

ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE

Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der
Friedrich-Ebert-Stiftung

48. Band · 2008

Verlag
J. H. W. Dietz Nachf.

REDAKTION: FRIEDHELM BOLL
BEATRIX BOUVIER
DIETER DOWE
ANJA KRUEKE (Schriftleitung)
PATRIK VON ZUR MÜHLEN
MICHAEL SCHNEIDER
RÜDIGER ZIMMERMANN

Redaktionsanschrift:
Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149, 53175 Bonn
Tel. 02 28 / 88 34 70, Fax 02 28 / 88 34 97
E-Mail: Anja.Krueke@fes.de

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die finanzielle Förderung von Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

ISSN 0066-6505
ISBN 978-3-8012-4180-3

© 2008 Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Umschlag und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig
Satz: PAPYRUS – Schreib- und Büroservice, Bonn
Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2008

Inhalt

BEITRÄGE ZUM RAHMENTHEMA

»DEKOLONISATION: PROZESSE UND VERFLECHTUNGEN 1945–1990«

<i>Andreas Eckert</i> , Spätkoloniale Herrschaft, Dekolonisation und internationale Ordnung. Einführende Bemerkungen	3
<i>Daniel Maul</i> , Internationale Organisationen als historische Akteure. Die ILO und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche 1940–1970	21
<i>Jérôme B. Elie/Jussi Hanhimäki</i> , UNHCR and Decolonization in Africa. Expansion and Emancipation, 1950s to 1970s	53
<i>Frieder Ludwig</i> , Unabhängigkeitsbestrebungen und Dekolonisationsprozesse. Zur Positionierung der Kirchen in Afrika und Asien	73
<i>Christoph Kalter</i> , »Le monde va de l'avant. Et vous êtes en marge«. Dekolonisierung, Dezentrierung des Westens und Entdeckung der »Dritten Welt« in der radikalen Linken in Frankreich in den 1960er-Jahren	99
<i>Esther Helena Arens</i> , »Mission interrupted«? Die Diskussion über die Dekolonisierung in den Niederlanden	133
<i>Sönke Kunkel</i> , Systeme des Wissens, Visionen von Fortschritt. Die Vereinigten Staaten, das Jahrzehnt der Modernisierungstheorie und die Planung Nigerias 1954–1965	155
<i>Daniel Speich</i> , Der Entwicklungsautomatismus. Ökonomisches Wissen als Heilsversprechen in der ostafrikanischen Dekolonisation	183
<i>Stephan Malinowski</i> , Modernisierungskriege. Militärische Gewalt und koloniale Modernisierung im Algerienkrieg (1954–1962)	213
<i>Fabian Klose</i> , Zur Legitimation kolonialer Gewalt. Kolonialer Notstand, antisubversiver Krieg und humanitäres Völkerrecht im kenianischen und algerischen Dekolonisierungskrieg	249
<i>Frank Schubert</i> , Die kolonialen Wurzeln nachkolonialer Gewalt. Die Entstehung von <i>Martial Tribes</i> und politischer Ethnizität in Uganda	275
<i>Robert Heinze</i> , »Decolonising the Mind«. Nationalismus und <i>Nation Building</i> im Rundfunk in Namibia und Sambia	295
<i>Larry Butler</i> , Mining, Nationalism, and Decolonization in Zambia. Interpreting Business Responses to Political Change, 1945–1964	317
<i>Hubertus Büschel</i> , In Afrika helfen. Akteure westdeutscher »Entwicklungshilfe« und ostdeutscher »Solidarität« 1955–1975	333

VI

<i>Corinna R. Unger</i> , Rourkela, ein »Stahlwerk im Dschungel«. Industrialisierung, Modernisierung und Entwicklungshilfe im Kontext von Dekolonisation und Kaltem Krieg (1950–1970)	367
<i>Andreas Hilger</i> , Revolutionsideologie, Systemkonkurrenz oder Entwicklungspolitik? Sowjetisch-indische Wirtschaftsbeziehungen in Chruschtschows Kaltem Krieg	389
<i>Patrik von zur Mühlen</i> , Entwicklungspolitische Paradigmenwechsel am Beispiel der Friedrich-Ebert-Stiftung vom Ende der 1950er- bis zu den 1990er-Jahren ...	411
<i>Véronique Dimier</i> , Bringing the Neo-Patrimonial State back to Europe. French Decolonization and the Making of the European Development Aid Policy	433

FORSCHUNGSBERICHTE UND REZENSIONEN

<i>Stephanie Decker</i> , Dekolonisation der Wirtschaft? Wirtschaftsnationalismus in Afrika nach 1945	461
<i>Ulrike Lindner</i> , Plätze an der Sonne? Die Geschichtsschreibung auf dem Weg in die deutschen Kolonien	487
<i>Jens Jäger</i> , Fotografiegeschichte(n). Stand und Tendenzen der historischen Forschung	511
<i>Rüdiger Hachtmann</i> , Wissenschaftsgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	539
<i>Malte Thießen</i> , Gedächtnisgeschichte. Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen	607
<i>Jan Philipp Altenburg</i> , Perspektiven der Stadtforschung. Neue Studien zur Stadt um 1900	635
<i>Jochen Guckes</i> , Ordnungsvorstellungen im Raum. Überlegungen zur deutschen Stadtplanungs- und Architekturgeschichte zwischen 1918 und 1945 aus kulturhistorischer Sicht	661
<i>Beate Fieseler</i> , Arbeiter und Bauern – Terror und Feste im Stalinismus. Ein Forschungsbericht über die neuere wissenschaftliche Literatur, Teil II	703
<i>Fred S. Oldenburg</i> , Der Kalte Krieg – Meistererzählungen	725

*

<i>Ali Rattansi</i> , Racism. A Very Short Introduction, Oxford etc. 2007 (Wulf D. Hund) ..	755
<i>Susanne Michl</i> , Im Dienste des »Volkskörpers«. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2007 (Andreas Renner)	760

A. Dirk Moses, <i>German Intellectuals and the Nazi Past</i> , Cambridge etc. 2007 (Nikolai Wehrs)	762
Stephan Schlak, Wilhelm Hennis. <i>Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik</i> , München 2008 (Nikolai Wehrs)	762
Mario Kessler, Ossip K. Flechtheim. <i>Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenker (1909–1998)</i> , Köln/Weimar etc. 2007 (Henning Albrecht)	765
Christian A. Braun/Michael Mayer/Sebastian Weitkamp (Hrsg.), <i>Deformation der Gesellschaft? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus</i> , Berlin 2008 (Wigbert Benz)	768
Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, hrsg. von Hansjoachim Henning und Florian Tennstedt, I. Abteilung: Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867 bis 1881), Bd. 8, bearb. von Ralf Stremmel u. a., Darmstadt 2006 (Marcel Boldorf)	770
Ulf Brunnbauer/Andreas Helmedach/Stefan Troebst (Hrsg.), <i>Schnittstellen. Gesellschaft, Nation, Konflikt und Erinnerung in Südosteuropa. Festschrift für Holm Sundhaussen zum 65. Geburtstag</i> , München 2007 (Krunoslav Stojaković)	772
Summaries	777
Résumés	783
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes	791
Rahmenthemen der nächsten Bände des »Archivs für Sozialgeschichte«	796

Weitere Einzelrezensionen des »Archivs für Sozialgeschichte« finden sich unter
[<http://www.fes.de/afs>](http://www.fes.de/afs)

Rezensierte Bücher in alphabetischer Reihenfolge¹

(Band XLVIII und Online-Rezensionen September 2007 – Juli 2008)

<i>Acham, Karl</i> u. a. (Hrsg.), Der Gestaltungsanspruch der Wissenschaft	80925.htm	
<i>Aly, Götz/Michael Sontheimer</i> , Fromms. Wie der jüdische Kondomfabrikant Julius F. unter die deutschen Räuber fiel	80922.htm	
<i>Andermann, Jens/William Rowe</i> (Hrsg.), Images of Power: Iconography, Culture and the State in Latin America		525
<i>Anders, Freia/Ingrid Gilcher-Holtey</i> (Hrsg.), Herausforderungen des staatlichen Gewaltmonopols	80868.htm	
<i>Angenendt, Arnold</i> , Toleranz und Gewalt. Das Christentum zwischen Bibel und Schwert	80904.htm	
<i>Barker, Peter</i> u. a. (Hrsg.), Views from abroad. Die DDR aus britischer Perspektive	80895.htm	
<i>Barsickow, Heinz-Joachim</i> (Hrsg.), Politische Lager und Reichstagswahlen im Raum Herne vor dem Ersten Weltkrieg	80884.htm	
<i>Bayer, Karen/Frank Sparing/Wolfgang Woelk</i> (Hrsg.), Universitäten und Hochschulen im Nationalsozialismus und in der frühen Nachkriegszeit		573
<i>Bayerdörfer, Hans-Peter</i> u. a. (Hrsg.), Bilder des Fremden. Mediale Inszenierung von Alterität im 19. Jahrhundert	80888.htm	523
<i>Béhar, Pierre</i> u. a. (Hrsg.), Médiation et conviction: mélanges offerts à Michel Grunewald	80943a.htm	
<i>Behrends, Jan C.</i> u. a. (Hrsg.), Antiamerikanismus im 20. Jahrhundert	80879.htm	
<i>Bender, Peter</i> , Deutschlands Wiederkehr. Eine ungeteilte Nachkriegsgeschichte 1945–1990	80897a.htm	
<i>Berend, Ivan T.</i> , Markt und Wirtschaft. Ökonomische Ordnungen und wirtschaftliche Entwicklung in Europa seit dem 18. Jahrhundert	80916.htm	
<i>Bernhardt, Christoph</i> u. a. (Hrsg.), Geschichte der Planung des öffentlichen Raums		646
<i>Besier, Gerhard/Hermann Lübke</i> (Hrsg.), Politische Religion und Religionspolitik	80918.htm	
<i>Blank, Margot</i> (Hrsg.), Beutestücke: Kriegsgefangene in der deutschen und sowjetischen Fotografie 1941–1945		530
<i>Blumtritt, Herbert</i> , Die Geschichte der Dresdner Fotoindustrie		534
<i>Bock, Hans Manfred</i> , Berlin – Paris (1900–1933)		659
<i>Borgmann, Karsten</i> u. a. (Hrsg.), Das Ende der Urbanisierung?		636

¹ Einzelrezensionen im *Archiv für Sozialgeschichte* (Online-Ausgabe) können durch Angabe von Stichwort(en), Rezensent, Verfasser/Herausgeber und/oder Rezensionszeitraum unter www.fes.de/afs ermittelt und abgerufen oder auch direkt unter dem Dateinamen ausgewählt werden. Hierzu ist an die Internetadresse <http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/> der jeweilige hier angegebene Dateiname anzufügen, also beispielsweise für *Rita Aldenhoff-Hübinger*, Agrarpolitik und Protektionismus <http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/80500.htm>.

X

<i>Botz, Gerhard</i> (Hrsg.), Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern und Tätern und Mitläufern im Nationalsozialismus	614
<i>Braun, Christian A.</i> u. a. (Hrsg.), Deformation der Gesellschaft? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus	768
<i>Braun, Leopold L. S.</i> , In Lubianka's Shadow. The Memoirs of an American Priest in Stalin's Moscow, 1934–1945	717
<i>Bruch, Rüdiger vom</i> (Hrsg.), Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Bd. 1: Fachbereiche und Fakultäten	567
<i>Bruch, Rüdiger vom</i> u. a. (Hrsg.), Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts	548
<i>Bruch, Rüdiger vom</i> , Gelehrtenpolitik, Sozialwissenschaften und akademische Diskurse in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert	547
<i>Bruch, Rüdiger vom/Brigitte Kaderas</i> (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik	540
<i>Brückweh, Kerstin</i> , Mordlust, Serienmorde, Gewalt und Emotion im 20. Jahrhundert	80936.htm
<i>Brüggemeier, Franz-Josef</i> u. a. (Hrsg.), How green were the Nazis?	80910.htm
<i>Brunnbauer, Ulf</i> u. a. (Hrsg.), Schnittstellen. Gesellschaft, Nation, Konflikt und Erinnerung in Südosteuropa	772
<i>Buckley, Mary</i> , Mobilizing Soviet Peasants: Heroines and Heroes of Stalin's Field	708
<i>Butler, Larry</i> , Copper Empire: Mining and the Colonial State in Northern Rhodesia, c. 1930–64	465
<i>Close, Susan</i> , Framing Identity: Social Practices of Photography in Canada (1880–1920)	525
<i>Collin, Peter/Thomas Horstmann</i> (Hrsg.), Das Wissen des Staates	564
<i>Conrad, Sebastian</i> , Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich	498
<i>Costa, Sérgio</i> , Vom Nordatlantik zum »Black Atlantic«. Postkoloniale Konfigurationen und Paradoxien transnationaler Politik	80908.htm
<i>Damberg, Wilhelm/Antonius Liedhegener</i> (Hrsg.), Katholiken in den USA und Deutschland	80915.htm
<i>Daum, Andrew W.</i> u. a. (Hrsg.), America, the Vietnam War and the World	80878.htm
<i>Davies, Sarah/James Harris</i> (Hrsg.), Stalin. A new history	704
<i>Derendinger, Ernst</i> , Erzählungen aus dem Leben. Als Graphiker in Moskau von 1910 bis 1948	717
<i>Diehl, Paula</i> (Hrsg.), Körper im Nationalsozialismus	80948.htm
<i>Dörr, Margret</i> u. a. (Hrsg.), Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive	615
<i>Dundovich, Elena</i> u. a. (Hrsg.), Reflections on the Gulag	721
<i>Eckart, Wolfgang U.</i> u. a. (Hrsg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus	575

<i>Eckel, Jan</i> , Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert	80901.htm	
<i>Eckel, Jan/Thomas Etzemüller</i> (Hrsg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft	80929.htm	
<i>Eckert, Andreas</i> , Kolonialismus		490
<i>Engels, Jens Ivo</i> , Naturpolitik in der Bundesrepublik	80898.htm	
<i>Ertz, Simon</i> , Zwangsarbeit im stalinistischen Lagersystem		720
<i>Falk, Barbara</i> , Sowjetische Städte in der Hungersnot 1932/33		706
<i>Felber, Ulrike</i> u. a. (Hrsg.), Welt ausstellen. Schauplatz Wien 1873		536
<i>Feuchert, Sascha</i> u. a. (Hrsg.), Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt	80920.htm	
<i>Fickers, Andreas</i> , »Politique de la grandeur« versus »Made in Germany«. Politische Kulturgeschichte der Technik	80958.htm	
<i>Flachowsky, Sören</i> , Von der Notgemeinschaft zum Reichsforschungsrat		556
<i>Fleiter, Rüdiger</i> , Stadtverwaltung im Dritten Reich	80927.htm	
<i>Föcking, Friederike</i> , Fürsorge im Wirtschaftsboom. Die Entstehung des Bundessozialhilfegesetzes von 1961	80924.htm	
<i>Fooker, Insa/Jürgen Zinnecker</i> (Hrsg.), Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten		617
<i>Freidl, Wolfgang/Werner Sauer</i> (Hrsg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument		591
<i>Fritzen, Florentine</i> , Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert	80917.htm	
<i>Führer, Karl-Christian/Corey Ross</i> (Hrsg.), Mass Media, Culture and Society in Twentieth-Century Germany		532
<i>Gaddis, John Lewis</i> , Der Kalte Krieg. Eine neue Geschichte	80923a.htm	738
<i>Garland, David</i> , Kultur der Kontrolle. Verbrechensbekämpfung und soziale Ordnung in der Gegenwart	80944.htm	
<i>Gebhardt, Miriam/Clemens Wischermann</i> (Hrsg.), Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität	80872.htm	
<i>Gees, Thomas</i> , Die Schweiz im Europäisierungsprozess	80887.htm	
<i>Geiger, Annette</i> , Urbild und fotografischer Blick. Diderot, Chardin und die Vorgeschichte der Fotografie in der Malerei des 18. Jahrhunderts		517
<i>Gierl, Martin</i> , Geschichte und Organisation. Institutionalisierung als Kommunikationsprozess am Beispiel der Wissenschaftsakademien um 1900		555
<i>Gilcher-Holtey, Ingrid</i> (Hrsg.), Zwischen den Fronten. Positionskämpfe europäischer Intellektueller im 20. Jahrhundert	80867b.htm	
<i>Goehrke, Carsten</i> , Russischer Alltag. Eine Geschichte in neuen Zeitbildern. Band 3: Sowjetische Moderne und Umbruch		704
<i>Goldman, Wendy Z.</i> , Terror and Democracy in the Age of Stalin. The Social Dynamics of Repression		710

XII

<i>Goñi, Uki</i> , Odessa. Die wahre Geschichte. Fluchhilfe für NS-Kriegsverbrecher	80902a.htm	
<i>Gosse, Van</i> , Rethinking the New Left. An Interpretative History	80914.htm	
<i>Grebing, Helga</i> , Die Worringers. Bildungsbürgerlichkeit als Lebenssinn – Wilhelm und Marta Worringer (1881–1965)	80885.htm	
<i>Gross, Kali N.</i> , Colored amazons. Crime, violence and Black women in the City of Brotherly Love, 1880–1910		651
<i>Grün, Bernd/ Hans-Georg Hofer/Karl-Heinz Leven</i> (Hrsg.), Medizin und Nationalsozialismus		588
<i>Grunewald, Michel</i> u. a. (Hrsg.), Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1871–1914)	80943b.htm	
<i>Grunewald, Michel</i> u. a. (Hrsg.), Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1918–1933)	80943c.htm	
<i>Hahn, Hans-Werner</i> , Die industrielle Revolution in Deutschland	80961.htm	
<i>Halbrainer, Heimo/Claudia Kuretsidis-Haider</i> , Kriegsverbrechen, NS-Gewaltverbrechen und die europäische Strafjustiz von Nürnberg bis Den Haag	80952.htm	
<i>Hansen, Reimer</i> , Aus einem Jahrtausend historischer Nachbarschaft. Studien zur Geschichte Schleswigs, Holsteins und Dithmarschens	80963.htm	
<i>Hascher, Michael</i> , Politikberatung durch Experten. Das Beispiel der deutschen Verkehrspolitik im 19. und 20. Jahrhundert	80934.htm	
<i>Haupts, Leo</i> , Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur frühen Bundesrepublik		594
<i>Hausmann, Frank-Rutger</i> , Hans Bender (1907–1991) und das »Institut für Psychologie und Klinische Psychologie« an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944		572
<i>Hedeler, Wladislaw/Meinhard Stark</i> , Das Grab in der Steppe: Leben im GULAG		721
<i>Hedeler, Wladislaw</i> (Hrsg.), KARLAG. Das Karagandinsker »Besserungsarbeitslager« 1930–1959: Dokumente		721
<i>Heinemann, Isabel/Patrick Wagner</i> (Hrsg.), Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert		562
<i>Held, Gerd</i> , Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne		638
<i>Hellbeck, Jochen</i> , Revolution on My Mind. Writing a Diary Under Stalin		718
<i>Hendel, Joachim</i> u. a. (Bearb.), Wege der Wissenschaft im Nationalsozialismus. Dokumente zur Universität Jena, 1933–1945		584
<i>Henning, Hansjoachim/Florian Tennstedt</i> (Hrsg.), Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, I. Abtl., Bd. 8		770
<i>Hennock, E. P.</i> , The Origin of the Welfare State in England and Germany, 1850–1914. Social Policies compared	80894.htm	
<i>Hering, Rainer/Rainer Nicolaysen</i> (Hrsg.), Lebendige Sozialgeschichte. Gedenkschrift für Peter Borowsky	80905.htm	
<i>Heyden, Ulrich van der/Joachim Zeller</i> (Hrsg.), »... Macht und Anteil an der Weltherrschaft«. Berlin und der deutsche Kolonialismus		493

<i>Hiller von Gaertringen, Hans Georg</i> (Hrsg.), Das Auge des Dritten Reiches. Hitlers Kameramann und Fotograf Walter Frentz	532
<i>Hitzer, Bettina</i> , Im Netz der Liebe. Die protestantische Kirche und ihre Zuwanderer in der Metropole Berlin (1849–1914)	651
<i>Hobuß, Steffi/Ulrich Lölke</i> (Hrsg.), Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas	494
<i>Holm, Kirsten</i> , Das sowjetische Speziallager Nr. 4 Landsverg/Warthe	80940.htm
<i>Holzer, Anton</i> , Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg	530
<i>Hoßfeld, Uwe/Jürgen John/Oliver Lemuth</i> , »Kämpferische Wissenschaft«. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus	578
<i>Hoßfeld, Uwe</i> u. a. (Hrsg.), Hochschule im Sozialismus	80896.htm
<i>Hoy, Anne H.</i> , Enzyklopädie der Fotografie. Die Geschichte. Die Technik. Die Kunst. Die Zukunft	514
<i>Hroch, Mirolslav</i> , Das Europa der Nationen. Die moderne Nationsbildung im europäischen Vergleich	80876.htm
<i>Hübinger, Gangolf</i> , Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte	80867a.htm
<i>Hull, Isabel V.</i> , Absolute destruction. Military culture and the practices of war in Imperial Germany	504
<i>Ilić, Melanie</i> (Hrsg.), Stalin's Terror Revisited	719
<i>Jahr, Christoph</i> (Hrsg.), Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Bd. 1: Strukturen und Personen	567
<i>Janatková, Alena/Hanna Kozinska-Witt</i> (Hrsg.), Wohnen in der Großstadt 1900–1939	648
<i>Jaworski, Rudolf</i> , Deutsche und tschechische Ansichten. Kollektive Identifikationsangebote auf Bildpostkarten in der späten Habsburgermonarchie	80903.htm
<i>Jeffrey, Ian</i> , Revisions: An Alternative History of Photography	522
<i>Judt, Tony</i> , Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart	80866.htm
<i>Kapellen, Michael</i> , Doppelt leben. Bernward Vesper und Gudrun Ensslin	80937.htm
<i>Kay, Alex J.</i> , Exploitation, Resettlement, Mass Murder. Political And Economic Planning for German Occupation Policy in the Soviet Union, 1940–1941	80881.htm
<i>Kellerhoff, Sven Felix</i> , Der Reichstagsbrand: die Karriere eines Kriminalfalls	80949.htm
<i>Kelly, Catriona</i> , Children's World: Growing up in Russia 1890–1991	713
<i>Kemseke, Peter van</i> , Towards an Era of Development. The Globalization of Socialism and Christian democracy 1945–1965	80886.htm
<i>Keßler, Mario</i> , Ossip K. Flechtheim: Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenker (1909–1998)	765
<i>Kielmansegg, Peter Graf</i> , Das geteilte Land. Deutsche Geschichte 1945–1990	80897b.htm
<i>Kleißmann, Christoph</i> , Arbeiter im »Arbeiterstaat« DDR	80912.htm

XIV

<i>Klotchkov, Kathleen</i> , Der lange Weg zum Fest. Die Geschichte der Moskauer Stadtgründungsfeiern von 1847 bis 1947	80877.htm	
Kontakte-Kontakty e. V. (Hrsg.), »Ich werde es nie vergessen«: Briefe sowjetischer Kriegsgefangener 2004–2006	80911.htm	
<i>Kotulla, Michael</i> , Deutsches Verfassungsrecht 1806–1918, Bd. 1: Gesamtdeutschland, Anhaltische Staaten und Baden	80933.htm	
<i>Kotulla, Michael</i> , Deutsches Verfassungsrecht 1806–1918, Band 2: Bayern	80933.htm	
<i>Kramer, Sven</i> (Hrsg.), Die Shoah im Bild		528
<i>Kraus, Elisabeth</i> (Hrsg.), Die Universität München im Dritten Reich		584
<i>Kühne, Thomas</i> , Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert	80873.htm	
Kunst und Politik. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft, Schwerpunkt Kunstgeschichte an den Universitäten im Nationalsozialismus		597
<i>Kuromiya, Hiroaki</i> , The Voices of the Dead. Stalin's Great Terror in the 1930s		723
<i>Laak, Dirk van</i> , Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert		499
<i>Leffler, Melvin P.</i> , For the Soul of Mankind: the United States, the Soviet Union, and the Cold War		741
<i>Lehr, Stefan</i> , Ein fast vergessener »Osteinsatz«, Deutsche Archivare im Generalgouvernement, und im Reichskommissariat Ukraine	80909.htm	
<i>Leicht, Michael</i> , Wie Katie Tingle sich weigerte, ordentlich zu posieren und Walker Evans darüber nicht grollte		535
<i>Lengwiler, Martin</i> , Risikopolitik im Sozialstaat. Die schweizerische Unfallversicherung (1870–1970)	80893.htm	
<i>Lieb, Peter</i> , Konventioneller Krieg oder Weltanschauungskrieg? Kriegsführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44	80882.htm	
<i>Lieske, Adina</i> , Arbeiterkultur und bürgerliche Kultur in Pilsen und Leipzig	80954.htm	
<i>Madelung, Eva/Joachim Scholtyseck</i> , Heldenkinder. Verräterkinder. Wenn die Eltern im Widerstand waren		618
<i>Marien, Mary Warner</i> , Photography: A Cultural History		514
<i>Markowitsch, Hans J./Harald Welzer</i> (Hrsg.), Das autobiographische Gedächtnis		611
<i>Maß, Sandra</i> , Weiße Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918–1964		492
<i>Mayer, Hans</i> , Briefe aus Leipzig 1948–1963, hrsg. und komm. von Mark Lehmstedt	80939a.htm	
<i>Mayer, Hans</i> , Der Fall Hans Mayer. Dokumente 1956–1963, hrsg. und komm. von Mark Lehmstedt	80939b.htm	
<i>McNeill, John</i> , Blue Planet. Die Geschichte der Umwelt im 20. Jahrhundert	80959.htm	
<i>Meinecke, Friedrich</i> , Akademischer Lehrer und emigrierte Schüler. Briefe und Aufzeichnungen 1910–1977	80932.htm	

<i>Melber, Henning</i> (Hrsg.), Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart	495
<i>Michl, Susanne</i> , Im Dienste des »Volkskörpers«. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg	760
<i>Moses, A. Dirk</i> , German Intellectuals and the Nazi Past	762
<i>Müller, Werner</i> (Bearb.), Die Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften 1946–1948	80953.htm
<i>Neumann, Michael</i> , Eine Literaturgeschichte der Photographie	511
<i>Nowak, Karin</i> , Spanien zwischen Diktatur und Republik	80951.htm
<i>Oesterle, Günter</i> (Hrsg.), Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung	625
<i>Olschowsky, Burkhard</i> , Einvernehmen und Konflikt. Das Verhältnis zwischen der DDR und der Volksrepublik Polen 1980–1989	80875.htm
<i>Owzar, Armin</i> , »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«. Konfliktmanagement im Alltag des wilhelminischen Obrigkeitsstaates	655
<i>Petrone, Karen</i> , Life Has Become More Joyous, Comrades. Celebrations in the Time of Stalin	715
<i>Pfeil, Ulrich</i> (Hrsg.), Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert	80883.htm
<i>Piper, Ernst</i> , Kurze Geschichte des Nationalsozialismus	80956.htm
<i>Pinney, Christopher/Nicolas Peterson</i> (Hrsg.), Photography's Other Histories	524
<i>Pitot, Geneviève</i> , Der Mauritius-Schekel. Geschichte der jüdischen Häftlinge auf der Insel Mauritius 1940–1945	80941.htm
<i>Pons, Silvio/Federico Romero</i> (Hrsg.), Reinterpreting the End of the Cold War	734
<i>Priemel, Kim Christian</i> , Flick. Eine Konzerngeschichte vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik	80931.htm
<i>Rattansi, Ali</i> , Racism. A Very Short Introduction	755
<i>Reiter, Margit</i> , Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis	622
<i>Riffel, Dennis</i> , Unbesungene Helden. Die Ehrungsinitiative des Berliner Senats 1958 bis 1966	80938.htm
<i>Rolf, Malte</i> , Das sowjetische Massenfest	716
<i>Rossanda, Rossana</i> , Die Tochter des 20. Jahrhunderts	80955.htm
<i>Rossmann, Jeffrey J.</i> , Worker Resistance under Stalin. Class and Revolution on the Shop Floor	710
<i>Roth, Ralf/Robert Beachy</i> , Who ran the cities? City Elites and Urban Power Structures in Europe and North America 1750–1940	80926.htm
<i>Ruppenthal, Jens</i> , Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919	496

XVI

<i>Saldern, Adelheid von</i> (Hrsg.), Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten	80928.htm	
<i>Schalenberg, Marc/Peter Th. Walther</i> (Hrsg.), »... immer im Forschen bleiben«. Rüdiger vom Bruch zum 60. Geburtstag		552
<i>Schildt, Axel/Detlef Siegfried</i> (Hrsg.), European Cities, Youth and the Public Sphere in the Twentieth Century		647
<i>Schlak, Stephan</i> , Wilhelm Hennis. Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik		762
<i>Schlör, Joachim</i> , Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität (1822–1938)		658
<i>Schmale, Wolfgang</i> u. a., E-Learning Geschichte	80935.htm	
<i>Schmidt, Sigmar</i> u. a. (Hrsg.), Handbuch zur deutschen Außenpolitik	80906.htm	
<i>Schneider, Karl</i> , Zwischen allen Stühlen. Der Bremer Kaufmann Hans Hespe im Reserve-Polizeibataillon 105	80900.htm	
<i>Schneppen, Heinz</i> , Odessa und das Vierte Reich. Mythen der Zeitgeschichte	80902b.htm	
<i>Schulte-Varendorff, Uwe</i> , Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck – Mythos und Wirklichkeit		506
<i>Schultz, Helga/Eduard Kubû</i> (Hrsg.), History and Culture of Economic Nationalism in East Central Europe		479
<i>Schulze Wessel, Martin</i> (Hrsg.), Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa	80880.htm	
<i>Schütte, Heinz</i> , Zwischen den Fronten. Deutsche und österreichische Überläufer zum Viet Minh	80874.htm	
<i>Schwede, Sandra</i> , Mit Licht und Tücke. Die Frühzeit der Photographie im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin (1839–1880)		536
<i>Sdvižkov, Denis</i> , Das Zeitalter der Intelligenz. Zur vergleichenden Geschichte der Gebildeten in Europa bis zum Ersten Weltkrieg	80945.htm	
<i>Sharif-Nassab, Arin</i> , Über-Lebensgeschichten. Der Holocaust in Krakau – Biographische Studien	80890.htm	
<i>Siemens, Daniel</i> , Metropole und Verbrechen. Die Gerichtsreportage in Berlin, Paris und Chicago 1919–1933		641
<i>Sobich, Frank Oliver</i> , »Schwarze Bestien, rote Gefahr«. Rassismus und Antisozialismus im deutschen Kaiserreich		502
<i>Söldenwagner, Philippa</i> , Spaces of Negotiation. European Settlement and Settlers in German East Africa 1900–1914		508
<i>Specht, Minna</i> , Gesinnungswandel Beiträge zur Pädagogik im Exil und zur Erneuerung von Erziehung und Bildung im Nachkriegsdeutschland	80919.htm	
<i>Speitkamp, Winfried</i> , Deutsche Kolonialgeschichte		489
<i>Stadler, Friedrich</i> (Hrsg.), Kontinuität und Bruch 1938 – 1945 – 1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte		596
<i>Stahr, Henrick</i> , Fotojournalismus zwischen Exotismus und Rassismus		536
<i>Stamp, Friedrich</i> , Im Wandel solidarisch bleiben. Geschichte der Metallarbeiter und ihrer Gewerkschaften in Mecklenburg und Vorpommern	80947.htm	
<i>Stiegler, Bernd</i> , Theoriegeschichte der Photographie		512
<i>Stöver, Bernd</i> , Der Kalte Krieg 1947–1991	80923b.htm	740

<i>Stockwell, Sarah E.</i> , The business of decolonization: British business strategies in the Gold Coast	471
<i>Strassmann, Wolfgang Paul</i> , Die Strassmanns. Schicksale einer deutsch-jüdischen Familie über zwei Jahrhunderte	80892.htm
<i>Streubel, Christiane</i> , Radikale Nationalistinnen. Agitation und Programmatik rechter Frauen in der Weimarer Republik	80942.htm
<i>Swett, Pamela E.</i> , Neighbors and Enemies. The Culture of Radicalism in Berlin, 1929–1933	80899.htm
<i>Szeless, Margarethe</i> , Die Kulturzeitschrift »magnum«. Photographische Befunde der Moderne	533
<i>Tetzlaff, Rainer/Cord Jakobeit</i> , Das nachkoloniale Afrika. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft	465
<i>Thies, Ralf</i> , Ethnograph des dunklen Berlin. Hans Oswald und die »Großstadt-Dokumente« (1904–1908)	638
<i>Thimme, Roland</i> , Rote Fahnen über Potsdam 1933–1989	80871.htm
<i>Thönnessen, Werner</i> , Mein Tor zur Welt. Ein Lebensweg als Gewerkschafter und Intellektueller	80869.htm
<i>Tosstorff, Reiner</i> , Profintern. Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920–1937	80870.htm
<i>Triulzi, Alessandro/M. Cristina Ercolessi</i> (Hrsg.), State, Power, and New Political Actors in Postcolonial Africa	80889.htm
<i>Tschuggnall, Karoline</i> , Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur	613
<i>Tschuggnall, Karoline</i> (Hrsg.), Erinnerung & Emotion	619
<i>Uekötter, Frank</i> , The Green and the Brown. A History of Conservation in Nazi Germany	80921.htm
<i>Uhl, Michael</i> , Mythos Spanien. Das Erbe der Internationalen Brigaden in der DDR	80960.htm
<i>Ulrich, Gustav</i> , Altvaterland. Gustav Ulrich – ein Photograph aus Reutenhau vor 100 Jahren	536
Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. (Hrsg.), Die Philipps-Universität Marburg zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus	592
<i>Viola, Lynne</i> , The unknown Gulag. The lost world of Stalin's Special Settlements	706
<i>Vogel, Hans-Jochen/Ruck, Michael</i> (Hrsg.), Klaus Schönhoven. Arbeiterbewegung und soziale Demokratie in Deutschland	80891.htm
<i>Voigt, Johannes H.</i> , Die Indienpolitik der DDR. Von den Anfängen bis zur Anerkennung (1952–1972)	80950.htm
<i>Walkenhorst, Peter</i> , Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890–1914	501
<i>Welzer, Harald</i> (Hrsg.), Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis	615

XVIII

<i>Welzer, Harald/Hans J. Markowitsch</i> (Hrsg.), Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung	608
<i>Wende, Waltraud »Wara«</i> (Hrsg.), Krieg und Gedächtnis	627
<i>Wenge, Nicola</i> , Integration und Ausgrenzung in der städtischen Gesellschaft. Eine jüdisch-nichtjüdische Beziehungsgeschichte Kölns 1918–1933	656
<i>Werner, Michael</i> , Die »Ohne mich«-Bewegung. Die bundesdeutsche Friedensbewegung im deutsch-deutschen Kalten Krieg (1949–1955)	80913.htm
<i>Werth, Nicolas</i> , Die Insel der Kannibalen. Stalins vergessener Gulag	707
<i>White, Nicolas J.</i> , British business in post-colonial Malaysia, 1957–70	471
<i>Wigger, Iris</i> , Die »Schwarze Schmach am Rhein«. Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse	80907.htm
<i>Wild, Mark</i> , Street meeting. Multiethnic neighborhoods in early twentieth-century Los Angeles	652
<i>Windmüller, Joachim</i> , Ohne Zwang kann der Humanismus nicht existieren ... »Asoziale« in der DDR	80957.htm
<i>Winter, Jay</i> , Dreams of Peace and Freedom. Utopian Moments in the 20th Century	80946.htm
<i>Winter, Jay</i> , Remembering War. The Great War Between Memory and History in the Twentieth Century	531
<i>Wirsching, Andreas</i> , Neueste Zeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch	80962.htm
<i>Ziehe, Irene/Ulrich Hägele</i> (Hrsg.), Fotos – »schön und nützlich zugleich«. Das Objekt Fotografie	524
<i>Zimmermann, Clemens</i> (Hrsg.), Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert	637
<i>Zubok, Vladislav M.</i> , A Failed Empire: The Soviet Union in the Cold War from Stalin to Gorbachev	744
<i>Zwahr, Hartmut</i> , Die erfrorenen Flügel der Schwalbe. Tagebuch einer Krise (1968–1970). DDR und Prager Frühling	80930.htm

Beiträge zum Rahmenthema
»Dekolonisation: Prozesse und Verflechtungen 1945–1990«

Andreas Eckert

Spätkoloniale Herrschaft, Dekolonisation und internationale Ordnung

Einführende Bemerkungen

Das Ende der europäischen Kolonialimperien in Afrika und Asien gehört, daran kann kein Zweifel bestehen, zu den bedeutsamsten Entwicklungen des 20. Jahrhunderts. In Deutschland ist dieser Prozess in seiner außerordentlichen Relevanz von den Zeitgenossen sehr lange nicht recht wahrgenommen worden. Wolfgang J. Mommsen bemerkte kurz nach der Wiedervereinigung, in und nach der die deutsche Politik wieder einmal stark mit sich selbst beschäftigt war, nicht zu Unrecht,

»dass sich die erste Phase der Dekolonisation als Prozess für uns Deutsche gleichsam im Schatten der drängenden Probleme des Wiederaufbaus und der Errichtung einer demokratischen Ordnung in den westlichen Teilen Deutschlands vollzogen hat. Nur wenigen ist es bewusst, dass in eben jenen Jahren, in denen die Deutschen wieder auf eigenen Beinen zu stehen begannen, die entscheidenden Wegmarken des Prozesses der Dekolonisierung eingeschlagen wurden, und dies vielfach in unmittelbarer Verzahnung mit den großen mächtropolitischen Auseinandersetzungen, die auch die Zukunft der beiden deutschen Staaten im Zentrum Europas maßgeblich bestimmt haben.«¹

Die deutsche Geschichtsschreibung, die jenseits zumeist konventioneller Untersuchungen im Feld der internationalen Beziehungen mit Fokus auf den nordatlantischen Raum traditionell eher wenig Interesse an der außereuropäischen Welt zeigte, hat den Prozess der Dekolonisation weitgehend verschlafen.² Bezeichnenderweise ist gerade das gegenwärtig boomende, für die Zeit nach 1945 gleichsam zuständige Feld der Zeitgeschichte noch immer besonders stark von einer germanozentrischen Perspektive geprägt. Die in diesem Bereich berufenen Professorinnen und Professoren arbeiten jedenfalls fast ausschließlich zur deutschen Geschichte, einige seit einiger Zeit mit einer vorsichtigen, oft auch nur rhetorisch-programmatischen Öffnung hin zu Europa. Die nach 1990 rasch zugänglichen

1 Wolfgang J. Mommsen, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Das Ende der Kolonialreiche. Dekolonisation und die Politik der Großmächte, Frankfurt/Main 1990, S. 7.

2 Allerdings sind auch im Bereich der Internationalen Geschichte seit einiger Zeit Versuche der Neuorientierung sichtbar. Vgl. Wilfried Loth/ Jürgen Osterhammel (Hrsg.), Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten, München 2000. Überdies sollte an dieser Stelle erwähnt werden, dass gerade in deutscher Sprache schon früh Werke erschienen sind, die sich einer weiten, über ein einzelnes Kolonialimperium hinausreichenden Perspektive zur Dekolonisation verpflichtet fühlten. Eine – auch im Kontext der internationalen Forschung – Pionierstudie war Rudolf von Albertini, Dekolonisation. Die Diskussion über Verwaltung und Zukunft der Kolonien 1919–1960, Köln/Opladen 1966; ferner Franz Ansprenger, Auflösung der Kolonialreiche, München 1981; Wolfgang Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion, Bde. 3 u. 4, Stuttgart 1988/1990; Dietmar Rothermund, Dehli, 15. August 1947. Das Ende kolonialer Herrschaft, München 1998; ders., The Routledge Companion to Decolonization, London/New York 2006. Ähnlicher Zuschnitt bei Raymond F. Betts, Decolonization, London/New York 1998. Einige Studien verheißen zwar in ihrem Titel, die »europäische Dekolonisation« zu behandeln, konzentrieren sich dann aber doch auf ein Empire, in der Regel das britische. Vgl. etwa Robert F. Holland, European Decolonization 1918–1981. An Introductory Survey, Basingstoke 1985. Einen exzellenten Überblick zur Forschung bis circa 1990 bietet Jürgen Osterhammel, Spätkolonialismus und Dekolonisation, in: NPL 37, 1992, S. 404–426. Ein neuerer umfassender Literaturbericht fehlt nicht nur in deutscher Sprache.

Quellen zur Geschichte der DDR haben eine wahre Flut an Arbeiten ausgelöst und viele Kräfte gebunden.³

Die internationale Forschung hat das Thema »Dekolonisation« hingegen aus sehr verschiedenen Perspektiven aufgegriffen. Dabei ist weiterhin nicht eindeutig, was dieser Begriff überhaupt genau meint. »Dekolonisation«, befand etwa der amerikanische Historiker Raymond F. Betts, sei ein unbeholfener, uneleganter Begriff und daher recht passend zu der Thematik, die er bezeichnen soll, denn die Dekolonisation, welche die Weltgeschichte in den Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg prägte, war weniger ein gradliniger Prozess als ein komplexes Gemisch aus diversen Aktivitäten und Ereignissen, aus friedlichen Übergängen und von Gewalt geprägten Befreiungskämpfen, aus lokalen Konstellationen und internationaler Politik.⁴ Am Ende stand der Zerfall der großen Kolonialreiche, politisch gleichsam abgeschlossen durch die Übergabe der britischen Kronkolonie Hongkong an die Volksrepublik China 1997.

Die formale Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien in Afrika, Asien und der Karibik erfüllte aber keineswegs die Hoffnungen, welche die Bevölkerungen dieser Erdteile damit verbanden. Das »Reich der Freiheit«, das die nationalistischen Politiker beschworen hatten, erwies sich für die Mehrzahl der Menschen in den neuen Staaten als Fortsetzung von Armut, Abhängigkeit und Bevormundung. Daran hat sich bis heute nur wenig geändert. Vertreter »postkolonialer« Ansätze in den Kultur- und Sozialwissenschaften sprechen denn auch davon, dass eine Vielzahl von Beziehungsmustern und Effekten kolonialer Herrschaft bis heute nachwirkt. Sie sehen die gegenwärtige Welt nach wie vor geprägt von imperialen und neokolonialen Herrschaftsverhältnissen und kulturellen Beziehungen, welche die alten Ungleichheiten reproduzieren und verfestigen.

Uneinigkeit besteht nicht nur darüber, wie die Spätfolgen der europäischen Fremdherrschaft für die ehemals kolonisierten Gebiete zu bewerten sind. Rege und kontroverse Debatten werden auch bezüglich der Ursachen und Umstände der Dekolonisation geführt. War es die Wucht nationalistischer Bewegungen, welche die Europäer zum Rückzug bewegt hat? Oder war es die planvolle Einsicht der europäischen Mächte in die Notwendigkeit, ihre überseeischen Besitzungen in die Unabhängigkeit zu entlassen? Welche Rolle spielte in diesem Zusammenhang die Herausbildung einer bipolaren Welt nach dem Zweiten Weltkrieg? Erstaunlich ist in jedem Fall, wie zügig der Prozess der Dekolonisation verlief. Innerhalb von zwei Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs war das französische Kolonialreich in Afrika und Asien nahezu komplett verschwunden. Das Ende des britischen Empire verlief zwar zögerlicher, war aber zwei Dekaden nach der 1947 erfolgten Unabhängigkeit und Teilung Indiens ebenfalls mehr oder weniger abgeschlossen. 1945 existierten etwa auf dem afrikanischen Kontinent lediglich drei unabhängige Staaten: Liberia, Äthiopien und Ägypten. Nur 15 Jahre später war die Zahl bereits auf 27 gewachsen. Im Jahr 1960 allein erlangten 17 afrikanische Kolonien ihre Unabhängigkeit, vornehmlich im Norden, Westen und Osten des Kontinents. Kurz darauf schwappte die Dekolonisationswelle auch durch Ostafrika. Und Mitte der Siebzigerjahre begannen schließlich die »weißen« Siedlerregime des südlichen Afrika zu wanken, eine Entwicklung, die mit den ersten freien Wahlen in Südafrika 1994 ihren Abschluss fand.

Die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Dekolonisation muss eigentlich, darauf hat zuerst der Freiburger Historiker Wolfgang Reinhard hingewiesen, als dritte Welle des Abbaus von Kolonialherrschaft bezeichnet werden. Die erste Dekolonisation wäre demnach die nationale Emanzipation der meisten europäischen Besitzungen in Nord- und Südamerika zwischen 1776 und 1825. Bei der zweiten Dekolonisation handelte es sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende langsame Transformation der »Siedlungskolonien

³ Vgl. etwa *Gabriele Metzler*, Einführung in das Studium der Zeitgeschichte, Paderborn 2004.

⁴ *Betts*, Decolonization, S. 1.

neuenglischen Typs« (Kanada, Australien und Neuseeland) in faktisch sich selbst regierende Staaten innerhalb des britischen Empire.

Über den genauen Beginn der dritten Dekolonisation scheiden sich die Geister. Mit dem Ersten Weltkrieg ging in vieler Hinsicht das »Zeitalter des Imperialismus« zu Ende, ein Ende der europäischen Kolonialreiche schien damals aber weiter entfernt denn je.⁵ Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson betonte auf der Versailler Friedenskonferenz zwar das Selbstbestimmungsrecht der Völker, doch nirgendwo resultierte daraus unmittelbar die Unabhängigkeit von Kolonien.⁶ Der neu gegründete Völkerbund drückte den damaligen Paternalismus der Großmächte eindrucksvoll aus. In Artikel 22 seiner Satzung war von der heiligen Verpflichtung der zivilisierten Völker die Rede, welche die Verantwortung für die Völker der nicht-europäischen Gebiete übernehmen sollten, »die unter den anstrengenden Bedingungen der modernen Welt zur Selbständigkeit noch nicht fähig sind.« In den Zwanzigerjahren erreichte die koloniale Welt jedenfalls »das universalhistorische Maximum ihrer Ausdehnung« (Jürgen Osterhammel). Für die meisten Zeitgenossen in Europa erschien zu diesem Zeitpunkt ein Ende des kolonialen Systems unvorstellbar. Dieser Eindruck wurde nicht zuletzt durch die Tatsache bestärkt, dass überall in den Kolonien Prachtbauten und Stadtanlagen erschienen, die offenkundig für die Ewigkeit angelegt waren. Die koloniale Exportwirtschaft erfuhr einen beständigen Ausbau. Die Große Depression der Dreißigerjahre unterbrach diesen Boom und führte etwa in der Karibik und in einigen Regionen Afrikas verstärkt zu Streiks und Aufständen. Besonders in Asien formierten sich schlagkräftige antikoloniale Gruppierungen. In Indien, dem Zentrum des britischen Empire, entfaltete sich in der Zwischenkriegszeit eine machtvolle Nationalbewegung, welche die koloniale Fremdherrschaft immer stärker in Frage stellte.

Der Zweite Weltkrieg traf die europäischen Kolonialreiche schwer, brachte sie aber nicht unmittelbar zum Einsturz. Der Krieg selbst hatte kurzfristig sogar etwa das britische imperiale System gestärkt und, nicht zuletzt in Gestalt des Premiers Winston Churchill, imperiale Rhetorik wieder salonfähig gemacht. Die Ressourcen der kolonialen Besitzungen wurden in hohem Maße beansprucht, vor allem jene Indiens. Auch Afrika musste einen beträchtlichen Beitrag leisten. Schätzungsweise eine halbe Million afrikanischer Soldaten kämpfte allein in britischen Einheiten auf den Schlachtfeldern in Europa, Asien und Nordafrika. Bald offenbarte sich der Kontrast zwischen der ostentativen Bekundung, Freiheit und Demokratie seien die zentralen Ziele der Alliierten, und der Tatsache, dass die koloniale Herrschaft aufrechterhalten wurde. Dies entging auch zahlreichen Kolonisierten nicht.⁷

So bestätigte die berühmte, auf Betreiben des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt formulierte Atlantik-Charta vom August 1941 zwar in Artikel 3, dass es das Recht eines jeden Volkes gebe, selbst die Regierungsform zu wählen, unter der es leben möchte. Doch Churchill, der verkündete, er sei nicht Premierminister seiner Majestät geworden, um über die Auflösung des britischen Weltreichs zu präsidieren, behauptete zunächst ungerührt, die britische Kolonialpolitik stehe in Harmonie mit der Charta. Im Verlauf des Krieges wichen auch auf Seiten der Vereinigten Staaten antikoloniale Postulate immer mehr einer pragmatischen Allianzpolitik. Die Zusammenarbeit mit Großbritannien und die Niederwerfung Deutschlands und Japans hatten für Washington Priorität.⁸ Dekolonisationspolitik und Koalitionskriegsführung ließen sich kaum vereinbaren.

5 Vgl. für eine weite Kontextualisierung Sebastian Conrad/Dominic Sachsenmeier (Hrsg.), *Competing Visions of World Order. Global Moments and Movements, 1880s to 1930s*, New York 2007.

6 Zu diesem Themenkomplex vgl. jetzt Erez Manela, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism*, Oxford 2007.

7 Vgl. am Beispiel Nigerias etwa die Studie von Bonny Ibhawoh, *Imperialism and Human Rights. Colonial Discourses of Rights and Liberties in African History*, Albany 2007.

8 Vgl. Wm. Roger Louis, *Imperialism at Bay. The United States and the Decolonization of the British Empire*, Oxford 1977.

Während die Kolonialmächte nach 1945 in Asien angesichts der massiven nationalen Bewegungen mehr oder weniger schnell resignierten⁹, dachte in London und Paris zunächst niemand an eine rasche Aufgabe der afrikanischen Kolonien: im Gegenteil! Dort fand so etwas wie eine »zweite koloniale Besetzung« statt: In Frankreich wie in Großbritannien favorisierte man bezüglich Afrikas einen mit größeren Investitionen verbundenen »Entwicklungskolonialismus«, der den Metropolen direkten Nutzen und den Afrikanern die für eine künftige Unabhängigkeit nötige »Reife« bescheren sollte. Wellen von Experten wurden nach Afrika gesandt, um den Bauern neue Wege des Anbaus zu weisen und den Arbeitern neue Formen der Arbeit nahezulegen. Der Nachkriegsimperialismus war ein Imperialismus des Wissens. Parallel stieg der Antikolonialismus zu einer weltweiten Bewegung auf. Nicht nur bildeten sich in den Metropolitanstaaten bedeutende antikoloniale Gruppierungen¹⁰, sondern es intensivierten sich, nicht zuletzt auf Initiative Jawaharlal Nehrus, des Premierministers des seit 1947 unabhängigen Indiens, auch die afroasiatische Solidarität und das Bündnis der Blockfreien. Die Vereinten Nationen boten zunehmend ein wichtiges Forum für die jungen Nationen der ehemals kolonisierten Welt, bis zur Unabhängigkeit Ghanas 1957 allerdings noch ohne Vertreter des subsaharischen Afrika. Politische Aktivisten aus den afrikanischen Territorien, die formal unter Treuhandschaft der UNO standen, etwa Tanganyika, nutzen diese Institution jedoch mit oft großem Geschick, um ihre nationalistischen Anliegen voranzutreiben.¹¹ Auch der Panafrikanismus konnte (allerdings nur für kurze Zeit) einen beträchtlichen Einfluss entfalten.¹²

Vor diesem Hintergrund diskutieren die Beiträge des Bandes verschiedene Aspekte des Dekolonisationsprozesses. Dabei werfen sie zum Teil neues Licht auf bereits ältere Diskussionsstränge, zum Teil entfalten sie neuere Perspektiven, die nicht zuletzt einer verstärkten Sensibilität für globale Verflechtungen geschuldet sind. Insgesamt ergibt sich noch ein etwas unübersichtliches Bild, doch lassen sich eine Reihe von zentralen Themen ausmachen. Dazu gehört ein zunehmendes Interesse an internationalen Organisationen, in denen vor dem Hintergrund des Kalten Krieges neue Ordnungsvorstellungen auch unter Beteiligung der ehemals Kolonisierten (freilich mit deutlicher Hegemonie der USA, der Sowjetunion sowie der ehemaligen Kolonialmächte) ausgehandelt wurden.¹³ Die Rolle des Wissens, nicht zuletzt im Rahmen der rasch expandierenden Entwicklungszusammenarbeit, findet ebenso wie die mediale Kommunikation im Prozess des *nation building* wachsende Aufmerksamkeit.¹⁴ Eine weitere Perspektive wird auf das Thema Gewalt angelegt, die den Prozess der Dekolonisation wesentlich geprägt hat – Algerien, Kenia, aber auch Malaya gehören in diesem Zusammenhang zu den bedrückendsten Beispielen.¹⁵ Schließlich bieten einige Autoren gute Beispiele für die verflechtungsgeschichtlichen Aspekte des Dekolonisationsprozesses – die Bedeutung multinationaler Unternehmen etwa¹⁶ – oder das Phänomen, dass sich verschiedene Gruppe sehr genau beobachten: Indische

9 Vgl. für Südostasien mit Hervorhebung der wichtigen Rolle der Vereinigten Staaten: Marc Frey, *Dekolonisierung in Südostasien. Die Vereinigten Staaten und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche*, München 2006.

10 Vgl. für Großbritannien: Stephen Howe, *Anticolonialism in British Politics. The Left and the End of Empire, 1918–1964*, Oxford 1993. In weiter zeitlicher Perspektive demnächst Benedikt Stuchtey, *Die europäische Expansion und ihre Gegner. Studien zur Kolonialismuskritik vom 18. bis in das 20. Jahrhundert*, München 2009 (im Erscheinen).

11 Vgl. Ulrich Lohrmann, *Voices from Tanganyika. Great Britain, the United Nations and the Decolonization of a Trust Territory, 1946–1961*, Münster 2008.

12 Vgl. Immanuel Geiss, *Panafrikanismus. Zur Geschichte der Dekolonisation*, Frankfurt/Main 1968, S. 371 ff.

13 Vgl. u. a. den Beitrag von Jérôme B. Elie/Jussi Hanhimäki in diesem Band.

14 Vgl. u. a. den Beitrag von Robert Heinze in diesem Band.

15 Vgl. u. a. die Beiträge von Frank Schubert und Ester Helena Arens in diesem Band.

16 Vgl. den Beitrag von Larry J. Butler in diesem Band.

Kirchen werden eine wichtige Referenz für afrikanische kirchliche Gruppen, englische Militärs suchen von den Erfahrungen ihrer französischen Kollegen zu profitieren, die europäische Linke glaubt, von den Befreiungsbewegungen der ›Dritten Welt‹¹⁷ Anregungen für den eigenen »Kampf« in den Industrieländern zu erhalten.¹⁸ Die folgenden Abschnitte greifen einige dieser Aspekte auf und versuchen dabei, ältere und neuere Ansätze miteinander zu verknüpfen. Dabei wird in Rechnung gestellt, dass die Erforschung der Dekolonisation weiterhin stark von nationalgeschichtlichen Perspektiven bestimmt wird.¹⁹

I. DEUTSCHLAND, DIE DEKOLONISATION UND DAS PARADIGMA DER ENTWICKLUNG

Inzwischen beginnt zumindest in der jüngeren Generation hierzulande, wie nicht zuletzt der vorliegende Band dokumentiert, ein Interesse an einer Zeitgeschichte jenseits der beiden Deutschland zu wachsen. Parallel wird der Kolonialismus (und damit auch die Dekolonisation) in die deutsche Geschichte »zurückgeholt«.²⁰ In den vergangenen Jahren sind zahlreiche Texte erschienen, welche die Rückwirkungen der (kurzen) kolonialen Erfahrung auf Deutschland herauszuarbeiten suchten. Der Grundkonsens dieser Forschungen lautet, dass sich aus dieser Kürze der formalen Kolonialherrschaft, also des tatsächlichen Besitzes von Kolonien (im Gegensatz zu informellen Einflussnahmen) keineswegs folgern lässt, dass der Kolonialismus ohne Relevanz für die deutsche Geschichte war. Kolonialbesitz ist das eine, Kolonialismus und koloniales Denken etwas anderes. Deutschland war mit und ohne seine Kolonien eng mit dem kolonialen Projekt verbunden, die Auswirkungen der kolonialen Erfahrung beeinflussten weit über 1918 hinaus Kultur und Gesellschaft.²¹ Auch die Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg geraten unter dieser Perspektive stärker in das Blickfeld. So haben mehrere Studien gezeigt, dass das unabhängige Afrika von 1960 bis weit in die 1970er-Jahre hinein als Schauplatz der deutsch-deutschen

17 Die Verwendung von zeitgenössischen Begriffen wie ›Dritte Welt‹ oder ›Unterentwicklung‹ ist problematisch, weil sie die damit bezeichneten Sachverhalte nur unzureichend treffen bzw. mit Paradigmen verbunden sind, die dieser Beitrag nicht teilt. Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden bei der Benutzung dieser Begriffe jedoch auf Anführungszeichen verzichtet.

18 Vgl. die Beiträge von *Frieder Ludwig*, *Christoph Kalter* und *Fabian Klose* in diesem Band.

19 Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf das britische und französische Kolonialreich, das Ende des portugiesischen Imperiums in Afrika in den 1970er-Jahren bleibt hingegen ausgespart. Diese Thematik hat in jüngster Zeit verstärkt das Interesse der historischen Forschung gefunden. Vgl. etwa *Patrick Chabal* u. a., *A History of Postcolonial Lusophone Africa*, London 2002; *Patrick Chabal/Nuno Vidal* (Hrsg.), *Angola. The Weight of History*, London 2007. Ebenfalls nicht berücksichtigt wird die Dekolonisation in den niederländischen Besitzungen.

20 Vgl. dazu auch den Forschungsbericht von *Ulrike Lindner*, Plätze an der Sonne? Die Geschichtsschreibung auf dem Weg in die deutschen Kolonien, in: *AfS* 48, 2008, S. 487–510.

21 Programmatisch: *Sebastian Conrad*, Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte, in: *GG* 28, 2002, S. 145–169; *Andreas Eckert/Albert Wirz*, Wir nicht, die Anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus, in: *Sebastian Conrad/Shalini Randeria* (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geistes- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/Main 2002, S. 372–392. Zu den Studien, die sich z. T. auf sehr unterschiedliche Weise diesem Paradigma verpflichtet fühlen, gehören u. a.: *Sebastian Conrad*, *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*, München 2006; *Dirk van Laak*, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas*, Paderborn 2004; *Iris Wigger*, *Die »Schwarze Schmach am Rhein«*. Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Münster 2007; *Sandra Maß*, *Weißer Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland, 1918–1964*, Köln 2006; *Anette Dietrich*, *Weißer Weiblichkeit. Konstruktion von »Rasse« und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*, Bielefeld 2006.

Systemkonkurrenz fungierte.²² Die Afrikapolitik der beiden deutschen Staaten war ebenfalls Gegenstand größerer Untersuchungen.²³ Ein besonderes Interesse kommt in diesem Zusammenhang der Entwicklungspolitik zu. Bis heute besteht hierzulande in Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit große Uneinigkeit in der Bewertung von »Entwicklungspolitik«. Werden hier lediglich nutzlos Milliarden verschleudert, die vor allem Diktatoren in Afrika, Asien und Lateinamerika zugute kommen? Oder handelt es sich um ein perfides Instrument neokolonialer Politik, mit dem unter dem Vorwand der Partnerschaft die Abhängigkeit der armen Länder des Südens aufrechterhalten wird? Stören Entwicklungsprojekte den freien Weltmarkt? Oder muss man den Bankrott der Entwicklungshilfe erklären, wie es Kritiker bereits vor vielen Jahren mit der Formel von der »tödlichen Hilfe« getan haben?²⁴

Es ist eine Besonderheit unserer Zeit, dass das Konzept Entwicklung so zentral für das Nachdenken über so viele Gebiete unserer Erde ist. Wie »Zivilisation« im 19. Jahrhundert steht heute Entwicklung für ein dominantes Raster der Interpretation, durch welches uns die verarmten Regionen der Welt vertraut sind und in dessen Rahmen alltägliche Beobachtungen verständlich werden. Arme Länder sind demnach per definitionem unterentwickelt, und die Armut und Machtlosigkeit der dort lebenden Menschen sind gleichsam nur die äußeren Anzeichen dieser zugrunde liegenden Bedingung. Der Aufstieg des Konzepts Entwicklung vollzog sich im Kontext der globalen Neuordnung nach dem Zweiten Weltkrieg. Große Gebiete, vormals als Kolonien bekannt, wurden im Zuge der Dekolonisation zu unterentwickelten Gebieten oder zur Dritten Welt.

Deutschland spielte in diesem Prozess zunächst nur eine periphere Rolle, wurde jedoch bald Teil der internationalen Entwicklungsmaschinerie. Die Entwicklungspolitik der Bundesrepublik war nicht zuletzt ein Kind des Kalten Krieges. 1956 stellte das Auswärtige Amt erstmals 50 Millionen DM für technische Hilfe an »unterentwickelte Gebiete« bereit. Dahinter stand zum einen das Drängen der Vereinigten Staaten auf bundesdeutsche Beteiligung an globaler antikommunistischer »Eindämmung«, zum anderen das Bestreben der Adenauer-Regierung, die völkerrechtliche Anerkennung der DDR durch die jungen Staaten Asiens und Afrikas mit Hilfe von finanziellen Zuwendungen zu verhindern. Eine solche Anerkennung wurde in Bonn als »unfreundlicher Akt« gegenüber der Bundesrepublik angesehen, auf den abgestuft mit Sanktionen reagiert werden sollte: von der Einstellung der Entwicklungshilfe bis hin zum Abbruch diplomatischer Beziehungen.²⁵ Die Zuständigkeiten für Entwicklungspolitik innerhalb der Bundesregierung waren stark zersplittert. Dem 1961 gegründeten Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit gelang es nur ansatzweise, die Vielfalt der Interessen und Kompetenzen zu koordinieren. Erster Minister wurde der damals aufstrebende FDP-Politiker Walter Scheel. Scheel vermochte, ebenso wie sein Nachfolger Hans-Jürgen Wischnewski, nur wenige Akzente zu

22 Ulf Engel/Hans-Georg Schleicher, Die beiden deutschen Staaten in Afrika. Zwischen Konkurrenz und Koexistenz 1949–1990, Hamburg 1998; Brigitte H. Schulz, Development Policy in the Cold War Era. The Two Germanies and Sub-Saharan Africa, 1960–1985, Hamburg 1995.

23 Ulf Engel, Die Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949–1999. Rollen und Identitäten, Hamburg 2000; Kum'a Ndumbe III, Was will Bonn in Afrika? Zur Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland, Pfaffenweiler 1992; Ulrich van der Heyden/Ilona Schleicher/Hans-Georg Schleicher (Hrsg.), Die DDR und Afrika. Zwischen Klassenkampf und neuem Denken, Hamburg 1993.

24 Brigitte Erler, Tödliche Hilfe. Bericht von meiner letzten Dienstreise in Sachen Entwicklungshilfe, Freiburg 1985. Differenzierter: Franz Nuscheler, Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik, 5. völlig neu bearb. Aufl., Bonn 2004.

25 Vgl. Bastian Hein, Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974, München 2006. Vgl. mit Blick auf die entfalteten Aktivitäten in der Entwicklungszusammenarbeit die Beiträge von Hubertus Büschel und Patrik von zur Mühlen in diesem Band.

setzen. Entwicklungshilfe galt unter diesen Ministern vornehmlich als Instrument der Exportförderung. In den politischen Parteien spielte Entwicklungspolitik lediglich eine geringe Rolle. Und in der Öffentlichkeit machte sich zunehmend Skepsis über Milliardenzahlungen an unterentwickelte Gebiete breit, zumal sich das »Wirtschaftswunder« langsam dem Ende zuzuneigen schien. Überdies erwiesen sich in den Augen vieler Bundesbürger die Herrschenden der Dritten Welt als undankbar, wenn sie den Kalten Krieg für sich ausnutzten und eine selbstbewusste »Schaukelpolitik« zwischen den west- und ost-deutschen Angeboten verfolgten.

Erhard Eppler, von 1968 bis 1974 Minister, suchte im Gegensatz zu seinen Vorgängern, Entwicklungspolitik als langfristig angelegte Sozial- und Friedenspolitik zu propagieren, die kurzfristige Interessen zurückstellen sollte.²⁶ Seine Amtszeit war geprägt durch ein von Studentenbewegung und kirchlichen Kritikern neu entfacht Interesse an der Dritten Welt. Organisationen wie der Deutsche Entwicklungsdienst rekrutierten verstärkt linke Kräfte und reformierten ihre Konzepte zum Teil radikal. Der Biafra-Krieg in Nigeria (1967–1970) markierte den Beginn einer humanitären Bewegung. Mit der Ölkrise 1973/74 und der Kanzlerschaft des »Realpolitikers« Helmut Schmidt endete die Zeit der entwicklungspolitischen Hoffnungen. Staatliche Entwicklungspolitik ist seither wieder vornehmlich Förderungsinstrument außenpolitischer und wirtschaftlicher Interessen. Noch vergleichsweise wenig erforscht ist die Bedeutung des antikolonialen Befreiungskampfes und der Dekolonisation für die Entstehung von Dritte-Welt-Gruppen sowie einer von hohen Idealen geleiteten Solidaritätsbewegung und darüber hinaus für die Verbreitung sozialreformerischer und sozialrevolutionärer Ideen in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Kirchliche Gruppen und Theologen, allen voran die Vertreter der Befreiungstheologie, spielten hier eine wichtige Rolle. Es ist sicher nicht falsch, darin eine Spätwirkung der Missionstätigkeit zu sehen und sie als wichtiges Zeugnis eines durch die Kolonisation ausgelösten langfristigen Transkulturationsprozesses zu interpretieren, dessen Wirkung weit über die mit fortschreitender Säkularisierung enger werdenden Grenzen der Kirchen hinaus reicht. Im Zentrum der bundesdeutschen Solidaritätsbewegungen standen Vietnam und der lateinamerikanische Kontinent. Zwar war Afrika insgesamt für die Studentenbewegung von nur marginaler Bedeutung; das Apartheidsystem in Südafrika, die damals noch portugiesischen Kolonien Angola und Mosambik, aber auch Namibia und Zimbabwe (vormals Rhodesien) etablierten sich hingegen als wichtige Dauerthemen. Das Spektrum der Anti-Apartheidbewegung war breit und umfasste kirchliche Initiativen ebenso wie maoistische Splittergruppen.²⁷ Inzwischen sind nahezu überall im südlichen Afrika die ehemaligen Befreiungsbewegungen an der Macht. Nicht selten sind die Helden des antikolonialen Kampfes zu Diktatoren mutiert – Robert Mugabe bietet dafür ein besonders markantes Beispiel. Doch nur wenige Aktivisten hierzulande betrachteten die Entwicklungen nach dem Ende des Kolonialismus als Sache fortgesetzter Solidarität: »Die meisten unter denjenigen, die die Erlangung staatlicher Souveränität durch die einzelnen Befreiungsbewegungen derart enthusiastisch feierten, als wäre es zuvörderst ihr eigener Sieg, kümmerten sich danach allenfalls noch am Rande um die Schattenseiten, die dem Glanz folgten.«²⁸

26 Erhard Eppler, *Wenig Zeit für die Dritte Welt*, Stuttgart 1971.

27 Vgl. Reinhart Kößler/Henning Melber, *Globale Solidarität? Eine Streitschrift*, Frankfurt/Main 2002; Niels Seibert, *Vergessene Proteste. Internationalismus und Antirassismus 1964–1983*, Münster 2008. Zur DDR-»Solidarität« mit den Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika vgl. die allerdings partiell unkritische Studie von Ilona u. Hans-Georg Schleicher, *Die DDR im südlichen Afrika. Solidarität und Kalter Krieg*, Hamburg 1997. Zu einem Aspekt der Dritte-Welt-Bewegung in Frankreich vgl. den Beitrag von Christoph Kalter in diesem Band. Dort auch weitere Literaturhinweise.

28 Kößler/Melber, *Globale Solidarität*.

Die deutsche Entwicklungspolitik war Teil einer seit den späten 1940er-Jahren stetig wachsenden »Großindustrie«, die mehrere Milliarden Dollar, eine Vielzahl von privaten, staatlichen und internationalen Organisationen sowie eine weltweite Gemeinschaft von Experten umfasste. Die wachsende Konvergenz von nordamerikanischen und europäischen Interessen bezüglich der Notwendigkeit, Entwicklung durch technische Hilfsprogramme zu erzeugen, spielte eine wichtige Rolle für die Gründung einer Reihe von internationalen Organisationen in den späten 1940er- und frühen 1950er-Jahren. Die Weltbank und der Internationale Währungsfonds erweiterten zunehmend ihr Aktionsfeld. Hatten sie in den ersten Jahren nach Kriegsende den Wiederaufbau und die finanzielle Stabilität in Europa unterstützt, förderten sie bald die »internationale Entwicklung«. Von ebenso großer Bedeutung war das Netz von Entwicklungsorganisationen, das unter dem Dach der Vereinten Nationen entstand: die FAO, die WHO, UNICEF, UNDP und UNESCO²⁹. Die Gründung dieser multilateralen Agenturen trug entscheidend zur Internationalisierung des Entwicklungskonzeptes im Zeitalter der Dekolonisation bei. Obwohl die Verwaltung dieser Organisationen zunächst von Europäern und US-Amerikanern dominiert wurde und die Debatten vornehmlich spezifische nationale Interessen reflektierten, etablierte sich doch zunehmend als »gemeinsames Ziel« eine prosperierende, stabile Welt. Die wachsende Präsenz von »Entwicklungsländern« in den UN-Organisationen erleichterte es den Vertretern aus Afrika, Asien und Lateinamerika, ihre Konzeption von Entwicklung in die Debatten einzubringen.³⁰

Gleichwohl blieb die »Partnerschaft für den Fortschritt« eine ungleiche Beziehung, zumal die Ströme der Information, des Wissens, der Technologie und der Expertise größtenteils von der entwickelten zur unterentwickelten Welt verliefen.³¹ Das Entwicklungsparadigma führte in verschiedenen akademischen Disziplinen zu einer wachsenden Produktion

29 FAO steht für Food and Agriculture Organization of the United Nations, WHO für World Health Organization, UNICEF für United Nations International Children's Emergency Fund, UNDP für United Nations Development Program; UNESCO schließlich für United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization. Knapper Einstieg zur UNO: Klaus Dieter Wolf, Die UNO – Geschichte, Aufgabe, Perspektiven, München 2005. Zuletzt Paul Kennedy, Parlament der Menschheit. Die Vereinten Nationen und der Weg zur Weltregierung, München 2007.

30 Vgl. dazu auch den Beitrag von Daniel Maul in diesem Band.

31 Vgl. David H. Lumsdaine, Moral Vision in International Politics: The Foreign Aid Regime, 1949–1989, Princeton 1993; Akira Iriye, Global Community. The Role of International Organizations in the Making of the Contemporary World, Princeton 2004; Frederick Cooper/Randall Packard, Introduction, in: dies. (Hrsg.), International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge, Berkeley 1997, S. 1–41, hier: S. 8 f. Die Internationalisierung der Kolonialpolitik lässt sich auf zahlreichen anderen Feldern nachzeichnen, so bei der zunehmenden Kooperation der Kolonialmächte in Fragen von Arbeit und sozialer Sicherung. In diesem Zusammenhang waren vor allem zwei Organisationen von Belang: Das International Labour Office (ILO) und – seit 1948 – die International African Labour Conferences (IALCs). Zum ILO vgl. die exzellente Studie von Daniel Maul, Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation. Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970, Essen 2007, sowie den Beitrag von Maul in diesem Band. Vgl. dazu ferner Frederick Cooper, Decolonization and African society. The labor question in French and British Africa, Cambridge 1996, S. 361 ff., sowie Andreas Eckert, Soziale Sicherung im kolonialen Afrika. Staatliche Systeme und lokale Strategien, in: Peripherie 69/70, 1998, S. 46–66, hier: S. 58 f. Vgl. zur französisch-britischen Zusammenarbeit ferner Marc Michel, La coopération intercoloniale en Afrique noire, 1942–1950: un néocolonialisme éclairé?, in: Relations Internationales 34, 1983, S. 155–171; ders., The Decolonization of French Africa and the United States and Great Britain, 1945–58, in: Roy Bridges (Hrsg.), Imperialism, Decolonization and Africa. Studies Presented to John Hargreaves, London 1999, S. 153–177; John Kent, The Internationalization of Colonialism. Britain, France, and Black Africa, 1939–1956, Oxford 1992. Vgl. zu diesem Komplex auch die Beiträge von Corinna R. Unger und Andreas Hilger in diesem Band.

von Wissen, das stets in einem spannungsgeladenen Verhältnis zur entwicklungspolitischen Praxis stand.³²

II. MODERNISIERUNGSTHEORIE UND DIE ROLLE DER ENTWICKLUNGSÖKONOMIE

Ein prägnantes Beispiel ist in diesem Zusammenhang der Aufstieg der Entwicklungsökonomie, der eng mit dem Namen W. Arthur Lewis verbunden ist.³³ Lewis gehörte zu den wichtigsten Intellektuellen, Ökonomen und politischen Aktivisten des 20. Jahrhunderts. Er war der erste schwarze Professor sowohl an einer britischen Hochschule, in Manchester, als später auch an der amerikanischen Universität Princeton. Außerdem erhielt er 1979 als erste – und bisher einzige – Person afrikanischer Herkunft den Nobelpreis für Ökonomie. Sein Aufsatz »Economic Development with Unlimited Supplies of Labour« (1954) ist der wahrscheinlich einflussreichste Text im Feld der Entwicklungsökonomie, jenem in den Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg prosperierenden Bereich der Wirtschaftswissenschaften, der sich damit befasste, Wege zum wirtschaftlichen Aufschwung der armen, in der Regel ehemals kolonisierten Länder der Welt zu suchen und damit die Vorstellung eines »Entwicklungsautomatismus« auslöste.³⁴

Die Entwicklungsökonomie zog in jenen Jahren eine bemerkenswerte Gruppe brillanter Köpfe aus diversen Ländern und mit sehr unterschiedlichem Hintergrund an: den Argentinier Paúl Prebisch etwa, den Schweden Gunnar Myrdal, den aus Osteuropa stammenden Albert Hirschmann und eben den auf der Karibikinsel St. Lucia aufgewachsenen W. Arthur Lewis. Wichtige Referenz für das Fach bildeten die Schriften von John Maynard Keynes. Mit Keynes teilten die Entwicklungsökonominnen die Überzeugung von der großen Bedeutung des Staates, um wirtschaftlichen Fortschritt zu stimulieren und die effiziente Nutzung wirtschaftlicher Ressourcen zu fördern. Wie kein Zweiter verkörperte Lewis in seinen Schriften den Optimismus dieser Periode und das Vertrauen in die unabhängig gewordenen Länder der sogenannten Dritten Welt. Lewis war der festen Überzeugung, dass die Volkswirtschaften der »Entwicklungsländer« mithilfe der »richtigen« ökonomischen Programme florieren würden. Sein Modell teilte die Ökonomien dieser Länder in einen traditionellen und einen kapitalistischen Sektor ein. Die große Zahl ungelerner Arbeiter im Agrarbereich könne, so Lewis, den jungen Staaten in Asien, Afrika und der Karibik zum Vorteil gereichen, wenn diese gleichsam brachliegende Arbeitskraft im expandierenden industriellen Sektor zum Einsatz kommen würde.

In seinem Buch »Theory of Economic Growth« (1955) ging er noch weiter und vertrat die These, dass Wirtschaftswachstum grundlegende gesellschaftliche Wandlungsprozesse im Bereich der kulturellen Werte und der Familienorganisation sowie die Hinwendung zu einem neuen Arbeitsethos verlange. In anderen Schriften konzidierte Lewis den armen Ländern lediglich ein »niedriges kulturelles Niveau« und glaubte, dass deren Verwandtschafts- und andere soziale Strukturen zwar »den Ethnologen große Freude bereiten, jedoch zu brüchig sind, um vor den Umwälzungen des 20. Jahrhunderts bestehen zu können.«³⁵ Gegen die »ökonomische Dunkelheit« des traditionellen Sektors stellte Lewis die

32 Vgl. *Cooper/Packard*, International Development.

33 Vgl. für die folgenden Ausführungen die ausgezeichnete Studie von *Robert L. Tignor*, *W. Arthur Lewis and the Birth of Development Economics*, Princeton 2006. Lewis' wichtige Rolle für die theoretische Fundierung der Entwicklungspolitik wird auch herausgestellt von *Cooper*, *Decolonization*. Guter Überblick zur Geschichte der Entwicklungsökonomie: *Heinz W. Arndt*, *Economic Development. The History of an Idea*, Chicago 1987.

34 Vgl. auch den Beitrag von *Daniel Speich* in diesem Band.

35 *W. Arthur Lewis*, *Economic Development with Unlimited Supplies of Labour*, in: *The Manchester School* 22, 1954, S. 147 f.; vgl. auch *Cooper*, *Decolonization*, S. 380.

sich im kapitalistischen Sektor vollziehende »Befruchtung« der Gesellschaft. Lewis war jedoch keineswegs ein Apologet des real existierenden kolonialen Kapitalismus. Während seiner Zeit als Student und dann als Mitarbeiter an der renommierten *London School of Economics* engagierte sich der ehrgeizige, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsene Lewis in politischen Zirkeln und veröffentlichte regelmäßig kolonialkritische Artikel. In den Jahren des Zweiten Weltkrieges gehörte er zum Beraterstab des britischen Kolonialministeriums und hielt auch hier nicht mit Kritik an den politisch Verantwortlichen zurück. Lewis strebte die Befreiung der unterentwickelten Welt durch eine zweifache Transition an: von der rassistischen Rückständigkeit des kolonialen Kapitalismus zu einer dynamischen, gleichsam demokratischeren Variante; und von der Rückständigkeit der Tradition in eine nun allen offen stehende moderne Welt. Mit dem *Colonial Office* war er sich über die Notwendigkeit einig, dass der Übergang von einer hemmenden zu einer erfolgreichen wirtschaftlichen Struktur mit staatlichen Maßnahmen flankiert werden müsse. Überdies gehörten für Lewis politische Freiheit und breite Bildungschancen zu den unabdingbaren Voraussetzungen für ökonomische Entwicklung.

Lewis' Maximen fanden sich in den Wirtschaftsprogrammen und Fünfjahresplänen zahlreicher junger Staaten Afrikas und Asiens wieder. Lewis selbst versuchte mit Nachdruck, seine Ideen in die Praxis umzusetzen. 1957 wurde er Wirtschaftsberater von Präsident Kwame Nkrumah im gerade unabhängig gewordenen Ghana. Doch schon bald musste er einsehen, dass sein Rat bei den Herrschenden wenig gefragt war. Ganz gegen den Zeitgeist sprach sich Lewis überdies dezidiert gegen sozialistische Modelle aus: »Die Menschheit«, konstatierte er, »hat eine Fülle von Erfahrungen mit diesem System; es gibt keinen Grund, warum es in Westafrika weniger Unglück bringen sollte, als es den anderen Ländern brachte.«³⁶ Nkrumah hingegen schrieb ihm: »Aus wirtschaftlicher Perspektive sind ihre Hinweise sicherlich sinnvoll. Aber ich bin Politiker und muss auf die Zukunft vertrauen.«³⁷ Lewis ging daraufhin zurück in seine Heimat und baute als Vizekanzler der Universität der West Indies das Hochschulsystem in der Karibik mit auf. Frustriert über den zähen Gang der Dinge und durch Gesundheitsprobleme geschwächt, nahm er dankbar das Angebot an, auf einen Lehrstuhl für politische Ökonomie in Princeton zu wechseln. Bis zu seinem Tod 1991 widmete er sich fortan vornehmlich seiner akademischen Tätigkeit als Lehrer und Forscher. Als Lewis schließlich den Nobelpreis erhielt, war die große Zeit der Entwicklungsökonomie bereits vorbei. Das Scheitern der Modernisierungstheorie, die Desillusionierung über den Entwicklungsprozess in weiten Teilen der Dritten Welt sowie die gewachsene Sensibilisierung für die Arroganz der westlichen Sozialwissenschaften lassen Lewis Betätigungen heute in einem eher negativen Licht erscheinen. Die Modernisierungsprojekte à la Lewis waren, das lässt sich retrospektiv mühelos konstatieren, geprägt vom Machbarkeitswahn der Nachkriegszeit, widersprüchlich und unrealistisch. Doch war die mit der Entwicklungsökonomie eng verknüpfte Idee der Modernisierung nicht zuletzt deshalb für eine gewisse Zeit so erfolgreich, weil sie gerade auch für die ehemals Kolonisierten und ihre Sympathisanten ein Element der Verheißung enthielt: Alle Menschen würden, unabhängig von ihrer Herkunft, am Fortschritt teilhaben und seine Früchte genießen.

Aus heutiger Sicht ragen die Schwächen der Modernisierungstheorie, welche in den Fünfziger- und Sechzigerjahren eine fast irrationale Faszination ausstrahlte und insbesondere die nordamerikanische Politik gegenüber der Dritten Welt stark geprägt hat³⁸, deutlich hervor. Die Modernisierungstheorie hob auf einen Prozess ab, der nicht notwendig schon voll realisiert, aber bereits in Gang war und unausweichlich schien, da er teleologisch determiniert war. Die zentrale Überlegung der Modernisierungstheorie be-

36 Zit. nach Franz Ansprenger, *Kleine Geschichte Afrikas*, München 2002, S. 98.

37 Zit. nach Tignor, Lewis, S. 173.

38 Vgl. dazu den Beitrag von Sönke Kunkel in diesem Band.

stand darin, dass wichtige Dimensionen der Gesellschaft zusammen wirken und dass die auf diese Weise konstituierten Komplexe eine Bewegung von der Tradition hin zur Moderne bewirkten: von Subsistenz- zu Industriegesellschaften, von Groß- zu Kernfamilien, von askriptivem zu erworbenem Status, von religiösen zu säkularen Ideologien, von der Politik des Subjekts zur Politik des Teilhabens, von informellen zu vertraglichen Beziehungen. Eine Vielzahl von Arbeiten hat seither jedoch gezeigt, dass die zentralen Aspekte der Transition sich nicht wie erwartet veränderten. Vor allem aber erscheint Modernisierung in dieser Theorie als ein Prozess, der scheinbar natürlich passiert und auf Eigendynamik beruht. »Die Rede von der Modernisierung«, konstatiert Frederick Cooper, »verdeckte damals entscheidende Fragen: Waren ihre Kritiker eurozentristisch oder mehr noch, beruhten sie auf einer idealisierten Sicht davon, wie die amerikanische Gesellschaft sein sollte? Fanden Veränderungen in dieser Richtung einfach statt oder wurden sie bewirkt – durch die militärische Kraft Amerikas oder die wirtschaftliche Macht der kapitalistischen Konzerne?«³⁹

Die ökonomischen Dimensionen der Dekolonisation, die in Lewis' Studien und Tätigkeiten im Zentrum stehen, sind in der historischen Forschung im Übrigen eher zögerlich aufgegriffen worden.⁴⁰ Dabei spielten wirtschaftliche Faktoren und Einschätzungen für das Ende der europäischen Kolonialreiche, wie in Afrika, eine wichtige Rolle. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatten die beiden wichtigsten Kolonialmächte auf dem Kontinent, England und Frankreich, geglaubt, ihr Ziel, die wirtschaftlichen Ressourcen ihrer afrikanischen Besitzungen verstärkt abzuschöpfen, nur durch verstärkte Investitionen und politische, administrative und soziale Reformen erreichen zu können. Doch bereits Mitte der 1950er-Jahre setzte sich bei vielen europäischen Verantwortlichen die Erkenntnis durch, dass Afrika zukünftig für die nun wieder gesundende Ökonomie in Europa und der Welt insgesamt nur eine marginale Rolle spielen werde. Die hohen Kosten insbesondere der Sozialprogramme erschienen den Regierungen in London und Paris bzw. den Verwaltungen in Dakar und Nairobi deshalb immer stärker als Fehlinvestitionen. Insbesondere Frankreich entdeckte die nun die neuen Möglichkeiten der Kooperation in Europa, um fortan die Kosten der ökonomischen »Inwertsetzung« Afrikas mit anderen zu teilen und gleichzeitig seine Interessensphäre auch nach der formalen Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten. Der zentrale Partner bei dieser Transaktion war die Bundesrepublik, die eher geringe wirtschaftliche Interessen in Afrika (vor allem nicht im frankophonen Teil) hatte und zudem fürchtete, in den Algerienkrieg hineingezogen zu werden. Bonn willigte schließlich ein, in die 1957 verabschiedeten Römischen Verträge Verantwortung für die französischen Territorien miteinzubeziehen (und den Löwenanteil an den Entwicklungshilfegeldern zu tragen), weil Frankreich dies zur Grundbedingung für die europäische Einigung gemacht hatte.⁴¹

39 Vgl. Frederick Cooper, Wem nützt der Begriff der Globalisierung? Aus der Perspektive eines Afrika-Historikers, in: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hrsg.), *Globalgeschichte. Theorien. Ansätze. Themen*, Frankfurt/Main 2007, S. 140. Eine vergleichsweise frühe substantielle Kritik an der Modernisierungstheorie findet sich bei Dean Tipps, *Modernization theory and the comparative study of societies. A critical perspective*, in: *Comparative Studies in Society and History* 15, 1973, S. 199–226.

40 Beispiele liegen vor allem zum britischen Kolonialreich vor. Vgl. David Fieldhouse, *Merchant Capital and Economic Decolonization: The United Africa Company 1929–1989*, Oxford 1994; Robert L. Tignor, *Capitalism and Nationalism at the End of Empire: State and Business in Decolonizing Egypt, Nigeria and Kenya, 1945–1963*, Princeton 1998; Sarah Stockwell, *The Business of Decolonization. British Business Strategies in the Gold Coast*, Oxford 2000. Vgl. auch den Beitrag von Larry J. Butler in diesem Band sowie den Forschungsbericht von Stephanie Decker, *Dekolonisation der Wirtschaft? Wirtschaftsnationalismus in Afrika nach 1945*, in: AFS 48, 2008, S. 461–486.

41 Vgl. Marie-Thérèse Bitsch/Gérard Bossuat (Hrsg.), *L'Europe unie et l'Afrique: de l'idée de l'Eurafrrique à la Convention de Lomé*, Brüssel 2005. Ferner zum größeren Kontext der spätko-

III. DAS ENDE DES BRITISCHEN EMPIRE

Gleichwohl bleibt die grundsätzliche Frage, warum sich die Kolonialimperien innerhalb kurzer Zeit auflösten. Warum zerbröckelte etwa nach 1945 so rasch jenes gigantische britische Weltreich, in dem die Sonne nie unterging? Darüber hat sich vornehmlich in der angloamerikanischen Geschichtswissenschaft in den vergangenen zwei Dekaden eine rege Debatte entfaltet, die noch keineswegs abgeschlossen ist.⁴² Was die Forschung an dieser Thematik nicht zuletzt so spannend macht, ist die gleichsam täglich wachsende Quellenbasis. Für zahlreiche relevante staatliche Bestände endete erst kürzlich die Sperrfrist. Etliche Akten, die eher die Perspektive der Verwaltungen vor Ort beleuchten, sind hingegen von den Briten vernichtet worden, bevor sie die Kolonien verließen.⁴³

Den Jahren von 1957 bis 1964 kommt entscheidende Bedeutung für den Prozess der Dekolonisation zu.⁴⁴ Harold Macmillan und für ein knappes Jahr auch Sir Alec Douglas-Home trugen als Premierminister die zentrale politische Verantwortung in dieser kurzen, für die britische Geschichte des 20. Jahrhunderts aber so einschneidenden Periode. In ihren Amtszeiten löste sich das britische Weltreich endgültig auf. Nicht weniger als 18 Territorien, allein zehn in Afrika, wurden während dieses Zeitraums unabhängig und traten dem Commonwealth bei. Macmillan, zuvor Schatzkanzler unter Anthony Eden, übernahm kurz nach der Suez-Krise im Januar 1957 die Staatsgeschäfte. Seine viel zitierte Rede in Kapstadt fast genau drei Jahre später, in der er die Notwendigkeit unterstrich, sich mit dem nationalistischen »Wind des Wandels« zu arrangieren, entsprang keineswegs einer plötzlichen Eingebung. Bereits wenige Monate nach seinem Amtsantritt hatte er den Nationalismus als eine »Flutwelle« beschrieben, »die von Asien über den Ozean an die Küsten Afrikas drängt: kraftvoll, schnell und elementar. Sie kann geführt, aber nicht zurückgedrängt werden.«⁴⁵ Als zweite bedeutende Entwicklung in der Welt nach 1945 betrachtete

lonialen französischen Afrikapolitik *Frederick Cooper*, *Provincializing France*, in: *Ann L. Stoler* u. a. (Hrsg.), *Imperial Formations*, Santa Fe/Oxford 2007, S. 341–377. Zu den Strategien der Kolonialbeamten vor Ort vgl. *Francis Simonis*, *L'administration coloniale et le référendum du 28 septembre 1958 dans les fédérations d'AOF et d'AEF*, in: *Outre-Mers* 96, 2008, H. 358–359, S. 59–73. Vgl. auch den Beitrag von *Véronique Dimier* in diesem Band.

42 Gute Überblicks bei *Sarah Stockwell*, *Ends of Empire*, in: *dies.* (Hrsg.), *The British Empire. Themes and Perspectives*, Oxford 2008, S. 269–293; *Stephen Howe*, *When – if ever – did empire end? Recent studies of imperialism and decolonization*, in: *Journal of Contemporary History* 40, 2005, S. 585–599. Vgl. ferner u. a. *Larry J. Butler*, *Britain and Empire. Adjusting to a Post-Imperial World*, London 2002; *Martin Lynn* (Hrsg.), *The British Empire in the 1950s. Retreat or Revival?* London 2005; *Ronald Hyam*, *Britain's Declining Empire: The Road to Decolonization 1918–1968*, Cambridge 2006. Für den französischen Fall vgl. etwa *Cooper*, *Provincializing France*, sowie am Beispiel Westafrikas die sehr differenzierte Studie von *Tony Chafer*, *The End of Empire in French West Africa. France's Successful Decolonization?*, Oxford 2002.

43 Die unendliche Flut von im *Public Record Office* archivierten offiziellen britischen Dokumenten zur Dekolonisation wird seit Ende der 1980er-Jahre von dem – nun fast abgeschlossenen – Projekt »British Documents on the End of Empire« unter Mitwirkung einer exquisten, jetzt von Andrew Porter geleiteten Historikerschar gebündelt. Die bisher daraus hervorgegangenen, allesamt vorbildlichen Quelleneditionen sind in zwei Hauptreihen zusammengefasst. Reihe A vereint allgemeine Bände, in denen jeweils für die aufeinanderfolgenden Regierungen das gesamte Empire betreffende Dokumente abgedruckt sind. Reihe B ist einzelnen Ländern und Territorien gewidmet. Hier liegen bislang Bände zu Ghana, Nigeria, der Zentralafrikanischen Union, Sri Lanka, Malaya, Malaysia, Ägypten, dem Sudan sowie den Westindischen Inseln vor. Eine Edition zu Kenia steht vor dem Abschluss.

44 Vgl. *Ronald Hyam/Wm. Roger Louis* (Hrsg.), *The Conservative Government and the End of Empire, 1957–1964*, 2 Bde., London 2000.

45 Zit. nach ebd., Introduction, Bd. 1, S. XXVII.

er den ideologischen Kampf gegen den Kommunismus. Die Essenz von Macmillans Politik bestand folglich darin, Wege zu finden, sich den antikolonialen Nationalismus für die Eindämmung des Kommunismus zu Nutze zu machen. Diese Einstellung zieht sich durch seine »Wind des Wandels«-Rede. Graduell setzte sich bei ihm die Einsicht durch, Großbritannien müsse sich von den Überresten eines Empire lösen, das nicht länger profitabel war und zu einer gewaltigen politischen Belastung wurde.

Freilich stießen Macmillans Anregungen zum »Transfer of Power« zunächst auf wenig Resonanz im kolonialen Establishment und in den zuständigen Ministerien. Der unerwartet solide Wahlsieg der Tories im Oktober 1959 stärkte jedoch seine Position. Zudem erhöhte sich der Druck von außen, beispielsweise in Bezug auf Afrika. De Gaulle etwa hatte gerade unmissverständlich die nahe »Selbstbestimmung« der französischen Afrika-Kolonien angekündigt. Belgien annoncierte kurz darauf die Unabhängigkeit des Kongo für Juni 1960. Großbritannien lief nun Gefahr, wie es besorgt in einem Bericht des Außenministeriums hieß, »zusammen mit Portugal als Hindernis für den politischen Fortschritt« auf dem Kontinent eingestuft zu werden. Iain Macleod, der neue Kolonialminister, drückte vor allem in Ost- und Zentralafrika aufs Tempo. Hatte sein Vorgänger für Tanganyika, Uganda und Kenia noch den Beginn der 1970er-Jahre als Unabhängigkeitsdatum avisiert, setzte er eine Entwicklung in Gang, die bereits ein gutes Jahrzehnt früher die britische Herrschaft in diesen Ländern beendete. Diese Geschwindigkeit muss allerdings im Kontext des afrikanischen Nationalismus sowie vor dem Hintergrund der Ereignisse im Kongo und in Algerien gesehen werden. Die britischen Offiziellen agierten unter beträchtlichem Druck und mit zum Teil großer Frustration. Nicht wenige verloren angesichts der enormen Komplexität ihrer Aufgaben den Überblick. Letztlich vermochten sie den »Transfer of Power« nur sehr bedingt zu kontrollieren. Vor dem Hintergrund der Systemauseinandersetzung zwischen den USA und der Sowjetunion in der kolonialen Welt bestimmte schließlich oft die Stärke der jeweiligen nationalistischen Gruppierungen den tatsächlichen Zeitplan der Dekolonisation.⁴⁶

Das Ende der britischen Kolonialherrschaft in Afrika und Asien wurde lange Zeit zum Ausdruck einer liberalen Denkungsart erklärt, gar zu einer Erfolgsgeschichte aus dem Geist angelsächsischer Freiheitsliebe stilisiert.⁴⁷ Dieses Bild hat nicht zuletzt infolge der Debatten über das Vorgehen der britischen Armee während des Mau-Mau-Krieges im Kenia der 1950er-Jahre jüngst nachhaltige Risse bekommen. Eine Dokumentation der BBC sowie die Anfang 2004 zeitgleich publizierten Bücher von David Anderson und Caroline Elkins räumten gründlich mit dem verbreiteten Bild vom friedlichen Ende der britischen Kolonialherrschaft in Afrika auf.⁴⁸ Ihre Studien weckten in Großbritannien unangenehme, lange verdrängte Erinnerungen an ein dunkles Kapitel der eigenen Kolonialgeschichte. Mau-Mau war »die Horrorstory des Empire« (John Lonsdale) in den Fünfzigerjahren. Die Briten charakterisierten seinerzeit den Kampf zur Unterdrückung einer antikolonialen Revolte in Kenia als Krieg zwischen Wildheit und Zivilisation, als Rebellion von Afrikanern, die mit der Moderne nicht zurecht kamen und sich in eine primitive tribale Vergangenheit flüchteten, um das Rad des Fortschritts aufzuhalten. Die bedeutendste Chronistin der weißen Siedlergesellschaft Kenias, Elspeth Huxley, nannte Mau-Mau »den Schrei aus dem Sumpf«. Die britische Kolonialverwaltung reagierte seinerzeit

46 Eine Fallstudie, die diese Konstellation am Beispiel Tanganyikas sehr gut aufzeigt, bietet *John Iliffe*, TANU and Colonial Office, in: *Gregory Maddox/James L. Giblin* (Hrsg.), *In Search of a Nation. Histories of Authorities and Dissidence in Tanzania*, Oxford 2005, S. 168–197.

47 *Gerhard Altmann*, *Abschied vom Empire. Die innere Dekolonisation Großbritanniens*, Göttingen 2005.

48 *David Anderson*, *Histories of the Hanged. Britain's Dirty War in Kenya and the End of the Empire*, London 2005; *Caroline Elkins*, *Britain's Gulag. The Brutal End of Empire in Kenya*, London 2005.

mit massiver Härte gegen die Rebellion, die vor allem vom Volk der Kikuyu getragen wurde. 95 getöteten Europäern, davon 32 Zivilisten, standen über 20.000 tote Afrikaner gegenüber. Während des gut sieben Jahre dauernden Krieges wurden mehr als 1.000 Afrikaner auf der Grundlage von hastig verabschiedeten Antiterrorgesetzen gehängt, weit mehr als in jedem anderen kolonialen Konflikt, Algerien eingeschlossen. Rund 70.000 Einheimische wanderten ohne Prozess oft für mehrere Jahre in Gefängnisse und Internierungslager, wo die Administration sie rigorosen Umerziehungsprogrammen unterwarf. Über 100.000 Menschen wurden in neue Dörfer umgesiedelt. Das koloniale Kenia war in den Fünfzigerjahren, schrieb David Anderson, ein brutaler Polizeistaat. In ihrem Versuch, Einfluss und Autorität aufrechtzuerhalten, sei die britische Regierung, die ein Jahrzehnt zuvor im Zweiten Weltkrieg aufrecht gegen die Tyrannei gekämpft hatte, selbst zum Tyrannen geworden.

Die Bücher von Anderson und Elkins lösten in Großbritannien sogleich eine intensive öffentliche Debatte aus. »Unser Guantánamo«, überschrieb der *Guardian* einen Artikel zum Thema Mau-Mau, und der *Economist* verwies ebenfalls auf Parallelen zwischen dem britischen Verhalten in Kenia und der amerikanischen Außenpolitik unter George W. Bush.⁴⁹ Wichtige gemeinsame Aspekte seien in diesem Zusammenhang das fehlende Verantwortungsbewusstsein, die grobe Rechtsprechung, das Ignorieren internationaler Konventionen, die Misshandlung von Gefangenen sowie Haft ohne ordentliches Gerichtsverfahren. Der Historiker Stephen Howe beklagte im *Independent* hingegen das damalige Versagen der britischen Intellektuellen.⁵⁰ Im Vergleich zum Engagement von Sartre, Camus und anderen gegen die im Algerienkrieg begangenen Verbrechen sei die Reaktion der britischen Denker und Künstler auf die Gewaltexzesse in Kenia beschämend zurückhaltend ausgefallen.

IV. FRANKREICH UND DIE ERINNERUNG AN DIE DEKOLONISATION

Der Algerienkrieg gilt neben Mau-Mau als der zweite von großer Gewalt geprägte Dekolonisationskrieg auf dem afrikanischen Kontinent.⁵¹ Das Verhältnis der spätkolonialen Regime zu Gewalt war ambivalent.⁵² Während die Franzosen 1947 anlässlich des großen Eisenbahnerstreiks in Westafrika vergleichsweise gelassen und umsichtig reagierten, schlugen sie im gleichen Jahr anlässlich eines Aufstandes in Madagaskar brutal zu. Über 100.000 Einheimische mussten ihr Leben lassen.⁵³ Zehn Jahre später gingen die Franzosen in Kamerun mit äußerster Gewalt gegen die radikal antikoloniale und in vielen Teilen des Landes sehr populäre *Union des Populations du Cameroun* (UPC) vor. Gezielt wur-

49 The Guardian, 16.1.2005; The Economist, 29.12.2004.

50 Stephen Howe, *Forgotten Shame of Empire*, in: The Independent, 21.1.2005.

51 Diese Kriege werden in vergleichender Perspektive betrachtet im Beitrag von Fabian Klose in diesem Band. Vgl. auch ders., *Notstand und die Entgrenzung kolonialer Gewalt*, in: Francia 34, 2007, S. 39–61. Die Literatur zum Algerienkrieg ist sehr umfassend. Immer noch grundlegend: Hartmut Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg 1954–1962. Entkolonialisierungsversuch einer kapitalistischen Metropole. Zum Zusammenbruch der Kolonialreiche*, München 1974; Alistair Horne, *A Savage War of Peace. Algeria 1954–1962*, New York 1987. Zur internationalen Dimension des Krieges vgl. Matthew Connolly, *A Diplomatic Revolution. Algeria's Fight for Independence and the Origins of the Post-Cold War Era*, Oxford/New York 2002; zur Bedeutung des Krieges für Frankreich Todd Shephard, *The Invention of Decolonization. The Algerian War and the Remaking of France*, Ithaca 2006.

52 Neben der Gewalt stand zugleich auch immer der Versuch, durch Entwicklungshilfe die Kolonien zu erhalten. Vgl. dazu in diesem Band den Beitrag von Stephan Malinowski.

53 Vgl. Frederick Cooper, *Africa since 1940. The past of the present*, Cambridge/New York 2002, S. 64f.

den französische Soldaten, die in Indochina gekämpft hatten, eingesetzt, die Zwangsumsiedlungen durchführten und einige Regionen Kameruns zu »Pazifizierungs-Zonen« deklarierten, in denen sie systematisch und brutal Jagd auf die Rebellen machten.⁵⁴ Die Wucht des französischen Vorgehens gegen die UPC hing auch damit zusammen, dass diese Gruppierung als kommunistisch galt. Insbesondere nach Ausbruch des Koreakriegs gerieten nationalistische, antikoloniale Kräfte quasi automatisch in den Ruch, Kommunisten oder wenigstens kommunistisch beeinflusst zu sein. »When cold war fears grew, even West African bourgeois nationalist politics [were seen] as part of the ›red menace‹«, konstatieren David Killingray und Richard Rathbone.⁵⁵ Auch Patrice Lumumba, der erste Ministerpräsident des unabhängigen Kongo, kam schnell unter Verdacht, ein Kommunist zu sein. Seine Ansichten und Programme gehörten eigentlich eher zum Standard der liberalen Variante des antikolonialen Nationalismus: Er wollte zuvorderst die Unabhängigkeit von einem repressiven kolonialen Regime erreichen, ohne allzu konkrete Pläne für die Ordnung der nachkolonialen Zeit in der Tasche zu haben. Seine Rede bei der Unabhängigkeitsfeier, auf der er ein niederschmetterndes – und akkurates – Porträt der brutalen und ausbeuterischen belgischen Kolonialherrschaft zeichnete, machte ihn in den Augen der Belgier und vieler anderer westlicher Mächte zu einem Radikalen und Kommunisten.⁵⁶ Lumumbas Ermordung fand dann konsequenterweise unter Mithilfe des belgischen und des nordamerikanischen Geheimdienstes statt.⁵⁷

Anfang der 1990er-Jahre beklagte der französische Historiker Benjamin Stora, ein Spezialist für die Geschichte des Algerienkrieges, dass das vielerorts mit Gewalt verknüpfte Ende des französischen Kolonialreichs im Bewusstsein der Bevölkerung des Hexagons kaum präsent sei.⁵⁸ Die offizielle Erinnerungspolitik Frankreichs verdrängte in der Tat lange die Ereignisse in den Kolonien. Der Algerienkrieg etwa blieb in der staatlichen Sprachregelung eine »Operation zur Aufrechterhaltung der Ordnung«, ein Krieg ohne Namen. Vor wenigen Jahren jedoch wurde die *Grande Nation* mit Macht von ihrer Vergangenheit in Nordafrika eingeholt. In *Le Monde* erschien Anfang 2000 der Bericht einer ehemaligen Aktivistin der algerischen Befreiungsbewegung, die eindringlich ihre drei Monate währende Folter durch die französische Armee schilderte. Einige Monate später beschrieb General Paul Aussaresses in seinem Buch⁵⁹ minutiös die Foltermethoden der Militärs und löste ein gewaltiges öffentliches Echo aus. Ohne Reuegefühle gestand er ein, 24 Gefangene eigenhändig getötet zu haben. Aussaresses und seine Verleger wurden we-

54 Vgl. Achille Mbembe, *La Naissance du Maquis dans le Sud-Cameroun (1920–1960)*, Paris 1996; Marc Michel, *Une décolonisation confisquée? Perspectives sur la décolonisation du Cameroun sous tutelle de la France 1955–1960*, in: *Revue Française d'Histoire d'Outre-Mer* 86, 1999, S. 229–258; Richard Joseph, *Radical Nationalism in French Africa. The Case of Cameroon*, in: Prosser Gifford/Wm. Roger Louis (Hrsg.), *Decolonization and African Independence. The Transfer of Power*, New Haven 1988, S. 321–345.

55 David Killingray/Richard Rathbone, *Introduction*, in: *dies.* (Hrsg.), *Africa and the Second World War*, Basingstoke 1986, S. 17.

56 Zur Rede von Lumumba vgl. u. a. Albert Wirz, *Geschichte und antikolonialer Nationalismus. Zur Debatte um die Konstruktion politischer Identität in Afrika*, in: Wolfgang Reinhard (Hrsg.), *Die Fundamentalistische Revolution. Partikularistische Bewegungen der Gegenwart und ihr Umgang mit der Geschichte*, Freiburg 1995, S. 171 ff.

57 Vgl. Ludo de Witte, *Regierungsauftrag Mord. Der Tod Lumumbas und die Kongo-Krise*, Leipzig 2001; Cooper, *Africa since 1940*, S. 164. Zur Bedeutung der Konstellation des Kalten Krieges für die ehemaligen Kolonien, insbesondere in Afrika vgl. Odd Arne Westad, *The Global Cold War. Third World Interventions and the Making of Our Times*, Cambridge 2005; Piero Gleijeses, *Conflicting Missions. Havana, Washington, and Africa, 1959–1976*, Chapel Hill 2002.

58 Benjamin Stora, *La Gangrène et l'oubli: la mémoire de la guerre d'Algérie*, Paris 1991.

59 Paul Aussaresses, *Services Spéciaux. Algérie 1955–1957*, Paris 2001.

gen »Rechtfertigung von Kriegsverbrechen« zu Geldstrafen verurteilt. An wissenschaftlichen Publikationen zum Algerienkrieg hat es seit den 1960er-Jahren jedoch nicht gemangelt. Offensichtlich hat sich nur kaum jemand dafür interessiert. Das änderte sich vor einigen Jahren ebenfalls nachdrücklich. Als Raphaëlle Branche im Dezember 2000 an der Sorbonne ihre Doktorarbeit über Folter und Armee während des Krieges verteidigte, war dieses Ereignis *Le Monde* sogar einen Bericht auf der Titelseite wert. Die kurz darauf publizierte Studie⁶⁰ zeichnete auf der Basis von Archivdokumenten und Interviews sorgfältig die Praktiken der französischen Streitkräfte nach. Die weit verbreitete Folter war, so Branche, primär Teil einer Politik des gezielten Terrors, um die Nationalisten zu brechen. Erst in zweiter Linie ging es darum, Informationen aus den Gefangenen zu pressen. Allerdings erstaunt der etwa im Zusammenhang mit der Publikation von Branche gemachte Hinweis, es handele sich hier um neue Erkenntnisse. Vielen Zeitgenossen des Algerienkrieges war sehr bewusst, dass dort massiv gefoltert wurde, und sie haben dies auch wiederholt öffentlich gemacht.⁶¹

V. NACH DER POLITISCHEN UNABHÄNGIGKEIT

Die zeitweilig mit nicht selten großem Furor geführten öffentlichen Debatten über den Algerienkrieg verweisen gelegentlich zwar auch auf das fatale Erbe, welches das französische Kolonialsystem und ihr durch Gewalt geprägtes Ende im heute noch immer vom Bürgerkrieg zerrütteten Algerien hinterlassen haben. Vor allem aber thematisieren diese Diskussionen, die sich keineswegs auf Algerien beschränken, die Auswirkungen auf Frankreich selbst.⁶² Denn in Frankreich schlägt das Empire seit einiger Zeit sichtbar zurück. Das belegen nicht nur die gewalttätigen Ausschreitungen in den Pariser Vororten. Die Nachwirkungen des Kolonialismus und der fortdauernde Einfluss der Imperien auf das postkoloniale Europa beginnen vielerorts zu einem wichtigen Thema der Geschichtsschreibung zu werden. Die Erinnerung an den Kolonialismus ist eng verknüpft mit der Gestaltung der gegenwärtigen Beziehungen zwischen Europa und seinen ehemaligen Kolonien. Die vielfältigen Verbindungen zwischen Europa und der ehemals kolonisierten Welt – auf der Ebene des Handels, der Diplomatie, der Sicherheitspolitik und der Entwicklungszusammenarbeit – sind stark mit zeitgenössischen Verständnissen der imperialen Vergangenheit verschränkt. Die markanten Unstimmigkeiten 2003 zwischen europäischen Staaten über die Frage einer bewaffneten Intervention im Irak verweisen etwa auf divergierende Vorstellungen von Europas Rolle in einer postkolonialen Welt. Debatten über Europas Grenzen, demokratische Defizite in zahlreichen ehemaligen Kolonien oder die Rolle der Europäischen Union bei der Förderung von Wohlfahrt und Demokratie in Entwicklungsländern sind ebenfalls vom »Erbe des Kolonialismus« beeinflusst. Ebenso wichtig bleibt jedoch die Frage, wie stark die koloniale Vergangenheit die gegenwärtige Situation in den Postkolonien selbst geprägt hat.⁶³

60 Raphaëlle Branche, *La Torture et l'Armée pendant la Guerre d'Algérie, 1954–1962*, Paris 2001.

61 Vgl. etwa Pierre Vidal-Naquet, *La torture et la république. Essai d'histoire et de politique contemporaine (1954–1962)*, Paris 1998.

62 Benjamin Stora/Mohammed Harbi, *La Guerre d'Algérie: 1954–2004, la fin d'amnésie*, Paris 2004. Allgemein: Pascal Blanchard/Nicolas Bancel (Hrsg.), *Culture post-coloniale 1961–2006. Traces et mémoires coloniales en France*, Paris 2006; Herman Lebovics, *Bringing the empire back home: France in the global age*, Durham/NC 2004.; Dominic Thomas, *Black France: Colonialism, Immigration, and Transnationalism*, Bloomington 2007; etwas verquast, aber durchaus anregend: Kristin Ross, *Fast cars, clean bodies: Decolonization and the reordering of French culture*, Cambridge/MA 1995.

63 Vgl. den Beitrag von Frank Schubert in diesem Band.

Afrika ist hier ein ebenso komplexes wie wichtiges Beispiel, denn dieser Kontinent scheint, und dazu muss man kein Afro-Pessimist sein, am wenigsten erfolgreich die Dekolonisation überstanden zu haben. Wie ist diese Entwicklung zu erklären? Der koloniale Staat, der in den 1950er-Jahren in Afrika scheiterte, stand für einen »aufdringlich ehrgeizigen Kolonialismus« (Frederick Cooper), und die »unabhängigen« Nachfolgestaaten mussten neben der Regierungsverantwortung das Scheitern kolonialer Entwicklungsprojekte mit übernehmen. Die neuen Regierungen erbten eine enge, exportorientierte Infrastruktur und die begrenzten Märkte für Produzenten von Rohstoffen. Aber sie mussten nun den Preis für eine immer schwerfälliger werdende Verwaltungsstruktur zahlen, die im Zuge des spätkolonialen Entwicklungsenthusiasmus etabliert worden war. Vor allem aber mussten die Regierungen mit den wachsenden Erwartungen der Bevölkerung umgehen, die nun hoffte, dass der Staat endlich ihnen gehören möge. Die Entwicklungsanstrengungen der spätkolonialen Regime schufen auch in Ländern, die wie Ghana, Nigeria oder der Kongo über reiche Rohstoffvorkommen verfügten, nie die Grundlage für eine starke Volkswirtschaft. Die Ökonomien orientierten sich weiterhin nach außen, und die wirtschaftliche Macht des Staates blieb auf die Schnittstelle zwischen dem Innen und dem Außen beschränkt. Die afrikanischen politischen Eliten hatten aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen mit der Mobilisierung gegen den Staat in der Regel ein untrügliches Gefühl dafür bekommen, wie prekär die Macht war, die sie geerbt hatten.⁶⁴ Der bestenfalls gemischte Erfolg kolonialer und nachkolonialer Entwicklungsanstrengungen erweckte in den politischen Eliten wenig Hoffnung, dass die ökonomische Entwicklung ausreichend Wohlstand generieren werde, um ihnen politischen Kredit zu verschaffen, und auch zu wenig einheimisches Wachstum, um genügend Steuern abzuwerfen. So besannen sie sich auf die Strategie, die bereits die Regierenden der Kolonialstaaten praktiziert hatten: Begrenzte, von den Herrschenden kontrollierte Aufstiegsmöglichkeiten und die Einengung von Spielräumen schienen das beste Mittel gegen eine potenzielle Opposition zu sein. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger stand hinter dem postkolonialen Staat jedoch nicht das Gewalt- und Zwangspotenzial eines Empire; der postkoloniale Staat war verwundbar, nicht stark. Fred Cooper hat zu Recht mit Nachdruck für eine Sicht auf die jüngere Historie Afrikas plädiert, welche die Vielschichtigkeit des Kontinents wahr- und ernst nimmt und nicht allein am Zollstock europäischer Modelle von Staatlichkeit misst. Daher sollte die fruchtlose Debatte darüber vermieden werden, ob nun das »koloniale Erbe« oder die Inkompetenz afrikanischer Regierungen die Hauptschuld an der gegenwärtigen Krise tragen. Der jetzige Zustand ist nicht zuletzt das Ergebnis eines spezifischen Dekolonisationsprozesses. Dabei sind fragile Staaten entstanden, in denen eine europäisch geprägte Modernität mit lokalen Formen sozialer Organisation verbunden wurde.⁶⁵

Die Dekolonisation war überdies auch »Teil des Übergangs zu einer neuen Ordnung des Weltstaatsystems« (Jürgen Osterhammel), die etwa durch die weltweite Konfrontation zweier hochgerüsteter Blöcke, die Entstehung zahlreicher postkolonialer Nationen sowie die ideologische Ächtung von Kolonialismus bei häufig fortdauernder rassistischer Diskriminierung geprägt war. Mit dem Zerfall der Sowjetunion erfuhr diese Ordnung dann erneut einen großen Umbruch. Die Forschung zu diesem Übergang hat in den vergangenen Jahren wichtige neue Einsichten formuliert. Die größte Herausforderung besteht weiterhin darin, die verschiedenen Ebenen des Dekolonisationsprozesses angemessen zu berücksichtigen und Bedeutung »europäischer«, »außereuropäischer« und »internationaler« bzw. »transterritorialer« Perspektiven aufeinander abzustimmen. Das Gespräch zwischen

64 Vgl. dazu etwa Alexander Keese, *First Lessons in Neo-Colonialism. The Personalization of Relations between African Politicians and French Official in sub-Saharan Africa, 1956–66*, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 35, 2007, S. 593–613.

65 Cooper, *Africa since 1940*; ders., *Possibility and Constraint. African Independence in Historical Perspective*, in: *Journal of African History* 49, 2008, H. 2 (im Erscheinen).

den Wissenschaftlern, die stärker die Rückwirkungen der Dekolonisation auf Europa im Blick haben, und jenen, die sich vor allem für Entwicklungen in den ehemaligen Kolonien interessieren, ist sicher noch ausbaufähig. Es besteht zwar ein weitgehender Konsens, dass die Dekolonisation hier wie dort die Gegenwart prägt, z. B. dass die verschiedenen Staaten auch jenseits herkömmlicher Globalisierungsrhetorik vielfältig verflochten blieben. Auf welchen Ebenen sich die Prägung aufzeigen und wie sie sich erklären lässt, ist freilich erst in Ansätzen erforscht.

Daniel Maul

Internationale Organisationen als historische Akteure

Die ILO und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche 1940–1970

Im Dezember 1947 eröffnete der indische Premierminister Jawaharlal Nehru in Delhi, nur wenige Monate nach der Unabhängigkeit seines Landes, mit einem Grußwort die erste asiatische Regionalkonferenz der Internationalen Arbeitsorganisation (International Labour Organization, ILO). Anlässlich der stattlichen Zahl von Vertretern kolonialer Regierungen, die das Auditorium der Konferenz füllte, nutzte Nehru das internationale Forum zunächst, um deren Anmaßung zu geißeln, sich als Repräsentanten von Völkern auszugeben, die ihnen hierfür kein Mandat erteilt hatten. Dann wandte sich Nehru den Problemen der Gegenwart zu: Vor allem die westlichen Industrienationen forderte er dazu auf, den asiatischen Staaten, nun da sich viele von ihnen aus der kolonialen Umklammerung befreiten, umfangreiche Hilfe bei der Überwindung ihrer gravierenden wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu leisten. Dies sei, so erklärte Nehru mit Entschiedenheit, keineswegs eine Frage von »rich and powerful nations being generous«. Vielmehr handele es sich um eine moralische Verpflichtung der gesamten Weltgemeinschaft, besonders aber deren reicherer Mitglieder gegenüber denjenigen Regionen der Erde, die aufgrund ihrer Jahrhunderte währenden Ausbeutung und Fremdbestimmung auf einen »trail of blood, sweat and tears« zurückblickten.¹

Wie Nehru nutzten viele der neuen Führer der unabhängigen Staaten in den folgenden zwei Jahrzehnten, in denen sich ein Großteil der Menschheit von der Herrschaft kolonialer Mächte emanzipierte, die Foren internationaler Organisationen, um die Weltgemeinschaft für ihre Sache zu mobilisieren. Sowohl der antikoloniale Impetus als auch der neue, aus der kolonialen Vergangenheit abgeleitete entwicklungspolitische Anspruch in Nehrus Rede waren die Vorboten eines tiefgreifenden Wandels, der nirgendwo greifbarer wurde als innerhalb der Gremien internationaler Organisationen. Dort konstituierte sich im Gefolge der Auflösung der europäischen Kolonialreiche und des Zustroms einer Fülle neuer Staaten in den 1950er- und 1960er-Jahren eine neue Weltgemeinschaft mit neuen Werten und neuen Konfliktlinien. Von kaum jemandem wurde dieser Prozess aufmerksamer beobachtet als von den internationalen Sekretariaten dieser Organisationen, denen vor diesem Hintergrund die Aufgabe zufiel, dem Wandel im internationalen System programmatisch Rechnung zu tragen. Internationale Organisationen bieten folglich ein vorzügliches Studienobjekt, um die Geschichte der Dekolonisation aus übergreifender Perspektive zu erfassen.

Ungeachtet ihrer Rolle sind internationale Organisationen von der Forschung bis dato eher als randständig behandelt worden. Zwar hat sich bei der Suche nach den Gründen für die rasche Auflösung ehemals fest gefügter europäischer Kolonialreiche nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs spätestens seit den 1980er-Jahren ein dreidimensionaler Erklärungsansatz durchgesetzt, in dem internationalen Aspekten neben Entwicklungen innerhalb der Zentren kolonialer Macht (metropolitane Dimension) sowie in den Kolonien selbst (periphere Dimension)² zunehmende Aufmerksamkeit zuteil geworden ist.³ Gleichwohl

1 First ILO Asian Regional Conference (ARC), New Delhi (1947), Record of Proceedings, Genf 1948, S. 3 f.

2 Die ursprünglichen Intention hinter der Einführung der Kategorien Metropole und Peripherie durch die Dependenztheorie der 1960er- und 1970er-Jahre war es, die langfristig wirksamen, politisch und wirtschaftlich hierarchischen Strukturen im internationalen System begrifflich zu kennzeichnen. Ihre Nutzung im Rahmen dieses Artikels lehnt sich dagegen an den eher pragma-

dienen internationale Gremien wie die Vereinten Nationen hierbei für gewöhnlich in der Regel als bloße Projektionsflächen, auf denen sich die für die Auflösung der Kolonialreiche günstige weltpolitische Konstellation der Nachkriegszeit abbildete. Dies bedeutet im Wesentlichen: die Dominanz zweier Supermächte, der USA und der Sowjetunion, die dem Kolonialismus gegenüber kritisch eingestellt waren, sowie den stetigen politischen und wirtschaftlichen Bedeutungsverlust der europäischen Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich und deren parallel – vor allem in wirtschaftspolitischer Hinsicht – vollzogene Neuorientierung in Richtung Europa.⁴ Selten dagegen ist auch auf die Bedeutung der Vereinten Nationen als Forum hingewiesen worden, in dem die Kolonialherrschaft nach 1945 selbst zum Gegenstand heftiger Kritik wurde.⁵

Im Folgenden wird es darum gehen, diesen verengten Blick auf die Rolle internationaler Organisationen innerhalb des Dekolonisationsprozesses am Beispiel der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) zu weiten.⁶ Anhand der Aktivitäten dieser 1919 unter dem Dach des Völkerbundes gegründeten »Weltsozialorganisation« und ihres ständigen Sekretariats, des Internationalen Arbeitsamts (IAA), soll dabei der Doppelcharakter internationaler Organisationen herausgearbeitet werden: als Foren internationalen Austauschs und Projektionsfläche von Entwicklungen im globalen Maßstab einerseits sowie als semi-autonome Akteure mit einem gewissen Grad an Eigenständigkeit andererseits. Diese beiden Aspekte werden zunächst als unterschiedliche Dimensionen behandelt, die allerdings beide miteinander verwoben waren.

Der Beitrag gliedert sich in zwei Teile. Der erste reflektiert die Bedeutung und Funktionsweise internationaler Organisationen als historische Akteure. Im zweiten Abschnitt wird davon ausgehend der spezifische Beitrag der ILO in zwei unterschiedlichen Phasen des Dekolonisationsprozesses gewichtet. Zunächst wird es um die Genese, Verbreitung sowie die Folgen des kolonialen Reformprogramms gehen, das die ILO 1944 in Philadelphia im Rahmen ihrer Teilnahme an den alliierten Nachkriegsplanungen verabschiedete – zu einem Zeitpunkt, als die Fortdauer europäischer Kolonialherrschaft über weite Teile der außereuropäischen Welt als eine für die absehbare Zukunft gesicherte Tatsache zu gelten hatte. In einem zweiten Schritt werden dann die Versuche der Organisation skizziert, in den 1950er- und 1960er-Jahren in den vom Zeitpunkt der Unabhängigkeit Indiens (1947) laufenden, rapide fortschreitenden Auflösungsprozess kolonialer Herrschaft sowie in die der Unabhängigkeit folgenden *nation building*-Projekte einer Vielzahl neuer Staaten gestaltend einzugreifen.

tischen Gebrauch durch die neuere Dekolonisationsforschung an, in denen Metropole und Peripherie als Synonyme für die Zentren europäischer Macht und ihre überseeischen Einflussgebiete firmieren. Der Vorteil dieser Terminologie gegenüber der Dichotomie Kolonialmacht/Kolonien liegt dabei vor allem darin, dass erstere konzeptionell auch den Einschluss von Formen informeller Herrschaft sowie über den Tag der Unabhängigkeit hinaus wirksamer Einflussnahme erlaubt.

3 Dieses Modell prägt mehr oder minder alle neueren Überblicksdarstellungen zur Dekolonisation. Vgl. v. a. *Martin Shipway*, *Decolonization and its Impact. A Comparative Approach to the End of Colonial Empires*, Oxford 2008, *Raymond Betts*, *Decolonization. The Making of the Contemporary World*, New York, 1998 und *John Springhall*, *Decolonization since 1945. The Collapse of European Overseas Empires*, Basingstoke 2001. Die Beiträge aus der deutschsprachigen Forschung sind hingegen meist älteren Datums. Einzige Ausnahme ist die Darstellung von *Dietmar Rothermund*, *Delhi*, 15. August 1947. Das Ende kolonialer Herrschaft, München 1998.

4 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.), *Das Ende der Kolonialreiche. Dekolonisation und die Politik der Großmächte*, Frankfurt/Main 1990.

5 *Evan Luard*, *History of the United Nations*, Bd. 2: *The Age of Decolonization 1955–1965*, Basingstoke 1989.

6 Siehe zu diesem Thema ausführlicher die Dissertation des Autors: *Daniel Maul*, *Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation. Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) 1940–1970*, Essen 2007. Zur ILO allgemein vgl. auch *Antony Alcock*, *History of the ILO*, New York 1971.

An der Auswahl dieser Beispiele wird bereits deutlich, dass dem Aufsatz ein Begriff von »Dekolonisation« zugrunde liegt, der über den bloßen »Flaggenwechsel«, das heißt: den Transfer politischer Macht von der kolonialen Bürokratie an die neuen nationalistischen Eliten, hinausgeht. Vielmehr wird sie als ein komplexer Prozess verstanden, in dem der Akt der Machtübergabe nur eine (wenngleich zentrale) unter vielen Etappen darstellt. Die Chiffre »Dekolonisation« umschreibt nach diesem Verständnis eine intensive materielle und geistige Auseinandersetzung mit der Kolonialherrschaft und ihrem politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Erbe. Das meint einen kontinuierlichen Kampf um Emanzipation, der lange vor der Unabhängigkeit begann und mit dem Übergang in die staatliche Eigenständigkeit nur politisch an sein Ende gelangte. Während es vor dem Erlangen der politischen Freiheit vor allem galt, die Gleichberechtigung mit den Kolonialherren herzustellen, ging es nach der Überwindung kolonialer Herrschaft darum, diese Freiheit innergesellschaftlich und innerhalb der Gemeinschaft souveräner Staaten unter wirtschaftlich und sozial schwierigen Bedingungen zu konsolidieren.⁷

I. INTERNATIONALE ORGANISATIONEN ALS HISTORISCHE AKTEURE

Die Wurzeln internationaler Organisationen⁸ im heute gebräuchlichen Sinne liegen im 19. Jahrhundert und sind vereinfacht ausgedrückt als Resultat zweier paralleler Entwicklungen zu sehen: Zunächst ging mit dem wirtschaftlichen und kommunikationstechnischen Globalisierungsschub⁹ in Europa ein wachsendes Bedürfnis nach einer grenzübergreifenden Regelung technischer Fragen einher. Erste feste Strukturen der Kooperation in Form etwa eines ständigen Sekretariats lassen sich, wie etwa im Fall des Weltpostvereins, bereits in den 1840er-Jahren feststellen. Gleichzeitig entwickelte sich vor allem in den Industrienationen Europas und Nordamerikas eine internationalistisch gesinnte bürgerliche Öffentlichkeit, die humanitäre Vorstellungen, das Streben nach Frieden und Fortschritt sowie zunehmend auch sozialreformerisches Denken an die Idee internationaler Integration und Kooperation koppelte. Die Entstehung dieser Vorstellungen hing wiederum eng mit dem Prozess der grenzüberschreitenden Professionalisierung in Bereichen wie dem Rechtswesen oder der Medizin zusammen. Von zentraler Bedeutung für die Geschichte internationaler Zusammenarbeit auf sozialreformerischem Gebiet ist schließlich die Rolle der internationalen Arbeiterbewegung, die ebenfalls bereits in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu transnationalen Kooperationen zusammenfand.¹⁰ Die Initiativen zum Zusammenschluss über nationale Grenzen hinweg und zum Aufbau dauerhafter in-

7 Mit Fragen der Kontinuität und Diskontinuität beschäftigt sich *Frederick Cooper*, *Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History*, Berkeley/London 2005. Vgl. auch *Wolfgang Mommsen/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), *Imperialism and After: Continuities and Discontinuities*, London 1986.

8 Wenn im Beitrag von internationalen Organisationen die Rede ist, so wird damit in erster Linie auf das System zwischenstaatlicher und in der überwiegenden Zahl intergouvernementaler Organisationen mit weltweitem Fokus Bezug genommen. Regionale Zusammenschlüsse bleiben ebenso unbehandelt wie die im 20. Jahrhundert explosionsartig gestiegene Zahl von international aktiven Nichtregierungsorganisationen, von denen Akira Iriye gemeinsam mit den zuvor genannten in seinem gleichnamigen Buch als der »global community« spricht. *Akira Iriye*, *Global Community. The Role of International Organizations in the Making of the Contemporary World*, Berkeley 2002. Zur Entwicklung intergouvernementaler Organisationen im 20. Jahrhundert vgl. *Volker Rittberger*, *Internationale Organisationen. Politik und Geschichte*, Opladen 2003.

9 *Jürgen Osterhammel/Niels Petersson*, *Geschichte der Globalisierung*, München 2003.

10 Diese Befunde finden sich z. B. bei *Marcel van der Linden*, *Transnational Labour History: Explorations*, Ashgate 2003; vgl. auch die klassische Arbeit von *Julius Braunthal*, *Geschichte der Internationale*, 3 Bde., Berlin 1978.

ternationaler Strukturen gingen, wie etwa im Fall des Roten Kreuzes, zunächst von privater Seite aus. Um die Jahrhundertwende fanden jedoch viele der aus nicht-staatlicher Initiative hervorgegangenen Zusammenschlüsse bereits zunehmend das Interesse nationaler Regierungen, die dann in vielen Fällen rasch die Federführung übernahmen.¹¹

Der sprunghafte Anstieg und die stetige Ausweitung der Aufgaben solcher im Wesentlichen intergouvernementalen Organisationen kann als ein Signum des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Wachstum und Vertiefung des Systems grenzübergreifender Kooperation waren untrennbar mit den großen Krisen und Umbruchphasen des Jahrhunderts verknüpft. Dem Ende des Ersten wie des Zweiten Weltkrieges folgte jeweils die Gründung eines Systems von Weltorganisationen, dessen Zentrum zunächst der 1919 in Versailles aus der Taufe gehobene, in Genf angesiedelte Völkerbund und seit 1945 die mit Hauptsitz in New York ansässigen Vereinten Nationen bildeten, in deren neuer Akzentsetzung auf sozioökonomischen Fragen (deutlich in der UN-Charta, der Einrichtung eines Wirtschafts- und Sozialrats und der sogenannten Bretton Woods-Institutionen Weltbank und IWF) sich darüber hinaus auch die Lehren der Weltwirtschaftskrise 1930er-Jahre spiegelten.¹²

Internationale Organisationen als Foren und Akteure

Als Foren des Austauschs zwischen den Staaten bilden internationale Organisationen zunächst als »Welt im Kleinen« die großen politischen Konfliktlinien des 20. Jahrhunderts ab: Die Auseinandersetzung zwischen Liberalismus, Faschismus und Kommunismus, zwischen Ost und West, zwischen Kolonialstaaten und ihren internationalen Kritikern, und zwischen Nord-Süd werden im Völkerbund, den Vereinten Nationen, aber auch in den politischen Gremien der ihnen angeschlossenen spezialisierten Unterorganisationen wie durch ein Brennglas sichtbar. Mindestens eine Besonderheit war für die Struktur der ILO kennzeichnend und ist es bis zum heutigen Tage geblieben: Anders als andere Organisationen unter dem Dach von Völkerbund und Vereinten Nationen ist die ILO kein rein intergouvernementaler Zusammenschluss. Vielmehr stimmen in den »dreigliedrig« aufgebauten politischen Gremien der Organisation Vertreter der nationalen Gewerkschafts- und Arbeitgeberverbände eines Landes gleichberechtigt mit den Repräsentanten der Regierungen ab. Dieses Element erweitert die Diskussionen innerhalb der ILO um eine zivilgesellschaftliche Dimension.¹³

In einer ganzen Reihe von Themenbereichen, wie etwa im Bereich von Entwicklungspolitik und dem Menschenrechtsschutz, stellte das System internationaler Organisationen darüber hinaus nicht nur eines, sondern *das* zentrale globale Forum der Auseinandersetzung dar. Dokumentiert wurde diese Rolle vielfach durch eine Fülle von großen Erklärungen, die oftmals den Kulminationspunkt lang anhaltender Diskussionsprozesse dar-

11 Zum Internationalismus in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vgl. vor allem *Martin H. Geyer/Johannes Paulmann* (Hrsg.), *The Mechanics of Internationalism. Culture, Society and Politics from the 1840s to the First World War*, Oxford etc. 2001; *Madeleine Herren*, *Hintertüren zur Macht. Internationalismus und modernisierungsorientierte Außenpolitik in Belgien, der Schweiz und den USA 1865–1914*, München 2000.

12 Allgemein zur Entwicklung internationaler Organisationen im 20. Jahrhundert vgl. *Volker Rittberger*, *Internationale Organisationen. Politik und Geschichte*, Baden-Baden 2003; *David Armstrong/J. D. Armstrong/Lorna Lloyd*, *From Versailles to Maastricht. International Organizations in the Twentieth Century*, New York 1996.

13 Der englische Ausdruck lautet *tripartism*. Das lange Zeit verwendete deutsche Synonym *Drittelparität* bildet die Realität insofern nicht korrekt ab, da im engeren Sinne keine Parität herrscht – die Regierungen entsenden zwei, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer jeweils einen Delegierten in die ILO-Gremien. Aus diesem Grund hat sich in den vergangenen Jahren der eher neutrale Begriff der »Dreigliedrigkeit« durchgesetzt.

stellten und fortan als globale Referenzpunkte mit entsprechend hoher moralischer Autorität zur Verfügung standen: Die Anti-Sklaverei-Konvention des Völkerbundes von 1926, die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 oder auch das Kyoto-Protokoll zum Klimaschutz von 1997 sind nur drei von vielen Beispielen.

Der International Civil Service

Daneben haben sich die Sekretariate internationaler Organisationen eine zunehmend umfassende und eigenständige Rolle angeeignet. Die Entstehung eines »internationalen Beamtentums«, des *International Civil Service* (ICS), gehört zu den markantesten Entwicklungen im internationalen System des vergangenen Jahrhunderts. Die Herausbildung des ICS als eines geschlossenen Korps im Dienste internationaler Organisationen ist aufgrund der dezidiert internationalen Identität seiner Mitglieder ein bemerkenswertes Phänomen: Neben dem – zumindest in der Theorie und gemäß dem Anforderungsprofil des ICS – gemeinsamen humanitären professionellen Ethos und der Überzeugung von Sinn und Zweck internationaler Kooperation ist es vor allem der Umstand, dass die Loyalität seiner Mitglieder nicht ihren Herkunftsländern oder einem anderen bestehenden Gemeinwesen, sondern qua Definition ihres Amtes der »Weltgemeinschaft« als Ganzer gilt, die seine einzigartige Stellung definiert.¹⁴ Wenngleich es sich hierbei freilich um ein idealisiertes Bild handelt, dem die Realität des ICS nicht in allen Fällen gerecht wird, so bleibt doch festzuhalten, dass unter dem Dach von Völkerbund und UNO in der Tat während der vergangenen 90 Jahre eine internationale Bürokratie herangewachsen ist, die sich dem Wohl der Menschheit verpflichtet fühlt und sich auf diesem Feld beständig weitere Kompetenzen erworben hat: von humanitären Einsätzen im Fall von Krieg und Naturkatastrophen, über Friedenssicherung, die Förderung von Demokratisierungsprozessen, den Flüchtlingsschutz, Gesundheit, Fragen der Ernährung, der Sozialpolitik, des Welthandels und des Umweltschutzes bis hin zur Bildungs- und Wissenschaftspolitik sowie der Erhaltung des Weltkulturerbes.¹⁵ Das IAA, das ständige Sekretariat der ILO, genießt dabei eine besonders herausgehobene Stellung vor allem aufgrund seines langen Bestandes (gegr. 1919). Auch rein quantitativ betrachtet hat der ICS mittlerweile einen beachtlichen Status erreicht: Gegenwärtig beschäftigen die Vereinten Nationen samt der ihnen angeschlossenen Sonderorganisationen und sonstigen Untergliederungen rund 50.000 Menschen.¹⁶

Bislang dominieren vor allem Völkerrechtler und Politologen das Forschungsfeld »Internationale Organisationen«. Historisch argumentierende Studien, die sich der Geschichte der UNO oder des Völkerbundes annehmen und deren Struktur und Arbeitsweise in die Geschichte des 20. Jahrhunderts einzubetten versuchen, sind nach wie vor äußerst selten. Die ältere Literatur besteht vornehmlich aus Arbeiten, die einen institutionengeschichtlichen Ansatz verfolgen, seltener werden internationale Organisationen als Teil einer internationalen Diplomatiegeschichte behandelt.¹⁷

In jüngster Zeit ist die Forschungslandschaft etwas in Bewegung geraten. Hier zeichnet sich bei der Untersuchung der globalen Rolle internationaler Organisationen ein Trend zur

14 Einen Überblick über die Entwicklung des ICS bietet Amy Staples, *The Birth of Development. How World Bank, Food and Agriculture Organization and World Health Organization changed the World 1945–1965*, Kent, Ohio 2006.

15 Für einen Überblick über die mannigfaltigen Aktivitäten der UNO vgl. Paul Kennedy, *Parlament der Menschheit*, München 2007.

16 Thomas G. Weiss u. a., *UN Voices, The Struggle for Development and Social Justice*, Bloomington 2005, S. 23.

17 Zur UN vgl. als Beispiel neben Kennedy, *Parlament*, vor allem die zweibändige Geschichte von Evan Luard, *A History of the United Nations*. Bd. 1: *The Years of Western Dominance, 1945–1955*, Bd. 2: *The Age of Decolonization 1955–1965*, London 1982.

verstärkten Hinwendung zu ideengeschichtlichen Ansätzen ab. An der Spitze der Bewegung stehen große, von den Vereinten Nationen selbst und einer Reihe von Sonderorganisationen (u. a. die ILO) initiierte *intellectual history projects*, in deren Rahmen die Funktion internationaler Organisationen als Schöpfer und Mittler von Ideen im internationalen System herausgearbeitet werden soll.¹⁸ Wenngleich diese Projekte durchaus das Potenzial besitzen, neue Perspektiven auf das Feld zu eröffnen, so verweist doch gleichzeitig der Umstand, dass es Insider – in der Regel langjährige Mitarbeiter der behandelten Organisationen – sind, die den Anstoß für die betreffenden Studien gaben und nun auch bei deren Durchführung federführend sind, auf ein grundlegendes Problem: Im Gegensatz zu den meisten Historikern haben die Initiatoren keine Zweifel an der Relevanz des Themas und tendieren dazu, es als gegebene Tatsache zu behandeln, dass der UN und anderen internationalen Organisationen bei der Entstehung, Weiterentwicklung und Popularisierung bestimmter Ideen eine Schlüsselrolle zugekommen sei. Theoretisch reflektierte Studien, die die Bedeutung und den Grad des Einflusses internationaler Organisationen vermessen, sind dagegen Mangelware.

Somit wird, wer Antworten auf die entscheidende Frage nach Autonomie und tatsächlichem Einfluss internationaler Organisationen sucht, nach wie vor auf politikwissenschaftliche Literatur und hier insbesondere die Theorie der internationalen Beziehungen verwiesen. Für einen nicht unerheblichen Teil der Forschung in diesem Bereich, allen voran den Anhängern der »realistischen« Schule, bilden die Aktionen internationaler Organisationen nichts weiter als die asymmetrischen Kräfteverhältnisse im internationalen Staatensystem ab; ihre »Handlungen« werden entsprechend als das Ergebnis machtpolitischer Gleichungen innerhalb zwischenstaatlichen Gremien der jeweiligen Organisationen interpretiert. Die Gegenposition nehmen im weitesten Sinne Anhänger der »funktionalistischen« Schule ein. Unterhalb der Ebene reiner staatlicher Machtinteressen lenken sie den Blick auf die Fähigkeit internationaler Organisationen, Verfahren zu etablieren, die zumindest auch ein Stück weit unabhängig von jeweiligen Machtverhältnissen funktionsfähig bleiben (Menschenrechtsregime). Daneben verweisen sie auf die Fähigkeiten der Führung solcher Organisationen, das *political environment* zu nutzen, Bündnisse zu schließen, gemeinsame Interessen der Mitglieder zu identifizieren oder sie ihnen zu suggerieren und sie gemeinsam mit Partnern umzusetzen.¹⁹

Tatsächlich ist die Frage nach Autonomie und Einfluss, nach der *actor capacity* internationaler Organisationen nur dann zu beantworten, wenn deren Doppelcharakter als zwischenstaatliche Foren und als eigenständige Akteure gleichermaßen, und dabei nicht zuletzt die vielfältigen Interaktionen zwischen beiden Ebenen, berücksichtigt werden. Hier gilt es, nicht nur die steten Versuche der Staaten, internationale Organisationen in ihrem Sinn zu instrumentalisieren, sondern umgekehrt, auch die Versuche der Führung dieser Organisationen, eigene Agenden mit Hilfe der politischen Gremien durchzusetzen, in den Blick zu nehmen. Ihre Erfolgsaussichten werden dabei freilich stets maßgeblich vom jeweiligen historisch-politischen Umfeld bestimmt, in dem sie agieren. So bot das Klima der 1930er-Jahre vor dem Hintergrund des Aufstiegs totalitärer, autoritärer und militaristischer Regime deutlich schlechtere Voraussetzungen für internationale Aktion als die Zeit der Nachkriegsplanungen, in der allerorten große Offenheit für grenzübergreifende Ko-

18 Zur Einführung und als Auftakt des UN-Projekts dient *Louis Emmerij/Richard Jolly/Thomas G. Weiss, Ahead of the Curve? UN Ideas and Global Challenges*, Bloomington 2001; mittlerweile sind mehrere Beiträge erschienen, u. a. *Richard Jolly/Louis Emmerij/Dharam Ghai* u. a., *UN Contributions to Development Thinking and Practice*, Bloomington 2004. Über das UNIHIP informiert die Website der Organisation, URL: <www.unhistory.org> [3.7.2008].

19 Für einen Überblick über die Konfrontationslinien innerhalb der Theorie internationaler Beziehungen in Hinblick auf die Autonomie internationaler Organisationen siehe *Wichard Woyke* (Hrsg.), *Handwörterbuch Internationale Politik*, Opladen 2000, S. 416–448.

operation herrschte. In der Phase der Dekolonisation waren die Verhältnisse nicht ganz so klar: Zwar gab der zeitgleich auf der internationalen Bühne dominierende Systemstreit zwischen Ost und West den Handlungen internationaler Organisationen einen festen Rahmen vor und unterwarf sie nicht zu übersehenden Zwängen, eröffnete zuweilen jedoch auch Handlungsspielräume, wie am Beispiel der ILO zu zeigen sein wird.

Werden diese Faktoren berücksichtigt, die die Einflussmöglichkeiten internationaler Organisationen jenseits realer Machtmittel wesentlich bestimmen, so ist das Instrumentarium, das diesen bei der Verwirklichung ihrer Agenden zu Gebote steht, durchaus vielfältig: Dazu zählt etwa die Veröffentlichung von Berichten und Forschungsergebnissen in den nationalen Medien oder die Einberufung von Kommissionen aus hochrangigen externen Mitgliedern, deren politisches oder moralisches Gewicht der Förderung im Wesentlichen innerhalb der jeweiligen Organisation erarbeiteter Programme dient. Es geht vor allem darum, die »moralische Macht« des öffentlichen Diskurses zu mobilisieren und hierfür Bündnispartner inner- wie außerhalb der Organisation (etwa in den Medien) zu gewinnen. Entscheidungsträgern auf nationaler Ebene werden auf diese Weise gleichzeitig Handlungsoptionen vorgezeichnet und Argumente in laufenden, kontrovers geführten Debatten geliefert (ein Paradebeispiel sind die aktuellen Diskussionen um den Klimaschutz).²⁰

Aus der oft übersehenen Funktion als globalem Sammelbecken für Expertenwissen mit vielfacher Vernetzung innerhalb der internationalen Forschungsgemeinschaft erwachsen internationalen Sekretariaten Möglichkeiten der Einflussnahme. In vielen Bereichen haben sich internationale Organisationen im vergangenen Jahrhundert einerseits zu hochkarätigen *Think-tanks*, zum anderen zu Sammel- und Umschlagplätzen für andernorts generierte Ideen und Wissen entwickelt. So hat ein rundes Dutzend Nobelpreisträger aus den Wirtschaftswissenschaften, von W. Arthur Lewis über Gunnar Myrdal bis Amartya Sen, im Laufe ihrer Karriere als offizielle Mitarbeiter oder Mitglieder von beratenden Kommissionen für die UN gewirkt. Ähnlich enge Verbindungen lassen sich auch im Bereich der Gesundheitspolitik und auf einer Reihe anderer Felder feststellen: Die Bekämpfung von Polio/Kinderlähmung oder in jüngster Zeit die Identifizierung der Ursachen und der Entwurf von Maßnahmen zur Bekämpfung der Vogelgrippe sind nur zwei Beispiele der engen Zusammenarbeit zwischen der Weltgesundheitsorganisation WHO und der medizinischen Forschung.²¹ Der Einfluss, den internationale Organisationen mittels ihrer Verbindung mit der globalen Forschungsgemeinschaft auf die nationale Politik ausüben, lässt sich dabei auch theoretisch erfassen, indem sie als Aktionsfeld für sogenannte *epistemic communities* begriffen werden. Dies sind transnationale Expertennetzwerke, deren Mitglieder sowohl hinsichtlich wesentlicher normativer Überzeugungen als auch Problemanalysen sowie in ihren Politikpräferenzen übereinstimmen. Der Politologe Peter Haas konstatiert den Bedeutungsgewinn solcher grenzübergreifender »Wissensgemeinschaften« seit dem 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund gesteigerter Komplexität von Regierungshandeln und dem entsprechend gestiegenen Bedarf an Expertenwissen.²² Internationale Organisationen trugen auf verschiedenen Ebenen als Resonanzboden und Transmitter für Expertenwissen entscheidend zum Erfolg und zur Durchschlagskraft bestimmter *epistemic communities* bei, während das Zusammenspiel mit diesen internationalen Organisationen ihrerseits den *communities* oder einzelnen Mitgliedern direkten oder indirekten Zugang zu den Entscheidungsfindungsprozessen nationaler Regierungen verschaffte. Beispiele für dieses wechselseitige Verhältnis lassen sich in den Wirtschaftswissenschaften identifizieren: In vielen Fällen haben internationale Organisationen zur Popularisierung und Durchsetzung von Ansätzen beigetragen oder diese angestoßen und konnten so

20 Emmerij/Jolly/Weiss, *Ahead of the Curve*, S. 1–15.

21 Armstrong, *From Versailles to Maastricht*, S. 96 f.

22 Peter Haas, *Epistemic Communities and International Policy Coordination*, in: *International Organization* 46, 1992, S. 1–36.

ihrerseits Einfluss auf nationaler Ebene ausüben: vom Keynesianismus der Nachkriegszeit (Bretton Woods-Institutionen, ILO etc.) über dependenztheoretische Ansätze, etwa innerhalb der UN-Konferenz für Handel und Entwicklung (UNCTAD) oder der Wirtschaftskommission für Lateinamerika (ECLA), bis hin zur Renaissance der neoklassischen Lehrmeinung in den 1980er-Jahren (Weltbank und IWF). Aber auch in anderen Bereichen wie beim Klimawandel oder beim Kampf gegen HIV-Aids, in Fragen der Gentechnik oder dem Bevölkerungsdiskurs/der Geburtenkontrolle lassen sich ähnliche mehr oder weniger formelle Koalitionen ausmachen, bei denen internationalen Organisationen durch ihre Arbeit mit oder durch *epistemic communities* mit Zugang zur nationalen Politik Einflussmöglichkeiten zuwachsen.²³

Internationale Organisationen und die Dekolonisation

Wie lässt sich das skizzierte Modell internationaler Organisationen für die Analyse ihrer Rolle im Zeitalter der Dekolonisation Gewinn bringend anwenden? Zunächst fällt es leicht, ein umgekehrtes Wirkungsverhältnis festzustellen: Ganz ohne Zweifel hat der Zerfall der europäischen Kolonialreiche nach 1945 einen tiefgreifenden Wandlungsprozess des Systems internationaler Organisationen ausgelöst. Allein der Blick auf die massiven Veränderungen in der Zusammensetzung der politischen Foren der UN und ihrer Untergliederungen unterstreicht dies eindrucksvoll. Während der Kernphase der Dekolonisation von 1947 (dem Jahr der Unabhängigkeit Indiens) bis Mitte der 1970er-Jahre, als auch Portugal Abschied von seinen Kolonien nahm, wuchs die Anzahl der Staatenmitglieder um mehr als das Doppelte an – über 90 Prozent der Neueintritte geschahen in diesem Zeitraum durch ehemalige Kolonien.²⁴

In den Foren internationaler Organisationen machte sich dieser Zustrom neuer Mitglieder vor allem auf zwei Ebenen unmittelbar bemerkbar: Erstens führte er in den politischen Gremien des UN-Systems zu einer weiteren ›Politisierung‹ der Debatten beziehungsweise zu einer teilweisen Überlagerung der bis dato dominierenden Konfliktlinie des Kalten Krieges durch Auseinandersetzungen, die ihren Ursprung im Auflösungsprozess europäischer Kolonialherrschaft hatten. Dabei wurden die Versammlungshallen der Vereinten Nationen und ihrer Unterorganisationen spätestens ab Mitte der 1950er-Jahre zu Orten des Kampfes der afroasiatischen Staatengruppe gegen die Restbestände kolonialer Herrschaft. Vor allem in der Vollversammlung der Vereinten Nationen sowie in deren mit der Beobachtung von Treuhand- und Kolonialgebieten betrauten Unterausschüssen fanden sich die Kolonialmächte von einem frühen Zeitpunkt an ein ums andere Mal auf der Anklagebank.²⁵ Der Algerienkrieg, der Befreiungskampf in den portugiesischen Kolonien in Afrika, in Namibia und Rhodesien sowie die Ächtung der südafrikanischen Apartheidregierung bieten bedeutende Beispiele, bei denen dem UN-System aus Sicht anticolonialer Kreise eine bedeutende Funktion zur Mobilisierung der Weltöffentlichkeit zukam. Die UN-Resolution 1514 von 1960 zur »Erklärung bezüglich der Gewährung der Unabhängigkeit an koloniale Gebiete« konnte als Sinnbild der zunehmenden Schlagkraft des anti-

23 Ein besonders eklatantes Beispiel liefert die Schaffung eines globalen Problembewusstseins für die Folgen der von bestimmten Expertengruppen konstatierten bzw. prognostizierten »Bevölkerungsexplosion«. Hierzu Marc Frey, Experten, Stiftungen und Politik: Zur Genese des globalen Diskurses über Bevölkerung seit 1945, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 4, 2007, H. 1+2, URL <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Frey-2-2007>> [4.7.2008]; Thomas Etzemüller, Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2007.

24 Die UN nahmen zwischen 1947 (dem Jahr der Unabhängigkeit Indiens) und 1970 in etwa 70 neue Mitgliedsstaaten auf.

25 Luard, History of the UN, S. 23–37.

kolonialen Blocks verstanden werden, welche »the subjection of peoples to alien subjugation, domination and exploitation« als einen Verstoß gegen fundamentale Menschenrechte und das Selbstbestimmungsrecht aller Völker brandmarkte.²⁶ Zeitgleich begannen sich in internationalen Foren Formen des Zusammenschlusses auf Grundlage einer Süd-Süd-Solidarität (Bewegung der Blockfreien, Gruppe 77) als dritte Kraft neben dem Block sozialistischer Staaten und den Ländern der »Freien Welt« zu etablieren. Hier zeigte sich, wenn nicht ausschließlich, so doch überwiegend genährt von der Dekolonisation, eine bis in die heutige Zeit international dominierende Konfliktlinie entlang der Nord-Süd-Achse, wobei die reichen Industrienationen auf der einen und die ärmeren Länder – überwiegend mit kolonialer Vergangenheit – auf der anderen Seite stehen.²⁷

In einer zweiten Hinsicht bedeutete der Dekolonisationsprozess eine nicht minder tiefe Zäsur für das System internationaler Organisationen: Der Kampf um Freiheit von kolonialer Dominanz und die Ankunft einer Vielzahl von neu unabhängigen, nach der Terminologie der Zeit »unterentwickelten« Staaten auf der internationalen Bühne, führten zu einer Schwerpunktverlagerung hinsichtlich der in internationalen Gremien verhandelten Leitfragen als auch zu einem Wechsel in den Arbeitsprogrammen der jeweiligen Sekretariate. Dieser Wechsel manifestierte sich auf zwei zunächst getrennt voneinander zu betrachtenden, bei näherem Hinsehen jedoch eng miteinander verknüpften Themenfeldern: der Entwicklungspolitik und den Menschenrechten.

Die Dekolonisation war eng mit dem die globalen Beziehungen überlagernden Systemstreit zwischen Ost und West verknüpft und stellte sich daher vor internationalen Foren als Wettlauf der Supermächte um die Sympathien der neuen Nationen dar. Der Rahmen des Kalten Krieges und die Emanzipation der Kolonisierten bildeten so fraglos die Hauptfaktoren, die in der Nachkriegszeit hinter der Gründung einer ganzen Reihe von Agenturen standen, die sich mit Fragen wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung befassten beziehungsweise den Anstoß zu deren Aufnahme in die Arbeit praktisch aller Teile des UN-Systems gaben.²⁸ Die Sensibilisierung für und Neuorientierung hin zu Entwicklungsfragen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs korrelierte auf spezifische Weise mit dem zeitgleich erfolgten Durchbruch der Idee allgemeingültiger und unveräußerlicher Menschenrechte. Nach 1945 erlebte diese unter dem frischen Eindruck wirtschaftlicher und sozialer Krisen, von Krieg, Rassenwahn und millionenfachen Massenverbrechen einen präzedenzlosen Aufschwung, was sich unter anderem in der Charta der Vereinten Nationen (1945) und der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (1948) spiegelte. In diesen Dokumenten fanden auch in der Nachkriegszeit koloniale Befreiungsbewegungen eine breite Legitimationsgrundlage für ihre Forderungen nach Gleichberechtigung und Selbstbestimmung. In internationalen Gremien wurde der Menschenrechtsgedanke zu einer scharfen propagandistischen Waffe in den Händen der Gegner des Kolonialismus.

Je weiter der Prozess der politischen Dekolonisation voranschritt, desto mehr trat der Idee der Menschenrechte auf internationaler Ebene mit dem Entwicklungsgedanken ein zweiter emanzipatorischer Diskurs zur Seite. »Wirtschaftliche Unterentwicklung« wurde für die postkolonialen Staaten zu einer, wenn nicht gar der zentralen Kategorie, um die Ungleichheiten innerhalb der Weltgemeinschaft unabhängiger Staaten zu beschreiben und anzuprangern. Unter dem Eindruck der Anstrengungen der neuen Nationen, ökonomisch zu den reichen Industriestaaten aufzuschließen, wurde das Bemühen um Entwicklung geradezu zum Synonym dafür, den Unabhängigkeitskampf auf internationaler Ebene weiterzuführen und zu vollenden. Früh zeigte sich, dass es zwischen beiden emanzipatorischen Diskursen keinen vollständigen Gleichklang gab. Das Ziel, die Menschenrechte zu verwirk-

26 Ebd., S. 186.

27 Ebd. Zur Blockfreienbewegung und der Süd-Südkooperation allgemein vgl. *Rothermund*, Delhi.

28 Hierzu vgl. *Emmerij/Jolly/Weiss*, *Ahead of the Curve*; allgemeiner: *David Holloran Lumsdaine*, *Moral Vision in International Politics: The Foreign Aid Regime*, Princeton 1993.

lichen, und der Anspruch auf einen raschen und durchgreifenden wirtschaftlichen Entwicklungsprozess schienen aus der Sicht vieler Regierungen in der ›Dritten Welt‹ in manchen Fällen sogar im Widerstreit zu liegen. Ab den 1960er-Jahren begann sich dann eine grundsätzlichere Kritik am Konzept politischer und sozialer Individualrechte der ersten beiden sogenannten Generationen der Menschenrechte zu formieren. Zunehmend wurden diese Rechte nun als Ausdruck eines eurozentrischen Weltbildes attackiert. Im Laufe dieser Debatte ist der Kampf gegen einen Menschenrechtsuniversalismus, dem man vorwarf, westlichen Interessen zu dienen, selbst Teil des Aufrufs zur Dekolonisation geworden. Die hier in den späten 1960er-Jahren einsetzenden, von den armen Ländern des Südens angestoßenen Debatten um eine neue, in Abgrenzung zu den »klassischen« politischen und wirtschaftlichen Individualrechten als »Dritte Generation« deklarierte Gruppe von kollektiven Rechten (wie etwa das »Recht auf Entwicklung«) haben die Arbeit des UN-Systems in nicht unerheblichem Maße beeinflusst. Auf beiden Feldern, bei den Menschenrechten wie auch bei der Herausbildung eines globalen Entwicklungsdiskurses, boten internationale Gremien das zentrale Forum, auf dem sich ein gemeinsames sprachliches Repertoire, ein gemeinsamer moralischer Diskurs im globalen Maßstab herausbilden konnte. Internationale Organisationen hatten auf diese Weise erheblichen Anteil an der Popularisierung sowohl des Menschenrechts- als auch des Entwicklungsgedankens und waren der zentrale Ort für den Kampf um Emanzipation im internationalen System.

Auch in diesem Zusammenhang war die Rolle internationaler Sekretariate keineswegs passiv. Freilich waren deren Teilnahme an den politisch hoch aufgeladenen Debatten um Kolonialkriege oder Rassendiskriminierung enge diplomatische Grenzen gesetzt. Gleichwohl versuchten verschiedene hochrangige Funktionäre, v. a. der UN wie Dag Hammarskjöld und U Thant oder auch der afroamerikanische Nobelpreisträger Ralph Bunche, zuweilen eigene Akzente zu setzen und Initiativen zu ergreifen.²⁹ Insbesondere auf den programmatischen Feldern Entwicklungspolitik und Menschenrechte setzten nun internationale Sekretariate die ganze Bandbreite ihrer oben skizzierten Möglichkeiten ein, um laufende Debatten zu moderieren, zu kanalisieren, zu lenken und dabei immer wieder eigene Beiträge zu formulieren. Die Rolle des jungen UN-Sekretariats bei der Ausarbeitung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte oder die Verbreitung des *dependencia*-Ansatzes in der Entwicklungstheorie, für den Mitarbeiter der Vereinten Nationen wie Hans Singer und Raul Prebisch (der langjährige Vorsitzende der ECLA) entscheidende Impulse gaben, können dafür als herausragende Beispiele dienen.³⁰

Insoweit diese aktiven Beiträge der internationalen Organisationen in der Forschung Anerkennung finden und nicht als marginale Fußnoten internationaler Machtpolitik beiseite geschoben werden, bleibt freilich immer noch die kontrovers diskutierte Frage, ob und inwiefern sich die Herausbildung eines Menschenrechts- bzw. Entwicklungsdiskurses in der Nachkriegszeit von der Geschichte westlicher Vorherrschaft trennen lässt. Auf dem Gebiet der Menschenrechte stehen sich hier zwei Lager gegenüber: Während eine Seite diese Frage weitgehend ausblendet und zu einer positiven Einschätzung der Rolle internationaler Organisationen als wichtiger unabhängiger humanitärer Kraft gelangt, deren Einsatz jenseits der Machtblöcke der Etablierung gemeinsamer Werte innerhalb der

29 Eines der wenigen Werke zur Geschichte internationalen Organisationen, die die Rolle einzelner Persönlichkeiten würdigen, ist *Armstrong, From Versailles to Maastricht*. Gute einzelbiografische Werke sind rar gesät. Eine Ausnahme bildet lediglich Dag Hammarskjöld, dessen Wirken breit und kontrovers behandelt wurde, hier etwa *Manuel Fröhlich, Die politische Ethik Dag Hammarskjölds*, Jena 2000. Eine kritische Würdigung von Hammarskjölds Rolle während der Kongokrise enthält *Ludo de Witte, Regierungsauftrag Mord: Der Tod Lumumbas und die Kongokrise*, Leipzig 2001.

30 Vor allem den Beitrag der UN zur Entwicklungsdebatte zu identifizieren, ist eines der Hauptanliegen des *United Nations Intellectual History Projects*. Vgl. Fußnote 18.

Weltgemeinschaft galt³¹, betont die andere Seite, Vertreter eines *cultural relativism*, den »westlich-abendländischen« Charakter der ersten beiden »Generationen« bürgerlicher und sozialer Individualrechte und sieht internationale Agenturen als deren Propagandisten im Dienste westlicher Hegemonieansprüche.³²

Ähnlich kontrovers wie in der Frage der Menschenrechte wird über die Funktion internationaler Organisationen bei der Durchsetzung eines im Wesentlichen im Westen formulierten Entwicklungsgedankens im Dekolonisationsprozess debattiert. Kaum strittig ist, dass internationale Organisationen entscheidend daran beteiligt waren, den Begriff der »Entwicklung« von seinen kolonialpolitischen Wurzeln zu lösen.³³ Positiv gedeutet wurde er hierdurch zum Ausgangspunkt einer neuen globalen Ideologie, die alle Beteiligten hinter dem gemeinsamen Ziel einer prosperierenden Welt vereinte und es den postkolonialen Nationen erlaubte, ihre Forderungen nach wirtschaftlicher Gleichberechtigung im internationalen System zu formulieren.³⁴ Kritiker betonten hingegen, dass die internationalen Organisationen gerade einem von westlichen Modellen inspirierten »Wissensimperialismus« den Weg gebahnt hätten, in dem der koloniale Kontrolldiskurs auf der zwischenstaatlichen Ebene neu auferstanden sei.³⁵ Wo die eine Seite oftmals als zu naiv-optimistisch und affirmativ hinsichtlich der Unabhängigkeit sowie der tatsächlichen intellektuellen und praktischen Wirkungsmacht internationaler Organisationen im globalen Staatensystem erscheint, fällt die andere Seite zuweilen durch einen verschwörungstheoretischen Unterton auf, in dem diese unterschiedlichen Organisationen recht pauschal als Erfüllungsgehilfen westlicher Interessen denunziert werden. In Abgrenzung zu den Extrempositionen wäre eine ausgewogene und empirisch gestützte Analyse hilfreich, zumal die Kontroverse in der Tat eine der Kernfragen behandelt, mit denen sich die historiografische Aufarbeitung der Dekolonisation beschäftigt: das Verhältnis von Kontinuitäten und Brüchen beim Übergang in die politische Unabhängigkeit.

II. VOR DER UNABHÄNGIGKEIT: DIE KOLONIALREFORMVORSCHLÄGE DER ILO VON PHILADELPHIA 1944

Als »technische« und dadurch per definitionem unpolitische Sonderorganisation (*specialized agency*) der Vereinten Nationen stand die ILO nur vordergründig am Rande dieses schwierigen und konfliktreichen Suchprozesses. Vielmehr stellte sie auf dem besonders umkämpften Feld der Wirtschafts- und Sozialpolitik eine der zentralen Arenen für die Auseinandersetzungen bereit, welche die Dekolonisation auf internationalen Foren begleiteten. Der dreigliedrige Aufbau der ILO bürgte zudem dafür, dass Stimmen aus der Zivilgesellschaft in den Diskussionen ausgiebig zu Wort kamen. Insbesondere die internationale Gewerkschaftsbewegung, in der frühzeitig kolonialismuskritische Haltungen weite Verbreitung fanden, stellte innerhalb dieser Debatten ein dynamisches Element dar,

31 Paul Gordon Lauren, *Visions Seen. The Evolution of International Human Rights*, Philadelphia 1998. Vgl. in jüngster Zeit auch Micheline Ishay, *The History of Human Rights. From Ancient Times to the Globalization Era*, Berkeley/Los Angeles/London 2004.

32 Vgl. für einen guten Querschnitt durch die Debatte zwischen »Universalisten« und »Kulturalisten« die Beiträge in Abdullahi Ahmed An-Na'Im (Hrsg.), *Human Rights in Cross-Cultural Perspectives. A Quest for Consensus*, Philadelphia 1992.

33 Zur ideengeschichtlichen Genese des Entwicklungsgedankens siehe vor allem Heinz Wolfgang Arndt, *Economic Development. The History of an Idea*, Chicago/London 1987. Eine Zusammenfassung bietet Ulrich Menzel, *Geschichte der Entwicklungstheorie. Einführung und systematische Bibliographie*, Hamburg 1995.

34 Für eine positive Wertung Lumsdaine, *Moral Vision*; Staples, *Birth of Development*.

35 Eine scharfe Kritik aus poststrukturalistischer Perspektive bietet Arturo Escobar, *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*, Princeton 1995.

welches die Gremien der ILO aus dem Spektrum internationaler Organisationen hervorhob. Zum anderen stand die ILO in der Kernphase der Dekolonisation nach dem Ende der Zweiten Weltkrieg von Anfang an bei den beiden beschriebenen Schlüsselthemen – den Menschenrechten und der Entwicklungspolitik – im Brennpunkt der Debatten um die Grundlagen kolonialer und postkolonialer Herrschaft. Das IAA übernahm dabei über den gesamten Beobachtungszeitraum den aktiven Versuch, den Dekolonisationsprozess mittels eines ILO-spezifischen Ansatzes zu gestalten, in dem Entwicklungsanspruch und Menschenrechte miteinander versöhnt werden konnten.

Die ILO und die Probleme kolonialer Arbeit

Kaum ein Thema stand der ILO in ihrer Anfangsphase ferner als die Probleme kolonialer Arbeitnehmer. Schließlich hatte hinter der Gründung der Organisation in Versailles 1919 im Wesentlichen der Gedanke einer innenpolitischen Sicherung der europäischen Friedensordnung gestanden. Mit der Zustimmung zur Aufnahme einer solchen Organisation in das Versailler Friedenswerk hatten die Siegermächte des Ersten Weltkriegs lange erhobenen Forderungen des reformistischen Teiles der europäischen Arbeiterbewegung nach der Einrichtung einer Organisation entsprochen, die auf nationaler Ebene errungene soziale Fortschritte durch die Definition internationaler Arbeitsstandards auf zwischenstaatlicher Ebene absicherte. Dies implizierte freilich, dass es sich dabei grundsätzlich um Übereinkommen zwischen Ländern handeln sollte, die eine annähernd vergleichbare wirtschaftliche Ausgangslage miteinander teilten. Die Normen, welche die ILO in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens gemäß diesem Auftrag verabschiedete, waren dann auch im Wesentlichen auf die Situation in den europäischen Industrienationen maßgeschneidert.³⁶

Das Los der Arbeitnehmer in den überseeischen Besitzungen der europäischen Mächte stellte im Gegensatz hierzu kein Schwerpunktthema in der Arbeit der ILO in der Zwischenkriegszeit dar. Gleichwohl gab es einige durchaus beachtenswerte Aktivitäten auf dem Feld der »colonial« oder »native labour«, wie es in der Terminologie der Zeit hieß. In den frühen 1930er-Jahren ging die ILO an die Ausarbeitung einer Reihe von Übereinkommen, die später zum sogenannten *Native Labour Code* (NLC) zusammengefasst wurden. Der NLC war in erster Linie als eine Antwort auf die gravierenden humanitären Folgen der rücksichtslosen »Inwertsetzungs«-Politik der Kolonialmächte nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zu verstehen, bei der diese alles daran gesetzt hatten, ihre überseeischen Besitzungen wirtschaftlich ertragreicher zu machen. Die Regierungen in London, Paris, Brüssel und Den Haag waren hierbei – wenngleich sich Pläne einer *mise en valeur* der Ressourcen der Kolonien im ganz großen Stil, wie sie einigen Kolonialpolitikern vorschwebte, nicht realisieren ließen – allesamt intensiv um den Ausbau der kolonialen Infrastruktur bemüht.³⁷ Da sich der dabei entstehende, gesteigerte Bedarf an Arbeitskraft selten mittels freiwillig zur Verfügung gestellter Arbeit decken ließ, wurden staatlich geförderte oder geduldete Zwangs- und Pflichtarbeitssysteme in der Zwischenkriegszeit zu einem der Hauptcharakteristika kolonialer Herrschaft. Die gängigen sozialkonservativen und partikularistischen Kolonialdoktrinen der Zeit trugen noch zur Verschärfung der Lage

36 Vgl. zu den ideologischen Vorläufern des Gedankens internationaler Arbeitsnormen *Alcock*, *History of the ILO*, S. 37–49. Zum Gedanken internationaler Arbeitsnormen in Vergangenheit und Gegenwart siehe auch *Werner Sengenberger*, *Globalization and Social Progress: The Role and Impact of International Labour Standards. A Report Prepared for the Friedrich-Ebert-Stiftung*, Bonn 2002.

37 Der Begriff geht auf den frz. Kolonialminister Albert Sarraut zurück. *Rudolf von Albertini*, *Dekolonisation. Die Diskussion über Zukunft und Verwaltung der Kolonien 1919–1960*, Köln 1966, S. 307–323; *David K. Fieldhouse*, *The West and the Third World*, Oxford 1999, S. 70–75.

bei³⁸, indem sie zwischen einem europäischen und einem »eingeborenen« Wirtschafts- und Arbeitsbereich unterschieden und den Arbeitskräftemangel im ersten Sektor durch die bedenkenlose vorübergehende Extraktion von Arbeitskraft aus den indigenen Gemeinschaften überbrückten.³⁹ Alle vier Konventionen und eine Reihe von Empfehlungen, die die ILO von 1930 bis 1939 als Teile des NLC verabschiedete, kreisten um das Problem der Zwangsarbeit.⁴⁰ Aus humanitärer Sicht war dieser erste normativ geprägte Umgang der ILO mit den Problemen kolonialer Arbeit insofern als Erfolg zu werten, als den schlimmsten Missbräuchen kolonialer Arbeitskraft international anerkannte Grenzen gesetzt wurden. Es war der Erfolg einer vom IAA unter seinen Generaldirektoren Albert Thomas und Harold Butler geführten Koalition, in der vor allem die Arbeitnehmervertreter großen Anteil an der schließlich erfolgten Durchsetzung hatten.

Zur selben Zeit reproduzierten die verabschiedeten Dokumente durch die Schaffung eines separaten *Native Labour Code* die partikularistischen Kolonialdoktrinen der Zeit, indem sie die koloniale Arbeit – und dieser Begriff umschloss im Verständnis der Zeitgenossen schlicht alle Arbeiten, die von »Eingeborenen«, die unter kolonialer Herrschaft lebten, erbracht wurden – letzten Endes doch in einen Bereich minderen Rechts verwiesen. Sie gewichteten somit implizit auch den Grad der Freiheit der Arbeit unterschiedlich, je nachdem ob diese im »normalen« oder im »kolonialen« Rahmen geleistet wurde.⁴¹ Im Ergebnis spiegelten sich zum einen die Grenzen des zeitgenössischen Denkens, zum anderen die ganz konkreten Machtverhältnisse im Völkerbundsystem wider. So nahmen die Kolonialmächte im ILO-Verwaltungsrat, dem Exekutivorgan und eigentlichen Machtzentrum der Organisation, mehr als die Hälfte der ständigen Sitze ein.⁴² Ihre kategorische Abwehrhaltung gegen jedwede »Einmischung« in ihre kolonialherrschaftlichen Angelegenheiten gewährte nur wenig Spielraum für internationale Aktionen. Erst die durch den Zweiten Weltkrieg bedingten Umwälzungen im internationalen Machtgefüge brachten hier einen Wandel.

Paradigmenwechsel in Philadelphia

Die Erklärung von Philadelphia von 1944, in der die ILO an der Seite der alliierten Mächte die sozialen Eckpunkte einer künftigen globalen Friedensordnung definierte, stellte in diesem Sinne auch hinsichtlich der kolonialen Aktivitäten der Organisation einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit dar. Erstmals wurden in einem internationalen Dokument allgemeine soziale Rechte des Individuums definiert. Aus diesem Postulat leitete die Erklärung die Forderung an die Mitgliedsstaaten der ILO ab, sich einer aktiven Wirtschaftspolitik unter einem allen anderen Erwägungen übergeordneten Sozialziel zu verpflichten. Arbeitnehmer in den Kolonien waren in dieses Programm durch den menschen-

38 *Mahmood Mamdani*, *Citizen and Subject. Contemporary Africa and the Legacy of Late Colonialism*, Princeton 1996.

39 *Frederick Cooper*, *Decolonization and African Society. The Labor Question in French and British Africa*, Cambridge 1996, S. 25–107.

40 Es handelte sich im Einzelnen um Übereinkommen gegen die Zwangsarbeit (1930), gegen bestimmte Sonderverfahren zur Anwerbung eingeborener Arbeitnehmer (1936), über die Regelung und Dauer der Arbeitsverträge mit eingeborenen Arbeitnehmern (1939) sowie gegen Strafvorschriften gegen Arbeitsvertragsbruch durch eingeborene Arbeitnehmer (1939). Die Empfehlungen behandelten in der Regel praktische Anwendungshinweise zu den Übereinkommen.

41 Siehe zum Problem der »native« oder »indigenous labor« von der Zwischenkriegszeit bis in die Gegenwart: *Luis Rodríguez Piñero*, *Indigenous People, Postcolonialism and International Law. The ILO Regime (1919–1989)*, Oxford 2006. Zur Zwangsarbeit *Daniel Maul*, *The International Labour Organization and the Struggle against Forced Labor from 1919 to the Present*, in: *Labor History* 48, 2007, S. 477–500.

42 *Alcock*, *History of the ILO*.

rechtlichen Ansatz implizit eingeschlossen – die Erklärung verdeutlichte, dass »the principles set forth in this Declaration are fully applicable to all peoples everywhere«. ⁴³ Verstärkt wurde der Eindruck, in Philadelphia einer entscheidenden ideellen Wende kolonialer Sozialpolitik beizuwohnen, noch durch eine zeitgleich mit der Erklärung verabschiedete Empfehlung zur »Sozialpolitik in den abhängigen Gebieten«. Diese rief die Kolonialmächte dazu auf, ihre Gebiete aktiv und unter einem allgemeinen, menschenrechtlich begründeten Sozialziel zu entwickeln. ⁴⁴ Tatsächlich war das koloniale Reformprogramm von Philadelphia in den Worten des ILO-Generaldirektors Edward Phelan als eine »parallel operation« ⁴⁵ im Kontext des allgemeinen programmatischen Neuanfangs konzipiert. Die Erklärung von Philadelphia konnte im Hinblick auf die unabhängigen Staaten als Aufruf zum Aufbau des *welfare state* in der Nachkriegszeit gelesen werden, und gleichzeitig entsprach sie mit Blick auf die Kolonien einer Wende hin zum *welfare colonialism*. Dahinter stand das Bild eines geläuterten und im Geiste sozialer Gerechtigkeit reformierten Kolonialismus, dessen politische Grundlagen jedoch nach außen unangetastet blieben. Eine weitere Bestätigung erfuhr dieses Reformprogramm in den Jahren von 1945 bis 1947 durch mehrere Übereinkünfte, in denen die Bestimmungen der Empfehlung von 1944 unter der gemeinsamen Überschrift »Sozialpolitik in den außerhalb des Mutterlandes gelegenen Gebieten« eine völkerrechtlich verbindliche Form annahmen. ⁴⁶

Die in all diesen Dokumenten vorgenommene Verknüpfung zwischen wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung einerseits und der Anwendung von menschenrechtlichen Grundprinzipien andererseits sollte in der Folgezeit zum Hauptmerkmal des ILO-spezifischen Beitrags zur internationalen Entwicklungsdebatte der Nachkriegszeit werden. Ihre Grundlage fanden sie in den zentralen Abschnitten der Philadelphia-Erklärung, in denen das Recht aller Menschen »ungeachtet ihrer Rasse, ihres Glaubens und ihres Geschlechts [...] materiellen Wohlstand und geistige Entwicklung in Freiheit und Würde, in wirtschaftlicher Sicherheit und unter gleich günstigen Bedingungen zu erstreben« mit dem Postulat verknüpft war, die »Schaffung der hierfür notwendigen Voraussetzungen« zum »Hauptziel aller innerstaatlicher und internationaler Politik« zu erheben. ⁴⁷

Am deutlichsten wurde der Ansatz freilich im Bekenntnis zum Prinzip der Vereinigungsfreiheit ⁴⁸, mit dem sich die Vorstellung verknüpfte, dass Entwicklungsmaßnahmen nur dann zum Ziel führen konnten, wenn die Beteiligung der Zielgruppen und die Organisation ihrer Interessen vor Ort und »from the bottom up« gewährleistet waren. ⁴⁹ Im Vergleich zur partikularistischen Realität der kolonialen Sozialordnungen der Zwischenkriegszeit kamen die Reformdokumente der ILO von 1944 bis 1947 einem revolutionären Schritt gleich.

Welches waren die Faktoren, die es der ILO ermöglichten, eine solch weitreichende Agenda auf den Weg zu bringen? Zunächst war es das Ergebnis intensiver Lobbyarbeit einzelner ILO-Offizieller. Reformistische Positionen, wie sie schließlich in Philadelphia ihren Ausdruck fanden, hatten vor allem in der *Native Labour Section* der ILO entschie-

43 Die Erklärung von Philadelphia, Abschnitt IV. Die Erklärung wurde zu einem späteren Zeitpunkt der Verfassung der ILO angehängt.

44 Empfehlung betreffend Mindestnormen der Sozialpolitik in abhängigen Gebieten (1944).

45 26th International Labour Conference (1944), Record of Proceedings, S. 6.

46 Die einzelnen Übereinkommen, die dieses Reformwerk enthielt, betrafen die Durchführung der (allgemeinen) internationalen Arbeitsnormen (1947), das Vereinigungsrecht (1947), die Arbeitsaufsicht (1947) sowie die Höchstdauer der Arbeitsverträge (1947).

47 Die Erklärung von Philadelphia, Abschnitt IIa.

48 Das Vereinigungsrecht wurde für die Kolonien verbriefte, bereits ein Jahr bevor die IAK ein allgemeines Vereinigungsrechtübereinkommen verabschiedete.

49 Abschnitt Ib der Erklärung von Philadelphia verwies entsprechend darauf, dass die Vereinigungsfreiheit als wesentliche Voraussetzung »beständigen Fortschritts« anzusehen sei.

dene Fürsprecher. Auslöser eines Umdenkens war hier in erster Linie die Weltwirtschaftskrise gewesen, welche insbesondere die auf Export ausgerichteten Kolonialgebiete wirtschaftlich und sozial hart getroffen hatte und Zweifel am vorherrschenden kolonialwirtschaftlichen Laisser-faire ebenso wie an den gängigen partikularistischen Kolonialdoktrinen aufkommen ließ. Angesichts des zunehmend politischen Charakters, den die vielerorts ausbrechenden sozialen Unruhen im Zusammenspiel mit einem allseits wachsenden Nationalismus in den Kolonien annahmen, begriffen auch vereinzelte Kolonialpolitiker, dass der Wechsel zu einer stärker auf die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien und das soziale Wohl der kolonialen Bevölkerungen zielenden aktiven Politik unter Umständen ein probates Mittel oder sogar eine Notwendigkeit zur langfristigen Herrschaftssicherung sein konnte. Erste Ansätze zu einem Wandel auf der politischen Ebene, wie sie im britischen *Colonial Development and Welfare Act* (CDWA) von 1940 oder in der Politik der französischen Volksfrontregierung zu erkennen waren und neben dem verstärkten Einsatz von Geldmitteln auch die Förderung von Gewerkschaften mit einschlossen, wurden zunächst vom Krieg gestoppt. Sie bildeten jedoch den Ansatzpunkt, von dem aus die ILO ihr Konzept einer kolonialen Nachkriegsordnung weiterentwickelte. Während des Krieges arbeitete sie in diesem Sinne mit dem zunächst noch kleinen Kreis von Reformern zusammen, die sich zu dieser Zeit in London konzentrierten (neben der Zentrale der bedeutendsten Kolonialmacht auch der Sitz der Exilregierungen Belgiens, der Niederlande sowie des »Freien Frankreichs« De Gaulles). Hier agierte die ILO in einem Netzwerk, das seine Mitglieder aus der Wissenschaft, philanthropischen Vereinen, den Kirchen, aber auch aus Teilen der gemäßigten politischen Linken (wie etwa den der *Labour Party* nahe stehenden Fabiern) sowie aus vereinzelten Vertretern der Kolonialbürokratie rekrutierte. Eine entscheidende Gelenkfunktion kam darüber hinaus den ebenfalls in London konzentrierten Exilgruppen der internationalen Gewerkschaftsbewegung zu, die über ihre britischen (und amerikanischen) Kontakte ebenfalls versuchten, kolonialen Reformen im Sinne der ILO den Weg zu ebnet.⁵⁰

Der Fortgang des Krieges und die daraus resultierenden Verschiebungen im internationalen Machtgefüge sowie die Planungen für die Zeit nach dem Ende der Feindseligkeiten boten dem IAA rasch Ansatzpunkte, seine Reformagenda weiter voranzutreiben. Einen wesentlichen Faktor stellten beispielsweise die Erschütterungen dar, die das imperiale Selbstvertrauen der Kolonialmächte unter dem Eindruck der Niederlagen gegen die Japaner auf dem südostasiatischen Kriegsschauplatz und dem vollständigen Verlust der dortigen Besitzungen erfuhr. Die erlittene Demütigung und die Tatsache, dass die japanischen Invasoren vielerorts als Befreier vom kolonialen Joch begrüßt worden waren, förderte in den Metropolen die Einsicht, dass der Kolonialismus der Nachkriegszeit auf neuen Fundamenten errichtet werden musste. Wirtschaftliche und soziale Reformversprechen boten in dieser Hinsicht den Kolonialmächten Gelegenheit, den kolonialen Bevölkerungen ihren Willen zum Wandel zu demonstrieren. Ein Bekenntnis zur Reformagenda der ILO kam dem Versprechen gleich, dass auch die Kolonien vom Sieg der Demokratien im Weltkrieg profitieren würden, und wurden nicht zuletzt als Alternative zu allzu weitgehenden politischen Versprechungen gesehen.⁵¹

Rückenwind hatte das IAA mit seinen Reformvorstellungen zudem durch das enorm gewachsene internationale Gewicht der USA. Die Zustimmung zu den Reformen lieferte den Kolonialmächten eine Möglichkeit, sich auch gegenüber dem erstarkten amerikanischen Kriegspartner, der aus seinen anticolonialen Neigungen kein Hehl machte, als progressiv und lernbereit zu präsentieren. Die *American scare* war ein starkes Handlungsmotiv für alle Kolonialmächte, insbesondere jedoch für jene Exilregierungen, die direkt

50 Maul, Dekolonisation, S. 53–89.

51 Vgl. Robert Holland, *European Decolonization: An Introductory Survey*, Basingstoke 1981, S. 52 ff.

vom guten Willen der amerikanischen Regierung abhingen, wenn sie in ihre alten Machtpositionen zurückkehren wollten.⁵² Sie war eine Karte, welche die ILO-Offiziellen bei der Überwindung von Widerständen, die einzelne Punkte der Reformagenda seitens der Kolonialpolitiker aus London erfuhren, im Vorfeld der Philadelphia-Konferenz immer wieder geschickt auszuspielen wussten.

Die breite Unterstützung, die den kolonialen Reformvorschlägen der ILO vonseiten der Kolonialmächte schließlich zuteil wurde, speiste sich somit vor allem aus zwei Quellen: Sie spiegelte zunächst den seit den späten 1930er-Jahren gestärkten Einfluss reformerischen Entwicklungsdenkens im *official mind* wider. Gleichzeitig konnten sich die Vorstellungen der ILO auch aufgrund der propagandistischen Funktion durchsetzen, die man auf höchster Ebene kolonialpolitischer Entscheidungsgewalt dem Bekenntnis zu kolonialer Erneuerung auf der Basis sozialer Rechte zurechnete. Wie stark gerade das letztere Motiv dominierte, mag an der Tatsache abgelesen werden, dass sich die Kolonialmächte über den Gesamtzeitraum der Diskussionen um eine koloniale Reformagenda hinweg strikt weigerten, ihren Exklusivitätsanspruch auf die Repräsentation kolonialer Interessen aufzugeben. In Philadelphia und den Folgekonferenzen wurde folglich viel über, zu keinem Zeitpunkt jedoch mit den Adressaten der Reformdokumente geredet. Auf diese Weise konnte es auch kaum verwundern, dass den hehren Versprechungen nach der erneuten Konsolidierung kolonialer Herrschaft in den Nachkriegsjahren nicht in jedem Fall auch adäquate Taten folgten.

Der Reformwille erlosch in dem Moment, in dem das propagandistische Motiv an Bedeutung verlor. Dies lag zunächst daran, dass die Entwicklungsoffensiven, die vor allem Briten, Franzosen und Niederländer nach dem Krieg in ihren Besitzungen eingeleitet hatten, nicht in jedem Fall den Prinzipien der Dokumente entsprach, die die ILO unter der Überschrift »Sozialpolitik in den nicht zum Mutterland gehörigen Gebieten« mit ihrer Unterstützung von 1944 bis 1947 verabschiedet hatte. Die Rhetorik der sozialen Reform nutzte sich in den Mutterländern nach dem Krieg schnell ab und wich nach kurzer Zeit nüchterneren Betrachtungsweisen. Waren es anfangs noch moralische Argumente gewesen, die den Einsatz von metropolitanen Geldern für die Entwicklung über den neuen CDWA von 1945 oder über FIDES gerechtfertigt hatten, so traten angesichts der Wiederaufbauanstrengungen, einer angespannten Finanzlage und der Dollarknappheit der kolonialen Metropolen bald stärker innenpolitische Interessen in den Vordergrund. Statt den sozialen Fortschritt der kolonialen Bevölkerungen in den Mittelpunkt zu stellen, drohte koloniale Entwicklung im Gegenteil frühzeitig zum »tool of metropolitan welfare« zu werden. Die britische *Labour*-Regierung (1945–1951) versuchte beispielsweise ganz offen, die Ressourcen der Kolonien für den Aufbau des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien einzusetzen.⁵³ Solche Erwägungen, genauso wie frühe Enttäuschungen über das mit der Entwicklungsstrategie verknüpfte doppelte Ziel, die Kolonien politisch stabiler und somit beherrschbarer und zur selben Zeit produktiver zu machen, stärkten die Abschottungstendenzen der Kolonialmächte gegenüber den Blicken der Weltöffentlichkeit. Angesichts eines gestärkten politischen Bewusstseins innerhalb der kolonialen Bevölkerungen geriet die Umsetzung von Kernforderungen des ILO-Reformprogramms wie die Förderung und freie Betätigung der Gewerkschaften oder die Abschaffung von Diskriminierung in Beschäftigung und Beruf, vor allem die Auflösung der hier vielerorts wirksamen »Rassenschranken«, zu einem Politikum. Selten entsprach die Herrschaftsrealität in der Nachkriegszeit dem Buchstaben der entsprechenden Übereinkommen. Die gewalttätigen Auseinandersetzungen

52 Zur Rolle der USA in dieser Hinsicht ausführlich *William Roger Louis*, *Imperialism at Bay: The United States and the Decolonization of the British Empire, 1941–1945*, Oxford 1977.

53 *David Fieldhouse*, *Decolonization, Development, and Dependence: A survey of changing attitudes*, in: *Prosser Gifford/Wm. Roger Louis* (Hrsg.), *The Transfer of Power in Africa. Decolonization 1940–1960*, New Haven u. a., S. 483–515, hier: S. 487.

zungen mit erstarkten antikolonialen Bewegungen, in die Großbritannien, Frankreich und die Niederlande in der unmittelbaren Nachkriegszeit und noch einmal verstärkt in den 1950er-Jahren in Indochina, Indonesien, Algerien, Kenia und einer ganzen Reihe anderer Orte verstrickt waren, sowie die immer schärferen Anklagen, die den Mächten aus internationalen Foren vonseiten der stetig anwachsenden Gruppe antikolonialer Staaten (mit Unterstützung durch die Sowjetunion und ihre Verbündeten) entgegenschlugen, verstärkten deren Neigung, ihre Politik dem Blick der internationalen Öffentlichkeit zu entziehen.⁵⁴

Ein Urteil über die Wirkung der ILO-Reformdokumente zur kolonialen Sozialpolitik und ihre Auswirkungen auf den Verlauf des Dekolonisationsprozesses fällt notwendigerweise gespalten aus: Auf der Ebene konkreter messbarer Erfolge blieb nach der Verabschiedung eines in der Tat weitreichenden Programms in Philadelphia und den Folgekonferenzen der Einfluss gering, den die ILO hinsichtlich der Umsetzung des Reformprogramms ausüben vermochte. Die Ratifizierungsmoral hinsichtlich der einzelnen Übereinkommen zur »Sozialpolitik in den außerhalb des Mutterlandes gelegenen Gebieten« war praktisch bis an den Vorabend der Unabhängigkeit eines großen Teils der Kolonien gering, bei den politisch brisanten Fragen wie der Gewerkschaftsfreiheit tendierte sie gegen Null. Auch aus diesem Grund blieb bis in die 1960er-Jahre die sogenannte »koloniale Klausel« der ILO-Verfassung von 1919 in Kraft, die es den Kolonialmächten erlaubte, für das Mutterland ratifizierte Übereinkommen in ihren überseeischen Besitzungen nicht oder nur teilweise anzuwenden – sie galt jedoch folglich nicht für die dezidiert »kolonialen« Reformdokumente von Philadelphia und Folgekonferenzen. Insbesondere bei solchen Übereinkommen, die als sozialpolitisch zu kostspielig oder aber als politisch brisant bewertet wurden, wurde reichlich Gebrauch von dieser Klausel gemacht. Unter letztere Kategorie fielen insbesondere Menschenrechtskonventionen wie die Vereinigungsfreiheit oder das Diskriminierungsverbot. Da die Kolonialmächte sich darüber hinaus auch in weniger politisch aufgeladenen Fragen weigerten, internationalen Agenturen Rechenschaft über die Verwaltung ihrer Gebiete zu leisten, fand die Auseinandersetzung der ILO mit Fragen kolonialer Sozialpolitik in dieser Zeit in einer Art Vakuum statt.⁵⁵

Gleichwohl blieb das Reformprogramm von Philadelphia nicht gänzlich folgenlos. Der antikolonialen Bewegung der Nachkriegszeit lieferte die Erklärung von Philadelphia in den folgenden Jahren eine wirkungsvolle Vorlage, mit der sich die Widersprüche im Herrschaftsanspruch der Kolonialmächte aufdecken und Ansprüche auf Partizipation und Emanzipation formulieren ließen. Bereits unmittelbar nach ihrer Verabschiedung bot sie einen Referenzpunkt für die Forderungen einer Vielzahl von Gruppen, beispielsweise der Panafrikanischen Bewegung auf ihrem Kongress in Manchester 1945.⁵⁶ Auch auf lokaler Ebene gab sie sozialen Bewegungen ein Mittel in die Hand, mit dem sich zuweilen ganz konkrete Ergebnisse erzielen ließen, wie Frederick Cooper anhand des Falls der Abschaffung der Zwangsarbeit in Französisch-West-Afrika in der unmittelbaren Nachkriegszeit gezeigt hat.⁵⁷ Aber auch in Bezug auf das Verhalten der Kolonialmächte selbst wäre es

54 Im niederländischen Fall kamen beide Motive zusammen: Die Niederlande, die bei ihren Entwicklungsanstrengungen stärker noch als die anderen Kolonialmächte auf amerikanisches Kapital setzten, waren durch die Weigerung Washingtons, den Kolonialkrieg in Indonesien zu unterstützen und den damit verbundenen Stopp des Geldzuflusses in ihren Aktivitäten, zusätzlich gelähmt. Marc Frey, Control, Legitimacy, and the Securing of Interests: European Development Policy in South-East Asia from the Late Colonial Period to the Early 1960s, in: Contemporary European History 12, 2003, S. 398–402.

55 Maul, Dekolonisation, S. 201–211.

56 Immanuel Geiss, Panafrikanismus. Zur Geschichte der Dekolonisation, Frankfurt/M. 1968, S. 385 ff.

57 Frederick Cooper, Conditions Analogous to Slavery. Imperialism and Free Labor Ideology in Africa, in: Frederick Cooper/Thomas C. Holt/Rebecca J. Scott (Hrsg.), Beyond Slavery, Explo-

falsch, von deren beharrlicher Verweigerungshaltung gegenüber allen Versuchen, Einflussnahme auf ihre Politik zuzulassen, auf die völlige Folgenlosigkeit der Reformen zu schließen. Der Widerstand der Metropolen implizierte nicht notwendigerweise, dass sich die Kolonialmächte in ihren eigenen Entwicklungsanstrengungen nicht – freiwillig oder auf sanften Druck aus der ILO – gelegentlich an den Prinzipien der ILO orientierten. Im Gegenteil: Alle Kolonialmächte, zuletzt sogar das im allgemeinen als besonders unbelehrbar geltende Portugal, versuchten innerhalb der Gremien der Organisation, ihre Politik als im Einklang mit den Normen und Prinzipien der ILO darzustellen; niemand wollte beziehungsweise wagte sich in offener Weise gegen den einmal etablierten universalistischen Diskurs zu stellen. Die einzige Ausnahme – die Hardliner des südafrikanischen Apartheidregimes, das der offenen rassistischen Ungleichbehandlung der schwarzen Bevölkerungsmehrheit beharrlich das Wort redete – ließ durch deren, im Verlauf der 1950er-Jahre zunehmend klarer werdende Außenseiterrolle diesen Trend nur noch deutlicher hervortreten. Eben dieser Widerspruch zwischen der (zumal nur halbherzig eingelösten) sozialen Reformverpflichtung auf universalistisch begründeter menschenrechtlicher Grundlage und dem fortgesetzten, nicht demokratisch legitimierten politischen Herrschaftsanspruch der europäischen Mächte bot eine ständige Angriffsfläche, die von der Propaganda der Gegner des Kolonialismus auf internationaler Ebene weidlich genutzt wurde. In dieser von den Reforme(r)n der ILO entscheidend mit ausgelösten Dynamik lag deren nicht zu unterschätzendes emanzipatorisches Potenzial.

III. NACH DER UNABHÄNGIGKEIT – DER INTEGRIERTE ENTWICKLUNGSANSATZ DER ILO ALS POSTKOLONIALES KONZEPT

In mehr als einer Hinsicht stellte die unmittelbare Nachkriegszeit eine Wasserscheide für die Arbeit der ILO dar. Neben dem Umbruch im kolonialen Programm der Organisation waren nun auch erstmals Stimmen vernehmbar, die nach einem entwicklungspolitischen Engagement der ILO riefen und dabei zum einen frühzeitig über den kolonialen Kontext hinauswiesen, zum anderen ihre Dynamik gerade aus dem rapide voranschreitenden Dekolonisationsprozess bezogen. Nicht zuletzt weil sich die Kolonialmächte in den 1950er-Jahren gegen Versuche der ›Einmischung‹ internationaler Organisationen in ihren kolonialen Herrschaftsbereich verwahrten, verlagerte die ILO ihre Bemühungen auf die Gestaltung der Verhältnisse in jenen Ländern, die sich soeben aus der Abhängigkeit europäischer Mächte befreit hatten und nun in die Gruppe wirtschaftlich ›unterentwickelter‹ Staaten einreihen. Der Erklärung von Philadelphia war auch in Bezug auf solche Gebiete eine Pionierrolle zugekommen, insofern hier erstmals die Verantwortung der internationalen Gemeinschaft für das wirtschaftliche Wohlergehen der ärmeren (unabhängigen) Länder reklamiert wurde.⁵⁸ Vor allem die Staaten Lateinamerikas und Asiens, darunter das 1947 unabhängig gewordene Indien als Wortführer, drängten die ILO, dem (ebenfalls menschenrechtlich fundierten) Anspruch der Philadelphia-Erklärung, die Bemühungen des ärmeren Teils der Menschheit um wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt zu unterstützen, konkrete Maßnahmen folgen zu lassen. Dies bedeutete vor allem *praktische* Hilfe bei der landwirtschaftlichen Entwicklung und Industrialisierung, wobei vor allem Letztere für viele Führer nationaler Befreiungsbewegungen gleichbedeutend mit dem Abschied von kolonialwirtschaftlichen Abhängigkeiten und der damit verbundenen Rolle als Primärproduzenten im Dienste der Industrien in den kolonialen Metropolen war. In seiner eingangs zitierten Rede auf der ersten asiatischen Regionalkonferenz der ILO 1947 gab In-

rations of Race, Labor, and Citizenship in Post-Emancipation Societies, Chapel Hill/London 2000, S. 107–149.

⁵⁸ Erklärung von Philadelphia, S. 24.

diens Premierminister Nehru in diesem Sinne den Ton vor, als er von der Organisation forderte, ihren bisherigen Eurozentrismus und die Fixierung auf die Probleme der Industrienationen aufzugeben und praktische Hilfe bei der Überwindung der (kolonial verschuldeten) Unterentwicklung zu leisten. In diesem Sinn wollten Nehru und andere postkoloniale Führer die ILO »dekolonisieren«.⁵⁹

Innerhalb der ILO traf dieses Anliegen auf kein ungeteilt positives Echo. So herrschte gerade unter den europäischen Regierungen und Gewerkschaftsverbänden anfänglich große Skepsis, ob eine Neuausrichtung nach den Wünschen der Entwicklungsländer nicht zu einer Schwächung der »klassischen« Aktivitäten der ILO führen musste, die in der Definition internationaler Arbeitsstandards bestand. Eine Änderung trat erst 1948 ein, als mit dem Amerikaner David A. Morse ein Mann den Posten des Generaldirektors der ILO übernahm, bei dem die Entwicklungsländer mit ihren Forderungen nach einer programmatischen Neuausrichtung offene Türen einrannten. Unter seiner Führung begann sich das Profil der ILO rasch und durchschlagend zu verändern. Morse gelang es innerhalb kurzer Zeit – befördert nicht zuletzt durch den gleichzeitigen Beginn multilateraler Entwicklungshilfe unter der Führung der Vereinten Nationen gegen Ende der 1940er-Jahre – die ILO in eine Agentur technischer Zusammenarbeit zu verwandeln, welche die Förderung sozial und wirtschaftlich unterentwickelter Gebiete der Erde als eine ihrer Hauptaufgaben definierte.

Die Motive, die bei Morse und seinen Mitstreitern hinter dem forcierten Aufbruch zu einem Programm technischer Hilfe unter dem Dach der ILO lagen, lassen sich präzise am Schnittpunkt der aufdämmernden Dekolonisation und des zeitgleich entflammten Systemstreits zwischen Ost und West verorten. Morse verstand den neuen Schwerpunkt als Chance, der ILO mit den postkolonialen Staaten eine neue Klientel zu erschließen. Gleichzeitig begriff er das technische Hilfsprogramm explizit als Mittel, durch das die ILO auf der Seite des westlichen Lagers zunächst vor allem in Asien eine wichtige Rolle in der globalen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus zu spielen vermochte. Bis zu einem gewissen Grad handelte es sich dabei um eine Ausweitung seiner unmittelbar vorangegangenen Tätigkeit als Stellvertretender Arbeitsminister für internationale Angelegenheiten in der Truman-Regierung, im Zuge derer Morse an der Umsetzung des Marshallplans beteiligt gewesen war. Hier hatte er auch zu jenen gehört, die dessen Ausweitung auf die außereuropäische Welt als geeignete Methode ansahen, um die armen Länder – durch Hilfe zur Steigerung der Produktivität und des Lebensstandards – gegen kommunistische Einflussnahme zu immunisieren. Als diese Ideen 1949 in Präsident Trumans »Point IV Program«, das den Aufbruch der USA zur Entwicklungshilfe signalisierte, konkrete Gestalt annahm, stand Morse bereits an der Spitze der ILO.⁶⁰ Im Zentrum des neuen Ansatzes, den Morse vor diesem Hintergrund in die ILO brachte, stand deren Umbau zu einer Organisation, die sich in erster Linie als Dienstleister für ihre ärmeren Mitglieder verstand, die technisches Know-how etwa zur Produktivitätssteigerung oder beim Arbeitsschutz lieferte und die bei der Einrichtung entsprechender Institutionen zur Erhebung von statistischen Daten im Sozialbereich oder beim Aufbau eines Berufsausbildungswesens beratend zur Seite stand. Betrachtet man das technische Hilfsprogramm in den 1950er-Jahren nach

59 Zu Indiens herausgehobener Stellung am Ausgangspunkt eines internationalen postkolonialen Entwicklungsdiskurses vgl. *Sugata Bose*, Instruments and Idioms of Colonial and National Development. India's Historical Experience in Comparative Perspective, in: *Cooper/Packard*, International Development and the Social Sciences, S. 45–64. Vgl. für die industriellen Bemühungen Indiens auch die Beiträge von *Andreas Hilger* und *Corinna R. Unger* in diesem Band; für Indien als Vorreiter in anderen Aspekten der Dekolonisation vgl. beispielsweise den Beitrag von *Frieder Ludwig*.

60 Alle Angaben zu David Morse entspringen den Recherchen des Autors in Hinblick auf eine geplante Biografie. Siehe auch *Maul*, Dekolonisation, S. 168 ff.

quantitativen Maßstäben, nahm der letztere Bereich – die Berufsausbildung – die alles überragende Stellung ein. Der Löwenanteil an technischer Hilfe entfiel auf die Entwicklung des Arbeitskräftepotenzials der Entwicklungsländer.⁶¹

Freilich ging es Morse und seinen Mitstreitern bei der Etablierung des technischen Hilfsprogramms nicht um wirtschaftliche Hilfe alleine. In Kombination mit den älteren Normensetzungstätigkeiten der Organisation verbargen sich hinter dem Konzept technischer Hilfe vielmehr sehr genaue Vorstellungen eines spezifisch demokratischen Modells der Modernisierung, das zum Hauptmerkmal des Ansatzes werden sollte, mit dem die ILO in die postkolonialen Entwicklungsdebatten der 1950er- und 1960er-Jahre eingriff. Die ILO stand nach Auffassung Morses an der Frontlinie einer globalen Auseinandersetzung zwischen demokratischen und totalitären Kräften. In einer Anfang 1951 verfassten Denkschrift sprach Morse von einem »struggle for the hearts and minds of men and women the world over on the outcome of which will depend peace or war and the survival [...] of civilisation«. Unsicherheit und Angst, welche die Geschwindigkeit des Übergangs in die Moderne bei vielen davon Betroffenen erzeuge, identifizierte Morse als die größte Gefahr für das demokratische Lager in der Auseinandersetzung mit der kommunistischen Herausforderung.⁶²

Vor diesem Hintergrund vertrat die ILO unter Morses Führung einen »integrierten« Entwicklungsansatz, in dem technische Hilfe und die Verwirklichung der Normen und der in Philadelphia definierten menschenrechtlichen Prinzipien der ILO eine gedankliche Einheit darstellten. Unschwer lassen sich die Parallelen zum zeitgleich in den (amerikanischen) Sozialwissenschaften dominierenden modernisierungstheoretischen Trend ziehen.⁶³ Mit der Modernisierungstheorie teilte der integrierte Entwicklungsansatz die wesentlichen Prämissen sowie die historische Herkunft aus der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus und insbesondere mit dem durch die Sowjetunion verkörperten (autoritären) Entwicklungsmodell am Scheitelpunkt der Dekolonisation.⁶⁴ Beide gingen davon aus, dass sich in den Entwicklungsländern in einer Art metahistorischem Übergang von der traditionellen in die moderne/industrialisierte Gesellschaft die europäische/nordamerikanische Geschichte wiederholte. Hier hielt die ILO nach der Überzeugung ihrer Offiziellen tatsächlich in den Werten der Verfassung und der Philadelphia-Erklärung sowie in Gestalt internationaler Arbeitsstandards ein umfangreiches Instrumentarium in der Hand, um einen demokratischen Modernisierungsweg zu befördern. Schließlich ließen diese sich in erster Linie als eine Sammlung von Antworten interpretieren, welche die liberalen Demokratien Europas und Nordamerikas auf die mit der Entwicklung ihrer eigenen kapitalistischen Ordnung verbundenen politischen und wirtschaftlichen Krisen des 19. und 20. Jahrhunderts gefunden hatten. In ganz besonderem Maße galt dies für die Grundwerte der Philadelphia-Erklärung: Freiheit von Zwangsarbeit, Freiheit von Diskriminierung und Vereinigungsfreiheit durch einen demokratisch organisierten gesellschaftlichen Interessenaus-

61 Etwa die Hälfte aller eingesetzten Mittel wendete die ILO während der 1950er-Jahre für Tätigkeiten auf diesem Feld auf. Zwischen 55 % und 65 % der Ressourcen für technische Hilfe wurden insgesamt von 1950–1960 für den Bereich Arbeitskräftepotenzial eingesetzt. IAO, Die Rolle der IAO bei der Förderung des Wirtschaftswachstums und des sozialen Fortschritts in den Entwicklungsländern, Genf 1961, Tab. VII, S. 40.

62 Morse, Memorandum »The ILO and Economic and Social Development«, 7.4.1951, in: ILOA-MF Z 8/1/14: Meetings with Chiefs of Division.

63 Zur Genese der Modernisierungstheorie vgl. vor allem *Michael Latham*, *Modernization as Ideology*, American Social Science and Nation-Building in the Kennedy Era, Chapel Hill 2000.

64 Zur Bezugnahme auf die kommunistische Herausforderung etwa in *Walt Rostows* berühmter Studie, *The Stages of Economic Growth: A Non-Communist Manifesto*, Cambridge 1960, vgl. auch *Nils Gilman*, *Modernization Theory – the Highest Stage of American Intellectual History*, in: *David C. Engerman* (Hrsg.), *Staging Growth. Modernization, Development and the Global Cold War*, Amherst 2003, S. 47–81.

gleich. Diese bildeten den Kern des postkolonialen Modernisierungsprojektes der ILO und gleichzeitig einen wesentlichen Faktor hinter der zweiten großen programmatischen Neujustierung, die die Organisation in der Nachkriegszeit vollzog: die Schwerpunktverlagerung auf dem Gebiet der internationalen Arbeitsstandards weg von den eher technischen und spezifischen Normen hin zu einigen wenigen (Kern-)Menschenrechtsnormen⁶⁵, die allesamt in Morses erstem Jahrzehnt im Amt von den Internationalen Arbeitskonferenzen (IAK) verabschiedet wurden und auf den Postulaten der Philadelphia-Erklärung aufbauten. Zwar kam die Initiative hierfür stets aus den politischen Gremien der Organisation, die ILO-Spitze war jedoch als treibende Kraft im Hintergrund tätig, um möglichst aussagekräftige Übereinkommen zu erzielen. Gerade im Kontext des Dekolonisationsprozesses hatte die Schwerpunktsetzung im Menschenrechtsbereich unabwiesbare Vorteile. Sie war nicht nur ein vorzügliches Vehikel, um in Zeiten eines rapiden Wandels in der Struktur und Mitgliedschaft der ILO, dem Anspruch auf Universalität der ILO-Normensetzung Nachdruck und moralischen Kredit zu verleihen.⁶⁶ Menschenrechte waren – im Gegensatz zu den internationalen Arbeitsstandards der Vorkriegszeit – *per definitionem* universell gültig. Darüber hinaus erlaubte gerade die Konzentration auf Menschenrechtsnormen einen Erhalt des grundsätzlich universalistischen Anspruchs der ILO-Normensetzung bei gleichzeitiger Flexibilität in der Anwendung aller übrigen technischen und spezifischer sozial- und arbeitspolitisch ausgerichteten Standards.⁶⁷ In der ILO gab man sich keinen Illusionen darüber hin, dass die Entwicklungsländer sich unmittelbar zur Gesamtheit internationaler Arbeitsnormen bekennen könnten. Hierfür fehlten schlicht die sozioökonomischen Voraussetzungen. Gerade aus diesem Grund erachtete man es als umso bedeutender, dass die grundlegenden Prinzipien der Philadelphia-Erklärung überall Anerkennung fanden.

Bei der Umsetzung des integrierten Entwicklungsansatzes war man innerhalb der ILO von Anfang an auf »weiche« Methoden der Vermittlung angewiesen. Eine direkte Verknüpfung zwischen beiden Inhalten, etwa in Form einer verbindlichen Kopplung der technischen Hilfeleistungen an die Bereitschaft der jeweiligen Empfängerländer, die grundlegenden Prinzipien und Normen der ILO im Entwicklungsprozess anzuwenden, war von vornherein aussichtslos. Dies galt um so mehr, als sich die Bedingungen für deren Vermittlung just in dem Moment verschlechterten, als die Dekolonisation auf ihren Höhepunkt zustrebte. Eine ganze Reihe von Faktoren, die vor allem dem weltpolitischen Klima der 1950er-Jahre entsprangen, förderten die Verschiebung weg von der Standardsetzung hin zu einem Ausbau der neuen technischen Funktionen. Den wichtigsten Impuls in diese Richtung gab dabei der (Wieder-)Eintritt der Sowjetunion in die ILO 1954. Hierdurch verlor die ILO ihre bis dato relativ klar ausgeprägte Frontstellung im Ost-West-Konflikt. Die Länder des Ostblocks vertraten ein in Bezug auf die Grundprinzipien der ILO, wie etwa die Vereinigungsfreiheit, alternatives Rechtskonzept. Dies schwächte nach außen den Universalitätsanspruch, den die ILO für ihre Normen erhob. Wenngleich diese Normen in Kern und Wortlaut intakt blieben, so waren bei ihrer praktischen Implementierung doch weitgehende Zugeständnisse unausweichlich. Der Einzug des Kalten Krieges

65 Der Begriff Kernmenschenrechtsnormen wird offiziell erst seit 1998 verwendet, *de facto* handelt es sich dabei jedoch um die Bezugnahme auf die Prinzipien der Philadelphia-Erklärung, die für die Verabschiedung der einzelnen Instrumente die Vorlage bot – bei der Vereinigungsfreiheit (1948), dem Recht auf Kollektivverhandlungen (1949), der Gleichheit des Lohnes (1951), der endgültigen Abschaffung der Zwangsarbeit (1957) und der Diskriminierung in Beschäftigung und Beruf (1958).

66 Vgl. zur Menschenrechtsarbeit der ILO vor allem Virginia Leary, *Lessons from the Experience of the International Labour Organisation*, in: Philip Alston (Hrsg.), *The United Nations and Human Rights. A Critical Appraisal*, Oxford 1992, S. 580–620; George Weaver, *The ILO and Human Rights*, Genf 1968; Ghebali, ILO, S. 74–89; Alcock, *History of the ILO*, S. 252–284.

67 Leary, *Lessons*, S. 582 f.

in die ILO stärkte auch diejenigen Kräfte in den westlichen Staaten, die den Normen der Organisation ohnedies mit Skepsis gegenüber standen. Zu ihnen zählte praktisch die gesamte Arbeitgeberschaft, aber auch die Regierung der USA, die spätestens nach Amtsantritt der Eisenhower/Dulles-Administration eine Politik der Nichtverpflichtung gegenüber internationalen Standards verfolgte.⁶⁸

Die hohe politische und symbolische Aufladung, die dem Menschenrechtsdiskurs vor dem doppelten Hintergrund von Kaltem Krieg und der stetig an Schärfe gewinnenden Auseinandersetzung zwischen den Kolonialmächten und ihren Verbündeten einerseits sowie den neu unabhängigen Staaten Asiens und Afrikas, denen sich der sozialistische Block gewöhnlich anschloss, andererseits, innewohnte, tat ein Übriges. Hitzige Debatten, wie etwa um die Übereinkommen zur Zwangsarbeit oder der Diskriminierung in Beschäftigung und Beruf, setzten die ILO ab Mitte der 1950er-Jahre ein ums andere Mal schweren Zerreißproben aus. Die Auseinandersetzungen kulminierten schließlich auf der Internationalen Arbeitskonferenz 1963 im Streit um das südafrikanische Apartheidregime. Die Forderungen der Gruppe afrikanischer Staaten, Südafrika aufgrund seines permanenten Verstoßes gegen die Kernprinzipien der ILO aus der Organisation auszuschließen, lösten eine ernsthafte diplomatische Krise aus. Die Drohung der Ankläger Südafrikas, bei Nichterfüllung ihrer Forderung die ILO durch einen gemeinsamen dauerhaften Auszug aus der Konferenz zur Arbeitsunfähigkeit zu verdammen, und die Unterstützung, die sie dabei vonseiten einer Vielzahl von Ländern des Südens und des sozialistischen Blocks erhielten, führten die Organisation für einen Moment an den Rande des Zusammenbruchs. Diplomatisches Geschick der ILO-Offiziellen verhinderte das Schlimmste, und letzten Endes endete die Krise glimpflich mit dem »freiwilligen« Austritt Südafrikas aus der Organisation.⁶⁹ Die Sprengkraft des Themas Menschenrechte vor dem Hintergrund neuer antikolonialer Mehrheiten innerhalb der politischen Foren internationaler Organisationen war jedoch einmal mehr deutlich geworden. Zu diesem Zeitpunkt gaben sie nur noch einen weiteren Anstoß für Überlegungen innerhalb der ILO, wie man den Bereich der Normensetzung und -implementierung »entpolitisieren« konnte.

Eine Entpolitisierung, so war die überwiegende Einschätzung, ging letzten Endes nur über eine weitere Stärkung der technischen Funktionen der ILO. Morse und seine Mitstreiter waren bereits Ende der 1950er-Jahre zu der Überzeugung gelangt, dass die Vermittlung der Grundprinzipien der ILO vermehrt der politischen Debatte in der Konferenz entzogen und stattdessen auf die Ebene der praktischen Tätigkeiten des Office verlagert werden mussten. Dies waren die wesentlichen Überlegungen, die sich hinter dem »fördernden« (*promotional*) bzw. »erzieherischen« (*educational*) Ansatz verbargen, den Morse 1958 der Internationalen Arbeitskonferenz vorstellte.⁷⁰ Dabei ging es im Kern vor allem darum, künftige Entscheidungsträger aus den neu unabhängigen Staaten der »Dritten Welt«, also »potential leaders«⁷¹ aus der Sozialverwaltung, den Gewerkschaften und der Unternehmerschaft, mit dem Nutzen der Werte und Normen der ILO für den wirtschaftlichen Aufbauprozess in ihren Ländern vertraut zu machen.

Ein Meilenstein sollte durch die Gründung des *International Institute for Labour Studies* (IILS) gelegt werden. Das Institut war als eine Forschungs- und Ausbildungsstätte konzi-

68 Diese Politik ging so weit, dass die US-Regierung sogar der Zwangsarbeitskonvention von 1957 die Ratifikation verweigerte, die ursprünglich einer gemeinsamen Initiative von US-Gewerkschaften und Regierung mit Stoßrichtung gegen die Sowjetunion entsprungen war.

69 Maul, Dekolonisation, S. 324–338.

70 Bereits zwei Jahre zuvor hatte Morse mit der Initiative zu einem *Labour-Management-Relations-Programm* »as a part of the process of education« den Anfang gemacht. Notiz Morse, 29.4.1956, in: DAMP, B 89, F 14: Reflections.

71 Robert Cox, Memorandum »Aims and purposes of the IILS«, 15.7.1965, in: ILOA-MF Z 11/7/3: IILS 1961–1968.

piert, die sich fern von den politischen Auseinandersetzungen der Konferenz vor allem mit aktuellen sozialpolitischen Problemen beschäftigte, die Entwicklungsländer betrafen. Das Kursangebot umfasste ein weites Themenfeld, das von Beschäftigungsfragen bis zu den industriellen Beziehungen reichte. Einen Schwerpunkt stellte der Aufbau von sozialen Institutionen dar, dem man immense Bedeutung als Ausgangspunkt zur Steuerung des Modernisierungsprozesses zumaß. Deshalb war die Ausbildung der künftigen Eliten getreu den Vorstellungen der ILO ein wichtiger Schritt in Richtung der Verankerung dieser Prinzipien in den Entwicklungsländern. Über die Ausarbeitung der Lehrpläne wachte ein wissenschaftlicher Beirat, der auch personell die enge konzeptionelle Anbindung der ILO an die Modernisierungstheorie widerspiegelte.⁷² Die Einrichtung des ILS bot damit auch ein Paradebeispiel dafür, auf welche Weise das IAA infolge seines von den späten 1950er-Jahren an vollzogenen Schwenks zum »erzieherischen Ansatz« eine Gelenkfunktion zwischen *epistemic communities* auf akademischer Ebene und den »Klienten« der Organisation im Regierungs-, Arbeitnehmer- und Arbeitgeberlager, vor allem in den Entwicklungsländern, übernahm. Eine Vielzahl von Programmen zur Managementausbildung und im Bereich der Arbeiterbildung (*Workers' Education*) innerhalb des regulären technischen Hilfsprogramms der ILO zielten ab den 1960er-Jahren in dieselbe »erzieherische« Richtung. Damit verschaffte sich die ILO neue institutionelle und programmatische Möglichkeiten zur Verwirklichung des integrierten Entwicklungsansatzes.

Darüber hinaus gab es zur selben Zeit Signale zu verzeichnen, die darauf hindeuteten, dass dieser Ansatz auf Akzeptanz unter seinen Hauptadressaten stieß. In der Regel bekannten sich die neu unabhängigen Staaten zu den Normen und Prinzipien der ILO. Dies betraf zunächst Verpflichtungen, welche die Kolonialmächte zuvor in ihrem Namen eingegangen waren.⁷³ Unübersehbar war darüber hinaus, dass insbesondere der Ratifizierung von Menschenrechtsnormen aus Sicht der jungen Staaten ein hoher symbolischer Wert zukam. Schließlich waren die Kolonien ja kraft der »kolonialen Klausel« bis zum Tage der Unabhängigkeit innerhalb des Spektrums der ILO-Normensetzung stets als ein Sonderbereich behandelt worden. Die öffentliche Zustimmung zu den Verfassungsprinzipien und Menschenrechtsdokumenten der Organisation seitens der postkolonialen Regierungen versinnbildlichte auf diese Weise das Ende der kolonialen Doppelnorm und war ein Akt mit starker politischer wie moralischer Bedeutung. Durch ihn ließ sich denjenigen, die unter kolonialer Herrschaft ganz oder teilweise von den betreffenden Rechten ausgeschlossen gewesen waren, signalisieren, dass der lange Kampf um Emanzipation zu einem Ende gekommen war. Darüber hinaus manifestierte sich darin ganz allgemein die Ankunft der neuen Nationen als gleichberechtigte Mitglieder innerhalb der internationalen Staatengemeinschaft. Die erste afrikanische Regionalkonferenz, die 1960 im nigerianischen Lagos stattfand und der aufgrund der Teilnahme einer Reihe gerade unabhängig gewordener Staaten ein besonders hoher symbolischer Wert zukam, erklärte die strikte Anwendung der Menschenrechtskonventionen für alle afrikanischen Staaten zu einer »question of honour and prestige«.⁷⁴ Ebenso wurden auf verschiedenen asiatischen Regionalkonferenzen Resolutionen verabschiedet, die wie jene in Melbourne 1962 die Regierungen verpflichteten, »to pursue a policy of balanced economic development in the promotion of workers social and human rights«, und zu einer zügigen Ratifizierung der ent-

72 Vor allem viele der führenden Vertreter des *industrialism*, einer Spielart der Modernisierungstheorie, waren hier vertreten. Mitglieder des Beirats waren unter anderem Clark Kerr, Charles Myers, Frederick Harbison und John Dunlop, die gemeinsam das Hauptwerk des *industrialism* verfasst hatten. Clark Kerr/Charles Myers/Frederick Harbison/John Dunlop, *Industrialism and Industrial man*, Cambridge 1960.

73 ILC 46 (1962) Rep. I: Report of the Director-General, S. 6.

74 Resolution Concerning the Work of the International Labour Organisation in Africa, in: AFRC I (1960), RoP, App. III: Resolutions, S. 256 f.

sprechenden Dokumente aufriefen.⁷⁵ In beiden Fällen erfolgte die Verabschiedung der entsprechenden Resolutionen nahezu einstimmig, sie fanden demnach neben der Unterstützung durch Regierungen und Arbeitnehmervertreter auch die Zustimmung eines Großteils der Arbeitgeberschaft, also der Gruppe im Spektrum der ILO-Dreigliedrigkeit, die der Normengebung traditionell die stärksten Vorbehalte entgegenbrachte (und -bringt). Als Folge verbuchte die ILO im Zuge der Dekolonisation einen beispiellosen Zuwachs an Ratifizierungen ihrer Normen, wobei Menschenrechtsstandards im engeren Sinn (Diskriminierung, Zwangsarbeit und Vereinigungsfreiheit) den meisten Zuspruch fanden.⁷⁶

Unübersehbar waren starke Tendenzen, die zur selben Zeit in eine völlig andere Richtung wiesen: Früh wurde nämlich deutlich, dass der Grad der praktischen Anwendung der unterzeichneten Normen nicht in jedem Fall den öffentlichen Bekenntnissen entsprach. Dahinter stand ein sich erhärtender Konsens unter den Regierungen postkolonialer Nationen, demgemäß die ungefilterte Anwendung von ILO-Standards unvereinbar mit dem Ziel war, alle Kräfte für den Entwicklungsaufwand zu mobilisieren. Auf den Jahreskonferenzen häuften sich insbesondere nach 1960 die Stimmen, die im Zweifelsfall den Vorrang der wirtschaftlichen Entwicklung gegenüber der Befolgung von ILO-Normen einräumten. In ihrem politischen Diskurs setzten die Führer der neuen Nationen die Unterentwicklung ihrer jungen Volkswirtschaften einer dem Kriegsfall ähnlichen Notstandssituation gleich. Dies stellte die Normen der ILO auf zweifache Weise unter Vorbehalt: Nach außen – im Kampf um Entwicklung innerhalb der internationalen politischen und ökonomischen Ordnung – wirkte sich die Befolgung der Normen der ILO als eine Art verdeckter Protektionismus zugunsten der reichen Industriestaaten aus. Nach innen – gegenüber der eigenen Gesellschaft – rechtfertigte, ja forderte der als Notstandssituation definierte Entwicklungsaufwand die Mobilisierung aller Kräfte unter einem gemeinsamen Ziel, er gebot Einheit und Geschlossenheit. Die Regierungen der neuen Nationen definierten sich in diesem Sinne als Notstandsregime, die um (wirtschaftliche) Gleichberechtigung und Unabhängigkeit kämpften. Dies war eine Auseinandersetzung, die nicht mehr länger auf nationaler Ebene, sondern innerhalb der internationalen Ordnung geführt werden musste. Infolge dieses perspektivischen Wechsels verloren die Normen der ILO aus Sicht der postkolonialen Regierungen ihre emanzipatorische Kraft und wurden zu einem Hindernis im Kampf um Entwicklung oder schlimmer noch: zu einem Instrument neokolonialer Einflussnahme. Kenias Arbeitsminister Tom M'boya, ein eher gemäßigter Politiker, sah die neuen Nationen vor die Wahl gestellt zwischen der Befolgung der Abkommen, »was die Gefahr eines Zusammenbruches unserer Aufwärtsentwicklung mit sich bringen könnte, und einer Nicht-Befolgung, damit unsere Entwicklung weiter gehen kann.«⁷⁷ Die Stimmen, die in ein ähnliches Horn stießen, waren so zahlreich, dass David Morse bereits zu Anfang der 1960er-Jahre von einer neuen »intellektuellen Mode« sprach, die individuelle Freiheit und demokratische Formen als Widerspruch zu den Anforderungen wirtschaftlichen Wachstums betrachte.⁷⁸ Insbesondere auf zwei Feldern, dem der Zwangsarbeit und bei der Vereinigungsfreiheit, ließ sich dieser Trend festmachen.

75 Resolution concerning Measures to Promote Stable Prices of Basic Commodities in World Markets and Other Measures for the Effective Utilisation of Resources and Improvement of Living Standards, in: ARC V (1962), RoP, App VII: Resolutions and Observations adopted by the Conference, S. 187.

76 Die Anzahl der Ratifikationsurkunden, die von 1960 bis 1964 in Genf eingingen, entsprach in etwa der Zahl der Unterschriften, die ILO-Dokumente während der gesamten Zwischenkriegszeit erhalten hatten, *Ghebali*, ILO, S. 213.

77 *Tom M'boya*, Afrika: Freiheit und Nachher? Ein Kontinent ringt um die Zukunft, Wien/Frankfurt/Main etc. 1966, S. 194.

78 ILC 48 (1962), RoP, S. 446–453.

Vereinigungsfreiheit vs. nationale Einheit

Die Vereinigungsfreiheit bildete aus Sicht Morses und vieler seiner Mitstreiter das Herzstück des integrierten Entwicklungsansatzes. Mit ihr verbanden sich, mehr als mit jeder anderen Menschenrechtsnorm, Vorstellungen eines spezifisch demokratischen Modernisierungspfad. Sie versinnbildlichte die Idee, dass die Existenz grundlegender bürgerlicher Freiheiten die Voraussetzung zur Realisierung wirtschaftlicher und sozialer Rechte schaffe, indem sie die friedliche Lösung von Interessenkonflikten zwischen sozialen Gruppen innerhalb einer pluralistischen und demokratischen Gesellschaftsordnung gewährleiste. Ihre Verwirklichung erfüllte aus Sicht der ILO auch noch einen zusätzlichen praktischen Zweck: Ließ sie sich in den neuen Mitgliedsstaaten verankern, so stärkte die Organisation dadurch ihre tripartistische Struktur und gewann in freien und unabhängigen Gewerkschafts- und Arbeitgebervertretern wichtige gesellschaftliche Bündnispartner zur Umsetzung ihres Modernisierungsprojektes.

Asien war in den 1950er-Jahren das Testfeld, auf dem die ILO versuchte, das Prinzip freier und demokratischer Arbeitsbeziehungen zu verankern. Die freie Entfaltung der Gewerkschaften, so zeigte sich bald, stieß allen öffentlichen Bekenntnissen zum Trotz immer wieder auf zwei Haupthindernisse: Zunächst fürchteten viele Regierungen das oppositionelle Potenzial der Gewerkschaften. Gravierende politische und soziale Spannungen, die das Bild vielerorts prägten, und die Logik des Kalten Krieges taten hier ein Übriges, um Vorbehalte wachzuhalten.⁷⁹ Zum anderen zeigten sich viele Regierungen skeptisch, ob sich das Konzept der Vereinigungsfreiheit – in der Form, in der es in den ILO-Normen verankert war – mit den Zwängen des nationalen Entwicklungsaufwandes vereinbaren ließ. Viele der postkolonialen Führungseliten neigten vor diesem doppelten Hintergrund dazu, die Gewerkschaften (und zuweilen auch Arbeitgeberverbände) enger staatlicher Kontrolle zu unterwerfen. Der stellvertretende Generaldirektor Jef Rens zeigte sich 1959 nach einer Reise durch viele Staaten der Region ernüchtert davon, dass das Konzept der Vereinigungsfreiheit nicht einmal in demokratisch verfassten Ländern wie Indien Wurzeln geschlagen hatte.⁸⁰ In Afrika wies die Situation nach der Unabhängigkeit ähnliche Kennzeichen auf. Auf der Lagos-Konferenz 1960 wurde zwar eine Resolution verabschiedet, die die Vereinigungsfreiheit als »best means of establishing fair and harmonious relations between workers and employers« bezeichnete.⁸¹ Gleichwohl begannen auch hier, immer deutlicher zentrifugale Kräfte auf die Kohärenz des Prinzips einzuwirken, je weiter der Dekolonisationsprozess in Afrika voranschritt. Die Rolle der Gewerkschaften lag unter den Bedingungen der Unterentwicklung nach Überzeugung der meisten afrikanischen Regierungen nicht in der freien Organisation von Interessen, sondern darin, das Potenzial der Arbeitnehmerschaft zu bündeln und dem nationalen Entwicklungsaufwand zur Verfügung zu stellen. Hinzu kam, dass Gewerkschaften in den meisten Ländern Afrikas nur eine relativ kleine, strategisch jedoch günstig positionierte Gruppe von Arbeitnehmern in Bereichen wie dem Transportwesen und im Staatsdienst repräsentierten. Nach der gängigen Meinung schützte deren Anbindung an den Staat aus diesem Grund die Interessen der Bevölkerungsmehrheit vor gut organisierten Partikularinteressen.

Die Skepsis der Regierungen gegenüber freien Gewerkschaften hatte schließlich auch politische Gründe: Überall in Afrika hatten Gewerkschaften an vorderster Front im Kampf um die Unabhängigkeit gestanden und gehörten zum best organisierten Teil der nationalen Befreiungsbewegungen. Viele Führer der jungen Nationen, wie Ahmed Sekou Toure

79 Siehe die Redebeiträge von Vertretern der ICFTU und der IFCTU, in: ebd., S. 73f., S. 79ff.

80 Seine Begegnungen mit Regierungsoffiziellen in Burma und (Süd-)Vietnam rechnete Rens unter »the hardest and most unfriendly experiences« seiner gesamten bisherigen ILO-Karriere. Rens an Morse, 9.11.1959, in: ILOA-MF Z 1/1/1/16: Mission of Mr. Rens to Asia 1959.

81 Resolution Concerning the Work of the International Labour Organisation in Africa, in: AFRC I (1960), RoP, App III: Resolutions, S. 255.

(Guinea) oder Tom M'boya waren selbst ehemalige Gewerkschaftsführer. Entsprechend hoch schätzten sie die Sprengkraft der Vereinigungsfreiheit ein. Zur selben Zeit war die afrikanische Gewerkschaftsbewegung Schauplatz einer erbittert geführten Auseinandersetzung, in der sich innerafrikanische Konfrontationen zwischen radikalen und moderaten Panafricanisten sowie Friktionen entlang der Achse des Ost-West-Konflikts miteinander vermischten. All diese Faktoren förderten die Tendenz unter den Regierungen Afrikas, die im Land tätigen Gewerkschaftsorganisationen zu Einheitsverbänden zusammenzuschließen und diese einer mehr oder weniger direkt ausgeübten Kontrolle durch die herrschende (Einheits-)Partei zu unterstellen.⁸² In diesem hochpolitisierten Klima gab es kaum Spielräume für eine freie Entfaltung gewerkschaftlicher Kräfte im Geiste der Vereinigungsfreiheitsdokumente der ILO. Im Anschluss an die asiatischen Diskussionen der 1950er-Jahre wurden vonseiten einer Vielzahl afrikanischer Regierungen lautstark Forderungen nach einer Revision beziehungsweise einer regionalen Differenzierung dieser Normen erhoben. Auf der zweiten afrikanischen Regionalkonferenz, die Ende 1964 in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba stattfand, wurde die Vereinigungsfreiheit bereits von einer Mehrheit als neokoloniales Konzept angegriffen.⁸³

Zwangsarbeit

Diese Signale einer Kehrtwende gegen ILO-Normen waren umso alarmierender, als sich zeitgleich eine intensiv geführte Debatte auf einem weiteren derjenigen Felder entspann, die die ILO zu den Kernbeständen des integrierten Entwicklungsansatzes zählte: die Freiheit der Arbeit. Die Frage des Für und Wider eines Einsatzes von Zwangsarbeit im wirtschaftlichen Aufbauprozess der Entwicklungsländer wurde zu Anfang der 1960er-Jahre gar zu einem der Hauptschauplätze für den »growing conflict between economic development and the preservation and guarantee of human rights«, den der amerikanische Regierungsvertreter im Verwaltungsrat und Menschenrechtsexperte, George Weaver, mit Sorge beobachtete.⁸⁴ Einen kleinen Vorgeschmack hatten in gewisser Hinsicht bereits die Kontroversen um die Ausgestaltung der Konvention »zur endgültigen Abschaffung der Zwangsarbeit« von 1957 geliefert. Die Zurückhaltung vieler Entwicklungsländer in der Diskussion ließ sich wohl nur zum Teil aus der Brisanz der Materie vor dem Hintergrund des Ost-West-Konflikts begründen. Einen deutlichen Hinweis hatte der indische Regierungsdelegierte in seinem Beitrag geliefert, als er vorschlug, den Paragraphen, der Zwangsarbeit aus Entwicklungsgründen verbot, mit dem Zusatz »als eine *normale* Methode der Verwendung von Arbeitskräften« zu versehen. Viele Regierungen, die sich in einem frühen Stand der Entwicklung befanden, so sein Argument, könnten auf den begrenzten Einsatz von Pflichtarbeit zu ökonomischen Zwecken in Notfällen nicht verzichten und hätten deshalb unter Umständen Schwierigkeiten, die neue Konvention zu ratifizieren.⁸⁵

Dessen ungeachtet erzielten die beiden Zwangsarbeitsdokumente (von 1930 und 1957) unter allen ILO-Normen eine der höchsten Ratifizierungsraten.⁸⁶ Auch hier begannen die Schwierigkeiten mit der Implementierung, und auch hier setzte sich bald die Ansicht durch, dass die ungefilterte Anwendung der Normen unvereinbar mit dem Ziel war, alle Kräfte für den Entwicklungsaufwand zu mobilisieren. Dieser ließ es gerechtfertigt und letzten Endes geboten erscheinen, zumindest für eine Übergangszeit die Bevölkerung außergewöhnlichen Zwängen zu unterwerfen. Dass dies eine Kernaussage des integrierten

82 Vgl. Immanuel Geiss, *Gewerkschaften in Afrika*, Hannover 1965.

83 Wenn bei der bitter notwendigen Mobilisierung aller Kräfte für den Entwicklungsaufwand Standards verletzt würden, so brachte Tansanias Regierungsvertreter es auf den Punkt, »then the standards are wrong.« AFRC II (1964), RoP, S. 37.

84 Weaver, *The ILO and Human Rights*, S. 24.

85 ILC 40 (1957), RoP, App. VII: Forced Labour, S. 709.

86 Maul, *Dekolonisation*, S. 475.

Entwicklungsansatzes konterkarierte, dem gemäß die Verwirklichung von Menschenrechten am Anfang des Modernisierungsprozesses stand, nahmen die postkolonialen Regierungen dabei in Kauf. In dieser Auseinandersetzung ging es um nichts weniger als darum, ob autoritäre oder demokratische Modelle der Entwicklung den Vorzug erhalten sollten. Ein Konflikt war vorprogrammiert.

Den Anlass für seinen Ausbruch lieferte 1962 der alljährliche Bericht des Expertenkomitees zur Überwachung von Normen und Empfehlungen (COE), der in diesem Jahr einen Gesamtüberblick zur Zwangsarbeit enthielt. Die Experten kritisierten zunächst, dass eine Reihe von geächteten Formen der Zwangs- und Pflichtarbeit den Tag der Unabhängigkeit überlebt hatten.⁸⁷ Darüber hinaus stellten sie fest, dass manche Länder sogar so weit gegangen seien, neue Institutionen der Zwangsarbeit einzurichten. Diese Kritik zielte insbesondere auf eine Gruppe von westafrikanischen Ländern, die entweder unter dem Dach des Militärs oder in eigens zu diesem Zweck geschaffenen Institutionen eine Dienstpflicht für Jugendliche eingeführt hatten, wobei die »Rekruten« durchweg an öffentlichen Entwicklungsprojekten mitarbeiteten.⁸⁸ Die Diskussion um die afrikanischen »Jugendarbeitsdienste« begann bald darauf grundsätzliche Züge anzunehmen. Die beschuldigten Staaten reagierten mit großer Empörung auf die Befunde des COE. Zunächst verteidigten sie vehement die immense entwicklungspolitische Bedeutung, welche die Dienste aus ihrer Sicht hatten. Sie hatten kein Verständnis dafür, dass das COE zwar ihren Anspruch anerkannte, qualifizierte Arbeitskräfte heranzubilden und dem drängenden Problem anwachsender Städte, der Jugendarbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung beizukommen, gleichzeitig jedoch die Gefahren des Missbrauchs, die in auf Zwang aufgebauten Systemen lagen, höher als den eventuellen Nutzen bewertete. Wirkliche Entwicklung, so hatte die These des Komitees gelaute, könne nur erreicht werden, wenn die fundamentalen Normen der ILO respektiert würden: »The aim of development is to train citizens, in the full sense of this word, the consequence of forced labour is to create slaves.«⁸⁹ Dies und insbesondere der von den Experten inkriminierte Einsatz der Armee trieb die angegriffenen Staaten auf die Barrikaden. Die Jugend, die bereit sei, ihr Blut zum Wohle der Nation zu vergießen, so kommentierte der Delegierte einer der kritisierten afrikanischen Regierungen, müsse in die Lage versetzt werden »to defend the real independence of the country by which I mean its economic independence.«⁹⁰

Ein Teil der Bitterkeit, mit der die afrikanischen Delegierten auf die Vorwürfe des COE reagierten, erklärte sich darüber hinaus aus der Tatsache, dass sie eben gerade auf einem Gebiet erhoben wurden, das wie kaum ein zweites symbolisch aus der Zeit des Unabhängigkeitskampfes aufgeladen war. Eines »klassischen« kolonialen Verbrechens wie der Zwangsarbeit beschuldigt zu werden, löste unter den postkolonialen Nationen besonders große Empörung aus, umso mehr als es sich die Kolonialmächte nicht nehmen ließen, in diesem Fall den zuvor so häufig als antikoloniales Kampfmittel gebrauchten Menschenrechtsdiskurs gegen die Ankläger zu wenden. Der Unmut der angegriffenen Regierungen richtete sich zunehmend auch gegen die ILO, die, so ein häufig erhobener Vorwurf, durch

87 Vgl. ILC 46 (1962), Rep. III: Report of the Committee of Experts on the Application of Conventions and Recommendations, S. 4.

88 Dies widersprach den Bestimmungen der Zwangsarbeitskonvention von 1930, die eine militärische Dienstpflicht nur zu ebensolchen Zwecken gestattete. Sie verletzten nach Ansicht der Experten gleichfalls eindeutig die Bestimmungen der neueren Konvention, die Zwangs- und Pflichtarbeit »als Methode der Rekrutierung von Arbeitskräften für Zwecke der wirtschaftlichen Entwicklung« untersagte. Das Komitee kritisierte in diesem Zusammenhang den exzessiven Gebrauch von »Notstandsregelungen« zur Rechtfertigung der Dienste. Konvention Nr. 105 (1957): Abschaffung der Zwangsarbeit, in: IAO, Übereinkommen und Empfehlungen, S. 1016.

89 Vgl. ILC 46 (1962), Rep. III: Report of the Committee of Experts on the Application of Conventions and Recommendations, S. 4.

90 Ebd., S. 36.

die Attacken auf die postkolonialen Regierungen gut machen wolle, was sie gegenüber den Kolonialmächten einst versäumt hatte.⁹¹ Immer häufiger war die ILO jetzt dem Vorwurf ausgesetzt, beim Versuch, die Vorzüge ihres Konzepts »freier Arbeit« zu übermitteln, selbst auf der Seite neokolonialer Interessen zu stehen.

In beiden Fragen war die ILO darum bemüht, die politischen Wogen, die die Diskussionen schlugen, zu glätten und gleichzeitig pragmatische Lösungen zu finden, die den Geist und den universellen Gehalt der umkämpften Prinzipien nicht verletzten. Die dafür zu überbrückende Kluft war beträchtlich. Letzten Endes fügten sich die Streitigkeiten um die Vereinigungsfreiheit und die Zwangsarbeit in einen größeren Zusammenhang ein. Unübersehbar war, dass die Modernisierungsprojekte in den postkolonialen Staaten insgesamt wie in der gesamten Dritten Welt in den 1960er-Jahren einen deutlich autoritären Zug annahmen. Dies spiegelte sich nicht zuletzt in der Welle von Militärputschen und allgemein dem Übergang zu autokratischen Herrschaftsformen in den Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas seit Mitte des Jahrzehnts wider, von Nigeria über Brasilien bis hin zur »gelenkten Demokratie« Suhartos in Indonesien.⁹² Viele der neuen Regime definierten sich dabei dezidiert als »Entwicklungsdiktaturen« und versuchten im Rahmen des zuvor skizzierten »Notstands«-Diskurses die nationale Führerschaft zu monopolisieren. Daraus folgte unmittelbar eine weitere Verschlechterung der Menschenrechtslage, so dass sich die Chancen, ILO-Prinzipien Geltung zu verschaffen, ihrerseits verdüsterten.⁹³

Zu allem Überfluss hatte die Diskussion um die Zwangsarbeit gezeigt, dass der integrierte Entwicklungsansatz selbst innerhalb der ILO längst nicht mehr von allen Seiten uneingeschränkte Zustimmung erfuhr. 1963 waren die Friktionen sichtbar geworden, als David Morse eine Arbeitsgruppe aus Vertretern unterschiedlicher Abteilungen des Sekretariats einberief, deren Auftrag lautete, nach Möglichkeiten zu suchen, die Anwendung der Zwangsarbeitskonventionen mit den Erfordernissen ökonomischer und sozialer Entwicklung zu vereinbaren.⁹⁴ Dabei taten sich massive Gegensätze hinsichtlich der Frage auf, welche Rolle der ILO im Entwicklungsprozess zukam. Während die eine Seite den Vorrang der Verwirklichung von Menschenrechtsstandards vertrat, wollte die andere deren Anwendung an volkswirtschaftliche Faktoren wie Produktivität gekoppelt wissen und plädierte für die graduelle Verwirklichung auch von Kernnormen. Ihren jeweils stärksten institutionellen Rückhalt hatten diese Antipoden innerhalb des IAA in der Normenabteilung (*labour standards section*) sowie der Wirtschaftsabteilung (*economic section*). Was hier zum Ausdruck kam, war nicht zuletzt das Ergebnis eines personellen Wandlungsprozesses, der mit Beginn der technischen Hilfe in den späten 1940er-Jahren innerhalb des IAA eingesetzt hatte. Während sich die Normenabteilung überwiegend aus Völkerrechtlern zusammensetzte und der traditionellen Ideologie der ILO verpflichtet war, soziale Gerechtigkeit durch die Verbreitung von Sozialstandards zu verwirklichen, versammelte die Wirtschaftsabteilung überwiegend Ökonomen, die den technischen Funktionen der Organisation einen höheren Stellenwert als der Normenarbeit einräumten.⁹⁵ Nach Ansicht der Letzteren bemaß sich der Grad an Zwangsmitteln, auf die ein Land legitimer Weise zurückgreifen durfte, am Stand seiner sozioökonomischen Entwicklung und den kulturellen Widerständen, die eine Regierung in ihren Anstrengungen zu überwinden

91 Ebd.

92 Alleine 1966 waren in Afrika sechs Umstürze zu verzeichnen, unter anderem in Ghana und Nigeria.

93 Vgl. hierzu IAO, Gewerkschaftliche Rechte und ihre Beziehungen zu den bürgerlichen Freiheiten, Genf 1970, S. 4 f.

94 Memorandum des Programmausschusses: The Application of the Forced Labour Conventions and Requirements of Economic and Social Development, Oktober 1963, in: ILOA-FLA 3: Special Studies on Forced Labour 1962–1970.

95 Robert W. Cox, Limited Monarchy, in: ders./Harold K. Jacobson (Hrsg.), The Anatomy of Influence. Decision Making in International Organization, New Haven/London 1973, S. 102–138.

hatte.⁹⁶ Nach Überzeugung ihrer Opponenten bestand die primäre Aufgabe der ILO jedoch darin, sich für die *Methoden* der Entwicklungspolitik zu interessieren. Den Maßstab, nach dem diese zu bewerten war, konnten alleine die Kernprinzipien der Organisation liefern.⁹⁷ Beide Fraktionen wollten ihre Ausführungen nicht auf das Thema Zwangsarbeit reduziert wissen. Ihre Debatte drehte sich ganz grundsätzlich um die Frage nach dem »richtigen« Weg in die Moderne. Während die eine Seite autoritäre Modelle der Entwicklung unterstützte, sofern diese ein soziales Ziel verfolgten, blieb die Umsetzung von ILO-Normen für die andere Seite Ziel und Methode zur selben Zeit.⁹⁸

Angesichts solcher Differenzen bis in die eigenen Reihen mussten die Lösungen, die man für die einzelnen Konfliktfelder fand, einmal mehr pragmatisch ausfallen. Noch mehr als zuvor verlagerte sich nun – gegen Ende der Amtszeit David Morses, der 1970 seinen Posten nach 22 Jahren an der Spitze der ILO räumte – die Aufmerksamkeit von der Überwachung der Normen auf das Arbeitsprogramm des IAA. Der »erzieherische Ansatz« wurde gleichsam gestärkt: etwa durch spezielle Ausbildungs- und Beschäftigungsprogramme für Jugendliche in den Entwicklungsländern als direkte Reaktion auf die Debatten um die afrikanischen Jugendarbeitsdienste. 1970 verabschiedete die IAK auf Anregung des IAA eine Empfehlung, die einen Trennungsstrich zwischen »ausbildungsorientierten« (*training-orientated*) und »arbeitskraftorientierten« (*work-orientated*) Einrichtungen zog, wobei man Erstere billigte, Letztere, die nur der Mobilisierung von Arbeitskräften für den wirtschaftlichen Aufbau dienten, weiterhin verwarf.⁹⁹ Nicht weniger pragmatisch war das Vorgehen im Fall der Vereinigungsfreiheit: Gegen die Praxis einer steigenden Zahl von Regierungen, Gewerkschaften unter Kuratel zu stellen, waren keine direkten Schritte möglich. David Morse sah keinen anderen Weg, als die Herausforderung mit einer weiteren Intensivierung erzieherischer und fördernder Methoden zu beantworten.¹⁰⁰ »Die IAO muss ihre Tätigkeit auf dem Gebiet der Vereinigungsfreiheit fortsetzen, ohne sich dabei den unerbittlichen Realitäten zu verschließen«, hieß es in Morses Bericht zur Menschenrechtsarbeit der ILO 1968.¹⁰¹ Dies bedeutete, dass alle Anstrengungen darauf zu verwenden waren, die Normen intakt zu halten und damit auch als Entwicklungsprinzipien zu erhalten.¹⁰² Wenngleich

96 Kommentar der Wirtschaftsabteilung des IAA »ILO Concepts of Forced Labour and Economic Development«, Juni 1964, in: ILOA-FLA 3: Special Studies on Forced Labour 1962–1970.

97 Kommentar der Normenabteilung des IAA: Comments on certain aspects of forced labour in relation to development, in: ILOA-FLA 3: Special Studies on Forced Labour 1962–1970.

98 Die Auseinandersetzung spiegelte in gewisser Weise Debatten innerhalb des Lagers der Modernisierungstheoretiker wider, wo gegen Mitte der 1960er-Jahre ebenfalls ein Streit darüber entbrannte, ob »Entwicklungsdiktaturen« oder demokratische Regierungen besser geeignet seien, den sozialen und ökonomischen Modernisierungsprozess der Entwicklungsländer durchzuführen. Vgl. Gilman, Mandarins, S. 224–235.

99 Siehe zu den Überlegungen im IAA, die dieser normativen Aktion vorausgingen: Christian Rossillon, Youth Services for Social and Economic Development. A General Review, in: International Labour Review (ILR) 95, 1967, H. 4, S. 1–12; Empfehlung Nr. 136 (1970): Empfehlung betreffend Sonderprogramme für die Beschäftigung und Ausbildung Jugendlicher zu Entwicklungszwecken, in: IAO, Übereinkommen und Empfehlungen, S. 1424–1433.

100 Auf der institutionellen Ebene versuchte das IAA die »erzieherische« Tätigkeit zur Förderung der Vereinigungsfreiheit auf vielfache Weise auszubauen: Der IAA-Programmbereich »soziale Institutionen« wurde weiter verstärkt, und man schenkte dem Bereich Arbeiterbildung gesteigerte Aufmerksamkeit. Auch das IILS befasste sich in seiner Forschung wie in seinen Seminaren noch mehr als bisher mit den industriellen Beziehungen in den Entwicklungsländern. (Bereits seit 1964 widmete sich das IILS auf Morses Anregung verstärkt dem Studium der politischen Systeme in ihren Auswirkungen auf die industriellen Beziehungen, Cox an Morse, 6.9.1964, in: ILOA-MF Z 11/7/3: IILS 1961–1968.

101 IAO, Die IAO und die Menschenrechte, Genf 1968, S. 41.

102 Diesem Zweck diente etwa eine groß angelegte Studie zum Verhältnis der gewerkschaftlichen Rechte zu den bürgerlichen Freiheiten, die das IAA 1970 veröffentlichte. IAO, Gewerkschaftliche Rechte.

diese ›sanfte‹ Strategie bei vielen westlichen Regierungen, vor allem aber bei Gewerkschaftsvertretern, nicht auf ungeteilte Zustimmung stieß, wurde sie letztlich doch von den meisten der Konstituenten der Organisation als alternativlos akzeptiert.¹⁰³

Der Anspruch, weiterhin Normen und technische Hilfe im Modernisierungsprozess zu vereinen, fand in den 1960er-Jahren seinen Ausdruck im nun häufiger ins Feld geführten Begriff der »Solidarität der Menschenrechte«. Die Kernaussage bestand in einem entschiedenen Bekenntnis zu der unauflöslichen Einheit, welche die Verwirklichung wirtschaftlicher und sozialer Rechte einerseits sowie bürgerliche und politische Freiheiten andererseits aus der Sicht der ILO bildeten.¹⁰⁴ Auch das 1969 lancierte sogenannte Weltbeschäftigungsprogramm (*World Employment Program* – WEP), mit dem die ILO einen großen Teil ihrer Aktivitäten für die folgende Dekade der Aufgabe unterstellte, die Armut in den Entwicklungsländern zu überwinden, stand im Kern unter dieser Überschrift. Bereits seit den frühen 1960er-Jahren hatte das IAA vor dem Hintergrund massiven Elends und enttäuschter Hoffnungen auf raschen wirtschaftlichen Fortschritt in den Entwicklungsländern an einer Strategie gearbeitet, mit der die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf die bislang weitgehend vernachlässigte soziale Dimension der Entwicklungspolitik gelenkt werden sollte. Das Rezept, das die ILO nun verordnete, bestand kurz gesagt in der Konzentration aller Kräfte auf die Beseitigung der Armut mittels der Schaffung »produktiver Beschäftigung«. Im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zum WEP wurden Morse und seine Mitstreiter nicht müde, den Wert zu betonen, den man im IAA den Menschenrechten als Teil einer Gesamtstrategie zur Verwirklichung wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts beimaß. Es war auch kein Zufall, dass am Anfang des Diskussionsprozesses um das WEP 1964 ein Übereinkommen gestanden hatte, das neben einem technischen Leitfaden für planerische Politik für mehr Beschäftigung¹⁰⁵ eine Reihe von Passagen enthielt, in denen sich die Werte der ILO widerspiegeln. So betonte die Konvention die Bedeutung frei gewählter Beschäftigung in Abgrenzung zu Zwangsmaßnahmen. Sie rief zur aktiven Integration von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen bei der Definition von Beschäftigungszielen auf und enthielt einen expliziten Verweis auf die Antidiskriminierungskonvention von 1958.¹⁰⁶ Das WEP verkörperte in diesem Sinne, wie Morse am Ende der 1960er-Jahre nicht müde wurde zu betonen, das Ziel der ILO, bürgerliche und soziale Rechte vor allem unter den Bedingungen wirtschaftlicher Entwicklung gemeinsam zu verwirklichen.¹⁰⁷ Tatsächlich gelang es der ILO mit dem WEP, dem internationalen Diskurs um Entwicklung eine entscheidende Wendung zu geben. In den 1970er-Jahren vollzog das gesamte UN-System, ebenso wie die Weltbank in ihren entwicklungspolitischen Ansätzen unter den Stichworten »basic needs« und »human needs«, den Schwenk weg von der reinen Konzentration auf wirtschaftliches Wachstum hin zu einer Konzentration auf das Problem der Armut, bevor die neoliberale Wende der 1980er-Jahre zu einer Abkehr und abrupten Revision führte.¹⁰⁸

Die Bilanz der ILO-Aktivitäten für die Kernphase der Dekolonisation in den zweieinhalb Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs fällt folglich zwiespältig aus: Gemessen an den anfänglichen Hoffnungen, mittels des integrierten Entwicklungsansatzes den Dekolonisationsprozess als demokratisch geleiteten Übergang in die Moderne

103 IAO, Die IAO und die Menschenrechte, S. 44 ff.

104 Ebd., S. 48–58.

105 ILO, Übereinkommen und Empfehlungen, S. 1265 f.

106 Ebd., S. 1249–1952.

107 David Morse, The World Employment Programme, in: ILR 97, 1968, H. 6, S. 518 f., Siehe auch: Die IAO und die Menschenrechte, S. 48–58.

108 Zu einer Einordnung des WEP in den Strategiewechsel der Vereinten Nationen hin zu armutszentrierten Ansätzen vgl. vor allem Emmerij/Jolly/Weiss, Ahead of the Curve, S. 60–80; hierzu auch Charles Oman/Ganeshan Wignarajan, The Post War Evolution of Development Thinking, New York 1992, S. 99 f.

gestalten zu können, müssen die Bemühungen faktisch als gescheitert betrachtet werden. Im Angesicht der massiven Widerstände, welche die ILO vonseiten vieler nachkolonialer Staaten selbst im Bereich ihrer Menschenrechtsnormen erfuhr, liegt dieser Schluss nahe. Gleichwohl bestand die Universalität der Prinzipien und Normen der Organisation über die Dekolonisationsphase hinaus fort. Und immerhin: Der integrierte Entwicklungsansatz blieb das Leitmotiv hinter den technischen Aktivitäten der Organisation. Nimmt man darüber hinaus die weiterhin hohe Zahl der eingehenden Ratifizierungsurkunden speziell für die Menschenrechtsnormen der ILO zum Maßstab, so fanden diese – allen Gegenanzeigen zum Trotz – weiterhin ungebrochene Akzeptanz unter den postkolonialen Neumitgliedern. Ihr symbolpolitischer Wert blieb offensichtlich ungeachtet aller Streitigkeiten um die Implementierung ungetrübt.¹⁰⁹

IV. FAZIT

Ein eindeutiges Fazit hinsichtlich der Rolle der ILO innerhalb des Dekolonisationsprozesses zu ziehen, ist kein einfaches Unterfangen. Zunächst bleibt festzuhalten, dass die ILO als Forum und Akteur in den beiden untersuchten Phasen im Mittelpunkt wichtiger Auseinandersetzungen stand, die sich unmittelbar aus dem Auflösungsprozess europäischer Kolonialherrschaft ergaben. Sie stellte dabei zunächst einen Ort zur Verfügung, an dem antikoloniale Kritik auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik sich artikulieren und postkoloniale Nationen ihre Forderungen an die Weltgemeinschaft formulieren konnten. Es war ein Ort, an dem sich sichtbar der Übergang in eine neue Weltordnung manifestierte, in die mit der Aufnahme vieler neuer Staaten neue Werte und neue Allianzen einzogen. Deutlich wurde, dass dem IAA dabei ein durchaus aktiver Part zufiel. Im Vorfeld der Kolonialreformvorschläge von Philadelphia und während der gesamten Kernphase der Dekolonisation in den 1950er- und 1960er-Jahren waren Mitarbeiter der ILO darum bemüht, die spätkolonialen Projekte der europäischen Mächte sowie den Übergang der kolonialen Völker in die Unabhängigkeit gemäß eigener Vorstellungen zu gestalten. Dabei agierten sie keineswegs immer politisch neutral, sondern waren in ihren Handlungen fest eingebettet in das jeweilige politisch-historische Umfeld, wie etwa der Beginn des technischen Hilfsprogramms unter David Morse vor dem Hintergrund des Kalten Krieges demonstrierte. Zu keinem Zeitpunkt waren die Akteure im IAA dabei jedoch reine Erfüllungsgehilfen der innerhalb der ILO-Mitgliedschaft dominierenden Staaten. Vielmehr verfügten sie über ein beachtliches Maß an *agency*: Die Konzepte, mittels denen das IAA Einfluss auf die Politik der Mitgliedsstaaten zu nehmen versuchte, entsprangen im Wesentlichen der Organisation selbst. Zumindest aber spiegelte sich in ihnen das kontinuierliche Bemühen, vorhandene Trends aufzunehmen, sie im eigenen Sinne zuzuspitzen und dann gemeinsam mit Bündnispartnern in und außerhalb der Organisation zu verwirklichen. Die Vorarbeiten zum kolonialen Reformprogramm von Philadelphia und die Ausarbeitung eines integrierten Entwicklungsansatzes stellten hierfür Paradebeispiele dar. Die häufigen Nejustierungen, die dabei an den jeweiligen Ansätzen vorzunehmen waren, zeigten einerseits die (engen) Grenzen auf, denen das Handeln internationaler Agenturen in Abwesenheit realer Machtmittel unterlag, verwiesen zur selben Zeit jedoch auch auf deren Fähigkeit zur kreativen Anpassung an das politische Umfeld.

Bei der Beantwortung der Frage, welche konkreten Wirkungen die ILO während der Dekolonisation erzielen konnte, wäre es zu kurz gegriffen, wollte man den Erfolg oder

¹⁰⁹ 1969 erreichten die beiden Zwangsarbeitskonventionen 99 (C 29) bzw. 79 (C 105) Unterschriften. Die Vereinigungsfreiheitskonvention war bis zu diesem Zeitpunkt von 76, die Diskriminierungskonvention von 64 Staaten unterzeichnet worden. Die Zahlen aus Morse, *Evolution of the ILO*, S. 98.

Misserfolg der ILO nur an ihren eigenen Konzepten und gewandelten Programmentwürfen in der postkolonialen Staatenordnung bemessen. Indem die ILO nicht zuletzt als Reaktion auf den Auflösungsprozess der europäischen Kolonialreiche nach 1945 den Eurozentrismus der Gründungsjahre hinter sich ließ und zu einer global orientierten und aktiven Organisation wurde, hatte sie selbst Anteil an der Dekolonisierung der Weltordnung. Auf den Gebieten der Menschenrechte und der Entwicklung lieferte sie dabei einen wichtigen praktischen und intellektuellen Beitrag. Sie half vor allem in diesen Bereichen mit, einen moralischen Diskurs globaler Verantwortung und gegenseitiger Abhängigkeit innerhalb der nachkolonialen Staatenordnung zu etablieren. Innerhalb eines klar definierten Bezugsrahmens ließen sich hierdurch sowohl unter den Bedingungen spätkolonialer Herrschaft als auch vonseiten der postkolonialen Staaten im internationalen System Forderungen nach Gleichberechtigung und Unterstützung formulieren.

Gerade im Hinblick auf das emanzipatorische Potenzial der ILO-Konzepte hat sich im Zuge der Auflösung kolonialer Herrschaft ein dialektischer Prozess vollzogen. Zum einen wurde die Dekolonisation vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg nicht zuletzt durch die Propagierung und Durchsetzung von neuen, als universal definierten Rechten vorangetrieben. Im Augenblick der Unabhängigkeit wurden aus Forderungen Verpflichtungen, welche die neuen Machthaber gegenüber ihren Bevölkerungen eingingen. Dabei verloren die Normen der ILO aus Sicht der nationalistischen Eliten oftmals rasch ihren emanzipatorischen Gehalt. Betrachtete man sie zunächst noch hauptsächlich als Hindernis für eine rasche und durchgreifende Entwicklung der nationalen Ressourcen, so wurden sie im Verlauf der 1960er-Jahre mehr und mehr selbst als Teil des kolonialen Vermächtnisses behandelt, ohne dabei jedoch zunächst ihren symbolpolitischen Wert ganz einzubüßen. Schließlich gelangte ab dem Ende der 1960er-Jahre eine zunehmend kulturalistische Note in die Debatte, in der zunehmend der ›westliche‹ Charakter der Menschenrechte zum Ziel der Angriffe aus der außer-europäischen Welt wurde. Die Loslösung von westlicher Bevormundung und mit ihr von einem westlich geprägten Menschenbild, das sich in den beiden ersten Generationen der Menschenrechte und mittelbar auch in den Werten der Philadelphia-Erklärung spiegelte, wurde selbst zu einem in der nachkolonialen Welt weit verbreiteten emanzipatorischen Postulat. Ohne deren westliche Herkunft und gelegentliche Instrumentalisierung im Dienste politischer und ökonomischer Machtansprüche im internationalen System in Abrede zu stellen, war es doch gerade das Festhalten der ILO an universalistischen Prinzipien während der Hochphase der Dekolonisation, das sie für diejenigen so wertvoll machte, die die Legitimität herrschender Eliten an konkrete Kriterien zu knüpfen versuchten. Indem die ILO Regierungen auf ›sanfte Weise‹ in einen universellen Diskurs über Menschenrechte und soziale Entwicklung integrierte, erhielt sie ihre Werte als Referenzpunkte, die sich sowohl von kolonialen Befreiungsbewegungen wie auch von oppositionellen Gruppen in postkolonialen Diktaturen nutzen ließen. Die Normen und Werte behielten auf diese Weise ihren emanzipatorischen Gehalt, indem sie halfen, Forderungen nach politischer und gesellschaftlicher Teilhabe zu untermauern.

Als leises Echo der Dekolonisationsepoche ist es daher zu verstehen, dass es der ILO gelang, 1998 einen Katalog »grundlegender Rechte bei der Arbeit«¹¹⁰ zu verabschieden – Rechte, die ungeachtet der Ratifizierung für alle Mitglieder der ILO bindend sind und in denen sich alle wesentlichen Bestandteile des integrierten Entwicklungsansatzes der 1950er-Jahre wieder finden, von der Aufnahme der Vereinigungsfreiheit, der Freiheit von Zwangsarbeit und Diskriminierung bis hin zur Bestätigung dieser Normen als Prinzipien nachhaltiger wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung.

110 IAO, Erklärung über grundlegende Prinzipien und Rechte bei der Arbeit und ihre Folgemaßnahmen, Genf 1998, URL: <<http://www.ilo.org/public/german/region/eurpro/bonn/download/ilo-erklaerung.pdf>> [4.7.2008].

Jérôme B. Elie/Jussi Hanhimäki

UNHCR and Decolonization in Africa

Expansion and Emancipation, 1950s to 1970s

In December 1949, the United Nations General Assembly decided to »establish, as of January 1951«¹ the Office of the United Nations High Commissioner for Refugees (UNHCR), to succeed the International Refugee Organization (IRO)² as the UN agency concerned with refugees. UNHCR has subsequently grown to become a universal organization that currently addresses the needs of millions of refugees. In contrast to its current status, the UN Refugee Agency started as a non-operational organization, with limited resources and staff. This article deals with this fundamental process of *expansion* and a cautious *emancipation* from original limitations and investigates the role played by the African decolonization process in this regard.

Originally created for a period of three years³, the scope of its activities and duties was clearly circumscribed. It was not meant to become an international relief agency but it was tasked to provide »international protection« and to seek »permanent solutions for the problem of refugees« falling under its specific mandate, as defined in its Statute⁴ and the 1951 Refugee Convention.⁵ Two fundamental limitations resulted from the refugee concept contained in the Convention: The refugee definition was limited to persons who became refugees »as a result of events occurring before 1 January 1951«.⁶ Moreover, when becoming party to the Convention, states had the possibility of making a declaration limiting their obligation to refugees resulting from events occurring in Europe.⁷

Moreover, although the work of the High Commissioner was directed to be strictly »humanitarian and social« as well as »entirely non-political«⁸, its structure and orientation reflected the international political environment in which it developed: the immediate post-war years and the early Cold War period. Early on, the Soviet Union and its satellites decided to boycott the new UN agency, thus allowing for a total domination of the Western block. In this context, UNHCR was assigned two main objectives: to facilitate the resettlement of refugees in Europe still remaining in camps as a result of World War II and to protect and assist refugees who had fled from Communist-dominated countries in Europe.

Thus, at its creation, UNHCR was a rather weak organization, with a clear Western and European focus and a limited mandate. However, from the late 1950s, the UN Refugee

1 UNGA Res. 319(IV) of 3 December 1949.

2 The IRO had been created in 1947 to deal with the massive refugee problem created by World War II. For more information, see Louise W. Holborn, *The International Refugee Organization: a Specialized Agency of the United Nations, its History and Work, 1946–1952*, London 1956.

3 UNGA Res. 319(IV), para. 5. The Office was prolonged via successive resolutions, in particular UNGA Res. 727(VIII) of 23 October 1953 and UNGA Res. 1165(XII) of 26 November 1957.

4 UNGA Res. 428(V) of 14 December 1950: »Statute of the Office of the United Nations High Commissioner for Refugees«. Also available at URL <<http://www.unhcr.org/protect/PROTECTION/3b66c39e1.pdf>> [30.01.2008].

5 1951 Convention and Protocol Relating to the Status of Refugees, available at URL <<http://www.unhcr.org/protect/PROTECTION/3b66c2aa10.pdf>> [30.01.2008].

6 For an interesting discussion on the drafting of the refugee definition contained in Article 1 and the time clause, see Kazimierz Bem, *The Coming of a »Blank Cheque« – Europe, the 1951 Convention, and the 1967 Protocol*, in: *International Journal of Refugee Law* 16, 2004, pp. 609–627.

7 1951 Refugee Convention, Article 1A and 1B.

8 UNHCR Statute, Chapter I, para. 2.

Agency experienced a gradual *expansion* of its activities and mandate. It managed to overcome the original temporal and geographical limitations and to broaden the refugee eligibility criteria to become a truly universal organization. Some authors such as Gil Loescher have convincingly argued that while UNHCR policy and practice have always been influenced by major states' interests, this trend also reflected a process of institutional *emancipation*, particularly driven by ambitious High Commissioners.⁹ However, this article will show that other factors were at play, particularly the decolonization process and United Nations General Assembly politics.

Indeed, the UN General Assembly and the Economic and Social Council (ECOSOC) also played an important role, especially because UNHCR was required to follow their policy directives.¹⁰ Many General Assembly resolutions paved the way for the UNHCR *emancipation* and *expansion*, but this influence did not always point to directions that the Office of the High Commissioner was naturally inclined to follow. UNHCR officials generally believed in the universality of their mandate (even in the 1950s) and were therefore eager to expand, strengthen and thereby ensure the durability of their organization.

The first part of this article deals with the General Assembly resolutions that allowed it to intervene beyond Europe. As will be shown, these were rather welcomed as possible ways to guarantee the continuation of UNHCR activities on a durable basis. However, this process also exposed the organization to new challenges in the developing world, especially in Africa. There, the situation on the ground and the UN General Assembly directives sometimes conflicted with the UNHCR original legal underpinnings and mandate as understood by its officials. In particular, from the early 1960s, they had to find ways to reconcile the refugee definition contained in the Statute and the 1951 Refugee Convention as well as the humanitarian, social and »entirely non-political« approach with the General Assembly directives concerning the decolonization process and assistance to liberation movements.

The second part of this article focuses on this process of adjustment between UNHCR »values« and a legal approach on the one hand, and the political and practical reality on the other hand. It led to intense debates and a certain delay in applying UN resolutions, but in the end, UNHCR was successful with its expansion policy. Thanks to the flexibility its legal instruments and the willingness of many officials to follow and strengthen the »winds of change«¹¹, the UN Refugee Agency came to play an important role in assisting African liberation movements in the latter stages of the decolonization process. Of course, the Office of the High Commissioner for Refugees upheld its non-political role and was therefore not directly involved in the decolonization struggles. It rather dealt with the significant consequences and »side effects« of these conflicts.

The literature on UNHCR history is still relatively thin and often outdated¹² although recent initiatives have revitalized historical studies on the UN Refugee Agency.¹³ Nevertheless, this article will refer to a few relevant authors' accounts which deal with the con-

9 Gil Loescher, *The UNHCR and World Politics: a Perilous Path*, Oxford 2001, pp. 8–9; Gil Loescher, *The UNHCR and World Politics: State Interests Vs. Institutional Autonomy*, in: *International Migration Review* 35, 2001, pp. 33–56; Michael Barnett/Martha Finnemore, *Rules for the World: International Organizations in Global Politics*, Ithaca/London 2004, pp. 73–74.

10 UNHCR Statute, Chapter I, para. 3.

11 The authors refer here to British Prime Minister Harold Macmillan' famous »Wind of Change« speech made before the South African Parliament, on February 3, 1960.

12 See for example Louise W. Holborn, *Refugees: a Problem of our Time: the Work of the United Nations High Commissioner for Refugees, 1951–1972*, Vol. 1 & 2, Metuchen 1975.

13 For information on these initiatives, see the descriptions of the »UNHCR and the Global Cold War« project and its follow-up project on the »Records of the Office of the High Commissioner«: <<http://graduateinstitute.ch/globalmigration/Home/page1933.html>> [9.7.2008]; See also Refugee Survey Quarterly 27, 1, 2008.

nection between decolonization and UNHCR expansion. In particular, Gil Loescher's historical overview and Cecilia Ruthström-Ruin's interesting study of UNHCR activities during the Algerian war will serve as good starting points.¹⁴ Both authors emphasize the original UNHCR legal limitations and the extraordinary institutional growth that began in the 1960s, but do not address sufficiently the internal debates and the difficulties inherent to this process. In particular, Loescher and Ruthström-Ruin do not explain how UNHCR managed to reconcile its non-political nature with the necessity to provide assistance to liberation movements, such highly political groups usually involved in armed struggles.

I. THE END OF THE EUROCENTRIC PERIOD

The first phase of UNHCR expansion took place in Europe, in the aftermath of the 1956 Hungarian uprising when this organization became the ›lead agency‹ to direct the international emergency operation for those refugees.¹⁵ Such a development was not preordained and the involvement of the Office of the High Commissioner actually marked a departure from established practices and earlier interpretations of its mandate. First, given the 1951 Convention ›time clause‹, some came to consider that this group of displaced persons did not fall under the mandate of the High Commissioner. Nevertheless, the view prevailed that the flight of the Hungarians was not only linked to events occurring at the time, but also to the communist take-over of 1947–1948.¹⁶ Second, this crisis challenged the standard refugee status determination process: Because the refugee definition put the emphasis on the concept of a ›well-founded fear of being persecuted‹¹⁷, eligibility was determined on an individual basis.¹⁸ However, the mass exodus of Hungarians rendered this process of individual screening impossible. UNHCR and Western states receiving Hungarian asylum seekers adopted a pragmatic approach to find a way out of this conundrum: It was decided to grant refugee status on a collective basis, by considering all the Hungarians as *prima facie* refugees falling under the UNHCR mandate.¹⁹ This conclusion was *a posteriori* confirmed by the United Nations General Assembly in late November 1956.²⁰

A year later, in a different context, the United Nations General Assembly passed a resolution providing a new basis for action to UNHCR, without modifying its Statute or the

14 See Gil Loescher, *The UNHCR and World Politics: a Perilous Path*, Oxford 2001, and Cecilia Ruthström-Ruin, *Beyond Europe: The Globalization of Refugee Aid*, Lund 1993.

15 See the chapter on ›The Hungarian Crisis of 1956‹ in: UNHCR, *The State of the World's Refugees 2000: Fifty Years of Humanitarian Action*, Oxford 2000, pp. 26–35.

16 Ivor C. Jackson, *The Refugee Concept in Group Situations*, The Hague 1999, pp. 114–120.

17 1951 Refugee Convention, Article 1A(2); UNHCR Statute, para. 6A(ii).

18 Note that the issue of ›group determination‹ versus ›individual determination‹ has always been the source of legal debates. Thus, according to Prof. Goodwin-Gill: ›The UNHCR Statute [...] contains an apparent contradiction. On the one hand, it affirms that the work of the Office shall relate, as a rule, to groups and categories of refugees. On the other hand, it proposes a definition of the refugee which is essentially individualistic, seeming to require a case by case examination of subjective and objective elements. The frequency of large-scale refugee crises over [the years], together with a variety of political and humanitarian considerations, has necessitated flexibility in the administration of UNHCR's mandate.‹ Guy S. Goodwin-Gill, *The Refugee in International Law*, Oxford 1996, pp. 8–9. See also Jackson.

19 UNHCR, *The State of the World's Refugees 2000*, pp. 30–31.

20 See UNGA Res. 1127(XI) of 21 Nov. 1956; 1128(XI) of 21 Nov. 1956; 1129(XI) of 21 November 1956; 1130(XI) of 4 Dec. 1956; and 1131(XI) of 12 Dec. 1956. The matter had also been discussed in early November. See in particular: UNGA Res. 1006(ES-11) of 9 November 1956.

1951 Refugee Convention. Since the end of World War II, due to political and economic disorder, numerous Chinese had fled mainland China, mainly to reach Hong Kong. As early as 1951, this problem had been brought to the attention of the General Assembly leading to a UNHCR investigation. The ›time clause‹ was not an issue here and it seemed safe to assume that, in most cases, the fear of persecution was a real motive for departure. However, mainly because of the complicated legal and political situation²¹, the Office of the High Commissioner was unable to clearly determine whether the Chinese refugees in Hong Kong were eligible under the UNHCR mandate. It was nevertheless recognized on a number of occasions that, given the humanitarian problems involved, this situation was of concern to the international community and that the UN General Assembly should review the issue. As a consequence, Resolution 1167(XII) was adopted on November 26, 1957 authorizing »the United Nations High Commissioner for Refugees to use his good offices to encourage arrangements for contributions« for the benefit of the Chinese refugees.²² This was the first instance of the use of this ›good offices formula‹, which referred to the UN General Assembly's ability to exceptionally ask UNHCR to develop assistance programs on behalf of specific displaced persons falling outside of its usual mandate.²³ This method was a pragmatic way to expand the UNHCR scope of activities. It also had a political value: through the use of the ›good offices formula‹, the Office of the High Commissioner could avoid expressing any implicit judgement concerning the political conditions in the country of origin based on the persecution criteria.²⁴

In the following years, the General Assembly developed and strengthened this formula. In the context of the World Refugee Year in 1959, a resolution called on members of the United Nations and the specialized agencies to devote particular attention to the problems of refugees and authorized »the High Commissioner, in respect of refugees who do not come within the competence of the United Nations, to use his good offices in the transmission of contributions designed to provide assistance to these refugees«.²⁵ This resolution marked a new step because it was general in character: no specific group of refugees was mentioned. While UNHCR had previously been directed to assist specific refugee groups not falling within its mandate, the High Commissioner was now authorized to decide on his own which refugee groups would benefit from his good offices.²⁶

The UNHCR answer to the Algerian refugee crisis²⁷ that developed from the mid-1950s has been researched thoroughly.²⁸ It has been described by UNHCR representatives as the first instance when the ›good offices formula‹ was used in Africa, opening the way for the agency's involvement on this continent and in decolonization issues, but Cecilia Ruthström-Ruin has convincingly demonstrated that this view was »incomplete and partly incorrect«.²⁹ Indeed, her study has established that High Commissioner August Lindt was bent on involving his agency in the crisis even before the adoption of any ›good offices resolution‹ by the UN General Assembly. This fact reinforces the intuition that legal underpinnings followed and justified UNHCR actions rather than the reverse.

21 The complexity was mainly due to the existence of two Chinas, each of which might have been called upon to exercise protection.

22 UNGA Res. 1167(XII) of 26 November 1957, para. 2 (Emphasis added).

23 See *Holborn*, *Refugees*, Vol. 1, pp. 434–450.

24 *Ruthström-Ruin*, p. 23.

25 UNGA Res. 1388(XIV) of 20 November 1959, para. 2.

26 Further resolutions were adopted in the following years. See in particular: UNGA Res. 1499(XV) of 5 December 1960; UNGA Res. 1673(XVI) of 18 December 1961. For an in-depth analysis of the issues involved and the General Assembly debates, see *Jackson*, pp. 94–112.

27 A sample of online documents relating to UNHCR involvement in the Algerian crisis is available at URL <<http://www.unhcr.org/cgi-bin/texis/vtx/research?id=4417e0302>> [30.01.2008].

28 See for example *Holborn*, pp. 436–437.

29 *Ruthström-Ruin*, p. 155.

In May 1957, Tunisia appealed for UNHCR assistance to deal with the massive influx of Algerians resulting from the conflict in their home country. This request placed the Office of the High Commissioner in a difficult situation because France insisted that the Algerian conflict was an internal issue and that any third party action would violate the principle of non-interference in its internal affairs. Accepting the refugees as eligible under the UNHCR mandate would have been understood as an indirect criticism of France.

The issue of eligibility was even more complex because at the time some UNHCR officials doubted that the Algerians fell under their mandate since it could be considered that they were ›simply‹ fleeing the difficult conditions created by the war rather than persecution. Moreover, the ›time clause‹ worked against recognizing Algerians as mandate refugees: linking their flight to the outbreak of hostilities did not comply with the 1951 Refugee Convention and the ›other option, namely the French annexation of Algiers in 1848, seemed too far-fetched‹.³⁰

In addition, just like in the Hungarian case, it was impossible to investigate the persecution criteria on an individual basis because of the large influx.³¹ Despite this situation, after having assisted Hungarian refugees, it was difficult for the High Commissioner to reject the Tunisian appeal. It also appears that such an option ran counter to High Commissioner August Lindt's own ambitions for his Office. The UN General Assembly elected Swiss diplomat Auguste R. Lindt on 10 December 1956 as head of the United Nations High Commissioner for Refugees who held this position until 1960. The years he served as High Commissioner were marked by his dynamic and forceful leadership, shaping and broadening the scope of UNHCR's mission on behalf of refugees, especially in the developing world.³² It seems that August Lindt anticipated the potential implications of the decolonization process for his Office activities and world politics. According to Cecilia Ruthström-Ruin, Lindt wanted UNHCR to become a ›true UN organ‹ which should not discriminate against refugees in any country.³³ It is also well known that he did not want to be perceived as the ›High Commissioner for European refugees only.‹³⁴ He therefore wanted to avoid criticism from developing countries and even to build on the Hungarian success to maintain a momentum of expansion, particularly by securing support from the growing Afro-Asian group in the UN.³⁵

Thus, August Lindt launched at an early stage a process that led to UNHCR involvement in the crisis. On the basis of an enquiry conducted in Tunisia to determine the status of displaced Algerians the High Commissioner ›came to conclude that the Algerian population that recently arrived in Tunisia include[d] persons who seemed, pima facie, to fall under‹ his mandate, while other persons did not.³⁶ While insisting on the purely ›humanitarian and social‹ character of his mandate and the necessity for his Office to have a totally non-political approach, he informed President Habib Bourguiba that he would immediately start ›looking for funds necessary to grant material assistance to the refugees.‹³⁷ Lindt avoided making explicit public statements about his understanding of the Algerians'

30 *Bem*, p. 620.

31 *Ruthström-Ruin*, p. 72.

32 For more information on August R. Lindt, see *Rolf Wilhelm/Pierre Gygi/David Vogelsanger* (eds.), *August R. Lindt: Patriot und Weltbürger*, Bern/Stuttgart/Wien 2002.

33 *Ruthström-Ruin*, p. 162.

34 *Loescher*, UNHCR, p. 9.

35 *Ruthström-Ruin*, pp. 160–161 and pp. 194–195.

36 Lettre de A. R. Lindt, Haut Commissaire des Nations Unies pour les Réfugiés à S. E. Monsieur Habib Bourguiba, Président de la République, 11 septembre 1957. Folio F, UNHCR Fonds 11 Series 1, 13/1/31 TUN ›Assistance to Algerian refugees in Tunisia‹ (06–1957/08–1961) [Vol. 1], p. 1.

37 *Ibid.*, p. 2.

eligibility. Nevertheless, in November 1957 UNHCR started assisting the refugees in partnership with the International Committee of the Red Cross (ICRC).³⁸ Again, it is important to note that these developments occurred before the adoption of the first two ›good offices resolutions‹.

It seems that the High Commissioner was able to overcome the original French opposition mainly because France could not count on her allies' full support. In particular, the United States and, to a lesser extent, Great Britain, preferred to leave the ›eligibility decision to the High Commissioner and supported him in the handling of the matter‹ in order to avoid the ›difficult task of officially presenting their own views, which would have offended the French government.‹³⁹

For its part, the Moroccan government waited until October 1958 to request assistance. This appeal led to the adoption of the first United Nations General Assembly resolution related to Algerian refugees on 5 December 1958. This resolution recommended the ›United Nations High Commissioner for Refugees to continue his action on behalf of the refugees in Tunisia on a substantial scale and to undertake similar action in Morocco.‹⁴⁰ It thus paved the way for an extended and improved international relief effort. Under the authority of this resolution, a new operation was launched in the beginning of 1959 to assist Algerian refugees in Tunisia and Morocco.⁴¹ However, this resolution as well as the three others that followed⁴², only ›referred in general terms to ›refugees‹ from Algeria without specifying whether or not they were refugees according to the definition contained in the UNHCR Statute or the 1951 Refugee Convention. In addition, in this case the ›good offices formula‹ was not mentioned by the General Assembly. The legal status of these refugees thus remained formally undefined but it ›now became easier for UNHCR to avoid clarifying the eligibility issue: once the resolution had been adopted, Lindt could simply maintain that UNHCR had been asked by the General Assembly to give assistance.‹⁴³ On this account, Cecilia Ruthström-Ruin concluded that in this case the ›expansion of eligibility criteria did not occur through clear and well-conceived decisions‹ but rather through ad hoc judgements, ›which made it possible to avoid legal and political deadlocks.‹⁴⁴

The Algerian episode heralded the expansion of the agency's geographical scope even though, in the 1950s, this development was far from being preordained. This expansion reflected modifications in the international system (particularly with the growing significance of decolonization), as well as the ambitions of the High Commissioners.

II. UNHCR, DECOLONIZATION AND THE EMERGENCE OF THE THIRD WORLD

Despite the ›shaky‹ legal basis, the UNHCR action on behalf of Algerian refugees came to be remembered as the first instance when the UN Refugee Agency intervened in the developing world and in the context of decolonization through the ›good offices formula‹. Lindt's successor as High Commissioner, Felix Schnyder, was determined to keep the mo-

38 Ruthström-Ruin, p. 175. In March 1958, the ICRC withdrew and was replaced by the League of the Red Cross Societies. For the role of the ICRC see also the contribution of Fabian Klose in this volume.

39 Ruthström-Ruin, pp. 201–202.

40 UNGA Res. 1286(XII) of 5 December 1958.

41 Ruthström-Ruin, pp. 175–176.

42 UNGA Res. 1389(XIV) of 20 November 1959; UNGA Res. 1500(XV) of 5 December 1960; UNGA Res. 1672(XVI) of 18 December 1961.

43 Ruthström-Ruin, pp. 98–99.

44 Ruthström-Ruin, p. 201.

mentum going. From the beginning of his term in 1960, he made it clear that, on the basis of the good offices resolutions, he »foresaw a shift in the UNHCR away from programs involving European refugees to a focus on assistance to refugees in the developing world«.⁴⁵

In effect, after the Algerian operation, the concept was extensively used in Africa and Asia. The first subsequent refugee crises the High Commissioner dealt with on the basis of his good offices related to refugees from Laos in Cambodia and Tibetan refugees in India. In Africa, from 1961, UNHCR provided assistance to Angolan refugees in the Congo, thus intervening for the first time in the highly politicized context of anti-colonial conflicts fought against Portugal in Africa. For UNHCR, the dilemmas were similar to those faced during the Algerian episode: the mass influx made individual screening impossible, while explicit criticism of Portugal had to be avoided.

An important obstacle in this perspective related to the agency's still limited structures and resources amplified by a lack of Afro-Asian staff members. To partially alleviate this situation, Schnyder appointed Prince Sadruddin Aga Khan – who had contacts with political actors in the Middle East, Asia and Africa – as his Deputy-High Commissioner.⁴⁶ In a joint press conference in October 1963, they both presented their views on the future of their Office, emphasizing the significance of Africa in this context. Schnyder considered that his Office was »now confronted with two great tasks«: to »overcome the backlog of misery of what we call the »old« European refugees« and to »deal with current and new situations whenever they may arise«, especially the »burning new refugee problems in Africa«.⁴⁷ For his part, Sadruddin Aga Khan reported on his recent mission in ten countries⁴⁸ in Africa South of Sahara, where he had »had the opportunity of realizing [...] that Africa [was] certainly in motion and that [...] refugees unfortunately [were] a by-product«.⁴⁹ Furthermore he explained that it was his impression that »the problem of refugees will be with us for a very long time on that continent.« He also announced that, to deal with these new problems, the first UNHCR Regional Office South of the Sahara had just been established in Bujumbura, Burundi.⁵⁰ However, even then, the universalization of UNHCR activities and especially its expansion in Africa was not assured. A twin challenge had to be overcome: the limitations of the 1951 Refugee Convention and the drafting of a refugee convention by the recently created Organization of African Unity (OAU).

The »good offices formula« had marked a turning point in the expansion of UNHCR activities but did not formally overcome the legal limitations of the Convention. Indeed, because of the time clause, refugees in Africa could not benefit from the standard framework of international legal protection. As a consequence of the expansion of UNHCR activities, by the mid-1960s, the Convention »did not apply to the majority of refugees being assisted by UNHCR«.⁵¹

As shown above, acting on the basis of his good offices allowed the High Commissioner to avoid the legal and practical complications linked to the persecution criteria. This pro-

45 Loescher, UNHCR, p. 106.

46 Loescher, UNHCR, p. 109.

47 »Joint Press Conference Given by the United Nations High Commissioner for Refugees, Mr. F. Schneider, and the Deputy High Commissioner, Prince Sadruddin Aga Khan – 9 October 1963«, MHCR/293/63 GE. 63–16383. UNHCR Fonds 13 Sub-fonds 1 Series 1, »Press Conferences of the Deputy High Commissioner« (1962–1965), p. 1.

48 Tanganyika, Uganda, Burundi, Rwanda, the Kivu Province of the Congo and its capital Leopoldville; and then in West Africa: Nigeria, Dahomey, Togo and Ghana.

49 »Joint Press Conference Given by the United Nations High Commissioner for Refugees, Mr. F. Schneider, and the Deputy High Commissioner, Prince Sadruddin Aga Khan – 9 October 1963«, p. 4.

50 Ibid., p. 7. Previously there were only *Chargés de Mission* assigned to specific problems, working out and reporting to Geneva.

51 UNHCR, *The State of the World's Refugees 2000*, p. 53.

cedure also permitted to ›ignore‹ the time limit included in the Convention. However, the ›good offices formula‹ was supposed to be used for exceptional situations. Moreover, this formula was considered to permit material assistance only, while legal protection was reserved for cases where refugees were individually screened and found to fulfil the persecution criteria. It did not bring any legal obligation upon receiving states with regard to the protection of refugees.⁵² To remedy these difficulties, already in 1960, August Lindt had asked experts to study how the UNHCR Statute could be modernized to reflect the expansion of its activities. This initiative failed because the UNHCR Executive Committee did not forward the proposals to the UN General Assembly for fear of transforming UNHCR into a relief agency.⁵³

The matter gained urgency when, in 1963, the OAU started the process of drafting a regional treaty designed to address the specific aspects of African refugee problems. An important goal was to reduce regional tensions linked to the movements of refugees as well as their political and military activities from and in their host countries. For the High Commissioner, this initiative presented a danger of undermining the universal character of the 1951 Refugee Convention and of his Office. UNHCR officials also feared the adoption of different standards of refugee protection, although the UN Refugee Agency was rapidly associated to the work on the drafting of the OAU Refugee Convention.⁵⁴

The OAU had built up effective political pressure in order to clarify the legal status. Therefore, there was a certain urgency to remove the legal limitations inherent to the 1951 Refugee Convention. The first steps to amend the 1951 Refugee Convention were taken in 1964, when the UNHCR Executive Committee requested the High Commissioner to explore ways to overcome the temporal limitations.

As a consequence, a report written by a group of legal experts led to the adoption of the 1967 Protocol Relating to the Status of Refugees which indeed removed the geographical and temporal limits of the 1951 UN Refugee Convention and expanded the scope of obligations undertaken by states.⁵⁵

Thereafter, many African states acceded to the 1951 Refugee Convention and the 1967 Protocol but this did not preclude the drafting of an African legal instrument. The Convention Governing the Specific Aspects of Refugee Problems in Africa was adopted in September 1969 and entered into force in June 1974.⁵⁶ Nevertheless, the OAU Refugee Convention was not to compete with but rather to become the ›effective regional complement in Africa of the 1951 United Nations Convention on the Status of Refugees‹.⁵⁷ It is noteworthy that while the OAU Refugee Convention reproduced the 1951 Refugee Convention definition, it also went beyond the ›individual persecution criteria‹ and extended the definition to include

›every person who, owing to external aggression, occupation, foreign domination or events seriously disturbing public order in either part or the whole of his country of origin or nationality, is compelled to leave his place of habitual residence in order to seek refuge in another place outside his country of origin or nationality‹.⁵⁸

52 Loescher, UNHCR, p. 124.

53 Ibid., note 67.

54 Holborn, pp. 183–188.

55 See UNHCR, *The State of the World's Refugees 2000*, pp. 55–56 and Loescher, UNHCR, pp. 123–126.

56 The text of the 1969 Convention Governing the Specific Aspects of Refugee Problems in Africa, usually referred to as the 1969 OAU Refugee Convention, is available at URL <<http://www.unhcr.org/basics/BASICS/45dc1a682.pdf>> [30.1.2008].

57 1969 OAU Refugee Convention, Article VIII.2.

58 Ibid., Article I.2.

Hence, from the late 1950s onwards UNHCR could finally rely on sound and durable legal basis to act on the African continent. There, it was exposed to many new challenges. In particular, the organization had to deal with sudden mass refugee flows associated with the decolonization process, national liberation struggles, proxy wars and their aftermaths. Thus, UNHCR became involved in the twin major post-war developments: decolonization and the emergence of the Third World. The UN Refugee Agency even became involved in activities that went beyond a strict interpretation of its original mandate, including long-term development efforts in poor and often recently decolonized countries.⁵⁹

Of course, due to its non-political role, the UN Refugee Agency was usually not directly involved in the decolonization process or the conflicts. Even when it was called by the United Nations or the West to act as a mediator between countries of origin and asylum, the High Commissioner was reluctant to get directly involved, for fear of undermining its humanitarian mandate.⁶⁰ It dealt with the ›side effects‹ of decolonization and of the conflicts that often followed independence but did not intervene in the evolving political and military situations. UNHCR obviously dealt with the aftermaths and the humanitarian consequences of decolonization, the emergence of new states, and the transition periods often characterized by fluctuating local and regional situations.

Despite the adoption of the 1967 Protocol and the 1969 OAU Refugee Convention, the UN Refugee Agency continued to face complicated legal dilemmas, linked to the decolonization process, complicating the UNHCR's humanitarian work. Again, this period was characterized by many uncertainties about the implementation of the relevant legal instruments and about the ›situation on the ground‹.

One important challenge was related to the issue of refugee status determination of people fleeing decolonizing or recently independent countries. In such situations, it was often difficult to determine the citizenship of those displaced persons, which fuelled internal debates and reflections about whether they fell under the UNHCR mandate. Deliberations of this kind were recurrent when the agency was confronted with the demise of the British Empire. For instance, in the early 1970s, an intense debate developed among UNHCR legal experts concerning the status of African Asians in former British colonies such as Uganda who wished to find refuge in the United Kingdom. A 1970 document gives a good example of the blurred situation the lawyers had to deal with. According to this note, a ›good legal case‹ could ›be made out for the East African Asians being refugees‹ but that an ›equally good case [could] be made for the contrary by virtue of them being United Kingdom citizens‹ since the ›decisive factor‹ was the ›quality one attaches to the nationality conferred on them by the United Kingdom‹:

»If we take the strictly legal view, that these are United Kingdom citizens prevented from entering their home country, [they can be considered as refugees]. If, however, we take the whole picture of a disintegrating empire into account and assume that the nationality conferred on them was a kind of ›nationalité de complaisance‹, a rash act of kindness on the part of the United Kingdom under circumstances which have since radically changed, we could not possibly consider them as refugees vis-à-vis the United Kingdom. There is, however, no doubt that most of these people, even temporarily, find themselves in a de facto condition of statelessness and are subject to what amounts to persecution in East Africa.«⁶¹

59 For a historical critique of these efforts, see *Jeffrey Crisp*, *Mind the Gap! UNHCR, Humanitarian Assistance and the Development Process*, in: *International Migration Review* 35, Special Issue: UNHCR at 50: Past, Present and Future of Refugee Assistance, 2001, pp. 168–191.

60 *Loescher*, UNHCR, p. 117.

61 Memorandum from O. Bayer, to Mr. J. Colmar for the High Commissioner, 8 April 1970. Folio 12, UNHCR Fonds 11 Series 2, 100-UGA.ASI ›Refugees from Asia in Uganda‹ [Vol. 1] (1969–1972), p. 1 (emphasis in original). One of the first background papers on this issue can be found in a note on ›British Citizens of Asian Origin in East and Central Africa‹, 24 January 1969.

This document also called on the High Commissioner to »formulate a definite policy on the subject« and incited contrary opinions. There was an important internal debate on this issue within UNHCR. Thus, in a subsequent document, another UNHCR Representative replied:

»As far as I am concerned, I think that Asians who are British nationals should be the responsibility of the United Kingdom and not of the independent countries of Africa. This is a simple question of logic. I thus must say that I have strong reservations about your theory of a ›disintegrating empire‹ and of a ›nationalité de complaisance‹ tending not to consider the United Kingdom as being responsible. [...] I agree that we are here on moving and political grounds. But what does politics mean for us if it doesn't mean the defence of the refugees?«⁶²

As late as February 1973 – after Idi Amin had decided to expel all Uganda's Asians – the matter was still not settled.

Perhaps more importantly, the UN Refugee Agency was drawn into the decolonization process by the major institutional changes resulting from the accession of new United Nations members. During its first decade, the Western powers and their clients made up the majority of the global organization, thus controlling the General Assembly where the »one-nation, one-vote« principle applies. However, after 1955 a massive increase in membership occurred, particularly through the accession of recently decolonized states, especially from Africa. Thanks to the appearance of this »Third World majority«, the United Nations General Assembly began to concern itself more and more with the problems of the developing world and the decolonization process.⁶³

The new members considered Chapter XI of the UN Charter (Declaration Regarding Non-Self-Governing Territories) as granting the organization the constitutional right to play a leading role in the emancipation of peoples still under colonial rule, but they also wanted to strengthen the UN's prerogatives in this field. Already in December 1960, hoping to accelerate the decolonization process, the General Assembly adopted the famous Declaration on the Granting of Independence to Colonial Countries and Peoples. In essence, the Declaration called for »immediate steps« to be »taken, in Trust and Non-Self-Governing Territories or all other territories which have not yet attained independence, to transfer all powers to the peoples of those territories [...] in accordance with their freely expressed will and desire [...] in order to enable them to enjoy complete independence and freedom.«⁶⁴ Considered as a true ›Decolonization Charter‹, this text became a milestone in the process of decolonization. A year later, UN General Assembly Resolution 1654(XVI) established the Special Committee on Decolonization (also known as the Committee of 24 because of the number of members) to monitor the implementation of the Declaration and to make recommendations on its application. In its eighth operative

Folio 2, UNHCR Fonds 11 Series 2, 100-UGA.ASI »Refugees from Asia in Uganda« [Vol. 1] (1969–1972). This note states: »When the dependent territories of Kenya, Malawi, Tanzania, Uganda and Zambia became independent, persons resident in those territories who were British subjects, but were of non-African origin, were given two years in which to decide whether to take up new local citizenship or to retain their UK citizenship. The majority are of Indian origin, with the remainder being of Pakistani origin.« (p. 2) See also the 28-page note for the File from J. E. R. Candappa, Legal Division, on »The East African Asians«, 9 March 1970. Folio 15, UNHCR Fonds 11 Series 2, 100-UGA.ASI »Refugees from Asia in Uganda« [Vol. 1] (1969–1972).

62 Note for the File from A. Noël, to Dr. O. Bayer, on »Asiatiques en Afrique«, 9 April 1970. Folio 13, UNHCR Fonds 11 Series 2, 100-UGA.ASI »Refugees from Asia in Uganda« [Vol. 1] (1969–1972), p.1 (emphasis in original; authors' translation).

63 Christopher O'Sullivan, The United Nations, Decolonization, and Self-Determination in Cold War Sub-Saharan Africa, 1960–1994, in: *Journal of Third World Studies* 22, 2005, pp. 105–106. See also the contribution of Daniel Maul to this volume.

64 UNGA Res. 1514(XV) of 14 December 1960, para. 5.

paragraph, this resolution requested »the specialized agencies concerned to assist the Special Committee in its work within their respective fields«.⁶⁵ Actually, during its first two years of existence, the Special Committee did not request the specialized agencies' help and it was not until 1964 that some of these institutions began sending representatives to the Special Committee meetings. UNHCR representatives began to do so in 1970.⁶⁶

In December 1965, issues linked to African refugees were particularly high on the agenda of the General Assembly. A resolution on »Assistance to Refugees in Africa« was adopted, which invited »States Members of the United Nations and members of the specialized agencies to devote special attention to the problems of refugees in Africa and to co-operate actively with the United Nations High Commissioner for Refugees by placing the necessary means at his disposal, particularly in the form of increased financial contributions to the programmes of the High Commissioner's Office«.⁶⁷ A few days later, the General Assembly recognized the »legitimacy of the struggle by the peoples under colonial rule to exercise their right to self determination and independence« and requested the specialized agencies to »withhold assistance of any kind to the Governments of Portugal and South Africa«.⁶⁸ Co-operation between the Special Committee and the specialized agencies really began in 1966, when the General Assembly decided to formally ask specialized agencies to participate in the application of the Declaration in their respective domain. The »United Nations High Commissioner for Refugees and other international relief organizations and the specialized agencies concerned« were requested »to increase their economic, social and humanitarian assistance to the refugees from colonial Territories«.⁶⁹ Subsequent resolutions repeated these calls.⁷⁰ In December 1970, the General Assembly urged »the specialized agencies and other organizations within the United Nations system to provide, in consultation, as appropriate, with the Organization of African Unity, moral and material assistance to national liberation movements in the colonial Territories«.⁷¹ It is worth noting that this resolution also recognized that in fighting for independence, »colonial peoples and peoples under alien domination« could legitimately use »all means at their disposal«.⁷²

How did UNHCR respond to these calls from the United Nations? According to Maurice Barbier, refugees from colonized territories received noticeable assistance from the UN Refugee Agency. However, the UNHCR archives tell a more complex story. There were generally no issues involved in providing legal protection and assistance to the »classic« refugees generated by decolonization struggles. On the other hand, as the next part will show, the General Assembly appeals to grant this kind of »services« to »freedom fighters« and their organizations sparked intense debates and reluctance among UNHCR staff.

III. THE DEBATES OVER THE ELIGIBILITY OF »FREEDOM FIGHTERS« AND ASSISTANCE TO LIBERATION MOVEMENTS

The new directions imposed by the General Assembly conflicted importantly with at least two fundamental sections of the UNHCR Statute: Paragraph 2, which states that the »work

65 UNGA Res. 1654(XVI) of 27 November 1961, para. 8.

66 *Maurice Barbier*, *Le comité de décolonisation des Nations Unies*, Paris 1974, pp. 223–224.

67 UNGA Res. 2040(XX) of 7 December 1965, para. 2.

68 UNGA Res. 2105(XX) of 20 December 1965, para. 10 and 11. A year later, Rhodesia was added to these »boycotted« two countries.

69 UNGA Res. 2189 of 13 December 1966, para. 8.

70 See for example, UNGA Res. 2465(XXIII) of 20 December 1968 and 2548(XXIV) of 11 December 1969.

71 UNGA Res. 2708(XXV) of 14 December 1970, para. 6.

72 *Ibid.*, para. 5.

of the High Commissioner shall be of an entirely non-political character; it shall be humanitarian and social» and Article 7(d) – the so-called »exclusion clause« – which states that

»the competence of the High Commissioner [...] shall not extend to a person [...] in respect of whom there are serious reasons for considering that he has committed a crime covered by the provisions of treaties of extradition or a crime mentioned in article VI of the London Charter of the International Military Tribunal or by the provisions of article 14, paragraph 2, of the Universal Declaration of Human Rights«.

On this basis, many felt that despite the General Assembly resolutions supporting the freedom struggle in Africa, »freedom fighters« should still be excluded from the High Commissioner's mandate because the UN Refugee Agency had to be impartial and neutral in its approach.

UNHCR officials were also concerned about the involvement of the Organization of African Unity and the entry into force of the 1969 OAU Refugee Convention. Given that the 1963 OAU Charter set out as one of its purposes to »eradicate all forms of colonialism from Africa«⁷³, there was the suspicion that African governments may »judge »freedom fighters« to be OAU Convention refugees in those cases where such a determination« could serve the needs of the »freedom fighters«.⁷⁴

In addition, the OAU Convention also posed a »problem of differential refugee treatment because its signatories [were] very likely to interpret one of the exclusion clauses of that definition differently from, for example, the UNHCR«.⁷⁵ In its Article 1, paragraph 5, the OAU Convention contains exclusions clauses comparable to the 1951 Refugee Convention, but also bar from the possibility of obtaining refugee status the persons who have »been guilty of acts contrary to the purposes and principles of the Organization of African Unity«.⁷⁶ UNHCR officials were concerned that »dissidents of the African liberation movement and those betraying the specifically African cause could be excluded since their pro-colonial attitude would be an obstacle to the emancipation of African peoples«.⁷⁷ In such situations, it would be difficult for UNHCR to provide protection to persons considered as mandate refugees by the Agency but not by the receiving countries.

These themes were debated during the late 1960s and the 1970s, as the Office attempted to reconcile its legal foundations and humanitarian philosophy with the geopolitical realities inherited from the decolonization process. In a memorandum of 1968, the Director of the UNHCR Legal Division, Arnold Rørholt, attempted to answer the »difficulties« encountered by »various UNHCR Representatives [...] in determining the status of the so-called »freedom fighters« in the light of UNHCR's Statute«. Starting by referring to the Declaration on the Granting of Independence to Colonial Countries and Peoples, the subsequent relevant General Assembly resolutions, and the work performed by the Committee of 24, Rørholt also reminded that the work of the High Commissioner's Office was of an »entirely non-political character«.⁷⁸ In essence, he explained that, while UNHCR offi-

73 1963 OAU Charter, Article II 1(d).

74 Holborn, p. 191.

75 Holborn, p. 190.

76 1969 OAU Refugee Convention, Article 1, para. 5(c).

77 Ousmane Goundiam, African Refugee Convention, Migration News, March-April 1970, p. 9.

78 Interoffice Memorandum No. 22 – Branch Office Memorandum No. 26 (UNHCR/IOM/22/68 – UNHCR/BOM/26/68) from Arnold Rørholt, Director, Legal Division, to All UNHCR Representatives and Correspondents; All UNHCR Professional Officers at Headquarters, on »Question of »Freedom Fighters« and Liberation Movements in Africa«, No Date [1968]. Folio B, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], pp. 1–2 and p. 4. In its introduction, this document mentions a »memorandum of 14 October 1966 entitled »Effects of Political Activities by Refugees on the Granting of Material Assistance by

cials should »rely, as in all other cases, exclusively on the Statute and the exclusion clause contained in paragraph 7(d)«, not all »freedom fighters« were to be excluded from the UNHCR mandate.⁷⁹ Indeed, he took care to explain that »the term »freedom fighter« [was] not used in Africa *only* for persons actually engaged in military activities«, but also for »militants«, i. e. »persons who may be engaged in purely intellectual activities such as writing of articles, propagation of anti-colonial material, as well as those responsible for political thinking within the liberation movements«. ⁸⁰ Therefore, he concluded that:

»Persons coming out of territories under colonial rule for reasons enumerated in paragraph 6 of the Statute may be considered eligible. If these persons fleeing from persecution are, for understandable reasons, bent upon struggling against colonial rule, they cannot, for that reason alone, be excluded. Thus until such time as they engage in military or sabotage activities, the question of their eligibility does not arise. In other words, it is only when a person is actually engaged in activities covered in paragraph 7(d) of the Statute that the question of his exclusion from the Mandate can be taken up.«⁸¹

Rørholt also explained that problems linked to refugee status determination would not arise provided UNHCR officials kept in mind that persons engaged in military activities often felt »no need to claim refugee status and/or seek the protection or material assistance of UNHCR«. Indeed, in general »the active members of liberation movements [were] protected and given necessary facilities by the host countries where they [had] their headquarters«. ⁸² Perhaps more surprisingly, this document also claimed that:

»The question of the UNHCR protection or assistance does not arise in the case of persons actively engaged in military operations or sabotage. Furthermore, it is understood that the primary duty of »freedom fighters« is to fight *within* the territory under colonial rule since armed action can take place only within the territories for whose independence the liberation movements are struggling. Thus the question of the eligibility of persons *within* these territories does not arise.«⁸³

The debates did not stop there. Thus, Rørholt's memorandum was critically re-assessed in a June 1970 note written by J. E. R. Candappa of the UNHCR Legal Division. Candappa countered the idea that »freedom fighters« should be »excluded from the mandate by virtue of paragraph 7(d) of the Statute« while they participate to »military or sabotage activities«. ⁸⁴ In essence, the note argued that since the United Nations had – through the Declaration on the Granting of Independence to Colonial Countries and Peoples and the subsequent relevant General Assembly resolutions – recognized the right to struggle against colonialism »whatever its form«, the UNHCR Statute's »exclusion clause« did not apply to »freedom fighters«. ⁸⁵

Nevertheless, it appears that Candappa's views did not convince everyone. In March 1971, Dr. Bayer, the then Acting Director of the UNHCR Legal Division, issued a new memorandum on »Freedom Fighters and Liberation Movements in Africa« which superseded Rørholt's memorandum, without modifying much the approach. This document repeated the position that persons »actively engaged in the struggles« were not considered

UNHCR« and the »addendum of 12 February 1968 to this memorandum entitled »Eligibility of Persons Previously Engaged in Military or Sabotage Activities«. Unfortunately, the authors could not find those documents in the UNHCR archives.

79 Ibid., p. 4.

80 Ibid., p. 3 (emphasis in original).

81 Ibid., p. 3–4.

82 Ibid., p. 4.

83 Ibid., p. 3 (emphasis in original).

84 Note for the File from J. E. R. Candappa, Legal Division, on »»Freedom Fighters« – Branch Office Memorandum No. 26, 1968 – A Re-assessment«, 24 June 1970. Folio C, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], p. 3.

85 Ibid., pp. 4–9.

as refugees and the question whether they were »covered by any exclusion clauses in the Convention or the Statute [did] not arise« because they generally did »not seek the protection of, or assistance from, UNHCR« and were »often engaged in the struggle within the territories of their countries of origin«. ⁸⁶ However, the distinction between active »freedom fighters«, simple militants and dissidents was maintained, persons falling in these last two categories being eligible for the Status of refugees under the Mandate. ⁸⁷

The issue of the status of dissidents or deserters from liberation movements does not appear to have been a very difficult one to settle legally but it did cause serious tensions between UNHCR and liberation movements. A January 1974 note on »UNHCR Attitude with Regard to Dissidents and Deserters from Liberation Movements« explained that the UN Refugee Agency should »grant protection and assistance to all persons fulfilling the criteria of the Statute even if they [were] dissidents from liberation movements«. This document also stated that assistance by UNHCR »on the basis of its humanitarian mandate to dissidents who are refugees [was] not and should not be considered as an action inimical to the liberation movements«. ⁸⁸ Actually, it was even acknowledged that membership of a liberation movement implied »the acceptance of the movement's discipline« and that there were »cases in which there might be a real need for the liberation movement to keep a dissident in detention for security reasons, e.g. if he had acquired secret military information«, provided that »detention and disciplinary measures« were »not excessive«. ⁸⁹ Ideally, these details were to be discussed between UNHCR, the Government of the host country and liberation movements, with the aim of working out a humanitarian position, when possible.

Nevertheless, the issue of dissidents remained an important »bone of contention between UNHCR and the liberation movements« as these organizations' leaders tended to consider that UNHCR assistance and protection for dissidents »could only encourage desertion and lower their troops' moral«, thus diverting »freedom fighters« from »the movements' major *raison d'être*, i. e. the liberation of their respective countries by armed struggle«. ⁹⁰ According to a 1977 note, for this reason, »leaders of these movements have often preferred to avoid any contact with UNHCR«. ⁹¹ The attitude of liberation movements was indeed ambivalent: while they requested assistance and recognition, they also often regarded international actors such as the Office of the High Commissioner for Refugees with scepticism and suspicion.

As explained above, the debates within UNHCR did not remain restricted to the issues of the eligibility of »freedom fighters«, but also – and maybe more importantly – related to the calls for establishing relations with the liberation movements. The state of these relations has varied widely over the years. »From a state of open hostility during the 1960s«, these relations reached a »rather cordial level« in the mid-1970s, even though there remained »a degree of mistrust on the one side and of reluctance on the other«. ⁹²

86 Interoffice Memorandum from Dr. O. Bayer, Acting Director, Legal Division, to All UNHCR Representatives and Correspondents; All UNHCR Professional Officers at Headquarters, on »Freedom Fighters and Liberation Movements in Africa«, 11 March 1971. Folio F, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], p. 2.

87 Ibid., pp. 2–3.

88 Note for the file by Ivor C. Jackson, on »UNHCR Attitude with Regard to Dissidents and Deserters from Liberation Movements«, 10 January 1974. Folio 19A, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], p. 1.

89 Ibid., pp. 3–4.

90 »Relations entre le HCR et les mouvements Africains de libération (le point de la situation)«, anonyme, non daté (approx. avril 1977). Folio 105, 101-GEN »Relations with Liberation Movements – General« [Vol. 2] 1975–1977, p. 1 (authors' translation).

91 Ibid.

92 Ibid.

As far as the archives can tell, the problems posed by the prospect of assisting or establishing relations with these organizations were first spelled out in a July 1967 memorandum. This document explained that relations »between UNHCR representatives and UNHCR correspondents and refugee organizations of a political character« were of a »delicate nature, particularly when the refugee organization« aimed at »overthrowing the government or the authorities in the country of origin«. Indeed, UNHCR officials were reminded that in dealing with such organizations they should bear in mind that, according to the UNHCR Statute, their work should »be humanitarian and social« and »of an entirely non-political character«. Moreover, it had to be remembered that UNHCR could not »be a part, or give support to, activities directed against Member States of the United Nations«. ⁹³ Therefore, the following directives were issued:

»(a) Except when the contact is clearly in the interest of the refugees and is imperatively necessary, the initiative of the contact shall not be taken by UNHCR officials. The contacts shall not be in any written form.

(b) Whilst visits from such refugee organizations shall not be refused, they should not be provoked or caused by UNHCR (except as under [a]). In any conversations the non-political role of UNHCR should be emphasized.

(c) Correspondence from such refugee organizations shall be dealt with, as a rule, orally. Written replies shall be sent only with prior approval of UNHCR Headquarters.« ⁹⁴

Clearly, UNHCR officials were instructed to remain very cautious when dealing with liberation movements. Potential political problems linked to the direct involvement in conflict situations had to be avoided, even when there were refugees to be saved. The early UNHCR reactions to the calls for more cooperation with liberation movements issued by the General Assembly seems to have been based on the assumption that the Office of the High Commissioner for Refugees was a particular agency, with a specific mandate that made it impossible to collaborate with such organizations closely and openly. However, with the evolving situation and the recurrence of General Assembly resolutions mentioning this theme ⁹⁵, the UN Refugee Agency had to review its position. In addition, in the early 1970s, liberation movements began to criticize the Office of the High Commissioner for its approach and especially contended that »UNHCR was not implementing the General Assembly's resolutions«. ⁹⁶ This criticism was taken seriously by UNHCR officials, especially Mr. Antoine Noël, then Chief of the Regional Section for Central and Western Africa, who considered that the Agency's »relations with the most important liberation movements: PAIGC, MPLA, FNL (GRAE), FRELIMO, should be strengthened« ⁹⁷ and

93 Interoffice Memorandum No. 24/67 – Branch Office Memorandum No. 21/67 (UNHCR/IOM/24/67 – UNHCR/BOM/21/67) from J. Colmar, Chef de Cabinet, to UNHCR Representatives and Correspondents, on »Relations between UNHCR and Refugee Organizations«, 20 July 1967. Folio A, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], p. 1.

94 Ibid., p. 1–2.

95 See for example UNGA Res. 2980(XXVII) of 14 December 1972.

96 Mémorandum de Antoine Noël, à Monsieur le Haut Commissaire, sur »Deuxième Séminaire du BPERA«, 13 Décembre 1973. Folio 7A, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], p. 1.

97 These acronyms refer to the following liberation movements: the African Party for the Independence of Guinea and Cape Verde (in Portuguese: *Partido Africano da Independência da Guiné e Cabo Verde* – PAIGC); the Popular Movement for the Liberation of Angola (in Portuguese: *Movimento Popular de Libertação de Angola* – MPLA); the Revolutionary Government of Angola in Exile (in Portuguese: *Governo revolucionário de Angola no exílio* – GRAE); the Liberation Front of Mozambique, (in Portuguese: *Frente de Libertação de Moçambique* – FRELIMO).

that »contacts should be established with« the Zimbabwe African Peoples Union (ZAPU), the Zimbabwe African National Union (ZANU), the Pan Africanist Congress (PAC) and the African National Congress (ANC).⁹⁸ Noël also appealed for a rationalization of the Office's approach and the production of new and more precise directives on this matter.

In December 1973, Deputy High Commissioner, Charles H. Mace, actually issued new guidelines. This initiative was justified on the basis of »recent developments concerning relations with liberation movements recognized by OAU«, by the fact that General Assembly resolutions recognized that »those liberation movements have a representative character« and, more importantly, the fact that in preceding years, the liberation movements had »shown growing interest in humanitarian and social activities«. It was in »the light of this twofold development«, that »the question of relations with liberation movements [had] been thoroughly reviewed«.⁹⁹ This »growing interest in humanitarian and social activities« of these organizations appears to have served as the argument that allowed overcoming the original UNHCR reluctance. By emphasizing these aspects, the Office of the High Commissioner could demonstrate that it was not violating its principles. Actually, one of the directives was that: »With regard to material assistance, UNHCR representatives« needed to be »satisfied that their action [fell] within the non-political and humanitarian context« of the Office's work.¹⁰⁰

It was still fundamental for the Agency not to appear to be favouring one side against the other when providing assistance in the context of an armed struggle. Assistance programs were thus to cover basic humanitarian and social needs. UNHCR officials were instructed that in close cooperation with the host countries, agreements with liberation movements in these domains »should be developed in the future, and should become a general practice«.¹⁰¹ In the following months, contacts with liberation movements developed and improved, but past reluctance still had an impact as can be seen in comments made by a representative of the *Movimento Popular de Libertação de Angola* (MPLA) in May 1974: While acknowledging and being appreciative for the new atmosphere, he still remembered that »UNHCR had long been locked in an obsolete conservatism of which it was the only champion among international organizations«. Indeed, according to him, in the past, »when UNHCR accepted to have contacts with liberation movements, it did so only unofficially if not clandestinely« and as a result, the funds allocated to Angolan refugees in Zaire had been very limited.¹⁰² This perception was partly based on UNHCR past apprehensions but also on a certain misunderstanding of the specific UN Refugee Agency's mandate and its inherent legal and political constraints.

There was thus an important improvement, but it was still not clear »whether UNHCR could validly enter into contracts with liberation movements.«¹⁰³ This theme was brought to the attention of the United Nations Secretariat Legal Division for opinion. The answer came in March 1974. The UN official replied that, given the degree of recognition awarded

98 Ibid., p. 3.

99 Interoffice Memorandum No. 41 – Branch Office Memorandum No. 43 (UNHCR/IOM/41/73 – UNHCR/BOM/43/73), from Charles H. Mace, Deputy High Commissioner, on »Relations with Liberations Movements«, 20 December 1973. Folio 9, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], p. 1.

100 Ibid.

101 Ibid., pp. 1–2.

102 Mémoire de A. A. Peters, Délégué Régional du HCR pour l'Afrique Centrale, Kinshasa, à Monsieur le Haut Commissaire, sur »Mission à Brazzaville le 23 mai 1974 – Entretien avec Monsieur Lara du MPLA«, 28 mai 1974. Folio 117, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 2], p. 5. [Authors' translation]

103 Letter from Emmanuel K. Dadzie, Director, Protection Division, to Blaine Sloan, Legal Division, United Nations Secretariat, 20 December 1973. Folio 9A, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1].

to liberation movements by successive General Assembly resolutions and provided that a more precise legal analysis was undertaken on a case-by-case basis, »it would seem that with the consent of member states concerned (expressed if necessary through the Organization of African Unity), the UNHCR, in the fulfilment of its functions, could enter into contracts with the liberation movements concerned.«¹⁰⁴

In the following months, the procedure for establishing this kind of contracts was revised to facilitate planning processes and accelerate the implementation of assistance programs.¹⁰⁵ As far as the archives consulted can tell, the first formal and direct agreement of this kind was established in June 1974 between UNHCR and the *National Front for the Liberation of Angola* (FNLA) in the field of educational assistance.¹⁰⁶ This same year, formal agreements were also established with the other liberation movements from Angola (UNITA and MPLA) and other colonial territories.¹⁰⁷ Based on these movements' expressed needs, assistance programs covered housing, educational training, clothing, food supply as well as agricultural projects.

Soon, UNHCR also began to envisage and prepare voluntary repatriation programs in collaboration with liberation movements. Indeed, after the military *coup* of 25 April 1974 (the Carnation Revolution) in Portugal, a rapid program of decolonization ensued, recognizing the independence of Guinea-Bissau, Mozambique, Cape Verde Islands, Sao Tome and Principe, and Angola. It is noteworthy that UNHCR officials reacted differently to this rather sudden acceleration of the decolonization process. As reported by Antoine Noël, some perceived an opportunity to make savings and to scale down the level of assistance to liberation movements. Indeed, given the potential return of refugees, the rationale was that UNHCR should not invest in expensive infrastructure building projects in asylum countries.¹⁰⁸ For his part, Noël believed that the »High commissioner faced a historic choice« and presented him with another more »imaginative« and proactive approach:

»I propose that we invest in men what we will not invest in stones. To those who propose a ›holding operation‹, I oppose a *vast and ambitious training project* for those people who will tomorrow receive rehabilitation assistance in a liberated Mozambique, Angola, and Guinea Bissau. To those who think about standing there with their arms crossed, waiting for the beginning, I say that the beginning is today. In liberation struggles, there is no pause, no holding operation, but a constant intensification of the action, with some reorientations when necessary. Tomorrow's work in the field

104 Letter from Blaine Sloan, Legal Division, United Nations Secretariat, to Emmanuel K. Dadzie, Director, Protection Division, 26 March 1974. Folio 77D, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 1], p. 3.

105 Note de Antoine Noël, à Monsieur le Haut Commissaire (sous couvert de M. Gilbert Jaeger), sur »Engagement contractuel avec les mouvements de libération«, 21 mai 1974. Folio 103 a, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 2]; note de Gilbert Jaeger, à MM. Les Délégués régionaux du HCR en Afrique occidentale, Dakar et centrale, Kinshasa et MM. Les Délégués du HCR en Tanzanie, Dar-es-Salaam, et Zambie, Lusaka, sur »Assistance aux mouvements de libération«, 24 mai 1974. Folio 111, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 2].

106 Mémoire de A. A. Peters, Délégué Régional du HCR pour l'Afrique Centrale, Kinshasa, à Monsieur le Haut Commissaire, sur »Accord HCR/FNLA«, 18 juin 1974. Folio 129, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 2].

107 See for example »Status Report on Projects of Assistance to Liberation Movements«, transmitted by the UNHCR Representative for Zambia, 13 September 1974. Folio 10, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974); »Status Report II, August 1974: Projects of Assistance to Liberation Movements«, transmitted by the UNHCR Representative for Zambia, 01 September 1974. Folio 14, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974).

108 Note de Antoine Noël, à Monsieur le Haut Commissaire, sur »Assistance aux mouvements de libération«, 21 juin 1974. Folio 136, UNHCR Fonds 11 Series 1, 1/1/79 »Liberation Movements« (07–1967/07–1974) [Vol. 2], pp. 2–3.

of assistance and at the political level starts today or, as far as we are concerned, risks never to begin.«¹⁰⁹

Noël's opinion was apparently influential. As early as August 1974, it was suggested that the Office may consider two types of activities: either engage in ambitious programs of repatriation and resettlement in the newly independent states, or simply develop classical assistance towards voluntary repatriation up to the border.¹¹⁰ At the request of the High Commissioner, Antoine Noël and Emmanuel K. Dadzie (Director of the UNHCR Protection Division) examined »with relevant liberation movement representatives the question of an eventual voluntary repatriation of refugees to Guinea Bissau, Mozambique and Angola, and the reception and resettlement of these refugees in their respective countries of origins.«¹¹¹ As a consequence, High Commissioner Aga Khan addressed this point at the November 1974 Executive Committee, to which some liberation movements had been requested to assist as observers.¹¹² He explained:

»The major new development in Africa is, without doubt, the Liberation of territories hitherto under Portuguese administration. [...] A considerable effort will no doubt be required from the [United Nations] as a whole to help the new states in every respect of their economic and social development. [...] UNHCR has, through the years, maintained close contacts with the liberation movements. Since the last session of the Executive Committee, we have concentrated more recently on two specific aspects: A. Modalities of voluntary repatriation of the refugees and the support required to enable their resettlement in their country of origin, and B. Continued support to refugees in their present countries of asylum, in cooperation with the liberation movements, particularly in such fields as education and health.«¹¹³

In December 1974, the United Nations General Assembly formally requested the High Commissioner to »take appropriate measures, in agreement with the Governments concerned to facilitate the voluntary repatriation of refugees from Territories emerging from colonial rule and, in co-ordination with other competent bodies of the United Nations, their rehabilitation in their countries of origin«.¹¹⁴

These efforts were largely complicated by political factors, especially in Angola and Mozambique which did not achieve peace with independence. Both countries »became caught up with the Cold War larger geo-strategic battles in southern Africa during the late 1970s and 1980s«, which produced new mass flows of refugees and »severely compounded

109 Ibid., p. 3 (authors' translation; emphasis in original).

110 Mémoire de Antoine Noël, à Charles H. Mace, Haut Commissaire Adjoint (sous couvert de Monsieur Jaeger), sur »Décolonisation des territoires africains administrés par le Portugal«, 07 août 1974. Folio 3, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974); note from P. Coat, to the Deputy High Commissioner on »Territories under Portuguese Administration – Contingency Plans«, 07 August 1974. Folio 4, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974).

111 Memorandum from A. Noel, to Mr. C. Mace (through Jaegger), on »Repatriation of Refugees Originating from Guinea-Bissau, Mozambique and Angola«, 10 September 1974. Folio 18, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974), p. 1.

112 Cable from UNHCR Headquarters (drafted by A. Noël) to UNDEVPRO Kinshasa (Zaire), 09 October 1974. Folio 28, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974); Cable from UNHCR Headquarters (drafted by A. Noël) to HICOMREF Dar-Es-Salaam (Tanzania), 09 October 1974. Folio 29, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974).

113 Cable from UNHCR Headquarters (drafted by Z. Rizvi), to HICOMREF New York, 14 October 1974. Folio 32, UNHCR Fonds 11 Series 2, 101-GEN »General Policy on Liberation Movements« [Vol. 1] (1974), pp. 1–2.

114 UNGA Res. 3271(XXIX) of 10 December 1974, para. 3.

the difficulties inherent in reconstructing these war-torn countries». ¹¹⁵ There was certainly no panacea to deal with violent decolonization, as shown by the case of the liberation of Rhodesia/Zimbabwe. Due to intensified fighting, in the mid-1970s, important waves of refugees from Rhodesia began reaching neighbouring Mozambique, Botswana and Zambia. There, the UN Refugee Agency's work was furthermore complicated by a number of trends such as the militarization of refugee camps, which sometimes became bases for recruitment or to launch attacks against Rhodesia. Refugee camps also became targets for Rhodesian security forces, as was the case in Botswana during the 1970s. ¹¹⁶ In this context, it became difficult for UNHCR and relief organizations to provide »assistance to refugees without simultaneously aiding the combatants«. Despite the guidelines adopted to deal with liberation movements and »freedom fighters«, the »medical aid and food sent into Mozambique to assist refugees inevitably also found its way to the guerrillas« and UNHCR »found it increasingly difficult to distinguish between refugees and guerrilla fighters«. ¹¹⁷ The legal framework and guidelines that had been developed did not provide a sufficiently secure scheme of action for UNHCR officials.

IV. CONCLUSION

UNHCR started in the early 1950s as a rather weak institution, with limited means and a circumscribed mandate. Less than a decade later the UN Refugee Agency expanded to become a global organization and began acting on behalf of refugees in Africa. The expansion of the agency's functions represented a reorganization challenge for the Office. In particular, UNHCR had to make adjustments in terms of staffing. At its origins, the agency relied on less than 100 staff members and by the early 1970s its personnel was still relatively limited, totaling about 350 persons. By 1980, however, UNHCR employed 900 individuals. ¹¹⁸ This expansion in personnel reflected a gradual shift away from the Eurocentric social structure of the Office. In the 1960s, UNHCR started hiring »African or Asian specialists who might better understand the cultural and political contexts of new refugee situations in the developing world.« ¹¹⁹ During this period, the Executive Committee was also expanded to include recently decolonized nations, especially from Africa.

This development was in large part the result of UNHCR officials' willingness to extend their sphere of operation and to see the universality of their mandate recognized. Nevertheless, this evolution was not totally the result of a controlled process of emancipation and expansion. It is certainly difficult to evaluate how decisive was the organizational »will to survive« and the role played by UNHCR staff members' readiness to expand the scope of activities of their agency. Nevertheless, it appears that more than considering the problems in Africa simply as the way to ensure the continuing existence of their organization, UNHCR personnel considered that the new refugee issues of the Third

¹¹⁵ Loescher, UNHCR, p. 164.

¹¹⁶ Letter Dated 12 January 1977 from the Permanent Representative of Botswana to the United Nations, Addressed to the President of the Security Council [on the Aggression against Botswana by the Ian Smith Regime, South Rhodesia], UN Doc. S./12275, 12 January 1977. Enclosed: Provisional Verbatim of 1983rd and 1984th meetings of the Security Council; Folio 310A, UNHCR Fonds 11 Series 2, 100-GEN.RHO »Refugees from Rhodesia – General« [Vol. 2] (1977).

¹¹⁷ UNHCR, *The State of the World's Refugees* 2000, p. 45.

¹¹⁸ See Holborn, pp. 1399–1404, and Susan F. Martin, *Forced Migration and Professionalism*, in: *International Migration Review* 35, 2001, pp. 226–243.

¹¹⁹ Loescher, UNHCR, p. 109. Note that this lack of »Third World personnel« was somewhat balanced by the fact that UNHCR usually worked in cooperation with implementing partners, often local or regional organizations.

World warranted answers similar to those that had existed in the Western world since the end of World War II. The drive was linked to a willingness to promote human rights and humanitarian action on a global scale rather than a simple process of organizational expansion and survival. In addition, the expansion of UNHCR activities did not come without difficulties. External directives from states and the United Nations General Assembly led to conflicts with the agency's values and legal foundations. Some of the actual tasks UNHCR was requested to perform on behalf of liberation movements provoked intense internal debates, which ultimately resulted in the adoption of guidelines for UNHCR representatives. In particular, despite the »purely non-political« aspect of their work, from the mid-1970s, they were allowed to enter into direct contact and reach formal legal agreements with liberation movements.

One may be tempted to think that there was a certain delay in the application of General Assembly resolutions and in adapting to new refugee problems. Actually, UNHCR staff members were relatively fast in noticing the new problems linked to the process of decolonization, but this was not translated immediately into policy decisions and deeds because of the legal constraints imposed on UNHCR activities. However, it must be remembered that while the prospects of establishing relations with liberation movements made UNHCR officials feel uneasy for a long time, they were not inactive on the African scene. »Classic« refugees fleeing the effects of liberation wars and persecution from colonial authorities were assisted by the UN Refugee Agency even before the mid-1970s. Nevertheless, the challenges faced by the Office of the High Commissioner were important and could not be solved in a swift and easy fashion. Because the situations of refugees changed permanently, UNHCR often had to act in legally and politically opaque situations. Under these conditions, the internal debates were undoubtedly an absolute necessity if clear and sound directives were to be adopted to meet the challenges of decolonization.

The strategies adopted by UNHCR with regard to its relations with liberation movements and the eligibility of »freedom fighters« were certainly valuable in dealing with the »side effects« of the end of colonial rule in Africa. As evidenced by present-day crises in Africa and the Middle East this problem continues to plague the effectiveness of UNHCR in dealing with the refugee crises of the 21st century. More broadly, it symbolizes the difficulties that international organizations face when dealing with situations lacking in any form of centralized authority. In this regard, UNHCR activities amidst the decolonization process have major contemporary relevance as they provide valuable lessons for dealing with present and future refugee crises.

Frieder Ludwig

Unabhängigkeitsbestrebungen und Dekolonisationsprozesse

Zur Positionierung der Kirchen in Afrika und Asien

»We are often told ›Colonialism is dead‹«, so der indonesische Präsident Sukarno in seiner Rede, mit der er die Bandung-Konferenz – die erste derartige Versammlung asiatischer und afrikanischer Politiker – am 18. April 1955 eröffnete. Man dürfe sich dadurch jedoch nicht in die Irre führen lassen. Sukarno stellte nicht nur fest, dass viele Gebiete noch unfrei seien – in der Tat setzte der politische Umbruch etwa in Subsahara-Afrika erst mit der Unabhängigkeit Ghanas 1957 ein –, sondern wies auch darauf hin, dass es den Kolonialismus nicht nur in seinem klassischen Gewand, sondern auch in versteckten Formen wie wirtschaftlicher Abhängigkeit und intellektueller Kontrolle gebe.¹

Der Hinweis auf fortbestehende Abhängigkeit war auch zentral in einem 21 Jahre später verabschiedeten Dokument: In Daressalam (Tansania) hatte sich eine Gruppe von Theologinnen und Theologen aus der Dritten Welt im August 1976 zur *Ecumenical Association of Third World Theologians* zusammengeschlossen; das Ereignis ist später als »Bandung der Theologie« bezeichnet worden.² In der Abschlusserklärung heißt es:

»Die Kirchen sind immer noch belastet von Traditionen, Theologien und Einrichtungen ihrer kolonialen Vergangenheit, während sich die Länder rapide auf die moderne Welt zubewegen wollen und die Menschen nach radikalem Wandel zugunsten von Gerechtigkeit und Freiheit, allseitiger kultureller Befruchtung und zunehmendem Dialog zwischen den Religionen schreien.«³

Prozesse der Dekolonisation waren mit den Unabhängigkeitserklärungen asiatischer und afrikanischer Staaten keineswegs abgeschlossen; sie hatten freilich auch nicht mit diesen begonnen. Neben zahlreichen Stimmen aus Mission und Kirchen, die den Kolonialismus unterstützt oder sich zumindest mit diesem arrangiert hatten⁴, gab es auch eine der europäischen Kontrolle gegenüberstehende Positionierung. Diese konnte insbesondere dort an Einfluss gewinnen, wo bereits absehbar war, dass sich das Prinzip der Selbstregierung zumindest langfristig durchsetzen würde.

Dies war in Indien seit dem Ende des Ersten Weltkriegs der Fall. Unter der Führung des aus Südafrika zurückgekehrten Mahatma Gandhi entwickelte sich der *National Con-*

1 President Sukarno of Indonesia, Speech at the Opening of the Bandung Conference, 18.4.1955, in: Modern History Sourcebook, URL: <http://www.fordham.edu/halsall/mod/1955sukarno-bandong.html> [6.6.2008].

2 Vgl. Rudolf von Sinner, Reden vom dreieinigen Gott in Brasilien und Indien. Grundzüge einer ökumenischen Hermeneutik im Dialog mit Leonardo Boff und Raimon Panikkar, Tübingen 2003, S. 36.

3 Herausgefordert durch die Armen. Dokumente der Ökumenischen Vereinigung von Dritte-Welt-Theologen 1976–1983, Freiburg/Basel etc. 1983, S. 43.

4 Zum Verhältnis von Mission und Kolonialismus vgl. etwa Horst Gründer, Welteroberung und Christentum, Gütersloh 1992; Stephen Neill, Colonialism and Christian Missions, New York 1966; Wilfried Wagner (Hrsg.), Kolonien und Missionen, Münster/Hamburg 1994. Durchaus unterschiedliche Akzente setzten Klaus Koschorke und Erhard Kamphausen in ihren Beiträgen zum Thema »Kolonialismus und Mission« in dem Handwörterbuch Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 4, Tübingen 2001 (Koschorke: S. 1494–1500, Kamphausen: S. 1500–1502). Zur Missionsgeschichtsschreibung vgl. Erhard Kamphausen/Werner Ustorf, Deutsche Missionsgeschichtsschreibung. Anamnese einer Fehlentwicklung, in: Verkündigung und Forschung 22, 1977, S. 2–57.

gress zu einer schlagkräftigen Organisation; die Montagu-Chelmsford-Reformen von 1917 und die Aufnahme Indiens in den Völkerbund 1919 trugen der neuen Machtbalance Rechnung.⁵ Vertreter der indischen christlichen Elite wie auch einige Missionare befürworteten diese Politik. So führte der anglikanische Metropolitan, der Bischof von Kalkutta, in einer Anfang August 1917 gehaltenen Predigt aus, dass man die eigene Position in Indien im Lichte der im Weltkrieg formulierten Ideale überdenken müsse. Es sei notwendig, Inder auf die Selbstregierung vorzubereiten, andernfalls ziehe man sich den Vorwurf der Heuchelei zu.⁶ Auch der anglikanische Bischof von Bombay, Edwin James Palmer, vertrat die Überzeugung, dass es nur einen Weg geben könne:

»It is impossible that the democracy of Great Britain or the democracies of the self-governing dominions will be content with any ideal for the future of India except one, and that one ideal is that India should eventually attain to self-government. These democracies will be unable to conceive any justification for our rule in India, except that it is to be a training of India for self-government.«⁷

Eine vertrauliche Stellungnahme Alex Frasers zu der indischen Verfassungsreform trug dazu bei, dass sich diese Ansicht in den nationalen Gremien der indischen Kirche und auch in der Dachorganisation der protestantischen Missionen weitgehend durchsetzte. Fraser stellte darin fest, dass es eine undenkbbare Position für Missionsgesellschaften sei, sich gegen die Entwicklung zur Selbstregierung und Freiheit auszusprechen.⁸

Ein Faktor für die Neuausrichtung der Kirche in Indien war also dessen gut und massenwirksam organisierte Nationalbewegung, und darin wurde das südasiatische Land für andere kolonisierte Staaten Afrikas und Asiens vorbildhaft. Kwame Nkrumah, der erste Präsident des unabhängigen Ghana, schrieb in seinen Lebenserinnerungen: »After months of studying Gandhi's policies and watching the effect it had, I began to see that, when backed by a strong political organisation, it could be the solution to the colonial problem.«⁹ Im *West African Pilot*, einer nationalistischen Zeitschrift Nigerias, wurde Gandhi als »Jesus of India« bezeichnet¹⁰, und als Indien im Jahr 1947 seine Unabhängigkeit erlangte,

5 Indien gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Völkerbunds. Dies war außergewöhnlich, denn Indien war zu diesem Zeitpunkt erst ein potenzielles *Dominion*; seine Zentralregierung unterstand dem britischen Kabinett. Dennoch hatte die indische Vertretung – abgesehen von Fragen, die das Empire betrafen – weitestgehend freie Hand. Seit 1929 bestand die indische Delegation ausschließlich aus Indern; darunter war stets ein Sprecher der Fürstenstaaten. Die Inder betrachteten somit ihre Mitgliedschaft im Völkerbund als Unterpfand künftiger völliger Selbstständigkeit. So konnte es vorkommen, dass Indien gegen Großbritannien und sogar gegen sämtliche andere Commonwealth-Mitglieder stimmte oder sich mit anderen Vertretern Asiens solidarisierte, die als faktisch oder formell souveräne Staaten in der Organisation vertreten waren. Vgl. Heinz Gollwitzer, Völkerbund und afro-asiatische Emanzipation, in: Peter Hablützel/Hans Werner Tobler/Albert Wirz (Hrsg.), Dritte Welt: Historische Prägung und politische Herausforderung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Rudolf von Albertini, Wiesbaden 1983, S. 95–120, hier: S. 103, 104.

6 »The Lord Bishop of Calcutta on Indian Self Government«, in: The Indian Social Reformer, Nr. 50, 12.8.1917, S. 589.

7 Vgl. »A letter from the Bishop of Bombay. Indian Self Government and English Opinion« in: The Indian Social Reformer, Nr. 47, 22.7.1917. Sein Aufruf fand die Zustimmung der Herausgeber des *Indian Social Reformer*, doch die damit verbundene Aufforderung an die Inder, sich der Selbstregierung würdig zu erweisen und dies zunächst im lokalen Rahmen zu beweisen, löste eine kontroverse Diskussion aus: Vgl. The Bishop of Bombay and Indian Self Government, in: The Indian Social Reformer, Nr. 51, 19.8.1917 u. Nr. 52, 25.8.1917.

8 Confidential Note. The Missionary Societies and Indian Constitutional Reform von Alex Fraser, 2.10.1918, in: Archiv des Internationalen Missionsrats, Genf: IMC 265056 J, S. 1, 3, 4.

9 Kwame Nkrumah, Ghana. The Autobiography of Kwame Nkrumah, Accra 1957, S. XIV.

10 S. W. Toun, »Jesus« of India, in: The West African Pilot, 5.6.1939. »Gandhi's message is as timely as it is potentially necessary to be practiced, and if the peace-seeking nations (having

beschrieb der nigerianische Politiker und spätere Präsident, Nnamdi Azikiwe, die Konsequenzen für Nigeria folgendermaßen: »Some people might ask why we are so much interested in India's freedom. The reason is not far-fetched. We know that after India comes Nigeria. This is as clear as the broad day light. The British Government knows that very well.«¹¹ In anderen Artikeln wurde Indien als »die ältere Schwester« Nigerias bezeichnet.¹²

Auch afrikanische Kirchenleiter waren von der indischen Nationalbewegung beeindruckt. So stellte der nigerianische Bischof Alexander Akinyele nach seiner Teilnahme an der Weltmissionskonferenz in Tambaram (in der Nähe von Madras) 1938 fest, dass Nigeria im Vergleich zu Indien noch überhaupt nicht nationalistisch eingestellt sei: »We are half tribalistic and half nationalistic. In India the people have gone much further towards unity and self-determination.«¹³

Prozesse der Entkolonialisierung wurden damit in Indien früher als in anderen kolonisierten Staaten Afrikas und Asiens eingeleitet. Die Frage nach der Verhältnisbestimmung zur Nationalbewegung stellte sich hier für Mission und Kirche auch deshalb besonders drängend, da der Anteil der Christen in der Bevölkerung insgesamt relativ gering war: Schätzungen bewegen sich etwa zwischen zwei und drei Prozent, wobei starke regionale Unterschiede zu konstatieren sind.¹⁴ So sind im südwestlichen Kerala etwa 20 Prozent der Bevölkerung Christen.

Im Folgenden soll zunächst die Rolle der Kirchen im Prozess der Dekolonisation am Beispiel Indiens vor und unmittelbar nach der Unabhängigkeit skizziert werden, um damit die Situation der Kirchen in den 1950er-Jahren deutlich zu machen. Anschließend werden die Auswirkungen der in Indien gemachten Erfahrungen auf die Positionierung der Kirchen in anderen Staaten aufgezeigt, wobei insbesondere Nigeria und Tansania als Beispiele herangezogen werden. Bezugsrahmen (und gleichzeitig Gliederungsaspekte) sind dabei die folgenden Themen, die bei den Dekolonisationsprozessen in Asien und in Afrika in den Vordergrund traten und die sich vergleichend anhand von Quellenmaterialien beleuchten lassen: 1. die Stärkung der einheimischen Kirche gegenüber der europäi-

been fully armed themselves) should only adhere to its principles, they would not seek for peace – rather, peace shall seek for them; but if the reverse be the case, they shall never enter into the Kingdom of Peace, which they are earnestly seeking. Well done, Gandhi, Jesus of our age!«

11 »After India Then Us«, in: *Nigerian Spokesman*, 4. 3.1947.

12 »May be second India«, in: *Nigerian Daily Times*, 5.11.1947; »Lessons of India«, in: *Nigerian Tribune*, 14.11.1947. Nur wenige Abhandlungen der Politikgeschichte haben die Interaktionen zwischen indischem und afrikanischem Nationalismus thematisiert. Ein Beispiel ist das Werk von Ali A. Mazrui/Michael Tidy, *Nationalism and New States in Africa*, Nairobi/Ibadan/London, 1984: »India, like much of Africa, actually formed part of the British Empire, so the bonds of anti-colonialism between Africa and India were more immediate. And a figure of immense international stature, Mahatma Gandhi, helped to shape the strategy of anti-colonialism in much of Africa through his ideas of non-violence or passive resistance. India's impact on African nationalism was felt in West Africa sooner than in East Africa. The example of the Indian Congress Party had already inspired a number of educated West Africans to establish in 1920 the West African Congress [...]« (S.17). Auch D. A. Low vertrat die Überzeugung, dass man in der Geschichte der Auflösung (*demise*) des britischen Weltreichs nicht die afrikanische und die asiatische Hälfte von einander trennen dürfe. »In seeking to elucidate the characteristics of the tropical African story, a good deal more than has usually been understood is to be gleaned from considering the Asian cases.« Donald A. Low, *The Asian Mirror to Tropical Africa's Independence*, in: *Prosser Gifford/Wm. Roger Louis* (Hrsg.), *The Transfer of Power in Africa. Decolonization 1940–1960*, New Haven 1982, S. 1–29, hier: S. 2.

13 »The Madras Conference. Bishop Akinyele's Address«, in: *Nigerian Baptist*, Nr. 17, 8.9.1939, S. 105.

14 Nach dem Zensus von 1941 waren 1,8 % der Bevölkerung Christen. Der Zensus von 1971 (d. h. nach der Trennung von Pakistan) gab deren Anteil mit 2,6 % an. Vgl. David Barrett (Hrsg.), *World Christian Encyclopedia*, Oxford 1982, S. 370.

schen Mission, 2. die Notwendigkeit verstärkter ökumenischer Zusammenarbeit und die Frage der kirchlichen Einheit, 3. die Stellung der Christen zur Nationalbewegung und die Positionierung für die Zeit nach der Unabhängigkeit, 4. die Verhältnisbestimmung zu anderen Religionen und die Forderung nach Religionsfreiheit (einschließlich des Rechts der Konversion) und 5. die neue Akzentuierung der christlichen Botschaft.

Der Schwerpunkt der Darstellung liegt bei den protestantischen Kirchen bzw. deren nationalen Dachorganisationen, wie dem 1914 gegründeten Nationalen Missionsrat Indiens, der 1923 in »Nationaler Christenrat« umbenannt wurde, und den entsprechenden internationalen Vereinigungen. Dazu zählt der 1921 gegründete Internationale Missionsrat, der wesentliche Impulse aus der Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 empfangen hatte. Als Zusammenschluss von nationalen Missionsräten und nationalen Christenräten wurde dieser zu einem ersten weltweiten Koordinationsorgan der Missionsbewegung wie auch der ökumenischen Bewegung. Aufgabe und Ziel des Rates waren die Forschung im Bereich der missionarischen Probleme, die Anregung zu gemeinsamem Handeln, die Förderung des Gedankens der Einheit in der Christenheit und die Stärkung der Gerechtigkeit in den internationalen und interkulturellen Beziehungen; zu den wichtigsten Aufgaben gehörte die Organisation von Missionskonferenzen und die Herausgabe von Veröffentlichungen, vor allem des *International Review of Mission*. Die römisch-katholische Kirche und die orthodoxen Kirchen waren hier freilich nicht beteiligt.¹⁵

I. ENTWICKLUNGEN IN INDIEN

Die Stärkung der einheimischen Kirche gegenüber der europäischen Mission

Als 1912 mit Vedanaiaakan Samuel Azariah (1875–1945) erstmals ein Inder zum anglikanischen Bischof der neugeschaffenen Diözese Dornakal geweiht wurde, fand dieses Ereignis große Aufmerksamkeit. So waren bei der feierlichen Amtseinführung in der Kathedrale zu Kalkutta der Gouverneur von Bengalen, die europäischen Mitbischöfe Indiens sowie prominente Angehörige nicht-britischer Kirchen anwesend, und in der weltweiten missionarischen Öffentlichkeit wurde der Vorgang aufmerksam registriert. Zwei Jahre zuvor war Azariah bei der Weichen stellenden Weltmissionskonferenz in Edinburgh erstmals international in Erscheinung getreten; er hatte damals die Missionare zu einem partnerschaftlichen und freundschaftlichen Umgang mit asiatischen Christen aufgefordert: »You have given your goods to feed the poor. You have given your bodies to be burned. We ask for love. Give us friends.«, so seine vielzitierten Worte.¹⁶

In Edinburgh waren die Themen »Indigenous leadership« und »Christianisation of national life« Schwerpunkte der Beratungen gewesen. Diese wirkten in Gestalt der sogenannten *Edinburgh Continuation Committees* zurück auf die kirchliche Meinungsbildung in Asien. 21 solcher Nachfolgekongresse fanden 1912/13 statt; als eine Folge wurden nationale Missionsräte und später nationale Christenräte gegründet. So entstand der Missionsrat Indiens im Jahr 1912; 1921 ging daraus der *National Christian Council of India, Burma and Ceylon* hervor. Dieser verstand sich als Organ prospektiver Selbstverwaltung einheimischer Christen; 50 Prozent der Sitze waren indischen Christen vorbehalten.¹⁷

15 Vgl. Reinhard Frieling, *Der Weg des ökumenischen Gedankens*, Göttingen 1992, S. 55; Horst Rzepkowski, *Lexikon der Mission*, Graz/Wien etc. 1992, S. 213.

16 Vgl. die Angaben auf der Webseite der Mission Study Group, *Remembering the Past*, URL: <<http://missionstudygroup.wordpress.com/category/remembering-the-past/before-edinburgh-1910>> [7.7.2008].

17 Vgl. Klaus Koschorke/Frieder Ludwig, *Einheimische Bischöfe und innerkirchliche Protestbewegungen im Indien und Nigeria der Jahrhundertwende*, in: *Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft* 52, 1996, S. 29–39.

In dieser Zeit erfolgte auch in den lutherischen Kirchen ein Indigenisierungsschub, der allerdings dadurch bedingt war, dass nach dem Ersten Weltkrieg zunächst keine deutschen Missionare mehr nach Indien entsandt werden konnten. So wurde H. D. Lakra 1919 der erste lutherische Präsident in der *Gossner Evangelical Lutheran Church*, die aus der Gossner Mission hervorgegangen war. Im selben Jahr schlossen sich auch die Gemeinden der Leipziger und der Schwedischen Kirchenmission zur *Tamil Evangelical Lutheran Church* (TELC) zusammen. Diesen Selbstständigkeitserklärungen folgten im Zuge der nationalen Bewegung und der Stärkung des indischen Selbstbewusstseins 1927/30 die Anglikaner: Aus der »Kirche von England in Indien« wurde die »Kirche von Indien, Ceylon und Burma.« Bis 1947 hatten sich die meisten Kirchenkörper von überseeischer Vorherrschaft gelöst. Für die katholische Kirche entsprachen dem das neue Konkordat des Vatikans mit Portugal von 1928, das die Reste des *Patroado* drastisch reduzierte, und die Gründung der katholischen Bischofskonferenz von Indien 1944. Der erste indigene katholische Bischof des lateinischen Ritus in den Gebieten der *Congregatio de Propaganda Fidei* (der 1597 durch Papst Clemens XV. gegründeten päpstlichen Behörde »zur Ausbreitung des Glaubens in der ganzen Welt«) wurde 1923 Tiburtius Roche von Tuticorin, der erste methodistische Bischof 1930 J. R. Chitambar.¹⁸

Dennoch schritt die Indigenisierung der Kirchenleitung vor der Unabhängigkeit nur langsam und auch nicht in allen Missionen gleichermaßen voran. Noch 1947 forderte der Generalsekretär des *National Council of Churches in India* (NCCI), Manikam, auf einer Komiteesitzung in Basel die Integration der Mission in die Kirche sowie die Übertragung der höchsten Verantwortung an Inder.¹⁹

Die Übernahme von Führungspositionen durch einheimische Christen war nach der Unabhängigkeit nicht nur innerkirchlich erstrebenswert, sondern auch politisch notwendig, denn schon bald erfolgte eine Einschränkung der ausländischen missionarischen Aktivitäten. Die Regierung Indiens bestand darauf, etwa hinsichtlich der Einreiseerlaubnis für ausländische Missionare, mit einer zentralen Autorität zu verhandeln; ab 1955 waren Visa-Anträge protestantischer Missionare durch den nationalen Christenrat vorzulegen und zu kreditieren. Später gab das Innenministerium bekannt, dass Einreisevisen für ausländische Missionare nur dann gewährt würden, wenn sich keine gleichermaßen qualifizierten Inder finden würden.²⁰ 1956 empfahl ein von der Regierung eingesetztes Komitee:

»1. [...] Diejenigen Missionare, deren erstes Ziel Proselytismus ist, sollten aufgefordert werden, das Land zu verlassen. Der große Zustrom ausländischer Missionare ist unerwünscht und sollte kontrolliert werden. 2. Der beste Kurs für die indischen Kirchen besteht in der Gründung einer vereinten Unabhängigen Kirche in Indien, ohne von ausländischer Unterstützung abhängig zu sein.«²¹

Mit diesen Maßnahmen verringerte sich die Anzahl der ausländischen Mitarbeiter drastisch, denn diese wurden nur noch zur Wahrnehmung der Aufgaben von Spezialisten durch die Kirchen selbst angefordert. Gleichzeitig übernahmen indische Missionare und Theologen Führungspositionen auch in denjenigen Kirchen, die bislang das Ideal der Verantwortungsübergabe noch nicht hinreichend umgesetzt hatten.

18 Vgl. Hugald Grafe, *Evangelische Kirche in Indien. Auskunft und Einblicke*, Erlangen 1981, S. 113, 114.

19 Vgl. hierzu Werner Kuster, *Mission und Dekolonisation: Die Basler Mission in Indien 1924–1947*, Historisches Seminar, Universität Zürich, Zürich 1986, S. 56.

20 R. Pierce Beaver, *Missions and the new nationalism*, in: *Journal of Cuneiform Studies* 1961, S. 158 ff.

21 Report of the Christian Missionary Activities Enquiry Committee, Madhya Pradesh, 1956, H. 1, S. 131 f., 163–165, zitiert in: M. K. Kuriakose (Hrsg.), *History of Christianity in India: Source Materials*, Madras 1982, S. 390–394.

Verstärkte ökumenische Zusammenarbeit und die Frage der kirchlichen Einheit

Zwar nicht in ganz Indien, aber doch in Südindien waren seit 1921 Verhandlungen zu einer vereinten Kirche im Gange. Insbesondere der bereits erwähnte Bischof von Dornakal, V. S. Azariah, hatte immer wieder betont, dass man sich die denominationellen Aufsplittungen vielleicht in Europa leisten könne, diese aber in einem nicht-westlichen Land wie Indien eine »tödliche Sünde« darstellten. Der im März 1929 vorgelegte Unionsplan erstreckte sich auf die vier großen anglikanischen Diözesen Dornakal, Madras, Tinevelli und Travankor, auf die Methodistische Kirche in den Distrikten von Madras, Negapatam, Trichinopo, Hyderabad und Mysore sowie auf die Südindische Vereinigte Kirche, die in den Gebieten von Madras, Madura, Travankor, Malabar und Jaffna arbeitete. Zusammen stellen sie eine Gemeinschaft von rund 750.000 Christen dar.²² Erstmals wurde damit der Versuch gewagt, episkopale und nicht-episkopale Kirchen zu vereinigen. Als besonders schwierig für die Verhandlungen erwiesen sich die unterschiedlichen Auffassungen über das Abendmahl und das Bischofsamt.

Durch diese Kontroversen kamen die Verhandlungen nur zäh voran; zeitweise drohte gar ein Abbruch der Gespräche. Immer wieder waren es indische Christen, die die Bemühungen vorantrieben. Als in der Mitte der 1930er-Jahre ein Stillstand drohte, verfassten die indischen Mitglieder des gemeinsamen Komitees einen offenen Brief, der in verschiedenen Kirchenzeitschriften veröffentlicht wurde und der vor allem an die Christen in England und den USA gerichtet war. Verschiedene Äußerungen zeigten, so wurde darin ausgeführt, dass die Situation in Indien im Hinblick auf die Kirchenunion nicht richtig eingeschätzt wurde. Als Beleg für die Notwendigkeit einer Vereinigung wurde dann zunächst das alte Argument, dass die Hindus und Muslime die Spaltungen der Christen nicht verstehen könnten, herangezogen. Dies aber wurde ergänzt mit einem aktuellen Hinweis. Im Jahr 1935 hatte die Führungspersonlichkeit der Dalits oder Kastenlosen, Dr. Bhimrao Ramji Ambedkar, angekündigt, dass er sich gemeinsam mit seinen Anhängern vom Hinduismus lösen und zu einer anderen Religionsgemeinschaft übertreten wolle. Um diese für das Christentum gewinnen zu können, müsse man einig sein:

»Within the last few months there has been a wide-spread movement among the depressed classes for a social and spiritual emancipation, and leaders of the different religions are working hard to win these multitudes to their own religions. Within the next five years it will be more or less decided whether this great movement will swing towards Christ or away from Him. To us Indian Christians, it is most humiliating that in recent months a large and powerful community of Hindu seekers should have hesitated to accept the religion of Jesus Christ, because they feared that their present unity might be lost in the various sects of the Christian Church.«

Indien benötige eine vereinigte Kirche. Diese dürfe keine Kopie der Kirchen sein, in die man von den Missionaren eingeordnet (*pigeonholed*) worden sei. Es müsse eine Kirche mit einer Organisation sein, die zu den Indern passe, egal, ob sie nun den Vätern im Westen schmackhaft sei oder nicht.²³

Im Jahr 1937 veröffentlichten 116 indische Christen im *Madras Diocesan Magazine* einen Appell an die Kirchen in Indien. Darin wurde betont, dass das Unionsvorhaben im Wesentlichen auf indische Initiative zurückgehe und dass der Plan dringend zu realisieren sei:

22 Basler Mission (BM): QM – 10.29: Karl Hartenstein, Das Ringen um die Kirche in Südindien, 1930, S. 9, 10. (Der Artikel wurde veröffentlicht in: Neue Allgemeine Missionszeitschrift, 1930).

23 »A Union Problem« (A letter addressed to the Editors of Church papers in the West, signed by the Indian members of the Joint Committee of 1936, April 24, 1936), veröffentlicht in: The South India United Church Herald, Nr. 4, Juli 1936, S. 89–91. Zu der Frage des Übertritts vgl. auch weiter unten.

»It has been suggested that this Scheme is being imposed upon India from outside. This is not a fair statement. This movement began in 1919 as the result of a meeting at Tranquebar which, with the exception of two missionary friends, was entirely composed of Indian ministers. [...] It is true that because of their fuller knowledge of the historical reasons for these divisions, the missionary members of the Joint Committee naturally took an important part in the actual shaping of the proposals. The Indian members, however, have always contributed much to the discussions and kept on stressing the need for unity. [...] This is a critical time for India. Thousands of enquirers are seeking for Christian instructions. Anti-religious forces are gaining ground. The Christian Church in India cannot afford now to be divided.«²⁴

Weitere Appelle folgten, so etwa ein Aufruf des gemeinsamen Komitees von 1941, der wohl gleichfalls von den indischen Ausschussmitgliedern ausgearbeitet wurde. Wie in den früheren Erklärungen auch wurde vor allem auf die dringende Notwendigkeit einer Kirchenunion hingewiesen.²⁵ Allen indischen Appellen war damit gemeinsam, dass nicht auf eine bestimmte Streitfrage in der Ausformulierung des *Scheme of Union* Bezug genommen wurde. Stattdessen stand die aktuelle politische und religiöse Situation in Indien, die eine Vereinigung erforderlich mache, im Mittelpunkt der Stellungnahme. Dadurch wurde Druck auf die europäischen Verhandlungsführer aufgebaut. Bereits in den 1920er-Jahren hatte Bischof Palmer erklärt, dass man sich nicht traue, die Verhandlungen abubrechen, da die Inder die Angelegenheit allein fortsetzen und sich irgendwie einigen würden.²⁶

Doch nicht nur durch die indische »Pressure-Group« wurden die Verhandlungen vorangetrieben. Einfluss auf die Unionsbemühungen hatten (neben und in Verbindung mit den indischen Initiativen) auch die großen ökumenischen Konferenzen von Oxford, Edinburgh und Tambaram. An diesen hatten Inder wie V. S. Azariah teilgenommen und dort den Unionsprozess in Südindien vorgestellt. Dadurch waren diese Vereinigungsbestrebungen weltweit bekannt geworden. Die Rückwirkung der genannten Versammlungen auf die Verhandlungen bestand darin, dass Südindien in internationaler Perspektive zum Modell geworden war, auf das große Hoffnungen gesetzt wurden. Im *Dornakal Diocesan Magazine* wurde die Interdependenz der südindischen und der westlichen Ökumenebewegung folgendermaßen beschrieben:

»The World Conferences at Edinburgh and Tambaram in 1937 and 1938 both evinced great interest in the South India Scheme; and it is no exaggeration to say that the prevailing opinion among both Anglicans and non-Anglicans was that the proposals set out in the Scheme contain, in the main, practical considerations and wise provisions on which alone a visible union among the Reformed Churches would at any time become practicable. That being so, there would be a great disappointment throughout the world that we in South India let a scheme drop, a scheme which bears on it marks of God's guidance, respect for the past history of the negotiating churches and consideration for their age-long experiences.«²⁷

Damit war vor dem Zweiten Weltkrieg eine Situation entstanden, in der ein Abbruch der Vereinigungsbemühungen die Verhandlungspartner in größere Legitimationsschwierigkeiten gebracht hätte als ein Abschluss. Die Unumkehrbarkeit des Prozesses wurde verstärkt durch die politische Entwicklung, denn seit Gandhis »Quit India«-Kampagne von 1941 waren die letzten Schritte auf dem Weg zur Unabhängigkeit Indiens eingeleitet. Am

24 »An Appeal to the Churches in India for Unity«, in: The Madras Diocesan Magazine, 1937, S. 60–62.

25 Joint Committee, »Appeal for Decision 1941«, zitiert in: J. A. Jacob, Land-Marks in the Church Union Movement in South India, in: The Guardian, Nr. 37, 25.9.1947, S. 431–434, 433.

26 »Dr. Palmer's Striking Sermon on Church Union«, in: Dnyanodaya, 13.5.1962, zitiert in: Bengt Sundkler, Church of South India: The Movement Towards Union, London 1954, S. 160.

27 The Bishop's Letter«, in: The Dornakal Diocesan Magazine, Vol. XVI, August 1939, No. 8, S. 1–8.

15. August 1947 erlangte das Land seine volle staatliche Souveränität. Nur 43 Tage später, am 27. September, wurde feierlich die Vereinigte Kirche Südindiens, die *Church of South India* (CSI), inauguriert. Selbst der in Madras publizierte *Guardian*, ein Mitteilungsorgan des kritischen Flügels indischer Christen, der das Kirchenunionsvorhaben meist als »zu westlich« beurteilt hatte, sah sich zu einem enthusiastischen Kommentar veranlasst. Das Jahr 1947, welches als das Jahr der Unabhängigkeit und der Inauguration der Vereinigten Kirche eine neue Ära in Indien markiere, wurde in einem geschichtlichen Rückblick in einen Zusammenhang mit anderen zentralen Daten der Kirchengeschichte gestellt. Besonders hervorgehoben wurde der Vergleich mit der Reformation in Europa, deren politische, ökonomische und soziale Auswirkungen allgemein bekannt seien. Daraus ergab sich die Konsequenz: »It is not unlikely that a spirit of unity among the nearly one and a half millions of Christians at the South India Church will make for a new spirit in this half of India, having repercussions in all spheres of life.«²⁸

Die Stellung der Christen zur Nationalbewegung und die Positionierung für die Zeit nach der Unabhängigkeit

Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs hatte Indien unter Mahatma Gandhi den Weg in Richtung Selbstregierung und Freiheit eingeschlagen. Die indischen Christen und die kirchenleitenden Gremien reagierten unterschiedlich auf diese Herausforderung. Dies war mitbedingt durch verschiedene Voraussetzungen in den jeweiligen kirchlichen Umfeldern. In manchen Kirchen schränkten externe und interne Zwänge die Handlungsspielräume und Diskussionsmöglichkeiten von vornherein ein. Während des Weltkriegs waren die deutschen Missionare als Regierungsfeinde betrachtet und interniert worden. 1916 wurden sie nach Deutschland zurückgeschickt, erst ab 1925 war ihnen eine Rückkehr möglich. Andere nicht-britische Missionare mussten im Jahr 1919 eine Erklärung unterzeichnen, in der sie sich nicht nur verpflichteten, sich auf keine politischen Aktivitäten einzulassen, sondern in der sie sich auch auf eine Kooperation mit der Kolonialregierung festlegten.²⁹ In besonderem Maße davon betroffen waren die lutherischen Kirchen, in denen denn auch in der Abwesenheit der deutschen Missionare mehr über Kirchenleitung und Gemeindeaufbau diskutiert wurde als über politische Fragen. Ähnliches gilt auch für die Gemeinden der Basler Mission. In der katholischen Kirche wurde überhaupt nicht diskutiert, da hier die Bischöfe das Recht beanspruchten, für die Kirchenmitglieder zu sprechen. An ihrem Widerstand scheiterte im Jahr 1917 der Versuch, eine gemeinsame politische Plattform für indische Christen zu bilden. Allerdings wurde nun über die katholische Kirche diskutiert: Der anachronistische Beschluss der Bischöfe wurde in der Zeitung *The Hindu* mit Interesse zur Kenntnis genommen und entsprechend kommentiert.³⁰

Lebhafte Debatten gab es jedoch im Umfeld der angelsächsischen Kirchen sowie des NCCI. So stieß der Herausgeber der Zeitschrift *Harvest Field* 1920 mit seiner Feststellung, dass Missionare sich nicht in die Politik einmischen sollten, auf den energischen Widerspruch des anglikanischen Missionars Kingsley Williams: In einem in derselben

28 »The Church of South India«, in: *The Guardian*, Nr. 37, 25.9.1947, S. 429–430.

29 Vgl. *Hugald Grafe*, *Tamilnadu in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, Bangalore 1990, S. 233.

30 »Editorial Notes. The Indian Christian Church and Nationalism«, in: *Harvest Field* 37, 1917, S. 122, 123: »A recent meeting of Roman Catholic Bishops had this question of co-operation between all classes of Christians before it, and these Fathers of the Church prefer that their children should remain under the authority of the Church and do nothing without episcopal guidance. This action of the bishops has given rise to a lively correspondence in the Hindu.«

Zeitschrift veröffentlichten Brief legte dieser dar, dass eine politische Enthaltung weder möglich noch wünschenswert sei.³¹

Führende Vertreter des nationalen Christenrats wie K. T. Paul und S. K. Datta waren der Überzeugung, dass Christen eine Verantwortung zur aktiven Beteiligung als Bürger hätten.³² Dabei war es ihnen ein besonderes Anliegen, sich von der Idee einer reinen Interessenvertretung, die immer nur gegen vermeintliche oder tatsächliche Benachteiligungen der Christen protestierte, zu lösen. Immer wieder wiesen sie darauf hin, dass etwa die syrischen Christen durch die hinduistischen Prinzen von Travancore und Cochin geschützt und sogar bevorzugt worden waren und dass man nichts von den Landsleuten zu befürchten hätte. Statt nach Absicherungen und Schutzmaßnahmen für die eigene Gemeinschaft zu streben, sollten indische Christen versuchen, christliche Prinzipien umzusetzen und für Gerechtigkeit und Versöhnung einzutreten. Mit einem solchen Konzept standen Paul und Datta Gandhi, dem es ebenfalls darum ging, durch die Betonung zentraler Ideale eine Einheit zu schaffen, sehr nahe. Obwohl es auch andere christliche Stimmen gab, die eine kommunale Repräsentation der Christen als eigenständige Gruppierung für wünschenswert hielten³³, wurde die von K. T. Paul und S. K. Datta vertretene Ansicht am einflussreichsten. In wichtigen indischen christlichen Organisationen setzte sich bald die Ansicht durch, dass eine Öffnung gegenüber den neuen nationalen Kräften notwendig sei. Deshalb seien alle öffentlichen Aktivitäten zum Wohle aller und für die Integration aller Gemeinschaften in die eine indische Nation, die es weiter aufzubauen galt, einzubringen. Gegenüber den nationalen Kräften stellte S. K. Datta den Beitrag der Kirchen für den Aufbau des modernen Indiens heraus. Nachdem er 1936 von Jawaharlal Nehru aufgefordert worden war, einem neuzubildenden Nationalkonzil beizutreten³⁴, wandte er sich im November 1937 an Nehru, um über die Frage der zukünftigen Zusammenarbeit zwischen christlichen Missionen und der Nationalbewegung zu sprechen. Unmittelbarer Anlass war die Bildung von Kongress-Regierungen in sieben Provinzen. Als Prinzipal des *Forman Colleges* in Lahore war Datta dabei zunächst vor allem am Erziehungssystem gelegen. Er stellte fest, dass das gegenwärtige Erziehungssystem vor etwa 100 Jahren größtenteils durch die Missionen initiiert worden sei. Deren Einfluss sei zwar nicht mehr so groß wie früher, doch nicht weniger als 25 Prozent der indischen Erziehung befänden sich nach wie vor in der Hand der Missionsgesellschaften. Die finanzielle Förderung der Missionsscholararbeit durch die Kolonialregierung könne angesichts der neuen Situation nicht beibehalten werden; man müsse sich um andere Finanzierungsmöglichkeiten bemühen. Die Missionsgesellschaften sollten aber, so forderte Datta, alles tun, um die neuen Provinzregierungen zu unterstützen.³⁵

31 C. K. Williams, »Missionaries and Politics. To the Editor of the Harvest Field«, in: Harvest Field 40, 1920, S. 393–394.

32 K. T. Paul zog es vor, anstatt von Politik von aktivem Bürgertum zu sprechen, vgl. dazu seine sehr instruktive Abhandlung »Responsibility of Christian Citizenship in India. Some Practical Suggestions« (Presidential Address to the All-Indian Christian Conference, Bangalore, December 27–29, 1923), insb. S. 3 (eine Kopie der Ansprache findet sich in: UTC Bangalore: VPC 12: K. T. Paul Collection).

33 Dies garantiere, so argumentierten die Befürworter, dass indischen Christen damit in jeder Sphäre des Lebens der ihnen zustehende Platz eingeräumt werden. Vgl. Archiv des Internationalen Missionsrats, Genf: IMC 265057 Indian Constitutional Reform. Meeting held 16th May 1919, S. 1, 2, 5.

34 British Library, India Office, London: MSS EUR F 178/28: Jawaharlal Nehru to S. K. Datta, Allahabad, July 8, 1936: »You will notice that it is proposed to have a National Council of about a hundred members. There is no virtue in this number and if so desired, the number can be increased. The object is to make the Council representative of various parts of India and of various shades of thought. [...] May I have your permission to include your name in the list of the foundation members of the National Council?«

35 British Library, India Office: MSS Eur/F 178/28 Datta Collection: S. K. Datta an Pandit Jawaharlal Nehru, Allahabad, 12.11.1937.

Diese Linie wurde auch im unmittelbaren Vorfeld der Unabhängigkeit von führenden Vertretern der indischen Christen durchgehalten. In Abgrenzung zu der Forderung einer christlichen Gruppierung in Madura nach einem unabhängigen Tamil-Nadu, einem »Pakistan of their own«³⁶, war ihnen klar, dass man sich in dieser Krisensituation keinesfalls erlauben konnte, durch die Wahrnehmung von Sonderinteressen einer Legitimation für die Verzögerung der Unabhängigkeit durch die Briten zu dienen.³⁷ Bereits im Oktober 1942 waren 4.000 Kopien einer von der *Indian Christian Association* von Bengalen und der *Indian Catholic Association* von Bengalen verabschiedeten Resolution versandt worden, in der Großbritannien zur unmittelbaren Anerkennung der Unabhängigkeit aufgefordert wurde. In einer wirklich nationalen Regierung, die sofort sowohl im Zentrum als auch in den Provinzen zu bilden sei, solle auch ein Repräsentant der indischen christlichen Gemeinschaft vertreten sein. Weitere Forderungen waren die Ausstattung der nationalen Regierung mit weitgehenden Vollmachten »so that it may put all its weight on the side of the United Nations« und die Übergabe der vollen militärischen Kontrolle an den *Commander-in-Chief of India*.³⁸ Auch die gesamtindische Konferenz indischer Christen erklärte im März 1943 öffentlich, dass sie dem Ideal eines freien und unabhängigen Indiens in einer Weltbruderschaft der Nationen ihre uneingeschränkte Unterstützung gebe.³⁹

In den Jahren 1943 und 1944 fand somit die Welle der Resolutionen und Erklärungen indischer Christen ihren Höhepunkt. Die Vorschläge und Forderungen wurden von einigen einflussreichen Missionaren und europäischen Kirchenführern aufgegriffen und in Großbritannien vorgestellt. Im Januar 1944 wandte sich einmal mehr der anglikanische Metropolitan, Foss Westcott, mit einem Appell um Versöhnung an die Öffentlichkeit und betonte, dass dafür eine weitherzige Großzügigkeit notwendig sei. »Many of us believe that the days of imperialism are past, and that it can best be replaced by a Commonwealth of self-governing nations.«⁴⁰ Im Mai 1944 besuchte eine Deputation des britischen Kirchenrats in London den Indienminister Amery und stellte in einer Resolution fest, dass der Rat über das wachsende Misstrauen zwischen Indern und Briten betroffen sei: »It urges that, in spite of all the difficulties, the Government should provide facilities for renewed consultation between the leaders of all Indian parties, even while some are still interned, believing that this is a necessary condition of any real progress towards settlement.«⁴¹

In politischer Hinsicht bewirkten die Resolutionen nicht viel. Zwar wurde Mahatma Gandhi am 6. Mai 1944 aus Gesundheitsgründen aus der Haft entlassen, doch andere maß-

36 Diese Ansichten, die im *Guardian* veröffentlicht wurden, fanden entschiedenen Widerspruch der *All-India Conference of Indian Christians*, es wurde herausgestellt, dass der Anspruch der Versammlung, für die Christen ganz Südindiens zu sprechen, absurd sei. Vgl. »Editorial«, in: *The Christian Indian. Newsletter and Bulletin of All-India Conference of Indian Christians*, May 1942, S. 1 (IMC: 265058F).

37 Als die *Conference of British Missionary Societies* 1943 den NCCI bat, sich für eine Beruhigung der Atmosphäre einzusetzen, kam als prompte Antwort, dass die Voraussetzung hierfür die Freilassung der internierten politischen Führungspersonlichkeiten sei, und dass möglichst schnell eine nationale Regierung Indien vertreten solle. Vgl. *C. S. Milford, Church and Crisis in India*, 1946, S. 32.

38 Archiv des Bishop's College, Calcutta: Reforms in India, Box 1/File 4: S. C. Mukerji (President, Indian Christian Association, Bengal), an Lord Bishop of Calcutta, 4.11.1942, Enclosure: Resolutions passed at a joint meeting of the Indian Catholic Association of Bengal and the Indian Christian Association, Bengal, 13.10.1942.

39 Zitiert in: Ebd., 13.

40 Archiv des Internationalen Missionsrats, Genf 265050 D: Metropolitan of India Appeals for Reconciliation, Calcutta, Jan 1st, 1944.

41 »Churches and India. Plea for Facilities for new Consultations«, in: *The Times*, 18.5.1944 (IMC Genf 265060 J)

gebende Kongresspolitiker blieben im Gefängnis. Auch aufgrund der Kriegserfolge der Alliierten sahen sich die Briten nicht genötigt, weitere Kompromissangebote zu machen. Auf die innerindischen Konflikte zwischen Politikern des *National Congress* und der *Muslim League*, die schließlich zu der sich seit 1944 immer mehr abzeichnenden Teilung Indiens führten, hatten die kirchlichen Gremien noch weniger Einfluss. Dass die Sympathien der indischen Christen für die säkulare Konzeption des *National Congress* größer war als das von Muhammad Ali Jinnah und der *Muslim League* vertretene Staatsmodell, das auf einer religiös-islamischen Grundlage basierte, zeigt sich an der Erklärung des gemeinsamen Komitees der katholischen Union Indiens und der Gesamtindischen Christlichen Konferenz nach der Unabhängigkeit Indiens:

»The Committee records its gratitude to India's leaders for their determined stand against the formation of a Hindu State in the new Dominion and welcomes their declaration that India shall be a secular democratic state where all communities shall have equal rights and duties of citizenship. The Committee pledges the whole-hearted allegiance of Christians of India to the Indian Union and prays that the country may enjoy peace and prosperity and attain its due status in the community of nations.«⁴²

Zur Vertrauensbildung trug auch die Tatsache bei, dass einzelnen Vertretern der Christen politische Verantwortung übergeben worden war. So war Dr. John Matthai, der Präsident der *Indian Christian Association*, bereits Mitglied der Interimsregierung, ein anderer indischer Christ, Dr. H. C. Mukerjee, war Vize-Präsident der konstituierenden Versammlung der indischen Union (*Constituent Assembly of the Union of India*). Auch die Sprecher der Legislativen Versammlungen vom Punjab und von Orissa waren Christen. Auch andere indische Christen nahmen verantwortungsvolle Positionen ein.⁴³

Das *Ecumenical Christian Centre* in Whitefield bei Bangalore und andere Institute schulten Christen für ihre Verantwortung in Beruf und Politik. Aus der karitativen Arbeit des Nationalen Christenrats ging CASA (*Church's Auxiliary for Social Action*) hervor, ein karitatives Werk, das bei Flut- und Dürrekatastrophen Soforthilfe ohne Ansehen von Herkunft und Religion leistet. Das katholische Gegenstück wurde mit *Caritas India* gebildet.⁴⁴

Verhältnisbestimmung zu anderen Religionen und die Forderung nach Religionsfreiheit

Bemühungen, den christlichen Glauben in Indien heimisch zu machen und dabei auch in einen Dialog mit dem Hinduismus zu treten, hatte es schon in früheren Phasen der Missionsgeschichte gegeben, so etwa durch die Akkommodationsstrategie der Jesuiten. Diese waren jedoch meist von den Entscheidungsträgern in Europa unterbunden worden. Auch dies änderte sich nach dem Ersten Weltkrieg, denn nun entwickelten sich neue Initiativen. Dazu gehörte etwa die christliche Ashram-Bewegung. Diese stellte einen Versuch dar, die im klassischen Hinduismus entwickelte Form des religiösen Lebens – die Zusammenkunft in einer Hütte oder Waldsiedlung unter Anleitung eines Gurus – mit dem Christentum zu verbinden. Die Ashram-Idee war für lange Zeit in Vergessenheit geraten, doch

42 »All-India Joint Committee of the Catholic Union of India and the All-India Christian Conference, Bangalore, October 25, 1947«, in: *The Guardian*, Nr. 42, 30.10.1947, S. 497, 498, hier: 497.

43 *Yale Divinity School*: Shot K. Mondol (method. Bischof, Hyderabad, Deccan, Indien), *The Christian Church Marches On in India*, 1950. Grafe, Evangelische Kirche, S. 119, macht folgende Angaben: »Christen, die sich damit Vertrauen erworben hatten, wurden zu Gouverneuren von Teilstaaten eingesetzt: H. C. Mukerjee und A. L. Dias in Westbengalen, Maharj Singh und P. V. Cherian in Bombay, A. J. John in Madras u. a. Christen stiegen in verschiedenen Parteien auf und bekleideten Kabinettsposten, z. B. Gesundheitsministerin Amrit Kaur.«

44 Grafe, Evangelische Kirche, S. 119.

hatten sich seit dem Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts reformhinduistische Kräfte um eine Wiederbelebung bemüht. Im Jahr 1915 etablierte Mahatma Gandhi in der Nähe Ahmedabads im Gujarat seinen *Satyagraha Ashram*, den er, in deutlicher Absetzung von dem klassischen Ideal des Rückzugs zur Konzentration auf das Religiöse, als Ausbildungsstätte für politische und soziale Reformer verstand.⁴⁵ Christliche Ashrams waren von diesen Modellen angeregt; so hatte etwa der 1921 in Tirupattur von den Ärzten S. Jesudason und Ernest Forrester Paton gegründeten Christukula-Ashram das architektonische Aussehen eines südindischen Tempels, Andachten und Gottesdienste wurden mit indischen Symbolhandlungen und Geräten sowie mit einheimischer Musik gestaltet. Im Krankenhaus galt für die persönliche und individuelle Beziehung zu den Patienten die Guru-Schüler-Beziehung als vorbildhaft.⁴⁶

Die christliche Ashram-Bewegung wurde innerindisch ebenso wie international diskutiert; auch während der Weltmissionskonferenz von Tambaram 1938 wurde das Thema behandelt. Im Zusammenhang mit der Ausbildung der Missionare wurde dort der Vorschlag gemacht, dass ausgewählte Nachwuchsteile zunächst für eine bestimmte Zeit eine einheimische Form des religiösen Lebens kennenlernen sollten: »It might be possible to arrange for a limited number of candidates to share, for a period of several months or possibly years, in the life of some indigenous institution such as the Christian ashrams in India.«⁴⁷

Während diese Form des interreligiösen Austauschs für die Zusammenarbeit von Christen und Hindus in der Nationalbewegung eher förderlich war, erwies sich die Annäherung an eine andere Gruppierung als problematisch: Dem Bemühen der Kirchen um die Dalits (oder Kastenlosen) stand Gandhi skeptisch oder ablehnend gegenüber. Dieses Bemühen verstärkte sich insbesondere seit 1935, als der anerkannte Sprecher der Kastenlosen, Dr. Bhimrao Ramji Ambedkar, ankündigte, dass er nicht als Hindu sterben werde. Ambedkar begründete seine Erklärung damit, dass er und seine Gruppe lange genug auf einen Gesinnungswandel der Hindus gewartet hätten und dass sie sich erst zur Lösung vom Hinduismus entschlossen hätten, als kein solcher Wandel stattfand. Darin kam eine Desillusionierung von dem durch Gandhi eingeschlagenen Weg zum Ausdruck, der ja durchaus auch die soziale Ächtung der Unberührbaren beseitigen wollte. Anders als Ambedkar jedoch ging es Gandhi darüber hinaus darum, eine möglichst große Geschlossenheit aller Kräfte im Unabhängigkeitskampf zu sichern; er verfolgte daher eine Integrationspolitik und wandte sich gegen die Zusage von Sonderrechten für einzelne Gemeinschaften. Gandhi brachte seine Identifikation mit den Unberührbaren dadurch zum Ausdruck, dass er diese als »Harijans«, als Kinder Gottes, bezeichnete und ab Februar 1933 die Wochenschrift *Harijan* herausbrachte, die bis zum Ende seines Lebens sein Sprachrohr blieb.

Doch 1935 war die erste Welle des Enthusiasmus verebbt, die orthodoxen Kräfte hatten sich organisiert und widerstanden jedem Versuch, die Tempel längerfristig den Unberühr-

45 Vgl. dazu *Mohandas Gandhi, Meine Experimente mit der Wahrheit*, Freiburg 1960, S. 347–349. In dieser Autobiografie findet sich auch ein Abschnitt über Shantiniketan (S. 335–337).

46 Zur christlichen Ashram-Bewegung: *Ernst Pulsfort*, *Christliche Ashrams in Indien*. Zwischen dem religiösen Erbe Indiens und der christlichen Tradition des Abendlandes, Altenberge 1989; *Helen Ralston*, *Christian Ashrams. A New Religious Movement in Contemporary India*, New York 1987; *Friso Melzer*, *Christliche Ashrams in Südindien*, Erlangen 1976. Zusammenfassungen bieten: *Horst Rzepkowski*, S. 50 f. sowie *Hans-Peter Müller*, »Ashrams, christliche« in: RGG, 4. Auflage, Tübingen 1998, S. 811. Einen guten Überblick über die historische Entwicklung der Guru-Konzeption gibt *Joel D. Mlecko*, *The Guru in Hindu Tradition*, in: *Numen* 29, 1982, S. 33–61.

47 »The Place, Function and Training of the Future Missionary«, in: *International Missionary Council* (Hrsg.), *The Life of the Church*, Oxford 1939, S. 251–293, hier: S. 255; vgl. dazu *Frieder Ludwig*, *Zwischen Kolonialismuskritik und Kirchenkampf*, Göttingen 2000, S. 160 f.

baren zu öffnen.⁴⁸ Ambedkar kam zu der Überzeugung, dass der Hinduismus nicht reformierbar sei. Seine Entscheidung, sich einer anderen Glaubensrichtung anzuschließen, sowie die Empfehlung an andere Parias, seinem Beispiel zu folgen, löste ein intensives Werben der verschiedenen Religionsgemeinschaften aus. Kurz nach der Erklärung wandte sich der Christenrat in einem vertraulichen Brief an die Kirchen- und Missionsleitungen und fasste das weitere Vorgehen in elf Punkten zusammen, von denen die ersten drei am wichtigsten sind:

»1. [...] We tried to indicate that this declaration might result in groups in differing parts of India seeking entrance into the religion of Jesus Christ. We have reason to believe that movements have already begun in some parts of India – and that not merely among groups that could be said to belong to the ›Exterior Castes.« [...] We desire once again to stress the importance of personal witness-bearing by Christians to their neighbours, and especially to those who belong to the exterior castes who are looking out to enter a religion which will give them full opportunities of a better life. If witness-bearing is always the duty of every Christian, it is doubly so at the present moment.

2. This universal witness-bearing must be accompanied by great sympathy with the peoples' search for a better life. It is possible there may be many mixed motives in the people that want to change their religion now. [...] We are however convinced that underneath all appearances, there is the longing, in the generality of these groups, to flee from the superstitions and the religious practices of the past [...].

3. If we plead for a sympathetic attitude towards these group movements, and against too minute an analysis of motives, we wish with equal earnestness to insist on an early and unequivocal explanation of the demands that Christianity makes. The first and foremost of these is the duty of Christian worship.«⁴⁹

In der folgenden Zeit kam es sowohl zu vertraulichen Gesprächen zwischen Kirchenführern und Dr. Ambedkar als auch zu lokalen Einzelinitiativen unter verschiedenen Gruppen der Dalits. Dabei wurde relativ schnell klar, dass dieser einer Konversion zum Christentum schon aus politischen Gründen skeptisch gegenüberstand. Bereits 1938 führte er aus, dass die Unberührbaren durch einen Übertritt zum Christentum ihre politischen Privilegien (wie zum Beispiel die Reservierung einer bestimmten Anzahl an Mandaten im Parlament) verlieren würden, ohne die keine soziale Verbesserung der Gemeinschaft gesichert werden könnte.⁵⁰ Bei anderen Anlässen begründete er seine Vorbehalte auch mit der denominationalen Aufsplitterung des Christentums. Probleme sah er auch in der Verbindung, die das Christentum oft mit der Kastenordnung eingegangen war, und in einer möglichen Entfremdung von der indischen Identität. Außerdem fürchtete er, dass ein Übertritt zum Christentum die machtpolitische Position der Kolonialmacht England stärken könnte. Nach vielen Jahren des Zögerns entschloss er sich schließlich 1951 für den Buddhismus.⁵¹ Obwohl Ambedkar Hunderttausende seiner Anhänger folgten, trafen nicht alle Unberührbaren dieselbe Entscheidung. Nach der Erklärung von 1935 war es auf regionaler Ebene auch zu zahlreichen Bekehrungen zum Christentum gekommen.⁵²

Diese Entwicklungen waren mit Gandhis Konzeption einer möglichst großen Geschlossenheit aller Kräfte nicht zu vereinbaren. Die »Massenbekehrungen« unter den Kastenlo-

48 E. Asirvatham, *The Depressed Classes and Christianity*, in *NCCR Review* 55, 1935, 614 ff.

49 IMC: CBMS-H (2007), Box 395: NCCI Correspondence: NCCI to all Heads of Churches and Missions, undatiert, 1935.

50 IMC/CBMS: Box 396 (H 2007): J. Z. Hodge, F. Whittaker, Notes on Interview with Dr. R. B. Ambedkar, Bishop's house, Bombay, February 15, 1938.

51 Vgl. hierzu *Michael von Brück/Whalen Lai*, *Buddhismus und Christentum. Geschichte, Konfrontation, Dialog*, München 1997, S. 70–77; eine eingehende Würdigung Ambedkars bietet zudem die Münchner Dissertation von S. Jürgens, *B. R. Ambedkar – Religionsphilosophie eines Unberührbaren*, Frankfurt/Main/Bern 1994 (ausf. Literaturverzeichnis!).

52 IMC-CBMS H 2007, Box 395 (NCCI Correspondence): Azariah an Paton, 25. Jan. 1937.

sen verstärkten seine kritische Haltung gegenüber der christlichen Missionstätigkeit. Demgegenüber stellte der Bischof von Dornakal heraus, dass Bekehrungen notwendigerweise zum Christentum gehörten und dass man hier die Kritik und abfällige Urteile der nationalen Führungspersönlichkeiten ertragen müsse.⁵³

Es gelang schließlich, den Grundsatz der Religionsfreiheit in der indischen Verfassung von 1950 zu verankern, denn § 25 (1) stellte fest: »Alle Personen genießen – im Rahmen der öffentlichen Ordnung, Moral und Gesundheit sowie der anderen Bestimmungen dieses Teils der Verfassung – in gleicher Weise die Freiheit des Gewissens und das Recht, sich zu ihrer Religion frei zu bekennen, sie frei auszuüben und zu propagieren.«

Neue Akzentuierung der christlichen Botschaft

Es war insofern schwierig, Gandhi zu widersprechen, als dieser die ethischen Maßgaben des Neuen Testaments, insbesondere die Bergpredigt, zur Grundlage seines Handelns gemacht hatte und als moralische Autorität anerkannt war⁵⁴, während gleichzeitig die Politik der einmal als christlich charakterisierten europäischen Mächte nicht die entsprechende Glaubwürdigkeit aufwies. Sherwood Eddy machte in einem am 2. Juni 1923 im *Christian Patriot* erschienen Artikel darauf aufmerksam, dass für die Entwicklung des Konzepts der Gewaltfreiheit das Neue Testament und insbesondere Matthäus 5,39 (»Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern, wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin.«) richtungsweisend war.⁵⁵ Durch die konsequente Anwendung dieser Prinzipien und die starke moralische Autorität des Mahatma kam es gerade nach dessen Inhaftierung zu zahlreichen Vergleichen mit dem Leidensweg des Jesus von Nazareth. In der Zeitschrift *The Vedic Magazine* wurde Gandhi als moderner Christus vorgestellt, der sich als der sündloseste und unschuldigste Mensch für sein Volk geopfert habe; die Vertreter der britischen Kolonialverwaltung wurden mit Pontius Pilatus verglichen. Der Herausgeber des einer säkularen Tradition verpflichteten *Indian Social Reformer* fasste zusammen, dass orthodoxe Hindus, militante Anhänger des Arya Samaj und fromme Muslime sich nun ganz neu mit der christlichen Botschaft beschäftigten: »It may be said without exaggeration that the Mahatma in jail has achieved in a short while what Christian missions had not in a hundred of years with all their resources of men and money – he has turned India's face to Christ upon the Cross.« Die Missionare

53 IMC Genf: 265060A: V. S. Dornakal to Agatha Harrison, Dornakal, 17.1.1937: »We are convinced that Christianity has always stood for conversion, and for changing people from one society to another. [...] Mr Gandhi does not favour this. Since however this is a fundamental characteristic of Christianity, it is impossible to alter our position. [...] What, I ask, is our duty at this time – as followers of Christ and as Indian nationalists? First and foremost it is our duty to be loyal to Christ, and therefore we must proclaim him to all our people as the Way, the Truth and the Life. If while doing this our national leaders oppose us and misjudge us – we must bear it all – even as the early apostles did.«

54 Zur Problematik vgl. etwa E. C. Dewick, Mahatma Gandhi and Christian Missions, in: NCCR 62, 1954, S. 235–241: »(1) In 1926, I was asked to speak to the Negro students at Tuskegee in the Southern States of America. I asked what subject I should speak about; the answer at once came back: 'Tell us about Mr. Gandhi!' – Why do you want to hear about Gandhi? Because we know he is the greatest coloured men living in the whole world! (2) In 1939, the famous Japanese evangelist and social reformer, Toyohiko Kagawa, visited Gandhi. Gandhi rose, to greet Kagawa with respect, Kagawa knelt, to salute Gandhi. Would Kagawa, I wonder, have knelt before any other of the world's great men today? Why this extraordinary veneration? Broadly, I think, because Gandhi's life and character, in spite of certain very obvious defects, seems to the world at large the most dramatic example in our day of a life of utter courage, self-sacrifice and service.«

55 Sherwood Eddy, Gandhi – An Interpretation, in: The Christian Patriot, 2nd June 1923.

waren sich zunächst nicht ganz im Klaren darüber, was sie von derlei Vergleichen halten sollten. Es setzte sich dann aber doch eine positive Bewertung durch: Es sei evident, dass Indien durch Gandhi von Christus lerne, schrieb die Zeitschrift *Harvest Field*. Man bete dafür, dass diejenigen, die auf diese Weise von Christus erfahren haben, sich direkt an den Meister wendeten und sein ganzes Leben durch das Studium der Evangelien kennenlernen.⁵⁶

In der indischen Theologie war die Bezugnahme von Reform-Hindus wie Mohandas Gandhi und vor diesem Ramohun Roy auf die ethischen Dimensionen des Neuen Testaments ein zentrales Thema. Zwei herausragende Theologen, der zur Mar Thoma Kirche (dem protestantischen Zweig der Thomas Christen) gehörende M. M. Thomas (1916–1996) und der katholische Priester Raimon Panikkar (geb. 1918), befassten sich damit in ihren Veröffentlichungen. In Panikkars 1964 erschienenem »Der unbekannte Christus im Hinduismus«⁵⁷ ist Christus nicht der den Christen bekannte, den Hindus jedoch unbekannte Christus, sondern der den Hindus ebenso wie den Christen unbekannte, von beiden erst zu entdeckende Christus.⁵⁸ M. M. Thomas geht es in seinem »Christus im neuen Indien« dagegen darum, die Auseinandersetzung der reform-hinduistischen Bewegung als Chance für den Dialog zu nutzen.⁵⁹

Auch in anderer Richtung setzte M. M. Thomas Akzente. Als Nachfolger Paul Devanandans war er von 1963 bis 1976 Direktor des 1957 gegründeten *Christian Institute for the Study of Religion and Society* in Bangalore, das aus christlicher Perspektive zu politischen Fragen Stellung nahm. Er setzte die politische Situation und das christliche Zeugnis in Korrelation zueinander und betonte den Zusammenhang von dem christlichen Erlösungsglauben und der Verwirklichung einer gerechteren Gesellschaft.⁶⁰ Gottes Handeln und geschichtliche Ereignisse dürften weder undialektisch miteinander identifiziert noch auseinander gerissen werden. Die Kirche müsse mitwirken bei der Schaffung »einer säkulareren, nationalen Gemeinschaft inmitten von Indiens religiösem und ideologischem Pluralismus, indem sie eine Gemeinschaft in Christus darstellt, die Klasse, Kaste, ethnische und religiöse kommunale Teilungen transzendiert.«⁶¹

Auch Paul Devanandan (1901–1962) hatte herausgestellt, dass es für Christen in ihrem Dienst am Nächsten notwendig sei, mit Menschen anderen Glaubens zusammenzuarbeiten – insbesondere in Ländern, in denen alte Religionen sehr realen Einfluss auf das Denken und Leben der Menschen haben. Christliche Diakonie verstand er nicht nur als Dienstleistung aneinander, sondern vor allem als Dienstleistung der Privilegierten an den weniger Privilegierten.⁶² In der Artikulation des christlichen Auftrags wurde nun nicht mehr so sehr Ausbreitung und Wachstum der Kirche, sondern der christliche Dienst am Nächsten, die Diakonia, akzentuiert; die meistzitierten Bibelstellen waren nicht mehr Matthäus 28,

56 »India and Christ«, in: *Harvest Field* 42, 1922, S. 206–210. Dort finden sich auch die Zitate aus dem *Vedic Magazine* und dem *Indian Social Reformer*. Die Diskussion um Gandhis Verhältnis zum Christentum flammte in den nächsten Jahren immer wieder auf (vgl. etwa NCCR 44, 1924, S. 359–362) und wurde auch Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Abhandlungen.

57 Raimon Panikkar, *The Unknown Christ Of Hinduism: Towards An Ecumenical Christophany*. 1964, Neuauflage Maryknoll 1981; deutsch: *Der unbekannte Christus im Hinduismus*, 1965, Neuauflage Mainz 1990.

58 Vgl. *Sinner*, S. 213.

59 *Madhathilparampil Mammen Thomas*, *The Acknowledged Christ of the Indian Renaissance*, London 1969, deutsch: *Christus im neuen Indien. Reform-Hinduismus und Christentum*, Göttingen 1989.

60 *Ders.*, *Salvation and Humanization*, Madras 1971.

61 *Ders.*, *The Future of the Church in India*, in: NCCR 110, 1990, S. 137–148; Zusammenfassung aus *Friedrich Huber*, *Das Christentum in Ost-, Süd- und Südostasien sowie Australien*, Leipzig 2005, S. 61.

62 *Paul Devanandan*, *Christian Concern in Hinduism*, Bangalore 1961, S. 133.

19 u. 20: »Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern, tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe«, sondern eher Matthäus 25,40: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.« oder Philipper 2, 5–11: »Seid einander so gesinnt, wie es dem Leben in Jesus Christus entspricht: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich, und wurde wie ein Sklave.«

In den 1960er-Jahren wurden diese Ansätze im internationalen ökumenischen und missionswissenschaftlichen Diskurs aufgegriffen. Indische Theologen und Kirchenführer wie M. M. Thomas hatten daran maßgeblichen Anteil. Von den theologischen Entwürfen und Dialogansätzen, die im Kontext der religiösen und politischen Umbruchsituation des süd-asiatischen Landes entwickelt wurden, gingen wichtige Impulse auch für afrikanische Theologen aus.

II. ENTWICKLUNGEN IN AFRIKA

Der Dekolonisationsprozess in den Kirchen gewann in den 1950er-Jahren an Dynamik. Neben der indischen Unabhängigkeit markiert die Machtübernahme der Kommunisten unter der Führung von Mao Zedong in China eine tiefgreifende Zäsur, denn die christlichen Kirchen wurden hier v. a. aufgrund ihrer Bindung an den westlichen Imperialismus angegriffen. 1949 hatten chinesische Kirchenführer eine Revision ihrer Beziehungen zu den überseeischen Missionsleitungen eingeleitet und in einer Erklärung festgestellt:

»Wir Christen in China fühlen die Dringlichkeit, unsere Arbeit und unsere Beziehung zu den ›alten‹ Kirchen angesichts der historischen Veränderungen in China einer Überprüfung zu unterziehen. Wir brauchen unseren Glauben nicht in Frage zu stellen, denn unser fundamentaler Glaube an Christus kann nicht erschüttert werden. [...] Die Herausforderung für uns besteht darin, neue Wege zu finden. Wenn es für uns gilt, den Nächsten zu lieben, und dies in vollem Sinne in unserem Alltag und in unserer Gesellschaft, dann sollten wir diese Herausforderung annehmen.«⁶³

Anlässlich des Korea-Krieges wurden 1951 die amerikanischen Missionare des Landes verwiesen und jegliche finanzielle Unterstützung aus dem Ausland abgeschnitten. Einheimische Kirchenleitung, kirchliche Einheit und der Dienst zum Wohle der Nation wurden auch hier notwendigerweise betont.

Kurz darauf erreichte die Welle der Befreiung von der Kolonialherrschaft und der Erlangung der Unabhängigkeit auch Afrika. 1952 wurde Ägypten, 1956 Tunesien, Marokko und der Sudan unabhängig, 1957 folgte Ghana als erster Staat des subsaharischen Afrikas, 1958 Guinea. 1960, im sogenannten Afrika-Jahr, wurden Kamerun, Kongo-Brazzaville, Gabun, Tschad, die Zentralafrikanische Republik, Togo, Elfenbeinküste, Dahomey, Ober-Volta, Niger, Nigeria, Senegal, Mali, Madagaskar, Somalia, Mauretanien und Kongo-Leopoldville unabhängig. Dieser Prozess setzte sich in den darauffolgenden Jahren fort.

Der seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs einsetzende rapide Umbruch stellte die Missionsarbeit vor grundlegende Fragen. Allmählich setzte sich in den verschiedenen Gremien ein Perspektivwechsel durch. So brachte Papst Pius XII während der Weihnachtsansprachen 1954 und 1955 seine Bedenken gegen die Unterdrückung nationaler Bestrebungen in den Kolonien zum Ausdruck.⁶⁴ Im protestantischen Bereich und bezo-

63 Evangelisches Missionswerk (Hrsg.), *China und seine Christen – ein eigener Weg*, Hamburg etc. 1982, S. 20.

64 »L'Église et le Nationalisme«, *Informations Catholiques Internationales*, 1.5.1958, pp. 17–18, zitiert in: *Luis Benjamin Serapiao*, *The Roman Catholic Church and the Principle of Self-Determination: A case Study in Mozambique*, in: *Journal of Church and State*, 1981, S. 323–334, hier: S. 330.

gen auf Afrika markiert das Werk »Christianity and Politics in Africa« (London 1957) von John Victor Taylor, einem führenden Mitarbeiter der anglikanischen *Church Missionary Society*, einen Wendepunkt. Angesichts der in vielen afrikanischen Staaten bevorstehenden Unabhängigkeit forderte Taylor die Kirchen auf, ihre bisherige Distanz zu den Nationalbewegungen zu überdenken.⁶⁵

Die Stärkung der einheimischen Kirche gegenüber der europäischen Mission

Nachholbedarf bestand insbesondere im Hinblick auf die Übernahme von kirchlichen Führungspositionen durch Afrikaner. Ansätze in dieser Richtung hatte es in West-Afrika schon im 19. Jahrhundert gegeben – so war der Anglikaner Samuel Ajayi Crowther, ein ehemaliger Sklave, 1864 zum Bischof geweiht worden –, doch waren diese in der Zeit der Kolonialisierung Afrikas wieder unterbunden worden: Als Crowther 1891 starb, wurde ein Europäer als Nachfolger eingesetzt. Es sollte 60 Jahre dauern, bis wieder ein Afrikaner das Amt des Diözesan-Bischofs in der Anglikanischen Kirche übernehmen konnte: Alexander Babatunde Akinyele wurde 1951 in Ibadan (West-Nigeria) in sein Amt eingeführt.

Bis dahin war Afrikanern in Nigeria nur noch ein Aufstieg bis zum Amt des »stellvertretenden Bischofs« (*Assistant Bishop*) möglich gewesen – doch bereits damit hatten sie Positionen erlangt, die für indigene Christen in anderen Missionsgebieten noch unerreichbar waren.⁶⁶ Als 1898 drei stellvertretende afrikanische Bischöfe nach London kamen, um an den Feierlichkeiten zum 100-jährigen Bestehen der *Church Missionary Society* teilzunehmen, wurde von indischen Christen die Frage aufgeworfen: »When is India to have her own native Bishops?«⁶⁷ Und im Anschluss an die Begegnung mit Akinyele während der Weltmissionskonferenz in Tambaram 1938 stellte der Südafrikaner Albert Luthuli fest:

»When I learned (for the first time) that there are African Anglican Bishops in West Africa, I thought it an adverse comment on South Africa, where so far there are none after this long time. Why? Has the Church been unable to train Africans, or has it tried only half-heartedly? Or has the rigour of the West African climate made Europeans feel more temporary there, readier to hand over and go?«⁶⁸

Die Situation änderte sich bis 1960 nur wenig; weder im südlichen noch im zentralen Afrika wurden Afrikaner in der Anglikanischen Kirche zu Bischöfen geweiht. In Ost-Afrika gab es mittlerweile wenigstens sieben stellvertretende Bischöfe, aber afrikanische Diözesan-Bischöfe fanden sich bis zu dieser Zeit nur in Nigeria.

Auch in der Katholischen Kirche vollzog sich der Fortschritt langsam. Im Jahr 1939 war Joseph Kiwanuka aus Uganda in Rom zum Bischof geweiht worden; 1951 folgte Laurean Rugambwa aus Tanganyika. In den darauffolgenden sieben Jahren übernahmen 19 weitere Afrikaner das Bischofsamt in der Katholischen Kirche.⁶⁹ Laurean Rugambwa

65 Zu Taylor vgl. Kevin Ward, »A Theology of Attention«: The CMS Tradition at the End of the Colonial Era in Africa: Max Warren (1904–1977) and John V. Taylor (1914–2001), in: Frieder Ludwig/Afe Adogame (Hrsg.), *European Traditions in the Study of Religion in Africa*, Wiesbaden 2004, S. 227–236.

66 Dabei spielte die progressive Missionspolitik des Laiensekretärs der anglikanischen *Church Missionary Society*, Henry Venn (1796–1873), ebenso eine Rolle wie die Tatsache, dass mit ehemaligen Sklaven, die in Sierra Leone ausgebildet wurden, eine christliche Elite zur Verfügung stand. Hinzu kam, dass es noch keinen ausreichenden Impfschutz gegen Tropenkrankheiten gab und verschiedene Regionen Westafrikas als »white man's grave« bekannt wurden. Vgl. Frieder Ludwig, *Kirche im kolonialen Kontext*, Frankfurt/Main 1992.

67 »The Queen and the African Bishops«, in: *Christian Patriot*, 18.6.98.

68 John Albert Luthuli, *Let my people go. An Autobiography*, London 1962, S. 79 f.

69 Vgl. Adrian Hastings, *A History of African Christianity 1950–1975*, Cambridge 1979, S. 113.

aus Tanganyika wurde 1960 als erster Afrikaner ins Kardinalskollegium aufgenommen. In dem ostafrikanischen Land bereiteten sich auch die Lutheraner auf die neue Situation vor; so wurde Stephano Moshi zunächst Kirchenpräsident (1958), dann Bischof (1960). In internationaler Hinsicht wurde der Lutheraner Josiah Kibira bekannt, der sich bald nach seinem Amtsantritt als Bischof von Bukoba im Jahr 1965 durch weltweit publizierte Reden etwa vor der Gesamtafrikanischen Kirchenkonferenz profilierte. Gerade Kibira artikuliert die Konflikte zwischen afrikanischen Kirchenführern und ausländischen Mitarbeitern, die er als »people from outside who have power, namely through money« bezeichnen konnte, gelegentlich sehr deutlich. So verurteilte er die Idee der Wiedereinführung eines Missionsrats: »In the minds of our powerful ones there should be a ›missionary council‹ in the ›field‹, in Tanzania. Now, such a language in a free country is very dominating. To bring a missionary council of foreign internationally coordinated missionary effort is simply Christian neo-colonialism and imperialism on its way back to Africa.«⁷⁰

Verstärkte ökumenische Zusammenarbeit und die Frage der kirchlichen Einheit

Als im Spätsommer 1947 die *Church of South India* feierlich inauguriert wurde, trafen Glückwünsche aus aller Welt ein. Darunter war auch eine Grußbotschaft des nigerianischen Christenrats:

»The Christian Council of Nigeria met in Onitsha, July 1947, would like to send a special message of greeting to the South India United Church, which comes into being in September. Many Christians here in Nigeria have watched with prayerful interest the negotiations, that, after many years, have reached their appointed end. We shall continue to pray for you as you grow together into one Church. We realise that you are pioneers in a great venture of faith, that will have world-wide repercussions. We trust that not only in your own land but in many other lands also your venture may strengthen the one common witness of the Christian Church.«

Der Sekretär fügte hinzu: »I was asked to let you know that in S.E. Nigeria similar negotiations have been going on for years – Anglican, Church of Scotland, and Methodist –, and they have based their work on yours.«⁷¹

Die südindischen Unionsbestrebungen waren in Nigeria schon seit dem Ende der 1920er-Jahre aufmerksam verfolgt worden. Die stellvertretenden Bischöfe Howells⁷² und Oluwole verwiesen auf den Vorbildcharakter und zitierten ihren indischen Kollegen Azariah, der die denominationelle Aufspaltung des Christentums als Sünde und die Einheit als notwendig in nicht-christlichen Ländern bezeichnet hatte.⁷³

70 Josia Kibira, Commentary to AACC Speech in Adis Abeba 1965, in: ELCT Archiv, Moshi: ELCT/NWD K 9 (Kibira Notes); Frieder Ludwig, Das Modell Tanzania. Zum Verhältnis zwischen Kirche und Staat während der Ära Nyerere, Berlin 1995, S. 42.

71 »Messages from Churches, Church Leaders and Christian Organisations«, in: Church Union News and Views 18, Nov. 1947, S. 21–44, hier: S. 39.

72 Howells hatte die Weltmissionskonferenz in Jerusalem 1928 besucht. Er war von den Entwicklungen in Indien außerordentlich beeindruckt: »As far as we are concerned here in Nigeria there does not yet seem to be the desire to such an extent as exists in South India, of forming ourselves into one Church, i. e. when Anglicans (or C. M. S. and N. D. P.), Presbyterians, Baptists and Qwa Iboes, will all unite in Nigeria if not in West Africa. This is not a question for the missionaries to settle, but for ourselves, as was the case in South India.« Niger Delta Church Board Session, Port Harcourt, 1930, in: Wesleyan Methodist Missionary Society (WEADM), Vol. XXXV, No 306, June 1930, S. 109, 110.

73 Bischof Oluwole stellte fest, dass es unter den Repräsentanten der jungen Kirchen einen starken Wunsch nach Wiedervereinigung mit ihren Mitchristen aus den anderen Denominationen in den jeweiligen Ländern gegeben habe. Der Bischof von Dornakal, der erste indische Bischof, habe seine Sicht der Dinge sehr deutlich bei der Lausanner Konferenz über Glaube und Kirchenverfassung zum Ausdruck gebracht. Oluwole zitierte die berühmten Worte Azariahs: »Unity

Südindien spielte in den nigerianischen Vereinigungsbemühungen eine so zentrale Rolle, dass der Moderator der Church of South India, Rev. Hospit Sumitra, für das Spätjahr 1955 nach Westafrika eingeladen wurde. Sumitra besuchte sowohl Nigeria wie Ghana.⁷⁴ Ein Büchlein, in dem Sumitra 20 Fragen des nigerianischen Kirchenunionskomitees beantwortete, lag schon vor dessen Eintreffen gedruckt vor.⁷⁵ So fand der Besuch die ihm gebührende öffentliche Beachtung. Die *Daily Times* berichtete ausführlich über eine Rede des Moderators, in der dieser erklärt hatte, weshalb die katholische Kirche nicht in die südindischen Verhandlungen einbezogen war.⁷⁶

Letzten Endes kam die Vereinigung aber nicht zum Abschluss, da in der Anglikanischen Kirche immer größere Zweifel an dem südindischen Modell geäußert wurden. Nach der Erlangung der Unabhängigkeit wurde noch einmal eine energische Anstrengung unternommen, die *Church of Nigeria* endlich zu etablieren. Die Inaugurationsfeierlichkeiten waren für den 11. Dezember 1965 vorgesehen. Die ersten Gäste waren bereits in Lagos eingetroffen, britische und nordamerikanische Kirchen hatten bereits einen finanziellen Beitrag geleistet. Doch im letzten Moment wurde die Vereinigung abgesagt. Persönliche Animositäten spielten hierfür ebenso eine Rolle wie die regionalen Gegensätze Nigerias.⁷⁷ Kirchenunionsbemühungen scheiterten auch in anderen afrikanischen Staaten. In Tansania war es ab 1959 zu Gesprächen zwischen Lutheranern, Herrnhutern, Mennoniten und Anglikanern gekommen. Da die Anglikaner sich erst kurz zuvor in der *Church of the Province of East Africa* formiert hatten, die auch Kenia umfasste, und dabei ein komplizierter Ausgleich der verschiedenen inneranglikanischen Richtungen geglückt war, legten sie großen Wert auf die Einbeziehung Kenias in die Bildung einer »ostafrikanischen Kirchenunion.« Im Juli 1962 wurden Verhandlungen in Limuru aufgenommen, die 1963 in Ilboru und 1965 in Dodoma fortgesetzt wurden. Die Frage des historischen Episkopats erwies sich jedoch letzten Endes als unüberwindlich.⁷⁸ Daneben spielten andere Faktoren eine Rolle: Die südindische Kirchenunion hatte an Ausstrahlungskraft verloren. Es war nicht gelungen, ein überzeugendes Gegenmodell zu den europäischen Denominationen zu bilden; mit der *Church of South India* war nicht eine einzige vereinte Kirche, sondern eine weitere Denomination in Südindien entstanden. Hinzu kam, dass sich die afrikanischen Verhandlungspartner gerade durch die allmähliche Lösung von der missionarischen Kontrolle ihre eigene konfessionelle Identität stärker betonten: Es war nach allem nicht leicht gewesen, ein »guter Anglikaner« oder ein »guter Presbyterianer« oder ein »guter Methodist« zu werden; noch schwieriger war es gewesen, in Führungspositionen aufzuerücken. Es fiel schwer, diese Errungenschaften aufzugeben.

may be a desirable ideal in Europe; it is a necessity in India. Divided Christianity may be acknowledged to be a source of weakness in the West, it is a sin and stumbling-block in non-Christian lands.«, in: WEADM, Vol. XXXIV, No 297, Sept. 1929.

74 K. O. Dike Library, Ibadan: Bishop S. C. Phillip Papers, Box 56, File 1: Union Committee, Eastern Nigeria Section, 24. Feb. 1955.

75 Ebd., Nigeria Church Union Committee, S. A., Forster, Secretary, Twenty Questions, 31. October 1955: »The replies of the Moderator of the Church of S. India to the 20 questions put to him by the Nigeria Church Union Committee have been received and printed. Copies may be had from this office.«

76 »No unity with Catholics, says Church of India Moderator«, in: *Daily Times*, 9.11.1955, S. 12.

77 Diese Ereignisse, die außerhalb des Zeitrahmens der vorliegenden Arbeit fallen, sind ausführlich beschrieben in: *Ogbu U. Kalu*, *Divided People of God*, New York 1978, insb. S. IX – XI, S. 66–80.

78 Vgl. *Ludwig*, *Das Modell Tanzania*, S. 47, 48.

Die Stellung der Christen zur Nationalbewegung und die Positionierung für die Zeit nach der Unabhängigkeit

Die Nationalbewegungen des britischen Westafrikas hatten in der Zwischenkriegszeit wenig Einfluss auf grundlegende politische Entscheidungen. Es gelang ihnen nicht, die Massen durch ein Aktionsprogramm zu mobilisieren, wie es Gandhi mit seiner Kampagne des bürgerlichen Ungehorsams und insbesondere mit dem Salzmarsch getan hatte. Dessen Zielsetzung, die Verwirklichung der Selbstregierung, schien den Westafrikanern unrealistisch. Die *Gold Coast Times* erklärte ihren Lesern das Verhalten der »Freunde in Indien« folgendermaßen:

»We on this side may be tempted to regard with disapproval the demand for ›complete independence‹ and the weapons which it is proposed to wield in the attainment of the object in view, such as the boycott of the local legislatures and the non-payment of taxes. But we must avoid criticising them since our friends in India may have had very good reasons for adopting such a course. We may recall that close by India is the Empire of Japan populated by a race which has much in common with the people of India; and human nature being what it is, they cannot contemplate the rapid advance of Japan, which in less than a century has risen from an insignificant state to a world power under an ›independent‹ Government, without realising that no form of rule can be as good as ›independence‹.«

Politische Freiheit, so die Zeitung weiter, sei keine Frucht, die von selbst vom Baum falle: Man müsse den Baum schon schütteln, um etwas zu erreichen.⁷⁹

Da die westafrikanischen Politiker – um im Bild zu bleiben – den Baum noch nicht schüttelten und das Kolonialsystem noch nicht grundsätzlich in Frage stellten, war es für die Kirchen in Westafrika nicht nötig, ihr Verhältnis zu den Nationalbewegungen grundsätzlich zu klären. Daher gab es während der 1920er- und 1930er-Jahre kaum Stellungnahmen auf der institutionellen Ebene. Allerdings bezogen Einzelpersonen Position. Prominentestes Beispiel war wohl der Ghanaer Dr. J. K. Aggrey, der in den USA studiert hatte und später stellvertretender Prinzipal des *Achimota Colleges*, einer Eliteschule in Accra (Ghana), wurde. Aggrey hatte bei einer Missionskonferenz in Atlantik City 1922 erklärt, dass Internationalismus Nationalismus voraussetze und dass es keinen Internationalismus oder Ökumenismus geben könne, bevor man guten Nationalismus habe. Nationalismus sei als Selbstachtung und Selbstrespekt zu verstehen, Pluralismus, nicht Homogenität die Ordnung der Zukunft.⁸⁰ Jede Art von Einseitigkeit war Aggrey fremd. Ein Bild, das er häufig gebrauchte und das später zum Emblem des *Achimota Colleges* werden sollte, war das Klavier mit seinen weißen und schwarzen Tasten: Es sei zwar möglich, nur auf den weißen Tasten zu spielen oder nur auf den schwarzen, aber man brauche beide, um harmonische Musik machen zu können.

Trotz dieses harmonischen Gesamtkonzepts, das normalerweise nicht gerade Kennzeichen eines Befreiungskampfes ist, hatte Aggrey auch außerhalb der Kirchen auf die Entwicklung der Nationalbewegung Einfluss. Kwame Nkrumah, der erste Präsident Ghanas, berichtete, dass er von Aggrey entscheidend beeinflusst worden sei. In seinen Erinnerungen schrieb er:

»[...] the figure to whom all Africans looked that day was Dr. Kwegyir Aggrey, assistant vice-principal and first African member of the staff. To me he seemed the most remarkable man that I

79 »Shaking the Tree in India«, in: *The Gold Coast Times*, 22.2.1930, S. 7. archiviert in: National Archives, Ghana; im folgenden: NAG. Gandhi und die Entwicklungen in Indien wurden weiterhin von der *Gold Coast Times* verfolgt, vgl. »Character in Leadership«, 1.3.1930; »The Qualities of a Great Man«, 10.–17.5.1930; »Dr. Tagore and the Machine«, 5.–12.7.1930, »Lord Irwin and Gandhi«, 28.3.1931.

80 Zitiert in: *Efiong Utuk*, *From New York to Ibadan. The Impact of African Questions on the Making of Ecumenical Mission Mandates, 1900–1958*, New York etc. 1990, S. 75, 83 ff.

had ever met and I had the deepest affection for him. [...] It was through him that my nationalism was first aroused.«⁸¹

Insgesamt jedoch hatte sich ein eher distanziertes Verhältnis der Nationalbewegungen zu den Kirchen entwickelt, obwohl – oder vielleicht auch gerade weil – zahlreiche Führungspersönlichkeiten der Nationalbewegungen aus der den Missionsschulen entstammenden Bildungselite hervorgegangen waren.

Im bevölkerungsreichsten Land Afrikas, in Nigeria, bezog der Christenrat als Dachorganisation der protestantischen Kirchen erst 1952 Stellung. In einer Erklärung wurde herausgestellt, dass Nigeria, wie jedes andere Land, auch ein natürliches Recht auf eine eigene Regierung (*self-government*) habe. Eine gute Regierung, die der Wille Gottes sei, zeichne sich dadurch aus, dass sie so weit wie möglich die wirklichen Wünsche der Menschen herausfinde, die Gewissensfreiheit und Rechte der Minoritäten schütze, Freiheit der Religionsausübung (bzw. des Gottesdienstes) gewähre, Gerechtigkeit für alle verfügbar mache und das physische und moralische Wohlergehen der Volkes durch effiziente Planung und Verwaltung fördere. Weiter stellte der Christenrat fest, dass alle Rassen vor Gott gleich sind und das Recht auf gleiche Behandlung haben. Das Gesetz Christi verbiete jegliche Art der Rassendiskriminierung, egal, ob diese nun gegen Afrikaner oder Nicht-Afrikaner gerichtet sei. Schließlich wurde ausgeführt, dass eine gute Regierung genügend fähige und integre Leute benötige; der Geist des unvoreingenommenen Dienens, der ein besonderes Produkt des Christentums sei, solle das Kennzeichen aller Staatsdiener sein.⁸²

In anderen afrikanischen Staaten schwenkten die Kirchen noch später um. In Tanganyika hielten sich die Dachorganisationen mit politischen Erklärungen auch in den 1950er-Jahren noch zurück. Erst im Sommer 1959 wurde das Thema »The Church and Citizenship« im Christenrat Gegenstand der Besprechungen. Eine abschließende Erklärung stellte fest, dass die christliche Religion mit dem ganzen Menschen zu tun habe, sowohl mit der Seele, als auch mit dem Körper. Christus könne nicht von irgendeinem Teil des Lebens ausgeschlossen werden. Daher sollten die Christen an der Politik interessiert sein. Die Partizipation am politischen Leben wurde daneben auch aus dem Gebot der Nächstenliebe abgeleitet: »To love our neighbour means to promote his welfare in any possible way. One such way, in our present situation in Tanganyika, is for the Church to assist the people of this territory in their desire to reach political self-government.«⁸³ Auch in der katholischen Kirche wurden die Weichen gestellt. An Weihnachten 1960 wurde der Pastoralbrief der Bischöfe »Unity and Freedom in the New Tanganyika« veröffentlicht, in dem die Bereitschaft der katholischen Kirche artikuliert wurde, bei dem Aufbau eines unabhängigen Tanganyika mitzuwirken: »All Catholics shall try to build a soundly established Tanganyika with ever growing dedication and enthusiasm.« Als Leitgedanke wurde die Notwendigkeit verschiedener Formen des gesellschaftlichen Pluralismus formuliert. In einer abschließenden Konzeption des Verhältnisses von Kirche und Staat wurde einerseits auf die Unmöglichkeit einer völligen Trennung von politischer und religiöser Sphäre verwiesen, andererseits wurden aber die jeweiligen Zuständigkeiten abgegrenzt.⁸⁴

81 Kwame Nkrumah, *The Autobiography of Kwame Nkrumah*, London 1957, S. 14.

82 »Christianity and Political Development. A statement issued by the Christian Council of Nigeria with the hope that it will serve as a guide to the Christian people in Nigeria in their activities, in their prayers and in the spirit in which they react to the important political changes of these days.«, in: WEADM, Vol. LVII, No 503, Jan. – Feb. 1952, S. 14.

83 Evangelical Lutheran Church in Tanzania/Northern Diocese Archive/77/1, Christian Council of Tanganyika, Minutes of the Meeting of the Christian Council of Tanganyika held at Tabora from 29th June to 2nd July, 1959.

84 Unity and Freedom in the New Tanganyika, unterzeichnet von Laurean Cardinal Rugambwa und 19 weiteren Bischöfen, Tabora 1960, S.2; vgl. Ludwig, *Das Modell Tanzania*, S. 35–37.

Verhältnisbestimmung zu anderen Religionen und die Forderung nach Religionsfreiheit

Die meisten Staaten, die nach 1945 ihre Unabhängigkeit erlangten, sicherten formal kirchliche Eigenständigkeit und Religionsfreiheit zu. Dieses Prinzip, einschließlich des Rechts der Konversion, war sowohl beim Zweiten Vatikanischen Konzil der katholischen Kirche (1962–1965) wie auch in der Amsterdamer Versammlung des Weltkirchenrats (1961) betont worden – wobei die protestantische Versammlung einräumte, dass ihre Mitgliedskirchen in der Vergangenheit dieses Recht nicht immer hochgehalten hätten.⁸⁵

In der Praxis zeigten sich tatsächlich massive Einschränkungen. Die neuen politischen Führer erwarteten häufig von den Religionen nicht kritische Distanz, sondern Unterstützung des *nation building*. Die Neigung, die Kirchen gefügig zu machen, sei es durch Diskriminierung und Unterdrückung, sei es durch Privilegierung und Anpassung, war vielerorts unverkennbar.⁸⁶ Manchmal kam es zu Versuchen, neue nationale Kirchen zu kreieren. So versuchte Nnamdi Azikiwe, einer der führenden nigerianischen Nationalisten und Absolvent verschiedener Missionsschulen, sein Programm durch die Gründung einer eigenen Religionsgemeinschaft zu verwirklichen. Die *National Church of Nigeria* sollte der Unterstützung der politischen Bewegung dienen und daher religionsübergreifend und afrikanisch sein. In Ghana, dem ersten unabhängigen Staat im subsaharischen Afrika, entwickelte sich ein Persönlichkeitskult um Kwame Nkrumah. 1961 wurde sein Geburtsort zum nationalen Schrein erklärt, ein »Glaubensbekenntnis an Kwame Nkrumah« zirkulierte (»Ich glaube an Kwame Nkrumah, den mannhaften Führer unseres Heimatlandes, den Gründer unserer Schulen, und an die kraftvolle nationalistische Volkspartei [...]«)⁸⁷ und Nkrumah selbst schien der Idee, dass er der Messias und Erlöser sei, nicht abgeneigt zu sein. Noch extremer waren die Exzesse in Zaire unter Mobutu, in dem alle religiösen Körperschaften mit Ausnahme von sieben Gruppierungen – den Katholiken, der *Church of Christ* in Zaire, *Simon Kimbangu's Church*, der Union der protestantischen Kirchen, der Griechisch-Orthodoxen Kirche, Islam und Judentum – untersagt wurden; alle anderen Gemeinschaften hatten sich diesen Organisationen anzuschließen. Damit sollte die Ausbreitung und Aufsplitterung in kleinere Gemeinschaften verhindert werden. Auch in Idi Amins Uganda kam es zum Verbot kleinerer Religionsgemeinschaften wie der Baptisten, Pfingstler, der Heilsarmee und der Sieben-Tage-Adventisten. Diese Gruppierungen wurden beschuldigt, für den CIA zu arbeiten, und aufgefordert, sich einer der vier verbliebenen Gemeinschaften – Anglikaner, Katholiken, Orthodoxen oder Muslimen – anzuschließen.

Gerade in der ersten Phase nach der Erlangung der Unabhängigkeit waren die Kirchen in vielen Ländern Afrikas durch Formen einer Zivilreligion und den Kult um charismatische Führungspersonlichkeiten ebenso wie durch die versuchte Reglementierung des religiösen Lebens durch die Regierungen herausgefordert.

85 A.F. Carrillo de Albornoz, Ecumenical Perspectives of the Vatican Declaration on Religious Liberty, in: *Journal of Church and State*, 1966, S. 446.

86 Wolfgang Lienemann, Kirche und Staat V, in *Theologische Realenzyklopädie* Bd. 18, Berlin 1989, S. 397–405, hier: S. 402.

87 Das »Glaubensbekenntnis« ist veröffentlicht in: *Hans Jochen Margull*, Aufbruch zur Zukunft. Chiliastisch-messianische Aufbruchsbewegungen in Afrika und Südostasien, Gütersloh 1962, S. 70 f.; vgl. auch *Klaus Koschorke/Frieder Ludwig/Mariano Delgado* (Hrsg.), Außereuropäische Christentumsgeschichte. Asien, Afrika, Lateinamerika 1450–1990, Neunkirchen 2004, S. 196, 197. Zum Personenkult um Nkrumah vgl. *Deborah Pellow/Naomi Chazan*, Ghana: Coping with Uncertainty, Boulder 1986, S. 31: »Osagyefo (the victor) Nkrumah was crowned with titles ranging from Showboy to Messiah. His movements were followed with a mixture of pride and awe, his words were consumed with a fervor that transformed politics into a new form of religion.« Vgl. auch *Regina Jach*, Religion, Migration und Raum: Ghanaische Kirchen in Accra, Kumasi und Hamburg in Prozessen von Kontinuität und Kulturwandel, Hamburg 2005, S. 108.

Neue Akzentuierung der christlichen Botschaft

Auch in Ländern mit einem gemäßigten Kurs bestand eine Tendenz zur Stärkung der Zentralorgane und zur Kontrolle über die kirchliche bzw. religiöse Szene. In Tansania hatte der Christenrat entscheidendes Mitspracherecht bei der staatlichen Registrierung neuer kirchlicher Gruppierungen, die u. a. für den Erwerb von Grundstücken notwendig war. Gleichzeitig übernahm der tansanische Christenrat (*Christian Council of Tanzania*, CCT) die Aufgabe, die Gespräche der protestantischen Kirchen mit der Regierung etwa im Bildungs- und Gesundheitssektor zu koordinieren; er wurde zum zentralen Ansprechpartner. Da einerseits Präsident Nyerere seit der Arusha-Deklaration von 1967 (in welcher das Grundsatzprogramm der Regierungspartei *Tanganyika African National Union*, TANU, formuliert wurde) versuchte, die Kirchen zu überzeugen, dass die Unterstützung des afrikanischen Wegs zum Sozialismus eine zentrale Aufgabe sei, und da der Ökumenische Rat der Kirchen in Uppsala 1968 die christliche Pflicht des Dienens und der Überwindung ungerechter Strukturen betonte, übernahm der CCT mehr und mehr Engagements in der Entwicklungsarbeit. Zahlreiche Dokumente wurden erarbeitet, darunter die Studie »Rural Vocational Education in Tanzania«, die 1977 feststellte: »(W)e, the churches, accept fully our portion of criticism and admit our guilt in having failed to struggle with more concrete enlightenment and socialist commitment for a change of those conditions that prevent vocational education from serving the socialist revolution in our country. Likewise we do pledge to do everything in our power to make vocational education serve fully the building of a socialist and self-reliant nation.«⁸⁸ Die Intention des Dokumentes ist deutlich: Die Kirchen sollten nicht mehr der gesellschaftlichen Entwicklung hinterherlaufen, sondern selbst die Vordenker- und Vorreiterrolle übernehmen und damit zur revolutionären Kraft werden. Ein wichtiger Repräsentant dieses Ansatzes war Thomas Musa, der als Präsident der lutherischen Zentraldiözese in Tansania sowie als Mitglied des *Executive Committee* der Regierungspartei sowohl politische wie auch kirchliche Positionen übernommen hatte. Musa konstatierte, dass das Christentum und der tansanische Weg zum Sozialismus viele gemeinsame Ziele hätten, wie zum Beispiel den Kampf gegen Bestechung und Ausbeutung sowie den Einsatz für Gerechtigkeit und Menschenwürde.⁸⁹ Ebenso sah Erasto Kweka, der langjährige Bischof der lutherischen Norddiözese, die alten christlichen Ideale des Lebens und Arbeitens miteinander im Konzept Nyereres verwirklicht: »Can we then say that organizing the society in such a manner that people live together and work together for their common good becomes evil because it is called socialism [...]?«⁹⁰

Auch auf katholischer Seite traten nun diejenigen Theologen in den Vordergrund, die in dem tansanischen Weg praktiziertes Christentum realisiert sahen. Der prominenteste Vertreter war Bischof Christopher Mwoleka, der die neue Situation in Tansania als einmalige Gelegenheit für die Christen beschrieb, Gott näher zu kommen. Insbesondere in der Basisgruppenarbeit erkannte er eine gute Chance der Verbindung von Christentum und Sozialismus. Damit änderten sich für Mwoleka auch die Aufgaben des Klerus. Priester und Ordensleute sollten hinter ihren Klostermauern hervorkommen und in Gemeinden leben, die für alle offen seien. Für sich persönlich zog er die Konsequenz, zwei Wochen

88 *Christian Council of Tanzania*, Rural Vocational Education in Tanzania. Conclusions, Recommendations and Implementation. From a research on Rural Vocational Education in Tanzania Approved and Passed by the Annual Conference of the CCT, Tabora, 8.–9. 10. 1977, S. 1; vgl. dazu Ludwig, Das Modell Tanzania, S. 137–147, hier S. 144.

89 Thomas Musa, The importance of the Opportunity which Christianity has in Ujamaa, in: Africa Theological Journal 6, 1977, S. 24–31, hier: S. 27.

90 Erasto Kweka, The Church and State in Tanzania, Thesis, Northwestern Theological Seminary, St. Paul 1973, S. 111. Für weitere Belege vgl. Ludwig, Das Modell Tanzania, S. 102–106.

jedes Monats in dem Ujamaa-Dorf Nyabihanga in seiner Diözese zu verbringen. Für Mwoleka verband sich mit der neuen Form des Gemeindelebens auch eine Neuformulierung der Glaubenslehre. Eine ganzheitliche Theologie sollte an die Stelle der dichotomen westlichen Konzeption treten, die das Leben in einzelne Bereiche aufspalte. Als Beispiel für diesen »Dualismus« nannte Mwoleka die strikte Unterscheidung von Körper und Seele, von säkularer und religiöser Sphäre, von Profanem und Heiligem. Für Afrikaner, so Mwoleka, bestehe eine enge Verbindung zwischen diesen Polen.⁹¹

Laurenti Magesa, Direktor des *Catholic Higher Institute of Eastern Africa*, knüpfte in seinen Untersuchungen an die lateinamerikanische Befreiungstheologie an. Doch während deren führende Repräsentanten wie G. Gutierrez, R. Laurentin oder D.H. Camara eine Bewegung von unten forderten, setzte Magesa im tansanischen Kontext auf eine enge Zusammenarbeit mit der Regierung. Die biblische Botschaft verkündige die Überwindung von Krankheit, Unwissenheit, Armut und Unterdrückung – dies sei auch die Botschaft der Philosophie Nyereres.⁹²

Weniger explizit als bei Magesa ist die Auseinandersetzung mit Nyereres Modell des tansanischen Sozialismus bei Charles Nyamiti. Nyamiti trat 1971 mit der in Kampala veröffentlichten Untersuchung »African Theology: Its Nature, Methods and Problems« hervor, eine der ersten systematischen Arbeiten größeren Umfangs auf diesem Gebiet. Zwei Jahre später publizierte er ebenfalls in Kampala einen weiterführenden Entwurf mit dem Titel »The Scope of African Theology«. Zahlreiche weitere Publikationen folgten. In seinen Schriften hob Nyamiti immer wieder hervor, dass die kulturellen Elemente der Vergangenheit, welche die fundamentalen und ewigen Werte Afrikas verkörperten, auch für die moderne Gesellschaft nützlich sein könnten.⁹³

Um eine Verhältnisbestimmung von Christentum und afrikanischer traditionaler Religion ging es dem Kenianer John S. Mbiti (geb. 1931). Durch seine Bücher – insbesondere »African Religions and Philosophy«⁹⁴ – prägte er nicht nur das Verständnis der »afrikanischen traditionellen Religion«, die nach seiner Auffassung überall im subsaharischen Afrika Gemeinsamkeiten aufweist, wie etwa den zentralen Glauben an einen Schöpfergott, sondern er konstatierte auch eine Verbindung zum christlichen Glauben: »The God described in the Bible is none other than the God who is already known in the framework of our traditional African religiosity. The missionaries who introduced the gospel to Africa in the past 200 years did not bring God to our continent. Instead, God brought them.«⁹⁵ Später stellte auch der aus Gambia stammende, an der *Yale Divinity School* unterrichtende Lamin Sanneh die Verbindungen zwischen Christentum und afrikanischen traditionellen Religionen heraus. Diese wurden – so Sanneh in seinem wichtigen Werk »Translating the Message« (Maryknoll 1989) – schon dadurch hergestellt, dass sich die meisten Bibelübersetzer(innen) dazu entschieden, den traditionellen Gottesnamen zu verwenden. Zudem wurde mit den Übersetzungen allen der Zugang zur Heiligen Schrift eröffnet. Damit konnte sich ein Adaptionprozess vollziehen, der zur Emanzipation afrikanischer Christen und zur kulturellen Pluralisierung des Christentums führte. Afrikanische unabhängige Kir-

91 Christopher Mwoleka, Ujamaa and Christian Communities, 1976, zitiert in: Per Frostin, Liberation Theology in Tanzania and South Africa: A First World Interpretation, Lund 1988, S. 50.

92 Laurenti Magesa, Towards a theology of liberation for Tanzania, in: Edward Fashole-Luke u. a. (Hrsg.), Christianity in Independent Africa, London 1978, S. 509 ff.

93 Vgl. etwa Charles Nyamiti, Afrikanische Kultur-Afrikanische Theologie, in: Theo Sundermeier (Hrsg.), Zwischen Kultur und Politik. Texte zur afrikanischen und zur Schwarzen Theologie, Hamburg 1978, S. 29–57; zu diesem Abschnitt insgesamt Ludwig, Das Modell Tanzania, S. 94–102.

94 London 1969; deutsch: Afrikanische Religion und Weltanschauung, Berlin 1974.

95 John Mbiti, The Encounter of Christian Faith and African Religion, in: Christian Century 27, 1980, S. 817–820. URL: <<http://www.religion-online.org/showarticle.asp?title=1746>> [7.7.2008].

chen, die sich meist von protestantischen Missionskirchen lösten, spielen in diesem Prozess eine zentrale Rolle, denn in ihnen vollzog sich eine Akkulturation der christlichen Botschaft von der Basis aus.

III. AUSBLICK

Das Ujamaa-Modell in Tansania scheiterte; auch in anderen afrikanischen Ländern überschritt die staatliche Zentralisierungs- und Integrationspolitik ihren Zenit. Damit wurde auch die sehr enge Zusammenarbeit von Kirchenleitungen und nationalen Führungseliten infragegestellt. In manchen kirchlichen Organisationen zeigten sich nun ähnliche Probleme wie auf der staatlichen Ebene; so war die zunehmende Bürokratisierung kaum finanzierbar und wurde zu einem der Faktoren für die finanziellen Schwierigkeiten. Im Christenrat diente das Schlagwort der »revolutionären Kirche« weniger dem gesellschaftlichen Wandel als vielmehr dem Aufbau eines immensen Mitarbeiterstabs, der in den 1970er- und 1980er-Jahren von 14 auf ca. 320 Angestellte anwuchs. Die Hauptfunktion des CCT wurde nun in der Verteilung von Projektmitteln gesehen. Da die Verwaltungskosten nicht nur außerordentlich hoch, sondern auch unkontrollierbar wurden, kamen längst nicht alle Gelder den Empfängergruppen zugute: Ein großer Teil verblieb in der kirchlichen Bürokratie.⁹⁶ Ähnliche Beobachtungen wurden auch für Kenia gemacht.⁹⁷

Seit den 1980er-Jahren ist ein rasches Wachstum der Kirchen außerhalb des traditionellen Spektrums (Pfingstkirchen, post-konfessionelle Kirchen) zu beobachten. Mittlerweile sind charismatische Gottesdienste mit öffentlichen Sündenbekenntnissen und Glaubenszeugnissen, mit begeistertem Gesang und rhythmischem Händeklatschen, mit Heilungsgebeten und Wunderzeichen zu einem der auffälligsten Erscheinungen des afrikanischen Christentums geworden. Damit ist nun eine andere Akzentuierung als noch in den 1970er-Jahren zu beobachten. Diese Entwicklung ist in der Forschung unterschiedlich bewertet worden: Während Paul Gifford⁹⁸ die Überzeugung vertrat, dass die afrikanischen Kirchen durch dieselben Grundprobleme wie afrikanische Staaten gekennzeichnet seien, ordnete der Nigerianer Ogbu Kalu die Ausbreitung der Charismatiker und Pfingstler in den Dekolonisationsprozess ein und verstand diese Bewegung als »dritte Welle der Befreiung von westlicher Bevormundung«.⁹⁹

Auch in Indien spielen diese Denominationen eine wichtige Rolle. Es ist jedoch unübersehbar, dass das Christentum in Südasien weiterhin in einer Minderheitensituation ist, während die Kirchen in vielen Staaten des subsaharischen Afrika rapide wachsen und häufig ein wichtiger politischer Einflussfaktor sind.

Damit zeigt sich, dass der Vergleichbarkeit Grenzen gesetzt sind und dass die Entwicklungen in vieler Hinsicht unterschiedlich verliefen. Dennoch gab es in der Auseinandersetzung mit kolonialer Herrschaft und westlicher missionarischer Kontrolle auch zahlreiche Gemeinsamkeiten. Da das Christentum häufig als »importiert« und als »Fremdkörper« empfunden wurde, wurden die Überwindung westlicher Strukturen, die Auseinandersetzung mit den eigenen religiösen Traditionen und die Verhältnisbestimmung zu den Nationalbewegungen zu zentralen Themen für Kirche und Theologie in Asien und Afrika, wobei von den in Indien schon seit den 1920er-Jahren entwickelten Positionen wesentliche Impulse ausgingen. Die Publikationen und Konferenzen des internationalen Missionsrats

⁹⁶ Ludwig, *Das Modell Tanzania*, S. 137–147.

⁹⁷ Agnes Chepkwony, *The Role of Non-Governmental Organizations in Development. A Study of the National Christian Council of Kenya, 1963–1978*, Uppsala 1987.

⁹⁸ Paul Gifford, *African Christianity: Its Public Role*, London 1998.

⁹⁹ Ogbu U. Kalu, *The third response. Pentecostalism and the Reconstruction of Christian Experience in Africa, 1970–1975*, in: *Journal of African Christian Thought* 1, 1998, S. 3–6.

bildeten eine Basis für die gegenseitige Wahrnehmung und den sich intensivierenden Süd-Süd-Austausch.

Christoph Kalter

»Le monde va de l'avant. Et vous êtes en marge«

Dekolonisierung, Dezentrierung des Westens und Entdeckung der ›Dritten Welt‹ in der radikalen Linken in Frankreich in den 1960er-Jahren*

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg kontrollierten Europäer den größten Teil der Erde; nur 60 Jahre später gab es kaum noch ein Territorium, das nicht seine staatliche Unabhängigkeit erklärt hatte. In dieser »Revolte gegen den Westen« sahen manche zeitgenössische Beobachter den wichtigsten Ereigniszusammenhang des 20. Jahrhunderts.¹ Zwar wurde schon Anfang der 1960er-Jahre deutlich, dass die Unabhängigkeit der neuen Nationalstaaten keine radikale Zäsur, keinen glatten Bruch mit der kolonialen Vergangenheit darstellte. Doch gerade das komplexe Ineinander von Fortschreibungen und Brüchen zwischen kolonialen und nachkolonialen Gesellschaften in Europa und der Welt unterstreicht die besondere Bedeutung der Dekolonisierung und wird – in der englischsprachigen Forschung seit den 1980er-Jahren, in Deutschland und Frankreich erst seit jüngerer Zeit² – mit Gewinn im Licht postkolonialer Ansätze diskutiert. Eine postkoloniale Perspektive wählt auch der folgende Beitrag: Das Aufeinanderbezogensein von Kolonisierern und Kolonisierten, von europäischen ›Zentren‹ und nicht-europäischer ›Peripherie‹ charakterisierte nicht nur Anfänge und Blütezeit des Kolonialismus, sondern auch seinen Zusammenbruch. Die Dekolonisierung brachte den ›Metropolen‹³ dabei nicht nur territoriale Ver-

* Für Gespräche und Anregungen sowie die kritische Lektüre des vorliegenden Artikels danke ich sehr herzlich Sebastian Conrad, Florenz, Jennifer Schevardo, Berlin, und Marcel Streng, Bielefeld.

1 So z. B. der britische Historiker *Geoffrey Barraclough*, *The Revolt Against the West* [1964], in: *Prasenjit Duara* (Hrsg.), *Decolonization. Perspectives from now and then*, London etc. 2003, S. 118–130, hier: S. 118.

2 Unter den ehemaligen europäischen Kolonialmächten hat keine den Postkolonialismus so spät für die historiografische Diskussion entdeckt wie Frankreich; zuerst bei *Nicolas Bancel/Pascal Blanchard/François Vergès*, *La République coloniale. Essais sur une utopie*, Paris 2003, programmatisch dann *Pascal Blanchard/Nicolas Bancel/Sandrine Lemaire* (Hrsg.), *La fracture coloniale. La société française au prisme de l'héritage colonial*, Paris 2005. Diese Publikation hat eine breite und heftig geführte Debatte entfacht; zur geschichtspolitischen Kontextualisierung der Diskussion *Catherine Coquery-Vidrovitch*, *Esclavage, colonisation, racisme, »postcolonialité«: nouveaux débats, nouveaux enjeux*. Conférence donnée dans le cadre des activités du CVUH (Comité de vigilance face aux usages publics de l'histoire), 14 juin 2007 (texte brut), in: <<http://cvuh.free.fr/spip.php?article117>> [5.10.2007]. Zum Stand der Diskussion in Frankreich zuletzt *Jim Cohen/Elsa Dorlin/Dimitri Nicolaidis* u. a. (Hrsg.), *Qui a peur du postcolonial? Défis et controverses* (Mouvements 51, 2007, Septembre-Octobre), Paris 2007.

3 Metropole meint hier natürlich nicht das europäische Metropolenkonzept der »besonderen Stadt« wie Paris oder London; die Begriffe Zentrum bzw. Metropole auf der einen, Peripherie bzw. Kolonie auf der anderen Seite wurden in der dependenztheoretischen Literatur der 1960er- und 1970er-Jahre systematisch entfaltet und bezeichneten dort das historisch gewachsene Machtungleichgewicht zwischen den europäisch-nordamerikanischen Nationalökonomien und Gesellschaften einerseits, denjenigen der (ehemaligen) Kolonien Asiens, Afrikas und Lateinamerikas andererseits. Obwohl diese Dichotomien nicht frei von problematischen Implikationen sind, haben sie als analytische Begriffspaare verbreitet Eingang in die Forschungen zu Kolonialismus und Dekolonisierung gefunden. Auch in postkolonialer Perspektive bleiben sie relevant, wenngleich die ihnen inhärente Dichotomisierung insofern aufgebrochen wird, als nun komplexe Ver-

luste, Migration, eine neue Geopolitik oder modifizierte Wirtschaftsbeziehungen. Das »Ende der Imperien«⁴ veränderte vielmehr nichts weniger als die Welt- und Selbstbilder der europäischen Gesellschaften. Diese kulturgeschichtliche Dimension der Dekolonisierung – und ihre politischen Implikationen für die französische Linke – stehen im Zentrum dieses Beitrags.⁵ Für die schwierige »decolonization of imagination«⁶, so das Argument, war die Idee der »Dritten Welt«⁷ zentral. Sie ermöglichte es, den durch das Ende des Kolonialismus bewirkten Veränderungen Sinn zu verleihen und sie auf andere Konstellationen – wie den Nachkriegskapitalismus oder den Kalten Krieg – zu beziehen. Dabei erlaubte die Rede von der Dritten Welt einerseits den Anschluss an bekannte Repräsentationen⁸ der Kolonien. Das Konzept der Dritten Welt stand andererseits für radikalen Wandel, es konstruierte eine neue Welt – und belegt damit, als wie tiefgreifend die durch die Dekolonisierung bewirkten Veränderungen empfunden wurden.

Im Folgenden erläutere ich zunächst meine Verwendung der Begriffe Dritte Welt und radikale Linke (I.). Anschließend stelle ich die von François Maspero in Paris verlegte Zeitschrift *Partisans* vor, die im Frankreich der 1960er-Jahre zum wichtigsten Mediator linksradikaler Repräsentationen der Dritten Welt wurde (II.). Ein dritter Abschnitt befasst sich mit Frantz Fanons antikolonialem Manifest »Les damnés de la terre« und seinem Vorwort von Jean-Paul Sartre; dieser Doppeltext, so wird argumentiert, bildete die wichtigste intellektuelle Matrix der Entdeckung der Dritten Welt in *Partisans* (III.). Der vierte Abschnitt untersucht anhand einiger in *Partisans* publizierter Artikel die programmatische Dezentrierung des Westens, die diese Entdeckung begleitete und die der antikolonialen Linken in ihr Profil verlieh. Die Umkehrung tradierter Hierarchien zwischen »dem Westen« und »dem Rest«⁹ ist ein spektakulärer Aspekt der Dekolonisierung, auch wenn diese Verkehrung des bekannten Wertesystems in den europäischen Gesellschaften nur von einer radikalen, aber wachsenden Minderheit nachvollzogen wurde. Welche konkreten Funktionen der Bezug auf die Dritte Welt für die radikale Linke in Frankreich ha-

schränkungen von Metropolen und Peripherien thematisiert werden und damit beide uneindeutiger werden lassen. Vgl. z. B. *Frederick Cooper/Ann Laura Stoler, Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda*, in: *dies.* (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley, CA 1997, S. 1–56.

4 Vgl. das gleichnamige Kapitel bei *Eric Hobsbawm*, *Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München etc. 1995, S. 253–281.

5 Als thematischen Aufriss der kulturellen Folgen der Dekolonisierung für die Metropolen-Gesellschaften am Beispiel Großbritanniens vgl. *Stuart Ward*, Introduction, in: *dies.* (Hrsg.), *British Culture and the End of Empire*, Manchester etc. 2001, S. 1–20, sowie *John M. MacKenzie*, *The persistence of empire in metropolitan culture*, in: *ebd.*, S. 21–36.

6 *Jan Nederveen Pieterse/Bhikhu Parekh* (Hrsg.), *The Decolonization of Imagination. Culture, Knowledge and Power*, London etc. 1995.

7 Die Anführungszeichen signalisieren, dass die »Dritte Welt« keine »objektive«, natürliche Entität ist. Um den Text bequemer lesbar zu machen, verzichte ich im Folgenden auf diese typografische Markierung. Trotzdem liegt diesem Aufsatz auch weiterhin ein konstruktivistisches Verständnis der Dritten Welt zu Grunde: sie ist die facettenreiche Hervorbringung eines komplexen diskursiven Prozesses, der Wirklichkeit erzeugt und verändert.

8 Zum Begriff der Repräsentation vgl. *Roger Chartier*, *Die Welt als Repräsentation*, in: *Matthias Middell/Steffen Sammler* (Hrsg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten*, Leipzig 1994, S. 321–347. Zum Verhältnis von Repräsentation und Macht im (post-)kolonialen Kontext vgl. die Einleitung zu *Sebastian Conrad/Shalini Randeria* (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/Main etc. 2002.

9 *Stuart Hall*, *Der Westen und der Rest. Diskurs und Macht*, in: *dies.* (Hrsg.), *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften*, Bd. 2., Hamburg 1994, S. 137–179.

ben konnte, soll hier skizziert werden (IV.). In welche Genealogien¹⁰ die in *Partisans* formulierte Kritik am Westen sich einschrieb, was ihre Spezifik war und wie sie bis heute fortwirkt, wird im letzten Abschnitt thematisiert, der auch die grundsätzliche Ambivalenz des linksradikalen Dritte-Welt-Diskurses herausstellt (V.).

I. DRITTE WELT UND RADIKALE LINKE

Die Dritte Welt ist keine natürliche, sondern eine diskursive Realität. Ihre Geschichte begann 1952, als der französische Demograf Alfred Sauvy in einem Zeitungsartikel den Begriff des *tiers monde* lancierte.¹¹ In der ersten Hälfte der 1960er-Jahre wurde die bald in zahlreichen Sprachen bekannte Dritte Welt fest im sozialwissenschaftlichen, medialen, politischen und alltäglichen Sprachgebrauch verankert.¹² Sie blieb dann etwa 30 Jahre lang eine Schlüsselkategorie zur Deutung der Welt in der Nachkriegszeit, und erst nach 1989/90 wurde das Konzept vom Paradigma der ›Globalisierung‹ verdrängt¹³, ohne jedoch völlig zu verschwinden.¹⁴ Was machte die Dritte Welt so attraktiv? Das Konzept erlaubte, drei parallel, aber auch interdependent verlaufende wirtschaftliche, (geo-)politische und kulturelle Rekonfigurationen der Welt nach 1945 zusammenzudenken und auf den Begriff zu bringen:

1. Zu diesen Entwicklungen gehörte die Entstehung einer von den USA dominierten Weltwirtschaftsordnung, deren Schwerpunkt die ›atlantische Integration‹ der westlichen Industrienationen war.¹⁵ In der Atlantikcharta hatten die Westalliierten 1941 als Ziel ihrer Nachkriegspolitik formuliert, einen von Zollschränken möglichst weitgehend befreiten Weltmarkt aufzubauen. Tatsächlich wuchs nach der Weltwährungskonferenz von Bretton Woods (1944) und der Unterzeichnung des GATT-Abkommens (*General Agreement on Tariffs and Trade*, 1947) – die staatssozialistischen Länder schlossen sich dem multilateralen Handelsvertrag nicht an – der Umfang des Welthandels stetig und schnell. Vor allem die westlichen Industrienationen profitierten von dem erhöhten Handelsaufkommen,

10 Michel Foucault, Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970, München 1974, führt den aus der Familienforschung stammenden Begriff der Genealogie als Metapher in sein Forschungsprogramm ein; sie bezeichnet eine historische Methodik, die ›Geburt‹ und ›Stammbaum‹ verschiedener Diskursformationen der Gegenwart in einer dekonstruktivistischen, anti-essentialistischen Perspektive auf ihre zerstreuten Ursprünge zurückführt.

11 Alfred Sauvy, *Trois mondes, une planète* [1952], in: Elsa Assidon/Sophie Bessis/Serge Cordellier (Hrsg.), *La fin du tiers monde?*, Paris 1996, S. 145–147.

12 Der sozialwissenschaftliche Diskurs, in dem die Dritte Welt erfunden wurde und der lange Zeit ihr wichtigster Träger blieb, kann im Rahmen dieses Artikels nicht behandelt werden. Vgl. dazu immer noch grundlegend Carl E. Pletsch, *The Three Worlds, or the Division of Social Scientific Labor*, circa 1950–1975, in: *Comparative Studies in Society and History* 23, 1981, S. 565–587. Zur Übersetzungs- und Rezeptionsgeschichte des Konzepts in den ersten Jahren vgl. Erik Tängerstad, »The Third World« as an Element in the Collective Construction of a Post-Colonial European Identity, in: Bo Stråth (Hrsg.), *Europe*, Brüssel 2000, S. 157–193.

13 So das Argument bei B. R. Tomlinson, *What Was the Third World?*, in: *Journal of Contemporary History* 38, 2003, S. 307–321.

14 Obwohl die Dritte Welt mit theoretischen, empirischen und politischen Argumenten bereits seit Mitte der 1970er-Jahre und verstärkt nach 1989/90 kritisiert wurde, halten viele Autoren an dem Konzept fest, vgl. z. B. Frans J. Schuurman, *Paradigms Lost, Paradigms Regained? Development Studies in the Twenty-First Century*, in: *Third World Quarterly* (TWQ) 21, 2000, H. 1, S. 7–20; Arif Dirlik, *Spectres of the Third World: Global Modernity and the End of the Three Worlds*, in: TWQ 25, 2004, H. 1, S. 131–148.

15 Vgl. Hermann van der Wee, *Der gebremste Wohlstand. Wiederaufbau, Wachstum und Strukturwandel der Weltwirtschaft seit 1945*, München 1984.

das – zusammen mit wissenschaftlich-technischer Innovation – eine wichtige Grundlage ihres Wirtschaftswachstums in der Nachkriegszeit bildete. Bis in die Mitte der 1970er-Jahre erlebten diese Länder eine enorme Prosperität und den Übergang zum Massenkonsum, die Sozialstruktur und Lebenswelt der westlichen Gesellschaften dramatisch veränderten. Die wirtschaftspolitischen Diskurse der Zeit kreisten um die Begriffe Wachstum, Entwicklung und Modernisierung.¹⁶ Im Lichte dieser Paradigmen kontrastierte der historisch beispiellose Reichtum einer Minderheit im Westen nun umso drastischer mit der Armut der übergroßen Mehrheit der Weltbevölkerung, die der Entwicklung und Dynamisierung zu bedürfen schien, um ebenfalls am ›Fortschritt‹ zu partizipieren. In modernisierungstheoretischer Perspektive wurde ›Unterentwicklung‹ deshalb das wesentliche Charakteristikum der Dritten Welt – und diese damit zum Objekt (oder Partner) westlicher und östlicher Entwicklungs- und Geopolitik im Kalten Krieg.

2. Dessen komplexe Dynamik war – neben Konsumkapitalismus im Westen und globalem Wohlstandsgefälle – die zweite prägende Struktur nach dem Zweiten Weltkrieg.¹⁷ Seit 1947 standen USA und UdSSR sich als Supermächte mit ihren Verbündeten in einem Konflikt gegenüber, der – unterhalb der Schwelle offener Kriegshandlungen – mit allen Mitteln geführt wurde. Große Teile der Welt gehörten nicht mehr oder noch nicht zu diesen Blöcken, waren aber in vielerlei Hinsicht von diesen abhängig. Sie bildeten einen Raum, in dem der liberaldemokratisch-kapitalistische Westen und der volksdemokratisch-sozialistische Osten um Einfluss konkurrierten. Hier wurde der Krieg oft heiß, während er in den Metropolen weiterhin kalt blieb.¹⁸ Die aus Perspektive des Systemkonflikts peripheren Territorien waren also einerseits starkem Druck ausgesetzt, konnten andererseits aber die Rivalität der Großen für sich nutzen. Aus der dichotomen Struktur des Kalten Krieges fielen sie heraus; sie schienen ein Drittes zu sein, und wurden in der Geopolitik der internationalen Beziehungen deshalb bald zur Dritten Welt gezählt.

3. Die dritte Nachkriegsentwicklung, die im Konzept der Dritten Welt reflektiert wurde, war die Dekolonisierung. Der Zweite Weltkrieg beschleunigte das Ende der europäischen Imperien, das zur Bildung neuer Nationalstaaten in den ehemaligen Kolonien führte. Bis 1950 war die Dekolonisierung Asiens – mit Ausnahme Indochinas – abgeschlossen. In den 1950er-Jahren bildeten sich auch in Afrika Unabhängigkeitsbewegungen, die das Ende kolonialer Herrschaft forderten und durchsetzten. Im berühmten »Afrika-Jahr« 1960 wurde eine Rekordzahl von 17 neuen Staaten unabhängig, und nach 1962/63 widersetzten sich nur Portugal und einige unabhängige Siedlerkolonien noch der Dekolonisierung. Die koloniale Gegenwart oder Vergangenheit sowie das Vorhandensein anticolonialer Parteien, Bewegungen oder Regierungen wurde bald zu einem wichtigen Bestandteil gängiger Definitionen der Dritten Welt.

Das Konzept oszillierte von Anfang an zwischen Fremd- und Selbstzuschreibung. Nach der Konferenz asiatischer und afrikanischer Staaten im indonesischen Bandung 1955 fand der Begriff *tiers monde* Eingang in den politischen Sprachgebrauch, und zwar zuerst unter französischen und maghrebinischen Journalisten und Intellektuellen in Paris.¹⁹ Seit Fanons »Les damnés de la terre« von 1961 wurde die Dritte Welt – ursprünglich eine Er-

16 Vgl. Jürgen Bossmann, »Arrested Development«? Obsessionen im Wachstumsdenken, in: Michael Jeissmann (Hrsg.), Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter, Frankfurt/Main 1995, S. 26–77; Reinhard Steurer, Der Wachstumsdiskurs in Wissenschaft und Politik. Von der Wachstumseuphorie über »Grenzen des Wachstums« zur Nachhaltigkeit, Berlin 2002.

17 Odd Arne Westad, The Global Cold War, Cambridge 2005; Bernd Stöver, Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991, München 2007.

18 Bernd Greiner/Christian Th. Müller/Dierk Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, Hamburg 2006.

19 Vgl. Yves Lacoste, Contre les anti-tiers-mondistes et contre certains tiers-mondistes, Paris 1985.

findung französischer Sozialwissenschaftler – aber auch in Asien, Afrika und Lateinamerika²⁰ zu einer Ressource politischer Organisation, Identität und Herrschaftslegitimation. Die Führer antikolonialer Befreiungsbewegungen und postkolonialer Nationalstaaten reklamierten den »mobilisation myth«²¹ der Dritten Welt als Kampfbegriff gegen (Neo-)Kolonialismus und ungleiche Handelsbeziehungen, als Alternative zur Hegemonie des Westens und des Ostens, als Garant einer ›autochthonen‹ Modernisierung ihrer eigenen Gesellschaften, als Leitbild ihrer interkontinentalen politischen Solidarität. Das Konzept der Dritten Welt strukturierte die kollektive Interessenvertretung relativ heterogener Staaten und Gruppen im Rahmen der »Blockfreien«²², der »Gruppe 77«²³ oder der »Trikontinentale«²⁴. Die von den (ehemaligen) Kolonisierern etablierten Bedeutungen des Begriffs wurden in den (ehemaligen) Kolonien angeeignet, kritisch reflektiert, übernommen, umgedeutet, abgelehnt oder erweitert – und kehrten auf verschiedenen Wegen nach Europa zurück, wo die Semantik der Dritten Welt sich ebenfalls weiter ausdifferenzierte. Wie ich im Folgenden verdeutlichen will, zeigt die Rede von der Dritten Welt also auch, dass die kolonialen Tauschbeziehungen hybride Metaphern, Konzepte und Deutungsmuster hervorbrachten, mit denen Kolonisierer und Kolonisierte versuchten, den *Zusammenbruch* kolonialer Herrschaft in der Dekolonisierung begreifbar zu machen.

Kapitalistische Modernisierung und globale Wohlstandsschere, Kalter Krieg und Dekolonisierung – diese Entwicklungen, die die Rede von der Dritten Welt plausibel machten, stellen sich zunächst als Makroprozesse auf globalgeschichtlicher Ebene dar. Sie alle hatten jedoch eine ›Innenseite‹ und prägten die Nationalgesellschaften, die an ihnen teilhatten. Das Frankreich der 1960er-Jahre war eine Wiederaufbau- und Konsumgesellschaft, die im Kalten Krieg außenpolitisch – trotz mancher Ambivalenzen – im ›westlichen Lager‹ verankert war.²⁵ Die Franzosen lebten zugleich in einer (post-)kolonialen Gesellschaft, in der die Dekolonisierungskonflikte – vor allem in Gestalt des Algerienkriegs²⁶ – besonders dramatische Formen annahmen.²⁷ Eine weitere Besonderheit des französischen Falls war die starke Position der Kommunistischen Partei (*Parti Communiste Français*, PCF) in

20 Geografisch wurde die Dritte Welt seit ca. 1960 überwiegend – wenngleich nicht ausschließlich – mit den armen, blockfreien und (post-)kolonialen Ländern dieser drei Kontinente identifiziert.

21 Mark T. Berger, After the Third World? History, Destiny and the Fate of Third Worldism, in: TWQ 25, 2004, H. 1, S. 9–39, Zitat S. 36.

22 Die 1961 in Belgrad gegründete Bewegung der »Blockfreien« versammelte unter der Führung Jugoslawiens, Ägyptens und Indiens diejenigen Staaten, die im Kalten Krieg keinem der militärischen Bündnissysteme oder »Blöcke« angehörten, vgl. Richard L. Jackson, The Non-Aligned, the UN and the Superpowers, New York 1983; Gerhard Baumann, Die Blockfreien-Bewegung. Konzept – Analyse – Ausblick, St. Augustin 1982.

23 Die bis heute bestehende Gruppe 77 – gegründet bei der ersten *United Nations Conference on Trade and Development* (UNCTAD) 1964 – ist eine lose Koalition von Dritte-Welt-Ländern, die in den Vereinten Nationen gemeinsame Forderungen vorbringt, vgl. Karl P. Sauvant, The Group of 77. Evolution, Structure, Organization, New York 1981; Marc Williams, Third World Cooperation. The Group of 77 in UNCTAD, London 1991.

24 Die »Trikontinentale« als offensiv ›antiimperialistische‹ Allianz diverser Staaten und Befreiungsbewegungen der Dritten Welt wurde 1966 in Havanna ins Leben gerufen, vgl. Albert-Paul Lentin, La lutte tricontinentale. Impérialisme et révolution après la conférence de La Havane, Paris 1966.

25 Alfred Grosser, Affaires extérieures. La politique de la France (1944–1989), Paris 1989.

26 Benjamin Stora/Mohammed Harbi (Hrsg.), La guerre d'Algérie. 1954–2004. La fin de l'amnésie, Paris 2004; Christiane Kohser-Spohn/Frank Renken (Hrsg.), Trauma Algerienkrieg. Zur Geschichte und Aufarbeitung eines tabuisierten Konfliktes, Frankfurt/Main etc. 2006.

27 Die Parallelität und Verflochtenheit von Dekolonisierung und kapitalistischer Modernisierung in der französischen Nachkriegsgesellschaft reflektiert Kristin Ross, Fast Cars, Clean Bodies. Decolonization and the Reordering of French Culture, Cambridge, Mass. etc. 1995.

der Wählergunst²⁸, aber auch der überragende Einfluss marxistischen Denkens unter den Intellektuellen des Landes.²⁹ Tatsächlich führten Nachkriegskapitalismus, Kalter Krieg und Dekolonisierung – die im Konzept der Dritten Welt gebündelt verhandelt wurden – zu tiefgreifenden Verschiebungen im Feld der intellektuellen und politischen Linken in Frankreich. Dabei kamen spezifisch französische Faktoren zum Tragen – neben der Position des PCF vor allem der Umstand, dass die sozialistische SFIO (*Section Française de l'Internationale Ouvrière*) als Regierungspartei 1956 die Eskalation des Algerienkrieges betrieb –, aber auch Entwicklungen, die nicht nur zeitgleich, sondern in transnationaler Verflechtung mit Italien, Belgien, der Schweiz, den Vereinigten Staaten, Großbritannien und der Bundesrepublik auch in anderen westlichen Industrienationen stattfanden.³⁰

In diesen Ländern entstand seit etwa 1956 das, was hier als radikale Linke bezeichnet werden soll. Diese Linke war außerordentlich heterogen: Zu ihr zählten nicht nur die intellektuelle und politische Strömung der selbst ernannten *New Left*, *Nouvelle Gauche* oder *Neuen Linken*, sondern auch eine große Zahl ›alter‹ dissidenter Strömungen, die dem Linkssozialismus, Trotskismus und Anarchismus zuzurechnen waren. Auch die Anhänger Chinas, die schon zu Beginn der 1960er-Jahre mit anderen Akzenten, vor allem aber seit Beginn der »Kulturrevolution« 1966, auf den Plan traten³¹, rechne ich zur radikalen Linken. Ihre Bestandteile waren also nicht nur verschieden, sondern zum Teil auch Konkurrenten oder Feinde im linken Feld. Was es trotzdem rechtfertigt, diese Gruppen – oft entgegen ihrer Selbstwahrnehmung – als radikale Linke zusammenzufassen, sind zwei Gemeinsamkeiten, die sie verbinden: Die radikale Linke verfolgte *erstens* eine marxistisch inspirierte Politik; als revolutionäre Linke plante sie die weltweite sozialistische Revolution. Dabei entstand sie am Rande, in konfliktreicher Abgrenzung von oder in offener Ablehnung der großen Apparate der alten Linken, wie sie von sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien und Gewerkschaften verkörpert wurde. Ersteren warf die radikale Linke Verrat an der Revolution vor, letztere wurden – vor allem 1956 nach der Enthüllung der stalinistischen Verbrechen beim XX. Parteitag der KPdSU und der Niederschlagung des Ungarnaufstandes durch die Panzer des Warschauer Paktes – als Handlanger einer brutalen Machtpolitik kritisiert, die mit dem ursprünglich von der Sowjetunion verkörperten Versprechen auf eine bessere Welt nichts mehr zu tun hatten. *Zweitens* war es eine Gemeinsamkeit aller Fraktionen der radikalen Linken, dass sie sich als radikal antikolonial oder antiimperialistisch verstanden und sich besonders für die Dritte Welt interessierten.

28 Yves Santamaria, *Histoire du Parti communiste français*, Paris 1999.

29 Sunil Khilnani, *Arguing Revolution. The Intellectual Left in Post-War France*, New Haven etc. 1993.

30 Die Forschung konzentriert sich bisher auf die ›Neue Linke‹ sowie die inter- und transnationale Dimension von ›1968‹ oder den 68er-Bewegungen, vgl. z. B. die nützlichen Titel *Ingrid Gilcher-Holtey*, *Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA*, München 2001; *Thomas Etzemüller*, *1968 – Ein Riss in der Geschichte? Gesellschaftlicher Umbruch und 68er-Bewegungen in Westdeutschland und Schweden*, Konstanz 2005; *Jakob Vogel*, *Senghor et l'ouverture culturelle de la RFA en 68. Pour une histoire transnationale Allemagne – France – Afrique*, in: *Vingtième siècle* 94, 2007, H. 2, S. 135–148; *Gerd-Rainer Horn*, *The Working-Class Dimension of 1968*, in: *ders./Padraic Kenney* (Hrsg.), *Transnational Moments of Change. Europe 1945, 1968, 1989*, Lanham, MD 2004, S. 95–118; *Robert Frank*, *Imaginaire politique et figures symboliques internationales*, in: *Geneviève Dreyfus-Armand/ders./Marie-Françoise Levy* u. a. (Hrsg.), *Les Années 68. Le temps de la contestation*, Paris 2000, S. 31–47; *Hans Günter Hockerts*, »1968« als weltweite Bewegung, in: *Venzan Schubert* (Hrsg.), *1968. 30 Jahre danach*, St. Ottilien 1999, S. 13–34. Die Frühgeschichte der transnationalen radikalen Linken und die Rolle der ›alten‹ dissidenten Linken bei ihrer Genese seit dem Ende der 1950er-Jahre ist dagegen bisher nicht ausreichend erforscht.

31 *Christophe Bourseiller*, *Les maoïstes. La folle histoire des gardes rouges français*, Paris 1996.

Dieser Punkt ist entscheidend: Radikale Linke und Dritte Welt entstanden, so meine These, nicht nur zur selben Zeit, also an der Schwelle von den 1950er- zu den 1960er-Jahren. Mehr als das: Beide waren wechselseitig konstitutiv, die Entdeckung der Dritten Welt und die Entstehung der radikalen Linken waren wesentlich aufeinander bezogen, und der eine Prozess ist ohne den anderen nicht zu erklären. Die radikale Linke in Frankreich und anderen westlichen Ländern trug massiv zur Verbreitung und zur Politisierung der Repräsentationen der Dritten Welt bei. Gemeinsam mit den Sprechern der Dritten Welt institutionalisierte sie eine Redeweise und ein Bilderarsenal, die politisches Handeln in den (ehemaligen) Kolonien und Metropolen motivierten und legitimierten. Umgekehrt wiederum waren es diese Repräsentationen der Dritten Welt – und die konkreten Kontakte mit ihren Repräsentanten – die es der radikalen Linken weit über 1968 hinaus erlaubten, sich von der alten Linken abzugrenzen, andere Welt- und Selbstbilder und einen alt-neuen, an die Dritte Welt gekoppelten Begriff revolutionärer Politik zu entwickeln, neue Mitglieder zu rekrutieren und so als politische Kraft überhaupt zu existieren. Anhand der Zeitschrift *Partisans* sollen die Anfänge dieser Entwicklung im Folgenden für den französischen Fall skizziert werden.

II. MEDIATOREN DER DRITTEN WELT: DIE LINKSRADIKALE ZEITSCHRIFT *PARTISANS*

»Comme l'indique le nom de cette revue, nous sommes des partisans.« Diese Selbstbeschreibung eröffnete im September 1961 die erste Ausgabe der Zeitschrift *Partisans*.³² Das französische Wort *partisan*, so hieß es weiter, bezeichne einerseits den leidenschaftlichen Befürworter bestimmter Überzeugungen und Werte. Die Redaktion glaube an Demokratie und Gerechtigkeit, an die Gleichheit der Individuen und Rassen, an die Befreiung des Menschen von Unterdrückung und Entfremdung, kurz: an die sozialistische Revolution. Als *partisan* bezeichne man andererseits auch den Freischärler, der als Kombattant eines asymmetrischen Krieges Überraschungsangriffe auf den Feind ausführe. Tatsächlich bereite man sich bei *Partisans* deshalb auch darauf vor, die eigenen Werte im Partisanenkrieg zu verteidigen – einem Krieg gegen Faschisten, Rassisten und Kolonialisten.

Der Autor dieses Editorials war Vercors alias Jean Bruller (1902–1991). In wenigen Sätzen hatte er skizziert, welches die Referenzen der Zeitschrift waren, wen sie für ihre Gegner hielt, welchen Themen sie sich widmen würde. Doch sein Programm für die Zukunft enthielt auch einen starken Verweis auf die Vergangenheit: In Frankreich standen die *Franco-Tireurs et Partisans Français* (FTP) für den – kommunistischen – Widerstand gegen die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg. Der Name der Zeitschrift evozierte also beides: Geschichte und Gegenwart der kleinen Kriege der Dritten Welt in China, Kuba oder Algerien – und einen Moment der französischen Geschichte, den Vercors selbst erlebt und gestaltet hatte: Mit seiner Novelle »Le Silence de la mer« wurde 1942 der Untergrund-Verlag Éditions de Minuit begründet, Vercors galt als literarisches Symbol der Résistance³³, die die radikale Linke in den Dekolonisierungskonflikten der Nachkriegszeit nötigenfalls neu auflagen wollte. Direkte Guerilla-Erfahrung sammelten in der Folge zwar nur wenige Autoren von *Partisans* – darunter Georges M. Mattéi, Gérard Chaliand und Régis Debray –, und keiner von ihnen griff in Frankreich selbst zu den

32 Vercors, *Nous sommes des partisans*, in: *Partisans* 1, 1961, Septembre-Octobre, S. 3–5. Zur Geschichte der Zeitschrift vgl. insgesamt François Gabaut, *Partisans. Une revue militante de la guerre d'Algérie aux années 68*. Thèse de doctorat sous la direction de Claude Liauzu, soutenue à l'Université de Paris VII, 2001. Vgl. auch Julien Hage, *Sur les chemins du tiers monde en lutte. Partisans, Révolution, Tricontinental (1961–1973)*, in: Philippe Artières/Michelle Zancarini-Fournel (Hrsg.), 68. Une histoire collective. 1962–1981, Paris 2008, S. 86–93.

33 Anne Simonin, *Les Éditions de Minuit 1942–1955. Le devoir d'insoumission*, Paris 1994.

Waffen, denn die seit der Systemkrise des Mai 1958 von vielen Franzosen befürchtete Verwandlung der Republik in ein neofaschistisches System blieb aus. Die rhetorische Militanz der ersten Nummer, deren Titel kubanische Guerilleros mit ihren Maschinenpistolen zeigte, prägte die Zeitschrift jedoch dauerhaft. Ihre Gründer verstanden sich als revolutionäre Intellektuelle, die zugleich Praktiker des Widerstands sein mussten – auch wenn die selbsternannten Partisanen in Frankreich nur publizistische Waffen benutzten, um eine antikoloniale Gegenöffentlichkeit zu schaffen.

In seinem Editorial schrieb Vercors, die Dritte Welt müsse bedingungslos unterstützt werden. Tatsächlich machte *Partisans* sich diese Unterstützung wie kein anderes Medium in Frankreich zur Aufgabe. Die Zeitschrift verstand sich als linkes Medium, das jenseits des Mainstreams informierte und diskutierte, als Fenster zur Welt, als Verstärker, der die Stimmen der Dritten Welt einfangen und ihnen Gehör verschaffen wollte. Man wolle den Kolonisierten keine Ratschläge, sondern das Wort erteilen; wer diesen neuen Sprechern lausche, könne vielmehr von ihnen lernen, hieß es in *Partisans*.³⁴ Entsprechend bot die Zeitschrift nicht nur Franzosen und Europäern, sondern Autoren aus der ganzen (Dritten) Welt ein publizistisches Forum. Die Repräsentationen der Dritten Welt in *Partisans* waren deshalb vielstimmig, ambivalent und oft kontrovers: westliche Linke publizierten im selben Medium wie Autoren aus Afrika, Asien und Lateinamerika. Sie trugen so *gemeinsam* zur diskursiven Entdeckung und politischen Positionierung der Dritten Welt bei. Dabei entstand ein transnationaler und transkontinentaler Diskursraum, der vielfältig vernetzt, trotz programmatischer Öffnung zur Welt zugleich aber auch vielfältig fragmentiert war.

Partisans ging aus dem Verlag Editions Maspero hervor.³⁵ Der Gründer François Maspero (*1932) entstammt einer Familie französischer Intellektueller. Seit 1955 Mitglied des PCF, verließ er die Partei wenig später, im Krisenjahr 1956, als überzeugter Antistalinist. Nach einem Studienjahr Ethnologie hatte Maspero sich 1954 einen Buchladen gekauft, den er 1957 gegen seine neue Buchhandlung *La Joie de lire* austauschte. Im Keller des Ladenlokals gründete Maspero 1959 seinen Verlag, dessen kritische Publikationen zum Algerienkrieg bis 1962 13 Mal von der Zensur betroffen waren.³⁶ Die Suche nach antistalinistischen Traditionen der Linken und die Dritte Welt prägten auch über den Algerienkonflikt hinaus den Verlagskatalog. Zugleich wurde Masperos Buchhandlung im Laufe des Jahrzehnts zu einem zentralen Treffpunkt des studentischen Quartier Latin. Die *Joie de lire* war bald aber auch weltweit als Anlaufstelle antikolonialer und linksradikaler Aktivisten bekannt.³⁷

34 O. A., Information – discussion, in: *Partisans* 12, 1963, Octobre-Novembre, S. 1–4; François Maspero, Nous précisons, in: *Partisans* 3, 1962, Février, S. 167–172. Auch im Rückblick hat *Partisans*-Gründer Maspero in der Ermächtigung neuer Sprecher die eigentliche Leistung der Zeitschrift und seines Verlages gesehen, vgl. Miguel Benasayag, Quelqu'un »de la famille«, Entretien avec François Maspero, in: *Les Temps Modernes* 46, 1990, 531/533, S. 1009–1022, hier: S. 1019; François Maspero, *Les abeilles & la guêpe*, Paris 2002, S. 226.

35 Zur Person und zur Verlagsgeschichte vgl. Julien Hage, François Maspero, le passeur de mots. Mémoire de la Résistance et engagement anticolonialiste, in: Bernard Garnier/Jean-Luc Leleu/Jean Quellien u. a. (Hrsg.), Pourquoi résister? Résister pour quoi faire? Caen 2006, S. 329–340. Vgl. auch Pascal Fouché/Anne Simonin, Série »Éditeurs du 20e siècle«: François Maspero, l'Insurgé, in: *Livres Hebdo. L'hebdomadaire des livres*. Edition, librairie, bibliothèque 362, 1999, 17 décembre 1999, S. 60–64.

36 Benjamin Stora, Une censure de guerre qui ne dit pas son nom. Algérie, années soixante, in: Centre Georges-Pompidou (Hrsg.), *Censures. De la Bible aux Larmes d'Éros*, Paris 1987, S. 46–56.

37 Vgl. zum Mikrokosmos »Quartier Latin« und dem Platz der Buchhandlung darin den »Dokumentarroman« Hervé Hamon/Patrick Rotman, *Génération*. Bd. 1: Les années de rêve. Récit, Paris 1987, S. 165–171, den Film des bekannten Dokumentarfilmers Chris Marker, *Les mots ont un sens*, Frankreich 1970, 20', sowie Kristin Ross, *Mai 68 et ses vies ultérieures*, Paris 2005, S. 87–89.

Besonders verdichtete sich das Dritte-Welt-Profil des Verlags in der Zeitschrift *Partisans*. Bis 1967 behandelte etwa die Hälfte aller Artikel die Themen (Neo-)Kolonialismus, Imperialismus, Dekolonisierung und Unterentwicklung. In diese Zeit fallen auch die meisten einschlägigen Themenhefte, so zunächst »La révolution cubaine« (November 1961), dann »La gauche occidentale et le tiers-monde« (September 1962), »Révolution africaine?« (November 1962), »L'Amérique latine en marche« (Februar 1966), »L'Afrique dans l'épreuve« (Mai 1966), »Cuba et le castrisme en Amérique latine« (April 1967), »Amérique latine – Solidarité/guérillas« (Juli 1967). Von 1968 bis zur Einstellung der Zeitschrift 1972 waren die Artikel zur Dritten Welt allerdings gegenüber anderen Themen in der Minderzahl. Damit bildet die interne Entwicklung der Zeitschrift *grosso modo* auch die Linien der linksradikalen Diskursgeschichte der langen 1960er-Jahre ab: Etwa seit Mitte des Jahrzehnts war (nicht nur) in Frankreich – v. a. durch den Einfluss von Psychoanalyse, Sexual-, Erziehungs- und Kulturwissenschaften sowie durch die Konjunktur linker und/oder gegenkultureller Protestbewegungen – eine Diversifizierung der Themen und Perspektiven zu beobachten, die den Dritte-Welt-Diskurs neu kontextualisierte und in seiner *relativen* Bedeutung für den Linksradikalismus schwächte. Zugleich war seine *absolute* Bedeutung aber gewachsen, weil die radikale Linke sich am Ende der 1960er-Jahre nicht nur numerisch vergrößert und in neuen Milieus verankert, sondern auch die gesamtgesellschaftliche Reichweite ihrer Agenden vergrößert hatte.

Die – ganz überwiegend männlichen – Begründer der Zeitschrift zählten sich zur *génération algérienne*. Sie erfuhren den Algerienkrieg als biografische Zäsur, die sie nachhaltig politisierte.³⁸ Tatsächlich erlebten manche – wie Jean-Philippe Bernigaud – den Krieg als Soldaten, und fast alle Mitarbeiter der ersten Stunde waren in illegalen Unterstützernetzwerken für den algerischen *Front de Libération Nationale* (FLN) engagiert.³⁹ Schon während des Krieges, v. a. aber seit 1962 öffnete *Partisans* sich jedoch auch für anderen Themen und Regionen der Dritten Welt, wobei Lateinamerika und später Vietnam einen prominenten Platz einnahmen. Die grafisch überzeugend gestaltete, aber praktisch abbildungsfreie *Partisans* hatte eine Auflage von zwischen 3.000 und 4.500 Exemplaren, davon wurden zwischen 350 und 1.000 im Abonnement verkauft.⁴⁰ Die Leserzahlen dürften jedoch deutlich höher gelegen haben, weil davon auszugehen ist, dass die Hefte von den Käufern an Bekannte weitergereicht wurden und als Textgrundlage verschiedener Studienzirkel und Diskussionsgruppen dienten.⁴¹ Die nicht im Abonnement verkauften Exemplare wurden über die *Joie de lire* sowie in Buchhandlungen der Hauptstadt

38 Zeitgenössisch z. B. Jean-Philippe Talbo, A propos de la génération algérienne, in: *Partisans* 1, 1961, Septembre-Octobre, S. 146–148. In der Rückschau eines Zeitzeugen z. B. Paul Thibaud, Génération algérienne?, in: Jean-Pierre Rioux (Hrsg.), *La guerre d'Algérie et les Français*, Paris 1990, S. 608–616.

39 Vgl. zu den ›Kofferträgern‹ des FLN grundlegend Hervé Hamon/Patrick Rotman, *Les porteurs de valises. La résistance française à la guerre d'Algérie*, Paris 1979, sowie Jacques Charby, *Les porteurs d'espoir. Les réseaux de soutien au FLN pendant la guerre d'Algérie: les acteurs parlent*, Paris 2004.

40 Diese Angaben bei Claude Liauzu, *Intellectuels du tiers monde et intellectuels français. Les années algériennes* des Éditions Maspero, in: Jean-Pierre Rioux/Jean-François Sirinelli (Hrsg.), *La guerre d'Algérie et les intellectuels français*, Paris 1988, S. 105–118, S. 117 und Gabaut, S. 63, 162 f. und 357. Übereinstimmend auch Gérard Chaliand, Persönliche Mitteilung am 13. Januar 2007, Paris.

41 Vgl. entsprechende Erklärungen in den Leserzuschriften in O. A., *Aux lecteurs de Partisans*, in: *Partisans* 19, 1965, Février-Mars, S. 5–10. Am Beispiel Westdeutschlands entfaltet Adelheid von Saldern, *Markt für Marx. Literaturbetrieb und Lesebewegungen in der Bundesrepublik in den Sechziger- und Siebzigerjahren*, in: AfS 44, 2004, S. 149–180 interessante und für andere Länder anschlussfähige Überlegungen zu linken Lesekulturen.

und der *province* verkauft. Auch im Ausland konnte man die Zeitschrift kaufen, in der Dritten Welt selbst wurde sie zumindest im Maghreb regelmäßig gelesen.⁴²

Nachdem die Algeriengeneration die ersten Jahre von *Partisans* geprägt hatte, zeichnete sich seit Mitte des Jahrzehnts ein Führungswechsel ab, der mit dem allmählichen Rückzug Masperos aus der Redaktion und dem Aufstieg Emile Copfermanns (1931–1999) zum *rédacteur en chef* 1968 einen Abschluss fand. Der Autorenstab verjüngte sich, die Texte wurden theoretischer, die Dritte Welt trat allmählich hinter die sozialwissenschaftliche und psychoanalytische Beschäftigung mit der Ersten Welt sowie die Diskussionen um marxistische Theorie zurück. Die Dritte Welt verlagerte sich immer mehr in die Zeitschrift *Tricontinental*, die Maspero seit 1968 verlegte, während *Partisans* sich für die im Umfeld des Mai 68 entstandenen *groupuscules gauchistes* öffnete, denen Maspero die verlegerische Infrastruktur und seinen inzwischen renommierten Namen zur Verfügung stellte. Während die Zeitschrift in den elf Jahren ihres Bestehens also personell und thematisch expandierte und als politisch-intellektuelle Avantgarde der radikalen Linken eine Brückenfunktion zwischen der antikolonialen Algeriengeneration, den 68er-Bewegungen und den *gauchistes* nach 1968 übernahm, hatte sie während der gesamten Zeit ihres Bestehens mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die – zusammen mit Differenzen über das Profil der Zeitschrift – 1972 zu ihrer Einstellung führten. Die finanziell und politisch von den Organisationen der Linken unabhängige Zeitschrift pflegte einen kontroversen Pluralismus linker Strömungen, der die konfliktuelle Nähe zum Parteikommunismus nicht unbedingt ausschloss. Das Spektrum reichte von *khrouchtchéviens*, *italiens* und *pro-chinois* über *fanonistes*, *guevaristes* und *castristes* bis zu trotzkistischen Positionen à la Ernest Mandel (1923–1995) oder Alain Krivine (*1941), dessen *Ligue Communiste Révolutionnaire* (LCR) sich Maspero 1969 anschloss. Alle linken Positionen, so erinnert sich der Schweizer Verleger und Reaktionsmitglied Nils Andersson (*1933), waren bei *Partisans* willkommen, so lange sie »dans le sens de la révolution, du grand débat de la révolution globale« gingen.⁴³ Zusammenfassend: Für die radikale Linke in Frankreich war *Partisans* bis 1968 der wohl wichtigste Mediator der Dritten Welt.

III. FRANTZ FANON, JEAN-PAUL SARTRE UND DIE VERDAMMTEN DIESER ERDE

Kaum war die erste *Partisans*-Ausgabe erschienen, verlegte Maspero im Dezember 1961 ein Buch, das Kritik des Westens und Affirmation der Dritten Welt erstmals systematisch und außerordentlich einflussreich zusammenbrachte. Zwar wurde »Les damnés de la terre« von Frantz Fanon (1925–1961) zunächst verboten, doch konnten in Frankreich bis 1968 150.000 Exemplare abgesetzt werden⁴⁴, was Maspero den größten Verkaufserfolg der Verlagsgeschichte bescherte. Die hier vertretene These lautet, dass Fanons Text zusammen mit Jean-Paul Sartres (1905–1980) Vorwort die wichtigste intellektuelle Matrix der Entdeckung der Dritten Welt in *Partisans* bildete. Das Buch wurde im Übrigen in 17 Sprachen übersetzt; als »furioses Manifest der antikolonialen Revolution« war es bis Mitte der 1970er-Jahre »gleichermaßen Bezugspunkt für Befreiungsbewegungen in der Peripherie wie für die metropolitane Linke«.⁴⁵ Text und Autor erfreuen sich vor allem seit

42 Vgl. die vollständige Liste der Pariser, provinzenfranzösischen und ausländischen Buchhandlungen (Belgien, Kanada, Schweiz, Italien, Marokko, Tunesien), in denen *Partisans* erhältlich war, bei Gabaut, S. 450–453. Chaliand, Gespräch, berichtet, er habe bei seinen Reisen in Guinea-Bissau, Guinea und Mali ebenfalls interessierte Abnehmer für die von ihm als Geschenk mitgebrachten Hefte gefunden.

43 Nils Andersson, Persönliche Mitteilung am 22. Januar 2007, Paris.

44 Diese Angabe bei Liauzu, S. 113.

45 Tobias Mulot, Für eine Kultur in Bewegung. Neue Biographien über Frantz Fanon, in: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts 19, 2004, H. 2, S. 94–100, hier: S. 94.

den 1990er-Jahren einer Renaissance im Umfeld der *postcolonial studies*, die Fanon zu einem ihrer wichtigsten Ahnen erkoren hat.

Diese Wahl liegt nahe, denn in seinem Werk reflektierte der auf der Karibik-Insel Martinique geborene Psychiater und Publizist unter anderem die kulturellen und psychologischen Dimensionen des Rassismus an der Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft. Als Freiwilliger in den Truppen de Gaulles und als Medizinstudent in Lyon hatte Fanon selbst erlebt, mit welchen Diskriminierungen ein schwarzer Kolonisierter auch dann konfrontiert war, wenn er akzentfrei sprach und einen französischen Pass besaß. 1953 wurde Fanon Chefarzt der psychiatrischen Klinik Blida-Joinville in Algerien. Von Grund auf veränderte er die dortige Behandlungspraxis, die sich bislang an kolonialpsychiatrischen Theorien über den vermeintlich naturgegebenen ›Primitivismus‹ der ›Eingeborenen‹ orientiert hatte. Fanon versuchte in seiner Adaption der Sozialtherapie François Tosquelles' stattdessen, der Klinik ihren Gefängnis-Charakter zu nehmen. Er schuf vertraute kulturelle Referenzen sowie Raum für gemeinschaftliche Aktivitäten – in der Klinik wurde z. B. ein arabisches Kaffeehaus nachgebildet – und gab den Patienten damit eine Stütze an die Hand, die ihnen die psychisch-soziale Reintegration ihrer Persönlichkeit erleichtern sollte. In Algerien sprach man nun von Fanon, und nach ersten Kontakten zum FLN – Fanon behandelte in seiner Klinik traumatisierte Kämpfer – wurde die Bindung Fanons an die algerische Befreiungsbewegung bald enger. 1956 gab er seinen Posten in Blida auf, ging nach Tunis und arbeitete dort weiter als Psychiater, zugleich aber immer mehr für den FLN, dessen außer-algerische Strukturen in Tunesien zusammenliefen. Von 1957 bis 1960 beteiligte Fanon sich als (anonymer) Autor und Redakteur an *El Moudjahid*, der offiziellen Zeitung des FLN. 1959 publizierte Maspero Fanons »L'An V de la Révolution algérienne«. Ebenfalls 1959 wurde Fanon, der sich über Algerien hinaus nun immer stärker für den gesamten Kontinent interessierte, von der provisorischen algerischen Regierung zum Gesandten im subsaharischen Afrika ernannt. Er pflegte daraufhin zahlreiche Kontakte zu Regierungen und Befreiungsbewegungen in Ghana, Mali, Kamerun und Angola und trat bei verschiedenen afrikanischen Kongressen auf.⁴⁶

»Les damnés de la terre« diktierte Fanon 1961 nach der Diagnose einer unheilbaren Leukämie im Bewusstsein seines baldigen Todes. Ging es darin um die Psychopathologie des Kolonialismus, die Soziologie der Dekolonisierung, die philosophische Begründung politischer Gewalt? Auf all diese Arten ist der letzte Text Fanons gelesen worden, und damit zugleich als Testament seines todkranken Autors. Allerdings abstrahieren diese Lesarten oft davon, dass Fanon mit »Les damnés de la terre« vor allem versuchte, die Dritte Welt in einem konkreten historischen Moment zu mobilisieren: Nach sieben Jahren des Kampfes gegen die französische Kolonialmacht in Algerien sollten bis zum erwarteten Sieg weiter alle verfügbaren Kräfte aufgeboden werden. Bei den im Mai 1961 mit der französischen Regierung in Evian begonnenen Verhandlungen über die Unabhängigkeit sollten die Forderungen des FLN ohne Abstriche durchgesetzt werden. Zugleich sollte Fanons theoretische Reflexion dieser Jahre es erlauben, den Algerienkrieg zum Modell für den Unabhängigkeitskampf in den noch verbliebenen Siedlerkolonien Afrikas zu machen. Schließlich warnte Fanon mit Blick auf die ersten Erfahrungen der bereits unabhängigen Staaten Afrikas vor den Fallstricken der postkolonialen Entwicklung in Algerien und auf dem gesamten Kontinent.

Fanons Buch vollzieht die Selbstermächtigung der Dritten Welt als kraftvollem Kollektiv, dem das dekadente Europa gegenübergestellt wird. Diese Trennung folgt derjenigen zwischen *colons* und *colonisés*, die Fanon im Anschluss an Sartres Analyse⁴⁷ des Kolo-

46 Die biografische Skizze in diesem Absatz folgt der Darstellung bei Alice Cherki, Frantz Fanon. Ein Porträt, Hamburg 2002.

47 Jean-Paul Sartre, Le colonialisme est un système [1956], in: ders., Situations V. Colonialisme et néo-colonialisme, Paris 1964.

nialismus als System dualer Entgegensetzungen entfaltet: Die Siedler als Verlängerung der europäischen Metropole stehen den (indigenen) Bewohnern der kolonisierten Peripherie gegenüber. Beide Gruppen werden als nahezu homogene Akteure gedacht, die sich in einem – marxistisch gesprochen – gesellschaftskonstitutiven Antagonismus befinden. Ihre antagonistische Klassenposition wiederum ist für Fanon jedoch nur eine abgeleitete Funktion ihrer rassifizierten Identitäten. Privilegierte und Nicht-Privilegierte werden durch die Gewalt der Kolonisierer hervorgebracht, getrennt, aber auch aufeinander bezogen.⁴⁸ Außer dieser Gewalt verbindet sie nichts. Zwischen ihnen gibt es keine ›echte‹ Kommunikation – außer jener, die gewaltförmig ist. Ihre Entgegensetzung ist prinzipiell, unversöhnlich, total und nicht reformierbar, wie Fanon im Kapitel »De la violence« erklärt: »Le monde colonial est un monde compartimenté, [...] coupé en deux, [...] manichéiste, [...] habité par des espèces différentes«. Diese Dichotomie, so Fanon, wird erst dann aufgehoben, wenn die Kolonisierten den Platz ihrer Herren eingenommen haben. Erst die gewaltsame Dekolonisierung, die die koloniale Gesellschaft buchstäblich auf den Kopf stellt – »les derniers seront les premiers« – vereine die bis dahin zweigeteilte Welt und homogenisiere die postkoloniale Gesellschaft auf der Basis der Nation, die als Kollektiv im Befreiungskampf entsteht.⁴⁹

Bis dahin jedoch strukturierten Begriffspaare wie *Europäer/Eingeborener*, *zivilisiert/primitiv*, *schwarz/weiß* die koloniale Gesellschaft. Im Prozess der Dekolonisierung, so Fanon, übernehmen die Menschen der Dritten Welt diese binären Oppositionen, verkehren nun aber die ursprünglich mit ihnen verbundenen Wertungen in ihr Gegenteil. Fanon kritisiert diesen verkehrten Manichäismus nicht, im Gegenteil, er hält ihn für eine notwendige Zwischenstufe der Selbstbefreiung. Durch Worte und Taten hat der Kolonisierer den Kolonisierten erschaffen, zur Quintessenz des Bösen erklärt, ihn entmenslicht, dem Tier angenähert, und sich damit zugleich selbst als zivilisiert konstruiert.⁵⁰ Im Prozess der Befreiung erklärt nun der Kolonisierte alle *colons* zur Verkörperung des Bösen, auf ihre Gewalt antwortet er mit Gewalt, und nur der Tod des repressiven Systems – und der Unterdrücker – kann ihm sein Leben zurückgeben: »Pour le colonisé, la vie ne peut surgir que du cadavre en décomposition du colon«.⁵¹ Für Fanon wirkt die Gewalt gegen den Vertreter der Metropolengesellschaft entgiftend, sie beseitigt den Minderwertigkeitskomplex des Kolonisierten und ermöglicht so seine Subjektivierung. Hier zeigt sich Fanons Prägung durch Sartres Existentialismus: Die Dekolonisierung revolutioniert das Sein, sie ermächtigt den Einzelnen, vom Objekt zum Subjekt seiner Geschichte zu werden. Auch auf der Ebene des Kollektivs restituiert die Gewalt die historische Handlungskompetenz: Sie mobilisiert und politisiert die Kolonisierten, sie ermöglicht ihnen die Selbst-Repräsentation als Nation.

Fanons Gewalt-Diskussion in »Les damnés de la terre« hat die Zeitgenossen provoziert, darunter auch solche, die ihm nahestanden. Auch politisch wurde Fanon kritisiert, zumal von Teilen der Linken, die seine Idealisierung der Bauern der Dritten Welt ablehnten oder seine Übertragung individualpsychologischer Phänomene auf die Ebene des Kollektivs als »Subjektivismus« kritisierten.⁵² Über die *nouveaux philosophes* der 1980er-Jahre⁵³ ragt die Diskussion um die theoretischen, politischen und moralischen Implikatio-

48 Vgl. zu diesem Gedanken den 1955/56 verfassten Essay *Albert Memmi*, *Der Kolonisator und der Kolonisierte*. Zwei Porträts, Hamburg 1980.

49 *Frantz Fanon*, *Les damnés de la terre*. Préface de Jean-Paul Sartre (1961). Préface d'Alice Cherki et postface de Mohammed Harbi (2002), Paris 2002, Zitate S. 41, 43, 44, 40.

50 Ebd., S. 44 f.

51 Zitat ebd., S. 89.

52 Zu einigen zeitgenössischen Reaktionen vgl. *Cherki*, S. 250–254.

53 Vgl. z. B. die einflussreiche Polemik gegen die Texte Sartres und Fanons bei *Pascal Bruckner*, *Le sanglot de l'homme blanc*. Tiers-Monde, culpabilité, haine de soi, Paris 1983.

nen des Fanon'schen Gewalt-Begriffes bis in die Gegenwart.⁵⁴ Eine ausgewogene Position in dieser schwierigen Debatte ist Robert C. J. Youngs Einschätzung, Fanon habe die prinzipielle Gewaltförmigkeit des Kolonialismus, ihren Einfluss auf die Verschränkungen objektiver Strukturen und subjektiver Erfahrungen und damit auf die Kultur selbst thematisiert und in einem radikalen Text zugleich gewaltsame Wege zur Selbstermächtigung der Machtlosen aufgezeigt.⁵⁵

So interessant die Frage der Gewalt ist, hat sie doch die Diskussion über Fanons letztes Buch dominiert und andere wichtige Aspekte – wie Fanons Kulturbegriff, seine Analyse der Gefährdungen postkolonialer Gesellschaften oder seine Kritik Europas – zu stark in den Hintergrund gedrängt. Sie wird zudem oft in einem vermeintlich geschichtslosen Raum der politischen Theorie oder (Moral-)Philosophie angesiedelt. Hier kommt es dagegen darauf an, sie wieder in einem konkreten historischen Kontext zu verorten – einem Kolonialkrieg, der in Algerien auf beiden Seiten von extremer Brutalität charakterisiert war, der aber auch in Frankreich zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen führte. Die Erfahrung brutaler Gewalt radikalisierte, so mein Argument, den kritischen Diskurs über Europa und den Westen – in Algerien selbst, wo Zehntausende starben, in Frankreich, wo die Erschütterung über die Methoden von Polizei und Armee sowie den Terror der OAS (*Organisation de l'armée secrète*) groß war, und in der Dritten Welt, wo dieser Krieg aufmerksam verfolgt wurde.

In »Les damnés de la terre« sind ›Europa‹ und der ›Westen‹ austauschbare Begriffe. Dies entspricht den Gepflogenheiten des Kalten Krieges: Er wurde als Systemkonkurrenz zwischen Sozialismus und Kapitalismus verstanden, die zugleich eine geopolitisch-militärische Dimension hatte. In beiderlei Hinsicht waren Westeuropa und USA gemeinsam Kern des ›westlichen Lagers‹. Fanons Gleichsetzung entspricht aber auch dem zeitgenössischen Selbstbild des Westens als Wertegemeinschaft, die sich historisch als christliches ›Abendland‹ bzw. als Heimat der säkularen Moderne und aktuell als Bollwerk der ›freien Welt‹ gegen den Kommunismus definierte. Ganz anders bei Fanon: Hier stehen Europa und der Westen für die (neo-)koloniale Unterdrückung der Dritten Welt. Die ›westlichen Werte‹ sind Teil eines Herrschaftsdispositivs, das die systematische Entwertung, ja die Leugnung der Existenz autochthoner Werte und vorkolonialer Geschichte der Unterworfenen zum Ziel hat; der Kolonisierer ruht nicht eher, so Fanon, bis er dem Kolonisierten seine Kultur aufgezwungen hat. Die Masse der Kolonisierten fügt sich dieser Gewalt nur oberflächlich; bei einer kleinen Elite dagegen gelingt die Assimilation, doch sind ihre mit Gefügigkeit erworbenen Privilegien teuer bezahlt: Indem diese Intellektuellen einen ihnen äußerlichen Habitus annehmen, werden sie Gefangene Europas. Sie entfernen sich vom eigenen Volk, von den Massen. Verloren im Reich westlicher Abstraktionen, werden sie zu Wurzel- und Heimatlosen in der eigenen Nation.⁵⁶

Diese Intellektuellen verstehen zunächst nicht, dass Europa sie nie als ebenbürtig akzeptieren wird, denn die »valeurs occidentales«, so Fanon, sind gerade nicht universal, sondern partikular, sie gelten nicht für alle in gleicher Weise, sondern sind rassifizierte »valeurs blanches«. Anders als die verwestlichten Intellektuellen erkennt die Masse der Kolonisierten die Verlogenheit der europäischen Herrschaftslegitimation. Kolonialismus, so Fanons Analyse, ist rassistische Gewalt; die ›Gleichheit‹ oder ›Würde‹ aller Menschen gibt es in den Kolonien nicht, wie der Kolonisierte aus eigener Erfahrung weiß. Spricht man gegenüber den Kolonisierten von westlichen Werten, so fühlen sie sich bedroht, der

54 Vgl. Z. B. Sabine Kebir, Gewalt und Demokratie bei Fanon, Sartre und der RAF, in: Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), Die RAF und der linke Terrorismus. Bd. 1, Hamburg 2006, S. 262–279.

55 Robert J. C. Young, Postcolonialism. An Historical Introduction, Malden, MA etc. 2001, S. 274 f.

56 Diese Argumente durchziehen das gesamte Buch; einschlägige Passagen finden sich z. B. bei Fanon, S. 45–47, 158, 207 f., 215, 225–228.

Griff zur Machete ist ihre instinktive – und angemessene – Reaktion. Hat die antikoloniale Befreiung aber einmal begonnen, verhalten sie sich anders: Während manche Intellektuellen ihren Pseudo-Dialog mit dem Westen fortführen, verunglimpft die Masse der Kolonisierten jetzt ganz offen die westlichen Werte, erbricht sie wie vergiftete Nahrung oder verlacht sie lauthals.⁵⁷

Dekolonisierung, so Fanon, meint also nicht nur politische und wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Emanzipation. Die Kolonisierten dekonstruieren den Universalismus Europas als ethnozentrischen, weißen Herrschaftsdiskurs. Sie bauen ihre eigene, nationale Kultur auf. Gegen die Abstraktionen des Westens setzen sie die Konkretion ihres Willens, endlich Macht über ihr eigenes Schicksal zu haben. Die Würde des Menschen ist für sie kein theoretisches Prinzip, sondern erwächst aus dem Besitz des Bodens durch die Bauern. Das Gute und das Wahre sind keine Universalien, sondern relationale Größen: Wahr ist, was das Ende des Kolonialregimes beschleunigt, auch wenn es einer Lüge bedarf; gut ist, was dem *colon* schadet, auch wenn Gewalt gebraucht wird. Auch die zentrale Stellung des Individuums im westlichen Wertekanon muss revidiert werden, denn ohnehin verbrämt sie nur den Egoismus des Europäers; der antikoloniale Befreiungskampf dagegen fördert die solidarische Gemeinschaft der kolonisierten *frères, sœurs* und *camarades*. Dorfräte, Volksausschüsse und Stadtteilversammlungen stehen für eine afrikanische Kultur des Kollektivs, die vom Volk im Befreiungskampf erneuert und dynamisiert wird. Sie heilt, so Fanon, schließlich auch die vom Westen korrumpierten Eliten; die Erfahrung befreiender Gewalt und solidarischer Politik hebt ihre kulturelle Entfremdung auf und führt sie zurück in den Schoß ihres Volkes.⁵⁸

Im antikolonialen Kampf beendet das Kollektiv die Bewegungslosigkeit, die der *colon* ihm aufgezwungen hatte. Bis dahin schien allein der Siedler, als Verlängerung seiner Metropole, Geschichte zu machen; den *colonisé* hatte er zu einem quasi-natürlichen und also unhistorischen Objekt degradiert. Die Dekolonisierung markiert nun den Wiedereintritt in die Geschichte entsprechend dem westlichen Fortschrittmodell. Dabei hilft es den Kolonisierten, dass sie nicht allein sind, sondern Teil der solidarischen Dritten Welt, deren Länder die Europäer an einer Vielzahl von Fronten binden und ihnen »de Dien-Bien-Phu multiples« bescheren. Auch der Kalte Krieg, so Fanon, bietet einen günstigen Rahmen für die Dekolonisierung. Er gibt lokalen Ereignissen, gibt jedem Bauernaufstand der Dritten Welt – und seiner Niederschlagung durch die Kolonialmacht – globale Dimensionen. Die Kolonisierten sind Objekte der internationalen Machtpolitik, zugleich aber auch ihre Akteure, denn die Ost-West-Konkurrenz schafft Handlungsspielräume, die die Dritte Welt für sich nutzen kann. Von der globalen Erschütterung des Systemkonflikts »le tiers monde n'est pas exclu. Bien au contraire, il est au centre de la tourmente.«⁵⁹

Fanon erklärt die Peripherie zum eigentlichen Zentrum des Kalten Krieges. Er bestreitet zudem die Bedeutung des Systemkonflikts für die Zukunft der internationalen Beziehungen. Nicht der schon jetzt irreversible Sieg über den Kolonialismus, nicht die Konkurrenz zwischen Ost und West seien die wichtigsten Fragen der kommenden Jahre, sondern die globale Umverteilung des Wohlstands von Nord nach Süd. Mit dieser Einschätzung begründet Fanon eine eigenständige, von den Ordnungsmustern des Kalten Krieges unabhängige Dritte-Welt-Perspektive, die die Agenda von Interessengruppen wie z. B. der Gruppe 77 mit definieren sollte. Diese Redistributionspolitik darf nach Fanons Meinung nicht vom guten Willen des Westens abhängen; er fordert eine Reparationszahlung Europas, vergleichbar mit derjenigen Deutschlands nach dem Ende seines Kolonial-

57 Ebd., S. 45–47, Zitate S. 45.

58 Zitate und Argumente in diesem Absatz ebd., S. 47, 49 f., 52, 207 f.

59 Zitate ebd., S. 69, 75.

kriegs im Osten 1945.⁶⁰ Tatsächlich habe die Dritte Welt ein Recht auf Reparation und uneigennützig Entwicklungshilfe, denn schließlich gründeten Fortschritt und Wohlstand Europas auf dem Schweiß und den Leichen der Dritten Welt. Obwohl Fanon nicht im umfassenden Sinn des späteren postkolonialen Projektes, sondern vor allem ökonomisch – gewissermaßen dependenztheoretisch – argumentiert, scheint die »Provinzialisierung Europas«⁶¹ nicht mehr weit zu sein, wenn er über den behaupteten Zusammenhang zwischen reichem Norden und armem Süden schreibt: »L'Europe est littéralement la création du tiers monde.«⁶²

Diese spektakuläre Inversion tradierter Hierarchien zwischen Metropole und Peripherie durchzieht Fanons gesamtes Buch. Sie betrifft auch seine an den Kategorien marxistischer Klassenanalyse orientierten Ausführungen zum revolutionären Subjekt der Dekolonisierung. Für Fanon stand fest: »Dans les pays coloniaux, seule la paysannerie est révolutionnaire.« Und bezüglich der »Organisationsfrage« in der antikolonialen Revolution erklärte Fanon, Parteien seien ein importiertes Metropolen-Konzept, das an die Dritte Welt schlecht angepasst sei. In den Kolonien gebe es einen starken Gegensatz zwischen agrarisch-ursprünglichem Land und europäisierter Stadt. Nationalistische Bourgeoisie, Intellektuelle und städtisches Proletariat seien – anders als die Arbeiter in den Metropolen – relativ privilegiert und deshalb reformistisch. Wirklich ausgebeutet und bedingungslos revolutionär seien nur die *masses rurales* und das Lumpenproletariat, das den bewaffneten Kampf vom Land in die Städte trage. Die Revolution in der Dritten Welt, so Fanon, ist deshalb vor allem Sache der Bauern, der Massen, des Volkes – und nicht der nationalistischen Parteien oder der organisierten Arbeiterschaft. Die »damnés de la terre«, die nach der Pariser Kommune in der Internationale besungen wurden⁶³ und die Befreiung der Welt von der kapitalistischen Ausbeutung versprochen, sind für ihn nicht mehr die (europäischen) Industriearbeiter, sondern die (bäuerlichen) Kolonisierten der Dritten Welt.⁶⁴

Dieser Bruch mit dem klassischen Marxismus hat eine lange Vorgeschichte, in der Lenins Imperialismustheorie⁶⁵ eine wichtige Zäsur markiert: An Lenins Aufwertung der Peripherie für die Weltrevolution wurde im Kontext der Dekolonisierung nach 1947 nun angeknüpft. Mao Tse-tung theoretisierte den Verbund parteikommunistischer Avantgarde und bäuerlicher Massen im Volkskrieg⁶⁶, Fanon schließlich erklärte die *révolution paysanne*

60 Fanons Deutung der nationalsozialistischen Expansions- und Kriegspolitik als koloniales Projekt schließt an Aimé Césaire, *Discours sur le colonialisme*, Paris 1955 an. In jüngster Zeit ist diese These Gegenstand einer fachwissenschaftlichen Diskussion über (post-)koloniale Perspektiven auf den NS geworden, vgl. Jürgen Zimmerer, Die Geburt des »Ostlandes« aus dem Geiste des Kolonialismus. Die nationalsozialistische Eroberungs- und Beherrschungspolitik in (post-)kolonialer Perspektive, in: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts 19, 2004, H. 1, S. 10–43. Vgl. aber auch die Kritik von Robert Gerwarth/Stephan Malinowski, Der Holocaust als »kolonialer Genozid«? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg, in: Geschichte und Gesellschaft 33, 2007, S. 439–466.

61 Dipesh Chakrabarty, Europa provinzialisieren. Postkolonialität und die Kritik der Geschichte, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/Main etc. 2002, S. 283–312.

62 Zitat Fanon, S. 99, die in diesem Absatz referierten Argumente ebd., S. 94–103.

63 Marc Ferro, *L'Internationale. Histoire d'un chant de Pottier et Degeyter*, Paris 1996.

64 Zitat Fanon, S. 61. Vgl. zu Fanons Argument vor allem das Kapitel »Grandeur et faiblesse de la spontanéité«, S. 107–141.

65 Vgl. Wladimir I. Lenin, *Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Gemeinverständlicher Abriss*, Peking 1974; Hans-Christoph Schröder, *Sozialistische Imperialismusdeutung*, Göttingen 1973, S. 93–98.

66 Sebastian Haffner, *Der neue Krieg. Mao Tse-tung und der Guerillakampf [1966]*, in: Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), *Die RAF und der linke Terrorismus*. Bd. 1, Hamburg 2006, S. 157–181.

zum Motor des antikolonialen Kampfes, des Aufstiegs der Dritten Welt und der Befreiung der gesamten Menschheit von Ausbeutung und Unterdrückung. Dabei, so Fanon, dürfe die Dritte Welt sich nicht an der Alternative kapitalistisch/sozialistisch ausrichten, nicht an Werten und Modellen orientieren »définis par des hommes de continents et d'époques différents.« Sie müsse vielmehr »s'efforcer de mettre au jour des valeurs qui leur soient propres, des méthodes, un style qui leur soient spécifiques«. Nur so werde es gelingen, den Menschen auf der ganzen Welt wieder in sein Recht zu setzen und damit das humanistische Projekt zu Ende zu führen, an dem Europa gescheitert sei.⁶⁷

Dieses Argument durchzieht auch das Schlusswort der »damnés de la terre«: Dekolonisation bedeutet für Fanon das Ende Europas, nicht aber das Ende des Humanismus. Europa ist krank, befindet sich in Auflösung, rast auf den Abgrund zu – und kann deshalb kein Modell mehr sein. Die Zukunft ruht auf den Schultern der Dritten Welt. Sie führt den europäischen Humanismus in seinem Kern fort, befreit ihn zugleich aber von seinen intrinsischen Schwächen: Auf der Ebene des Individuums restituiert sie den Menschen in seiner Ganzheit, auf der Ebene der Gesellschaft beendet sie seine Spaltung in verfeindete Klassen, auf der Ebene der Menschheit beendet sie die Ausbeutung, den schleichenden Genozid an der Dritten Welt. Die Dritte Welt, so Fanon, muss Europa endgültig abschreiben und zugleich projektiv fortschreiben, indem sie sich selbst als das Andere Europas erfindet und in der Dekolonisierung den neuen Menschen hervorbringt.⁶⁸

»Camarades, le jeu européen est définitivement terminé, il faut trouver autre chose. [...] Décidons de ne pas imiter l'Europe [...]. Tâchons d'inventer l'homme total que l'Europe a été incapable de faire triompher. [...] Le tiers monde est aujourd'hui en face de l'Europe comme une masse colossale dont le projet doit être d'essayer de résoudre les problèmes auxquels cette Europe n'a pas su apporter de solutions.⁶⁹ [...] Il s'agit pour le tiers monde de recommencer une histoire de l'homme, [...] alors il faut inventer, il faut découvrir, [...] il faut chercher ailleurs qu'en Europe. [...] Pour l'Europe, pour nous-mêmes et pour l'humanité, camarades, il faut faire peau neuve, développer une pensée neuve, tenter de mettre sur pied un homme neuf.«⁷⁰

Die *camarades*, an die der Autor das Wort richtet, werden als Mit-Menschen der Dritten Welt angesprochen, die in den Leistungen, Widersprüchen und Verbrechen Europas das ihnen Äußerliche, das Andere erkennen, das es nicht mehr zu imitieren, sondern zu überwinden gilt. Indem das von Europa radikal verschiedene *nous* der Dritten Welt in der Dekolonisierung zu sich selbst findet, erweist es nicht nur sich einen Dienst, sondern auch Europa und – erst in diesem Begriff der humanistischen Tradition deutet Fanon eine mögliche Auflösung der Gegensätze an – der ganzen Menschheit. Seine scharfe Kritik Europas verband Fanon also mit dem Angebot, ja mit der Affirmation einer neuen, positiven Dritte-Welt-Identität durch die »Kolonialrevolution«. Die (ehemaligen) Kolonisierten waren nicht länger zu bedauern, im Gegenteil, in ihren Händen lag nicht nur ihr eigenes Schicksal, sondern das aller Menschen, die sich nach Befreiung sehnten. Damit produzierte Fanon einerseits einen historischen Bruch, denn wie Erik Tängerstad betont⁷¹, wurde das in Frankreich entwickelte Konzept des *tiers monde* hier zum ersten Mal von einem Sprecher der Dritten Welt in Anspruch genommen. Andererseits schreibt sich Fanons Text – vor allem in Kombination mit dem von Jean-Paul Sartre verfassten Vorwort – in die Genealogie eines kritischen Diskurses über den Westen ein, der sich – oft im Austausch zwischen europäischen und außer-europäischen Eliten – schon seit Ende des 19.

67 Zitate ebd., S. 96.

68 Zitat ebd., S. 302, die referierten Argumente ebd., S. 96, 103, 234, 301–305.

69 Dies ist einer der zahlreichen intertextuellen Verweise auf *Césaire*, hier: S. 7, dessen »Discours sur le colonialisme« für Fanon eine außerordentlich wichtige Quelle seiner Europa-Kritik war.

70 Zitat ebd., S. 302–305.

71 Tängerstadt, S. 179–181.

Jahrhunderts stark verdichtet hatte.⁷² Dabei basiert das Buch auf einer rigiden Zweiteilung der Sprecherpositionen: Dritte Welt und Europa werden scharf kontrastiert, Sartre spricht für letztere, Fanon für erstere. Das *nous*, mit dem Fanon durch seinen Text führt, gehorcht nicht der sprachlichen Konvention, mit der ein frankophoner Essayist seine Stellungnahmen als Autorsubjekt in die aristokratische Pluralform kleidet; nein, mit diesem *nous* spricht Fanon im Namen eines politischen Kollektivs, das mit Algerien, mit Afrika, mit der Dritten Welt insgesamt identisch ist.

Was hatte Jean-Paul Sartre dem Haupttext Fanons hinzuzufügen? Im Vorwort, um das Fanon ihn gebeten hatte, wiederholte er im Wesentlichen dessen Argumente, wenn er sie nicht in drastischen Formulierungen zuspitzte – so zum Beispiel in seinen Bemerkungen über die antikoniale Gewalt als Medium individueller und kollektiver Befreiung. Wenn gleich sein Beitrag also nicht besonders originell ist, wie er selbst einräumte⁷³, hat die überragende Stellung Sartres als politischem Intellektuellen⁷⁴ die Rezeption Fanons in der radikalen Linken gewiss erleichtert, zugleich aber auch in bestimmter Weise perspektiviert und gesteuert. Das gilt vor allem für den Blick auf die Dritte Welt: Sartre wiederholt einerseits die identitären Zuschreibungen des Fanon'schen Textes, indem er Fanon als »Africain, homme du tiers monde, ancien colonisé« vorstellt, das eigene Publikum aber als »nous, les Européens« anspricht. Zugleich empfiehlt er den Europäern, Fanons Text als Spiegel zu benutzen, in dem der Westen seine eigene Verworfenheit erkennt. In diesem Blick auf sich selbst durch die Augen eines Anderen – und in der bedingungslosen Unterstützung dieses Anderen – sieht Sartre die späte, ja die letzte Möglichkeit, Europa in einem Akt radikaler Umkehr zu heilen. Sartre führt aus, im Unterschied zu den kolonisierten Eliten früherer Zeiten richte Fanon das Wort nicht mehr an die Europäer, sondern *allein* an seinesgleichen, um *über* die Europäer zu sprechen. Darin sieht er den eigentlichen Skandal des Fanon'schen Textes: Während »le tiers monde se découvre et se parle par cette voix«, »nous sommes les objets du discours.« Europa sei vom Sprecher-subjekt zum besprochenen Objekt degradiert worden, Fanon betrachte es ohne Mitleid, kalt konstatierend.⁷⁵

Genau deshalb erlaube Fanons Text den Europäern jedoch, sich selbst von außen, in ihrer Objekthaftigkeit zu betrachten. Der »spectacle inattendu«, der sich dabei vor ihren Augen entfaltet, ist »le strip-tease de notre humanisme. Le voici tout nu, pas beau, ce n'était qu'une idéologie menteuse.« Dieses nur scheinbare Paradox eines ausbeuterischen, rassistischen Humanismus, so Sartre, sei von bezwingender Logik und Komplementarität, denn schließlich hätten die Europäer sich nur zu Menschen und Herren machen können, indem sie andere mit Gewalt zu Monstren und Sklaven degradierten. Die Gewalt der Kolonisierten – Sartre befürwortet sie rückhaltlos – gebe die Gewalt der Europäer nur zurück. Während diese im Prozess der (De-)Kolonisierung selbst verwilderten, werde in der Dritten Welt ein »homme neuf«, »un autre homme: de meilleure qualité« geschaffen. Die Selbstbefreiung der Kolonisierten, so Sartre, erlaube auch die Befreiung Europas von

72 Vgl. Sebastian Conrad/Arif Dirlik/Andreas Eckert (Hrsg.), *Beyond Hegemony? Europe and the Politics of Non-Western Elites, 1900–1930* (Journal of Modern European History 4, 2006, H. 2), München 2006.

73 Sartre in *Fanon*, S. 31: »Ce livre n'avait nul besoin d'une préface.«

74 Zu Sartre als politischem Intellektuellen und seiner Rolle im Algerienkrieg vgl. die leider stark normativen Texte Michel Winock, Sartre s'est-il toujours trompé?, in: *L'Histoire* 295, 2005, Février, S. 34–45; Marie-Christine Granjon, Raymond Aron, Jean-Paul Sartre et le conflit algérien, in: Jean-Pierre Rioux/Jean-François Sirinelli (Hrsg.), *La guerre d'Algérie et les intellectuels français*, Paris 1988, S. 79–94; Anne Mathieu, Jean-Paul Sartre et la guerre d'Algérie. Un engagement déterminé contre le colonialisme, in: *Le monde diplomatique*, November 2004, S. 30 f.

75 Zitate Sartre in *Fanon*, S. 18–20.

seinem kolonialen Selbst: »Nous aussi, gens de l'Europe, on nous décolonise.« Das Ende Europas ist ein Neuanfang für die Menschheit. Dieser Anfang beruht auf einem Rollentausch, und Sartre folgt hierin Fanon, in dessen Augen die Dekolonisierung das Unterste zuoberst kehrt und mit der Dezentrierung des Westens die Dritte Welt in die Mitte rückt. »C'est la fin, comme vous voyez: l'Europe fait eau de toute part. Que s'est-il donc passé? Ceci, tout simplement, que nous étions les sujets de l'histoire et que nous en sommes à présent les objets. Le rapport des forces s'est renversé, la décolonisation est en cours.«⁷⁶

Die Texte Fanons und Sartres in »Les damnés de la terre« markieren intellektuelle Maximalpositionen im Verständnis der Dekolonisierung als dem Ende westlicher Vorherrschaft und einer neuen, entscheidenden Etappe der revolutionären Befreiung der Menschheit und – bei Sartre deutlicher als bei Fanon – dem Weg zu einer sozialistischen Weltgesellschaft. Vielen französischen Linken ging diese Dezentrierung des Westens und der europäischen Arbeiterklasse zu weit. Trotzdem: Der Doppeltext von 1961 bezeichnet exakt den historischen Moment, in dem das Konzept der Dritten Welt zum Kern eines *geteilten* Diskurses der antikolonialen Intellektuellen und Aktivisten in Peripherie und Metropole wurde. Zusammen konturierten sie den Rahmen, in dem die Entdeckung der Dritten Welt in der radikalen Linken sich in den folgenden Jahren in *Partisans* und anderen Medien entfaltete. Geteilt im Sinne von *gemeinsam* war dieser Diskurs, insofern nicht nur die Kritik des Westens, sondern auch die Affirmation der Dritten Welt als revolutionärer Kraft zu einem Bezugspunkt beider Seiten wurde. Geteilt im Sinne von *getrennt* war er, insofern die unterschiedlichen Sprecherpositionen Fanons und Sartres spezifische Perspektiven begründeten. Während Fanon die Dritte Welt zu einer politischen Identität für die Kolonisierten machte, erklärte Sartre sie zum Spiegel, in dem der Westen vor allem sich selbst erkennen sollte. Dass (und wie) Sartre Fanons Argumente wiederholte, erleichterte (und perspektivierte) deren Rezeption in Frankreich. Weil Sartre aber nicht als Kolonisierter sprach, sondern als überaus einflussreicher Intellektueller der kolonisierenden Welt, gab seine Wiederholung, Bekräftigung und Zuspitzung dem ursprünglichen Argument Fanons einen teils anderen Sinn. Nicht nur hatte die radikale Kritik aus den Kolonien ab 1961 in der Idee der Dritten Welt einen neuen Kristallisationspunkt gefunden – sondern sie wurde im Westen selbst angeeignet, prominent artikuliert und damit in bisher unbekanntem Ausmaß präsent und bedeutsam gemacht.

IV. DEZENTRIERUNG DES WESTENS: *PARTISANS* UND DIE ›KOLONIALREVOLUTION‹ DER DRITTEN WELT

Die radikale Linke in Frankreich deutete den Algerienkrieg als Verrat an den Werten der republikanischen Tradition, aber auch am Erbe des Zweiten Weltkriegs, in dem die Franzosen zu Opfern – und in der Résistance zu Gegnern⁷⁷ – des Faschismus geworden waren. Nur anderthalb Dekaden später schienen sie die Seiten gewechselt zu haben und in Algerien selbst zu Tätern geworden zu sein: Dieser (Selbst-)Ekel der Algeriengeneration, ihre Entidentifizierung mit einer Nation, die systematisch folterte, und einer etablierten Linken, die das geschehen ließ, wurden in *Partisans* zu einer umfassenden Kritik des Kolonialismus und Eurozentrismus und einer programmatischen Dezentrierung der ›alten‹ Metropolen erweitert.

Indem in diesem Zusammenhang zugleich die Bilder – und die Stimmen – der Dritten Welt ins Spiel gebracht wurden, bekam der gefühlte Verfall Europas neuen Sinn und

⁷⁶ Zitate ebd., S. 31, 30, 31, 33.

⁷⁷ Zur Bedeutung der Résistance für den Widerstand gegen den Algerienkrieg vgl. *Martin Evans*, *The Memory of Resistance. French Opposition to the Algerian War (1954–1962)*, Oxford etc. 1997.

wurde gleichsam konstruktiv gewendet: Die Entdeckung der eigenen Verbrechen und der eigenen Ohnmacht ging mit der Entdeckung der Dritten Welt als eines neuen revolutionären Akteurs und als Ursprung einer neuen Menschlichkeit einher. Unter dem Druck der kämpferischen Trikontinentale schienen die fauligen Pfeiler des dekadenten Europas bald vollends nachgeben zu wollen, um einer sozialistischen Welt und einem wahrhaft universalen Humanismus Platz zu machen. Welche Rolle dabei der europäischen Linken noch zukam, welche Bedeutung die ›Kolonialrevolution‹ für die politische Agenda in Frankreich hatte, wie das Verhältnis zwischen europäischen Linksradikalen und Kolonisierten gestaltet werden sollte, wurde von den politischen Fraktionen in und zwischen der Dritten und der Ersten Welt breit diskutiert.

Die Rezeption Fanons war hierfür zentral. Eine euphorische Würdigung eröffnete nach seinem Tod die ihm gewidmete Ausgabe 3 (1962) der Zeitschrift⁷⁸, und vor allem in den ersten Jahren war Fanon in *Partisans* allgegenwärtig, wobei auch das Problem der anti-kolonialen Gewalt wiederholt thematisiert wurde.⁷⁹ Alle Autoren erklärten sie für legitim, und Jacques Vergès (*1924), der in einem Anwaltskollektiv mit einer Strategie gezielter Provokationen die spektakuläre Verteidigung verschiedener FLN-Angehöriger übernommen hatte⁸⁰, wurde geradezu lyrisch, als er sich für Mut, Kaltblütigkeit, Solidarität und Zärtlichkeit (!) begeisterte, die in den Attentaten der Kolonisierten zum Ausdruck kämen.⁸¹ Ähnlich urteilte ein gewisser Henri P. aus Bordeaux in einem Leserbrief. Er bezog sich positiv auf »des préfaces comme celle de J.-P. Sartre à propos des *Damnés de la terre* de Frantz Fanon« und erklärte die Gewalt der Kolonisierten für angemessen und gerecht. P. fügte hinzu, wie Fanon und Aimé Césaire sei auch er aus Martinique, also qua Geburt radikaler »partisan« der Dekolonisierung. Sein Lob für die Zeitschrift dieses Namens situierte Peripherie und Metropole im selben Feld: die Dekolonisierung befreie *beide* Seiten. Sie erlaube, alle Beziehungen von Grund auf neu zu gestalten: »Colonisés, nous sommes décolonisés, comme vous, et cela nous ouvre les portes de la révision universelle.« Rettung des moribunden Westens – »je pense à la préface de J.-P. Sartre« – verspreche allein die Revolte des Westens gegen sich selbst, nach dem Vorbild der Zeitschrift *Partisans*. Ihre Radikalität vollziehe den Bruch mit der schmutzigen Vergangenheit und begleite die schmerzhaft Geburten einer neuen Welt an der Seite der *purs*, der reinen Menschen der Kolonien.⁸²

Wie bei Fanon und Sartre, so wurde auch in *Partisans* mit dem Niedergang des Westens zugleich der Aufstieg der Dritten Welt beschworen: Die Dekolonisierung, so Vercors 1961, besiege »la dégénérescence de l'hémisphère occidentale«. Dieser Prozess sei ebenso unumkehrbar wie die »émergence du tiers-monde«, ein »phénomène gigantesque«, das die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts dominieren werde. Genau wie in den »*Damnés de la terre*« sah Vercors in der »accession des peuples de couleur à l'histoire politique du monde« das Komplement der Dekadenz des Westens und das entscheidende Signum einer neuen Ära.⁸³ Dies ist ein gängiger Topos des Antikolonialismus: In einem emphatischen, an der Handlungskompetenz des politisierten Kollektivs orientierten Sinne wird

78 O. A., A Frantz Fanon, in: *Partisans* 3, 1962, Février, S. 2.

79 Z. B. Maurice Maschino, Frantz Fanon: L'itinéraire de la générosité, in: *Partisans* 3, 1962, Février, S. 5–15.

80 Vgl. die autobiografischen Aufzeichnungen Jacques Vergès, *Que mes guerres étaient belles!* Paris 2007, sowie den Dokumentarfilm über Vergès von Barbet Schroeder, *L'Avocat de la terre*, Frankreich 2007, 135'.

81 Jacques Vergès, *Légitime défense*, in: *Partisans* 5, 1962, Juin-Juillet-Août, S. 185–188, hier: S. 187.

82 O. A., *Suivre le chemin des hommes* [Leserbrief], in: *Partisans* 3, 1962, Février, S. 157–158. Hervorh. C. K.

83 Vercors, S. 4f.

die Dekolonisierung als (Wieder-)Eintritt der Kolonisierten in die Geschichte verstanden. Ihre Geschichtsmächtigkeit wird gegen jenen anderen Topos der Kolonialtradition gestellt, in dem die Kolonisierten seit Hegel als ›geschichtslose Völker‹ repräsentiert wurden. Tatsächlich, so der FLN-Unterstützer und spätere Guerillatheoretiker Gérard Chaliand (*1934), hatten die Gesellschaften des Trikont aber eine vom Westen unabhängige »histoire propre«. Der Dynamisierung durch die ›Zivilisierungsmission‹ der Kolonialmacht bedurften sie deshalb nicht.⁸⁴ Die Kolonialherrschaft sei im Gegenteil eine Nicht-Zeit, die die ›eigentliche‹ Nationalgeschichte des kolonisierten Staatsvolks im Wartestand temporär unterbrochen hatte, jetzt aber endgültig zu Ende gehe. Die radikale Linke inthronisierte die Dritte Welt als selbstbestimmten – und im Sinne des Historischen Materialismus – progressiven Akteur der Weltgeschichte. Dabei beriefen Chaliand oder Jean-Louis Hurst Maurienne (*1935), der sich dem Militärdienst in Algerien entzogen und ebenfalls einer Unterstützerguppe des FLN angeschlossen hatte, sich explizit auf Lenin, der die nationalen Befreiungsbewegungen als Akteure der Weltrevolution beschrieben habe. Chaliand skizzierte zudem eine Genealogie des Aufstiegs der Dritten Welt, die er ausdrücklich nicht mit der von Großbritannien gewährten Unabhängigkeit Indiens 1947, sondern mit dem Sieg Maos 1949 beginnen ließ und über Dien-Bien Phu und Bandung nach Kuba und Algerien fortschrieb.⁸⁵

Diese Präferenz für »une indépendance nationale révolutionnaire« ist nicht zufällig: Für die radikale Linke zählte allein die Unabhängigkeit, die kein Geschenk der Kolonialmacht, kein Kompromiss peripherer Eliten und metropolitaner Ausbeuter, kein willentlicher und planvoller Rückzug der Metropolen in einer *transition of power* war. Die Unabhängigkeit musste den Metropolen – wie von Fanon beschrieben – in der revolutionären Mobilisierung des Volkes als Nation abgetrotzt werden. Das ist der Kern der paradigmatischen Interpretation der Dekolonisierung durch die radikale Linke: Sie sah im Ende der Imperien einen Makroprozess der *révolution coloniale*, der Selbstermächtigung der Dritten Welt. Entsprechend betrachtete die Algeriengeneration ›ihren‹ Krieg von Anfang an nicht als rein französisches Problem, sondern als Teil der Kolonialrevolution, die sich in jeweils ›exemplarischen‹ Fällen wie Algerien, Kuba und Vietnam verdichtete.

Welche Bilder der Kolonialrevolution produzierte die radikale Linke? Verbanden sich mit diesen Repräsentationen auch systematisch-theoretische Erwägungen? Inwiefern rekonstruierten sie das Feld der politischen Linken? Erste Antworten finden sich in einem Artikel, den der trotzkistische Politologe Adolfo Gilly (*1928) 1965 in *Partisans* publizierte. Der Text des mexikanischen Intellektuellen über Lateinamerika und die USA zeigt zugleich, wie die Thesen Fanons übersetzt wurden – indem sie in andere Sprachen übertragen, aber auch, indem sie von ihrem algerisch-afrikanischen Entstehungskontext gelöst wurden und nun konkrete Kämpfe in anderen Weltteilen erklären und anleiten sollten. »Notre temps est celui de la révolution.« – Der erste Satz schwankt zwischen Zeitdiagnose, politischem Programm und Geschichtsphilosophie.⁸⁶ Er steht für die hochfliegenden Hoffnungen, die nicht nur Gilly mit dem Ende des Kolonialismus verband. Im Rückgriff

84 Gérard Chaliand, La France et sa décolonisation, in: *Partisans* 6, 1962, Septembre-Octobre (La gauche occidentale et le tiers-monde), S. 50–68, Zitat S. 54. Mit den Konstruktionen Afrikas als eines »geschichtslosen« Kontinents, der von der europäischen Forschung nur in ethnologischer, nie in historischer Perspektive betrachtet wurde, befassen sich Gérard Chaliand/Juliette Minces, L’Afrique et la Guinée, in: *Partisans* 7, 1962, Novembre-Décembre (Révolution africaine?), S. 102–125.

85 J.[ean]/[L.]L.[ouis] Hurst-Maurienne, Notre génération et l’expérience algérienne, in: *Partisans* 6, 1962, Septembre-Octobre (La gauche occidentale et le tiers-monde), S. 13–49, hier: S. 41; Chaliand, S. 60.

86 Adolfo Gilly, Frantz Fanon et la révolution en Amérique latine, in: *Partisans* 21, 1965, Juin-Juillet-Août, S. 41–48.

auf Fanon deutete er die Kolonialrevolution als umfassende Befreiung: Die Unterdrückten überwinden die koloniale Entfremdung und restituieren ihre Identität, Handlungskompetenz und Geschichtsmächtigkeit. Die Kolonialrevolution ermöglicht die Entkoppelung westlicher Technologie von westlicher Herrschaft, den Weg in eine autochthone Moderne und die Schaffung eines neuen Menschen.

Die Kolonialrevolution als Synonym für die Dekolonisierung gab es nur im Singular, doch kannte sie attributive Ergänzungen: die radikale Linke sprach dann von der algerischen, afrikanischen, lateinamerikanischen, vietnamesischen usw. Kolonialrevolution. Es handelte sich um zeit-räumlich disparate Ereignisse, die als nur oberflächlich verschieden, ihrem Wesen nach aber identisch galten, und die nicht isoliert, sondern als miteinander verbunden gedacht wurden.⁸⁷ Der Erfolg einer Teilrevolution hatte motivierende, ja erzieherische Effekte auf die Revolutionäre in der übrigen Welt, die die Dekolonisierung als transnationale Lerngeschichte der Selbstbefreiung erlebten. Gemeinsam bildeten sie verstreute, aber synergetische Fronten im Kampf gegen Kapitalismus, Kolonialismus und Imperialismus; Siege und Niederlagen an der einen beeinflussten das Kriegsglück an den anderen Fronten: Es ist dieser Gedanke, den man – etwas hochgestochen – als Interdependenztheorem linksradikaler Vorstellungen von der Kolonialrevolution bezeichnen könnte.

Auch hier greifen die identitären Dichotomien Fanons/Sartres: Die Kolonisierten stellt Gilly als Menschen der Dritten Welt vor, deren Interessen identisch und die über Kontinente hinweg solidarisch sind. Auch ihre Gegner bilden eine globale Allianz. Insofern sich in der Dritten Welt der Widerstreit antagonistischer Kräfte planetarischer Reichweite materialisiert – ›der‹ Revolution und ›des‹ kapitalistischen Imperialismus – geht es bei *jedem* lokalen Konflikt um nichts weniger als um die Zukunft der Menschheit. Für Gilly hat diese Zukunft bereits begonnen, denn die Kolonialrevolution ist Teil und Motor der irreversiblen sozialistischen Weltrevolution. Gilly spricht von einer »marée mondiale de la révolution« und erklärt den Algerienkrieg im Rückblick zu »l'une des grandes étapes de cette lutte mondiale«, die endlich alle Formen der Unterdrückung beenden werde.⁸⁸

Gillys apokalyptische Rhetorik, die Mystifizierung des Volkes als Kollektivsubjekt und der Traum vom neuen Menschen folgen Fanons »Damnés de la terre«. Gilly geht aber noch weiter: Seine Metaphysik der Massen und der Revolution als einer überhistorischen Essenz des Menschseins schafft eine Abfolge großer Bilder, die nur noch wenig mit Fanons Analyse und mit der Skepsis zu tun hat, mit der dieser die postkoloniale Entwicklung Afrikas betrachtete. Die Kolonialrevolution wird von Gilly also einerseits entpolitisiert, andererseits setzt er politisch andere und stärkere Akzente als Fanon: Zwar argumentierte Fanon innerhalb eines marxistischen Bezugsrahmens und operierte mit Begriffen wie Klasse, Revolution oder Entfremdung. Auch seine Verschiebung des revolutionären Subjekts von den Arbeitern Europas zu den Bauern der Dritten Welt war nicht vor allem Kritik, sondern Fortschreibung des marxistischen Referenzsystems. Doch eine genaue Auseinandersetzung mit marxistischer Theorie fehlte bei Fanon genauso wie explizite Bezüge auf den europäischen, sowjetischen oder auch afrikanischen Sozialismus.⁸⁹ Sartre dagegen hatte in seinem Vorwort zu den »Damnés« von einer notwendig sozialistischen Zukunft der dekolonisierten Welt gesprochen und so eine Leerstelle Fanons im Sinne der radikalen Linken gefüllt. Ähnlich ging nun Gilly vor: Er erklärte, die Zukunft sei sozialistisch, kritisierte PCF und UdSSR für ihr Verhalten während des Algerienkriegs und interpretierte Fanons Theorie der Kolonialrevolution der Massen als Kritik an den bürokratischen Apparaten der etablierten Linksparteien und ihrer Führer. Fanon, so Gilly, sei ein echter Marxist gewesen, auch wenn viele »›marxistes‹ officiels et diplômés« der

87 Vgl. z.B. *Nguyen Kien*, La formation du front révolutionnaire du Viet-Minh, in: *Partisans* 5, 1962, Juin-Juillet-Août, S. 111–117, hier: S. 111.

88 Gilly, S. 41.

89 Young, S. 278–280. Vgl. auch das Nachwort von *Mohammed Harbi* in *Fanon*.

Gegenwart dies nicht begreifen wollten.⁹⁰ Gilly machte Fanon so zum Kronzeugen eines dissidenten Trotzismus, der die Dekolonisierung zugleich als Bewegung gegen die ›stalinistische‹ Sowjetunion und die von ihr kontrollierten kommunistischen Parteien auch in Lateinamerika auffasste. Die Dekolonisierung wurde in dieser Perspektive zum politischen Verbündeten der anti-stalinistischen, radikalen Linken.

Im Unterschied zu einem programmatischen Text der IV. Internationale von 1963⁹¹ systematisierte Gilly seine Überlegungen allerdings kaum. Für ihn habe die gegenwärtige Revolutionsbewegung keine präzise lokalisierbaren Zentren, denn sie sei Teil eines »processus mondial qui n'a pas de frontières.« In diesem Prozess gebe es strukturelle Äquivalente, Wissenstransfers, Rückkopplungseffekte, kollektive Lernprozesse; die Revolutionäre bildeten deterritoralisierte Solidargemeinschaften globaler Reichweite. Die Weigerung bolivianischer Bergarbeiter, sich von US-amerikanischen Gesundheitsdiensten impfen zu lassen, ähnele der von Fanon beschriebenen Resistenz algerischer Bauern gegenüber der Kultur des französischen Imperialismus⁹², und »de la même façon que l'Algérie est uni par des gestes communs au Cubain, au Bolivien et au Congolais«, sei er auch den Chinesen und den aufrichtigen Sowjets, ja sogar den Vietnamkriegsgegnern in Amerika verbunden. Letztere wiesen dem Westen den Weg, denn nur in der Solidarität mit der Dritten Welt könnten die westlichen Metropolen den Abstieg in die Bedeutungslosigkeit vermeiden. Wolle der Westen sich dagegen auf sich selbst zurückziehen, um seine Privilegien zu zementieren, werde er in seiner »étroitesse provinciale« ersticken. Die Zukunft der Menschheit jedenfalls entscheide sich ohnehin in der Dritten Welt: »Ce sont les peuples d'Algérie ou du Vietnam et non les Univac ni la bourse de New York qui, en définitive, décident de l'avenir et qui, avec la population américaine, décideront demain de tous les Univac et des techniques innombrables qu'ils s'approprièrent.«⁹³

Diese Umkehrung tradierter Hierarchien zwischen dem Westen und dem Rest hatte in *Partisans* bereits ein anderer lateinamerikanischer Intellektueller proklamiert: Wenngleich nicht in dem Maße wie Fanons »Damnés«, so war doch auch der 1964 in *Partisans* publizierte Text des mexikanischen Romanciers Carlos Fuentes (*1928) eine bekannte Referenz der radikalen Linken in Europa und den USA.⁹⁴ Der Kontext seiner Rede an die USA ist schnell skizziert: Die kubanische Revolution seit 1959 stellte in den Augen der USA eine beispiellose Provokation dar. Nur wenige Kilometer von ihrer Küste entfernt, in einer Schlüsselregion nordamerikanischer Wirtschaftsmacht, kritisierten bärtige Revolutionsführer die USA lautstark für ihre imperialistische Politik in Lateinamerika und der Welt und verstaatlichten amerikanische Firmen. Die kubanische Regierung machte zudem kein

⁹⁰ Gilly, S. 41.

⁹¹ Die deutsche Fassung des Textes ist unter dem Titel »Die Dialektik der Weltrevolution in unserer Epoche« bei Wolfgang Alles (Hrsg.), Die kommunistische Alternative. Texte der Linken Opposition und IV. Internationale 1932–1985. Mit einer Einleitung von Ernest Mandel, Frankfurt/Main 1989, S. 100–133 abgedruckt.

⁹² Vgl. dazu die Texte »Ici la voix de l'Algérie« und »L'Algérie se dévoile«, in: Frantz Fanon, L'An V de la révolution algérienne, Paris 2001.

⁹³ Der UNIVAC (*Universal Automatic Calculator*) war ein von zwei amerikanischen Ingenieuren 1951 fertig gestellter Computer, der die Ära der kommerziellen Rechenanlagen einläutete. Einige Jahre lang wurde der Begriff UNIVAC stellvertretend für Computer und die »kybernetische Revolution« insgesamt benutzt.

⁹⁴ Carlos Fuentes, L'Amérique latine accuse, in: Partisans 15, 1964, Avril-Mai, S. 29–38. Der Text war zuerst 1963 als »The Argument of Latin America. Words for the North Americans« in einer von Leo Huberman und Paul Sweezy in der New Yorker Monthly Review Press verlegten Essaysammlung mit dem Titel »Whither Latin America?« erschienen; zusammen mit dem ersten Kapitel der »Damnés« Fanons wurde er 1965 dann im legendären zweiten Kursbuch Hans Magnus Enzensbergers abgedruckt (Carlos Fuentes, Rede an die Bürger der USA, in: Kursbuch 2, 1965, August, S. 56–71).

Geheimnis daraus, dass sie ihr Modell von Guerillakrieg und Revolution in die übrigen lateinamerikanischen Länder exportieren wollte⁹⁵, die der Supermacht in sehr engen, aber machtungleichen Beziehungen verbunden waren. Die USA reagierten mit mehr oder weniger verdeckten militärischen oder geheimdienstlichen Interventionen, mit Wirtschaftsembargos, aber auch mit Hilfsprogrammen, die zur Eindämmung kommunistischer Bewegungen im Vorhof der USA beitragen sollten.⁹⁶

Dabei versuchte John F. Kennedy, den kubanischen Revolutionsdiskurs aufzugreifen und in seinem Sinne neu zu definieren: Bei der interamerikanischen Konferenz von Punta del Este (Uruguay) im August 1961 rief er die *Alliance for Progress/Alianza para el Progreso* aus.⁹⁷ Als historische Vollendung einer von den USA und Lateinamerika gemeinsam getragenen »American Revolution« sollte sie beiden Partnern Wohlstand und Sicherheit bringen, ihre Wirtschaftszusammenarbeit stärken, mit einem Hilfsprogramm die ›Entwicklung‹ der ärmeren Länder fördern, diese gegen die kommunistische Bedrohung durch Kuba immunisieren und die Wahrung US-amerikanischer Interessen in der Region ermöglichen. Die Antwort der kubanischen Führung auf diesen Vorstoß der USA erfolgte ein halbes Jahr später in der sogenannten Zweiten Deklaration von Havanna, einer Zusammenfassung der Guevara'schen Revolutionstheorie.⁹⁸ Die dort formulierten Prinzipien – Fokustheorie, Kontinentalisierung der Revolution, sozialistischer Internationalismus – fanden sich teils in Texten wieder, mit denen *Partisans*-Autoren die *Alliance for Progress* als neokoloniales Machtinstrument kritisierten.⁹⁹

Zu diesen Kritikern zählte auch Fuentes. Seine Schilderung der strukturellen, von fremden Mächten erzwungenen Unterentwicklung Lateinamerikas orientierte sich ebenso an Guevara wie seine in *Partisans* vertretene Ansicht, es gebe keine reformistischen, sondern nur revolutionäre Wege aus diesem Dilemma. Die *Alliance for Progress*, so Fuentes, sei Teil des Problems, nicht seiner Lösung. Ohne diese gezielt zu entfalten, argumentierte Fuentes auf der Grundlage neomarxistischer, dependenztheoretischer Positionen. Die Unterentwicklung Lateinamerikas brachte er historisch in systemischen Zusammenhang mit der Entwicklung der USA und der globalen Arbeitsteilung des modernen Kapitalismus, die »deux mondes« hervorgebracht habe: »celui des pays riches et celui des pays pauvres«. In dieser zweigeteilten Welt¹⁰⁰, so Fuentes, hätten die Armen mit den Rezepten der Reichen nichts zu gewinnen, sondern müssten eigene Lösungen finden. Sie müssten mit der Vergangenheit reinen Tisch machen. Die Werte des Westens seien keine

95 Vgl. z. B. die programmatischen Ausführungen zur Kontinentalisierung der kubanischen Revolution bei Ernesto »Che« Guevara, L'exemple cubain: valeur et limites, in: *Partisans* 2, 1961, Novembre-Décembre (La Révolution cubaine), S. 11–21.

96 Zum *containment* als globaler Strategie der USA im Kalten Krieg vgl. Bernd Stöver, Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische Liberation Policy im Kalten Krieg 1947–1991, Köln etc. 2002.

97 Matthias Fink, Nationales Interesse und Entwicklungshilfe. John F. Kennedy's Alliance for Progress, München 1978; Ronald L. Scheman (Hrsg.), The Alliance for Progress: A Retrospective, New York etc. 1988; vgl. auch den Beitrag von Sönke Kunkel zur Rolle der Modernisierungstheorie v. a. in der amerikanischen Außen-/Entwicklungshilfepolitik in diesem Band.

98 Ingo Juchler, Die Studentenbewegungen in den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland der sechziger Jahre. Eine Untersuchung hinsichtlich ihrer Beeinflussung durch Befreiungsbewegungen und -theorien aus der Dritten Welt, Berlin 1996, S. 150–153.

99 Vgl. z. B. Eduardo Galeano, L'alliance pour le progrès. Contribution à une notice nécrologique, in: *Partisans* 15, 1964, Avril-Mai, S. 23–27.

100 Die Behauptung einer globalen Dichotomie der reichen und armen Länder, der Metropole und Peripherie, des Nordens und Südens (*deux mondes*) stand zwar begrifflich-logisch in einem Spannungsverhältnis zum Konzept der dreigeteilten Welt und seinem Bezug auf die Sowjetunion (*tiers monde*). In der historischen Sprachpraxis der radikalen Linken wurden beide Konzepte jedoch parallel benutzt, ohne dass dies problematisiert worden wäre.

Universalien, sondern die Herrschaftsinstrumente der (alten) Machthaber. Angesichts leerer Mägen habe das westliche Demokratiemodell in Lateinamerika kein Fundament. Frage man Studenten, Arbeiter, Bauern, ob sie freies Unternehmertum, Kapitalismus und angebliche Pressefreiheit der Revolution vorzögen, sei die Antwort eindeutig: »La révolution, oui!« Sie glaubten nicht an die freie Welt Francos, Salazars, Chiang Kai-Sheks oder Ngho Dien Diems.¹⁰¹ Und auf die Frage nach dem Kommunismus erklärten sie, Angst hätten sie allein »de leurs oppresseurs actuels, de ceux qui les exploitent au nom du capitalisme et de la démocratie représentative«. Das sozialistische Kuba dagegen sei ihre große Hoffnung, die lateinamerikanische Revolution – als Teil der trikontinentalen Kolonialrevolution – unaufhaltsam. Sie charakterisiere eine veränderte Welt, in der sich die historische Dynamik vom alten Zentrum an den Rand verlagert und damit die Peripherie zur neuen Mitte gemacht habe: »Voyez-vous, Américains, [...] le monde va de l'avant. Et vous êtes en marge. [...] Les révolutions vont progresser. Le monde a changé. Vous ne pourrez pas éteindre tous les incendies d'Amérique latine, d'Afrique et d'Asie.«¹⁰²

Auch Jean-Philippe Bernigaud (*1932), der engste Mitarbeiter Masperos, erklärte die Trikontinentale der Aufständischen zum Gegenspieler der USA. In seinem 1965 publizierten Artikel zum Vietnamkrieg erschienen diese als Führungsmacht des »neokolonialen« westlichen Imperialismus.¹⁰³ Bernigauds Text belegt – wie die Artikel von Gilly und Fuentes – die Verschiebungen im Diskurs über die Dritte Welt und den Westen. Im Kontext des Algerienkriegs war dieser von Intellektuellen in den Kolonien und in Frankreich um 1960 politisiert, radikalisiert und mit neuen Identitätsentwürfen verknüpft worden. Innerhalb weniger Jahre hatte er sich geografisch verbreitert und in seinen Schwerpunkten verschoben. Nicht mehr allein Afrika, sondern auch Lateinamerika, Vietnam oder die afroamerikanischen Aktivisten¹⁰⁴, nicht mehr Frankreich und Großbritannien als Vormächte des europäischen (Neo-)Kolonialismus, sondern die Supermacht USA, nicht mehr Antikolonialismus, sondern Antiimperialismus bildeten jetzt die Kristallisationspunkte des *tiers-mondisme*.

In der Welt, wie Bernigaud sie sieht, arbeitet der imperialistische Westen an der Perpetuierung des Krieges, während die antikapitalistischen Revolutionäre der Dritten und die Linken der Ersten Welt für den Frieden kämpfen. Die Eskalation des Vietnamkrieges – der Luftkrieg gegen Nordvietnam seit Februar 1965 markiert den historischen Kontext des Artikels – deutet Bernigaud als Schwäche der USA, die auf verlorenem Posten stünden. Diese Schwäche sei zugleich die Stärke der Dritten Welt, die sich ihrer Kraft bewusst werden müsse. Denn die Amerikaner eskalierten den Krieg in Vietnam »par peur que le »tiers-monde«, son hinterland (néo)-colonial, n'échappe à son emprise.« Wie Bernigaud in seinem stark antiamerikanischen Text verbildlicht, demaskiere der Vietnamkrieg zugleich die angeblich freie Welt, denn die USA hätten paradoxerweise – um ihr Gesicht zu wahren – im Vietnamkrieg ihren eigenen Wertekanon entwürdigt und darin sogar die alten Kolonialmächte Europas überboten.

101 Die diktatorisch regierenden Machthaber Spaniens, Portugals, Taiwans und Südvietnams, die als NATO-Mitglieder (Franco und Salazar) bzw. als enge Verbündete der USA dem Westen zugerechnet wurden.

102 Zitate Fuentes, S. 30, 37, 29, 37.

103 Jean-Philippe Talbo, Génocide au Vietnam, in: Partisans 20, 1965, Avril-Mai, S. 33–36. Um seine Arbeit als *directeur commercial* des Verlags nicht zu komplizieren, benutzte Bernigaud als Autor das Pseudonym »Talbo«.

104 Über den radikalen Flügel der Bürgerrechtsbewegung in den USA wurde in *Partisans* bereits seit 1963 berichtet. Mit expliziten Bezügen auf Frantz Fanon wurden die Afroamerikaner dabei als kolonisierte Minderheit in den USA beschrieben, deren Kampf Teil der globalen Kolonialrevolution der Dritten Welt sei, vgl. z. B. Claude Arditi, Itinéraires du peuple noir américain, in: Partisans 13, 1963, Décembre-Janvier, S. 67–79; Keith Buchanan, U.S.A.: Problème noir, problème mondial, in: Partisans 12, 1963, Octobre-Novembre, S. 81–90.

»La grande démocratie n'est que du carton-pâte, le leader du ›monde libre‹ n'est que le plus riche et le plus féroce des impérialismes; le parti ›démocrate‹ a fait pire que les puissances coloniales d'antan^[105], que les Anglais au Kenya^[106], que les Français au Maghreb. Il est maintenant évident que les ›valeurs occidentales‹ ne sont que la raison sociale de la pire réaction, que Johnson n'est qu'une version cinérama des Salazar, Verwoerd^[107] et autres zombies racornis de l'ultra-réaction: Superman s'est mué en super-Frankenstein. Plus personne en Amérique latine, en Afrique, en Asie ne pourra invoquer la mythologie déchue de l'Amérique libérale et généreuse, aucun politicien dans le monde ne pourra plus en appeler sans se ridiculiser à la Statue de la Liberté, aux valeurs chrétiennes, à la première république occidentale [...]. La statue de la Liberté peut maintenant être peinte en noir; un Christ au masque à gaz^[108] doit être en train de trier des piles de cadavres rongés au phosphore pour reconnaître les siens.«^[109]

Die bildhafte Sprache, ihr prophetischer Gestus, die provokante Rekontextualisierung christlicher und westlicher Symbole, mit denen Bernigaud hier die vermeintliche Verlogenheit der USA als imperialistischer Supermacht zu demaskieren sucht, sind typisch für seine literarischen Ambitionen. Dezentrierung des Westens und Entdeckung der Dritten Welt wurden bei *Partisans* in sehr unterschiedliche Stile gegossen. Schrieben Autoren wie Bernigaud fast expressionistisch, pflegten andere als Kader linker Parteien oder antikolonialer Bewegungen eine im engen Sinne des Wortes politische Rhetorik.^[110] Wieder andere wählten als theoretisch geschulte Marxisten ein akademisches Sprachregister. Sie präsentierten wirtschaftswissenschaftliche und -historische Argumente, die detailliert und komplex vorgetragen und von einer großen Menge quantitativer Daten ergänzt wurden.^[111] Autoren wie Bernigaud dagegen interessierten sich nicht nur für politische Ökonomie, sondern mehr noch für Bildende Kunst, Philosophie, Theater und Kino.^[112] Indem sie ihre Texte mit (pop-)kulturellen Verweisen durchsetzten, schufen sie eine Form der Dritte-Welt-Publizistik, die sich nicht nur politisch, sondern auch rhetorisch sehr weit von den klassischen Arbeiterparteien entfernt hatte.^[113] Die Entdeckung der Dritten Welt in *Partisans* kombinierte also politische und theoretische, argumentierende und emotionalisierte, pragmatische und utopische Akzente. Das zeigen auch die Beiträge zum sozialistischen, postkolonialen ›neuen Menschen‹^[114] oder zur Guerilla als mehrdeutigem Konzept zwi-

105 Tatsächlich gingen sowohl der Beginn des Vietnamkriegs unter John F. Kennedy als auch seine Eskalation unter Lyndon B. Johnson auf das Konto demokratischer Präsidenten und Kongressmehrheiten.

106 Bernigaud bezieht sich hier auf die Repression des sogenannten Mau-Mau-Aufstandes in den 1950er-Jahren, vgl. *Caroline Elkins*, *Britain's Gulag. The Brutal End of Empire in Kenya*, London 2005.

107 Der 1966 bei einem Attentat getötete Ministerpräsident Südafrikas, Hendrik Frensch Verwoerd, war ein wichtiger Ideologe und Architekt der Apartheid-Politik.

108 Die Zeichnung »Christus mit der Gasmask« (1927) trug George Grosz einen Prozess wegen Blasphemie ein.

109 *Talbo*, *Génocide*, S. 35.

110 Vgl. z. B. marxistischen Jargon und formelhafte Mobilisierungsrhetorik bei *Amilcar Cabral*, *Guinée, Cap Vert, face au colonialisme portugais*, in: *Partisans* 7, 1962, Novembre-Décembre (Révolution africaine?), S. 80–91, oder den starren Marxismus-Leninismus in den meisten Beiträgen der vietnamesischen Autoren des *Partisans*-Themenhefts 40 (1968), Janvier-Février (Le peuple vietnamien et la guerre).

111 Vgl. z. B. den dependenztheoretisch argumentierenden Beitrag *Guillermo Ramirez*, *Le Mexique sans ›troisième voie‹*, in: *Partisans* 20, 1965, Avril-Mai, S. 37–52.

112 *Jean-Philippe Bernigaud-Talbo*, Persönliche Mitteilung am 18. Januar 2007, Paris.

113 Darin ähnelten manche *Partisans*-Texte der Zeitschrift *konkret* Rainer Röhl's, die in der Bundesrepublik der 1960er-Jahre vom lokalen Studentenblatt zu einer linken Massen-Illustrierten wurde, vgl. *Alexander Gallus*, Zeitschriftenporträt: konkret, in: *Jahrbuch Extremismus & Demokratie* (E & D) 13, 2001, S. 227–249.

114 Z. B. *Ernesto »Che« Guevara*, *Le socialisme et l'homme à Cuba*, in: *Partisans* 23, 1965, Novembre 1965, S. 25–36; *Le Duan*, *La révolution vietnamienne à la lumière du marxisme-*

schen Militärstrategie, Revolutionstheorie, *nation building*, Volkspädagogik und Außenpolitik.¹¹⁵

Dieser vielgestaltige Dritte-Welt-Diskurs bot immer wieder die Möglichkeit, sich von der etablierten Linken und ihrem revolutionspolitischen Kurs abzugrenzen. Das galt für die Kritik an der Haltung von PCF und SFIO während des Algerienkriegs¹¹⁶, aber auch für die Diskussion um die friedliche Koexistenz und ihre Implikationen für die Befreiungsbewegungen der Dritten Welt¹¹⁷ oder den Streit um die von Guevara, Fidel Castro und dem Franzosen Régis Debray (*1940) entwickelte *foco*-Theorie¹¹⁸, die von den meisten Kommunistischen Parteien Lateinamerikas abgelehnt wurde.¹¹⁹ Traditionen und Gegenwart linker Politik waren für die antikapitalistische radikale Linke ein entscheidender Bezugspunkt des Dritte-Welt-Diskurses. An vielen Texten ließe sich zeigen, dass die Sowjetunion und ihr Konflikt mit China, dass der ›Ostblock‹, dass die kommunistischen Parteien und ihre Dissidenten in Ost, West und Süd die theoretischen, historischen und politischen Referenzen bildeten, die in der Debatte über Sozialismus, Revolution, Internationalismus und Dekolonisierung nach 1945 unvermeidlich waren. Das heißt: Wie ein Sprecher sich zu ihnen verhielt, strukturierte seinen Bezug auf die Dritte Welt und die Kolonialrevolution. Oder andersherum formuliert: Die mit der Dritten Welt verbundenen Erfahrungen und Gefühle, Repräsentationen und Strategien strukturierten die Haltung zur UdSSR, der VR China, dem PCF oder den Fraktionen der radikalen Linken in Frankreich. Beide Parameter beeinflussten sich gegenseitig: Die Einstellung zur Dritten Welt resultierte ebenso sehr aus einer bestimmten Bindung im linken Feld, wie sie andererseits diese Bindung zu verschieben, zu verändern oder gar zu beenden vermochte.

Die wechselseitige Konstituierung von Dritter Welt und radikaler Linker war in *Partisans* von Kontroversen begleitet, die Möglichkeitsbedingungen, Methoden und Akteure gesellschaftlicher Veränderung und das Verhältnis zwischen emanzipatorischen Bewegungen der Ersten und der Dritten Welt betrafen. Die Inversion von Metropole und Peripherie mündete eben nicht nur in die Dekonstruktion westlicher Universalität, Zivilität und Demokratie als dem Wertarsenal der bourgeoisen Kolonialherren. Nein, auch die überkommene Rolle der europäischen Proletarier, ihrer Parteien und Gewerkschaften als

léninisme, in: *Partisans* 40, 1968, Janvier-Février (Le peuple vietnamien et la guerre), S. 7–18; mit direktem Bezug auf Fanon: *Maschino*.

115 Vgl. z. B. Ernesto »Che« Guevara, Le peuple en armes, in: *Partisans* 2, 1961, Novembre-Décembre (La Révolution cubaine), S. 22–31; Nguyen Van Tien, Notre stratégie de la guérilla, in: *Partisans* 40, 1968, Janvier-Février (Le peuple vietnamien et la guerre), S. 66–70; Jean-Philippe Talbo, Qu'est-ce que la Résistance?, in: *Partisans* 6, 1962, Septembre-Octobre (La gauche occidentale et le tiers-monde), S. 81–99; Christian Baudelot/Jean-Yves Pouilloux, Sur »Révolution dans la révolution?« in: *Partisans* 37, 1967, Avril-Mai-Juin (Cuba et le castrisme en Amérique Latine), S. 61–65.

116 Vgl. z. B. O. A., Colloque de Milan: Gauche européenne et Tiers-Monde, in: *Partisans* 6, 1962, Septembre-Octobre (La gauche occidentale et le tiers-monde), S. 3–12; *Maspero*, Nous précisons; *Hurst-Maurienne*.

117 Vgl. z. B. Guy Dhoquois/Tiennot Grumbach, La coexistence pacifique, arme révolutionnaire adaptée à la lutte contre l'impérialisme dans le Tiers Monde, in: *Partisans* 3, 1962, Février, S. 83–97; O. A., La coexistence pacifique: »une pratique opportuniste«, in: *Partisans* 4, 1962, Avril-Mai, S. 182–185; O. A., Éditorial: Irak, Gabon, Brésil: autant de »victoires« de la coexistence pacifique?, in: *Partisans* 15, 1964, Avril-Mai, S. 3–5; François Maspero, La conférence tri-continentale, in: *Partisans* 26–27, 1966, Février (L'Amérique Latine en marche), S. 95–100.

118 Régis Debray, Révolution dans la révolution? et autres essais, Paris 1967; Bernhard Gierds, Che Guevara, Régis Debray und die Focustheorie, in: Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), Die RAF und der linke Terrorismus. Bd. 1, Hamburg 2006, S. 182–204.

119 Vgl. das Themenheft *Partisans* 38 (1967), Juillet-Août-Septembre (Amérique latine – Solidarité – Guérillas) und hier v. a. die »guevaristische« Positionierung François Masperos, die die Ausgabe eröffnet, S. 3–5.

den selbsternannten Trägern revolutionären Fortschritts stand zur Disposition. Ließen nicht die weltweite und vielgestaltige Gleichzeitigkeit der Kolonialrevolution, die Unbedingtheit ihrer Ziele und Methoden, ihr populärer Charakter und die von ihr getragene soziale Dynamik die europäischen Marxisten plötzlich sehr blass aussehen? Standen die spektakulären Siege in Indochina, Kuba oder Algerien nicht in starkem Kontrast zur Stabilisierung der kapitalistischen Gesellschaften des Westens? Und wie revolutionär waren die Arbeiter im konsumkapitalistischen Frankreich der 1960er-Jahre eigentlich noch?

In dieser Krise revolutionärer Politik im Westen – so die Perzeption der radikalen Linken – öffneten die Dekolonisierung und die Abkehr von der etablierten Linken einen Diskursraum, den Aktivisten der Ersten und Dritten Welt mit ihren Beiträgen in *Partisans* konturierten. Dieser Raum war von Konvergenzen und Abgrenzungen, Konflikten und Ambivalenzen durchzogen, enthielt aber einen Minimalkonsens: Alle SprecherInnen gingen davon aus, dass die Dekolonisierung Konsequenzen für die revolutionäre Dynamik in Süd und Nord haben würde und dass – in der Perspektive der Weltrevolution – das Verhältnis zwischen ›weißer‹ Linker und Dritter Welt, zwischen Emanzipationsbewegungen in den reichen und armen Ländern neu zu bestimmen sei. Jenseits dieses Konsenses gab es allerdings keine Einigkeit. Umstritten war, wie bedeutsam die Dekolonisierung für die sozialistische Revolution in der Ersten und Dritten Welt letztlich sei und wie man deren Verknüpfung zu denken hatte. Dieser Streit über den Zusammenhang emanzipatorischer Politik in Nord und Süd begann im Algerienkrieg, beschäftigte die radikale Linke und die in Teilen aus ihr hervorgegangene Dritte-Welt-Bewegung bis in die 1980er-Jahre, um heute in modifizierter Form in den Diskussionen über alternative Formen der Globalisierung wieder aufzutauchen.

Dabei lässt sich die Komplexität der in *Partisans* vertretenen Positionen kaum systematisieren. Allerdings kann man die Endpunkte eines breiten Spektrums skizzieren: Für die ›Maximalisten‹ – sie gehörten oft, aber keinesfalls ausnahmslos zur Dritten Welt – war die Kolonialrevolution die entscheidende Ereigniskette auf dem Weg zur sozialistischen Weltgesellschaft. Sie stand zwar in einer Linie mit der Geschichte der Klassenkämpfe in Europa, war jedoch gewissermaßen an deren Stelle getreten. Dies implizierte zugleich, dass die Befreiung der Zentren nun von der Peripherie ausgehen würde. Daraus folgte, dass die westliche Linke die Dritte Welt auch aus Eigeninteresse und mit Blick auf die sozialistische Zukunft der Menschheit bedingungslos zu unterstützen hatte.¹²⁰ Dagegen würdigten die ›Minimalisten‹ – sie waren fast alle Franzosen – zwar die Dynamik der Kolonialrevolution, verlangten aber deren Unterordnung unter die alten Zentren marxistischer Politik. Auch sie forderten Solidarität mit den antikolonialen Aktivisten, doch warnten sie zugleich vor einer naiven Idealisierung der Kolonialrevolution. Sie hielten an der Idee fest, dass die Befreiung der (Dritten) Welt unter Führung der revolutionären Arbeiter der westlichen Industrienationen, der Sowjetunion und der Kommunistischen Parteien der Dritten Welt erfolgen müsse.¹²¹

Welche Funktionen hatte der Bezug auf die Dritte Welt für die radikale Linke in Frankreich? Er erlaubte die Abgrenzung von der etablierten Linken nicht nur im Reden, sondern auch im Handeln – die Opposition gegen Algerien- oder Vietnamkrieg¹²² mobilisierte und politisierte Tausende von Aktivisten, die die Reihen der Linksradiكالen verstärkten und

120 Vgl. z. B. Cabral; Georges-Matthieu Mattéi, Campagne des labours en Kabylie, in: *Partisans* 8, 1963, Janvier-Février, S. 73–77.

121 Ironischerweise – ironisch mit Blick auf die spätere Entwicklung Debrays – findet sich eine solche Position z. B. bei Régis Debray, Précisez votre position, in: *Partisans* 3, 1962, Février, S. 164–167.

122 Zu den Mobilisierungseffekten der Vietnamkriegsopposition in der radikalen Linken in Frankreich vgl. Nicolas Pas, »Six heures pour le Vietnam«. Histoires des Comités Vietnam français 1965–1968, in: *Revue historique* 302, 2000, H. 1, S. 157–185.

deren internationalistische Agenda gesamtgesellschaftlich präsenter machten. Dabei war politische Ratio genauso im Spiel wie starke Gefühle. Die perzipierte Unterdrückung der Armen provozierte das Gerechtigkeitsempfinden der Intellektuellen und Aktivisten und motivierte tief empfundene – sowie durchaus oft effiziente – Solidarisierungen. Sie ließ sich zugleich aber politisch verwerten: Bei den Verdammten dieser Erde zeigten sich die Arroganz des Westens, die Mechanismen der Ausbeutung und Entfremdung, die brutale Herrschaft der Mächtigen über die Schwachen in ihrer Reinform. Hier gab es noch – anders als im reichen und formal demokratischen Westen – augenfälliges Elend und offene politische Repression.¹²³ In der Dritten schien die radikale Linke der Ersten Welt die Widersprüche des ›Spätkapitalismus‹, unter denen sie selbst zu leiden erklärte, in ihrer eigentlichen, dramatischen Form studieren und so zu einem besseren Verständnis der westlichen Gesellschaften gelangen zu können. Der Blick führte von der Peripherie zurück ins Zentrum. Er erlaubte es – und in dieser Weise hatte bereits Sartre die Dritte Welt als Spiegel des europäischen Selbst konstruiert –, eine radikale Kritik an der *eigenen* Gesellschaft zu formulieren¹²⁴, deren Ausbeutungscharakter und strukturelle Ungleichheit, deren autoritäre und faschistische Tendenzen, deren Rassismus sich angeblich hinter Konsumangeboten und demokratischer Fassade versteckten, in der Dritten Welt aber immer noch ohne Maske zeigten.

Faszinierten so einerseits Spiegelfunktion und Opferstatus der geschundenen Dritten Welt, war es andererseits gerade ihre Stärke, ihr neuer Akteursstatus, der zu begeistern, der ihre Vorbildfunktion, aber auch ein revolutionstheoretisches Kalkül zu begründen vermochte. Die Kubaner hatten die Idee der Revolution aus ihrer tödlichen Umarmung durch den Ostblock befreit, wo sie zwischen stalinistischer Vergangenheit und revisionistischer Gegenwart zu ersticken schien. Kuba zeigte zudem, dass die Dritte Welt nicht nur eine lokale Diktatur stürzen, sondern gegen den Willen der anderen Supermacht auch eine sozialistische Revolution durchführen konnte. Es schien also prinzipiell alles möglich: Wie David gegen Goliath konnten Kubaner, Algerier oder Vietnamesen ihre zahlenmäßig und technisch überlegenen Gegner besiegen, wenn eine entschlossene Minderheit die Massen für ihr Projekt zu begeistern verstand. Das machte sie zum Vorbild – oder zu einer kompensatorischen Projektionsfläche – der minoritären radikalen Linken in Frankreich, deren Chancen auf eine Revolution zu Hause nicht eben groß schienen. Konnten ihre Anhänger als aufgeklärte Avantgarde vielleicht – wie im *foco* Guevaras – trotzdem die ›objektiven Bedingungen‹ für die Revolution selbst schaffen? Erinnernten die Guerillas der Dritten Welt nicht an die Möglichkeit radikaler Veränderung, um die Charles de Gaulle die kommunistische Résistance in Frankreich 1945 betrogen hatte? Sollte man sich nicht bedingungslos auf die Seite der Sieger und des Fortschritts schlagen, auf die Seite derjenigen zwei Drittel der Menschheit, die nun Geschichte machen würden? Konnte man von der Dritten Welt nicht auch in der Ersten profitieren? Die radikale Linke interpretierte die Dekolonisierung als Bewegung, die auch dem eigenen Kampf gegen Kapitalismus, Imperialismus und die Lager-Zwänge des Kalten Krieges eine neue Dynamik verlieh. Beide Perspektiven – die Dritte Welt als beklagenswertes Opfer des Imperialismus und als kraftvoller Akteur antiimperialistischer Politik – waren dabei komplementär, denn aus marxistischer Perspektive schien es logisch, dass der Wille zur Revolution dort am größten war, wo die Unterdrückung am schärfsten zu sein schien.

Wie sich schon während des Algerienkriegs¹²⁵, vor allem aber im Laufe der 1960er-Jahre zeigte, erleichterte das an die Dritte Welt gekoppelte Arsenal von Theoremen, Re-

123 Für ein anregendes Gespräch zu diesem Argument danke ich *Bastian Hein*, München/Wasserburg am Inn.

124 So argumentiert auch *Etzemüller*, 1968 – Ein Riss in der Geschichte? Gesellschaftlicher Umbruch und 68er-Bewegungen in Westdeutschland und Schweden, S. 89–93.

125 *Christoph Kalter*, Das Eigene im Fremden. Der Algerienkrieg und die Anfänge der Neuen Linken der Bundesrepublik, in: *ZfG* 55, 2007, H. 2, 2007, S. 142–161.

präsentationen und Werten zudem über nationale Grenzen hinaus die Kommunikation und Synchronisierung der radikalen Linken und der 68er-Bewegungen. Der Vietnamkrieg dynamisierte den Protest in Frankreich, aber auch weltweit¹²⁶, Ho Chi Minh, Mao oder Guevara waren internationale Symbole¹²⁷, und »Les damnés de la terre« waren Stokely Carmichael genauso vertraut wie Rudi Dutschke, der Fanon 1968 auf dem Westberliner Vietnamkongress zitierte¹²⁸ und sich sicher sein konnte, dass die Delegierten aus Frankreich, Italien, den USA und anderen Ländern genau wussten, wovon die Rede war. Über die Dritte Welt waren jedoch nicht nur transnationale Kommunikation und Kritik bestehender Referenzsysteme vermittelt, sondern auch deren Fortschreibung. Das betrifft z. B. die marxistische Tradition, die nun – als Guevarismus, Castrismus, Fanonismus, Maoismus, afrikanischer Sozialismus etc. – für Ansätze geöffnet wurde, die außerhalb Europas und der Sowjetunion entstanden.¹²⁹ Die Dritte Welt belebte so einen revolutionären Kanon neu, der in der alten Welt verwässert oder erstarrt schien. Diese Ambivalenz von Kontinuität und Bruch, von Kritik und Affirmation betrifft auch die weiter oben am Beispiel von *Partisans* diskutierte Dezentrierung des Westens, die im Diskurs der Dritten Welt vollzogen wurde.

V. VOM ANTI- ZUM POSTKOLONIALISMUS? DIE LINKSRADIKALE KRITIK AM WESTEN ALS WICHTIGE ETAPPE EINER AMBIVALENTEN GESCHICHTE

Der rhetorische Angriff auf den Westen durch die radikale Linke in Frankreich und die Repräsentanten der (ehemaligen) Kolonien gehört zur langen Geschichte europakritischer Diskurse, die von Beginn an mit der europäischen Expansion einhergingen und bis zum Postkolonialismus der Gegenwart reichen. Seit den 1880er-Jahren formulierten nicht-westliche Eliten, die im Hochimperialismus des späten 19. Jahrhunderts durch Rassismus und Sozialdarwinismus sowie die Expansionspolitik der Europäer unter verstärkten Druck geraten waren, die Kritik Europas in systematischer Form.¹³⁰ Auf den politischen und kulturellen Machtanspruch Europas reagierten sie mit deterritorialisierten bzw. transnationalen Gegenentwürfen¹³¹, zu denen die pan-afrikanischen, pan-asiatischen oder pan-

126 Geneviève Dreyfus-Armand/Jacques Portes, Les interactions internationales de la guerre du Viêt-Nam et Mai 68, in: dies./Robert Frank/Marie-Françoise Levy/Michelle Zancarini-Fournel (Hrsg.), Les Années 68. Le temps de la contestation, Paris 2000, S. 49–68; Juchler; Gilcher-Holtey, 68er Bewegung; Ingo Juchler, Trikontinentale und Studentenbewegung. Anti-imperialismus als Schibboleth, in: Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), Die RAF und der linke Terrorismus. Bd. 1, Hamburg 2006, S. 205–217.

127 Vgl. Frank; Ingrid Gilcher-Holtey, Der Transfer zwischen den Studentenbewegungen von 1968 und die Entstehung einer transnationalen Gegenöffentlichkeit, in: Kaelble/Kirsch/Schmidt-Gernig, Frankfurt/Main 2002, S. 303–326; polemisch: Gerd Koenen, Phantasmagorien einer Weltrevolution – Die »Neue Linke« von 1968, in: Stéphane Courtois/Uwe Backes (Hrsg.), »Ein Gespenst geht um in Europa«. Das Erbe kommunistischer Ideologien, Köln etc. 2002, S. 285–322.

128 Rudi Dutschke, Die geschichtlichen Bedingungen für den internationalen Emanzipationskampf, in: Der Kampf des vietnamesischen Volkes und die Globalstrategie des Imperialismus. Internationaler Vietnam-Kongreß 17./18. Februar 1968 Westberlin, Berlin 1968, S. 107–124, Zitat Fanon, S. 123.

129 Diesen Aspekt betont Young, S. 6–8.

130 Sebastian Conrad, Vorwort: »Europa« aus der Sicht nicht-westlicher Eliten, 1900–1930, in: Journal of Modern European History (JMEH) 4, 2006, H. 2, S. 158–169; Cemil Aydin, Beyond Civilization: Pan-Islamism, Pan-Asianism and the Revolt against the West, in: JMEH 4, 2006, H. 2, S. 204–222. Zur Geschichte des »Westens« und der Kritik am »Westen« Alastair Bonnett, The Idea of the West. Culture, Politics and History, London 2004.

131 Vgl. Frederick Cooper, Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History, Berkeley etc. 2005, S. 11, 24 f.

arabischen Bewegungen¹³², seit der russischen Doppelrevolution von 1905 und 1917 aber auch der »proletarische Internationalismus« zählten.¹³³ Mit dem im Wilsonianismus proklamierten Recht auf nationale Selbstbestimmung wurde dann seit 1918 auch noch eine westlich-liberale Begründung anticolonialer Politik verfügbar, die auf der Nation als grundlegender Kategorie politischer Ordnung fußte.¹³⁴ Die Ambivalenz der nicht-westlichen Gegenentwürfe lag darin, dass sie trotz ihrer antiwestlichen Stoßrichtung einerseits von europäischen Konzepten der Zivilisation, Universalität und Moderne geprägt waren¹³⁵, deren Bedeutung andererseits aber durch Rekontextualisierung in einem anderen sozialen, politischen und kulturellen Kontext signifikant zu verändern vermochten.¹³⁶ Der Dritte-Welt-Diskurs der 1960er-Jahre, so mein Argument, ist ein späterer, mit diesen Vorläufern kompatibler, wie sie transnationaler – und ambivalenter – Gegenentwurf zu westlichen Hegemonieansprüchen. Die Dezentrierung des Westens, wie sie in *Partisans* proklamiert wurde, steht also einerseits in der Kontinuität dieses kritischen Europa-Diskurses. Sie entfaltet sich in den 1960er-Jahren andererseits in einem veränderten Kontext, in dem manche Entwicklungen des späten 19. Jahrhunderts und der Zwischenkriegszeit sich fortgesetzt, verstärkt oder neu akzentuiert hatten, andere aber eine neue Qualität besaßen. Die aus dieser Gemengelage resultierende Spezifik der 1960er-Jahre lässt sich also am besten additiv als Zusammenwirken verschiedener Entwicklungen beschreiben:

Erstens: Bereits der als »Erwachen des Ostens« und Ende der weißen Vorherrschaft gedeutete russisch-japanische Krieg 1905¹³⁷, vor allem aber der Erste Weltkrieg¹³⁸ hatten dem Selbstbild Europas als dem Zentrum von Zivilität, Geschichte und Fortschritt einen schweren Schlag versetzt. Im Sinn einer Verstärkung delegitimierte der Zweite Weltkrieg nun endgültig Europas Anspruch, die moralisch überlegene und politisch machtvolle Krone menschlicher Entwicklung darzustellen. Nach 1945 schien Europa moralisch bankrott und politisch schwach. Wie sonst waren rund 60 Millionen Tote auf den Schlachtfeldern und in den Lagern, die Selbstzerstörung eines ganzen Kontinents, seine Befreiung von außen – durch koloniale Truppen und die neuen Supermächte – sowie sein Kontrollverlust in den Kolonien zu erklären? Die »alte« Identitätskrise und der Dekadenz-Diskurs in Europa verschärften sich durch den Zweiten Weltkrieg weiter, und dies nicht zuletzt deshalb, weil dieser Krieg gegen die Achsenmächte im Namen von Selbstbestimmungs-, Freiheits- und Menschenrechten geführt worden war und entsprechenden Forderungen in den Kolonien weiter Auftrieb gegeben hatte. Dass die Europäer auf diese Forderungen mit brutaler Gewalt reagierten – so z. B. in Sétif 1945, auf Madagaskar 1947, in Indochina, Kenia und im Algerienkrieg – unterminierte ihren Diskurs über Zivilität und Zivilisierung und damit die kulturellen Fundamente ihrer Herrschaft. Das förderte die Produktion

132 Aydin; Andreas Eckert, Panafrikanismus, afrikanische Intellektuelle und Europa im 19. und 20. Jahrhundert, in: JMEH 4, 2006, H. 2, S. 224–239.

133 Aydin, S. 218; Zur Bedeutung der kommunistischen Bewegung für die anticoloniale Kritik des Westens vgl. Young, S. 113–158.

134 Aydin, S. 218–221; Erez Manela, Dawn of a New Era: The »Wilsonian Moment« in Colonial Contexts and the Transformation of World Order, 1917–1920, in: Sebastian Conrad/Dominic Sachsenmaier (Hrsg.), Competing Visions of World Order. Global Moments and Movements, 1880s–1930s, New York 2007, S. 121–149.

135 So das zentrale Argument bei Aydin.

136 Das betont zu Recht Cooper, S. 4, 14, 26.

137 Aydin, S. 214 f.; Bonnett, S. 21.

138 Michael Adas, Contested Hegemony. The Great War and the Afro-Asian assault on the civilizing mission ideology, in: Prasenjit Duara (Hrsg.), Decolonization. Perspectives from now and then, London etc. 2003, S. 78–100; Dominic Sachsenmaier, Searching for Alternatives to Western Modernity – Cross-Cultural Approaches in the Aftermath of the Great War, in: JMEH 4, 2006, H. 2, S. 241–259.

alternativer, nicht mehr auf Europa zentrierter Weltbilder – und stärkte die antikolonialen Bewegungen in Kolonien und Metropolen.

Zweitens: Der bereits durch den Kriegseintritt der USA und die Oktoberrevolution 1917 manifest gewordene Bedeutungsverlust Europas wurde durch den Ausgang des Zweiten Weltkriegs, den Kalten Krieg und die Dekolonisierung weiter verstärkt und von den Europäern bald schmerzlich empfunden. Die USA und die Sowjetunion waren nach 1947 endgültig und weithin sichtbar zu den Supermächten geworden, die die globale Politik bestimmten. Die Rede von den drei Welten trug dieser neuen Realität der internationalen Beziehungen einerseits Rechnung und verstetigte sie andererseits. ›Europa‹ jedenfalls schien nicht nur durch den im Krieg offenkundig gewordenen Bankrott seiner Zivilisation und den Kontrollverlust in seinen Kolonien, sondern auch durch seine blockpolitische Unterordnung im Systemkonflikt aus dem Zentrum gerückt und zum Anhängsel größerer Welten geworden zu sein. Diese Verschiebung gab der Europa-Kritik eine Färbung, die sie vor dem Kalten Krieg nicht besessen hatte – es war die Kritik an einem Kontinent, der angesichts des Systemkonflikts alle Großmachtambitionen aufgeben musste und in Zukunft vor allem als Bestandteil des ›Westens‹ und dessen Führungsmacht USA zu kritisieren war. In dem Maße, in dem ›Europa‹ also im ›Westen‹ des Kalten Krieges aufzugehen schien, zielte die Kritik am alten Kontinent mit den Jahren auch immer offener und stärker auf die ›imperialistischen‹ USA und ihre globale Machtpolitik – und verlor als Teil eines antiamerikanischen Diskurses bisweilen gar jegliche antieuropäische Spezifik. Der Kalte Krieg jedenfalls hatte die Dekolonisierung zu einem Kernproblem globaler Machtpolitik gemacht. Erste, Zweite und Dritte Welt wurden nun weithin als systemischer Zusammenhang verstanden, der lokalen Konflikten (post-)kolonialer Natur – wie z. B. im Suez-Konflikt, auf Kuba, in der Kongo-Krise oder im amerikanischen Vietnamkrieg – durch ihre Verschränkung mit dem Ost-West-Konflikt gewissermaßen weltsystemische Relevanz verschaffte. Von diesem Bedeutungszuwachs profitierten nicht zuletzt die antikolonialen Aktivisten, die für ihre Kritik des Westens eine größere Öffentlichkeit fanden.

Drittens: Die Dezentrierung Europas, die in Europa selbst – je nach politischem und intellektuellem Temperament – ängstlich, resigniert, warnend oder euphorisch kommentiert wurde, unterschied sich vom Dekadenz-Diskurs der Vor- und Zwischenkriegszeit nicht nur durch den veränderten Kontext und *qualitativ* durch die radikalere Art der Infragestellung, sondern vor allem *quantitativ* – insofern, als nun viel mehr Menschen mit der Vorstellung zu leben lernten, dass die Welt größer geworden war und Westeuropa und die USA ihr nicht länger den Takt vorgeben konnten. Das gilt für die Dritte Welt, in der die Kritik westlich gebildeter Eliten am Westen nun breitere Schichten erreichte, besonders aber für Europa selbst. Wie ein Buch des renommierten Hachette-Verlags von 1966 – der mit essayistischen Kommentaren versehene Fotoband »L’homme blanc est-il condamné?«¹³⁹ – zeigt, waren tradierte Selbstbilder weißer Überlegenheit durch das ›Erwachen‹ der Dritten Welt auch für den französischen *grand public*, an den sich die Publikation richtete, nun extrem problematisch geworden. Die Kritik des Rassismus, der ›dunklen‹ Seite des Kolonialismus und der Beziehungen zwischen dem Westen und dem Rest waren um die Mitte der 1960er-Jahre im Mainstream angekommen, und es hieß selbstkritisch: »L’européocentrisme a empoisonné des siècles d’histoire«. Tatsächlich wurden kolonialrassistische Stereotypen über die nun als Dritte Welt agierenden Ex-Kolonien aber zugleich wiederholt, und auch die überkommene Überlegenheit des Westens – klassisch konstruiert als Verbindung aufklärerischer Moral und Naturbeherrschung – sollte bewahrt oder restauriert werden, um aus Europa wieder den »centre du monde humain« zu machen. Das Buch wollte seine europäischen Leser aufrütteln, sie zur Verteidigung ihres

139 O. A., L’homme blanc est-il condamné?, Paris 1966. Das 190 Seiten starke, außerordentlich reich bebilderte Werk hat Taschenbuchformat, ist auf schwerem Hochglanz-Papier gedruckt und in einer Reihe mit dem Titel »L’Avenir de notre vie« erschienen.

Status ermahnen und ihnen Zuversicht geben – und spricht doch vor allem von der Ver zweiflung des weißen Mannes, der sich unwiderruflich von der »arrogance accrue des peuples neufs« belästigt sieht und spürt, dass er seinen angestammten Platz in der Welt verloren hat. Das Bewusstsein dieses Verlusts war in der radikalen Linken, aber auch in der breiteren Öffentlichkeit der westlichen Länder nun so verbreitet wie nie zuvor.

Viertens: Eine weitere neue Entwicklung war, dass Akteure wie die radikale Linke in Frankreich diesen weithin empfundenen Verlust konstruktiv zu wenden verstanden: Der Dritte-Welt-Diskurs erklärte nicht nur die von globalen Wohlstandsdisparitäten, Kaltem Krieg und Dekolonisierung charakterisierte Gegenwart in besonders plausibler Form. Er erlaubte auch die Profilierung als eigenständige intellektuelle und politische Kraft. Zugleich wurde die Dritte Welt zum befreienden Ausweg aus einer revolutionär blockierten Minderheitenposition erklärt und also zu einer grundlegenden Ressource des politischen Kampfes gemacht. Indem das alte Projekt der sozialistischen Weltrevolution seine neue Dynamik nun aus der Dritten Welt beziehen sollte, wurden tradierte Hierarchien zwischen Europa und den Kolonien auf den Kopf gestellt, wurden intellektuelle Ressourcen der Peripherie in den Metropolen fruchtbar gemacht. Und indem die radikale Linke diese als irreversibel betrachtete Umkehrung in ihren eigenen Gesellschaften lautstark und affirmativ proklamierte, positionierte sie sich zugleich als Avantgarde, die die Zeichen der Zeit erkannt hatte und sich – zum Wohle der gesamten Menschheit, ihrer Freiheit von Ausbeutung und Unterdrückung – auf die Seite der Gerechten stellte, die die Sieger der Geschichte sein würden. Die Dritte Welt bot kognitive Orientierung, sie prägte die Welt- und Selbstbilder der radikalen Linken als einer politischen Kraft, die nationale, internationale, transnationale und globale Dimensionen hatte.

Fünftens: Eine neue Qualität hatte der kritische Europa-Diskurs also auch insofern, als er – wenngleich nicht ohne Konflikte, Instrumentalisierungen und Projektionen¹⁴⁰ – nun programmatisch als Gemeinschaftsprojekt von Europäern und Nicht-Europäern organisiert wurde, wie sich z. B. an den »Damnés de la terre« oder an *Partisans* zeigen lässt. Dem Selbstbild und der tatsächlichen Reichweite nach war dies eine *globalisierte* Kritik Europas, die zwar Vorläufer in der Zwischenkriegszeit hatte¹⁴¹, jetzt aber auf ungleich dichtere Kommunikationsbeziehungen zwischen Afrikanern, Asiaten und Lateinamerikanern, aber auch westlichen Intellektuellen und Aktivisten gründete. Die Dekolonisierung und ihre Repräsentation im Diskurs der Dritten Welt erzeugten eine »Koppelung« zwischen Erster und Dritter Welt, »die der heute sichtbar gewordenen Globalisierung in gewisser Weise voraus gegriffen hat«;¹⁴² es kam zu einer »Globalisierung vor der Globalisierung« im Sinne weltweiter Interpretations-, Erfahrungs- und Handlungshorizonte.¹⁴³

140 Dass diese Instrumentalisierungen gegenseitig waren, kann im Rahmen dieses Artikels nicht entfaltet werden, ist aber zentral und wird in der Literatur weitestgehend vernachlässigt: Als Vorstellung, Darstellung oder Vertretung eines abwesenden Etwas oder Jemand waren die Repräsentationen der Dritten Welt offen für die Projektionen der bisweilen eurozentrischen radikalen Linken. Andererseits benutzten auch die selbsternannten Vertreter der Dritten Welt die Medien und Organisationen der französischen Linken in ihrem Sinne; der Diskurs über die Dritte Welt in Frankreich war zugleich auch ein Ermächtigungsdiskurs für die ehemals Kolonisierten, die mit wachsendem Erfolg ihre Positionen publik machen und politische Unterstützung mobilisieren konnten.

141 Sozial auf die westlichen und westlich gebildeten Eliten begrenzt, geografisch aber tatsächlich globalisiert war nach Ansicht Adas bereits die Kritik an der Zivilisierungsmission Europas nach 1914, vgl. Adas, S. 97. Die Etablierung globaler Netzwerke bei der Suche nach kulturellen Alternativen zur westlichen Moderne in der Zwischenkriegszeit betont auch *Sachsenmaier*.

142 *Wolfgang Kraushaar*, Die Grenzen der Anti-Globalisierungsbewegung, in: *Mittelweg* 36 10, 2001, H. 6, S. 4–23, hier: S. 14.

143 So argumentiert *Rainer Hudemann*, Weltwirtschaft – Kolonialismus – Entkolonialisierung. Notizen zur Globalisierung vor der Globalisierung, in: *Manfred Schmeling/Monika Schmitz-*

Die Produktivität dieser intellektuellen Globalisierung zeigt sich darin, dass im Austausch zwischen den Kontinenten nicht nur das alte Europa kritisiert, sondern zugleich eine neue, vermeintlich bessere Welt aus der Taufe gehoben wurde, die zum Fluchtpunkt identitärer Entwürfe und politischer Praktiken in der Ersten *und* in der Dritten Welt wurde. Während die radikale Linke der Ersten Welt ihre Selbstbilder und Aktionsformen dabei zumindest teilweise ›negativ‹ definierte, indem sie sich in der Dritten Welt zu spiegeln suchte, erlaubte das Konzept es den ehemals Kolonisierten, sich gerade nicht mehr als unvollkommene Imitation oder nicht-markiertes Anderes Europas, sondern positiv als eigene Größe zu konstruieren. Auf der Grundlage ihrer neuen, politisierten Selbstbezeichnung formulierte die Dritte Welt ihr eigenes politisches Projekt. Dass dieses zu einem *geteilten* Projekt werden konnte, an dem die radikalen Minderheiten des ›dekadenten Westens‹ partizipierten, verdankte sich der Idee der »internationalen Solidarität«, die der marxistischen Tradition entstammte, im Zeichen der Dritten Welt und ihrer trikontinentalen Perspektive nun aber von Aktivisten beider Welten neu formuliert wurde.

Sechstens: Versteht man ›Eurozentrismus‹ als kulturelles System, mit dem die Europäer stereotype Bilder der Anderen zur Grundlage ihrer zivilisierten Selbstbilder, aber auch ihrer globalen Machtpolitik gemacht hatten, dann wäre schließlich zu diskutieren, ob die Entdecker der Dritten Welt in den 1960er-Jahren im Anschluss an Fanon und andere zum ersten Mal eine systematische und einflussreiche Kritik dieses Macht-Wissen-Komplexes formulierten – und in welcher Beziehung ihre Kritik zur postkolonialen Kritik seit den 1980er-Jahren steht. In einem Artikel über den »impact of the Third World on Western Europe« schreibt Giuliano Garavini, der »main result of the penetration of ideas from the South« sei »the end of cultural Eurocentrism« gewesen.¹⁴⁴ In der Tat kann man argumentieren, dass die Dezentrierung des Westens durch die radikale Linke in Frankreich einerseits, die (französisch gebildeten) Intellektuellen der Dritten Welt andererseits die postkoloniale Kritik vorstrukturiert. Wie der Postkolonialismus, so will auch der *tiers-mondisme* neue und kritische Formen des Wissens, aber auch neue Formen widerständiger Politik ermöglichen. Wie die postkoloniale Kritik, so ist auch der antikoloniale Dritte-Welt-Diskurs ein hybrides Feld, das metropolitane und periphere Akteure gemeinsam gestalteten und in dem universalistische Geltungsansprüche mit lokalem Wissen vermittelt und damit signifikant verändert wurden.¹⁴⁵ Der Diskurs der Dritten Welt entfesselte kreatives Potenzial in der Ersten *und* der Dritten Welt, machte mit neuen Bezeichnungen auch frisches Denken möglich und gab alten Konzepten – die von neuen Sprechern mit neuen Agenden an neuen Orten benutzt wurden – eine andere, so noch nicht da gewesene Bedeutung. In der Tat spricht viel dafür – wie Robert J.C. Young es unternommen hat – die postkoloniale Kritik der Gegenwart auch als Kontinuum, als Resultat der langen Geschichte antikolonialer Theorie und Praxis und im 20. Jahrhundert zu schreiben¹⁴⁶, wobei die langen 1960er-Jahre und ihre intellektuelle Bewältigung der Dekolonisierung im Zeichen der Dritten Welt als eine wichtige und innovative Umbruchsphase zu betrachten wären.

Einige Einschränkungen sind jedoch nötig: Die vielleicht wichtigste betrifft den Umstand, dass die postkoloniale Kritik der antikolonialen Kritik nicht nur nachfolgt und dabei an sie anschließt, sondern sich zugleich von ihr abgrenzt. Tatsächlich ist sie historisch

Emans/Kerst Walstra (Hrsg.), *Literatur im Zeitalter der Globalisierung*, Würzburg 2000, S. 31–37, hier: S. 33.

144 Giuliano Garavini, *The Colonies Strike Back: The Impact of the Third World on Western Europe, 1968–1975*, in: *Contemporary European History* 16, 2007, S. 299–319, hier: S. 309.

145 Young, S. 2; Edward W. Said, *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*, Frankfurt/Main 1994, S. 275.

146 So das zentrale Anliegen bei Young, vgl. insb. S. 1–11, 15 und 64–69. Zum Teil ähnlich argumentiert Achille Mbembe, *Qu'est-ce que la pensée postcoloniale?*, in: *Esprit* 330, 2006, S. 117–133.

auch als Reaktion auf die enttäuschten Hoffnungen zu verstehen, die in den Antikolonialismus der Dritten Welt und das emanzipatorische Projekt ihrer Kolonialrevolution gesetzt worden waren. Auf der Suche nach Gründen für das Ausbleiben weltrevolutionärer Befreiung durch die Dekolonisierung begann man – nachdem auch ›Neokolonialismus‹ und Dependenztheorie langfristig keine überzeugende Erklärung für den Fortbestand, aber auch die Vielfalt ungleicher Machtbeziehungen in der postkolonialen Welt zu geben vermocht hatten –, seit den 1980er-Jahren danach zu fragen, inwieweit das antikoloniale Projekt der Dritten Welt und der radikalen Linken dem kolonialen Projekt Europas verhaftet und genau deshalb langfristig so relativ machtlos geblieben war.¹⁴⁷ In dieser Perspektive stünde die postkoloniale Kritik nicht so sehr in der Kontinuität des Antikolonialismus – sondern markierte vielmehr den bewussten Bruch mit ihrem gescheiterten Vorläufer.

Tatsächlich funktionierte der *tiers-mondisme* weitgehend als reaktiver Gegen-Diskurs, der zentrale Episteme¹⁴⁸ des kolonialen Diskurses nicht transzendierte. Als marxistische Kritik benutzte er klassisch moderne – und eben nicht postmoderne – Konzepte von Individuum, Gesellschaft und Handlung. Der Dritte-Welt-Diskurs vollzog zwar einen neuen Angriff auf europäische Macht in Wirtschaft, Politik und Kultur, doch verdankte er sich andererseits der Globalisierung alter Kategorien – Kapitalismus, Klasse, Revolution, Nationalstaat, Entwicklung, Modernisierung, Fortschritt, Geschichte –, die in Europa entwickelt worden waren. Die radikale Linke konstruierte den Aufstieg der Dritten Welt einerseits als Dezentrierung des Westens und Ermächtigung neuer Akteurssubjekte, doch blieben ihre Analysen andererseits durchzogen von eurozentrischen Projektionen. Die Adepten der Dritten Welt stritten einerseits für die Anerkennung globaler Diversität und für das Ende falscher Stereotypen, schufen andererseits aber eine grobschlächtige Kosmologie, die mit essentialistischen Identitäten wie ›dem Westen‹ und ›der Dritten Welt‹ arbeitete.¹⁴⁹ Die radikale Linke und die Repräsentanten der Dritten Welt propagierten eine Zerstörung der westlichen Werte, die darauf zielte, diese in einer renovierten Form neu aufleben zu lassen, sie diesmal Wirklichkeit werden zu lassen, das emanzipatorische Potenzial der Moderne von seinen westlichen Deformationen zu befreien, die westlich gedachte Universalität des humanistischen Fortschritts zugleich zu entlarven und fortzuführen. Der postkoloniale neue Mensch Fanons, Sartres und Guevaras war somit zugleich noch ein alter Mensch, der Traum von der Gestaltbarkeit einer immer besseren Welt nicht zu Ende geträumt.

Diese Ambivalenz von Bruch und Kontinuität, dieser uneindeutige Charakter des Neuen, das immer nur aus der Rekombination alter Elemente hervorgehen kann, kennzeichnet insgesamt das intellektuelle Projekt und den historischen Prozess der Dekolonisierung. Dass beide noch keinen Abschluss gefunden haben, zeigt sich in der Vehemenz gegenwärtiger Debatten um (Post-)Kolonialismus, multiple Modernen und Globalisierung, in die das reiche, aber schwierige Erbe des linksradikalen Dritte-Welt-Diskurses der 1960er-Jahre eingegangen ist.

¹⁴⁷ Cooper, S. 25.

¹⁴⁸ Der aus der Erkenntnistheorie entlehnte Begriff der Episteme meint hier diejenigen grundlegenden Ordnungsbegriffe, die zu einer bestimmten Zeit als Bedingungen der Möglichkeit von Wissen fungieren.

¹⁴⁹ Allerdings, so könnte man argumentieren, war diese Konstruktion einer Differenz negierenden Gruppenidentität der Dritten Welt ein »strategic essentialism« (Gayatri Chakravorty Spivak), der unumgänglich war, um im Kontext des Machtungleichgewichts zwischen dem Westen und den (Ex-)Kolonien Kohärenz zu stiften, bestimmte politische Ziele zu definieren und zu erreichen.

Esther Helena Arens

»Mission interrupted?«

Die Diskussion über die Dekolonisierung in den Niederlanden

I. »UNSER INDIEN«: DEKOLONISIERUNG ALS VERLUST

W. H. van Helsdingen, Herausgeber des Buchs »Daar wèrd wat groots verricht ... Nederlandsch-Indië in de twintigste eeuw« schrieb im Vorwort der zweiten Auflage 1946:

»Nein, ohne Selbstverherrlichung kann mit Stolz versichert werden, dass große Arbeit getan ist, selbst wenn Fehler und mehrmals auch Fehlgriffe gemacht worden sind. Jedes Kapitel dieses Buches legt davon Zeugnis ab. Wenn auch im Ausland die Tagesparole mehr Raum schafft für Besinnung, wird die Bedeutung der Niederlande für die Entwicklung von Indonesien wieder gerecht gewürdigt werden. Die englische Bearbeitung dieses Buchs mit dem prophetischen Titel »Mission interrupted« möge dazu ihren Teil beitragen.«¹

»Unser Indien« (*ons Indië*), so war die Kolonie im niederländischen Bewusstsein verankert, auf der mentalen Landkarte erschien sie nicht einfach geografisch als ein Teil Asiens, der unter niederländischer Herrschaft stand. Obwohl Niederländisch-Indien keine Siedlerkolonie war und erst um 1900 bis zu den Grenzen des heutigen Indonesien erobert worden war, wurde das Territorium, der Boden als integraler Bestandteil des Königreiches angesehen. Die Kolonie bot nicht nur unternehmerische Chancen und Arbeitsplätze in der Plantagenwirtschaft und Ölindustrie, sondern auch Karrierewege im Heer *Koninklijk Nederlands-Indisch Leger* (KNIL) und für die Absolventen der kolonialen Studiengänge an den Hochschulen Leiden und Utrecht in der Verwaltung. Niederländisch-Indien war also das Gebiet des Königreiches, aus dem die Niederlande nicht nur metaphorisch, sondern auch tatsächlich ihre Größe entlehnten. Darum, gab der Soziologe W. F. Wertheim zu bedenken, war es von Anfang an zu erwarten, dass der Verlust der Kolonie nicht einfach verarbeitet werden würde.² 1969 jedoch kam Henri Baudet in einem Aufsatz für *The Journal of Contemporary History* zu dem Schluss:

»The overall picture is clear: the older generation, still involved in the past of the Indies, has stepped back; there has been a changing of the guard, and to the new generation which has succeeded it colonialism means nothing; at best it is an unreal past, known only from hearsay. [...] But the psychological distance from the pre-war days of the empire to the present time has rapidly assumed immense proportions; indeed, the post-war conflicts with Indonesia seem very remote not only to young people, but to the country as a whole.«³

Im gleichen Jahr jedoch entfachte ein Fernsehinterview mit einem Veteranen der sogenannten Polizeiaktionen (*politieele acties*) und Zeugen des Gegenterrors gegen die Guerilla in Indonesien eine politische und gesellschaftliche Diskussion über exzessive Gewalt und deren Einstufung als Kriegsverbrechen. Der Historiker H. L. Wesseling sieht die Ursachen für die zwei Jahrzehnte andauernde Verdrängung des Kolonialkriegs in der niederländischen Nachkriegsgesellschaft in deren zersplitterter Sicht auf die Zeit von 1945 bis

1 W. H. van Helsdingen/H. Hoogenberk, *Daar wèrd wat groots verricht ... Nederlandsch-Indië in de twintigste eeuw*, Amsterdam/Brüssel etc. 1946, o. S. (eigene Übersetzung).

2 Beitrag »W. F. Wertheim«, in: *Remco Meijer*, *Oostindisch doof. Het Nederlandse debat over de dekolonisatie van Indonesië*, Amsterdam 1995, S. 152–162, hier: S. 153.

3 *Henri Baudet*, *The Netherlands after the Loss of Empire*, in: *The Journal of Contemporary History* 4, 1969, S. 127–139, hier: S. 127.

1949 und stellt einen Zusammenhang zwischen der Heroisierung der niederländischen Vergangenheit während des Zweiten Weltkriegs und der Tabuisierung der Dekolonisierung Indonesiens her.⁴

Auch wenn »1969« eine parlamentarische Untersuchung zeitigte und die Edition der fraglichen Quellen in einem staatlichen Institut begann, beklagten niederländische Fachleute noch Mitte der 1990er-Jahre die mangelnde wissenschaftliche Aufarbeitung der Dekolonisierung. Jan Breman aus der sogenannten Amsterdamer Schule hält die Erinnerung an *tempo doeloe* [nl. ind. »frühere Zeiten«, »die gute alte Zeit«] für eine süßliche Fassade, die vor schwierig zu verarbeitende Bilder von körperlicher, militärischer und politischer Gewalt gestellt wird:

»[...] meine Auffassung, dass die Dekolonisierung nicht einfach eine Frage eines verlorenen Kolonialkriegs ist. Dem ging eine Entwicklung voraus, die hinter dem offiziellen Bild verborgen ist, das die koloniale Regierung aufrecht hielt und das bis zum heutigen Tag von vielen instand gehalten wird. Hinter der Fassade des ausländischen Wohltäters steckt die andere Erzählung von der Repression. Die Erzählung, in der die Niederlande, global gesehen, keine Ausnahme sind [...]. Wir erinnern uns an *tempo doeloe*, organisieren nostalgische Kreuzfahrten zu »unserem Indien«, aber dass es um Apartheid ging, das will einfach nicht in unser nationales Bewusstsein durchdringen.«⁵

Tatsächlich erscheint die Auseinandersetzung mit der Dekolonisierung in der niederländischen *community* von Politikern, Zeitzeugen, Journalisten und Wissenschaftlern von deren Zeitzeugenschaft dominiert und eher selbstreferentiell. In dem Abschlussband, in dem das *Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie* 1991 die Reaktionen auf seine offizielle Geschichtsschreibung unter der Federführung von L. de Jong präsentierte, ist zum Thema Dekolonisierung keine Reaktion aus der internationalen Fachwelt oder aus Indonesien zu finden.⁶

Die offen-beobachtende Haltung, die der Autor Janwillem van de Wetering seiner Figur des Kriminalpolizisten de Gier mit auf den Weg gab, eines Ermittlers im Fall um einen ehemaligen Polizeibeamten aus West-Papua, dessen Ausbildung und Verdienste in den Niederlanden nicht anerkannt wurden, erscheint bis in die 1990er-Jahre als literarische Ausnahme:

»De Gier hatte noch keine Schlussfolgerung gezogen. Auch er hatte schwarz mit »Neger« assoziiert, aber er zweifelte schon wieder. Aber wer ist sonst noch schwarz? überlegte de Gier, aber sein logischer Gedankenfluss wurde durch den wartenden Gesichtsausdruck des dunklen Mannes unterbrochen.«⁷

In der niederländischen »Meistererzählung der Dekolonisierung« (Peter Hulme) waren (und sind) viele Schlagwörter hingegen fest mit bestimmten Denkbildern, Stereotypen und Vorurteilen verknüpft. Was Bill Ashcroft über den Kolonialismus geschrieben hat – »Colonialism is not placed upon societies, but runs through them« – scheint auch für den Prozess der Dekolonisierung zu gelten.⁸ Wie erlebten die Niederlande, dass sich die überkommenen sozialen Grenzen und Begrenzungen auflösten und ungewiss-vieldeutig wurden?⁹ Wie veränderten sich im Zuge der »Dekolonisierung der Dekolonisierer« (Gerhard

4 Beitrag »H. L. Wesseling«, in: *Meijer*, S. 90–98, hier: S. 93.

5 Beitrag »Jan Breman«, in: *Meijer*, S. 142–151, hier: S. 148 (eigene Übersetzung).

6 *Het Koninkrijk der Nederlanden in de tweede wereldoorlog*. Bd. 14, 2. Hälfte: *Reacties*, 's-Gravenhage 1991.

7 *Janwillem van de Wetering*, *Outsider* in Amsterdam, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 10 (Übersetzung rororo, Original 1975).

8 Vgl. *Bill Ashcroft*, *On the Hyphen in »Post-Colonial«*, in: *New Literatures Review* 32, 1996, S. 23–31, hier: S. 26; ähnlich dazu *Meijer*, S. 16.

9 Vgl. *Leonard Bloom*, *Toward a Relevant Psychology*, in: *Rosemary E. Galli* (Hrsg.), *Rethinking the Third World. Contributions Toward a New Conceptualization*, New York etc. 1992, S. 152–188, hier: S. 180.

Altmann) die Rahmenbedingungen der sozialen und politischen Teilhabe in den Niederlanden selbst? Führte die Frage, welchen Platz die Dekolonisierten in der niederländischen Gesellschaft einnehmen sollten, dann zu einer Um- und Neubewertung der niederländischen Rolle in der nach-kolonialen Weltgesellschaft? Dieser Aufsatz verknüpft die Ereignis-Chronologie der äußeren Dekolonisierung der Niederlande – 1949 Indonesien, 1962 West-Papua, 1975 Surinam – mit den drei Stationen Verlust, Auseinandersetzung und Aktion als Schritte des inneren Dekolonisierungsprozesses, um durch die Analyse der jeweiligen innergesellschaftlichen Diskussion den dahinter stehenden möglichen Wandel des Weltbildes zu analysieren und nach neuen (trans-)gesellschaftlichen Übereinkünften zu fragen. Mithilfe der Begriffe Selbstbild – Fremdbild – Imagepolitik werden diese Stationen beschrieben.¹⁰

Zwischen Selbstbild und Fremdbild eines Kollektivs, zwischen Spiegelbild und Außendarstellung gibt es Übereinstimmungen und größere Schnittmengen, vielleicht sogar Deckungsgleichheit, ebenso wie Schatten und Lücken. In den meisten Fällen ist der Mechanismus der Selbstbestätigung mit einem der Abgrenzung verkoppelt:

»Der Gemeinschaftsaspekt, der der Nation zugrunde liegt, geht notwendigerweise mit dem Prinzip der Exklusion aus dieser Gemeinschaft einher. Insofern entwickeln die sich bildenden Nationen nicht nur Bilder von sich selbst, sondern auch Fremdbilder derer, die nicht zu ihrem gedachten Kollektiv gehören (sollten). Die – manchmal in Feinde übergehenden – Fremden, die in Kategorien wie Randgruppe oder Minoritäten in der Mehrheitsgesellschaft stigmatisiert oder ausgegrenzt werden, spielen eine zentrale Rolle bei der Reproduktion der Nation, indem sie im Sinne einer Negativ-Erzählung das Gegenstück zum Eigenen liefern.«¹¹

Vielleicht blieb das Selbstbild der Niederlande als »ethischer« Kolonialmacht während des Kolonialkriegs 1945/49 in Indonesien und über die Dekolonisierung hinaus eben deswegen weitgehend stabil, weil »der Fremde« in der Gestalt der Republik Indonesien so deutliche Konturen hatte. Anders sah es vor der Übergabe der verbliebenen Kolonie West-Papua an die Vereinten Nationen (und schließlich an Indonesien) 1962 aus. In diesem Fall führte die Spiegelung in der Vollversammlung der UN und die Abkehr der Kennedy-Administration von überkommenen Denkschablonen dazu, dass sich die Niederlande als selbst-ernannter »treuer Bündnispartner«¹² in der NATO mit einem Fremdbild konfrontiert sahen, das ihre Kolonialpolitik infrage stellte und sie zur Aufgabe des Territoriums zwang.

Die Mythen und Helden, die zum Selbstbild gehören, können allerdings auch im Licht, das eine andere Generation auf historische Ereignisse wirft, infrage gestellt werden und umgekehrt wie Lügenmärchen und Verbrecher erscheinen.¹³ Das geschah 1969 mit der

10 Zur Unterscheidung von »wissenschaftlich-empirischen oder *rekonstruktiven* und bloß ideologisch-manipulativen oder *normierenden* Konstruktionen kollektiver Identitäten« vgl. Jürgen Straub, Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs, in: Aleida Assmann/Heidrun Friese (Hrsg.), Identitäten (Erinnerung, Geschichte, Identität, Bd. 3), 2. Aufl. Frankfurt/Main 1999, S. 73–104. Siehe auch die Definition von kollektiver Identität in: Hartmut Kaelble/Martin Kirsch/Alexander Schmidt-Gernig, Zur Entwicklung transnationaler Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Eine Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main/New York 2002, S. 7–33, hier: S. 20 f.

11 Stefan Dyroff/Juliette Wedl, Selbstbilder – Fremdbilder – Nationenbilder. Historische und zeitgenössische Beispiele kollektiver Konstruktionen in Europa. Eine Einleitung, in: Juliette Wedl/Stefan Dyroff/Silke Flegel (Hrsg.), Selbstbilder – Fremdbilder – Nationenbilder, Berlin 2007, S. 9–16, hier: S. 12.

12 Titel einer Dissertation: A. van Staden, Een trouwe bondgenoot, Baarn 1974.

13 Vgl. das Kulturmodell *onion diagram* mit den Werten in der Mitte und den kulturellen Praktiken Rituale, Helden und Symbole als äußere Schichten in: Geert Hofstede, Cultures and Organizations. Software of the Mind. Intercultural Cooperation and its Importance for Survival, New York 1991, S. 9.

Neubewertung von militärischer Gewalt während des indonesischen Unabhängigkeitskampfes. Dieser Prozess trug auch dazu bei, dass die Niederlande ihren Status als Kolonialmacht mit der hastigen Dekolonisierung von Surinam veränderten, während sie gleichzeitig die Entwicklungszusammenarbeit nutzten, um das Image der Niederlande in den internationalen Institutionen zu verbessern – ein ebenso ehrgeiziges wie notwendiges Unterfangen, denn zum einen baut »[...] die Bildung des Images von bestimmten Nationen auf einem sehr komplexen Kommunikationsprozeß, bei dem die verschiedensten Informationsquellen eine Rolle spielen [...]«, auf¹⁴, andererseits aber gilt: »Insbesondere für kleinere Länder ist aus wirtschaftlichen Gründen die Pflege des nationalen Image im Ausland von zentraler Bedeutung.«¹⁵ Das Image kann also »vom jeweiligen Imageträger geschaffen und gepflegt« werden und betrifft »nicht nur die Gegenwart [...], sondern auch die Vergangenheit und Zukunftserwartung«.¹⁶

In allen drei skizzierten Stationen war die mediale Vermittlung von Denkbildern wichtig, denn: »Durch diese Wechselwirkung zwischen Medien und Politik sind die Stereotype außerdem in einen stabilen Wirkungszusammenhang eingebettet, der wiederum in starkem Maße die öffentliche Meinung beeinflusst.«¹⁷ Walter Lippmann hat »öffentliche Meinung« definiert als »diejenigen Bilder, nach denen ganze Gruppen von Menschen oder Individuen im Namen von Gruppen handeln«.¹⁸ Sie ist (nicht nur) in den Niederlanden nicht ohne die Rückkopplung an die »Weltöffentlichkeit«¹⁹ zu denken, die über die bildmächtigen Medien Film und Fernsehen die Ereignisse verfolgte: Die Geschwindigkeit der politischen Dekolonisierung hing, laut Raymond F. Betts, eng mit dem Druck zusammen, den die ebenso weit reichenden wie schnell übermittelten Wörter und Bilder erzeugten.²⁰

In drei Schritten geht dieser Aufsatz also der Frage nach, ob und wie sich die Selbstbeschreibung der Niederlande neu orientierte bzw. erneuert hat, und nutzt dabei Kategorien, die Rudolf Stichweh für die möglichen Entwicklungsbeziehungen zwischen Selbstbeschreibung und Strukturbildung vorgeschlagen hat: von einem zerfallenden normativen Selbstbild über das Selbstbeobachtung und Re-Konstruktion anregende Fremdbild hin zur einer antizipativen Beeinflussung des Image durch die Politik.²¹ Zum ersten erschütterte die Revolution in Indonesien das Selbstbild der Niederlande als »ethischer« Kolonialmacht, welche eine Zivilisierungsmission erfüllte, und als Mittelmacht, die politisch und ökonomisch nicht »auf den Rang von Dänemark« zurückfallen wollte. Zum zweiten polarisierte die Gewalt der Noch-Kolonialmacht während der »polizeilichen Aktionen« in der Republik Indonesien 1947 / 48 und der Beinahe-Krieg um West-Papua 1961, so dass sich das Fremdbild der Niederlande in den Augen der Generalversammlung der UN

14 Angaben von *Michael Kunczik*, *Die manipulierte Meinung. Nationale Image-Politik und internationale Public Relations*, Köln/Wien 1991, S. 3; vgl. auch *Hans-Jürgen Lüsebrink*, *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*, Stuttgart/Weimar 2005, S. 86 f.

15 *Kunczik*, *Die manipulierte Meinung*, S. 9.

16 *Ders.*, *Public Relations. Konzepte und Theorien*, Köln/Weimar etc. 1993, S. 18 f.

17 *Johannes Reef*, *Nationale Stereotype und Außenpolitik. Die niederländische Haltung zur Bewaffnung der Bundesrepublik Deutschland in den fünfziger Jahren*, in: *Birgit Aschmann/Michael Salewski* (Hrsg.), *Das Bild »des Anderen«*. Politische Wahrnehmung im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 2000, S. 205–217, hier S. 207.

18 *Walter Lippmann*, *Die öffentliche Meinung*, München 1964 (und öfter, zuerst engl. 1922), S. 28.

19 Vgl. *Kunczik*, *Die manipulierte Meinung*, S. 89 f.

20 *Raymond F. Betts*, *Decolonization*, London/New York 1998, S. 38.

21 *Rudolf Stichweh*, *Selbstbeschreibung der Weltgesellschaft*, in: *Jörg Baberowski/Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer* (Hrsg.), *Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel*, Frankfurt/New York 2008, S. 21–51, hier: S. 50 f.

und den USA ins Negative wendete. Nach dem Truppeneinsatz in Willemstad auf Curaçao 1969 schließlich arbeiteten niederländische Politiker, die kein »koloniales Abenteuer« (Jurrien van Goor) mehr riskieren wollten, aktiv an der zukunftsorientierten Konstruktion des Images der Niederlande als eines postkolonialen Staates.²²

II. SELBSTBILD: DIE UNABHÄNGIGKEIT INDONESIENS 1945/1949

In seinem Werk über die Dekolonisierung hat der französische Historiker Henri Grimal den ersten Abschnitt über die Unabhängigkeit Indonesiens als »the attempt at co-existence« überschrieben.²³ Seine Einordnung entspricht der zeitgenössischen Interpretation der niederländischen Obrigkeit: Für sie handelte es sich bei den Auseinandersetzungen mit den Nationalisten und Revolutionären der Republik Indonesien nicht um einen Krieg, sondern um einen politischen Streit.²⁴

Darum hielten die Niederlande an der Bildsprache des überlieferten kolonialen Diskurses fest. Auf einem Plakat, das die Unabhängigkeit Indonesiens dem gewalttätigen Vermächtnis der Achsenmacht Japan zuschreibt, setzten die Niederlande auf die Macht von Emotionen im Zusammenhang mit klaren *gender*- und damit Rollen-Zuschreibungen: Die Niederlande sind auf der linken Bildhälfte als Mann dargestellt, groß, stark und strahlend in weißer Kleidung – eine Erlösergestalt. Auf der rechten Bildhälfte steht ein indonesischer Mann, als solcher erkennbar am *Kris* (Dolch) im Sarong, der aufgrund seiner zierlichen Statur eher feminin wirkt, in dunkler Kleidung. Beide reichen sich die Hände über einer angedeuteten Sanduhr und schließen so »den Bund fürs Leben«. Am oberen Bildrand steht die Zeile »Holland und Indien gehören zusammen«, am unteren »was Jahrhunderte verbunden haben, soll der Jap nicht trennen«.²⁵

Weder die niederländische Regierung noch die öffentliche Meinung in den Niederlanden waren auf die Veränderungen vorbereitet, die in Niederländisch-Indien stattgefunden hatten und zur Unabhängigkeitserklärung der Republik Indonesien am 17. August 1945 geführt hatten. Die Niederlande waren so sehr davon überzeugt, dass das Land ohne niederländische Führung nicht bestehen könnte, dass in fast alle Pläne eine lange Übergangsperiode aufgenommen wurde, in der die Niederlande noch die Herrschaft behalten sollten. Unterstützung für eine direkte Anerkennung der Unabhängigkeit Indonesiens gab es nur bei kleinen linken Gruppierungen.²⁶ In der politischen und gesellschaftlichen Mitte galten die europäischen Konzepte des langen 19. Jahrhunderts, Revolution und Nationalismus, nicht als Interpretations- und damit auch als Handlungsmodelle für die ehemals Kolonisierten. Der Soziologe W. F. Wertheim zählte zu den wenigen Vordenkern, die bereits in einem frühen Stadium der Dekolonisierung den Begriff der Revolution anwandten. 1946 warnte er vor der Neigung vieler niederländischer Beamter und Funktionsträger in Indonesien, sich den neuen Problemen mit juristischen Denkanätzen und Entwicklungs-ideen aus der Vorkriegszeit zu nähern.²⁷ Seine Ratschläge fielen nicht auf fruchtbaren Boden, und so begann der Prozess der Dekolonisierung, den der Leidener Historiker C. Fas-

22 Zum Thema »Image« vgl. *Kunczik*, Die manipulierte Meinung.

23 *Henri Grimal*, Decolonization. The British, French, Dutch and Belgian Empires 1919–1963. Boulder 1978, S. vi.

24 *Bank*, S. 13.

25 Ohne Quellennachweis abgedruckt in: *H. L. Wesseling*, Indië verloren, rampspoed geboren en andere opstellen over de geschiedenis van de Europese expansie, Amsterdam 1988, S. 287 (eigene Übersetzung).

26 *Jurrien van Goor*, De Nederlandse koloniën. Geschiedenis van de Nederlandse expansie 1600–1975, o. O. und o. J. [1994], S. 334.

27 *Goor*, S. 333.

seur »das indonesische Trauerspiel für unser Land« genannt hat²⁸ – just als ob sich politische Handlungen auf der Weltbühne per se nach den Regeln des klassischen Dramas entfalten würden und nicht erst in den historischen Erzählungen.

Nach 1945 standen die Niederlande dem indonesischen Nationalismus (Fasseur spricht von dessen »unaufhaltsam-unwiderstehlicher Kraft«) verständnislos gegenüber und verstrickten sich in legalistische Argumentationen, die das eigene Recht und das eigene Rechtsgefühl beweisen sollten – »so lange, bis für unser Land nur noch ein Recht blieb, auf das es sich berufen konnten, nämlich das Recht des (scheinbar) Stärkeren«.²⁹ Legalistisch bedeutet: Aus der niederländischen Perspektive ging es um den Kampf eines Staates gegen eine revolutionäre Bewegung auf dem eigenen Territorium. Eine Kriegserklärung gab es nie, und sie war aus dieser Perspektive auch nicht notwendig, weil nicht das Fortbestehen der Niederlande als Staat auf dem Spiel stand, sondern die Beibehaltung von einem Teil des Hoheitsgebietes. Zunächst war der Einsatz so hoch, weil man um den vielzitierten Rückfall auf den »Rang von Dänemark« fürchtete, also die weltweite Position als Mittelmacht auf dem Spiel stand und damit das Selbstbild als unabhängige, weltweit agierende Handelsnation. In diesem Zusammenhang weist die Historikerin P. M. H. Groen darauf hin, dass den Kolonien im karibischen Raum, weder Surinam noch den niederländischen Antillen, jemals solch ein vermeintlich unersetzlicher Wert für die niederländische Stellung zugesprochen worden ist.³⁰

Im Rahmen dieser Wertzuschreibungen an Niederländisch-Indien konnte die niederländische Regierung kaum anders, als alle Bemühungen zu unternehmen, »unser Indien« als integralen Bestandteil des Reichs zu erhalten. Innerhalb kurzer Zeit veränderte sich jedoch die Interpretation: 1946 war aus der »japanischen Erbschaft« (wie der neue unabhängige Staat diminuierend bezeichnet wurde) die autonome Republik Indonesien geworden, deren führende Politiker diplomatische Verhandlungen mit den Niederlanden führten. Die gewalttätige Revolution schien sich ausgetobt zu haben, und zwischen den Parteien gab es von beiden Seiten respektierte Waffenstillstandslinien. In der niederländischen Vorstellung blieb zwar das Bild eines weit verbreiteten indonesischen Extremismus und Terrorismus bestehen, aber angesichts des schrittweisen Aufbaus einer geregelten indonesischen Armee bekam dieses Bild den Charakter von Kriegspropaganda.³¹

Im Vertrag von Linggadjati vom 16. November 1946 wurde die Republik Indonesien und ihre De-facto-Autorität auf Java und Sumatra anerkannt. Zusammen mit dem Staat Borneo und dem Staat Ost-Indonesien sollte die Republik die Vereinigten Staaten von Indonesien bilden. Die Regierung in Den Haag kooperierte mit ihrem Widerpart in Jakarta, um spätestens zum 1. Januar 1949 eine niederländisch-indonesische Union unter dem Dach der niederländischen Krone einzurichten. Doch zu Beginn des Jahres 1947 begann »der Versuch der Rückeroberung« (Grimal) vonseiten der Niederlande mit den sogenannten Ersten Polizeiaktionen auf Java und Sumatra – das bereits erwähnte Recht des Stärkeren, nämlich der vermeintlich unbesiegbaren, gut organisierten Streitmacht.

Das Selbstbild der Niederlande und damit auch ihr Weltbild mit der Kolonie Niederländisch-Indien auf der Landkarte der Nachkriegsordnung waren in dieser Phase so stabil, dass die Regierung selbst Ratschläge von Bündnispartnern in den Wind schlug. 1948 beispielsweise warnte der britische Außenminister Ernest Bevin vor einer erneuten militärischen Aktion, weil dies die Weltöffentlichkeit im Besonderen gegen die Niederlande und

28 C. Fasseur, *De leeuw en de Cheshire kat. Engeland, Nederland en de dekolonisatie van Indonesië 1945–1949*, in: Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen, Mededelingen van de Afdeling Letterkunde, Nieuwe Reeks 62, 1999, S. 3–17, hier: S. 5.

29 Ebd., S. 17 (eigene Übersetzung).

30 Beitrag »P. M. H. Groen«, in: *Meijer*, S. 112–120, hier: S. 114.

31 *Doorn*, S. 30 f.

im Allgemeinen gegen die westlichen Mächte mit einem kolonialen Hintergrund mobilisieren würde.³²

Erst »die Internationalisierung des Konflikts« (Grimal) brachte Waffenstillstand und Frieden: Für Indonesien bedeutete die Übertragung der Souveränität am 27. Dezember 1949 den Aufbruch in die Weltgemeinschaft und die Anerkennung der neuen nationalen Identität. Für andere Gruppen, die bis dahin zum gleichen Staat gehört hatten, brach jedoch die Welt zusammen, mit der sie sich als Kollektiv identifiziert hatten. Zum Beispiel hatte sich der Beamtenapparat in der Kolonie fast vollständig aus Niederländern rekrutiert. Die nunmehr ehemaligen Kolonialbeamten, die das Selbstbild der Niederlande als Individuen verkörpert hatten, traf es besonders hart: »Es kann doch nicht sein, dass man von einem auf den anderen Tag entbehrt werden kann?« lautete die rhetorische Frage.³³ Zu den »Verlierern« der Dekolonisierung zählten neben den niederländischen Remigranten auch die in Niederländisch-Indien geborenen Europäer und die »Euro-Asiaten«, zusammen genommen über 300.000 Menschen, die nach 1945 in die Niederlande strömten.³⁴

Es waren jedoch zwei andere Gruppen, die sich nach der Rückkehr in die Niederlande wegen der bereits erwähnten Tabuisierung der vier Jahre kriegserischer (Re-)Kolonisierung langfristig als Fremde in der Gesellschaft wiederfanden: die niederländischen Veteranen, vor allem die 100.000 Männer, die als Wehrdienstleistende nach Indonesien versetzt worden waren, sowie die ehemaligen molukischen Angehörigen des KNIL, die nach der Demobilisierung zur Emigration in die Niederlande gezwungen waren, um in Indonesien nicht als Vaterlandsverräter verurteilt zu werden. Diese beiden Gruppen haben die Diskussion über die Dekolonisierung stark beeinflusst.

Bereits Ende 1945 wurde der NIBEG gegründet, der Niederländisch-Indische Bund für Ex-Kriegsgefangene und Internierte, der in den 1950er-Jahren 20.000 Mitglieder zählte. Jedoch wurde erst am 7. September 1988 den fast 5.000 Soldaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Indonesien gefallen waren, das Denkmal *Nationaal Indië-monument 1945–1962* in Roermond gewidmet. Jährlich feiern Veteranen am 7. Dezember einen Gedenkgottesdienst in der *Groote Kerk* in Appeldoorn für die Gefallenen der »7 december Divisie«. 1998 haben einige Veteranen eine niederländischsprachige Website eingerichtet und präsentieren dort ihre Sicht der Ereignisse.³⁵ Der von Baudet implizit beschriebenen Verdrängung und der von Wesseling charakterisierten Tabuisierung ist also spätestens Ende der 1980er-Jahre öffentliche Anerkennung entlang des erprobten Musters der Heroisierung des Widerstands im Zweiten Weltkrieg erfolgt.³⁶

Der Soziologe J. A. A. van Doorn hat die Veteranen des letzten Kolonialkriegs in Indonesien untersucht, und wie Fasseur verwendet auch er die Metapher aus der Literatur: »Ihre Erlebnisse waren unauflöslich verbunden mit dem historischen Drama vom Ende des niederländischen Imperiums in Asien. Durch ihre aktive Rolle bei der Abwicklung dieses Dramas bekamen sie nolens volens eine saftige Lektion in Geschichte des Königreichs und einen prominenten Platz in der Geschichte der Dekolonisierungszeit.« Van Doorn betrachtete die Veteranen als gesellschaftliche Gruppe, die eine eigene Generation

³² Fasseur, S. 15.

³³ Beitrag »J. A. A. van Doorn«, in: Meijer, S. 60–68, hier: S. 68.

³⁴ Vgl. Elsbeth Locher-Scholten, Die »Indische Generation« in den Niederlanden. Koloniales Erbe als innen- wie außenpolitisches Problem (1950–2005), in: WerkstattGeschichte 43, 2006, S. 63–83, hier: S. 63, und die Aussage Van Doorns in Meier, S. 66.

³⁵ Locher-Scholten, S. 67; vgl. URL: <<http://www.dekolonisatie.com>> [14.5.2008].

³⁶ Vgl. auch den Raum, welche die Sicht der Veteranen auf die exzessive Gewalt 1945/49 in der offiziellen Geschichtsschreibung erhalten hat. F. van der Veen, Het optreden van de Nederlandse en de Republikeinse strijdkrachten 17 augustus 1945 – 15 augustus 1949, in: L. de Jong, Het Koninkrijk der Nederlanden in de tweede wereldoorlog. Bd. 12: Epiloog, Leiden 1988, S. 1134–1149.

darstellt, geformt vom einzigartigen Charakter der militärischen Vorgehensweise in Indonesien, was noch von drei weiteren besonderen Faktoren verstärkt wurde: Das waren die ausdrücklich moralische Begründung ihres Auftrags, dessen Ausführung in geografischer Isolierung und schließlich die Vergeblichkeit aller Strapazen und Opfer. »Sie gingen mit vagen und verstreuten Erwartungen nach Übersee und kamen mit tief eingeschliffenen gemeinschaftlichen Erfahrungen zurück.«³⁷ Für diese Erfahrungen der Veteranen gab es jedoch keine gesellschaftlich anerkannte Ausdrucksform, während die moralische Begründung des Militäreinsatzes in Indonesien den Rekruten zu Beginn noch von den höchsten gesellschaftlichen Instanzen mitgegeben worden war. Obgleich es die ersten Risse zwischen Gesellschaft und Regierung gab – 1946 kam es zu öffentlichen Protesten gegen die Aussendung von Truppen, gerade zu dem Zeitpunkt, als die Regierung gezwungen war, auf weniger motivierte Wehrdienstleistende zurückzugreifen³⁸ –, blieb die von den Autoritäten bestimmte Mehrheitsmeinung dem überlieferten Selbstbild treu.

Van Doorn, der selbst Zeitzeuge ist, berichtet von der Propaganda bürgerlicher und kirchlicher Autoritäten. Als sein Bataillon sich für die Abreise nach Indonesien bereitmachte, erschien der *Commissaris* der Königin, wies auf die »friedensstiftende Aufgabe« hin, die in der Ferne lag, und bezeichnete die Soldaten bei dieser Gelegenheit als »Vertreter der christlichen Zivilisation«. Der Generalvikar des Bistums Roermond charakterisierte das zukünftige Auftreten der Truppen in Indonesien als »eine Aufgabe, womit sie Millionen Ruhe und Ordnung bringen«.³⁹ Die Heeresleitung stand dahinter nicht zurück. Während der ersten sogenannten Polizeiaktion richtete der Befehlshaber der Landstreitmacht General, S. H. Spoor, sich mit folgendem Aufruf an die Truppen: »Ihr rückt nicht aus, um diesem Land den Krieg zu bringen, sondern um den Frieden wiederherzustellen. Ihr kommt nicht als Eroberer, sondern als Befreier. Ihr kommt nicht, um zu strafen, sondern um zu beschützen.« Der Schluss lautete: »Zeigt, dass ihr erkennt, was es bedeutet, für Recht und Sicherheit zu kämpfen. Das Vaterland und die ganze Welt beobachten euch. Dass Gott euch leiten und beschirmen möge beim Vollbringen euer Aufgabe!«⁴⁰

Angesichts der Guerillataktik der indonesischen Gegner erhielten die niederländischen Truppen innerhalb des übergreifenden staatlichen Befriedungs- und Entwicklungsauftrags eine weitere zentrale Aufgabe zugeschrieben. Das Schlüsselwort lautete »Säuberung«, und es bezog sich sowohl auf die Führungsebene der Republik Indonesien als auf deren Basis. Die republikanische Regierung sollte von »unverantwortlichen Elementen« gesäubert werden, bevor sie mit den Niederlanden in politische Verhandlungen treten durfte. Aus den Dörfern sollten »Terroristen« und »Banden« entfernt werden, damit die Bevölkerung endlich wieder Ruhe und Wohlfahrt genießen konnte. Dazu hat Van Doorn folgendes Bild gewählt: »Mit dem Abschöpfen des oben treibenden Schaums sollten alle Probleme gelöst sein, für die niederländische Obrigkeit ebenso wie für die einheimische Bevölkerung.«⁴¹

Die Freiwilligen und die Wehrdienstleistenden – Erstere ab 1944 geworben für den Kampf gegen die Besatzungsmacht Japan, Letztere nach einer entsprechenden Änderung des Grundgesetzes Mitte 1946 eingesetzt⁴² – wurden mit ihrem Kulturschock in der fremden Welt alleingelassen und allein von den Mitgliedern des KNIL in deren Korpsgeist

37 J. A. A. van Doorn, *Gevangen in de tijd. Over generaties en hun geschiedenis*, Amsterdam 2002, S. 27 (eigene Übersetzung).

38 Ebd., S. 30 f.

39 Ebd., S. 28 (eigene Übersetzung).

40 Zitiert nach Doorn, S. 28 f. (eigene Übersetzung).

41 Doorn, S. 29 (eigene Übersetzung).

42 Jan Bank, *Inleiding*, in: *De Excessennota. Nota betreffende het archiefonderzoek naar de gegevens omtrent excessen in Indonesië begaan door Nederlandse militairen in de periode 1945–1950*, Den Haag 1995, S. 7–17, hier: S. 7.

eingeführt. Abgeschnitten von der gesellschaftlichen Entwicklung und der politischen Diskussion in den Niederlanden, entwickelte ihr Weltbild aufgrund der kulturellen und militärischen Erfahrungen in Indonesien eine eigene Dynamik. Darum wählten sie auch ihre eigenen Helden aus, beispielsweise den *legercommandant* Spoor, der unter anderem wegen seines frühen Todes endgültig kanonisiert wurde, und *capitein* Westerling, »der den enttäuschten Militärs den Gefallen tat, im Januar 1950 die republikanische Garnison von Bandung zu überfallen und damit ein letztes Mal den Eindruck festigte, dass ›wir‹ den indonesischen Truppen überlegen waren. Die Bewunderung, die er zu Unrecht bei vielen niederländischen Veteranen erlangt hatte, sollte sich bis zu seinem Tod behaupten.«⁴³

Die Rückanpassung nach der Demobilisierung seit Anfang 1950 und der Rückkehr in die Niederlande war den Einzelnen überlassen, die in der veränderten Gesellschaft aber kein Gehör fanden für die notwendigerweise rückwärtsgewandte Verarbeitung ihrer Erfahrungen in den vier Jahren von der Unabhängigkeitserklärung Indonesiens bis zur Anerkennung der Republik durch die Niederlande. Der Verlust dieses Territoriums des Königreichs ging nach 1950 einher mit einer Art zeitweiligem Gedächtnisverlust; der Verlust der Herrschaft über das Land bedeutete für die Veteranen die Trennung von der Möglichkeit, den Faden ihrer Geschichte aufzugreifen. Über die Gewalttaten, in denen Soldaten in ihren Briefen nach Hause berichtet hatten, und die ihren Weg in Presse und Parlament gefunden hatten, wurde auch nicht mehr öffentlich gesprochen.⁴⁴ Denn, wie Van Doorn und sein Ko-Autor W. J. Hendrix in ihrer erweiterten Studie über die physische Gewalt im niederländisch-indonesischen Konflikt 1985 zusammenfassten:

»Derartige Gewalt passte nicht zu einem Konflikt, den man mit einem Gemisch von Gesprächen und Druck nach und nach beizulegen suchte. Sie passte ebenso wenig zur niederländischen kolonialen Tradition, die immer so demonstrativ als ›ethisch‹ plakatiert worden war. Schließlich passte sie überhaupt nicht in das kollektive Selbstbild einer kleinen, bescheidenen, bürgerlichen Handelsnation.«⁴⁵

Diese Nation vergewisserte sich nach dem Zweiten Weltkrieg über eine Heldenverehrung ihrer selbst, die sich mit der Erinnerung an die Schrecken von Krieg und Verfolgung vermischte und selten konkret einzelne Menschen betraf. Eher als offizielle Helden staatlicherseits wurden Mitglieder des Widerstands gegen den Nationalsozialismus als Helden aufgestellt, die im Namen des ganzen Volks tatsächlich für Vaterland, Freiheit und Demokratie gekämpft hatten.⁴⁶ Neben den Denkmälern stand die offizielle Erinnerungsliteratur als zweite Säule von Heldenverehrung, Mythenbildung und Gemeinschaftsbildung – für die ehemalige Kolonie Niederländisch-Indien gab es nichts Vergleichbares. Im Gegenteil fiel das frühere Interesse für die niederländische Vergangenheit in den überseeischen Gebieten nach 1950 praktisch weg. Die Deutungen dieser Situation schwanken zwischen dem Verdrängen und dem Vergessen-Wollen der Niederländer einerseits und einem unbewussten Vorgang in der kollektiven Erinnerung der Niederlande andererseits, der einen blinden Fleck in der gesellschaftlichen Wahrnehmung erzeugte.⁴⁷

Van Doorn greift die Bemerkung auf, dass die Angehörigen des KNIL, die nach der Demobilisierung Mitte 1950 im niederländischen Heer nicht mit offenen Armen empfangen wurden und auch wenig Unterstützung bei der Wiedereingliederung erhielten, die Zechen für die Dekolonisierung bezahlen mussten. Er vergleicht die erzwungene Auswande-

43 Doorn, S. 37 (eigene Übersetzung).

44 Bank, S. 8.

45 J. A. A. van Doorn/W. J. Hendrix, *Het Nederlands/Indonesisch conflict*. Ontsporing van geweld, 3. erw. Auflage, Amsterdam/Dieren 1985, S. 49 (eigene Übersetzung).

46 Gijs van der Ham, *Zonder verering geen held*, in: Ausstellungskatalog »Held« zur gleichnamigen Ausstellung in der Nieuwe Kerk, Amsterdam 2007, S. 12–29, hier: S. 21.

47 Vgl. Doorn, S. 43; Locher-Scholten, S. 13.

rung von Niederländern aus Indonesien mit dem Auszug der französischstämmigen Bevölkerung Algeriens, den militärischen Konflikt aber mit dem Krieg der USA in Vietnam. Laut der vorherrschenden Meinung konnte ein Kolonialheer nicht verlieren, tatsächlich war dieser Kolonialkrieg jedoch weder militärisch noch politisch zu gewinnen. In breiten Kreisen blickte man daher im Zorn zurück.⁴⁸ So verwundert es nicht, dass die wenigsten Veteranen als Zeitzeugen zu einer ausgewogenen Geschichtsschreibung beitrugen, sondern Zeugnis- und Erinnerungsliteratur im engeren Sinn produzierten.⁴⁹ Sie versuchten, in der Nachkriegsgesellschaft sichtbar zu werden, die, wie auch Geert Mak beobachtet hat, vom »Nicht-Hinsehen-Wollen« geprägt war. Mak mutmaßt vor dem Hintergrund mangelnder gesellschaftlicher Erfahrung mit Nachkriegssituationen, »dass es in den friedlichen Niederlanden keine Tradition gab, wie mit den Folgen eines Krieges umzugehen war. Veteranen – in anderen Ländern hoch geehrt – wurden hier recht bald ihrem Schicksal überlassen«.⁵⁰

Ihrem Schicksal überlassen wurden auch die Molukker. Die Ausrufung der *Republik Maluku Selatan* (RMS, Republik der Süd-Molukken) am 25. April 1950 auf Ambon⁵¹ hatte in den Niederlanden noch große Sympathien geweckt. Die Gegner der Dekolonisierung Indonesiens ergriffen die Chance, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und unterstützten die Überführung von 4.000 ambonesischen KNIL-Soldaten und deren Familien in die Niederlande. Diese widersetzten sich Anfang 1950 auf Java der Demobilisierung, weil sie fürchteten, in der Republik Indonesien wegen Landesverrats verurteilt zu werden. Das festigte bei vielen Niederländern das Bild von der Republik Indonesien als einem unzuverlässigen und schlecht regierten Staat.⁵² Das negative Bild des Anderen stellte in diesem Fall den notwendigen Kontrast dar, um das Selbstbild über Partikularinteressen hinaus zu stabilisieren.

Mit der Demobilisierung Mitte 1950 und der hastigen Ausschliffung in die Niederlande gerieten die ehemaligen KNIL-Angehörigen von den Molukken und deren Familien jedoch in eine ähnlich identifikationslose gesellschaftliche Lage wie die niederländischen Veteranen, wobei ihre Situation noch durch mangelnde Staatsangehörigkeit, andere Muttersprache und dunklere Hautfarbe verschärft wurde – und durch die mangelnde Zielsetzung der niederländischen Seite. Die Molukker wurden in die Niederlande gebracht, um das sogenannte ambonesische Problem im wahrsten Sinn des Wortes aus Indonesien wegzuschaffen, weil dadurch auch die niederländischen Wehrdienstleistenden demobilisiert werden konnten. Damit wiederum war die Hoffnung verbunden, die Beziehungen mit der ehemaligen Kolonie zu normalisieren. Was mit den Molukkern geschehen sollte, darum wollte man sich später kümmern.⁵³

Während sich die Niederlande einen neuen Platz in der Weltgesellschaft suchten, erwartete die Molukker zunächst das Leben in (Auffang- oder Übergangs-) Lagern ohne Teilhabe an Wiederaufbau und Wohlfahrt. Dies passte schlecht zum Bild vom loyalen ambonesischen KNIL-Soldaten, das seit den aktiven Rekrutierungskampagnen im späten 19. Jahrhundert entstanden war. Diese Soldaten betrachteten sich selber als auserwählt und hielten sich für leistungsfähiger als ihre Kameraden mit anderem ethnischen Hintergrund. Dieses Selbstbild entwickelte sogar einen religiös-patriotischen Zug, weil die mo-

48 Ebd., S. 40, sowie die Aussage Doorns in *Meijer*, S. 66.

49 Ebd., S. 43.

50 *Geert Mak*, *Das Jahrhundert meines Vaters*, Berlin 2003, S. 418.

51 Vgl. dazu *Günter Decker*, *Republik Maluku Selatan. Die Republik der Süd-Molukken. Untersuchungen und Dokumente zum Selbstbestimmungsrecht der Ambonesen, zum Föderalismus und Kolonialismus in Indonesien*, Göttingen 1957.

52 *Goor*, S. 348.

53 *Henk Smeets/Fridus Steijlen*, *In Nederland gebleven. De geschiedenis van Molukkers 1951–2006*, Amsterdam/Utrecht 2006, S. 72.

lukkischen Soldaten stolz auf ihren »Bund« mit den Niederlanden waren, mit dem KNIL, mit der niederländischen Fahne und mit dem Haus Oranje.⁵⁴ Die gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Migration in die Niederlande und damit das erneute Aushandeln von Normen (Wer ist niederländisch? Wer gehört zur niederländischen Gemeinschaft?) begann jedoch erst in den 1970er-Jahren.

Bis dahin blieben niederländische Veteranen und Immigranten von den Molukken gleichermaßen ausgeschlossen aus dem »nationalen Kommunikationsraum« (Franz Ronneberger) der niederländischen Nachkriegsgesellschaft und deren Solidargemeinschaft, die sich fast ausschließlich auf die Leiden während des Zweiten Weltkriegs in Europa und die Leistungen des Widerstands gegen die nationalsozialistische Besatzung gründete.⁵⁵ In postkolonialer Perspektive spricht Homi K. Bhaba von der *vox populi* und der

»[...] relatively unspoken tradition of the people of the pagus – colonials, postcolonials, migrants, minorities – wandering peoples who will not be contained within the *Heim* of the national culture and its unisonant discourse, but are themselves the marks of a shifting boundary that alienates the frontiers of the modern nation.«⁵⁶

Erst erfuhren Veteranen und Molukker dort Entfremdung und (Selbst-)Entwertung, wo sie in den Niederlanden sozial wie symbolisch Heimat suchten, dann forderten sie ihren Platz im sozialen Abstimmungsprozess über die Bewertung von Kolonisierung und Dekolonisierung ein, damit auch äußere Wertschätzung⁵⁷, und stellten so die überkommenen Grenzziehungen zwischen dem Eigenen und Fremden in der niederländischen Gesellschaft dauerhaft infrage. Der Historiker Jan Bank zog 1995 die Schlussfolgerung: »In der Sphäre der offiziellen Verarbeitung der Geschehnisse in Indonesien hat so etwas wie ein maßgebliches Wort gefehlt.«⁵⁸ Damit bezog er sich auf die Tatsache, dass bis Ende der 1980er-Jahre die Auseinandersetzung über die Dekolonisierung fast ausschließlich innerhalb der Geschichtswissenschaft stattfand und keine Regierung – ebenso wenig wie die Persönlichkeiten oder Einrichtungen der Mehrheitsgesellschaft – zu den Fragen der Inklusion und Exklusion politisch Stellung bezogen hatte.⁵⁹ Das Selbstbild der Niederlande hatte Risse bekommen und seine integrierende Kraft verloren.

III. FREMDBILD: DIE UNABHÄNGIGKEIT WEST-PAPUAS 1962

Die Sprachlosigkeit und die erwähnte Tabuisierung rührten von der kollektiven Erfahrung der Mehrheitsgesellschaft her, die der Soziologe Arend Lijphart 1966 als »the trauma of decolonization« bezeichnet hat⁶⁰ – ein Trauma, das sich im Streit um die Unabhängigkeit von West Papua nach 1960 noch einmal vertiefte, als die Niederlande mit einer kritisch-ablehnenden weltweiten öffentlichen Meinung konfrontiert waren.⁶¹ Die Verhandlungen

54 Ebd., S. 31 f. Innerhalb des molukkischen Kollektivs spielte wiederum eine Unterabgrenzung eine Rolle: Die KNIL-Soldaten kamen größtenteils aus dem christlichen Bevölkerungsteil, während die Muslime der niederländischen Sache distanzierter gegenüberstanden. Ebd., S. 35.

55 Zur Definition von kollektiver Identität vgl. Kaelble/Kirsch/Schmidt-Gernig, S. 20 f.

56 Homi K. Bhaba, *DissemiNation: time, narrative, and the margin of the modern nation*, in: ders. (Hrsg.), *Nation and Narration*. London 1990, S. 291–322, hier: S. 315.

57 Vgl. Georg Franck, *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. Ein Entwurf, München/Wien 1998, S. 106 f.

58 Beitrag »Jan Bank«, in: Meijer, S. 80–89, hier: S. 88 (eigene Übersetzung).

59 Ebd.

60 Arend Lijphart, *The Trauma of Decolonization. The Dutch and West New Guinea*, New Haven/London 1966.

61 Zu den Kriterien einer »world public opinion« vgl. Michael Kunczik, *Communication and Social Change. A Summary of Theories, Policies and Experiences for Media Practitioners in the Third World*, Bonn 1984, S. 229.

über den Status von West-Papua innerhalb der Niederländisch-Indonesischen Union zu Beginn der 1950er-Jahre waren erfolglos geblieben. Nachdem die Union im August 1954 auseinander gebrochen war, hatte Indonesien die Streitfrage als eine Frage der Dekolonisierung in der Generalversammlung der Vereinten Nationen eingebracht.⁶² Beim Schlagabtausch in den folgenden Jahren wurde Indonesien von anderen Ländern der Südhalbkugel unterstützt, konnte aber keine Zwei-Drittel-Mehrheit erreichen. Zum Zeitpunkt der Nationalisierung der in Indonesien verbliebenen niederländischen Unternehmen im Jahr 1957 wurde den indonesischen Politikern klar, dass sie innerhalb der UN keine ausreichende Unterstützung gewinnen konnten, um effektiv Druck auf die Niederlande auszuüben. Daher verkündeten sie im Folgejahr, dass sie die Frage nicht in der Vollversammlung einreichen würden, weil die Organisation in der »gegenwärtigen Zusammenstellung« nicht in der Lage sei, die Probleme des Kolonialismus zu lösen.⁶³

Um 1960 hatten sich die Niederlande mit ihrer neuen Rolle in Europa und im transatlantischen Bündnis zurechtgefunden – fast. Denn obwohl die Volkswirte J. Tinbergen und J. B. D. Derksen bereits 1938 statistisch nachgewiesen hatten, dass der Beitrag von Niederländisch-Indien zum nationalen Einkommen maximal 13,7 Prozent betrug⁶⁴, gab es immer noch hörbare Stimmen, die auf die Bedeutung West-Papuas als Rohstofflieferant verwiesen. Noch wichtiger waren aber die Idee der Zivilisierung und Entwicklung, und damit der Auftrag, die Bevölkerung von West-Papua vor der drohenden politischen und kulturellen Dominanz des malaiischen Indonesien zu schützen. Tatsächlich schränkten Javanisierung, wirtschaftliche Modernisierung und politische Diskriminierung die Rechte der Einwohner West-Papuas in den kommenden Jahrzehnten drastisch ein.⁶⁵ Hinzu kam das kollektive Feindbild der Niederlande, inkarniert im indonesischen Präsidenten Sukarno. In den Zweifeln an dessen charakterlicher und politischer Redlichkeit kam noch einmal die rassistische Hierarchisierung der Fähigkeiten von »Weißen« und »Anderen« zum Ausdruck, die die Kolonialzeit geprägt hatte.⁶⁶ Der Freiheitsbegriff wurde für niederländisches Fortschrittsdenken und westliche Modernisierungstheorie in Beschlag genommen: Bis in die 1960er-Jahre, merkt Van Goor an, konnten die Niederländer nahezu kollektiv darauf beharren, dass Indonesien unter ihrer Herrschaft besser dagestanden hatte. Fragen wie »Machte Sukarno nicht einen Trümmerhaufen aus dem Land?« oder »Brach das Land wirtschaftlich nicht ein?«, die Van Goor rückblickend so plakativ formuliert hat, dienten der Selbstbestätigung.⁶⁷ Lijphart griff zu einer psychologischen Analyse:

»The real motives behind Holland's reluctance to decolonize were entirely subjective and psychological: the search for national self-esteem, feelings of moral superiority, egocentric altruism, and deep resentment against Indonesia. To the Dutch, New Guinea became the symbol of Holland's continued national grandeur, power, and moral worth. The attachment to New Guinea was definitely pathological: it was the symptom of a serious and protracted inferiority complex, which healed only very slowly.«⁶⁸

Um diesen Minderwertigkeitskomplex zu bedienen, nahmen die Niederlande fast einen weiteren Krieg in Kauf, bis sie von den UN und den USA gebremst wurden.

62 *Evan Luard*, *A History of the United Nations*. Bd. 2: *The Age of Decolonization, 1955–1965*, Basingstoke/London 1989, S. 327.

63 *Ebd.*, S. 331 f.

64 *H. L. Wesseling*, *Indië verloren*, S. 296.

65 Vgl. *Theodor Rathgeber* (Hrsg.), *Economic, Social and Cultural Rights in West-Papua. A Study on Social Reality and Political Perspectives*, Wuppertal 2005.

66 Vgl. *Wolfgang Schwenker*, *The ›Yellow Peril‹ Reconsidered. Western Perceptions of Asia in the Age of Imperialism*, in: *Cedric Brown/Therese Fischer-Seidel* (Hrsg.), *Cultural Negotiations – Sichtweisen des Anderen*, Tübingen/Basel 1998, S. 34–49, hier: S. 37.

67 Beitrag »J. van Goor«, in: *Meijer*, S. 125.

68 *Lijphart*, S. 288.

Mit der Dekolonisierung war die Zahl der Mitglieder in den Vereinten Nationen gewachsen, von ursprünglich 51 Ländern, darunter vier ehemalige Kolonien, auf 122 bis 1967, davon 49 ehemalige Kolonien.⁶⁹ Die USA sahen im *nation building* einen Hebel, den Nationalismus der neuen Staaten in ihrem Sinn zu nutzen und betonten in der Vollversammlung den zeitlich begrenzten Charakter der noch bestehenden »Verpflichtung« von Kolonialmächten gegenüber den »abhängigen Gebieten«.⁷⁰ Die Rollen von Zentrum/Metropole und Peripherie (im Sinne der postkolonialen Theorie) waren zu diesem Zeitpunkt, nicht zuletzt wegen des Kalten Krieges und des Ringens der beiden Großmächte um Einflussbereiche, nicht mit einer eindeutigen Machtzuschreibung verteilt. Trotz der Teilung der Welt in zwei Blöcke konnten kleine und mittlere Staaten dort ihre politischen Meinungen präsentieren und im Idealfall sogar Entscheidungen beeinflussen.⁷¹ Die ehemaligen Kolonien bildeten eine »kritische Masse«, die sie zu nutzen wussten:

»The complexity of the idea of non-alignment, even at this earlier stage, was manifested by the determination of its sponsors to establish firm relations with all countries – including the former metropolitan areas – and the great powers, to assist fully in the development of the noble idea of the United Nations, and to press for an effective organisation of aid toward the economic development of the underdeveloped and undeveloped areas of the world.«⁷²

Schließlich endete die erste Grundsatzdebatte über den »Kolonialismus« während der 15. Sitzung der Vollversammlung der UN 1960 damit, dass die *Declaration on the Granting of Independence to Colonial Countries and Peoples* angenommen wurde. 1961 brachten 26 asiatische und afrikanische Länder eine Resolution ein, die zur sofortigen Dekolonisierung der verbliebenen kolonialen Territorien aufrief, von 89 Ländervertretern unterstützt wurde und so mit großem Abstand verabschiedet wurde.⁷³

Jetzt sahen die Niederlande die Möglichkeit, ihre ureigenen politischen, wirtschaftlichen und moralischen Motive für das bisherige Festhalten an West-Papua mit international anerkannten Argumenten zu untermauern. 1961 präsentierten sie eine eigene Resolution, in der sie sich explizit auf das im Vorjahr verabschiedete Dokument bezogen, und verlangten, eine UN-Kommission für das Territorium einzurichten, um die Möglichkeit einer frühzeitigen Anwendung der Deklaration dort zu prüfen.⁷⁴ In der gleichen Session plädierte Indien jedoch in einer weiteren Resolution für die Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen den Niederlanden und Indonesien unter dem Vorsitz des Präsidenten der Generalversammlung, es folgte eine moderate Resolution afrikanischer Länder. Diese wurde mit einfacher Mehrheit angenommen:⁷⁵ »The Netherlands was thus legitimately able to claim that a larger proportion of the organization supported a resolution of the kind she favoured, reaffirming the time-honoured principle of self-determination and the creation of machinery to put it into effect.«⁷⁶

Dennoch verloren die Niederlande im Zuge der Debatte die vorbehaltlose Unterstützung des Westens. Vor allem änderte sich die Haltung der USA, die sich Sorgen über die

69 Betts, S. 41.

70 Vgl. Walter Schümperli, *Die Vereinten Nationen und die Dekolonisation*, Diss. Bern 1970, S. 31. Zum *nation building* vgl. Frantz Fanon, *On National Culture*, in: Patrick Williams/Laura Chrisman (Hrsg.), *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A Reader*, Harlow 1994, S. 36–52.

71 Betts, S. 41. Für den Wandel des UN-Systems durch die durch Dekolonisierung entstandenen neuen Mitspieler vgl. den Beitrag von Daniel Maul (am Beispiel der ILO) in diesem Band.

72 Patrick Dua, *Value Systems and Image Formation in Developmental International Relations*, Diss. Heidelberg 1980, S. 115.

73 Schümperli, S. 67 sowie Betts, S. 41.

74 Ebd., S. 333.

75 Ebd., S. 334.

76 Ebd., S. 335.

langfristigen Konsequenzen der Auseinandersetzung machten. Hochrangige Mitglieder der Regierung, vor allem Robert Kennedy, wollten eine Lösung erreichen, die Indonesien zufrieden stellen und so die Gefahr des anti-westlichen Nationalismus dort verringern würde. Auf keinen Fall sollten die Kommunisten in Indonesien die Regierung stellen und so ein fallender Dominostein in Südostasien werden.⁷⁷

Für die USA war Indonesien also ein Spielstein im Spiel der beiden Supermächte um die größere Einflussphäre in Asien – eine Metapher, die auf die Funktion abzielt. Für die Niederlande war das indonesische Archipel traditionell der »Smaragdgrübel« (*gordel van smaragd*) – die Kolonie als äußerst wertvolles Schmuckstück, ein idealisiertes Bild, dass jenseits des legalistischen Denkens nicht nur die Macht- und Eigentumsverhältnisse zwischen Zentrum und Peripherie beschreibt, sondern auch die emotionale Aufladung dieses Subjekt-Objekt-Verhältnisses. Mit West-Papua war nur noch ein (halber) Edelstein übriggeblieben. Fasseur hat das, im Bild bleibend, so formuliert: »Der Smaragdgrübel war ein Strick um den Hals geworden, aus dem unser Land sich nur mit Mühe befreien konnte.«⁷⁸

1961/1962 veränderte sich die politische Bewertung der Kolonialsituation in Südostasien, die Bewertung der niederländischen Politik und damit die internationale Unterstützung dramatisch. Die vorläufige Übereinstimmung von Selbst- und Fremdbild innerhalb des westlichen Bündnisses hatte die offensive Politik in West-Papua ermöglicht, jetzt war die Schnittmenge so gering, dass die Niederlande nur noch auf den Druck von außen reagieren konnten und kleinlaut die Position aufgeben mussten, die sie so lange Zeit vertreten hatten. In der bipolaren Nachkriegswelt war Indonesien als politisches Subjekt derart erstarkt, dass die Regierung Kennedy Präsident Sukarno 1962 zu einem Staatsbesuch nach Washington einlud. Als Indonesien beschlossen hatte, den Konflikt um West-Papua mit Gewalt zu lösen und den militärischen Druck verstärkte, verweigerten die USA dem NATO-Partner Niederlande die Genehmigung, die zum Truppentransport eingesetzten Flugzeuge auf amerikanischen Flughäfen aufzutanken. Zwar hatte schon UN-Generalsekretär U Thant an beide Parteien appelliert, die Verhandlungen über das umstrittene Territorium wieder aufzunehmen. Den Ausschlag gab jedoch die Initiative der US-Regierung, die den Konflikt ein für allemal lösen wollte und große Zugeständnisse von den Niederlanden verlangte.⁷⁹ Am 15. August 1962 ratifizierte das niederländische Parlament das unter amerikanischer Federführung ausgehandelte *Bunker-Agreement*. Mit der Übergabe von West-Papua »hatte die indonesische Frage endlich und definitiv den Geist aufgegeben«.⁸⁰

Bereits vier Jahre später hat Lijphart für diesen politischen Prozess und die kollektive Verlust-Erfahrung die Phrase vom »Trauma der Dekolonisierung« geprägt. Der Begriff Trauma passte in zweierlei Hinsicht, bedeutete er doch zunächst im chirurgischen Sinn die Verletzung der Integrität eines Körpers durch Gewalt, und schloss sich in dieser Hinsicht nahtlos an die Vorstellung von der Integrität des Gebietskörpers des Königreichs der Niederlande an. Ebenso passend erschien die heute eher gängige Verwendung des Begriffs im psychologisch-psychotherapeutischen Sinn.⁸¹ Diese kollektive psychische Verletzung hat Lijphart folgendermaßen beschrieben: »These experiences were extremely traumatic. Holland acted with an intense emotional commitment, manifested in pathological feelings of self-righteousness, resentment, and pseudo-moral convictions.«⁸² Außerdem zählte er die von ihm als »physisch« definierten Wunden der Dekolonisierung im

77 Ebd., S. 334.

78 Fasseur, S. 5 (eigene Übersetzung).

79 Luard, S. 336 ff.

80 Doorn, S. 41 (eigene Übersetzung).

81 Vgl. François Bresse, Trauma, in: Alain de Mijolla (Hrsg.), *International Dictionary of Psychoanalysis*, Bd. 3 Ps–Z, Michigan 2005, S. 1800–1802, hier: S. 1800.

82 Lijphart, S. 285 f.

»Wirtschafts- und Sozialkörper« auf, vom Verlust von Investitionen und Handelsmöglichkeiten in Indonesien über den Entzug der Lebensgrundlage von Tausenden Niederländern auf den Inseln bis hin zu den Soldaten, die bei der Verteidigung von West-Papua gefallen waren. Daraus folgte für ihn die bereits beschriebene Sprachlosigkeit und Verdrängung:

»Undoubtedly the psychological and physical wounds account for Dutch feelings on the New Guinea issue since Holland's departure from the territory in 1962. Almost immediately after decolonization the New Guinea issue disappeared from the Dutch scene. Concern for the future of New Guinea and the Papuans, which ostensibly motivated the Dutch before 1962, are hardly voiced any longer. This is not merely indifference; rather, the deep trauma attending the fruitless struggle for New Guinea has caused a compulsive urge to forget.«⁸³

Dieser psychologische Ansatz, der die Seelenzustände hinter dem quasi-religiösen Vokabular von der Entwicklungs- und Zivilisierungsmission der Niederlande beleuchtete, korrespondierte mit dem gesellschaftlichen Wandel: 1967 wurde in den Niederlanden ein Sozialhilfegesetz verabschiedet, »das die Erstattung der Kosten für psychoanalytische Behandlung genehmigte«.⁸⁴ Im Laufe der 1960er-Jahre geriet mit der Entdeckung großer Erdgasvorkommen auch das alte Selbstbild der Niederlande als ein rohstoffarmes Land in Bewegung, die größere wirtschaftliche Autonomie stärkte das Selbstbewusstsein.⁸⁵

IV. IMAGEPOLITIK: DIE UNABHÄNGIGKEIT SURINAMS 1975

Mit der (immer noch unvollständigen) Dekolonisierung war die Idee eines Entwicklungsauftrags jedoch keineswegs aus der internationalen Politik verschwunden. Auf die Kolonisierungsdoktrin der Vorkriegszeit folgten die Entwicklungstheorien der Nachkriegszeit.⁸⁶ Bereits 1969 bemerkte Baudet: »This switch to aiding developing nations is a most curious and fascinating subject, in particular from a psychological angle, and merits the greatest attention. In the Netherlands it has been very marked [...]«.⁸⁷

Ein Jahr nach der Dekolonisierung von West-Papua steckte der niederländische Delegierte Van Lennep in einer Sitzung des *Development Assistance Committee* (DAC), bei der die Bindung von Mitteln der Entwicklungszusammenarbeit diskutiert wurde, den Weg zum neuen Image der Niederlande als Fürsprecherin einer chancengleichen Weltwirtschaftsordnung ab:

»If we seriously want free trade, if we seriously want growth through division of labour, growth through non-discriminatory trade, through multilateral trade, we should be careful in the field of tying of aid and we should be very careful again to pursue policies towards the underdeveloped countries which essentially might mean teaching the underdeveloped countries the wrong approach

⁸³ Ebd.

⁸⁴ Eintrag »Niederlande«, in: *Elisabeth Roudinesco/Michael Plon: Wörterbuch der Psychoanalyse. Namen, Länder, Werke, Begriffe*, Wien 2004, S. 725–729, hier: S. 728 (frz. Original 1997). Zur Verbindung der beiden wissenschaftlichen Disziplinen Psychologie und Geschichte siehe beispielsweise *Hans-Joachim Busch/Alfred Krovoza* (Hrsg.), *Subjektivität und Geschichte. Perspektiven politischer Psychologie*, Gießen 1999.

⁸⁵ *Wesseling*, *Indië verloren*, S. 292. Für eine ausführliche ökonomische Analyse der Entflechtung von niederländischer und indonesischer Wirtschaft siehe *H. Baudet/M. Fennema*, *Het Nederlands belang bij Indië*, Utrecht/Antwerpen 1983.

⁸⁶ *Baudet*, *Loss of Empire*, S. 138. Dabei bleibt Baudet sprachlich in ebenjenem Denken verhaftet, in dem die »kolonialen Völker« Objekt westlicher Studien sind: »The modern anthropological view of colonial peoples affords a striking contrast to the past ethnological view.«

⁸⁷ *Baudet*, *Loss of Empire*, S. 131.

to economic policies which means teaching them bilateralism, discrimination and policies against growth.«⁸⁸

Im Außenministerium war man sich ebenfalls über die Chancen der Entwicklungszusammenarbeit bewusst, und zwar bis auf die Ebene der zwischenmenschlichen Kontakte. In einem Dokument vom 8. Februar 1963 betonte Minister J. M. A. H. Luns die Bedeutung einer gründlichen Auswahl und Vorbereitung der Teilnehmenden am *Nederlands Vrijwilligers Programma*, der niederländischen Version des *Peace Corps*. Sonst würden nicht nur die Betroffenen einen Fehlschlag erfahren, »sondern dann würde auch dem Ruf unseres Landes im Ausland Schaden zugefügt«.⁸⁹

Ende der 1960er-Jahre kam die Restauration des niederländischen Selbstbilds mithilfe der lautlosen Verschiebung von der Kolonialpolitik zur Entwicklungszusammenarbeit jäh an ein Ende. Psychologisierung, Generationenkonflikt, Neomarxismus und Neue Soziale Bewegungen – verschiedene Strömungen schufen ein neues gesellschaftliches und politisches Klima. Jan Bank beschrieb die Ausgangslage: »Und in einer Gesellschaft, in der am Ende der 1960er-Jahre eine jüngere Generation die kollektive Erfahrung und Vorstellungen (*beeldvorming*) der älteren im Zweiten Weltkrieg kritisch gegen das Licht hielt, stürzte man sich mit einer gewissen Gier (oder Eifer, nl. *gretigheid*) auf dieses neue historische Thema.«⁹⁰ Das Selbstbild der Generation, die sich über den (vermeintlich) kollektiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus definiert hatte, wurde erschüttert von der Frage nach Kriegsverbrechen während des als Polizeiaktion bezeichneten Kolonialkriegs. »Der Krieg in Asien« kam so in die Schlagzeilen.

Die öffentliche Diskussion wurden vom Psychologen und Physiologen J. E. Hueting angestoßen. Er war selbst Mitte 1947 als Wehrpflichtiger nach Indonesien gesandt worden und dort Zeuge von niederländischen Gewalttaten geworden, darunter Folter bei Verhören und Morden an Kriegsgefangenen. 1968 fügte er den Thesen seiner Doktorarbeit eine letzte hinzu, in der er fragte, warum in den Niederlanden noch nicht mit der Untersuchung der rechtlichen, historischen und sozialwissenschaftlichen Aspekte »der Kriegsverbrechen, begangen von Militärs im Dienst dieses Landes in der Periode von 1945 bis 1950«, begonnen worden war. Daraufhin wurde er am 19. Dezember 1968 – symbolisch am Jahrestag des Beginns der sogenannten zweiten Polizeiaktion – vom Journalisten Martin Ruyter für die *Volkskrant* interviewt und am 17. Januar 1969 vom Fernsehredakteur Hans Jacobs in der Sendung *Achter het Nieuws* der *Omroepvereniging VARA* (*Vereniging Arbeiders Radio Amateurs*).⁹¹ Bank analysierte die Zielgruppe: »Er [Hueting] sprach für die Zuhörerschaft unter den neuen Meinungsführern, die eine kritische Meinung von der Kriegsgeneration hatten und deswegen Politiker, Unternehmer und Militärs aus dem Niederländisch-Indien der Nachkriegszeit darin einschließen konnten.«⁹²

Die mediale Präsentation von Hueting's Promotionsthese führte innerhalb kurzer Zeit zur einer Regierungsnote, die Ministerpräsident P. J. S. de Jong am 2. Juni 1969 der Öffentlichkeit präsentierte. Während Hueting den Begriff »Kriegsverbrechen« gewählt hatte, sprach der Ministerpräsident von »Exzessen« und der Parlamentspräsident von »Misse-

88 Dokument Nr. 316 B »Statement [NO. F/4251/63B] Nederlands gedelegeerde ter vergadering Development Assistance Committee (Van Lennep) 3. April 1963.«, in: Nederlandse Ontwikkelingssamenwerking. Bronnenuitgave. Teil 1: 1945–1963, Den Haag 2002, S. 878–881, hier: S. 879 f.

89 Dokument Nr. 310 »Minister van Buitenlandse Zaken (Luns) aan Minister-President (De Quay), 1 Februari 1963.« In: Nederlandse Ontwikkelingssamenwerking. Bronnenuitgave. Teil 1: 1945–1963, Den Haag 2002, S. 851–856, hier: S. 852 (eigene Übersetzung).

90 Bank, S. 10 (eigene Übersetzung).

91 Bank, S. 8 (eigene Übersetzung).

92 Beitrag »Jan Bank«, in: Meijer, S. 86 (eigene Übersetzung).

taten« (*wandaden*).⁹³ In seiner der Note vorangehenden Erklärung bewertete De Jong die Gewalt nicht als strukturelles Problem – mit Ausnahme des Kontra-Terrors auf Süd-Sulawesi, den Einheiten des *Depot Speciale Tropen* unter dem Kommando von *capitein* Westering begangen hatten⁹⁴ –, sondern als Taten fehlgeleiteter Einzelner.

»Man kann in einem Guerillakrieg, wie er von den unter der Fahne – doch lange nicht immer unter der Autorität – der Republik Indonesien operierenden Gruppen und Banden geführt wurde, eine der wichtigsten Ursachen sehen, durch die das Auftreten von Soldaten auf niederländischer Seite dann und wann ausgeartet ist. [...] Auch wenn es sich aus den Ergebnissen der Archivrecherchen an sich nicht direkt ableiten lässt, so gibt es doch ausreichend Indizien, um als gegeben anzunehmen, dass die Moral der Truppen in Indonesien darüber hinaus noch mehr auf die Probe gestellt wurde, in dem Maße wie die Meinung sich durchgesetzt hat, dass die friedensstiftende Aufgabe, die als Einsatz und Rechtfertigung des niederländischen Auftretens in Indonesien gegolten hatte, nicht mehr zu verwirklichen war. Die Regierung beklagt, dass sich Exzesse ereignet haben, aber sie bleibt bei ihrer Auffassung, dass die Streitkräfte als Ganzes sich in Indonesien korrekt verhalten haben. Die zusammengetragenen Informationen bestätigen, dass von einer systematischen Grausamkeit keine Rede war.«⁹⁵

Schließlich kündigte De Jong eine ausführliche Quellenedition an, ohne die niemand ein abschließendes Urteil fällen könne.⁹⁶ Am *Instituut voor Nederlandse Geschiedenis* (ING, Institut für niederländische Geschichte) in Den Haag erschien bereits 1971 der erste Teil dieser Edition unter dem Titel »Officiële bescheiden betreffend de Nederlands-Indonesische betrekkingen 1945–1950«. Flankiert wurde die Quellenarbeit seit Mitte der 1980er-Jahre von Band 11 der offiziellen Geschichtsschreibung über die Niederlande während des Zweiten Weltkriegs, der endlich die Ereignisse in Niederländisch-Indien behandelte.⁹⁷

Die Diskussion über Krieg und legitime Gewalt um 1970 war jedoch nicht allein ein historisch-soziologischer Akt der kollektiven Aufarbeitung, sondern hatte vor dem Hintergrund des niederländischen Truppeneinsatzes in Willemstad auf Curaçao im Mai 1969 auch einen aktuellen Bezug. Schließlich war zu diesem Zeitpunkt allein die politische Dekolonisierung Indonesiens abgeschlossen, nicht aber die der niederländischen Kolonien in Südamerika. Für die nächste Regierung unter dem sozialdemokratischen Ministerpräsident J. M. den Uyl, der als Oppositionsführer am 21. Januar 1969 die *Excessennota* eingefordert hatte⁹⁸, war die vollständige Dekolonisierung der Niederlande ein klares Ziel. Die Regierung wollte, wie Van Goor es formuliert hat, »nicht noch einmal in koloniale Abenteuer verwickelt werden«. In *Keerpunt '72*, dem gemeinsamen Wahlprogramm von *Partij van de Arbeid* (PvdA), *Democraten 66* (D66) und *Politieke Partij Radikalen* (PPR), kündigten die Parteien an, Surinam und die Antillen vor 1976 in die Unabhängigkeit zu entlassen.¹⁰⁰

Zur neuen Selbstdarstellung mithilfe der Entwicklungszusammenarbeit, zur Imagepolitik in der *Intergovernmental Group on Indonesia* (IGGI) beispielsweise und den Gremien von Vereinten Nationen wie die Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und

93 *Bank*, S. 13.

94 *Ebd.*, S. 15.

95 *De Excessennota*, S. 32 (eigene Übersetzung).

96 *Ebd.*

97 *S. L. van der Wal/P. J. Drooglever/M. J. B. Schouten* (Hrsg.), *Officiële bescheiden betreffend de Nederlands-Indonesische betrekkingen 1945–1950*, Bd. 1–20, Den Haag 1971–1996; sowie *Het Koninkrijk der Nederlanden in de tweede wereldoorlog*, Bd. 11: *Nederlands-Indië*, Leiden 1984/85.

98 *Bank*, S. 10.

99 *Goor*, S. 356.

100 *Ebd.*, S. 358.

Entwicklung (UNCTAD)¹⁰¹, wollte das Gewaltpotenzial auf den niederländischen Antillen und in Surinam nicht passen. Der neomarxistische Soziologe G. J. Kruijer, der das Entwicklungspotenzial und die Abhängigkeiten der multi-ethnischen Gesellschaft von Surinam untersucht hatte, sprach 1973 plakativ von der »Neo-Kolonie im Reichsverband«.¹⁰²

Dabei führte gerade die konkrete Diskussion der Unabhängigkeit von Surinam zu einer verstärkten Migration in die Niederlande. Die Unabhängigkeitsbewegung genoss dort, ebenso wie auf den ABC-Inseln, keine breite Unterstützung. Aus Furcht vor kreolischer Dominanz schwoll zum Beispiel die Zahl der hindustanischen Auswanderer an. Die Belastung des niederländischen Sozialsystems machte der Regierung Sorgen.¹⁰³ Wie Wesseling zuspitzt: »Diese späte Entdeckung, dass die Niederlande zu einer multi-ethnischen Gesellschaft geworden waren, bescherte dem Land seinen ersten echten kolonialen Charakter.«¹⁰⁴

Seit 1970 hatte die zweite Generation der Migranten von den Molukken gewalttätig die öffentliche Aufmerksamkeit eingefordert, die man ihnen bisher auch in der staatlichen Erinnerungspolitik verweigert hatte.¹⁰⁵ Anscheinend fehlten ihnen die sprachlichen, organisatorischen und medialen Mittel, um wie die Kriegsgeneration in die politische Diskussion einzutreten.¹⁰⁶ Stattdessen griffen sie zum Terrorismus, um sich über blutige Bilder in das Gedächtnis der Mediengesellschaft einzuschreiben und ihrer Forderung nach einer unabhängigen Republik der Süd-Molukken Gehör zu verschaffen. 1970 besetzten junge Molukker die Amtswohnung des indonesischen Botschafters in Wassenaar und erreichten ein Gespräch mit Außenminister Luns, der ihren Bestrebungen wegen der engen Verbindungen der Regierung zum Suharto-Regime nicht entgegenkommen konnte. Dies führte zu einer weiteren Radikalisierung und den Geiselnahmen in Beilen und Amsterdam 1975 sowie in Assen und De Punt/Boven-Smilde 1977. Bei der letzten gab es Tote unter den Geiseln wie unter den Geiselnehmern.¹⁰⁷

Die terroristischen Aktionen wiesen vor allem auf die fehlende Integration der mittlerweile 32.000 Molukker in die niederländische Gesellschaft hin. Gleichzeitig belasteten sie die diplomatischen Beziehungen mit Indonesien, das jeden Kontakt mit Exilvertretern der RMS von der Hand wies. Dennoch erreichte Außenminister Max van der Stoep für die Regierung Den Uyl 1975 ein Abkommen mit der indonesischen Regierung, das Möglichkeiten schuf für die Repatriierung von Molukkern oder Besuche dort. Seitdem wurde auch

101 Vgl. zum IGGI: G. A. Posthumus, *The Inter Governmental Group on Indonesia (I. G. G. I.)*, Rotterdam 1971; und zum niederländischen Engagement in den UN-Gremien: Minister zonder Portefeuille belast met de aangelegenheden betreffende de hulp aan ontwikkelingslanden aan Minister-President, Voorzitter van de Raad van Ministers, 18 januari 1968, Onderwerp: Vierjarenprogramma voor de Nederlandse ontwikkelingshulp. In: Algemeen Rijksarchief, Den Haag, MR, 2.07.05.02/848.

102 G. J. Kruijer, *Suriname, neo-kolonie in rijksverband*, Amsterdam 1973. Analog eine Publikation zu Südostasien: W. F. Wertheim, *Indonesië. Van vorstenrijk tot neo-kolonie*, Amsterdam 1978.

103 Goor, S. 356.

104 Wesseling, *Indië verloren*, S. 303 (eigene Übersetzung). Mitte der 1990er-Jahre regte der Soziologe Van Doorn an, die koloniale Erfahrung mit der multi-ethnischen und multi-religiösen Gesellschaft von Niederländisch-Indien für die zeitgenössische Selbstverständigung über die multikulturelle Gesellschaft zu nutzen: »Indië kann voor ons alsnog een spiegel zijn.« Vgl. J. A. A. van Doorn, *Indische lessen. Nederland en de koloniale ervaring*, Amsterdam 1995, Vorwort o. S.

105 Vgl. Locher-Scholten, S. 70.

106 Zur medialen Benachteiligung siehe Kunczik, *Communication and Social Change*, S. 231.

107 Maarten Kuitenbrouwer, *De ontdekking van de derde wereld. Beeldvorming en beleid in Nederland, 1950–1990*, Den Haag 1994, S. 50.

einer respektvolleren Integration der Molukker in den Niederlanden die notwendige Aufmerksamkeit gewidmet.¹⁰⁸

Ebenso spielte bei der Entlassung von Surinam in die Unabhängigkeit eine große Rolle, dass soziale Beziehungen immer weniger von räumlicher Nähe abhängig waren.¹⁰⁹ Die Regierung Den Uyl wollte jedoch nicht nur die sozialen und ökonomischen Konsequenzen der Migration aus ehemaligen Kolonialgebieten abfedern, sondern auch die politischen Fehler vermeiden, die ihre Vorgänger in Indonesien mit dem halsstarrigen Festhalten an Besitztümern gemacht hatten.¹¹⁰ Der Konsens von öffentlicher Meinung und Regierungsplänen führte dazu, dass die Entlassung Surinams aus dem Reichsverband mit großem politischen Druck auf die politischen Vertreter der Kolonie eilig geregelt wurde. Weil die Regierung den Anspruch hatte, dass das surinamische Parlament die Vorlage für die Unabhängigkeit mit einer Zweidrittel-Mehrheit annehmen sollte, war der kreolische Premier Henck A. E. Arron dazu verpflichtet, sich mit dem hindustanischen Oppositionsführer Jagernath Lachmon zu einigen. Um alle surinamischen Parteien auf ihre Seite zu ziehen, verpflichtete die niederländische Regierung sich zu umfangreichen finanziellen Konzessionen. Surinam wurden rund drei Milliarden Gulden Entwicklungshilfe zugesagt, darüber hinaus wollten die Niederlande sich an einem Entwicklungsplan für West-Surinam beteiligen.¹¹¹ Vermittler einer Einigung im zerstrittenen Parlament in Paramaribo, großzügige Bereitstellung von finanziellen Mitteln und Experten – das internationale Image der Niederlande als Wegweiser, als *gidsland*, war stabilisiert.¹¹² Die Regierung hatte auch agiert, um mit der Politik der Dekolonisierung von Surinam das Image der Niederlande positiv zu beeinflussen, ein Prozess, der nach innen einem »engineering of consent« und nach außen einem »management of meaning« entsprach.¹¹³ Fast schien es, als hätten sich die niederländischen Politiker die Mahnung des indonesischen Sozialisten Sultan Sjahrir zu Herzen genommen, der während seiner Verbannung auf West-Papua 1936 gewarnt hatte:

»Einer Sache bin ich sicher: dass diese koloniale Regierung und, mehr noch, die kolonisierenden Niederländer eines Tages bereuen werden, dass sie nie eine Politik der großen Linien, der weiten Perspektiven betrieben haben, angepasst an die moderne, sich verändernde Weltstruktur.«¹¹⁴

V. FAZIT: NEUE ETHISCHE BEZIEHUNGEN IM POSTKOLONIALEN RAUM?

In den Niederlanden begann Mitte der 1990er-Jahre allmählich die Historisierung der Dekolonisierung. Weiterhin nahmen die Meinungsverschiedenheiten über die politische Bewertung der Dekolonisierung breiten Raum ein, beispielsweise Ende 1994 in der Diskussion darüber, ob Jan »Poncke« Princen aus humanitären Gründen ein Einreisevisum für die Niederlande erhalten sollte. Princen hatte sich während des Unabhängigkeitskriegs für

108 Ebd.; vgl. auch *Locher-Scholten*, S. 76 f.

109 Vgl. *Ulrike Schuerkens*, *The Sociological and Anthropological Study of Globalization and Localization*, in: *Current Sociology* 51, 2003, S. 209–222, hier: S. 210.

110 *Goor*, S. 356.

111 Ebd.

112 Zur kritischen Diskussion der niederländisch-surinamischen Entwicklungsbeziehungen siehe: *J. Jansen van Galen*, *En proefpolder voor Nederlands ontwikkelingsbeleid. Suriname 1975–1982*, in: *J. A. Nekkers/P. A. M. Malcontent* (Hrsg.), *De geschiedenis van vijftig jaar Nederlandse ontwikkelingssamenwerking 1949–1999*, Den Haag 1999, S. 237–262. Zum »Spiegelbild« vgl.: *Sam Jones*, *Met vlag en rimpel. Surinamers over Nederland*, Utrecht/Antwerpen 2004.

113 *Kunczik*, *Communication and Social Change*, S. 156 und S. 192.

114 Zitiert nach: *H. W. van den Doel*, *Het Rijk van Insulinde. Opkomst en ondergang van een Nederlandse kolonie*, Amsterdam 1996, S. 296 (eigene Übersetzung).

die indonesische Seite entschieden. Jan Pronk, zu diesem Zeitpunkt wieder Minister für Entwicklungszusammenarbeit, sprach sich in einem Radiogespräch am 25. Dezember zuerst dafür aus, den 17. August 1945 endlich öffentlich und offiziell als das Datum der Unabhängigkeit Indonesiens anzuerkennen, um dann in einem Interview Anfang 1995 festzustellen, dass die Deserteure aus den Jahren der Polizeiaktionen »die Charta der Vereinten Nationen auf ihrer Seite haben«.¹¹⁵

Mit diesen Beiträgen erweiterte Pronk nicht nur die konkrete Diskussion argumentativ, sondern brachte mithilfe der Medien die Deserteure als eine Gruppe ein, die bisher davon eher ausgeschlossen waren. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, die Ania Loomba 1998 in ihrem Überblickswerk nach einer Studie von Gayatri Chakravorty Spivak aufgegriffen hat: »Can the subaltern speak?«¹¹⁶ Gibt es in den Niederlanden oder zumindest in einer Teilöffentlichkeit dort eine »Gegengeschichte«, also zum Beispiel die Einschreibung der dekolonisierten Indonesier in die öffentliche Diskussion, die nun nicht mehr als das »träge Andere« betrachtet werden können?¹¹⁷ Bislang scheint dies nur an den Rändern sichtbar, zum Beispiel unter Vermittlung derjenigen niederländischen Wissenschaftler, die sich in einem bikulturellen Raum bewegen. Der politische Anthropologe N. G. Schulte-Nordholt, der an indonesischen Universitäten gelehrt hat, verwies auf die kulturell bedingte Zurückhaltung seiner indonesischen Kollegen und Bekannten, deretwegen viele Niederländer das indonesische Selbstbild nicht wahrnehmen würden. »Indonesier fühlen sich nicht minderwertig gegenüber Niederländern. Sie haben mit Diplomatie und Kampf ihre Freiheit gewonnen. Die Niederländer haben dafür doch noch die Amerikaner, Kanadier und Engländer nötig gehabt. Wir haben es nicht aus eigener Kraft geschafft, die Indonesier wohl. Das gibt Selbstvertrauen. Daraus entlehnen sie einen Teil ihrer nationalen Identität.«¹¹⁸

Dieses Selbstbewusstsein bleibt denjenigen Indonesiern verwehrt, die sich hier wie dort am Rand der Mehrheitsgesellschaft befinden. 2004 entschieden Gutachter in den Niederlanden, dass ehemalige einheimische Kolonialbeamte von West-Papua keinen Anspruch auf Pensionszahlungen in den Niederlanden haben, weil die Niederlande solche Forderungen 1962 mit der Übergabe des Territoriums an den indonesischen Staat als ihren Rechtsnachfolger übertragen hatten. Was juristisch korrekt war, beschrieben die Gutachter als sozial unbefriedigend für die Betroffenen.¹¹⁹ Mit Surinam und den niederländischen Antillen werden offiziell die neuen transnationalen Verbindungen in den Vordergrund gestellt, in Projekten wie »Decolonisation, ethnicity and migrations in the contemporary Caribbean« am *Koninklijk Instituut voor Taal-, Land- en Volkenkunde* (KITLV) in Leiden erforscht, und mit einem großen Wörterbuch wird die Grundlage gegenseitiger Verständigung verbessert.¹²⁰ Gleichzeitig birgt der niederländische Anspruch, international auf die Durchsetzung universal gültiger Rechtsnormen zu dringen, die Gefahr, die Surinamer bei der Artikulation ihres eigenen Geschichtsverständnisses zu behindern. Pita J. C. Schimmelpenninck van der Oije hat kritisiert, dass ein Amsterdamer Berufungsgericht den ehemaligen Präsidenten und Militärdiktator Desi Bouterse wegen der »Dezembermorde« an Oppositionellen im Jahr 1982 angeklagt hat. Wegen einer bilateralen *ne bis idem*-Rege-

115 Meijer, S. 11 (eigene Übersetzung).

116 Ania Loomba, *Colonialism/Postcolonialism*, London/New York 1998.

117 Vgl. Schuerkens, S. 210 f.

118 Beitrag »N. G. Schulte Nordholt«, in: Meijer, S. 132–140, hier: S. 134 (eigene Übersetzung).

119 Pressemeldung vom 4. März 2004 »Niet betaalde Pensioenen. Een lacune in de dekolonisatie van voormalig Nederlands Nieuw-Guinea?«, in: Website der Stichting Duurzame Samenleving Papua Barat (SDSP), URL: <<http://www2.pz.nl/sdsp/index.html>> [11.7.2008].

120 Vgl. Artikel »Suriname en de Nederlandse Antillen vanaf 1945. Dekolonisatie van de West«, URL: <<http://www.entoen.nu>> [11.7.2008]; sowie Florimon van Putte/Igma van de Putte-Windt, *Groot Woordenboek Nederlands-Papiaments*, Zutphen 2006.

lung von 1976 wäre damit die Rechtshilfe für den gleichzeitig anberaumten Prozess in Surinam selbst ausgeschlossen gewesen. 2001 suspendierte der Oberste Gerichtshof in den Niederlanden das Verfahren sowohl wegen der Abwesenheit des Angeklagten als auch wegen der rückwirkenden Anwendung der UN-Konvention gegen Folter von 1984.¹²¹

Sind die Niederlande nach der politischen Dekolonisierung nun im postkolonialen Zeitalter angekommen? Spivak hat Postkolonialismus definiert als »ein Sich-Kümmern um unsere alten kolonialen Bürger«. ¹²² Ein »Sich-Kümmern« erscheint Wesseling, der langlebige Denk- und Handlungsmuster analysiert hat, als eine Konstante des niederländischen Selbstbildes und Images. Darum folgt er als Wissenschaftler nicht der kollektiven Erzählung von der Dekolonisierung, sondern setzt einen Scheidepunkt für den kollektiven Erinnerungs- und Definitionsraum viel früher in der 1901 von Königin Wilhelmina verkündeten Ethischen Politik.

»Die eigentliche Berufung der Niederlande liegt nicht darin, Bündnispartner zu sein, sondern ein Vorbild. Früher wurde in diesem Zusammenhang viel von einem ›Licht in einer dunklen Welt‹ gesprochen, später von einem Wegweiserland (*gidsland*) auf dem Gebiet von Nullwachstum, Umwelt und Menschenrechten. Dieses Gefühl von moralischer Überlegenheit, natürlich kombiniert mit einem gewissen kommerziellen Realismus, ist vermutlich das beständigste Element in der politischen Kultur der Niederlande. Selbst große Schocks wie Krieg und Dekolonisierung haben diese mentale Struktur anscheinend nicht wirklich angegriffen.«¹²³

Diese Annahme bestätigt eine aktuelle Studie, in der die Arbeit von Militär und Entwicklungszusammenarbeit verzahnt wird: Gemeinsam haben das Veteraneninstitut und die *Nationale Commissie voor Internationale Samenwerking en Duurzame Ontwikkeling* (NCDO) die ehrenamtliche Arbeit von niederländischen Veteranen untersucht. Ein Zeitungsbericht gibt die Haltung eines 67-Jährigen wieder, der zu Beginn der 1960er-Jahre als Soldat in West-Papua im Einsatz war: »Niemals kam mir der Gedanke, dass wir die Papuas ihrem Los überlassen würden. Wir hatten ihnen versprochen, bei der Unabhängigkeit zu helfen. Wir bauten das Gesundheits- und Bildungswesen auf. [...] Ich bin mit Schamesröte im Gesicht weggegangen.«¹²⁴ Die Haupteckdaten der Studie lautet: »Es steht fest, dass viele *Nieuw-Guineagangers* aus Frustration und Scham noch aktiv sind.«¹²⁵

Historische Ereignisse können nationale Stereotypen beeinflussen, die meisten Theorien konstatieren jedoch, dass »einmal bestehende Vorurteile über andere Gruppen sehr langlebig« sind¹²⁶, und vertreten die These, dass »aufgrund der Emotionalität der Stereotype und aufgrund der selektiven Wahrnehmung eine sehr starke Unveränderlichkeit und Gleichförmigkeit der Fremdbilder« vorherrscht.¹²⁷ Wie das Beispiel der Niederlande zeigt, gilt dies auch für das Selbstbild, das im Lauf der inneren Dekolonisierung in der normativen Selbstbeschreibung als *gidsland* eine sinnstiftende neue Hülle gefunden hat. Auf dieser äußerlichen Rekonstruktion beruhte schließlich auch die Imagepolitik im Zuge der Dekolonisierung Surinams, mit der die Regierung eine wohlwollende Berichter-

121 Pita J. C. Schimmelpenninck van der Oije, A Surinam Crime Before a Dutch Court. Post-colonial Injustice or Universal Jurisdiction?, in: Leiden Journal of International Law 14, 2001, S. 455–476, hier vor allem S. 471 und 475, sowie Angaben von Human Rights Watch, vgl. URL: <<http://www.hrw.org/reports/2006/ij0606/10.htm>> [29.06.2008].

122 Gayatri Chakravorty Spivak, Achtung: Postkolonialismus!, in: Peter Weibel/Slavoj Žižek (Hrsg.), Inklusion: Exklusion. Probleme des Postkolonialismus und der globalen Migration, Wien 1997, S. 117–130, hier: S. 118.

123 Wesseling, *Indië verloren*, S. 308 (eigene Übersetzung).

124 In: *De Volkskrant* vom 23. Januar 2008 (eigene Übersetzung).

125 Ebd. (eigene Übersetzung).

126 Kunczik, *Die manipulierte Meinung*, S. 5.

127 Reef, S. 207.

stattung in den Medien antizipierte und so die Fremdwahrnehmung positiv beeinflussen wollte.

Sönke Kunkel

Systeme des Wissens, Visionen von Fortschritt

Die Vereinigten Staaten, das Jahrzehnt der Modernisierungstheorie und die Planung Nigerias 1954–1965

Im Frühjahr 1967 kursierte eine Satire in den Stäben der Johnson Administration. Sie beschrieb ein fiktives Treffen des Nationalen Sicherheitsrates »yet to be held«, das am Tag nach dem Fall Saigons stattfand und an dem neben dem Hon. Herman Melville Breslau, u. a. die Herren Mr. Black, Mr. White und Mr. Rose teilnahmen. Breslau eröffnete das Treffen mit kurzen Bemerkungen zum Stand des Vietnamkriegs und kommentierte den Fall Saigons: »In general he felt, the events of the previous day were a wholesome and not unexpected phase in South Vietnam's growth toward political maturity and economic viability. The fall of Saigon to the Viet Cong meant that the enemy was now confronted with a challenge of unprecedented proportions for which it was totally unprepared: the administration of a major city.« Es folgte sodann ein Bericht eines Pentagon-Sprechers über die Bombardierung Nordvietnams: »We had knocked out 78 percent of North Vietnam's petroleum reserves; since we had knocked out 86 percent three days ago and 92 percent last week, we were doing exceptionally well«, bevor sich die Runde in diffusen Bemerkungen über weltpolitische Probleme verlor. Erst am Ende gab Mr. Rose nochmals zu bedenken, dass der Fall Saigons ein PR-Problem werden könne, wurde jedoch von Breslau zurechtgewiesen: »Mr. Breslau said he thought we could live with that one. [...] What fascinated him more than Saigon was the reported purge of the assistant managing editor of the *Hankow People's Daily*; in writing his book on Communist China in 1953, he had concluded that the assistant managing editors of riverport newspapers were often the key indicators of policy shifts«.¹

Herman Melville Breslau: das war natürlich eine unverkennbare Karikatur Walt Whitman Rostows, Lyndon Johnsons Sicherheitsberater, der vom Vordenker der Modernisierung zum Architekten des Vietnamkriegs avanciert war.² Im Subtext verwies die Erzählung freilich noch auf ein viel grundlegendes Problem, denn verdichtet in der Figur Breslaus handelte sie auch vom Scheitern der Verwissenschaftlichung amerikanischer Außenpolitik. Seitdem sich im Laufe der 1950er-Jahre abgezeichnet hatte, dass die Mehrzahl der europäischen Kolonien in Asien und Afrika ihre Unabhängigkeit erlangen würde, war die amerikanische Außenpolitik nicht nur mehr und mehr von modernisierungstheo-

1 Die Satire wurde auch im *Atlantic Monthly* veröffentlicht: James C. Thomson, Jr., Minutes of a White House Meeting, Summer 1967, in: *Atlantic Monthly* vom Mai 1967, S. 67 f. Zum Vietnamkrieg grundlegend: Marc Frey, *Geschichte des Vietnamkriegs. Die Tragödie in Asien und das Ende des amerikanischen Traums*, 8. Aufl. München 2006; Bernd Greiner, *Krieg ohne Fronten. Die USA in Vietnam*, Hamburg 2007. Für wertvolle Anregungen und Kommentare danke ich herzlich Jost Dülffer, Marc Frey, Peter Hahn, Robert J. McMahon und Alan Beyerchen.

2 Im Gegensatz zur akademischen Industrie der Kissinger-Biografien (die jüngste Biografie stammt von Jeremi Suri, demnächst folgt Niall Ferguson) befindet sich die biografische Rostow-Forschung noch im Anfangsstadium. Erste Studien liegen vor von David Milne, *America's Rasputin. Walt Rostow and the Vietnam War*, London 2008; Kimber Charles Pearce, *Rostow, Kennedy, and the Rhetoric of Foreign Aid*, East Lansing 2001; Mark H. Haefele, *Walt Rostow, Modernization, and Vietnam. Stages of Theoretical Growth*. Diss. Harvard University 2000; David Grossman Armstrong, *The True Believer. Walt Whitman Rostow and the Path to Vietnam*, Diss. University of Texas 2000; David Halberstam, *The Best and the Brightest*, New York 1972.

retischen Imperativen angeleitet, sondern von Wissenschaftlern wie Walt Rostow auch aktiv gestaltet worden. Für knapp ein Jahrzehnt schien es so, als ob die amerikanischen Sozialwissenschaften mit der Modernisierungstheorie ein Patentrezept für den Umgang mit der Dekolonisierung gefunden hatten. Denker wie Lucian Pye, Daniel Lerner oder Walt Rostow beeindruckten die Öffentlichkeit mit immer kühneren Denkfiguren, die alles erklären konnten, kein weltpolitisches Problem unberücksichtigt ließen und Querverbindungen zwischen allen Ebenen des internationalen Systems zogen. Überzeugt, dass ihre wissenschaftlichen Studien in den ungewissen Wirren der Dekolonisierung eine verlässliche Navigationshilfe bereitstellten, drängten jene »action intellectuals«³ seit 1954 immer stärker zu einer neuen, auf wissenschaftliche Theoreme gegründete amerikanischen »modernisierenden Transformationspolitik«⁴ gegenüber der entstehenden »Dritten Welt«.⁵ Ihre zwei Ziele bestanden darin, den prekären Verlust der formalen westlichen Kontrolle über koloniale Gesellschaften durch die Errichtung einer amerikanischen Hegemonie des Wissens auszugleichen und so die Integration der Dritten Welt in eine liberalkapitalistische Weltordnung sicherzustellen.⁶

Im Folgenden soll dieser Problemkomplex von Dekolonisierung, Modernisierungstheorie und amerikanischer Transformationspolitik von mehreren Seiten her aufgeschlüsselt werden. Während hinsichtlich der Modernisierungstheorie bisher das Paradigma der Ideologie dominierte⁷, folgt der vorliegende Artikel dem Konzept der Wissensgesellschaft, wobei er sich auch als Beitrag zu der von David Engerman jüngst aufgeworfenen Frage

3 Theodore White, The Action Intellectuals, in: Life 62, Hefte 23–25 (09.–23.06.1967).

4 Vgl. zu Begriff und Konzept der amerikanischen Transformationspolitik Marc Frey, Dekolonisierung in Südostasien. Die Vereinigten Staaten und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche, München 2007. Mit »modernisierender Transformationspolitik« ist hier eine Politik gemeint, die sich explizit auf die Maßgaben der Modernisierungstheorie stützt. Vgl. auch Wibke Becker, Die USA und der Transformationsprozess in der »Dritten Welt«. Amerikanische Afrikapolitik am Beispiel von Ghana, 1950–1966, Diss. Universität zu Köln 2004.

5 Die Probleme jenes von Alfred Sauvy 1952 geprägten Begriffs sind hinlänglich bekannt, bessere Alternativen jedoch nicht vorhanden. Im Folgenden wird zwecks besserer Lesbarkeit auf die Anführungszeichen verzichtet, gleiches gilt für Begrifflichkeiten wie »unterentwickelte Gesellschaft« und »Entwicklung«.

6 Zum Begriff der Hegemonie, die hier nach der klassischen Definition Heinrich Triepels (im Anschluss an Antonio Gramsci) als »bestimmender Einfluss«, der sich auf die »Anerkennung des geführten Staates« stützt, verstanden wird, vgl. ders. Die Hegemonie. Ein Buch von führenden Staaten, Stuttgart 1938. Damit schließt Hegemonie auch die Selbstregulierung eines Staates ein.

7 Die wichtigsten Untersuchungen zur Modernisierungstheorie sind David C. Engerman u. a. (Hrsg.), Staging Growth. Modernization, Development, and the Global Cold War, Amherst 2003; Michael E. Latham, Modernization as Ideology. American Social Science and »Nation Building« in the Kennedy Era, Chapel Hill, NC 2000; Nils Gilman, Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America, Baltimore 2003; Irene L. Gendzier, Play it again Sam. The Practice and Apology of Development, in: Christopher Simpson (Hrsg.), Universities and Empire. Money and Politics in the Social Sciences during the Cold War, New York 1998, S. 57–96; dies., Managing Political Change. Social Scientists and the Third World, Boulder 1985; Vgl. auch den Überblick von Nick Cullather, Development? It's History, in: Diplomatic History 24, 2000, S. 641–653; ders., Modernization Theory, in: Michael J. Hogan/Thomas G. Paterson (Hrsg.), Explaining the History of American Foreign Relations, Cambridge 2004, S. 212–220. Zur Bedeutung von Modernität als Ideologie vgl. Odd Arne Westad, The Global Cold War. Third World Interventions and the Making of Our Times, Cambridge 2007; Corinna R. Unger, Modernization à la Mode. West German and American Development Plans for the Third World, in: GHI Bulletin 40, 2007, S. 143–159. Dieser Artikel erweitert jene Ansätze insofern, als er davon ausgeht, dass sich erst aus dem Spannungsverhältnis von Wissen und ideologischem Heilsversprechen die Suggestivkraft der Modernisierungstheorie erklärt.

verstehen lässt, wie sich amerikanisches Wissen und globale Macht zueinander verhalten.⁸ Begreift man im Anschluss an Margit Szöllösi-Janze unter einer Wissensgesellschaft eine »fortgeschrittene Gesellschaftsformation, in der alle Funktionsbereiche wissensabhängig und auf die stete Produktion von neuem Wissen angewiesen sind« und in der zunehmend »wissenschaftliches Wissen [...] in Politik, Gesellschaft oder Kultur« diffundiert, so ist danach zu fragen, welche Formen von Wissen Modernisierungstheoretiker produzierten, welche Wissensbestände sie aufbauten, in welchen institutionellen Konstellationen, d. h. unter welchen Bedingungen sie operierten und wie sie der nationalen und internationalen Öffentlichkeit ihr Wissen vermittelten.⁹ Ebenso gilt es zu zeigen, wie die amerikanische Außenpolitik zunehmend von wissenschaftlichem Wissen durchdrungen und abhängig wurde.¹⁰ Wie profilierten sich Modernisierungstheoretiker als Ressourcen außenpolitischen Wissens, die über Handlungsmöglichkeiten verlässlich Auskunft geben konnten? Welche Strategien verfolgten sie, wie positionierten sie sich? Warum gewannen sie an Einfluss? Es wird in diesem Zusammenhang auch zu untersuchen sein, wie mehrdimensionale »Regime der Planung« einerseits zum konstitutiven Bestandteil der Modernisierungstheorie wurden, andererseits aber auch der Ordnung und Steuerung außenpolitischer Entscheidungsprozesse wie auch internationaler sozioökonomischer Wandlungsprozesse dienten.¹¹

Weil Modernisierungstheoretiker danach strebten, ihre Umwelt zu klassifizieren und damit kontrollierbar zu machen, sind ebenfalls Macht-Wissen-Komplexe in den Blick zu nehmen. Durch Kategorisierungen schrieben Modernisierungstheoretiker Hierarchien fest, bestimmten, was modern war und was nicht, wer als entwickelt gelten konnte und wer nicht. Insofern kann der Wille zum Wissen auch als ein Wille zur Macht interpretiert werden. Darüber hinaus waren Theoretiker beständig in nationale Aushandlungsprozesse eingebunden, in denen sie ihrer Expertise Glaubwürdigkeit verleihen mussten oder ihre Autorität angezweifelt wurde, kurz: in denen ihr relativer Erfolg in der Vermittlung von Wissen über den Zugang zu außenpolitischen Entscheidungsprozessen entschied. Wie sich außerdem zeigen wird, kann die Verwissenschaftlichung der amerikanischen Außenpolitik nicht losgelöst von der Frage nach einer Verwissenschaftlichung der Nord-Süd-Be-

8 David C. Engerman, American Knowledge and Global Power, in: *Diplomatic History* 31, 2007, S. 599–622.

9 Margit Szöllösi-Janze, Wissensgesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, in: *GG* 30, 2004, S. 277–313, hier: S. 279; Vgl. auch: *dies.*, Redefining German Contemporary History. The Concept of the Knowledge Society, in: *The Research Council of Norway* (Hrsg.), Bilanz eines Jahrhunderts, Bericht über das 10. deutsch-norwegische Historikertreffen in Bergen/Norwegen, Mai/Juni 2000, Oslo 2001, S. 95–104; *dies.*, Politisierung der Wissenschaften – Verwissenschaftlichung der Politik. Wissenschaftliche Politikberatung zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, in: *Stefan Fisch/Wilfried Rudloff* (Hrsg.), Experten und Politik. Wissenschaftliche Politikberatung in geschichtlicher Perspektive, Berlin 2004, S. 79–100; *dies.*, Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte?, in: *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.), Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, München 2004, S. 277–305; *Jakob Vogel*, Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der »Wissensgesellschaft«, in: *GG* 30, 2004, S. 639–660; *Achim Landwehr*, Das Sichtbare sichtbar machen. Annäherungen an »Wissen« als Kategorie historischer Forschung, in: *ders.* (Hrsg.), Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte, Augsburg 2002, S. 61–89; *Wilfried Rudloff*, Einleitung. Politikberatung als Gegenstand historischer Betrachtung, in: *Fisch/Rudloff*, Experten und Politik, S. 13–58.

10 Vgl. zu den reziproken Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Politik *Mitchell G. Ash*, Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: *Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas* (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2002, S. 32–51.

11 Vgl. zur Planung *Gabriele Metzler*, Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft, Paderborn 2005.

ziehungen betrachtet werden, weil die konzeptionelle Kehrseite einer modernisierenden Transformationspolitik das große übergreifende Ziel eines neuen postkolonialen »North-South Tie«¹² war, als dessen Bindeglied amerikanische Wissensformate fungieren sollten.¹³

Die Modernisierungstheorie wird daher als Schnittpunkt verschiedener Verwissenschaftlichungstendenzen begriffen. Sie war zugleich Ausdruck und Vehikel eines zunehmenden Glaubens an die Möglichkeit und Notwendigkeit umfassender, wissenschaftlich angeleiteter politischer und gesellschaftlicher Planung, der mit einer steigenden strukturellen Integration und Diversifizierung der Wissensgesellschaft einherging. Darüber hinaus war sie ein Medium wissenschaftlicher Einflussversuche auf die US-Außenpolitik, diente aber ebenso als integrative Idee verwissenschaftlichter Nord-Süd-Beziehungen und wurde in dieser Funktion wiederum zur Leittheorie der Transformation postkolonialer Gesellschaften. Dementsprechend wird in Abschnitt I nach den Wissensbeständen und Annahmen der Modernisierungstheorie gefragt, während in Abschnitt II die ersten nationalen und internationalen Verwissenschaftlichungsversuche amerikanischer Modernisierungstheoretiker nachgezeichnet werden und in Sektion III der Zenit der Theorie beleuchtet sowie abschließend in IV ein spezieller Aspekt, die Planung Nigerias, analysiert wird. Im Mittelpunkt stehen dabei das *Center For International Studies* (CENIS) des *Massachusetts Institute of Technology* (MIT) und seine wichtigsten Protagonisten, Max Millikan und Walt Rostow, die im Vergleich zu anderen zwar bekannten, aber mehr in akademischer Zurückgezogenheit wirkenden Modernisierungstheoretikern wie Daniel Lerner, Lucian Pye oder später Samuel Huntington eine herausragende Rolle als Vermittler zwischen den Welten von Wissenschaft und (Außen-)Politik einnahmen.¹⁴

I. DIE NEUVERMESSUNG DER (DRITTEN) WELT

»Certain ideas,« schreibt Susanne Langer, »burst upon the intellectual landscape with a tremendous force. They resolve so many fundamental problems at once that they seem also to promise that they will resolve all fundamental problems, clarify all obscure issues.«¹⁵ Die Modernisierungstheorie war eine solche machtvolle Idee, denn sie erklärte den komplexesten Prozess der 1950er-Jahre: die Dekolonisierung.¹⁶

12 Walt Rostow, *American Strategy on the World Scene*, in: Department of State Bulletin (DOSB) 46, 19. April 1962, S. 625–631, hier: S. 628.

13 Unter Dekolonisierung wird hier ein Prozess verstanden, der nicht nur den formellen »transfer of power« von der Metropole zur ehemaligen Kolonie beinhaltet, sondern ein Zeitfenster vor, während und nach dem Machttransfer umfasst, in dem die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Beziehungen zwischen der ehemaligen Metropole und dem nun unabhängig werdenden Staat neu verhandelt werden. Vgl. die differenzierten Überlegungen von Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 2001, insb. S. 119–124.

14 Wie Robert Packenham betont, waren jene Modernisierungstheoretiker »neither well-known, nor well-connected in Washington. Nor, indeed, were many of them very much interested in having a direct influence on policy«; Robert Packenham, *Liberal America and the Third World. Political Development Ideas in Foreign Aid and Social Science*, Princeton 1973, S. 249. Huntington lehrte in Harvard, Lerner und Pye forschten beide am CENIS, waren im Gegensatz zu Millikan und Rostow jedoch kaum in Washington vernetzt. Zum CENIS: Donald M. Blackmer, *The MIT Center For International Studies. The Founding Years, 1951–1969*, Cambridge 2002; vgl. auch Gilman, *Mandarins*, 155–202.

15 Zitat nach Clifford Geertz, *The Interpretation of Cultures*, New York 1973, S. 3.

16 Zur Dekolonisierung vgl. Dietmar Rothermund, *The Routledge Companion to Decolonization*, London 2006; ders., *Delhi 15. August 1947. Das Ende kolonialer Herrschaft*, München 1998; Raymond F. Betts, *Decolonization*, New York 2004; Frey, *Dekolonisierung*; Marc Frey/Ronald W. Pruessen/Tan Tai Young (Hrsg.), *The Transformation of Southeast Asia. International Per-*

Zwar verdichteten sich in der Theorie mehrere historische Kontinuitäten. Das traditionelle amerikanische Sendungsbewusstsein oder die Neigung zu hierarchisierten Weltanschauungen etwa fanden ebenso Eingang wie der New Deal-Liberalismus, inklusive seiner Glaubensgrundsätze von der korporatistischen Steuerbarkeit sozioökonomischer Wandlungsprozesse, die im Marshallplan ihre internationale Feuerprobe bestanden hatten.¹⁷ Überdies rekurrierten Modernisierungstheoretiker auf die wirtschaftswissenschaftlichen Debatten der 1930er- und 1940er-Jahre über die Industrialisierung und die Thesen John Maynard Keynes' zum wirtschaftlichen Wachstum. Manche waren wie im Falle Walt Rostows in den 1940er-Jahren zweifellos auch von den Ideen europäischer Sozialdemokraten wie Gunnar Myrdal und von den kolonialen Entwicklungsvorstellungen der Briten und Franzosen beeinflusst worden.¹⁸

Jedoch wäre die Modernisierungstheorie ohne die Dekolonisierung weder denkbar gewesen noch wirkungsmächtig geworden.¹⁹ Schließlich erzeugte erst die Entdeckung der Dritten Welt als ein sich dynamisierender Raum der Gefahr, in dem sich über den Verstärker medialer Berichterstattungen unkontrollierbare Kettenreaktionen in Gang setzen konnten, das sicherheitspolitische Bedürfnis, diesen opak erscheinenden und unkalkulierbaren Raum durch die Aggregierung von Wissen verstehbar und damit kontrollierbar zu machen.²⁰ Auf diese Weise trugen Forscher von verschiedenen Universitäten – darunter das MIT und Harvard – gegen Mitte der 1950er-Jahre in bemerkenswerter Geschwindigkeit einen aus Deutungswissen, Orientierungswissen und Handlungswissen bestehenden Kanon zusammen, der die Dekolonisierung nicht nur erklärte, sondern auch Auskunft über ihre Gefahren gab und US-amerikanische Handlungsmöglichkeiten klar benannte.

spectives on Decolonization, Armonk 2003; Vgl. auch den Forschungsüberblick in: Jost Dülffer, Europa im Ost-West-Konflikt 1945–1991, München 2004, S. 167–173.

- 17 Michael H. Hunt, *Ideology and U. S. Foreign Policy*. New Haven 1987; Steve Fraser/Gary Gerstle (Hrsg.), *The Rise and Fall of the New Deal Order*, Princeton 1989; Frey, Dekolonisierung, 252 f.; Michael J. Hogan, *The Marshall Plan. America, Britain, and the Reconstruction of Western Europe, 1947–52*, New York 1987.
- 18 Rostow war von 1947 bis 1949 Assistant Gunnar Myrdals in der *UN Economic Commission for Europe* in Genf und unterhielt mit jenem auch danach noch einen regen Briefwechsel. Für Rostow lässt sich außerdem vermuten, dass er während mehrerer Studien- und Forschungsaufenthalte in Oxford und Cambridge die kolonialen Entwicklungskonzepte der Briten rezipierte. Vermutlich hat ihn auch seine Freundschaft mit Jean Monnet mit französischen Entwicklungs- und Planungsvorstellungen vertraut gemacht. In einer Rede in Cambridge etwa nennt er 1949 als eine von mehreren Voraussetzungen für einen stabilen Weltfrieden »Western leadership of underdeveloped countries under Western influence in economic and political progress;« Vgl. Armstrong, *The True Believer*, S. 191. Vgl. zu Myrdal Thomas Etzemüller, »Die Romantik des Reißbretts. Social Engineering und demokratische Volksgemeinschaft in Schweden. Das Beispiel Alva und Gunnar Myrdal (1930–1960),« in: GG 32, 2006, S. 445–466. Vgl. zur Verbindungslinie zwischen kolonialer Entwicklungspolitik und Rostow auch Stephan Malinowskis Forschungsprojekt: *Fighting Backwardness. Späte Kolonialkriege und frühe europäische ›Entwicklungshilfe‹ in Afrika (1950er/60er Jahre)*.
- 19 David Engerman interpretiert die Modernisierungstheorie als Resultat amerikanischer Auseinandersetzungen mit der sowjetischen Entwicklung und unterschätzt damit meines Erachtens die Bedeutung der Dekolonisierung. David Engerman, *Modernization from the other Shore. American Intellectuals and the Romance of Russian Development*, Cambridge 2004.
- 20 Vgl. zur Domino-Theorie Frank Ninkovich, *Modernity and Power. A History of the Domino Theory in the Twentieth Century*, Chicago 1994; Fabian Hilfrich, *Visions of the Asian Periphery. Vietnam and the Philippines*, in: Andreas Daum/Lloyd Gardner/Wilfried Mausbach (Hrsg.), *America, the Vietnam War and the World. Comparative and International Perspectives*, New York, London 2003, S. 43–63. Insgesamt ist festzustellen, dass die Forschung bisher die Bedeutung der globalen medialen Revolution für die Formulierung der Modernisierungstheorie und der Domino-Theorie übersehen hat.

Bis weit in die 1960er-Jahre hinein änderte sich dieser Kanon nur noch in Nuancen, kreiste im Grunde immer wieder um dieselben Ideen und Argumente, dominierte aber zunehmend das amerikanische Verständnis der Dekolonisierung. Gemäß dieser Theoretiker war der in den europäischen Kolonien aufkommende Drang zur Dekolonisierung das Resultat ein und desselben globalgeschichtlichen Vorganges: der Modernisierung unterentwickelter Gesellschaften.

Kerngedanke dieser Theorie(n) war die Vorstellung, dass alle Gesellschaften denselben sozioökonomischen Entwicklungsprozess durchliefen, der sich dekodieren und in verschiedene Phasen zergliedern ließ.²¹ Hier konzentrierte sich das Deutungs- und Orientierungswissen der Theorie. In der prominentesten Rostow'schen Variante bedeutete dies, dass Gesellschaften insgesamt fünf Transformationsstufen durchliefen, in deren Verlauf sich zunächst archaisch-statische Gesellschaftsstrukturen und geringe wirtschaftliche Produktionsraten zugunsten einer ökonomischen Risiko- und Investitionsbereitschaft und dynamischer Sozialstrukturen in einem parallel entstehenden nationalstaatlichen Rahmen auflösten. Darauf folgte die entscheidende Phase des »take-off into self-sustained growth«, in der sich der Aufbau von sozialen Überschüssen (*social overhead-capital*) beschleunigte und eine konstant hohe Investitionsquote von zehn Prozent des Bruttosozialprodukts (BSP) etablierte, die eine rasche Industrialisierungswelle lostrat und alle traditionalistischen Hindernisse gegenüber einem steten wirtschaftlichen Wachstum eliminierte, so dass sich in einem langen »drive to maturity« industrielle Sektoren diversifizieren und neue Technologien expandieren konnten.²² Nach dem »drive to maturity« schließlich erreichten Gesellschaften das höchste Stadium, das moderne »age of high mass consumption«.²³

Rostow und seine Kollegen von der »Charles River School«²⁴, wie Arthur Schlesinger die Gruppe der Modernisierungstheoretiker nannte, glaubten, dass die Modernisierung infolge der globalen Kommunikationsrevolution nun auch die europäischen Kolonien erreicht und die breiten Massen kolonialer Gesellschaften in Aufruhr versetzt hatte. In einem Positionspapier des CENIS mit dem aussagekräftigen Titel »An American Policy for the next Decade« stellten Millikan und Rostow fest:

»It has become a commonplace that we are in the midst of a great world revolution in the horizons and expectations of the world's peoples. For centuries the bulk of the world's population has been politically inert. [...] Within the past forty years [...] a phenomenal increase in the ease and effectiveness of communication have fundamentally altered the perspectives of hundreds of millions of people. [...] This revolution is rapidly exposing previously apathetic peoples to the possibility of change, is creating new aspirations for education, social improvement, and economic development, and is at the same time breaking down traditional institutions and culture patterns which have in the past constituted the cement holding society together.«²⁵

21 Grundlegend dazu *Gilman*, Mandarins. Obgleich man von unterschiedlichen Modernisierungstheorien sprechen kann, die in verschiedenen epistemischen Kontexten (Soziologie, Politikwissenschaft) entstanden, dementsprechend auch andere Schwerpunkte setzten, wiesen sie doch Gemeinsamkeiten auf, so dass im Folgenden von »der« Modernisierungstheorie die Rede sein wird, was auch dadurch gerechtfertigt ist, dass hier vor allem die Rostow'sche Theorie im Mittelpunkt steht. Zu den kanonischen Texten sind zu zählen: *Walt Rostow*, *The Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto*, Cambridge 1960; *Daniel Lerner*, *The Passing of Traditional Society*, Glencoe 1958; *Lucian Pye*, *Guerilla Communism in Malaya. Its Social and Political Meaning*, Princeton 1956.

22 Vgl. zur Bedeutung der Wirtschaftswissenschaften den Beitrag von *Daniel Speich* in diesem Band.

23 *Rostow*, *Stages*.

24 *Arthur Schlesinger, Jr.*, *A Thousand Days. John F. Kennedy in the White House*, Cambridge 1965, S. 511.

25 Max Millikan/Walt Rostow, *An American Policy for the Next Decade*, Rough Draft, April 1956, Max Franklin Millikan Papers, MC 188, Box 10, Ordner 284, Institute Archives and Special Collections, MIT Libraries, Cambridge, MA (im Folgenden: MITL).

Weil die Moderne, vermittelt durch die globale Kommunikationsrevolution, mit aller Gewalt in traditionelle koloniale Lebenswelten einbrach, entwickelte sich eine explosive Gefahrenlage. Die große Transformation, so die Gefahrenanalyse, destabilisierte koloniale Gesellschaften, indem sie traditionelle Wertvorstellungen und Verhaltensweisen auflöste und neue Erwartungen befeuerte.

Gleichzeitig konnten die steigenden Enttäuschungen kolonialer Gesellschaften über das Ausbleiben der Modernisierung zu Radikalisierungsprozessen führen und eine anti-koloniale Gewaltbereitschaft erhöhen. Dies konnte potenziell kommunistischen Umsturzversuchen den Weg ebnen:

»This fluidity presents us [...] with a great danger [...]. The danger is that the forces of instability and disintegration will get out of hand, that increasing numbers of people will become convinced that their new aspirations can be met only through violent change [...]. The danger is greatly enhanced by the existence of a philosophy – communism –, which gives this course intellectual appeal.«²⁶

Auf diese Herausforderung, kritisierten Millikan und Rostow, waren die USA nicht vorbereitet. Im Gegenteil: während die Sowjetunion und China eine globale Entwicklungsoffensive lanciert hatten, die ihnen bereits Vorteile im globalen Nullsummenspiel verschafft hatte, galt für die USA, dass sie in der Dritten Welt als eine »power at best neurotic and at worst aggressive« betrachtet wurden, »no longer identified [...] with the aspirations of people for social and economic improvement or with their Utopian image of a society designed to satisfy those aspirations«.²⁷

Das zu lösende weltpolitische Dilemma bestand nun darin, auf jene Aspirationen im Grunde nur mit der Beseitigung des Kolonialismus reagieren zu können, andererseits aber weder die europäischen Verbündeten Frankreich und Großbritannien brüskieren, noch Einwirkungsmöglichkeiten auf die Dritte Welt aufgeben zu dürfen. Nach Ansicht der beiden CENIS-Experten konnte nur eine amerikanische modernisierende Transformationspolitik diesen gordischen Knoten lösen – und hier kam das Handlungswissen der Modernisierungstheorie zum Tragen.²⁸ Schon 1954 sprach sich Rostow für eine »partnership for growth«²⁹ zwischen den westlichen Industrieländern und der Dritten Welt aus und stellte damit neue Nord-Süd-Beziehungen in Aussicht. 1958 entwickelte er sogar die Idee

26 Ebd. Dieser Glaube drückt sich auch in Rostows Formulierung aus, wonach Kommunisten die »scavengers of the modernization process« seien. *Walt W. Rostow, Guerilla Warfare in the Underdeveloped Areas. Address made to the U. S. Army Special Warfare School, Fort Bragg, June 28, 1961*, in: *Department of State Bulletin (DOSB) 45*, 7. August 1961, S. 233–237, hier: S. 234.

27 *Walt Rostow/Max Millikan, A Proposal. Key to an Effective Foreign Policy*, New York 1957, S. 146 und S. 6. Zu betonen ist, dass die Modernisierungstheorie nicht im luftleeren akademischen Raum formuliert wurde, sondern auf reale Aspirationen reagierte – das Ideologieparadigma à la Latham hat den Blick darauf etwas verstellt. Vgl. zu den steigenden Erwartungen *Frederick Cooper/Randall Packard, Introduction*, in: *dies. (Hrsg.), International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge*, Los Angeles 1997, S. 1–44. Cooper und Packard argumentieren – so auch der Konsens – dass die kolonialen Entwicklungsinitiativen der 1940er-Jahre in kolonialen Gesellschaften neue Erwartungshaltungen erzeugten, die neben neuen Forderungen nach höheren Löhnen und besseren Lebensbedingungen auch zu Forderungen nach Unabhängigkeit führten. Rostow und Millikan beobachteten dies also richtig, zwangen ihre Beobachtungen aber in ein weiterreichendes theoretisches Korsett.

28 Rostow: »our objective should be to move the residual colonial areas towards independence in stages sufficiently rapid to mitigate the inevitable frictions and, especially, to forestall the do-or-die crises in colonial areas which have proved so costly to the Free World in the postwar decade«. *Walt Rostow, The Agenda for 1957*, 1957, *Max Franklin Millikan Papers*, MC 188, Box 10, Ordner 279, MITL.

29 *Pearce, Rostow*, S. 57.

eines internationalen Entwicklungsjahres, dessen übergreifendes Ziel es sein sollte, »to make the economic development effort a central part of the life of the Free World, [...] creating a visible and persuasive alternative to colonialism as the mode of relationship between the more developed and less developed countries.«³⁰ Hinzu kam der Glaube, dass unterentwickelte Gesellschaften durch die Schaffung stabiler Nationalstaaten gegen kommunistische Machtergreifungen immunisiert werden könnten.

Eine modernisierende Transformationspolitik eröffnete die Möglichkeit, den mit der Dekolonisierung einhergehenden westlichen Kontrollverlust durch die Etablierung postkolonialer Steuerungsmechanismen auszugleichen. Das CENIS strebte deshalb danach, durch die Auferlegung westlicher Wissenssysteme alle Bereiche des gesellschaftlichen Zusammenlebens in unterentwickelten Ländern zu regulieren.³¹ Es ging dementsprechend prinzipiell auch nicht mehr um kleine dörfliche Entwicklungsprojekte, sondern um die Ordnung aller wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklungsprozesse und damit um die informelle Kontrolle ganzer postkolonialer Bevölkerungen. Transformationspolitik hieß, unterentwickelte Gesellschaften mit Hilfe eines ganzen Bündels aufeinander abgestimmter sozioökonomischer Maßnahmen zu verwandeln: durch institutionelle Anpassungen, Industrialisierungsprojekte und »moderne« Normen wie Unternehmergeist, Führungsstärke, Risikobereitschaft. Modernes Verhalten sollte unter westlicher Anleitung eingeübt werden, ein umfangreicher Wissenstransfer stattfinden. Vor den Absolventen der *U. S. Army Special Warfare School* in Fort Bragg, North Carolina, strich Walt Rostow 1961 diesen Totalitätsanspruch deutlich heraus: »I salute you as I would a group of doctors, teachers, economic planners, agricultural experts, civil servants, or those others who are now leading the way in the whole southern half of the globe in fashioning new nations and societies.«³² Zugespielt formulierte: Transformationspolitik bedingte und beinhaltete die Schaffung postkolonialer Wissensgesellschaften. Zusätzlich zu diesen (trans-)nationalen Trägern moderner Praktiken mussten daher die Wissenschaften in unterentwickelten Ländern aufgewertet werden, technische Fortschritte effektiver genutzt und erzeugt werden. Mit Blick auf die Dritte Welt stellten Millikan und Rostow fest: »While science today [...] can produce almost anything that society requests, no one of these developments is being pursued with a vigor approaching its importance to society.«³³

Notwendig war außerdem die Mobilisierung von Kapital. Unterentwickelte Länder brauchten eine kräftige finanzielle Anschubhilfe, in den Worten Paul Rosenstein-Rodans einen »big push«: massive Kapitalinjektionen, die allmählich durch unterentwickelte Gesellschaften diffundierten, den Aufbau von komplementären Industrien ermöglichten und so langfristig zur Entstehung prosperierender Volkswirtschaften führen würden.³⁴ Das setzte, wie die Experten durchweg betonten, vor allem die Erhöhung der westlichen, primär der amerikanischen, Entwicklungshilfe voraus, welche sich zudem als ein weiterer wirkungsvoller Hebel politischen Einflusses erweisen würde.³⁵

30 Walt Rostow, *Agenda for Economic Foreign Policy 1958–59*, 1958, Max Franklin Millikan Papers, MC 188, Box 10, Ordner 278, MITL.

31 Der Modernisierungstheorie ging es immer um die Totalität von Gesellschaften. Walt Rostow z. B. interessierte vor allem »the broader problem of relating economic to social and political forces, in the workings of whole societies«. Walt Rostow, *Stages*, Vorwort.

32 Walt Rostow, *Guerilla Warfare in the Underdeveloped Areas*, in: DOSB 45, 7. August 1961, S. 233–237, hier: S. 237.

33 Walt Rostow/Max Millikan, *Notes on Foreign Economic Policy*, in: *Christopher Simpson*, *Universities and Empire*, S. 39–56, hier: S. 50.

34 Paul Rosenstein-Rodan, *Problems of Industrialisation of Eastern and South Eastern Europe*, in: *The Economic Journal* 53, Nr. 210/211, Jun. – Sept. 1943, S. 202–211.

35 Vgl. Jeffrey Taffet, *Foreign Aid as Foreign Policy. The Alliance for Progress in Latin America*, New York 2007.

Alle diese disparaten Elemente sollte der nationale Wirtschaftsplan zusammenführen und organisieren. Planung war die *conditio sine qua non* der Modernisierung. Sie regelte die Allokation der Hilfgelder, definierte Entwicklungsziele, fügte die Puzzlestücke einzelner Projekte zu einem nationalen Gesamtpanorama zusammen. Planung konnte Synergieeffekte schaffen und verhindern, dass Kapital ineffizient versickerte.³⁶ Im CENIS erwartete man außerdem, dass nationale Pläne ein nützliches Instrument zum *nation building* waren, weil sie Gesellschaften eine Plattform boten, sich über ihre nationalen Ziele zu verständigen. Nicht unbedeutend war in diesem Kontext auch die Hoffnung, dass Planungsdiskussionen die schwer kalkulierbare emotionale Irrationalität der Dekolonisierung in eine Hoheit der Rationalität überführen würden. Pläne würden Wahlchancen sichtbar machen, rationale Entscheidungen für diese und gegen jene Projekte erzwingen und würden so zu einer Versachlichung nationaler Richtungsdiskussionen beitragen.³⁷

Dies alles machte nicht nur westliches Expertenwissen notwendig, sondern lief in letzter Instanz auch darauf hinaus, dass sich westliche Supervisionskompetenzen reservieren ließen, weil der Gewährung von Entwicklungshilfe die Prüfung der Entwicklungspläne vorausgehen sollte: »The purpose of review by an agency outside the country is [...] to insure the program's internal self-consistency, to make certain that all relevant issues have been faced, and, where the program rests strictly on economic or technical relations, to see that they have been correctly applied.«³⁸

Insgesamt schufen Rostow und Millikan somit einen Wissensbestand, der die Dekolonisierung erläuterte, Orientierung hinsichtlich ihrer Gefahren vermittelte und US-amerikanische Handlungsoptionen entwarf. Darüber hinaus benannten sie einen ganzen Katalog an Maßnahmen, mit denen unterentwickelte Gesellschaften modernisiert werden konnten. Entscheidend für die Suggestivkraft der Modernisierungstheorie war außerdem, dass sie sich durch Attribute wie Sachlichkeit, Machbarkeit, Rationalität oder Objektivität auszeichnete. Dabei hatte die Theorie gleich eine zweifache Pointe, denn sie machte die Dritte Welt verstehbar, indem sie westliche Erfahrungswerte projizierte, und zeichnete sich dementsprechend durch einen profunden Mangel an Wissen über die lokalen und regionalen Bedingungen postkolonialer Gesellschaften aus.³⁹ Dass moderne Gesellschaften am wissenschaftlichen Reißbrett entworfen werden konnten, bezweifelten die Theoretiker des CENIS indes nicht, und so war der kategorische Imperativ der amerikanischen Transformationspolitik folglich: »Modern societies must be built, and we are prepared to help build them.«⁴⁰

II. WISSEN ALS WEICHE MACHT

Prinzipiell konnten die Wissensbestände der Modernisierungsforscher auf dreifache Weise den Kurs der Dekolonisierung bestimmen. Erstens konnte die Theorie als ideeller Referenzrahmen für die politischen und ökonomischen Richtungsentscheidungen postkolonialer Staaten dienen, ohne dass westliche Experten, Diplomaten oder Politiker in jene Entscheidungen direkt involviert wären. Das setzte visionäre Überzeugungskraft und einen

36 Rostow/Millikan, A Proposal, S. 70.

37 Ebd.

38 Ebd. Vgl. für diese Vorgehensweise in der europäischen Entwicklungshilfe den Beitrag von Véronique Dimier in diesem Band.

39 Walt Rostow berichtete nach einer Lateinamerikareise einmal, er wisse nun, wie man Lateinamerikaner verstehe, »you begin by understanding that in the first place they are Asians«. Halberstam, *The Best and the Brightest*, S. 159. Zum Problem westlicher Konstruktionsweisen des Fremden vgl. Edward Said, *Orientalism*, London 1978.

40 Rostow, *Guerilla Warfare*, S. 236.

gewissen globalen Bekanntheitsgrad voraus. Zweitens konnten amerikanische Theoretiker in transnationalen Konstellationen ihre Expertise vor Ort zur Verfügung stellen; drittens konnte sie zur operationalen Grundlage einer US-amerikanischen Transformationspolitik werden.

Zunächst schienen die Bedingungen vor allem für Letzteres günstig. Seit Ende der 1940er-Jahre hatten Ministerien wie das Pentagon unter dem Druck des Ost-West Konfliktes und in Erwartung wissenschaftlicher Lösungen ihre Forschungsförderung für amerikanische Universitäten stark erhöht.⁴¹ Auf diese Weise war nicht nur ein militärisch-akademisch-industrieller Komplex entstanden, sondern die Universitäten waren als Wissensproduzenten erheblich aufgewertet worden. Ihnen traute man nun neben (waffen-) technischen Neuentwicklungen auch die Formulierung weltpolitischer Problemlösungsstrategien zu – und sie traten zunehmend mit diesem Anspruch an.

Das 1951 unter Federführung von Max Millikan, einem Ökonomen und vormaligen stellvertretenden CIA-Direktor, gegründete CENIS war ein Kind jenes neuen Zeitgeistes. Ursprünglich aus einer für die Truman-Regierung durchgeführten MIT-Studie über die politische und psychologische Kriegführung gegen die Sowjetunion hervorgegangen (»Project Troy«) und neben Projekt bezogenen Forschungsgeldern der Ford-, Carnegie- und Rockefeller-Stiftungen größtenteils von der CIA finanziert, wandelte sich das CENIS unter der Führung Millikans rasch zu einer einflussreichen Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Politik. Millikan verstand es, so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Paul Rosenstein-Rodan, Lucian Pye, Daniel Lerner, Ithiel de Sola Pool und Walt Rostow zusammenzubringen und von ihnen außenpolitische Analysen einzufordern – zunächst vor allem zum kommunistischen Machtblock, zunehmend aber auch über die sozioökonomische Entwicklung postkolonialer Gesellschaften.⁴² Von Beginn an war die Agenda des CENIS darauf ausgelegt, zwischen Wissenschaft und Außenpolitik zu übersetzen, d. h. »to present notions in ways which working politicians could recognize as potentially realistic.«⁴³

Dabei verfolgte das CENIS eine dreifache komplementäre Strategie der Einflussnahme. Einerseits versuchte es in akademischen und politischen Elitennetzwerken außenpolitische, verstärkt auch modernisierungstheoretische Ideen in Umlauf zu bringen. Als dieser Ansatz an seine Grenzen stieß, suchten die Experten vermehrt die Öffentlichkeit, um Konzepte und Maßnahmen auf die außenpolitische Agenda zu setzen. Zugleich bemühte sich das CENIS um eine internationale Popularisierung der Modernisierungstheorie.

41 Vgl. *Corinna R. Unger*, *Cold War Science. Wissenschaft, Politik und Ideologie im Kalten Krieg*, in: *NPL* 51, 2006, H. 1, S. 49–68; *Simpson*, *Universities and Empire*; *Noam Chomsky*, *The Cold War and the University. Toward an Intellectual History of the Postwar Years*, New York 1997; *Stuart Leslie*, *The Cold War and American Science. The Military-Industrial-Complex at MIT and Stanford*, New York 1993.

42 Erste Forschungsprojekte zur sozio-ökonomischen Entwicklung Indiens und Indonesiens liefen bereits 1952 an, der Schwerpunkt lag jedoch zunächst deutlich auf der Kommunismusforschung. Rostow etwa erstellte zunächst Studien über die sowjetische Gesellschaft und China. Vgl. *Rostow*, *The Dynamics of Soviet Society*, New York 1954; *ders.*, *The Prospects for Communist China*, New York 1954.

43 *Walt Rostow*, *Eisenhower, Kennedy, and Foreign Aid*, Austin 1985, S. 202. Project Troy untersucht *Allan A. Needell*, »Truth Is Our Weapon«. Project Troy, Political Warfare, and Government-Academic Relations in the National Security State, in: *Diplomatic History* 17, 1993, S. 399–420. Das CENIS beschreibt *Blackmer*, *The Center*; vgl. auch *Thomas Bender/Carl Schorske* (Hrsg.), *American Academic Culture in Transformation*, Princeton 1997; *Ron Robin*, *The Making of the Cold War Enemy. Culture and Politics in the Military-Intellectual Complex*, Princeton 2001. Das CENIS verlor in den 1960er-Jahren, als die Verbindung zur CIA publik wurde, Rostow seine Regierungskarriere 1969 beendete und Millikan im selben Jahr starb, an Bedeutung, existiert aber bis heute.

Durchweg versuchten die Experten dabei ihr Wissen als Ressource der amerikanischen *soft power* zu konzipieren, d. h. die Attraktivität modernisierungstheoretischer Wissensbestände für Regierungen der Dritten Welt zu erhöhen – und damit die allgemeine Anziehungskraft Amerikas zu steigern.⁴⁴

Netzwerke

Zunächst schien der Weg über Netzwerke Erfolg zu versprechen. Dem CENIS kam dabei entgegen, dass sich die Eisenhower-Regierung im Frühjahr 1954, beunruhigt durch die Dekolonisierungskrise in Indochina sowie die einsetzende sowjetische Wirtschaftsoffensive, entschloss, ihre Entwicklungspolitik einer grundlegenden Revision zu unterziehen.⁴⁵ Sie lud daher zu einer informellen Konferenz ins Princeton Inn in New Jersey ein, an der neben Regierungsvertretern auch Gewerkschafter und Wissenschaftler des CENIS teilnahmen.⁴⁶ An zwei Tagen wurden Optionen verhandelt und Probleme erörtert, wobei Rostow und Millikan damit beauftragt waren, allgemeine Schlussfolgerungen festzuhalten. Noch am Abend des ersten Konferenztages schrieben sie ein Positionspapier zusammen, das sich nicht mit kleineren Korrekturvorschlägen begnügte, sondern die gesamte amerikanische Entwicklungspolitik auf eine neue Grundlage stellen wollte: »Notes on Foreign Economic Policy«.⁴⁷ Da Rostows und Millikans Bemerkungen in Princeton auf große Resonanz stießen, betonten sie auch in einem Zwischenbericht an CIA-Direktor Allen Dulles, der die Tagung hatte vorzeitig verlassen müssen, nochmals die Dringlichkeit eines ambitionierten Entwicklungshilfeprogramms: »Our feeling is that the situation in Asia represents not only an urgent need to launch something like this, but also an opportunity to launch it« und deklarierten den dafür erforderlichen Weitblick für sich: »If we do this, however, we should be prepared from the beginning with the larger perspective and larger plans roughly sketched out in this document.«⁴⁸ Bis Juli arbeiteten beide einen vollständigen Bericht aus, den sie Ende des Monats schließlich an Eisenhower schickten – mitsamt einer fertig ausformulierten Rede im Anhang, falls sich Eisenhower entschließen sollte, die Expertenempfehlungen sofort in die Tat umzusetzen.⁴⁹

Die Princeton Inn-Konferenz war in diesem Sinne ein erstes Sprungbrett für eine entwicklungspolitische Profilierung des CENIS. Sie war aber noch aus einem anderen Grund wichtig, denn sie brachte erstmals die Dringlichkeit einer amerikanischen Vision für die Dritte Welt zur Sprache. Jerome Wiesner vom MIT brachte das Problem auf den Punkt: »Unfortunately, we have not found the flame for the torch. That is, we don't have the overt ideological philosophy that we can tell to the natives. [...] [W]e do not have a positive goal which you can talk about, which you can describe how to achieve, etc., in the same sense that the Russians do.«⁵⁰ Damit war ein Desiderat formuliert, welches das CENIS in den folgenden Jahren einzulösen versuchte, namentlich praktisches Modernisierungswissen zu entwerfen und ihm gleichzeitig visionäre Attraktivität zu verleihen – Wissen als weiche Macht einzusetzen. Tatsächlich erklärte sich aus dieser Verschränkung

44 Die Rolle der Modernisierungstheorie als Quelle von *soft power* (von Nye definiert als die »ability to attract«) ist selten beachtet worden, für ein Verständnis der amerikanischen Hegemonie des Wissens aber unerlässlich. Vgl. *Joseph Nye, Soft Power. The Means to Success in World Politics*, New York 2004.

45 Zu den Aktivitäten der Sowjetunion vgl. den Beitrag von *Andreas Hilger* in diesem Band.

46 Die Konferenz wurde von C. D. Jackson, ehemals spezieller Berater Eisenhowers, koordiniert und widmete sich formell einem »world economic plan«, griff darüber aber weit hinaus.

47 Millikan/Rostow, Notes.

48 Ebd., S. 40.

49 *Pearce*, Rostow, S. 51.

50 *Mark Haefele*, Walt Rostow's Stages of Economic Growth. Ideas and Action, in: *Engerman, Staging Growth*, S. 81–106.

von Wissen und Vision die spätere nationale und internationale Wirkungsmacht der Modernisierungstheorie.

Allerdings standen den wissenschaftlichen Erneuerern zunächst mehrere unüberwindbare Barrieren im Weg. Vor allem der fiskalische Konservatismus Eisenhowers verhinderte eine signifikante Ausweitung der amerikanischen Entwicklungshilfe, aber auch die republikanische Abneigung gegenüber sozialistisch anmutenden sozioökonomischen Planungsstrategien sowie ein zögerlicher Kongress erwiesen sich als Hemmnisse.⁵¹ So hielt die Regierung bei aller ursprünglichen Revisionsbereitschaft dann doch lieber an ihren diplomatischen Grundsätzen des *trade not aid* und der bilateralen Militärpakte fest.

Gleichwohl versuchte das CENIS zwischen 1955 und 1960 auf der politischen Hinterbühne informeller außenpolitischer Elitennetzwerke weiterhin modernisierungstheoretische Ideen zu platzieren. An einer prominent besetzten Konferenz in Dedham, die dem Exzeptionalismus der USA auf den Grund gehen wollte, nahm das CENIS ebenso teil wie an einem Forschungsprojekt des einflussreichen *Council on Foreign Relations* zu den »Problems of Government in Newly Independent Countries«.⁵² Konsens war hier, dass man zur ökonomischen Rostow-These der wirtschaftlichen Stadien nun auch eine »complementary thesis on political growth« brauche.⁵³ Zwar brachte die Forschungsgruppe außer exzessiven Kategorisierungsversuchen keine handlungsleitenden Ergebnisse hervor – nach mehrmonatigen, teilweise chaotisch verlaufenden Diskussionen konnten sich die Teilnehmer mit Mühe auf eine Typologie von sechs Entwicklungsphasen einigen und 14 allgemeine Probleme identifizieren –, zeigte aber an, dass das CENIS sich mittlerweile als Thinktank für die Probleme der Dekolonisierung etabliert hatte.⁵⁴

Amerikanische Öffentlichkeit

Schon Mitte der 1950er-Jahre ging das CENIS mit Millikan und Rostow an der Spitze außerdem dazu über, öffentlich auf eine neue amerikanische Transformationspolitik zu drängen. Die Experten aus Cambridge, beschrieb Walt Rostow treffend im Rückblick, begannen eine regelrechte »propaganda activity«, bestehend aus »books, articles, and letters to assorted editors; speeches and symposia; appearances before congressional committees, etc.«.⁵⁵ Eine erweiterte Grundsatzschrift mit dem Titel »A Proposal« zirkulierten Millikan und Rostow bereits 1956 informell im Kongress.⁵⁶ 1957 publizierten sie »A Proposal« mit dem aussagekräftigen Untertitel »Key to an Effective Foreign Policy«⁵⁷, nur um ein Jahr später in der renommierten *Foreign Affairs* vehement zu fordern: »Foreign Aid: Next

51 Frey, Dekolonisierung, S. 252.

52 Vgl. zur Deham-Konferenz den Tagungsband, *Elting E. Morison* (Hrsg.), *The American Style. Essays in Value and Performance*, New York 1958. Das Projekt des *Council on Foreign Relations* wurde zwischen Herbst 1959 und Sommer 1960 durchgeführt, Teilnehmer waren u. a. Lucian Pye, Daniel Lerner, Max Millikan und Henry Kissinger. Vgl. »Council on Foreign relations: Problems of Government in Newly Independent Countries, 1959–1960«, Max Franklin Millikan Papers, MC 188, Box 5, Ordner 141, MITL.

53 Ebd.

54 Die sechs Phasen waren »1) independence, 2) institutionalization, 3) administration, 4) disequilibrium, 5) reconstitution, 6) stabilization«. Die Gruppe einigte sich auf die Problemfelder »1) multiple revolutions, 2) impact of history/traditions, 3) copying the west, 4) ideology, 5) social breakdown, 6) no institutionalized procedures, 7) single leaders, 8) new generations, 9) metropolitics, 10) mixed-economies: priorities, 11) management: civilians or colonels? 12) opposition, 13) symbols, 14) communication«, ebd.

55 Rostow, Eisenhower, S. 202 f.

56 Vgl. Report Bids U. S. Alter Aid Policy. New Approach to Economic Help Is Urged to Check Red Inroads Abroad, in: *New York Times* vom 20. Mai 1956.

57 Vgl. John K. Galbraiths Rezension *Galbraith*, For Foreign Aid in a New Packaging, in: *New York Times* vom 13. Januar 1957.

Phase«.⁵⁸ Zu ihren rhetorischen Strategien gehörte es dabei, eine amerikanische modernisierende Transformationspolitik als Teil der zivilisierenden Mission Amerikas zu porträtieren, wonach die USA Gefahr liefen, ohne die neue Herausforderung einer engagierten Entwicklungspolitik ihren »sense of world mission«⁵⁹ zu verlieren.

Aufmerksamen Zuhörern und Lesern mochten die zahllosen Reden und Publikationen gelegentlich wie die Wiederkehr des ewig Gleichen erscheinen, aber die Verwissenschaftlichungskampagne erzeugte bald den Eindruck in Washington, dass das CENIS eine unerlässliche Ressource objektiven Wissens in Hinsicht auf die Veränderungsprozesse der Dritten Welt darstellte. Zwischen 1956 und 1959 erschienen Millikan und Rostow mehrfach vor verschiedenen Kongressausschüssen in Washington, um als Sachverständige zu erläutern, welche Gefahren und außenpolitischen Handlungsnotwendigkeiten sich den USA in der Dritten Welt auftraten.

Das verfehlte auch nicht seinen Eindruck auf John F. Kennedy, der sich ab 1957 bemühte, eine Zusammenarbeit mit dem CENIS herzustellen. Um diese Zeit war Kennedy noch ein aufstrebender Senator, der sich bereits für den Präsidentschaftswahlkampf 1960 als antikolonialer Vorkämpfer und Warner vor kommunistischen Expansionsbestrebungen in der Dritten Welt zu positionieren begann. Die Wissensbestände des CENIS waren für ihn außerordentlich attraktiv, weil sie seinen außenpolitischen Gesetzesinitiativen und Grundsatzreden die Aura wissenschaftlicher Objektivität verliehen. Für das CENIS wiederum öffnete sich ein weiterer Zugang zur Macht, über den sich im Idealfall die nationale Agenda formen ließ und die Exekutive unter Handlungszwang gesetzt werden konnte.

Vor allem Rostow nutzte nun den neuen Kontakt zu Kennedy. Während sich Millikan auf gelegentliche Stellungnahmen und Gutachten für Kennedy beschränkte, es dabei aber nie an Ermahnungen mangeln ließ, »that an American [foreign aid] initiative which goes well beyond the [Eisenhower] Administration's present position is exceedingly critical this year«⁶⁰, verfasste Rostow neben den angeforderten Memoranda in den folgenden Monaten noch verschiedene Reden für Kennedy, in die er programmatische modernisierungstheoretische Ideen einfügte. 1958 schrieb er Kennedy unter anderem ins Skript, dass Indien schon die Wendemarke des ökonomischen Take-off (»the point of economic take-off«) passiert habe. Auch die wichtigste Kennedy-Rede, die »economic gap«-Rede vom Februar 1959, stammte aus der Feder Rostows. Darin ließ er Kennedy u. a. sagen: »China and India are roughly comparable in their historic stages of economic growth«, der Take-off tauchte ebenfalls wieder auf.⁶¹ Rostow wirkte damit nicht nur unmittelbar auf den politischen Diskurs ein, sondern legte auf diese Weise auch den Grundstein für seine spätere Regierungskarriere, woran neben dem Erfolg seiner »Stages of Economic Growth« (s. u.) auch seine unmittelbare Wahlkampfhilfe einen Anteil hatte. Von Rostow stammten immerhin zwei der wichtigsten Slogans Kennedys: »Let's Get This Country Moving Again« und die »New Frontier«.⁶² 1960 liefen daher die Verbindungsfäden zwischen Kennedy und dem CENIS nicht mehr über Millikan, sondern über Rostow.⁶³

58 Max Millikan/Walt Rostow, Foreign Aid. Next Phase, in: Foreign Affairs 36, 1957/58, S. 418–436.

59 Millikan/Rostow, A Proposal, S. 131.

60 Millikan an Kennedy, ohne Titel, 6. Februar 1959, The Personal Papers of Max Millikan, Box 1, John F. Kennedy Presidential Library, Boston, MA, USA (im Folgenden: JFKL).

61 Vgl. John F. Kennedy, The Choice in Asia – Democratic Development in India, March 25, 1958, in: A Compilation of Statements and Speeches Made During His Service in the United States Senate and House of Representatives, Washington D.C., 1964, S. 591–608; ders. The Economic Gap, February 19, 1959, ebd., S. 789–798, hier: S. 791.

62 Halberstam, The Best and the Brightest, S. 157.

63 Vgl. etwa Kennedy an Rostow, ohne Titel, 16. November 1960, The Personal Papers of Max Millikan, Box 1, Nov. 16, 1960, JFKL: »I wonder if you could talk to Max Millikan and give me some idea how India's financial crisis would be in the winter of '61 [...].« Millikan wurde 1961 außerdem Mitglied der von Kennedy eingesetzten vorbereitenden »Task Force on Foreign Aid«.

Internationalisierung

Über diese Aktivitäten hinaus versuchte das CENIS, durch die Popularisierung der Modernisierungstheorie auch internationale Entwicklungsdiskurse zu bestimmen. Experten des CENIS waren ab Mitte der 1950er-Jahre in verschiedenen Entwicklungsprojekten in Indien involviert, 1958 ermöglichten Gelder der *Carnegie Foundation* ein Forschungsprojekt über Afrika.⁶⁴

Eine weitere Gelegenheit zur Wissenspopularisierung ergab sich unter anderem 1957, als das State Department das CENIS beauftragte, für die 1958 in Brüssel stattfindende Weltausstellung Teile der im amerikanischen Pavillon zu zeigenden Ausstellungen zu konzipieren. Walt Rostow übernahm in diesem Zusammenhang die Planungen für eine Sektion mit dem Titel »American Idealism in Action«. Amerikanischer Idealismus, das hieß für Rostow natürlich: tatkräftiger Einsatz für die Modernisierung. Dementsprechend entwickelte er mit seiner Gruppe das kühne Narrativ, dass die USA über ein besonderes Verständnis für die Probleme und Erfordernisse der unterentwickelten Länder verfügten, weil sie sich selber noch partiell im Prozess der Modernisierung befänden, in dem sich der noch unterentwickelte Süden der USA erst allmählich an den Entwicklungsstand des Nordens annäherte.⁶⁵ In einem Kunstgriff sollten so zwei grundlegende Dilemmata der USA gelöst werden: Die Rassentrennung, welche sich verheerend auf das amerikanische Ansehen in der Dritten Welt auswirkte, erschien nun als Merkmal einer archaischen traditionellen Gesellschaft, das sich mit der fortschreitenden Modernisierung von alleine auflösen würde. Darüber hinaus stellte die Sektion die USA als ein Land dar, das die Aspirationen der Dritten Welt wie kein anderes verstehen konnte, weil es in vergleichbare Umbruchprozesse eingebunden war. Allerdings wurde die Sektion auf Intervention mehrerer südstaatlicher Senatoren hin im Laufe des Jahres 1958 zurückgezogen und durch eine Ausstellung über das amerikanische Gesundheitssystem ersetzt.⁶⁶

So gelang der internationale Durchbruch der Modernisierungstheorie 1959/1960 nicht auf kulturdiplomatischen Umwegen, sondern in Form einer wissenschaftlichen Publikation: Walt Rostows »Stages of Economic Growth«. Mit diesem schmalen Bändchen löste Rostow ein, was auf der Princeton Inn-Konferenz von 1954 allgemein als dringliche Aufgabe angesehen worden war, namentlich eine amerikanische Vision der Moderne, ein Versprechen für die Dritte Welt zu formulieren, das freilich nicht reine Ideologie sein durfte, sondern sich durch wissenschaftliche Objektivität auszeichnen musste. Schon Titel und Untertitel kündigten diese Verbindung an. Wenn der Titel eine wirtschaftshistorische Abhandlung vermuten ließ, so hob der Untertitel das visionäre Moment hervor, handelte es sich doch um ein »Non-Communist Manifesto«. Im Grunde enthielt dieses Manifest der

64 Zu Indien vgl. *David Engerman*, West Meets East. The Center for International Studies and Indian Economic Development, in: *Engerman*, S. 199–224; zu den Afrika-Studien vgl. M. I. T. To Study Africa. Carnegie Grant Backs 3-Year Survey of Development, in: *New York Times* vom 30.11.1958. Die Studie fand unter der Leitung des Afrikanisten Arnold Rivkins statt und konzentrierte sich auf Nigeria und den Kongo. Vgl. *Blackmer*, Center, S. 150.

65 Hintergrund war eine Obsession amerikanischer Wissenschaftler und Politiker mit dem amerikanischen Ansehen im Ausland, vor allem in der entstehenden Dritten Welt. Vgl. *Mary L. Dudziack*, Cold War Civil Rights. Race and the Image of American Democracy, Princeton 2000; *Jessica Gienow-Hecht*, Shame on US? Academics, Cultural Transfer, and the Cold War – A Critical Review, in: *Diplomatic History* 24, 2000, S. 465–494. Eine zeitgenössische Sicht findet sich bei *Franz M. Joseph/Raymond Aron* (Hrsg.), As Others See Us. The United States through Foreign Eyes, Princeton 1959.

66 Vgl. *Gilman*, Mandarins, S. 209–214; *Robert H. Haddow*, Pavilions of Plenty. Exhibiting American Culture Abroad in the 1950s, Washington 1997, S. 93–111; *Michael Krenn*, »Unfinished Business«. Segregation and U. S. Diplomacy at the 1958 World's Fair, in: *Diplomatic History* 20, 1996, S. 591–612.

Wissenschaftlichkeit substanziell wenig Neues, war eher die Synthese langjähriger Reden und Studien. Neu waren immerhin die Unterscheidung zwischen fünf Phasen der Modernisierung – vorher waren es drei – und Rostows Begrifflichkeiten.⁶⁷ Rostow stellte damit ein weiteres Mal sein rhetorisches Talent als Übersetzer zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit unter Beweis, der Metaphern zu kreieren vermochte, die jeder leicht verstand und mit Phantasie ausmalen konnte. Ideen wie »the take-off into self-sustained growth«, »the drive to maturity« und »the age of high-mass consumption« – so die Titel der Modernisierungsphasen drei bis fünf – öffneten einen Sehnsuchtsraum, in dem kunstvoll rationales Wissen mit einer Vision des Fortschritts verwoben war und der in den folgenden Jahren die Imagination nachkolonialer Gesellschaften bestimmen sollte. Nicht unbedeutend war auch der Umstand, dass das Buch eine ungewöhnliche Form der Wissenspräsentation wählte, indem es nicht mit einer Einleitung, sondern mit einer Zusammenfassung begann.

In Anbetracht des programmatischen Untertitels machte das Buch rasch internationale Karriere. Die *Prawda* betrachtete es als so bedeutend, dass sie mit einem Verriss reagierte, die *New York Times* befand, dass es »one of the most influential economic books of the twentieth century«⁶⁸ werden würde, weltweite Anfragen für Übersetzungen gingen am CENIS ein. Sogar die *United States Information Agency* (USIA) nahm es in ihr Buchprogramm auf.⁶⁹ Rostow selber glaubte,

»that even THE ECONOMIST summary seems to have stirred men in Asia, the Middle East, Africa, and Latin America to seek to relate their problems to the stages of growth scheme [...]. I conclude not that they represent some transcendent truth; but there was a real hunger in the world, judging by the extent of correspondence, for someone to produce a non-Marxist vision of where those countries are, where they have come from, and where they may be going«.⁷⁰

Innerhalb kürzester Zeit wurden die »Stages of Economic Growth« zum Fluchtpunkt aller internationalen Entwicklungs- und Modernisierungsdiskussionen und Walt Rostow zum autoritativen Vordenker der Modernisierung.⁷¹

Rostows internationaler Ruhm stand beispielhaft für den gestiegenen Stellenwert des CENIS. Gegen Ende der 1950er-Jahre hatte sich das CENIS global als führende modernisierungstheoretische Denkfabrik positioniert. Der Take-off war zu einem international gehandelten Begriff geworden, diente immer öfter als ideelle Leitvorstellung nationaler Entwicklungsmaßnahmen.⁷² Im nationalen amerikanischen Kontext scheiterten zwar alle

67 Rostow äußerte erstmals 1953 die Idee, dass wirtschaftliche Wachstumsprozesse in verschiedene Phasen unterteilt werden könnten. 1956 formulierte er ein explizites Drei-Phasen-Modell, das die Phase der preconditions, den Take-off und die Phase des *self-sustained growth* umfasste (dasselbe Modell findet sich in »A Proposal«). In den »Stages of Economic Growth« wurden dann fünf Stadien beschrieben. Am Gesamtbild des Wachstumsprozesses änderte sich wenig, begrifflich neu waren das erste und das letzte Stadium, das vierte Stadium erhielt einen neuen Namen – »the drive to maturity«. Vgl. *Walt Rostow, The Process of Economic Growth*, Oxford 1953; *ders.*, The Take-Off Into Sustained Growth, in: *The Economic Journal* 66, 1956, S. 25–48; *ders.*, Stages.

68 *Harry Schwartz, Nations Have Their Phases*, in: *New York Times* vom 8. Mai 1960.

69 Siehe zur Resonanz Rostow, *The Stages of Economic Growth*, Max Franklin Millikan Papers, MC 188, Box 11, Ordner 370–380, MITL.

70 Rostow an Mr. Michael Ionides, 24. Februar 1960, Max Franklin Millikan Papers, MC 188, Box 11, Ordner 371, MITL, Hervorhebung im Original. Im *Economist* hatte Rostow eine knappe Zusammenfassung veröffentlicht: Rostow on Growth. A Non-Communist Manifesto, in: *The Economist* vom 15. August 1959, S. 409–416 und vom 22. August 1959, S. 524–531.

71 Das schloss frühe Kritik nicht aus. Vgl. *Walt Rostow* (Hrsg.), *The Economics of Take-Off into Sustained Growth. Proceedings of a Conference held by the International Economic Association*, London 1963.

72 Vgl. Kapitel IV.

Versuche, die amerikanische Transformationspolitik entlang wissenschaftlicher Theoreme neu auszurichten⁷³, aber unterhalb dieser Ebene traten CENIS-Spezialisten überall dort auf, wo Expertisen zur Dekolonisierung oder zur Dritten Welt gefragt waren. Handlungsleitende Maxime des CENIS war es dabei, seine Wissensbestände in die amerikanische Außenpolitik einzubringen, schließlich krankte jene, wie eine Forschungsbilanz des CENIS behauptete, in Zeiten weltpolitischer Umbrüche an einer »inadequate attention to the broad purposes and rationale of our relations with the transitional societies. [...] Unless Americans make an extraordinary and explicit effort to comprehend what is happening to the complex world they live in, they will fail to develop policies with the insight, patience, and lack of illusion required to advance their interests«.⁷⁴

Angesichts der raschen Dekolonisierungswelle von 1960/61 bekam der Rat der Experten schlagartig neues Gewicht. Rostows »Stages« wurden zum außenpolitischen Grundsatzdokument. Und wenn John F. Kennedy 1960 mit dem Slogan »Let's get this country moving again« in den Präsidentschaftswahlkampf zog, so beinhaltete dies aus der Sicht der CENIS-Experten vor allem, dass nun endlich die Erkenntnisse der Wissenschaft eine dynamische modernisierende Transformationspolitik in Bewegung setzen konnten. 1961 begann der kurze Frühling der Modernisierungstheoretiker.

III. DIE WISSENSCHAFT IM WEIßEN HAUS

Als die Kennedy-Regierung 1961 ins Weiße Haus einzog, war der Dekolonisierungsschub in Afrika und Asien bereits abgeschlossen, aber es wurde allgemein angenommen, dass erst diese Administration mit den Folgewirkungen, d. h. mit der Neujustierung der Nord-Süd-Beziehungen umzugehen hatte. Tatsächlich teilten Kennedy und seine Berater ein Bewusstsein dafür, dass die Nord-Süd-Beziehungen an einer kritischen Wegmarke angelangt seien. In seiner Inaugurationsrede sprach Kennedy von einer »hour of maximum danger« im Kampf gegen die Feinde Tyrannei, Armut, Krankheit und Krieg und benannte die Agenda für die nächsten Jahre: »Can we forge against these enemies a grand and global alliance, North and South, East and West, that can assure a more fruitful life for all mankind?«⁷⁵ Damit war ein wichtiger strategischer Richtungswechsel benannt, in dem Kennedy die amerikanische Außenpolitik an den internationalen Entwicklungsdiskurs anschloss und den Fluchtpunkt der Nord-Süd-Beziehungen von der kolonialen Vergangenheit in die moderne Zukunft verschob.

Walt Rostow teilte selbstverständlich diese Einschätzung, die ja zu großen Teilen auf seine jahrelange Überzeugungsarbeit zurückging, erkannte aber, dass sich für ihn in dieser Stunde der (perzipierten) nationalen Gefahr eine einmalige Gelegenheit öffnete, um nach langen Jahren des Wartens nun seine wissenschaftlichen Grundsätze direkt in die US-Außenpolitik einzuschreiben. Für seine jahrelangen Hilfsarbeiten als Kennedys Ideenquelle war er mit dem Posten des stellvertretenden Nationalen Sicherheitsberaters belohnt worden. In der Regierung genoss er großen symbolischen Kredit. Sämtliche Berater Kennedys waren von seinen Denkfiguren begeistert. Arthur Schlesinger Jr. etwa ärgerte

73 Eine Ausnahme war der nach Richard Nixons desaströs verlaufener Lateinamerikareise 1958 aus der Not geborene *Development Loan Fund*, der sich auf Ideen des CENIS berief, aber außenpolitisch nur bedingt relevant wurde.

74 Max Millikan, *The Emerging Nations. Their Growth and United States Policy*, Boston 1961, S. XII. Dieses Buch ging aus einer 1960 vom CENIS erstellten Studie für den US-Kongress über »Economic, Social, and Political Change in the Underdeveloped Countries and Its Implications for United States Policy« hervor.

75 John F. Kennedy, *Inaugural Address of President John F. Kennedy*, Washington D. C., 20.1.1961, URL: <<http://www.jfklibrary.org/Historical+Resources/Archives/Reference+Desk/Speeches/JFK/003POF03Inaugural01201961.htm>> [2.5.2008].

sich noch Jahre später, dass man sich von Rostows Modernisierungsrezepten regelrecht hatte einlullen lassen⁷⁶, Lincoln Gordon hatte sogar ganz Lateinamerika an der Türschwelle zu einem Rostow'schen Take-off gesehen.⁷⁷ Rostow, so glaubte man, verfüge über einen Wissensvorsprung, mit dem sich die Herausforderungen der Dekolonisierung antizipieren ließen. In den Anfangsmonaten wurde er deshalb zum wichtigsten Architekten der neuen amerikanischen Außenpolitik gegenüber der Dritten Welt.⁷⁸

Von Natur aus energisch, drängte Rostow sofort auf eine modernisierende Transformationspolitik. Schon wenige Tage nach Amtsantritt warnte er den Arbeitsminister Arthur Goldberg Jr.: »We run the very grave risk of losing this historical moment when a new President, after a candid statement of our problems, might create a turn-around in our foreign and domestic affairs.«⁷⁹ Den Februar über generierte er einen Strom an Positionspapieren, die alle in verschiedenen Abstufungen die »crucial issues in foreign aid«⁸⁰ behandelten, darunter die delicate Frage der Gesamthöhe amerikanischer Entwicklungshilfen, die Vergabekriterien, die Organisation des Programms – und immer auf dieselben Schlussfolgerungen hinausliefen: »long-term [aid] rather than short; a country rather than a project approach; unified rather than diffuse legislation and responsibility; development rather than political or defensive objectives; scale adequate rather than inadequate to the problem; a coordinated international effort rather than discrete national efforts.«⁸¹

Anfang März 1961 formulierte Rostow das neue Grundgesetz der modernisierenden Transformationspolitik. Sein Memorandum mit dem Titel »The Idea of an Economic Development Decade« war das Musterbeispiel eines Verwissenschaftlichungsversuchs, in dem Rostow seine gesamte wissenschaftliche Autorität einbrachte. »A new idea has formed up within your staff«, ließ er Kennedy darin einleitend wissen: »The idea is to present our aid proposals in the context of an Economic Development Decade.«⁸² Weiterhin führte er aus: »Since some of my ideas as an economist underlie this notion, I thought it might be useful for me to explain the sense in which the notion is not a gimmick.« Im Folgenden referierte er Kennedy mit wissenschaftlicher Selbstgewissheit den voraussichtlichen Verlauf der Weltgeschichte: »Barring a catastrophe, it is likely that a good many of the countries in the underdeveloped world will, during the 1960s, either complete the

76 Arthur Schlesinger, Jr., *The Alliance for Progress. A Retrospective*, in: Ronald G. Hellman/H. Jon Rosenbaum (Hrsg.), *Latin America. The Search for a New International Role*, New York 1975, S. 57–92, hier: S. 73. Schlesinger war Kennedys Berater für spezielle Angelegenheiten, er wurde gelegentlich auch als *White House Intellectual* bezeichnet.

77 Lincoln Gordon, *The Alliance at Birth. Hopes and Fears*, in: Ronald L. Scheman (Hrsg.), *The Alliance for Progress. A Retrospective*, New York 1988, S. 73–79, besonders S. 74. Gordon war Mitglied der Task Force zu Lateinamerika, später Botschafter in Brasilien.

78 Zu Kennedys Außen- und Entwicklungspolitik immer noch grundlegend: Thomas G. Paterson (Hrsg.), *Kennedy's Quest for Victory. American Foreign Policy, 1961–63*, New York 1989; Diane B. Kunz (Hrsg.), *The Diplomacy of the Crucial Decade. American Foreign Relations During the 1960s*, New York 1994. Einführend zu Kennedy vgl. Burton I. Kaufman, *John F. Kennedy as World Leader. A Perspective on the Literature*, in: Michael J. Hogan (Hrsg.), *America in the World. The Historiography of American Foreign Relations since 1941*, Cambridge 1995, S. 326–357; Andreas Etges, *John F. Kennedy*, München 2004. Zur Entwicklungspolitik vgl. Yvonne Baumann, *John F. Kennedy und »Foreign Aid«*. Die Auslandshilfepolitik der Administration Kennedy unter besonderer Berücksichtigung des entwicklungspolitischen Anspruchs, Stuttgart 1990.

79 Rostow an Goldberg, Memorandum to the Secretary of Labor, Arthur Goldberg, 1. Februar 1961, President John F. Kennedy's Office Files, 1961–1963, Part 2: Staff Memoranda File, Bethesda, MD 1989, Spule 5.

80 Rostow an Kennedy, *Crucial Issues in Foreign Aid*, 28. Februar 1961, NSF, Staff Memoranda, Box 324, JFKL.

81 Rostow, *Some Points covered at the Foreign Aid Meeting*, Tuesday February 14, 1961, NSF, Staff Memoranda, Box 324, JFKL.

82 Grundsätzlich hatten Rostow und Millikan diese Idee schon 1958 entwickelt; siehe oben.

take-off process or be very far advanced in it« – und leitete daraus objektiv ab: »In short, in the 1960s we face the peak historical requirement for special external aid«. Das alles war klar und kohärent formuliert, logisch deduziert, suggerierte die Möglichkeit einer rationalen Außenpolitik und betonte auf Grundlage einer wissenschaftlichen Theorie die dramatische Notwendigkeit einer entwicklungspolitischen Wende. Erst im folgenden Paragraphen wurde deutlich, worauf Rostow außerdem hinaus wollte, nämlich die Modernisierungstheorie zum strategischen Bestandteil der amerikanischen Außenpolitik zu erheben: »I believe such a concrete goal for the 1960s – of moving the majority of the underdeveloped areas into take-off and sustained growth – could have enormous power in catching the public imagination in all countries«. Hiermit kehrte Rostow zurück zu der Annahme, dass die Modernisierungstheorie als weiche Macht wirken könne, weil sie das praktische wissenschaftliche Wissen um die notwendigen Schritte der Modernisierung mit einem visionären Heilsversprechen verband. In einer abschließenden Tour d’Horizon durch die Problemzonen der Dekolonisierung unterstrich er noch einmal: »I would only add that – as I brood over the Congo, Cuba, Laos, Viet-Nam, Indonesia, Iran, etc. – we shall need some such big new objective in the underdeveloped areas to keep them off our necks as we try to clean up the spots of bad trouble.«⁸³

Kennedy ließ sich von Rostows Vorschlägen überzeugen. Amerikanische Außenpolitik gegenüber der Dritten Welt wurde erklärtermaßen zur modernisierenden Transformationspolitik. Schon Mitte März verkündete Kennedy die Allianz für den Fortschritt, einige Tage später ließ er seine »Special Message to the Congress on Foreign Aid« folgen, die in ihren Grundzügen von Rostow formuliert worden war. Darin hieß es programmatisch: »The 1960s can be – and must be – the crucial ›Decade of Development‹ – the period when many less-developed countries make the transition into self-sustained growth – the period in which an enlarged community of free, stable, and self-reliant nations can reduce world tensions and insecurity.«⁸⁴ Kennedy übernahm Rostows Idee, dass die Höhe der Entwicklungshilfen an das jeweilige Entwicklungsstadium des Ziellandes angepasst werden sollte und benannte zudem normative Kriterien für die Vergabe der Gelder. Erforderlich waren demnach langfristige Planungen, ausreichende Absorptionskapazitäten und Selbsthilfemaßnahmen.

Kein Zweifel: dies war der Moment der Modernisierungstheorie. Denn auf den rhetorischen Richtungswechsel folgten in den nächsten Monaten vom *Peace Corps* bis hin zur *US Agency for International Development* (USAID) mehrere institutionelle Neugründungen, die eine praktische Implementierung der Modernisierungspolitik sicherstellen sollten. Im September schließlich erschien Kennedy vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen und schlug vor, die 1960er-Jahre zur »United Nations Decade of Development« zu erklären:

»That is why my nation, which has freely shared its capital and its technology to help others help themselves, now proposes officially designating this decade of the 1960s as the United Nations Decade of Development. Under the framework of that Resolution, the United Nations’ existing efforts in promoting economic growth can be expanded and coordinated. Regional surveys and training institutes can now pool the talents of many. New research, technical assistance and pilot projects can unlock the wealth of less developed lands and untapped waters. And development can become a cooperative and not a competitive enterprise – to enable all nations, however diverse in their systems and beliefs, to become in fact as well as in law free and equal nations.«⁸⁵

83 Rostow an Kennedy, The Idea of an Economic Development Decade, 02. März 1961, NSF, Staff Memoranda, Box 324, JFKL.

84 John F. Kennedy, Special Message to the Congress on Foreign Aid, March 22, 1961, in: Public Papers of the Presidents of the United States: John F. Kennedy, Washington D. C., 1962, S. 203 ff., hier: S. 204.

85 Address Before the 18th General Assembly of the United Nations, President John F. Kennedy, New York City, September 25, 1961: URL <<http://www.jfklibrary.org/Historical+Resources/>

Im Windschatten von Resolution 1710 (XVI) über eine »United Nations Development Decade«, welche die internationale Agenda neu bestimmte, wurde zugleich die Modernisierungstheorie in Position gebracht.⁸⁶ »Economic Development: Some lessons of a common experience«, »How to make a national market«, »Some lessons for Africa«, »The Crucial Decade Ahead: New Ventures on Behalf of All Mankind«⁸⁷ – dies waren die Schlagworte eines sich um die integrative Idee der Entwicklungsdekade formierenden amerikanischen Modernisierungsdiskurses.

Alle diese Initiativen und Erklärungen wären ohne die handlungsleitenden Wissensbestände der Modernisierungstheorie und ohne Rostows expansiven Gestaltungsanspruch nur schwer vorstellbar gewesen. Und wenn ein konventioneller Diplomat wie George Ball noch Jahre später darüber schimpfte, dass in Washington 1961 der Irrglaube vorherrschte, »that American professors could make bricks without the straw of experience and with infinitely different and infinitely various kinds of clay«⁸⁸, dann zeigte das an, wie sehr sich die Gewichte von den Diplomaten hin zu den Wissenschaftlern verschoben hatten. Unbewusst verwies Ball damit auch auf die grundlegenden Bedingungen, unter denen sich die Modernisierungstheorie überhaupt erst hatte entfalten können, nämlich auf das Heraufziehen der amerikanischen Wissensgesellschaft, in der Sozialwissenschaftlern eben nicht nur zugetraut wurde, für alle Probleme Lösungen zu finden, sondern in der sie das gesellschaftliche Subsystem (Außen-)Politik eroberten, indem sie selber an die Schalthebel der Macht vorrückten.

Für Rostow war dieses Experiment Ende 1961 jedoch vorerst beendet, weil er im Zuge eines größeren Regierungsrevirements zum Vorsitzenden des Planungsausschusses im State Department (weg)befördert wurde, für ihn gleichbedeutend mit »[leaving] my comfortable and cheerful parish church in Rome to become a bishop – or something – in the provinces«.⁸⁹ Auf die außenpolitische Bedeutung der Modernisierungstheorie hatte das freilich keine Auswirkungen, denn der Glaube blieb in Rom der gleiche.

IV. REGIME DER PLANUNG

Ein vitaler Bestandteil der amerikanischen Wissensgesellschaft der 1950er-Jahre war der Glaube an die wissensgeleitete Planbarkeit von Wandlungsprozessen aller Art, ob wirtschaftlich, politisch oder sozial.⁹⁰ Im Folgenden soll daher abschließend der spezielle Ne-

Archives/Reference+Desk/Speeches/JFK/003POF03_18thGeneralAssembly09201963.htm> [02.05.2008].

86 Vgl. aus der Perspektive der UN, mit Referenzen zu Rostow, *Louis Emmerij* u. a., *UN Contributions to Development Thinking and Practice*, Bloomington 2004, S. 85–110.

87 Die ersten drei Reden stammten von Walt Rostow. Beispiele ließen sich leicht vermehren. Rostow, *How to Make a National Market*, New Orleans, 01. Oktober 1963, John F. Kennedy National Security Files, Latin America, Bethesda 1987, Spule 2; ders., *Economic Development. Some Lessons of a Common Experience*, Mexico City, 19. August 1963, ebd.; ders. *Some lessons of History for Africa*, Philadelphia, 22. Juni 1960 in: ders. (Hrsg.), *Essays on a Half-Century. Ideas, Policies, and Action*, Boulder 1988, S. 65–78; vgl. auch ders., *The Challenge of Democracy in Developing Nations*, Mérida/Venezuela, 26. Januar 1964, in: ebd., S. 89–105. Die Rede über die »Crucial Decade Ahead« wurde von der USIA 1961 als Standardrede formuliert und an alle *US Information Service* (USIS) Stellen weltweit verschickt; in ihr ging es vornehmlich um Modernisierung. Vgl. Bastian to Chief Cultural Affairs Officer, All USIS posts, *The Crucial Decade Ahead. New Ventures on Behalf of all Mankind*, 20. Juli 1961, White House Staff Files, Walt W. Rostow File, Correspondence A-F, Box 1, JFKL.

88 *George Ball*, *The Past has Another Pattern*, New York 1982, S. 183.

89 Rostow an Kennedy, ohne Titel, 29. November 1961, POF, Staff Memos, Box 65, JFKL.

90 Zu betonen ist, dass der Planungsimperativ kein genuin amerikanisches Phänomen war, sondern sich seit den 1930er-Jahren in Demokratien wie auch in Diktaturen, wenn auch in unterschied-

xus zwischen Dekolonisierung, Wissen und Planung an zwei Beispielen untersucht werden. Zunächst geht es um Planung im Zusammenhang mit der amerikanischen Transformationspolitik gegenüber Nigeria, wobei gezeigt wird, dass die Regierung Kennedy sich von Systemen der Planung in den Nord-Süd-Beziehungen zweierlei versprach. Planung war die entscheidende Bedingung für eine erfolgreiche Modernisierung⁹¹, gestattete aber auch durch den Transfer von Wissen informelle Steuerungsmöglichkeiten. Im Anschluss daran wird untersucht, wie Walt Rostow zwischen 1962 und 1965 versuchte, wissenschaftliche Rationalität in die gesamte amerikanische Außenpolitik zu injizieren, indem er mit dem Planungsstab des Außenministeriums daran ging, ehrgeizige Planungspapiere zu entwerfen, in denen Probleme der Dekolonisierung eine herausragende Rolle einnahmen, die aber darüber hinausreichten und das gesamte außenpolitische Deutungs- und Handlungswissen der USA zu ordnen versuchten.

Amerikanische Modernisierer betrachteten Nigeria als ein typisches Beispiel für den überall einsetzenden großen modernisierenden Transformationsprozess, aber auch als ein Land mit Vorbildcharakter.⁹² In der amerikanischen Machbarkeitseuphorie wurde es rasch zu einer Projektionsfläche übersteigerter Zukunftserwartungen und Entwicklungsmöglichkeiten, die man bald überall zu beobachten hoffte. Gemäß den in Washington vorherrschenden Wahrnehmungsschemata bedeutete dies einmal:

»Nigeria is a country in transition – [...] in transition from tribalism to a Nigerian nationality, [...] in transition from a traditional subsistence economy to a modern market economy, and in transition from a state of primitive technology to the advanced jet-age technology of the 1960's. It is in the context of these fundamental, even revolutionary, transformations that the fabric of Nigerian society must be built and Nigerian economic development efforts mounted [...]«⁹³

– so Arnold Rivkin vom CENIS. David E. Lilienthal, der Gründungsvater und langjährige Direktor der *Tennessee Valley Authority* (TVA), wusste überdies »Why Nigeria Is Different«:⁹⁴ Es hatte eine moderate Regierung, strebte nach nationaler Entwicklung statt nach regionaler Dominanz und hatte ökonomisches Potenzial, das durch einen neuen Staudamm und einige begleitende Maßnahmen nur entfesselt werden musste.⁹⁵ Ähnlich lautete auch die Einschätzung der Regierung Kennedy, die wiederholt darauf hinwies, dass Nigeria für

lichen Varianten, durchzusetzen begann. Vgl. z. B. *Tony Judt*, Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg, Bonn 2006, insb. S. 87–93.

91 Als größte Schwäche der amerikanischen Transformationspolitik erschien Rostow daher auch der amerikanische Mangel an Planern. Vgl. *Rostow*, *Crucial Issues*.

92 Einführend zur Geschichte Afrikas: *Frederick Cooper*, *Africa since 1940. The Past of the Present*, Cambridge 2002; *Prosser Gifford/Wm. Roger Louis* (Hrsg.), *Decolonization and African Independence. The Transfers of Power, 1960–1980*, New Haven 1988. Zu Nigeria vgl. *Toyin Falola*, *Nigeria in the Twentieth Century*, Durham, N. C. 2002. Zur Afrikapolitik der USA vgl. *Walter Leimgruber*, *Kalter Krieg um Afrika. Die amerikanische Afrikapolitik unter Präsident Kennedy, 1961–1963*, Stuttgart 1990; *David Ryan/Victor Punqong* (Hrsg.), *The United States and Decolonization. Power and Freedom*, New York 2000. Zu den amerikanisch-nigerianischen Beziehungen vgl. *Leimgruber*, insb. 301–309; *Larry B. Grubbs*, »Literally a Continent to Win«. *The United States, Development, and the Cold War in Africa, 1961–1963*, Diss. University of South Carolina 2003; *Robert B. Shepard*, *Nigeria, Africa, and the United States. From Kennedy to Reagan*, Bloomington 1991.

93 Arnold Rivkin, Report of the Special U. S. Economic Mission to Nigeria, 17. Juni 1961, NSF, Countries, Box 144, JFKL.

94 Lilienthal hatte nach seinem Ausscheiden aus der TVA 1955 mit »Development & Resources« eine eigene Beratungsfirma gegründet. Vgl. zu Lilienthal *David Ekbladh*, »Mr. TVA«. *Grass-Roots-Development, David Lilienthal, and the Rise and Fall of the Tennessee Valley Authority as a Symbol for U. S. Overseas Development, 1933–1973*, in: *Diplomatic History* 26, 2002, S. 335–374.

95 *David E. Lilienthal*, *Why Nigeria Is Different*, in: *New York Times* vom 11. Juni 1961.

Afrika eine ähnliche Bedeutung besaß wie Indien für Asien, über ein aussichtsreiches Reservoir ökonomischer Ressourcen verfügte, eine demokratische, föderalistische Struktur aufwies und angesichts der sachlichen Innen- und der pro-westlichen Außenpolitik der Regierung um Premierminister Abubakar Tafawa Balewa als politisch verlässlich eingestuft werden konnte. Kurz gesagt: hier ließ sich demonstrieren, »how solid planning and responsible leadership and such things can pay dividends«.⁹⁶

Planung hatte Tradition in Nigeria.⁹⁷ Seit 1941 hatten nigerianische Bürokraten unter Federführung der britischen Kolonialbehörden bereits mehrere Pläne formuliert, die zwar nur punktuelle Verbesserungen des Lebensstandards bewirkt hatten, aber den beteiligten nigerianischen Bürokraten immerhin erste Planungserfahrungen eingebracht hatten. Die 1961 getroffene Entscheidung für einen neuen Fünfjahresplan war somit eine logische Konsequenz. Tatsächlich unterschied sich der neue nationale Plan von den alten Plänen jedoch in vielerlei Hinsicht. Im Gegensatz zu früheren projektorientierten oder nur zum Teil integrierten Planvorhaben versuchten sich die Planer nun in »comprehensive planning«⁹⁸, das nicht mehr von den Vorschlägen lokaler Honoratioren zehrte, sondern von Technokraten aus der Ferne und ohne Ortskenntnisse betrieben wurde.⁹⁹

Und erstmals waren Amerikaner intensiv an den nationalen Planungen beteiligt. Gleich drei der sechs Planer der im Ministerium für wirtschaftliche Entwicklung angesiedelten *Economic Planning Unit* wurden von amerikanischen Experten der Ford Foundation gestellt, die weiteren drei kamen aus Nigeria, während die Weltbank mit Dr. Prasad gerade einmal einen persönlichen Berater für Premierminister Balewa geschickt hatte.¹⁰⁰ Im Mai 1961 flog zusätzlich eine vierköpfige amerikanische Delegation unter der Leitung des Afrikanisten Arnold Rivkin nach Lagos, um den nigerianischen Planern weiteres amerikanisches Spezialwissen zur Verfügung zu stellen. Rivkin hatte schon im April darauf hingewiesen, dass nun der richtige Zeitpunkt wäre, um Einfluss auf die nigerianischen Planungen zu nehmen.¹⁰¹ Während ihrer zweiwöchigen Inspektionsreise diskutierte die kleine Expertenkommission mit allen wichtigen Entscheidungsträgern Nigerias, von Premierminister Balewa über den Finanzminister Chief Sam Okotie-Eboh bis hin zum Entwicklungsminister Jaja Wachuku und den Experten der Ford Foundation den neuen Entwicklungsplan.¹⁰²

Insgesamt zeigte sich die Rivkin-Gruppe über den nigerianischen Entwicklungsenthusiasmus begeistert, lobte, dass Nigerias nationale Planungsfähigkeit im Gegensatz zu früheren Plänen einen großen Sprung vorwärts gemacht hätte und befand die projektierten

96 So Botschafter Palmer. Zitat nach *Leimgruber*, *Kalter Krieg*, S. 298.

97 Grundlegend: *Toyin Falola*, *Economic Reforms and Modernization in Nigeria, 1945–1965*, Kent, OH, 2004; *ders.*, *Development Planning and Decolonization in Nigeria*, Gainesville 1996.

98 *Falola*, *Development Planning*, XVII.

99 Vgl. *Falola*, *Economic Reforms*, 176 f.

100 Die Zahl der von der Ford Foundation gestellten Experten ist umso bemerkenswerter, wenn bedacht wird, dass 1961 nur insgesamt 15 Berater in Afrika finanziert wurden. Außerdem unterstützte die Ford Foundation verschiedene Bildungsmaßnahmen. Vgl. *The Ford Foundation Annual Report 1961*, S. 76 f., 154, 164. Zur Rolle amerikanischer Stiftungen: *Corinna R. Unger*, *Investing in Modernity: Amerikanische Stiftungen in der Dritten Welt seit 1945*, in: *Thomas Adam/Simone Laessig/Gabriele Lingelbach* (Hrsg.), *Philanthropy in History. German-American Comparisons*, Stuttgart 2008 (im Erscheinen); *Marc Frey*, *Experten, Stiftungen und Politik. Zur Genese des globalen Diskurses über Bevölkerung seit 1945*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 4, 2007, H. 1+2, S. 137–159.

101 Rostow an John Bell, Excerpts from a letter by Arnold Rivkin Concerning Nigerian Development Needs, 05. April 1961, NSF, Countries, Box 144, JFKL.

102 Arnold Rivkin, Report of the Special U. S. Economic Mission to Nigeria, 17. Juni 1961, NSF, Countries, Box 144, JFKL.

Entwicklungsziele für grundsollide, da die drei Kriterien Kennedys zum größten Teil erfüllt wurden. Rivkin betonte allerdings ebenso:

»It was clearly evident from the bustle and vigor one found most everywhere that Nigerians expend large quantities of energy and effort in their everyday work. Much of the effort needs organization, rationalization, direction and channelling, but is there to be shaped, harnessed, and developed in the interests of the country and people«.

Hier kam einmal mehr der für die Modernisierungstheorie so charakteristische Glaube an die rationale Globalsteuerung ganzer Gesellschaften durch ein wohlgeordnetes Zusammenspiel von Handlungswissen, Planung und Delegierung zum Vorschein. Gleichzeitig gab Rivkin eine patriarchalische Grundannahme der Modernisierungsexperten wieder, wonach unterentwickelte Gesellschaften nur durch eine zivilisierende westliche Führung zu modernen Nationen umgestaltet werden könnten.¹⁰³ Die alte Grundannahme westlicher (rassischer) Überlegenheit lebte also auch hier fort, übersetzte sich allerdings von einem offenen Rassismus in eine abstrakte Hierarchie unterschiedlicher sozioökonomischer Entwicklungsstadien.¹⁰⁴

Dass Rivkin sich als wissenschaftlicher Botschafter im Aufbau einer amerikanischen Hegemonie des Wissens begriff, zeigte sich zuletzt in seiner abschließenden Empfehlung, man solle seinen Bericht der nigerianischen Regierung zukommen lassen, »to satisfy its [Nigeria's, SK] desire to see a definite result of the Mission's visit and to build up the foundation for friendly and easy cooperation and consultation which the Mission's visit initiated«. Faktisch dominierte dieses Primat der Planung bis Ende des Jahres die amerikanisch-nigerianischen Beziehungen, so dass USAID Administrator Fowler Hamilton auch deswegen im November zu einer amerikanischen Hilfszusage an Nigeria für das Jahr 1962 drängte, weil »its size and continuing nature should strengthen U. S. influence in the planning and programming as the plan continues to evolve«.¹⁰⁵ Mehr Entwicklungshilfe öffnete demnach eine größere Einflusschance auf die nigerianischen Planungen und dies ermöglichte normative Eingriffe in nigerianische Veränderungsprozesse.

Dazu gehörte andererseits die Bereitschaft der nigerianischen Regierung, der westlichen Expertise zu folgen. Die Bereitwilligkeit dazu zeigte sich nicht nur an der engen Zusammenarbeit mit den Beratern der *Ford Foundation*, sondern auch an der an Rivkin ausgesprochenen Einladung, im Oktober zu einer weiteren Prüfung des Plans nach Lagos zurückzukehren. Ferner bat der nigerianische Außenminister Wachuku im Juli 1961 explizit um eine Kopie des Rivkin-Berichts.¹⁰⁶ Zweifellos machten die Sozialisierung nigerianischer Eliten in britischen und amerikanischen Bildungsinstitutionen (Balewa etwa hatte zeitweise in London studiert, der spätere Generalgouverneur und Präsident Nnamdi Azikiwe in den USA) und der graduelle, sich eher kooperativ als konfrontativ vollziehende Machttransfer Nigerianer in politischen Führungspositionen für eine Zusammenarbeit mit amerikanischen (und europäischen) Regierungen empfänglich.¹⁰⁷ Vor allem die

103 Boris Barth/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Köln 2004; vgl. auch Marc Frey, *Tools of Empire. Persuasion and the U. S. Modernizing Mission in Southeast Asia*, in: *Diplomatic History* 27, 2003, S. 541–566.

104 Vgl. Hunt, *Ideology*, S. 159–170.

105 Fowler Hamilton an Kennedy, Determination to Enter into a Long-term Commitment for Aid to Nigeria, undatiert (vermutlich 16. November 1961), NSF, Countries, Box 144, JFKL.

106 Vgl. Prime Minister Balewa's Visit. Summary of Meeting on Economic Aid with Foreign Minister Wachuku, 26. Juli 1961, NSF, Countries, Box 144a, JFKL.

107 Vgl. die klassische Studie von Rudolf von Albertini, *Dekolonisation. Die Diskussion über Verwaltung und Zukunft der Kolonien, 1919–1960*, Köln 1966. In Nigeria weiteten mehrere Verfassungsreformen ab 1948 schrittweise die Partizipationsmöglichkeiten nigerianischer Eliten in Legislative und Exekutive aus. Einen knappen Überblick gibt Rothermund, *Delhi*, S. 141–146.

europäischen Entwicklungsinitiativen der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten überdies auf nationalistische Vorkämpfer eine »beträchtliche Anziehungskraft«¹⁰⁸ ausgeübt und ihre nationalen Erwartungshorizonte entscheidend geprägt.¹⁰⁹ Daraus ergaben sich auch handfeste nigerianische Machtinteressen, wie aus den Ausführungen des Finanzministers Chief Festus S. Okotie-Ebohs gegenüber Kennedy ersichtlich wurde: »Mere size and population did not make for power and influence. If Nigeria's friends expected her to play her rightful part, now was the time to equip Nigeria for that role. [...] Nigeria hopes that as it develops it will be able to contribute to the task of helping other African states to develop.«¹¹⁰

So griffen zwar nigerianische Interessen und amerikanische Steuerungsabsichten ineinander, aber es war keineswegs sichergestellt, dass die USA eine exklusive Integration Nigerias in die liberalkapitalistische Weltordnung erreichen konnten. Nigerianische Delegationen reisten auch nach Prag, Moskau oder Peking. Sogar die chinesische Regierung hatte Entwicklungshilfe zugesagt. Weil die Errichtung einer amerikanischen Hegemonie somit nur in einem ständigen Aushandlungsprozess verwirklicht werden konnte, gehörte es ebenso zur amerikanischen Strategie, die Attraktivität amerikanischen Modernisierungswissens durch die Demonstration amerikanischer Errungenschaften zu unterstreichen.

Besonders der einwöchige Besuch Balewas in den USA Ende Juli wurde zu einer beispiellosen Reise durch die Landschaften des Fortschritts.¹¹¹ Von der Kennedy-Regierung als ein »key visit from a key country«¹¹² eingeschätzt, ließ das Protokoll der Reihe nach alle amerikanischen Repräsentanten der Modernisierung auftreten. David E. Lilienthal¹¹³ stattete Balewa schon kurz nach dessen Ankunft in New York einen Besuch ab, in Washington warteten Weltbankpräsident Eugene Black, die Rivkin-Kommission und Walt Rostow. Nach zwei Tagen, an denen das Protokoll u. a. etwas Bürgerkriegsfolklore bot (Besuche des *Lincoln Memorials* und der Schlachtfelder von Gettysburg), die symbolisch auf den langen US-amerikanischen Kampf für rassische Gleichberechtigung und die gefährlichen Konsequenzen von Nord-Süd-Konfrontationen verwies, sah die Dramaturgie sodann einen Zwischenstopp Balewas an der *Northwestern University* vor, wo sich der prominente Besucher am Beispiel des renommierten *African Studies Program* ein eigenes

108 Andreas Eckert, Exportschlager Wohlfahrtsstaat? Europäische Sozialstaatlichkeit und Kolonialismus in Afrika nach dem Zweiten Weltkrieg, in: GG 32, 2006, S. 467–488, hier: S. 472.

109 Vgl. zusätzlich zu Eckert, Exportschlager, auch Cooper/Packard, Introduction, in: dies., International Development, S. 1–44; Cooper, Africa Since 1940; ders., Modernizing Bureaucrats, Backward Africans, and the Development Concept, in: ders./Packard, International Development, S. 64–92. Vgl. als Beispiel Andreas Eckert, Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, Staatliche Ordnung und Politik in Tanzania 1920–1970, München 2007.

110 Department of State, Memorandum of Conversation, Call by Nigerian Economic Mission, 07. Juli 1961, NSF, Countries, Box 144, JFKL.

111 Program for the Visit of Alhaji, the Honorable Sir Abubakar Tafawa Balewa, K. B. E., M. P., Prime Minister of the Federation of Nigeria to the United States of America, July 24 – August 1, 1961, POF, Countries, Box 122a, JFKL. Zur Bedeutung von Staatsbesuchen als Bühnen der nationalen Selbstinszenierung vgl. Johannes Paulmann, Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg, Paderborn 2000; Simone Derix, Gruppenbild mit Industrielandchaft. Wie Krupp die Bundesrepublik Deutschland bei Staatsbesuchen bebilderte, in: Johannes Paulmann (Hrsg.), Auswärtige Repräsentationen. Deutsche Kulturdiplomatie nach 1945, Köln 2005, S. 165–184; dies., Bebilderte Politik. Staatsbesuche in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1990, Diss. Köln 2006.

112 Rostow an Kennedy, Background for Prime Minister Balewa's Visit, 21. Juli 1961, NSF, Countries, Box 144, JFKL.

113 Vgl. David Ekbladh, »Mr. TVA«.

Bild von der herausragenden amerikanischen Expertise zu Afrika machen konnte.¹¹⁴ Es folgte die Besichtigung einer modernen Farm in Tennessee, womit dezent auf die Möglichkeiten nigerianischer Landwirtschaft hingewiesen wurde. Höhepunkt der Reise war jedoch ein Besuch in der nigerianischen Zukunft: an den gewaltigen Staudämmen der *Tennessee Valley Authority*.¹¹⁵ Hier versorgte ein einführender Filmabend die nigerianische Delegation mit allen notwendigen Informationen zu den Herausforderungen, Problemen und Effekten des Dammbaus, bevor am nächsten Tag der Vorsitzende der TVA, Herbert D. Vogel, die nigerianische Delegation zum beeindruckenden *Fort Loudoup Dam* und der *Kingston Steam Plant* führte. Der Balewa Besuch klang schließlich mit einem Abendessen im prunkvollen Louis XVI. Ballsaal des New Yorker Waldorf-Astoria aus, das dem Besucher nicht nur durch die Anwesenheit der *American Society of African Culture* abschließend noch einmal die Möglichkeiten des Machbaren vor Augen führte.

Dass die solcherart als produktives Kraftfeld von Wissen und Zukunftsmodell präsentierte amerikanische Moderne für die nigerianische Elite erhebliche Attraktivität besaß, zeigte sich in der endgültigen Fassung des Sechsjahresplans, den die Regierung Balewa im Frühjahr 1962 vorlegte.¹¹⁶ Explizit hieß es bereits im Vorwort:

»The present First National Plan is [...] seen as the first in a series which will bring Nigeria to the »take-off« stage. This means that within a reasonable period of time, Nigeria should be in a position to generate from a diversified economy, sufficient income and savings of its own to finance a steady rate of growth [...]. This means also that it will by then be possible to have established at optimum efficiency the institutions, procedures, basic facilities and essential industries which will make such growth possible.«¹¹⁷

Was folgte, war eine Konjugation modernisierungstheoretischer Imperative, von der Präferenz für industrielle Großprojekte (vorgesehen war u. a. ein Niger-Staudamm, eine Zementfabrik, ein Stahlwerk) über den projektierten Ausbau der Infrastruktur (u. a. eine Brücke über den Niger), die Modernisierung der Landwirtschaft bis hin zum Aufbau von sozialem Überschusskapital (Bildungsmaßnahmen, Stadtplanungen, Ausbau des Gesundheitssystems). Die Planer übernahmen außerdem das Bruttosozialprodukt (BSP) als entscheidende Maßeinheit, indem sie für die nigerianische Entwicklung als Richtwert eine vierprozentige Steigerung des BSP benannten, die durch Investitionen in Höhe von 15 Prozent des Bruttoinlandproduktes (BIP) generiert werden sollte und damit Rostows Richtwert von zehn Prozent übertraf.¹¹⁸ Entwicklung wurde also nicht etwa mit Industrialisierung gleichgesetzt, sondern über das gesamtwirtschaftliche Wachstum gemessen – keineswegs eine Selbstverständlichkeit, sondern der Tatsache geschuldet, dass die Modernisierungstheorie den Grad an Entwicklung eben über das wirtschaftliche Wachstum bestimmte, sich ihre Theoretiker mithin durch eine »obsession with growth«¹¹⁹ auszeichneten.¹²⁰

114 Millikan charakterisierte 1960 die *Northwestern University* neben der *Boston University* und der *University of California at Los Angeles* als eine von drei »key university centers of expertise on Africa«. Millikan, *Foreign Aid*, undatiert, vermutlich 1960, *The Personal Papers of Max Millikan*, Box 1, JFKL.

115 Vgl. zur Bedeutung der TVA: *Robert Rook*, *Race, Water, and Foreign Policy. The Tennessee Valley Authority's Global Agenda Meets »Jim Crow«*, in: *Diplomatic History* 28, 2004, S. 55–81.

116 Federation of Nigeria, *National Development Plan 1962–1968*, Lagos 1962.

117 Ebd., S. 3.

118 Vgl. dazu die wichtigen Überlegungen Engermans zum BSP als eine unter bestimmten Bedingungen sozial konstruierte analytische Kategorie, die Wahrnehmungsmuster festschreibt und erst ab den 1940er-Jahren Dominanz erreichte. *Engerman*, *American Knowledge*, S. 615–621, hier: S. 618.; vgl. auch *Speich*.

119 *Engerman*, *American Knowledge*, S. 618.

120 Federation of Nigeria, *Plan*, 3. So folgte der Plan dem Paradigma des Wachstums und forderte ein »harnessing of all resources for economic growth«.

Ebenso aufschlussreich hinsichtlich des amerikanischen Einflusses war, was nicht im Plan erschien, nämlich lokale Wissensbestände.¹²¹ Mit Bezug auf die Landwirtschaft stellte der Plan »a broad-based attack on the problem of modernisation of agriculture«¹²² in Aussicht, mit Schwerpunktstudien zu Düngemitteln, Pestiziden, modernen Bewirtschaftungspraktiken einerseits und der Mechanisierung und dem Ausbau von landwirtschaftlichen Ausbildungs- und Demonstrationszentren andererseits. Das nigerianische Bildungssystem sollte der technischen Ausbildung höchste Priorität einräumen, die Universität von Lagos sollte »certain unusual characteristics«¹²³ aufweisen, etwa eine Schule für Handel und Betriebswirtschaftslehre sowie Institute für Geologie, Mineralogie und Ingenieurwissenschaften – allesamt »vital for providing the high level manpower for accelerated growth«.¹²⁴ Von der Ausweitung von Primär- und Sekundärbildung erwarteten sich die Planer einen »pool of school-leavers from which [...] the future managers, foremen, administrators and technicians are drawn«.¹²⁵ Insofern lehnte sich der Plan also auch an das Vorbild der westlichen Wissensgesellschaften an und übernahm den Rostow'schen Verwissenschaftlichungsimperativ, nach dem nur die Wissenschaften alle gesellschaftlichen Probleme lösen und Entwicklung sich nur durch die Errichtung nachkolonialer Wissensgesellschaften vollziehen könnten.

Alles dies legte nahe, dass sich mit den materiellen Veränderungen auch die ideellen Referenzwerte ändern, also aus eindimensionalen Traditionalisten moderne mehrdimensionale Menschen werden mussten, die bereit waren, Opfer für den Fortschritt zu bringen und sich bereitwillig zu neuen »levels of hard work«¹²⁶ aufschwingen würden. Statt die komplexen (regional-)ethnischen Konstellationen Nigerias zwischen Fulbe, Hausa, Yoruba und Igbo hinreichend einzukalkulieren oder lokale Wissensbestände zu nutzen, folgte der Plan der Logik des *nation building*. Fowler Hamilton lobte deswegen: »One of the most encouraging aspects of the 1962–1967 plan is the manner in which local and regional aspirations are being molded to fit national goals and objectives. This is part of the general trend toward a strengthening of the powers at the Federal level and the corresponding diminution of some of the more egregious aspects of sectionalism.«¹²⁷

Festzuhalten bleibt, dass sich der nigerianische Entwicklungsplan an den Deutungslinien und Zukunftsprojektionen der Modernisierungstheorie ausrichtete, ihre maßgeblichen Indizes der Entwicklung (BSP, BIP, Wachstum) übernahm – und sich ihrem Geist des »Machbarkeitswahns«¹²⁸ anschloss. Dies beinhaltete die Bereitschaft, dafür amerikanische Wissensbestände in Anspruch zu nehmen. Amerikanische Experten und Politiker betrachteten das Regime der Planung einerseits als notwendige Voraussetzung für eine effektive Modernisierung Nigerias, andererseits als Transmissionsriemen amerikanischer Wissens- und Deutungsbestände. Amerikanische Experten konnten konkrete nigerianische Entwicklungsziele festschreiben, über die Allokation von Mitteln mitentscheiden, Maßnahmen bestimmen. Nicht zufällig betonte der neue Wirtschaftsminister Waziri Ibrahim im Vorwort des Planes, dieser sei »a first major attempt at a rational design for the future«, hervorgegangen aus dem »pool of international knowledge and experience«. Für die Zu-

121 Vgl. dazu Scotts Ausführungen zur *mētis*, James C. Scott, *Seeing Like A State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven 1999, S. 309–341.

122 Federation of Nigeria, Plan, S. 55

123 Ebd., S. 89

124 Ebd.

125 Ebd., S. 23.

126 Ebd., S. 19.

127 Hamilton an Kennedy, Determination to Enter into a Long-term Commitment for Aid to Nigeria. Zu betonen ist allerdings, dass zusätzlich zum nationalen Plan auch drei regionale Pläne formuliert wurden, aber den Rahmenlinien des nationalen Plans untergeordnet blieben.

128 Eckert, Exportschlager, S. 472.

kunft sagte Ibrahim voraus: »We anticipate that in its [the plan's, SK] execution, we shall draw more heavily on this pool«.

Jener »pool« des Wissens, ein Produkt der amerikanischen Wissensgesellschaft, bewirkte auf der anderen Seite des Atlantiks, dass Planung nunmehr auch im inneramerikanischen Kontext zur Obsession wurde. In seinem Konzeptions- und Klassifizierungsbedürfnis drängte besonders Rostow darauf, umfassende Systeme des außenpolitischen Wissens zu errichten, welche die inneradministrativen Daten- und Informationsströme regulieren und autoritative Handlungsanweisungen geben sollten. In einem gewissen Sinne ging es auch darum, über Planungsregime die regierungsinterne Vorherrschaft des Modernisierungsparadigmas gegen pragmatische Berater wie McGeorge Bundy zu verteidigen und die Verwissenschaftlichung der amerikanischen Außenpolitik dauerhaft festzuschreiben.

Rostow verstand es nach seiner Versetzung vom Weißen Haus in den Planungsstab des Außenministeriums, binnen weniger Wochen aus einer bedeutungslosen Referatsrunde eine sprudelnde Ideenquelle zu machen, die als erstes ein umfangreiches Planungspapier mit dem Titel »Basic National Security Policy« (BNSP) entwarf.¹²⁹ Absicht war es, durch die Zusammenfassung des außenpolitischen Wissensstandes ein handlungsleitendes Planungsregime zu errichten, das die Grundlinien der amerikanischen Außenpolitik festlegen und überschaubar machen sollte. »This paper outlines a strategy, which could provide a sense of coherence and direction to our total effort in the national security field« hieß es in einem frühen Entwurf. Dementsprechend blieb kaum keine Dimension der amerikanischen Außenpolitik unberücksichtigt, die Grundlinien der amerikanischen Militärpolitik wurden ebenso evaluiert wie die Maßnahmen gegenüber unterentwickelten Länder oder dem »African Regionalism«, es gab sogar ein Kapitel über »English Language Teaching as an Important Tool of Foreign Policy«¹³⁰.

Im Kern war das Strategiepapier ein Plädoyer für eine weitere amerikanische Transformationspolitik. Denn als die wichtigste Aufgabe der US-Außenpolitik definierten die Planer: »The community of free nations must be one in which less developed countries can progress toward becoming modern societies. We should use all the instruments of national policy – diplomacy, military aid, programming guidance and technical aid, capital assistance, and trade policy – to help them achieve evolutionary modernization.«¹³¹ Das war natürlich keineswegs neu, fand sich nun aber an exponierter Stelle in einem außenpolitischen Grundsatzprogramm wieder.

Rostow versuchte, dem BNSP durchgängig Autorität zu verleihen, etwa wenn er betonte, dass es sich um eine objektive Bestandsaufnahme handelte, die »more analytical than the somewhat oracular texts of earlier basic national security policy papers«¹³² war. Als problematisch erwies sich indes, dass die Ordnung des Wissens immer größere Ausmaße annahm, weil der Planungsstab glaubte, »that it would be difficult to eliminate explanatory material without leaving the policy prescription cryptic or open to serious misunderstanding«.¹³³ So wuchs der BNSP-Entwurf zwischen Dezember und Februar 1962 auf eine

129 Der Planungsstab wurde 1947 eingerichtet, George F. Kennan war der erste Vorsitzende. Das BNSP-Strategiepapier wurde schon vor Rostows Versetzung begonnen, erlangte aber seither rasch neue Bedeutung.

130 Department of State, Policy Planning Council, Assignments, Current Status, and Terms of Reference, Basic National Security Policy Planning Tasks, 31. Januar 1964, NSF, Agency File, Box 51, Lyndon B. Johnson Presidential Library, Austin, TX, USA (im Folgenden: LBJL); United States, Department of State, Foreign Relations of the United States, 1961–1963, Vol. 8, National Security, Washington DC, 1996, Dokument 70.

131 Ebd., Dok. 62. Für das paradoxe Zusammenspiel von Modernisierung durch Entwicklungshilfe und gleichzeitiger militärischer Gewalt vgl. den Beitrag von *Stephan Malinowski* in diesem Band.

132 Ebd.

133 Ebd., Dok. 70.

Länge von 193 Seiten an, bis er Ende März 1962 schließlich einen Umfang von 285 Seiten erreichte und für abschließende Kommentare innerhalb der Regierung und in US-Botschaften weltweit zirkuliert wurde.

Das ehrgeizige Unternehmen traf in der Kennedy-Regierung anfangs auf breite Zustimmung. Kennedy selber bezeichnete das Planungspapier Anfang März 1962 als »quite a good paper« und schlug vor, »that everyone should study it thoroughly and give Rostow their comments«. ¹³⁴ Auch Verteidigungsminister McNamara lobte: »the thrust of the proposed policy seems highly suitable«. ¹³⁵ Allerdings machte eine Formulierung Rostows, nach der die Sowjetunion sich innen- und außenpolitisch öffnen würde (»a certain mellowing«) ¹³⁶ im Juni 1962 Schlagzeilen und brachte George Ball und Rostow eine Vorladung vor den Ausschuss für Auswärtige Beziehungen des Senats ein. Barry Goldwater bezeichnete Rostows Entwurf gar als »the most dangerous document in the United States«. ¹³⁷ In der Folge hatte der Entwurf des BNSP keine Chance mehr, als offizielles autoritatives Grundsatzprogramm der Regierung Kennedy verabschiedet zu werden, zumal inzwischen auch regierungsinterne Kritiker wie McGeorge Bundy offen opponierten.

Nun ging der Planungsstab freilich daran, das regierungsinterne Planungsregime auf einer anderen Ebene fortzusetzen. Hatte das BNSP-Konzept noch eine Gesamtschau zur Orientierung und Anleitung geboten – »not intended to furnish a complete guide to every policy action, but rather to provide an over-all doctrine which will be relevant to the more important issues we face« ¹³⁸, versuchten die nun begonnenen »National Policy Papers« detaillierte Handlungsanweisungen auf der Grundlage aggregierten Wissens aufzustellen. »The National Policy Papers will constitute comprehensive, authoritative, and unifying statements of U. S. policy and operational strategy towards particular countries« ¹³⁹, hieß es im Leitfad. Der Anspruch der Planer war ehrgeizig und stellte einmal mehr die Grundüberzeugung der Modernisierungstheorie heraus, dass es möglich sei, Gesellschaften in ihrer Totalität zu erfassen und steuerbar zu machen. Jedes dieser Strategiepapiere untersuchte »the social, political, economic and military forces at work in the country in question and of those forces which bear on the country in the international sphere; and from that analysis derives a country strategy for the U. S. for the next two to five years«. ¹⁴⁰ Bis zum Juni 1964 brachten die Planer u. a. Papiere zu Äthiopien, Nigeria, Ghana, Indien und Pakistan auf den Weg und beabsichtigten für 1965 Untersuchungen zu Liberia, Südafrika, Indonesien und Vietnam. ¹⁴¹

Außenpolitisch wurden diese Dokumente kaum relevant. Aber sie spiegeln den Zeitgeist einer Ära der Planung, die postulierte, dass sich eine Landesstrategie erst aus der wissenschaftlich angeleiteten Analyse aller Fliehkräfte des entsprechenden Landes ergeben konnte. Beide Elemente – jene Planungspapiere und die Konstruktion eines modernen Nigerias – formten zwei Pole einer Epoche, zwischen denen sich das »ongoing project of legibility« ¹⁴² der Modernisierungstheoretiker entfaltete, das danach strebte, postkoloniale Gesellschaften verstehbar, planbar und steuerbar zu machen.

134 Ebd.

135 Ebd., Dok. 94.

136 Ebd., Dok. 95.

137 Max Frankel, Rostow Outline Raising a Storm: Republicans Eager to Hear him Explain Policy Paper, in: New York Times, 22.6.1962.

138 *Foreign Relations*, Vol. 8, Dok. 62.

139 Department of State, National Policy Papers, Procedures and Annotated Standard Outline, 6. Januar 1964, NSF, Agency File, Box 51, LBJL.

140 Ebd.

141 Benjamin Read an McGeorge Bundy, National Security Planning, 8. Mai 1964, NSF, Agency File, Box 51, LBJL und Rostow an Planning Group members, Planning Group Meeting, Thursday, 2. Juli 1964, NSF, Agency File, Box 51, LBJL.

142 Scott, Seeing, S. 80.

V. HEGEMONIEN DES WISSENS

Bis Mitte der 1960er-Jahre konnte die Modernisierungstheorie die internationale Ideenlandschaft dominieren, dann verschob sich der internationale Entwicklungsdiskurs, bedingt durch das Scheitern der ersten nationalen Entwicklungspläne, das Scheitern der Allianz für den Fortschritt und die Gründung der Gruppe 77 allmählich zur Dependenztheorie. Dazu trug in erheblichem Maße der Vietnamkrieg bei, den die Johnson-Regierung 1965 mit dem Versprechen eskalierte, in Südvietnam ein Schaufenster der Moderne zu schaffen. Jenes Heilsversprechen, das auf einer Verbindung von Wissensbeständen und visionären Zukunftsentwürfen beruhte, erwies sich angesichts der brutalen Kriegsrealität rasch als absurd. Neben der wissenschaftlichen Autorität Walt Rostows zerstörte der Krieg daher auch den internationalen Kredit der Modernisierungstheorie. Die Chiffre »Vietnam« markierte damit zugleich den Höhepunkt ihres beispiellosen Aufstiegs von einer akademischen Theorie zur außenpolitischen Doktrin *und* ihr Scheitern.

Mehrere Faktoren hatten der Modernisierungstheorie seit 1954 nationale und internationale Wirkungsmacht verliehen. Notwendige Voraussetzung war einerseits die durchgreifende Umwandlung der amerikanischen Wissensgesellschaft im Laufe der 1950er-Jahre, in deren Verlauf sich nicht nur die Wissenschaften politisierten, sondern eine rasche Ausweitung wissenschaftlicher Wirkungsradien stattfand und ein allgemeiner Glaube an rationale Planung vorherrschend wurde. In diesem Gefüge eröffneten sich Wissenschaftlern und Institutionen wie dem CENIS neue Einflusschancen auf die Politik. Es konnten Macht-Wissen-Koalitionen zwischen Politikern und Wissenschaftlern entstehen, die ab 1961 eine wissenschaftlich angeleitete, modernisierende Transformationspolitik ermöglichten.

Wenn all diese Tendenzen der amerikanischen Wissensgesellschaft auch in die Modernisierungstheorie eingingen, ihren Aufstieg ermöglichten, ihn reflektierten – von überragender Bedeutung für ihre Formulierung und Propagierung war die Dekolonisierung. Tatsächlich entstand die Theorie erst unter dem Druck der Dekolonisierung, schließlich strebten ihre Urheber danach, durch Theoriebildung die Antriebskräfte der Dritten Welt zu erklären, Gefahren zu rationalisieren und Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Zunächst weigerte sich die Eisenhower-Regierung, modernisierungstheoretisches Wissen zur Richtlinie ihrer Transformationspolitik zu erheben, aber als 1960 die »winds of change« (so der britische Premierminister Harold Macmillan) in Afrika losbrachen, erwiesen sich die Wissensbestände des CENIS als wertvolle Ressource. Sie gaben Orientierung, wo die Richtung fehlte, machten die Dekolonisierung interpretierbar, wo sie unverständlich erschien, und entwarfen Politikmöglichkeiten, wo Ratlosigkeit herrschte. Darüber hinaus ließen sich diese Wissensbestände als *soft power* strategisch einsetzen. Denn gerade die Verknüpfung von wissenschaftlichem Modernisierungswissen, das Entwicklung als einen leicht planbaren und zu gestaltenden Prozess erschienen ließ, mit einer Zukunftsvision besaß für die Eliten der Dritten Welt eine erhebliche Attraktivität.

Die damit angestrebte Leitfunktion amerikanischer Wissensformate setzte aber drittens die Bereitschaft der neu entstandenen Staaten voraus, den ihnen zugeschriebenen Status als unterentwickelt zu akzeptieren und für ihre Modernisierungsbestrebungen amerikanisches Wissen in Anspruch zu nehmen. Bedingt durch die westliche Sozialisierung kolonialer Eliten war diese Bereitschaft bemerkenswert hoch. Die Folge war, dass auch die Dekolonisierung nicht die *longue durée* asymmetrischer Nord-Süd-Beziehungen aufbrechen konnte¹⁴³ – wurde doch der europäische »Imperialismus des Wissens«¹⁴⁴ nunmehr in eine Hegemonie des amerikanischen Modernisierungswissens überführt.

143 Vgl. Westad, *Global Cold War*, S. 396.

144 Eckert, *Exportschlager*, S. 487.

Daniel Speich

Der Entwicklungsautomatismus

Ökonomisches Wissen als Heilsversprechen in der ostafrikanischen Dekolonisation*

Der Prozess der afrikanischen Dekolonisation stand ganz im Spannungsfeld zweier Modalitäten der Unabhängigkeit. Auf der einen Seite forderten afrikanische Nationalisten seit den 1950er-Jahren dezidiert die politische Unabhängigkeit für ihre Gebiete. »Seek ye first the political kingdom and all others shall be added unto it« – hielt etwa Kwame Nkrumah fest.¹ Es seien zunächst neue, souveräne Staaten zu schaffen, aus denen es dann in einem zweiten Schritt ökonomisch selbstständige Entitäten zu bilden gelte. Dieses klare Bekenntnis zum politischen Kampf stand in scharfem Gegensatz zur wirtschaftlichen Reform, die etwa Großbritannien seit der Zwischenkriegszeit unter dem Stichwort des »colonial development« betrieb.² Sich zuerst um den Aufbau einer eigenständig funktionierenden Wirtschaft in den Kolonien zu kümmern und die politische Freiheit auf die – allerdings unbestimmte – Zukunft zu verschieben, das war das erklärte Vorgehen der europäischen Mächte angesichts wachsender internationaler Kritik an ihrem Status als Kolonialherren.

Nkrumah bezog sich mit seinem Kampfruf auf eine Bibelstelle, in der der Evangelist Matthäus einen eigentlichen Wohlstandsautomatismus in Aussicht stellte. Wer in seinem Glauben fest genug sei, werde auch das materielle Heil finden.³ Dieses Heilsversprechen übertrug Nkrumah auf den politischen Kampf: Wenn erst die politische Souveränität erlangt sei, werde sich die ökonomische Unabhängigkeit fast von selbst einstellen. Tatsächlich begann in allen neuen afrikanischen Ländern mit der politischen Unabhängigkeit, um es pointiert zu formulieren, die Suche nach dem diesseitigen Äquivalent jener fürsorglichen Mechanik, die Matthäus allen Gläubigen versprach. Die hohe Zeit der Entwicklungsökonomie brach an. Um 1960 etablierte sich ein Diskurs, nach dem es souveränen Regierungen überall auf der Welt möglich sein sollte, unabhängig von ihren historischen Entstehungsbedingungen einen hohen Grad an wirtschaftlicher Selbstständigkeit zu erreichen.

Im Folgenden wird skizziert, wie eine bestimmte, stark ingenieurstechnisch konzipierte Form ökonomischen Wissens die vielfältigen Kontingenzen und Ungewissheiten der Dekolonisation reduzierte und damit einen Handlungsraum eröffnete, in dem sowohl Exponenten der Kolonialmächte als auch Nationalisten der entstehenden ›Dritten Welt‹ einen

* Dieser Aufsatz entstand während eines einjährigen Forschungsaufenthalts am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin, 2007. Ich danke Hans-Jörg Rheinberger für die Einladung und der Max-Planck-Gesellschaft für die großzügige Finanzierung. Mein Dank geht auch an die Teilnehmer des Forschungskolloquiums des ETH-Instituts für Geschichte, die eine frühere Version des Textes kritisch kommentiert haben.

1 Kwame Nkrumah, Ghana. The Autobiography of Kwame Nkrumah, Edinburgh 1957, S. 164.

2 Herward Sieberg, Colonial Development. Die Grundlegung moderner Entwicklungspolitik durch Großbritannien 1919–1949, Stuttgart 1985.

3 »Fragt nicht: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen? Mit all dem plagen sich Menschen, die Gott nicht kennen. Euer Vater im Himmel weiß, dass ihr all das braucht. Sorgt euch zuerst darum, dass ihr euch seiner Herrschaft unterstellt, und tut, was er verlangt, dann wird er euch schon mit all dem anderen versorgen.« Bibel in heutigem Deutsch, Stuttgart 2000, Matthäus 6/31–33.

Zukunftshorizont für ihr Tagesgeschäft erblickten. Die neuen afrikanischen Staaten waren vom Zeitpunkt ihres Entstehens auf eine globale Wissensordnung verwiesen, die ihren weltpolitischen Platz definierte und die auch innenpolitisch große Bedeutung erhielt. Die Länder galten als relativ arm und schienen durch vielfache wirtschaftliche Defizite gekennzeichnet. Der in ihnen anzustrebende Wandel wurde mit der Kompensation dieses Mangels gleichgesetzt, wodurch die an sich offene Zukunft des Dekolonisationsmoments ihr Unsicherheitspotenzial weitgehend verlor. Alle Akteure stimmten offenbar überein, dass es um wirtschaftliche Entwicklung, um wirtschaftliche Entwicklung und noch einmal um wirtschaftliche Entwicklung ging, die im Rückgriff auf bestimmte Wissensbestände realisierbar zu sein schien. Wie es zu dieser existenziellen Verschränkung von ökonomischem Wissen und politischer Geschichte kam, ist unklar. Die Historiografie zur Dekolonisation hat bisher die ökonomische Dimension der Entwicklungsfrage zwar zur Basis ihrer Analyse von politischen Machtkämpfen gemacht, sie aber kaum wissenschaftlich erforscht.⁴ Unbearbeitet blieben die Fragen, welche Wissensformen in diesem Kontext zur Anwendung kamen und wie ihre Wirkung historisch zu veranschlagen ist.

Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Ansätze, diese Forschungslücke zu füllen. Dabei wird die These vertreten, dass das ökonomische Wissen den Charakter eines Heilsversprechens annehmen konnte, weil in ihm gezielt von lokalen Besonderheiten abstrahiert wurde. In der Perspektive der Entwicklungsökonomie erschienen die afrikanischen Volkswirtschaften als geschichtslose Räume, die über keine eigene politische Dynamik verfügten. Sie wurden als Wirkungszusammenhänge repräsentiert, deren Mechanik universell gültigen Regeln folgte. Der so gefestigte ökonomistische Diskurs nahm bisweilen technokratische Züge an. Vielerorts ging man mit einiger Selbstverständlichkeit davon aus, dass mit der Steigerung der Wirtschaftskraft alle weiteren sozialen und politischen Probleme automatisch beseitigt würden.⁵

Lange Zeit war die Entwicklungspolitik von Aufbaustrategien geprägt, deren Scheitern empirisch gut belegt ist.⁶ Dieser Umstand mag dazu motivieren, das Augenmerk auf die Wissensbestände zu richten, die das entstehende Nord-Süd-Gefälle seit dem Zweiten Welt-

4 Vgl. zum Beispiel *Ronald Hyam*, *Britain's Declining Empire. The road to decolonisation, 1918–1968*, Cambridge 2006; *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.), *Das Ende der Kolonialreiche. Dekolonisation und die Politik der Großmächte*, Frankfurt/Main 1990; *Rudolf von Albertini*, *Dekolonisation. Die Diskussion über Verwaltung und Zukunft der Kolonien 1919–1960*, Köln/Opladen 1966. Explizit auf sozialwissenschaftliches Wissen blicken hingegen die Beiträge in *Frederick Cooper/Randall Packard* (Hrsg.), *International Development and the Social Sciences. Essays on the history and politics of knowledge*, Berkeley/Los Angeles, etc. 1997, sowie *Christophe Bonneuil*, *Development as Experiment. Science and state building in late colonial and postcolonial Africa, 1930–1970*, in: *OSIRIS*, 2nd series, 15, 2000, S. 258–281. Siehe auch *Andreas Eckert*, *Die Verheißung der Bürokratie. Verwaltung als Zivilisierungsagentur im kolonialen Westafrika*, in: *Boris Barth/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005, S. 269–283, und *ders.*, *Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, staatliche Ordnung und Politik in Tanzania, 1920–1970*, München 2007.

5 Zu den entpolitizierenden Mechanismen der Entwicklungszusammenarbeit vgl. *James Ferguson*, *The Anti-Politics Machine. »Development«, Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho*, Cambridge 1990, und *Timothy Mitchell*, *Rule of Experts. Egypt, techno-politics, modernity*, Berkeley 2002.

6 Vgl. exemplarisch für die vielfältige Literatur hierzu *Peter J. Boettke* (Hrsg.), *The Collapse of Development Planning*, New York/London 1994; *William Easterly*, *The Elusive Quest for Growth. Economists' adventures and misadventures in the tropics*, Cambridge 2002, und *Paul Collier*, *The Bottom Billion. Why the poorest countries are failing and what can be done about it*, Oxford 2007. Trotz seines ungebrochenen Machbarkeitsglaubens anerkennt das bisherige Scheitern auch *Jeffrey Sachs*, *Das Ende der Armut. Ein ökonomisches Programm für eine gerechtere Welt*, München 2005.

krieg begleitet haben. Es ist auffällig, dass das Thema seit dem Abschluss der politischen Unabhängigkeitskämpfe fast ausschließlich in volkswirtschaftlichen Begriffen verhandelt worden ist. Nichtökonomische Aspekte der Entwicklungsproblematik wurden zwar immer wieder untersucht, sie blieben aber angesichts einer eigentlichen Hegemonie des ökonomischen Denkens lange sekundär.⁸ In einem ersten Teil wirft der Aufsatz deshalb einen Blick auf zentrale Wissensbestände der Entwicklungs- bzw. Wachstumsökonomie. Dabei interessiert insbesondere die Geschichte des Versuchs, volkswirtschaftliche Gesamtumsätze zu berechnen und in aggregierter Form, etwa als Bruttosozialprodukt (BSP), analytisch verfügbar zu machen. Seit den frühen 1940er-Jahren gehört die jährliche Veränderung des BSP pro Kopf einer wirtschaftlichen Einheit zu den wichtigsten Indikatoren für Entwicklung. Es wird argumentiert, dass diese ökonomischen Abstraktionen den Diskurs über die wirtschaftliche Selbstständigkeit im Prozess der Dekolonisation wesentlich strukturierten. Die Abstraktionen blendeten lokale sozioökonomische Besonderheiten tendenziell aus und überführten den gesamten Problemzusammenhang wirtschaftlicher Selbstständigkeit in einen analytischen Rahmen, der an einigen Industrieländern entwickelt worden war. Dieser Schritt war erkenntnistheoretisch wohl gewagt, empirisch und hinsichtlich der politischen Implementierbarkeit erwies er sich jedoch als produktiv.

Der zweite Teil des Beitrags blickt auf die äthiopische Hauptstadt Addis Abeba im Jahr 1961. An diesem Ort und zu dieser Zeit fanden mehrere internationale Konferenzen statt, an denen weltweit führende Fachkräfte die Zukunft Afrikas ganz im Zeichen wirtschaftlicher Rückständigkeit diskutierten. Es wird gefragt, wie angesichts der komplexen historischen Situation der Dekolonisation das geballte wirtschaftswissenschaftliche Fachwissen auf die afrikanischen Realitäten angewendet wurde. Die ökonomischen Abstraktionen stellten eine Reihe von Leerstellen und Lücken her, die zu füllen zu einer wesentlichen Handlungsperspektive der neuen afrikanischen Regierungen wurde.⁹

Wenn sich auch die meisten dieser Handlungsanleitungen in der Praxis nicht restlos bewährten, so hatten sie als politische Ressourcen doch eine immense Bedeutung, die es zu rekonstruieren gilt. Der dritte Teil schaut in dieser Absicht auf das Fallbeispiel Kenia. Unter dem Schlagwort »African Socialism« hat das unabhängige afrikanische Land das Heilsversprechen der Entwicklungsökonomie explizit aufgenommen und die Konsolidierung der ungefestigten Nation stark vom ökonomischen Wachstumsprozess abhängig gemacht. »Seek ye first the economic kingdom« könnte man daher in der Diktion Nkrumahs sagen, wenn es darum ginge, ein Leitmotiv kenianischer Politik für die 1960er-Jahre zu bestimmen. Die postkoloniale Geschichte des afrikanischen Staates erscheint so als inte-

7 Hingegen ist der Entwicklungsdiskurs bisher fast ausschließlich aus der Perspektive der Anthropologie thematisiert worden. Vgl. etwa *Ralph Grillo/R.L. Stirrat*, *Discourses of Development. Anthropological perspectives*, Oxford 1997; *Jonathan Crush* (Hrsg.), *Power of Development*, London/New York 1995; *Arturo Escobar*, *Encountering Development. The making and unmaking of the Third World*, Princeton, New Jersey 1995, oder *Mark Hobart* (Hrsg.), *An Anthropological Critique of Development. The growth of ignorance*, London 1993. Eine Zusammenstellung einschlägiger Nachdrucke bieten *Marc Edelman/Angelique Haugerud* (Hrsg.), *The Anthropology of Development and Globalization. From classical political economy to contemporary neoliberalism*, Malden 2005.

8 Früh auf die Bedeutung nichtökonomischer Faktoren im Entwicklungsprozess hingewiesen hat *Bert F. Hoselitz*, *Noneconomic Factors in Economic Development*, in: *The American Economic Review* 47, 1957, H. 2, S. 28–41. Nachhaltig wirkte in dieser Hinsicht *Amartya Sen*, *Development as Freedom*, Oxford 1999. Freilich ist die Bestimmung spezifischer sozialer Handlungsformen als nicht ökonomisch keineswegs selbstevident, sondern abhängig von der theoretischen Konzeption des Ökonomischen. Vgl. für einen breiten Ökonomiebegriff *Michael Storper/Robert Salais*, *Worlds of Production. The Action Frameworks of the Economy*, Cambridge 1997.

9 *Frederick Cooper*, *Modernizing Bureaucrats, Backward Africans, and the Development Concept*, in: *ders./Packard*, S. 64–92.

graler Teil einer globalen Modernisierung, die vielfältig ausdifferenzierte und lokal ganz unterschiedliche Formen annahm.¹⁰

I. DIE PRODUKTIVITÄT ÖKONOMISCHER ABSTRAKTIONEN

Um die Kraft des ökonomischen Heilsversprechens im postkolonialen Kenia zu verstehen, ist es notwendig, recht weit in die Geschichte der ökonomischen Wissensproduktion zurückzublicken. Der Versuch, die Wirtschaftsaktivität eines gegebenen Territoriums in ihrer Gesamtheit zu erfassen, und daraus Handlungsanleitungen für die Zukunft zu gewinnen, kann bis zu den französischen Physiokraten des 18. Jhd. zurückverfolgt werden. Für den vorliegenden Zusammenhang scheint es aber ausreichend, mit dem von Mary Morgan und Judy Klein sogenannten »Age of Economic Measurement« einzusetzen. Seit dem letzten Drittel des 19. und insbesondere in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts konstituierte sich die moderne Volkswirtschaftslehre in Abgrenzung von der deutschen Historischen Schule neu als eine Art Ingenieursdisziplin, die ihre Gegenstände durch Verfahren der Quantifizierung, der Mathematisierung und der Modellierung verfügbar machte.¹¹ Ökonomisches Wissen nahm vermehrt Zahlenform an, und seine Herstellung wurde wesentlich an den Einsatz von Messinstrumenten geknüpft.¹²

Auch das Bemühen der Ökonomen um ein quantitatives Gesamtbild der wirtschaftlichen Transaktionen wurde von diesem Technisierungsschub zentral geprägt. In den 1930er- und 1940er-Jahren wurden die Instrumente des *social accounting* auf das neu erweckte Interesse an wirtschaftlichen Wachstumsprozessen angewendet.¹³ In dieser Bewegung entstand, wenn man dem australischen Ökonomehistoriker Heinz W. Arndt folgt, die Entwicklungsökonomie als eine eigenständige Disziplin.¹⁴ Zu dem historischen Zeitpunkt, als die USA nach dem Zweiten Weltkrieg die moderne Entwicklungshilfe als politisches Projekt lancierten, war die Ökonomie die einzige sozialwissenschaftliche Disziplin, die tauglich scheinende Theorieangebote machen konnte, um Interventionen in dem neuen Feld anzuleiten. Ein genauer Blick auf die epistemologischen Qualitäten dieser Wissensform scheint daher lohnend.

Bis in die 1930er-Jahre blieb das *social accounting* auf den sorgfältig abgezeichneten Untersuchungsrahmen des Nationalstaats beschränkt und ließ sich von dem Erkenntnisinteresse leiten, die soziale Verteilung des Wohlstands in ihm empirisch zu untersuchen.¹⁵ Ein frühes Beispiel hierfür waren die Arbeiten von Robert Dudley Baxter, der seine Absichten mit der Visualisierung der Insel Teneriffa verglich. Er schrieb 1868:

»An inhabitant is scarcely aware of its real proportions for if he lives at its foot, he sees chiefly the lower eminences which rise immediately above him; and if he climbs the heights he is apt to lose sight of the broad base which spreads below [...] I have often thought that such an island is a good emblem of a wealthy state. The difficulty is, to ascertain the relative dimensions of these mountain

10 Vgl. *Shalini Randeria*, *Geteilte Geschichte und verwobene Moderne*, Berlin 1999.

11 *Klein/Morgan*. Vgl. auch *Geoffrey Hodgson*, *How Economics Forgot History. The problem of historical specificity in social science*, London/New York 2001. Diese Entwicklung ist verknüpft, aber nicht deckungsgleich mit dem Aufstieg der Grenznutzenschule.

12 *Mary S. Morgan*, *Economics*, in: *Ted Porter/Dorothy Ross* (Hrsg.), *The Modern Social Sciences*, Cambridge 2003, S. 275–305; *Herbert Kalthoff* u. a. (Hrsg.), *Facts and figures. Economic representations and practices*, Marburg 2000.

13 Das Standardwerk zur frühen Geschichte der nationalen Buchhaltung ist noch immer *Paul Stodenski*, *The Income of Nations. Theory, measurement, analysis: past and present*, New York 1958.

14 Vgl. *Heinz W. Arndt*, *Economic Development. The history of an idea*, Chicago/London 1987.

15 Vgl. z. B. *Edgar Sydenstricker/Willford I. King*, *The Classification of the Population According to Income*, in: *The Journal of Political Economy* 29, 1921, S. 571–594.

zones. [...] We must sail out into the offing, till we can see the island as one grand whole, and realize its true proportions.«¹⁶

Um einen solchen distanzierten Blick zu gewinnen, werteten die Volkswirte Steuerregister aus und bereiteten die Ergebnisse in Tabellenform für weitere Berechnungs- und Auswertungsprozeduren auf. Die Korrelation mit Bevölkerungszahlen erlaubte es, Einkommensgruppen zu bilden, aus denen wiederum die Wohlstandsverteilung ersichtlich wurde.

Es liegt nahe, diese Statistiken mit Bruno Latour als Inskriptionen zu bezeichnen, mit deren Hilfe sonst weitgehend unzugängliche Sachverhalte eine neue Sichtbarkeit gewannen.¹⁷ In einem gewissen Sinne waren sie nicht nur repräsentativ, sondern eigentlich produktiv, d. h. sie verliehen ihren abstrakten Inhalten einen gegenständlichen Charakter.¹⁸ Im Folgenden wird argumentiert, dass die nationale Buchhaltung einen Raum eröffnet hat, in dem Wissen über volkswirtschaftliche Zusammenhänge erarbeitet und aufbewahrt werden konnte. Dieser »epistemische Raum«¹⁹ hatte die Tendenz, sich durch seine vielfältigen Bezüge zur ökonomischen Wissensproduktion und zur Wirtschaftspolitik selbst zu stabilisieren und mithin unentbehrlich zu machen. Er ist gewissermaßen zu einer zweiten Natur geworden, deren durchaus heikle Korrespondenz zur soziopolitischen Realität (oder »ersten« Natur) je länger sie existierte, desto weniger problematisiert zu werden brauchte.

Als Erfinder des Bruttosozialprodukts gelten der Brite Colin Clark und der Amerikaner Simon Kuznets. Das Aggregat stellte die Gesamtproduktivität einer wirtschaftlichen Einheit dar und umfasste als Wirtschaftssubjekte die Unternehmen, die Haushalte und den Staat. Es konnte entweder als Total der Einkünfte oder als Total der Ausgaben ausgedrückt werden, die sich in einem geschlossenen volkswirtschaftlichen System zwangsläufig gleichen. Kuznets hat seine Konzeption in einem einflussreichen Artikel in der »Encyclopedia of the Social Sciences« 1933 vorgestellt. Die nationale Buchhaltung sei, so heißt es dort, ein Instrument »to appraise the prevailing economic organization in terms of its returns«.²⁰ Kuznets schlug eine Methode vor, um Institutionengefüge auf ihre ökonomische Effizienz hin zu prüfen. Daran schloss sich leicht die Vorstellung an, ein Wandel der wirtschaftlichen Organisation führe zu einer Veränderung ihres Gesamtertrags. Im Prinzip ließ sich das Material für solche Überlegungen durch vergleichende Studien erarbeiten. Wenn einmal die – mehr oder weniger stabile – Bestandsaufnahme einer Wirtschaftseinheit zu einem gegebenen Zeitpunkt erfolgt war, konnten die Resultate mit anderen Erhebungen verglichen werden. Wiederum mit Bruno Latour lässt sich diese Form des Wissenserwerbs als die Herstellung von »immutable mobiles«, von beweglichen, aber in sich stabilen Inskriptionen beschreiben, die in eine Kaskade weiterer solcher Inskriptionen eingefügt werden konnten.²¹ Die Herstellung einer BSP-per capita-Wachstumsrate ist ein solcher mehrschichtiger Einschreibungsvorgang, indem der Gesamtertrag einer Volkswirtschaft für ein bestimmtes Jahr durch die Bevölkerungszahl geteilt, an gleiche Konstruktionen für frühere Jahre angeschlossen und die Differenz als Quotient ausgedrückt wird.

16 R.D. Baxter: *National Income of the United Kingdom*, London 1868, S. 1, zitiert nach Studenski, S. 115.

17 Bruno Latour, *Science in Action. How to follow scientists and engineers through society*, Cambridge 1987, S. 68.

18 Mary Morgan, *Perspective. Making measuring instruments*, in: Klein/dies., S. 235–251.

19 Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001.

20 Simon Kuznets, *National Income*, in: Edwin R. A. Seligman (Hrsg.), *Encyclopedia of the Social Sciences*, New York 1933, S. 205–224, hier S. 205. Vgl. auch Vibha Kapuria-Foreman/Mark Perlman, *An Economic Historian's Economist: Remembering Simon Kuznets*, in: *The Economic Journal* 105, 1995, S. 1524–1547.

21 Bruno Latour, *Drawing Things Together*, in: Michael Lynch/Steve Woolgar (Hrsg.), *Representation in Scientific Practice*, London 1990, S. 19–68.

Kuznets war allerdings sehr zurückhaltend bei der Herstellung solcher Zeitreihen, und zwar nicht nur wegen der Schwierigkeit, vergleichbare, d. h. reale Preise für die verschiedenen Jahre zu ermitteln. Vielmehr wies er mit Nachdruck darauf hin, dass die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung ausschließlich in Preisen ausdrückbare Sachverhalte aufzeichne, die er insgesamt als »economic activity« umschrieb. Wo genau innerhalb einer gegebenen sozioökonomischen Einheit die Trennlinie zwischen ökonomischer und nicht-ökonomischer Aktivität liege, war seiner Überzeugung nach historisch vollständig kontingent. In dem Lexikonartikel hielt er fest: »Being conditioned by the institutional set up of the family and of economic society, the line between economic and non-economic activity shifts from country to country and from time to time.«²² Um akkurate Zeitreihen zu erhalten, könne man nicht mit einer gleich bleibenden Berechnungsweise durch die Wirtschaftsgeschichte gehen, sondern müsse für jedes einzelne Jahr ein neues Buchhaltungsverfahren entwerfen, das dem Institutionengefüge dieser Zeit entspreche. Dieser Vorbehalt machte den Zahlenvergleich höchst problematisch.

Colin Clark, der hier zum Zwecke der Anschaulichkeit zum Gegenspieler Kuznets' stilisiert werden soll, war von einem viel bedingungsloseren Willen zur Universalisierung geprägt. Er soll nicht nur als erster Ökonom von einer jährlichen Wachstumsrate des realen Pro-Kopf-Einkommens gesprochen haben. Clark wurde vielmehr zu einem Pionier der Entwicklungsökonomie, weil er 1940 ein umfangreiches Konvolut publizierte, das unter dem Titel »The conditions of economic progress« im Medium der nationalen Buchhaltung die Wirtschaftskraft aller Länder der Welt verglich.²³ Analog zu den heutigen Techniken der Kaufkraftparität konstruierte er hierfür eine künstliche Währungseinheit, den *International Unit*. Im transparenten statistischen Raum dieses Werks entstand ein bisher unbekanntes Bild. Es zeigte, dass die Hälfte der Weltbevölkerung in Ländern lebte, deren Durchschnittseinkommen für die Jahre 1925 bis 1934 unter 200 Units lag, was weniger als einem Sechstel des US-Amerikanischen Wertes entsprach. Das Buch wurde zwar wegen seiner dürftigen Faktenbasis angegriffen, aber es machte dennoch Furore, weil es zeigte, dass die Welt im Grunde ein »wretchedly poor place« war, wie sich Clark im Vorwort ausdrückte. Es hatte in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine doppelte Wirkung. Einerseits schien es die Evidenz für den entwicklungspolitischen Handlungsbedarf zu liefern, den US-Präsident Harry Truman in seiner Antrittsrede 1949 im »Point Four Program« einklagte.²⁴ Und zweitens machte es die nationale Buchhaltung zum unbestrittenen Medium des Nachdenkens über wirtschaftliche Ungleichheiten im Weltmaßstab.

Der statistische Zahlenraum generierte ein Umfeld, in dem sich die moderne Ökonomie als experimentelle Wissenschaft betätigen konnte. Grundlegend hierfür war die Modellierung der Volkswirtschaft als geschlossenes Kreislaufsystem oder als »a complex network of relationships operating in all directions«, wie sich einer der Gründer der Ökonometrie, Ragnar Frisch, 1933 ausdrückte.²⁵ Viele Ökonomen machten sich in der Zwischenkriegszeit daran, die relative Bedeutung und Funktion einzelner Faktoren in diesem Wirkungszusammenhang zu beschreiben, der in seiner Gesamtheit mithin als regulierbare Maschine gedacht wurde.²⁶

22 Kuznets, *National Income*, S. 209.

23 Colin Clark, *The Conditions of Economic Progress*, London 1940. Vgl. auch ders., *Development Economics. The early years*, in: Dudley Seers/Gerald M. Meier (Hrsg.), *Pioneers in Development*, New York 1984, S. 57–77.

24 Dennis Merrill (Hrsg.), *The Point Four Program: reaching out to help the less developed countries*, Bethesda 1999.

25 Ragnar Frisch, Editor's Note, in: *Econometrica* 1, 1933, 1, S. 1–4, hier: S. 1.

26 Ein eindruckliches Beispiel für diesen physikalischen Zugang bietet die Apparatur aus Röhren, Ventilen und Pumpen, mit denen der Ökonom Irving Fischer ab 1892 in Yale seine Theorie des Marktes veranschaulichte. Vgl. Timothy Mitchell, *Fixing the Economy*, in: *Cultural Studies* 12, 1998, H. 1, S. 82–101. Zur mechanischen Metaphorik der Ökonomie vgl. Margaret Schabas,

Ein Beispiel für dieses Erkenntnismodell war die Suche nach einer mathematisch präzisen Bestimmung der relativen Bedeutung von Kapital und Arbeit (Input) für die Produktion (Output). Auf der Grundlage umfangreicher Produktionsstatistiken zur US-amerikanischen verarbeitenden Industrie der Jahre 1899 – 1922 entwickelte der Ökonom Paul H. Douglas gemeinsam mit dem Mathematiker Charles W. Cobb 1928 eine Formel, die aus den gegebenen Größen Kapital und Arbeit das entsprechende Produktionsvolumen zu errechnen erlaubte.²⁷ Cobb und Douglas benutzten die historische Erfahrung eines Industriezweiges als Experimentalraum, den sie mit Hilfe der verfügbaren Statistiken betreten konnten. Innerhalb dieses Laboratoriums bauten sie eine mathematische Apparatur auf – oder eine »method of attack«, wie sie selbst sagten – mit der sie das »law of production« erforschten, das sie für universell gültig hielten. Dieses frühe ökonometrische Vorgehen war insofern experimentell, als die Forscher ihre Analyseinstrumente immer wieder auf das Material richteten, bis sich die erzielten Resultate stabilisierten. Je ausgefeilter dabei die Instrumente der Ökonometrie wurden, umso leichter fiel es den Forschern, einzelne Variablen bei gleich bleibenden Bedingungen experimentell zu ändern.²⁸ Cobb und Douglas glaubten ihren Zugang künftig noch weiter perfektionieren zu können, um einerseits ihre Formel von der spezifischen Zeitgebundenheit des Materials zu lösen, und um andererseits auch weitere Industriezweige, die gesamte US-Volkswirtschaft und weitere Volkswirtschaften vergleichend zu untersuchen. Auf diesem Wege, so schien es ihnen, müsste es möglich sein, »the precise relationships which probably lurk within economic phenomena« letztgültig zu bestimmen.²⁹

Ab den 1930er-Jahren war die nationale Buchhaltung eng mit diesem fast naturwissenschaftlich anmutenden Zugang verknüpft, in dem sie sich nicht darauf beschränkte, eine Gesamtsumme des Volkseinkommens oder der Ausgaben zu schätzen, sondern auch die relative Bedeutung einzelner Teile im Gesamtsystem bezifferte – seien diese Teile nun institutionelle Sektoren, Formen der Wirtschaftsaktivität, d. h. Branchen, oder Typen von ökonomischen Transaktionen. In der Form, in der die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung nach 1945 eine gewisse globalgeschichtliche Bedeutung erhielt, umfasste sie je einen Tabellensatz zur Gesamtproduktivität (Sozialprodukt), zum Gesamteinkommen, zur Vermögensveränderung, zu den Privathaushalten und zum Staat. Eine sechste Tabelle summierte alle Interaktionen über die nationalen Grenzen hinaus als »rest-of-the-world-account«.³⁰ Der so aufgespannte statistische Raum vervielfachte die Möglichkeit funktionaler Analysen und erweiterte die experimentellen Möglichkeiten der Ökonomie enorm. Colin Clark hatte diese Ausweitung explizit gefordert und selbst – zur Freude von Douglas – die Cobb-Douglas-Produktionsfunktion in seinen Ländervergleichen eingesetzt.³¹

From Political Economy to Market Mechanics: the Jevonian moment in the history of economics, in: I. Bernard Cohen (Hrsg.), *The Natural Sciences and the Social Sciences. Some critical and historical perspectives*, Dordrecht 1994, S. 235–255.

27 Charles W. Cobb/Paul H. Douglas, *A Theory of Production*, in: *The American Economic Review* 18, 1928, H. 1, S. 139–165.

28 Für eine wissenschaftsgeschichtliche Definition des Experiments vgl. Friedrich Steinle, *Experiments in History and Philosophy of Science*, in: *Perspectives on Science* 10, 2002, H. 4, S. 408–432 und Theodore Arabatzis, *Experiment*, in: M. Horowitz (Hrsg.), *New Dictionary of the History of Ideas*, Detroit 2005, S. 765–769.

29 Cobb/Douglas, S. 165. Zur Universalität ihres Resultats halten sie fest: »One may [...] be still a supporter of socialism, communism, or individualism and still square his social philosophy with the theory of production which we have developed.«

30 United Nations Statistical Office, *A System of National Accounts and Supporting Tables*, New York 1953. Zur Rezeption in der BRD vgl. Alexander Nützenadel, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974*, Göttingen 2005, S. 101 ff.

31 Paul H. Douglas, *Review of The Conditions of Economic Progress by Colin Clark*, in: *Journal of the American Statistical Association* 36, 1941, 215, S. 443–444.

Die neue Wissenstechnik ermöglichte nicht nur neue Formen des synchronen Ländervergleichs und prägte dadurch die Wahrnehmung des Nord-Süd-Gefälles, sondern sie rief auch geradezu nach diachronen Vergleichen und beflügelte so die Erforschung der Wirtschaftsgeschichte.³² Es entstand eine völlig neue historische Forschungsrichtung, bald bekannt als Kliometrie, die sich die Vergangenheit der westeuropäischen und der US-amerikanischen Wirtschaftsentwicklung durch die statistische Brille der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung vergegenwärtigte. So erweiterte sich das potenzielle Erkenntnisfeld der experimentellen Ökonomie im Raum und in der Zeit ab den 1950er-Jahren recht schnell. Quantitative Wirtschaftshistoriker setzten sich daran, Werte für das Bruttosozialprodukt eines Landes für historische Zeiten zu bestimmen, zu denen diese Form des Wissens noch unbekannt gewesen war.³³ Damit leisteten sie nicht nur wichtige Beiträge zum historischen Erkenntnisfortschritt, sondern sie trugen auch dazu bei, dass die ökonomischen Abstraktionen der Makroökonomie ihre eigene Geschichtlichkeit verloren und gewissermaßen naturalisiert wurden. Für den Entwicklungskontext war die Eröffnung des historischen Raumes schließlich von entscheidender Bedeutung. Auf diese Weise wurde es möglich, die erfolgreiche Industrialisierungs- und Modernisierungserfahrung der westlichen Industrieländer im 19. Jahrhundert quantitativ zu erfassen, abstrakt zu remodellieren und in einer ingenieurtechnischen Perspektive auf die armen Länder der Gegenwart anzuwenden.

Tatsächlich hat sich die Entwicklungsökonomie als wissenschaftliche Subdisziplin in enger Verbindung mit der Wachstumsökonomie entwickelt. Wichtige Forschungsergebnisse, wie beispielsweise jene von Evsey Domar, der 1946 die Bedeutung der Spar- und der Investitionsquote im gesamtwirtschaftlichen Wachstumsprozess betonte, konnten relativ leicht aus ihrem Entstehungszusammenhang – der Vergangenheit der US-Volkswirtschaft – herausgelöst und auf andere Fälle übertragen werden. Obwohl sich Domar später gegen die Verallgemeinerung seiner Erkenntnisse wehrte, wurde die Theorie als sogenanntes Harrod-Domar-Modell weltbekannt. In einer vereinfachten Form nimmt es an, dass das Wachstum des Bruttosozialprodukts proportional ist zur Investitionsquote. Auf der Basis dieser Annahme haben Entwicklungsexperten immer wieder berechnet, welche Investitionsquote nötig sei, um in einem gegebenen Land eine gewünschte Wachstumsrate des Bruttosozialprodukts zu erreichen.³⁴ Ähnliche Verallgemeinerungsmomente könnten auch bei dem revidierten Wachstumsmodell untersucht werden, das Robert Solow im Laufe der 1950er-Jahre vorschlug, und das noch heute vielen Projektplanungen indirekt zu Grunde liegt.³⁵

Frühe Autoren der Entwicklungstheorie wie W. Arthur Lewis oder Walt W. Rostow haben sich stark auf die Frage der Kapitalakkumulation konzentriert und den Anteil der investierten Ersparnisse am gesamten Bruttosozialprodukt für die entscheidende Größe gehalten. Sie argumentierten, dass sich der Erfolg der westlichen Industrieländer einem solchen Anteil von ca. zehn bis 15 Prozent verdanke und dass unterentwickelte Länder eine Art Take-off zum selbsterhaltenden Wachstum erreichen könnten, wenn auch sie

32 Vgl. *Cristel de Rouvray*, *Economists Writing History. American and French experience in the mid 20th century* (Ph.D. thesis Faculty of Economics), London School of Economics 2005.

33 Vgl. beispielsweise *Lance E. Davis* u. a., *Aspects of Quantitative Research in Economic History*, in: *The Journal of Economic History* 20, 1960, S. 539–547; *Phyllis Deane/W. A. Cole*, *British Economic Growth 1688–1959. Trends and structure*, Cambridge 1962.

34 Vgl. *Evsey D. Domar*, *Capital Expansion, Rate of Growth, and Employment*, in: *Econometrica* 14, 1946, H. 2, S. 137–147. Der Name des Modells bezieht sich auch auf zeitgleiche Arbeiten des Briten *Roy F. Harrod*. *Roy F. Harrod*, *An Essay in Dynamic Theory*, in: *Economic Journal* 49, 1939, S. 14–33. Vgl. allgemein *Easterly*, S. 28–29.

35 *Robert M. Solow*, *A Contribution to the Theory of Economic Growth*, in: *The Quarterly Journal of Economics* 70, 1956, H. 1, S. 65–94; *ders.*, *Technical Change and the Aggregate Production Function*, in: *The Review of Economics and Statistics* 39, 1957, H. 3, S. 312–320.

einen ähnlichen Prozentwert erreichten.³⁶ Solche Voraussagen riefen schon in den frühen 1950er-Jahren vehementen Protest hervor. Raúl Prebisch beispielsweise kritisierte den ausschließlichen Fokus auf die internen ökonomischen Gegebenheiten eines Landes und betonte stattdessen die Einbettung aller Volkswirtschaften in internationale Märkte.³⁷ Diese Kritik, so fundamental sie war, betraf aber nicht die Gültigkeit volkswirtschaftlicher Gesamtrechnungen. Im Gegenteil bediente sich auch Prebisch solcher Abstraktionen und stärkte dadurch einmal mehr deren Legitimität.³⁸

Seit den 1950er-Jahren etablierte sich eine spezifische Arbeitsteilung, nach der das Studium wirtschaftlichen Wachstums und der Entwicklung einerseits und die Zusammenstellung adäquater volkswirtschaftlicher Gesamtrechnungen andererseits zu zwei institutionell getrennten Aktivitäten wurden. Man könnte dies mit Hans-Jörg Rheinberger als die Ausdifferenzierung von epistemischen und technischen Dingen beschreiben.³⁹ In dieser Theorie ist ein epistemisches Ding epistemisch, weil es die Fähigkeit hat, im Erkenntnisprozess zu Überraschungen zu führen und somit neues Wissen zu generieren. Ihm gilt das eigentliche Augenmerk des Forschers. Das technische Ding hingegen verhält sich im experimentellen Aufbau stets gemäß den Erwartungen und stellt so gewissermaßen den neutralen Hintergrund dar, vor dem neue Erkenntnisse erst sichtbar gemacht werden. Dabei ist die Qualität, epistemisch oder technisch zu sein, den am Erkenntnisprozess beteiligten Dingen nicht eigen, sondern immer abhängig von der konkreten Wissensprozedur. Zu einem gewissen Grad definieren sich demnach die Objekte der Erkenntnis und die technischen Bedingungen ihrer Herstellung gegenseitig. Für die Wirtschaftswissenschaftler, denen die Mechanismen des wirtschaftlichen Wandels als epistemische Dinge vorlagen, waren die nationale Buchhaltung und andere Wirtschaftsstatistiken technische Dinge, die als weitgehend stabil galten, den Erkenntnisprozess ermöglichten, aber prinzipiell nicht in diesen interferierten. Insofern hat die theoretische Wissensproduktion der Ökonomie die Stabilität dieser Statistiken weiter gestärkt. Auch deshalb erlangte die nationale Buchhaltung den Status einer zweiten Natur, d. h. ihr repräsentierender Charakter verschwand zunehmend hinter einer angenommenen Selbstverständlichkeit. Die entwicklungsökonomische Theorie hatte sich nicht mehr darum zu kümmern, inwiefern die Zahlen, mit denen sie rechnete, einer tatsächlichen soziopolitischen Realität entsprachen. Für diese technischen Fragen der Korrespondenz waren Statistiker und angewandte Ökonomen zuständig, die selbst eine blühende disziplinäre Identität entwickelten.⁴⁰

Der konstruktive Charakter ökonomischer Abstraktionen ist für Wirtschaftswissenschaftler eine Selbstverständlichkeit. Kein Vertreter der Zunft würde bezweifeln, dass die Basis seiner Wissensproduktion Modelle sind, die allenfalls in Annäherungen auf die so-

36 Vgl. Walt W. Rostow, *The Take-Off Into Self-Sustained Growth*, in: *The Economic Journal* 66, 1956, 261, S. 25–48; W. Arthur Lewis, *The Theory of Economic Growth*, London 1955, S. 202.

37 Vgl. Raúl Prebisch, *The Economic Development of Latin America and Its Principal Problems*, Lake Success 1950; Raul Prebisch, *Commercial Policy in the Underdeveloped Countries*, in: *The American Economic Review* 49, 1959, H. 2, S. 251–273.

38 Nur eine ganz kleine Zahl von Ökonomen richtete sich grundsätzlich gegen den quantifizierenden Ansatz. Vgl. P. T. Bauer/B. S. Yamey, *Underdeveloped Economies*, in: *Science* 130, 1959, 3386, S. 1383–1387.

39 Rheinberger, Vorwort.

40 Vgl. M. Hashem Pesaran/G. C. Harcourt, *Life and Work of John Richard Nicholas Stone 1913–1991*, in: *The Economic Journal* 110, 2000, 461, S. F 146 – F 165; Flavio Comim, *On the Concept of Applied Economics. Lessons from Cambridge Economics and the history of growth theories*, in: Roger Backhouse/Jeff Biddle (Hrsg.), *Toward a History of Applied Economics*, Durham 2000, S. 147–176. Zum Problemkreis der internationalen Vergleichbarkeit vgl. Irving B. Kravis, *A Survey of International Comparisons of Productivity*, in: *The Economic Journal* 86, 1976, 341, S. 1–44.

ziale Wirklichkeit zulaufen – aber diese niemals direkt darstellen.⁴¹ Es ist interessant zu sehen, dass die Abstraktionen aber trotz dieser erkenntnistheoretischen Selbstversicherung nicht nur in politischen Entscheidungsprozessen den Status eindeutiger Repräsentationen angenommen haben, sondern in vielen Fällen auch die sozioökonomischen Realitäten, die sie zu repräsentieren vorgeben, direkt verändert haben. Diese Produktivität hat Donald MacKenzie für die Modellierungen des postfordistischen Finanzmarktes analysiert und dabei festgehalten, die Theorie sei nie nur abbildend, sondern sogar in einem wirtschaftlichen Sinne produktiv.⁴²

Ähnliche Effekte sind auch für die Modelle der Entwicklungsökonomie anzunehmen. In der Anwendung auf konkrete Realitäten haben diese Wissensbestände die soziopolitischen Verhältnisse in einer Weise als wandelbar erscheinen lassen, die globalgeschichtlich große Bedeutung erlangte. Die ökonomische Wissensproduktion ist nie nur als theoretisches Vergnügen betrieben worden. Im Moment der Dekolonisation fiel ihr eine besondere politische Aufmerksamkeit zu, weil sie die Wirklichkeit im Spannungsfeld zwischen Kolonialherren und kolonisierten Subjekten verändern zu können versprach. Dieses Versprechen ist im Hinblick auf die neuen globalen Verhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg genauer zu erforschen.

II. ADDIS ABEBA 1961. ÖKONOMISCHES WISSEN IN DER ENTSTEHENDEN GLOBAL COMMUNITY

In den ausgehenden 1950er-Jahren wurde die äthiopische Hauptstadt Addis Abeba zum Veranstaltungsort internationaler Konferenzen, deren Zahl sich in den frühen 1960er-Jahren stark häufte. Drei Tagungen des Jahres 1961 sollen gewissermaßen als Chiffre für eine neue Form von Internationalität betrachten werden. Im Januar traf sich die *International Association for Research in Income and Wealth* (IARIW). Die Gesellschaft tagte am Sitz der Ökonomischen Kommission für Afrika der Vereinten Nationen (*Economic Commission of Africa*, ECA), die unmittelbar anschließend führende Fachleute im Feld der afrikanischen Statistik zu einer weiteren Tagung versammelte. Im Sommer hielt die *International Economic Association* (IEA) eine Regionalkonferenz in Addis Abeba unter dem Titel »Economic Development for Africa South of the Sahara« ab.⁴³ Zu den genannten Anlässen könnte leicht eine Vielzahl weiterer, von der Trägerschaft her sehr unterschiedliche Veranstaltungen gefügt werden, wie etwa die von der UNESCO im Herbst 1961 nach Äthiopien berufene Konferenz zum Zusammenhang von Bildung und Wirtschaftsentwicklung.⁴⁴

Seit der Zeit, als Colin Clark seine Gesamtschau publiziert hatte, war die Welt kategorial eine andere geworden. Was mittlerweile als »Dritte Welt« bekannt war, hatte in seiner Länderliste 1940 eine weitgehend undifferenzierte Restgruppe ausgemacht. Neben Japan, den Philippinen, Palästina, Syrien, Zypern, der Türkei, China und Indien hatten damals darin als »Rest of Asia« 117,8 Millionen Menschen figuriert. Und für Afrika wies Clark neben Ägypten, Algerien, Marokko, Tunesien und Südafrika einen »Rest« aus, den seinen

41 Vgl. *Uskali Mäki* (Hrsg.), *Fact and Fiction in Economics. Models, realism and social construction*, Cambridge 2002.

42 Vgl. *Donald MacKenzie*, *An Engine, Not a Camera. How financial models shape markets*, Cambridge 2006.

43 *Adebayo Adedeji*, *The ECA: Forging a Future for Africa*, in: *Yves Berthelot* (Hrsg.), *Unity and Diversity in Development Ideas. Perspectives from the UN Regional Commissions*, Bloomington 2003, S. 233–306, hier: S. 233 ff.

44 UNESCO, *Conference of African States on the Development of Education in Africa*, Addis Ababa, 15–25 May 1961. *Approved Programme for Africa for 1961–1962*, Paris 1961.

Angaben gemäß 106,09 Millionen Menschen besiedelten. Beide Restgruppen gehörten selbstredend zu den ärmsten Weltgegenden mit deutlich unter 200 International Units an jährlichem Pro-Kopf-Einkommen.⁴⁵ Diese Sammelkategorien lösten sich mit der Dekolonisation Asiens und Afrikas auf und wurden schrittweise durch souveräne Einzelstaaten ersetzt, deren Zahl um 1960 schnell stieg. Zugleich hatte sich auch das internationale Institutionengefüge stark verändert. Mit der Gründung der UNO und ihrer Unterorganisationen, der Neuausrichtung älterer Institutionen wie der Internationalen Arbeitsorganisation (*International Labour Organization*, ILO), dem Wandel der OEEC (*Organisation for European Economic Co-operation*) zur OECD (*Organisation for Economic Co-operation and Development*), der globalen Ausweitung des Tätigkeitsfeldes der Weltbank, der Bildung zahlreicher internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften und dem Auftreten einer wachsenden Zahl von weltweit tätigen Nichtregierungsorganisationen war eine neue *global community* im Entstehen begriffen.⁴⁶

Obwohl die meisten dieser Organisationen zur Koordination der vielen nationalen Interessen gegründet worden waren, entwickelte sich in ihnen eine Eigendynamik, die nicht aus der Summe der nationalen Absichten erklärt werden kann, sondern wesentlich zur Genese eines neuen, übernationalen Handlungs- und Sinnzusammenhangs beitrug, der auf die nationalen Diskurse und Problematisierungsweisen rückwirkte.⁴⁷ Ein Agent dieser Homogenisierung war die weitgehend an technischen Abstraktionen orientierte Sprache, die sich innerhalb dieses Geflechts etablierte. So diskutierte zum Beispiel die Welternährungsorganisation (FAO) in den späten 1950er-Jahren Kalorien und Proteinanteile der Ernährung pro Kopf, während die UNESCO kulturelle Entwicklungsziele in der Anzahl von Radiogeräten, Kinossesseln und Zeitungsexemplaren pro Bevölkerungseinheit entwarf.⁴⁸ Diese quantifizierende Zugangsweise war im Grunde ohne Alternative, weil nur der Rückgriff auf abstrakte Indizes der Sozial- und Naturwissenschaften es ermöglichte, die wachsende Vielzahl staatlich verfasster lokaler Besonderheiten zentral in den Blick zu nehmen. Zugleich glichen sich die nationalen Politikfelder in diesem Prozess einander an.⁴⁹

Der Diskurs, der in der IARIW, der ECA und der IEA in Addis Abeba 1961 geführt wurde, war wesentlich von den geschilderten makroökonomischen Abstraktionen geprägt. Sie bildeten gewissermaßen die Folie, auf der es möglich schien, ökonomische Analysen und wirtschaftspolitische Empfehlungen global zu verschränken. »Seek ye first the economic kingdom« war dabei das Leitmotiv, denn in der Wirtschaftspolitik sah man den Schlüssel zur Lösung der vorliegenden Probleme. Die drei Tagungen stehen aber für drei

45 Clark, S. 54.

46 Vgl. Hedley Bull, *The Emergence of a Universal International Society*, in: Hedley Bull/Adam Watson (Hrsg.), *The Expansion of International Society*, Oxford 1984, S. 117–126; Akira Iriye, *Global Community. The role of international organizations in the making of the contemporary world*, Berkeley 2002; John Boli/George M. Thomas (Hrsg.), *Constructing World Culture. International Nongovernmental Organizations since 1875*, Stanford 1999.

47 Vgl. Martha Finnemore, *National Interests in International Society*, Ithaca 1996. Vgl. auch Michael N. Barnett/Martha Finnemore, *Rules for the World. International organizations in global politics*, Ithaca 2004.

48 Pierre de Senarclens, *La crise des Nations Unies*, Paris 1988, S. 108 f. Zur Standardisierung der internationalen Expertensprache vgl. Thomas A. Loya/John Boli, *Standardization in the World Polity: Technical Rationality over Power*, in: Boli/Thomas, S. 169–197; Frank J. Lechner/John Boli, *World Culture. Origins and consequences*, Malden 2005. Am Beispiel der Kalorie Nick Cullather, *The Foreign Policy of the Calorie*, in: AHR 112, 2007, S. 337–364.

49 Eine Länderstudie zu diesem wechselseitigen Prozess bietet Thomas Gees, *Die Schweiz im Europäisierungsprozess. Wirtschafts- und gesellschaftspolitische Konzepte am Beispiel der Arbeitsmigrations-, Agrar- und Wissenschaftspolitik, 1947–1974*, Zürich 2006. Übergreifend am Beispiel der Wissenschaftspolitik rekonstruiert ihn Benoît Godin, *Measurement and Statistics on Science and Technology. 1920 to the present*, London 2005.

unterschiedliche Perspektiven auf das gemeinsame Referenzwerk. Die IARIW war das international führende Organ der volkswirtschaftlichen Statistik, und ihre Konferenz nahm die Abstraktionen von ihrer technischen Seite her in den Blick. Für die ECA stand hingegen die Frage der politischen Anwendung der abstrakten Wissensformen im Vordergrund. Und die IEA konzentrierte sich auf die ökonomische Analyse afrikanischer Wirtschaften und auf die Theoriebildung, wozu sie die Statistik als »technisches Ding« benutzte.

Blinde Flecken in der Repräsentation Afrikas: Der Blick der IARIW

Die *International Association for Research in Income and Wealth* war 1947 als Fachgruppe für nationale Buchhaltung aus dem *International Statistical Institute* hervorgegangen und versammelte unter dem Präsidium von Simon Kuznets führende Experten wie Colin Clark, J. R. N. Stone, Jan Tinbergen oder den indischen Statistiker V. K. R. V. Rao.⁵⁰ Die Vereinigung traf sich zweijährlich, gab eine Zeitschrift heraus und organisierte zusätzlich mit Mitteln der Rockefeller-Stiftung Regionalkonferenzen, an denen Fachleute aus einzelnen Weltregionen Gelegenheit zum Austausch mit den internationalen Koryphäen erhalten sollten und auf denen die besonderen Probleme der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung in den entsprechenden Regionen erörtert wurden. Das erste solche Treffen hatte in Rio de Janeiro 1959 zu Lateinamerika stattgefunden, das zweite in Hong Kong 1960 zu Asien, und nach dem Anlass in Addis Abeba 1961 traf man sich 1962 in Istanbul, um über den Nahen Osten zu sprechen. Im Urteil eines amerikanischen Kongressteilnehmers war das Meeting in Addis Abeba das fruchtbarste in der Reihe. Es waren drei Dutzend Ökonomen zusammengekommen, von denen ein Drittel afrikanischer Herkunft war. Viele der restlichen europäischen und amerikanischen Teilnehmer waren Berater der neuen Regierungen oder als Kolonialbeamte tätig.⁵¹ In den Vorträgen wurden bestehende Anwendungserfahrungen der neuen statistischen Instrumente auf afrikanische Realitäten vorgestellt, ihre grundsätzliche Adäquatheit diskutiert und ihr möglicher Nutzen evaluiert.

Für 25 afrikanische Länder – unabhängige ebenso wie noch in kolonialer Abhängigkeit stehende – lagen bereits entsprechende Schätzungen über einzelne Jahre oder sogar jährliche Zahlen vor. Ihre Vergleichbarkeit war allerdings erschwert, da sich im britischen Kolonialgebiet das von der UNO vorgeschlagene Buchhaltungssystem verbreitet hatte, während im französischen Gebiet nach dem französischen System gearbeitet wurde. Im Auftrag der OEEC war 1960 eine Kompatibilisierungstabelle erschienen, nach der die Angaben aus den zwei Systemen umgerechnet werden konnten.⁵² Für das britische Gebiet galten die Arbeiten von Phyllis Deane zu Nordrhodesien und Nyasaland, jene von Prest und Stewart über Nigeria und insbesondere die von Peacock und Dosser zu Tanganyika als vorbildlich.⁵³ Trotz dieser Vorarbeiten war man sich einig, dass es enorm schwierig sei, die Wirtschaftsaktivität Afrikas im Medium der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung zu repräsentieren und aussagekräftige Angaben zum Bruttosozialprodukt zu machen.

50 International Statistical Institute ISS, International Association for Research in Income and Wealth, in: *Revue de l'Institut International de Statistique/Review of the International Statistical Institute* 15, 1947, 1/4, S. 135.

51 Raymond W. Goldsmith, African Meeting of IARIW, in: *The American Statistician* 15, 1961, H. 2, S. 9–10.

52 P. Ady/M. Courcier, *Systems of National Accounts in Africa*, Paris 1960; UNECA, *National Accounts in Africa and Relevant ECA Activities*, in: *Economic Bulletin for Africa* 1, 1961, H. 2, S. 29–49, hier: S. 29; D. A. Lury, *National Accounts in Africa*, in: *The Journal of Modern African Studies* 2, 1964, H. 1, S. 99–110.

53 Phyllis Deane, *Colonial Social Accounting*, Cambridge 1953; A. R. Prest/I. G. Stewart, *National Income of Nigeria*, London 1953; Alan T. Peacock/Douglas Dosser, *The National Income of Tanganyika 1952–54*, London 1958.

Grund für diesen Zweifel war erstens das starke Ungleichgewicht bei den internationalen Transaktionen, das die vorliegenden Wirtschaftseinheiten eher als Anhängsel anderer Volkswirtschaften erscheinen ließ denn als eigenständige Entitäten. Das Problem wurde virulent beim Vergleich des Brutto-sozialprodukts, das nach der Inländerkonzeption erfasst wurde, mit dem Bruttoinlandsprodukt, das auf dem Inlandskonzept beruhte.⁵⁴ Während die Aktivität ausländischer Unternehmen in industrialisierten Ländern meist einen ähnlichen Umfang aufwies wie die Tätigkeit von Landesangehörigen im Ausland, zeigten gerade die afrikanischen Wirtschaften diesbezüglich enorme Differenzen.⁵⁵ Der zweite Grund betraf die Beobachtung, dass die Volkswirtschaften von armen Ländern meist wenig integriert waren, so dass selbst beim Vorhandensein einer einheitlichen Währung keine einheitlichen Preisstrukturen vorlagen. Das Problem zeigte sich hauptsächlich in großen Staaten wie Brasilien und Indien, aber auch in afrikanischen Ländern waren die nationalen Faktor- und Produktmärkte oft zu schwach entwickelt, als dass man die Einkommen, die Produktion und die Ausgaben landesweit zu sinnvollen Aggregaten hätte zusammenfassen können.⁵⁶ Mithin entstand in Frage, ob die politischen Körperschaften ökonomisch überhaupt als Einheiten zu konzipieren seien.

Die Hauptschwierigkeit der nationalen Buchhaltung lag aber im Detail. Es wurde immer wieder gefragt, ob nicht die Kosten einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ihren Nutzen für die Wirtschaftsplanung bei weitem überstiegen. Denn in dem Versuch, die einzelnen Wirtschaftsaktivitäten zu quantifizieren, machte sich die von Kuznets angesprochene Kontingenzproblematik stets bemerkbar. Gerade bei der Schätzung des Brutto-sozialprodukts in wirtschaftlich schwachen Regionen gewann die Tatsache, dass das Instrument kulturspezifische Institutionengefüge spiegelte, an Brisanz. Phyllis Deane z. B. hatte in ihrer 1953 erschienen Publikation ernüchtert festgehalten:

»The problem of obtaining adequate data on the rural economies of Africa is the most serious obstacle in the way of framing satisfactory national income estimates for these territories. [...] The accounting problem is not simply that of the acute scarcity of quantitative data [...] it is also a qualitative problem which brings into question the fundamental validity for primitive communities of the social accounting concepts themselves.«⁵⁷

Angesichts einer auf Subsistenz und Tauschhandel basierenden Ökonomie waren die vorliegenden Buchhaltungsverfahren weitgehend nutzlos. Das Problem, das die Entwicklungsökonomien noch lange beschäftigen sollte, bestand nicht nur darin, dass kaum in Preisen quantifizierbare Information über die wirtschaftliche Aktivität vorlag. Es war grundsätzlich. Auch Dudley Seers hatte schon 1952 gemeint, afrikanische Subsistenzwirtschaften zu vermessen, sei »the well-known morass which those estimating national incomes of underdeveloped areas either skirt, rush across, or die in.«⁵⁸ Einige Statistiker entwickelten originelle Methoden, um an Zahlen zu kommen. So schlug Prest beispielsweise vor, Brautpreise zu erfragen, während andere annahmen, in Hirtenkulturen übernehme der

54 Das Inländerkonzept addiert alle Beträge, die Landesbürgern zufließen, unabhängig davon, ob aus Aktivitäten im Inland oder im Ausland. Das Inlandskonzept hingegen erfasst das Gesamteinkommen, das innerhalb der Grenzen einer Volkswirtschaft entsteht, unabhängig davon, ob es inländischen oder ausländischen Wirtschaftssubjekten zufließt. Michael Frenkel/Klaus Dieter John, *Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung*, München 2006, S. 47.

55 Lury, S. 100.

56 Vgl. Harry T. Oshima, National Income Statistics of Underdeveloped Countries, in: *Journal of the American Statistical Association* 52, 1957, 278, S. 162–174, hier: S. 162.

57 Deane, *Colonial Social Accounting*, S. 115.

58 Dudley Seers, The Role of National Income Estimates in the Statistical Policy of an Underdeveloped Area, in: *The Review of Economic Studies* 20, 1952, H. 3, S. 159–168, S. 166; ders., What Are We Trying to Measure?, in: *Journal of Development Studies* 8, 1972, S. 21–36. Vgl. auch Melville J. Herskovits, African Economic Development in Cross-cultural Perspective, in: *The American Economic Review* 46, 1956, H. 2, S. 452–461, hier: S. 460.

Viehbestand die Funktion von Geld.⁵⁹ Diese Techniken gingen nicht in das globale Instrumentarium der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ein, aber sie bildeten den Ausgangspunkt für eine lange Grundsatzdebatte zu der Frage, ob die Rationalität des homo oeconomicus eine Universalie darstelle oder eine Besonderheit der westlichen Kultur sei.⁶⁰

Auf der Konferenz der IARIW wurde wiederholt darauf hingewiesen, dass im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung die Sphäre der Subsistenzwirtschaft und des Tauschhandels schrumpfe, dass sich also im Sinne von Kuznets die Trennlinie zwischen ökonomischer und nicht-ökonomischer Aktivität verschiebe. Diese Beobachtung war von weitreichender Konsequenz, denn wenn die Schätzungen des volkswirtschaftlichen Gesamtumsatzes nur auf der Vermessung der kapitalisierten Transaktionen basierte, verlöre die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung als Erkenntnisinstrument für die Beschreibung wirtschaftlicher Wachstumsfragen in diesem Fall ihren Sinn. Afrikanische Realitäten, so wurde argumentiert, würden in einem so konstruierten epistemischen Raum der nationalen Buchhaltung auf eine Weise repräsentiert, die es unmöglich mache, zwei fundamental verschiedene Prozesse zu trennen: jenen der Kapitalisierung bestehender Wirtschaftstätigkeit und jenen der Zunahme des Gesamtvolumens dieser Aktivität. Wachstumsraten des Bruttosozialprodukts hätten deshalb im Grunde genommen keine Aussagekraft, weil die Ursache der durch sie dargestellten Prozesse des Wandels nicht eindeutig zu rekonstruieren sei. Es könne sich stets ebenso um eine Zunahme der ökonomischen Produktivität handeln, als um die Durchdringung der Wirtschaftswelt mit Geld. Die Experten in Addis Abeba waren sich nicht einig darüber, wie bedeutsam diese Komplikation sei. Die Mehrheit stellte sich auf den Standpunkt, dass sich das Problem mit dem weiteren Ausgreifen der Marktwirtschaft von selbst löse. Die epistemische Uneindeutigkeit des Instruments war in ihren Augen letztlich irrelevant, weil beide Prozesse als zentrale Bestandteile der gewünschten Entwicklung galten. Faktisch reproduzierte man so aber die nach Kriterien der Rasse strukturierte koloniale Wirtschaftswelt. So wie die schwarzen Afrikaner im politischen Prozess nicht repräsentiert wurden, blieben sie auch ökonomisch unsichtbar.

Konsens bestand an der Tagung aber darüber, dass sich aus den bestehenden statistischen Arbeiten über Afrika keine mit industrialisierten Ländern vergleichbare Aggregate gewinnen ließen und dass die vorliegenden Schätzungen von Bruttosozialprodukten die tatsächliche Wirtschaftskraft strukturell unterschätzten – dass also Afrika in internationalen Vergleichstabellen der Clark'schen Art stets ärmer dargestellt wurde, als es wohl tatsächlich war. Man kam überein, dass die beschränkten statistischen Ressourcen der neuen Länder vorläufig besser nicht für die Erstellung vollständiger Gesamtrechnungen zu binden seien, sondern effizienter für Einzeluntersuchungen eingesetzt würden, die konkrete Problemstellungen betrafen. »National accounts calculation cannot be started in a vacuum, although many statisticians must have felt that this was what they were doing«, meinte einer der Teilnehmer rückblickend.⁶¹ In diesem Sinne wurde ein »Minimum System of National Accounts for use by African Countries« skizziert und der ECA zur Weiterleitung an das Statistische Büro der Vereinten Nationen übergeben.⁶²

59 Vgl. *Prest/Stewart; Harold K. Schneider*, A Model of African Indigenous Economy and Society, in: *Comparative Studies in Society and History* 7, 1964, H. 1, S. 37–55.

60 Vgl. *George Dalton*, Economic Theory and Primitive Society, in: *American Anthropologist*, New Series 63, 1961, H. 1, S. 1–25; *ders.* (Hrsg.), *Research in Economic Anthropology*, Greenwich 1978; *Harold K. Schneider*, *Economic Man: the anthropology of economics*, New York 1974. Vgl. auch *Albert Wirz*, Das Bild vom anderen. Möglichkeiten und Grenzen interkulturellen Verstehens, in: *Manfred Brouckner/Heino Nau* (Hrsg.), *Ethnozentismus. Möglichkeiten und Grenzen des interkulturellen Dialogs*, Darmstadt 1997, S. 153–169, hier: S. 163.

61 *Lury*, S. 104.

62 *G. C. Billington*, A Minimum System of National Accounts for use by African Countries and Some Related Problems, in: *L. H. Samuels* (Hrsg.), *African Studies in Income and Wealth*, Chicago 1963, S. 1–52.

Vom Füllen des Vakuums: Das Programm der ECA

Diese Behörde, die wesentlich an der Organisation der IARIW-Tagung mitgewirkt hatte und deren Ergebnisse gerne in Empfang nahm, war erst kurz zuvor unter kontroversen Bedingungen entstanden. Während die Gründung anderer UNO-Wirtschaftsorganisationen wie der Ökonomischen Kommission für Lateinamerika im Jahre 1948 relativ friktionslos über die Bühne gegangen waren⁶³, stieß bei der Entstehung der Ökonomischen Kommission für Afrika (ECA) das koloniale System der Vorkriegszeit mit voller Wucht auf das Normengefüge der neuen Weltgesellschaft. Der Konflikt betraf zwei gegensätzliche Zukunftsvorstellungen, die sich paradoxerweise beide auf die gleichen ökonomischen Wissensbestände bezogen. Die Kolonialmächte sahen für ihre afrikanischen Gebiete einen langsamen Prozess wirtschaftlichen Wachstums unter ihrer Hoheit vor. Dagegen verlangten die neuen afrikanischen Staaten in der UNO eine beschleunigte Dekolonisation und betonten die anstehenden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Transformationen. Ihr Anliegen war, das Weltwissen über ökonomischen Wandel in einer Spezialkommission der Vereinten Nationen zu konzentrieren, deren Zuständigkeit alle Territorien Afrikas umfasste. Die Kolonialmächte hingegen wehrten sich gegen jegliche Intervention in ihren Herrschaftsbereich. Erst nach langen Verhandlungen konnten ihre Widerstände überwunden werden.⁶⁴

Für die Vertreter der unabhängigen afrikanischen Staaten bedeutete dies einen großen symbolischen Sieg. Die Gründungsversammlung der ECA am Jahreswechsel 1958/1959 in Addis Abeba wurde vom Gastgeber Kaiser Haile Selassie I. zu einer Wiedergeburt Afrikas stilisiert, bei der nun Afrikaner aus allen Teilen des Kontinents erstmals auf afrikanischem Boden gemeinsam über die Zukunft Afrikas sprachen.⁶⁵ Allerdings, so hat der nigerianische Ökonom Adebayo Adedeji rückblickend festgehalten, waren die Sprechweisen um 1960 noch keineswegs globalisiert.

»The African spokesmen were not like the professional diplomats and technocrats who would dominate the next generation. They did not possess the theoretical skills or sophistication or even the self-confidence to put together the development paradigm they thought Africa needed in the language and sophistication of modern-day economists and social scientists«.⁶⁶

Die von den unabhängigen afrikanischen Staaten dominierte ECA hat sich von ihrer Gründung an als eigentliche »research organization« konstituiert, um ökonomisches Wissen lokal verfügbar zu machen und um dieses empfundene Defizit zu kompensieren.⁶⁷ Die Programmatik der ECA war dezidiert antikolonial und die Kommission war

63 Gert Rosenthal, ECLAC: A Commitment to a Latin American Way toward Development, in: Berthelot, S. 168–232; John Toye/Richard Toye (Hrsg.), The UN and Global Political Economy, Bloomington 2004, S. 137 ff.

64 Adedeji, S. 235. Zur Rolle der neuen afrikanischen Staaten in der UNO vgl. aus zwei unterschiedlichen Perspektiven Andrew Cohen, The New Africa and the United Nations, in: International Affairs 36, 1960, H. 4, S. 476–488, und Ali A. Mazrui, The United Nations and Some African Political Attitudes, in: International Organization 18, 1964, H. 3, S. 499–520.

65 E.P. Laberge, Le rôle et l'évolution de la commission économique pour l'Afrique, in: Canadian Journal of African Studies/Revue Canadienne des Études Africaines 1, 1967, H. 1, S. 33–42, hier: S. 33; Adedeji, S. 237.

66 Adedeji, S. 238.

67 B.T.G. Chidzero, The United Nations Economic Commission for Africa, in: African Studies Bulletin 6, 1963, H. 2, S. 1–5, hier: S. 3. Vgl. auch Thandika Mkandawire, 30 Years of African Independence. The economic experience, in: Peter Anyang' Nyong'o (Hrsg.), 30 Years of Independence in Africa: The Lost Decades, Nairobi 1992, S. 86–102, hier: S. 98. Einen Überblick der statistischen Arbeiten der ECA bietet Bahgat El-Tawil, Statistical Activities of the U.N. Economic Commission for Africa, Addis Ababa, in: The Journal of Modern African Studies 3, 1965, H. 3, S. 437–439.

bis zur Gründung der Organisation für Afrikanische Einheit eines der wichtigsten Foren des Panafricanismus. So meinte der Malawische Volkswirt B. T. G. Chidzero 1963: »The Economic Commission for Africa is in a real sense the United Nations in Africa. It is Africa's own commission and common tool for unity.«⁶⁸ Mit großer Zukunftsgewissheit setzten die Afrikaner auf den neuen Diskurs ökonomischer Abstraktionen, der im internationalen Institutionengefüge seit dem Zweiten Weltkrieg stetig an Bedeutung gewann.

Ein Grund hierfür mag sein, dass seit 1940, als Clarks Tabellen erschienen, eine wichtige Änderung stattgefunden hatte, die den Konnex von Wirtschaftsstatistik und Staatlichkeit betraf. Bis in die 1920er-Jahre sammelten statistisch interessierte Volkswirte ihre Daten in privater Initiative. Dann begannen zunächst Kanada und die Sowjetunion 1925 und Deutschland 1929, volkswirtschaftliche Informationen zentral bereitzustellen. Mit der Weltwirtschaftskrise verstärkte sich diese Entwicklung. Simon Kuznets betrieb seine bahnbrechenden Studien ab 1931 als Mitarbeiter des staatlichen *US National Bureau of Economic Research*, und in Großbritannien konnte John Maynard Keynes die Regierung 1941 davon überzeugen, dass die Zusammenstellung einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung im nationalen Interesse liege.⁶⁹ Der Staat wurde in den 1930er-Jahren zum wichtigsten Auftraggeber solcher Erfassungen. Zugleich geriet die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung zu einem Medium, das den Staat als historische Kategorie bedeutend stärkte.⁷⁰ Die neue Wissensform bildete nicht nur das gesamte Wirtschaftsleben in ihm ab, und reproduzierte ihn so als Handlungseinheit, sondern wies ihm auch eine bedeutende wirtschaftliche Funktion zu. Hintergrund hierfür war die neue keynesianische Makroökonomik, welche die Wirtschaftsaktivität des Staatssektors zum entscheidenden Interventionsinstrument der Wirtschaftspolitik erhob.⁷¹ Der Statistikhistoriker Alain Desrosières hat in diesem Zusammenhang von einer spezifischen »co-construction« von Staatlichkeit und Statistik gesprochen.⁷²

Von entscheidender Bedeutung für den neuen Konnex waren insbesondere die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges und der nachfolgende wirtschaftliche Wiederaufbau Europas. Mit beachtlichem Erfolg war die US-amerikanische Volkswirtschaft im Krieg unter Anleitung von Simon Kuznets so umgebaut worden, dass sie einen kriegswirtschaftlich optimalen Ertrag erzielte. In Großbritannien entwarf Keynes auf der Grundlage der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung einen Plan »how to pay for the war«.⁷³ Diese Interventionen stärkten die Akzeptanz der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung als Instrument der Wirtschaftspolitik enorm. Die französische *Planification* der Nachkriegszeit stellte integral auf das neue Instrument ab, und die Umsetzung des Marshallplans wäre ohne seine Hilfe vermutlich nicht möglich gewesen. In den Niederlanden entwarf der Ökonom

68 Chidzero, S. 5.

69 Vgl. Studenski, Kapitel 10.3. Zu Deutschland vgl. J. Adam Tooze, *Statistics and the German State, 1900–1945. The making of modern economic knowledge*, Cambridge 2001.

70 Zur Konstruktionsgeschichte der Kategorie Staat vgl. die Beiträge in George Steinmetz (Hrsg.), *State/Culture: State-Formation after the Cultural Turn*, Ithaca 1999.

71 Vgl. John Maynard Keynes, *The General Theory of Employment, Interest and Money*, London 1936; ders., *The Concept of National Income. A supplementary note*, in: *The Economic Journal* 50, 1940, 197, S. 60–65. Zum Zusammenhang von Keynesianismus und volkswirtschaftlicher Gesamtrechnung vgl. Tomo Suzuki, *The Epistemology of Macroeconomic Reality. The Keynesian Revolution from an accounting point of view*, in: *Accounting, Organization and Society* 28, 2003, S. 471–517. Ich danke Jan-Othmar Hesse für diesen Hinweis.

72 Alain Desrosières, *Managing the Economy*, in: Porter/Ross, S. 553–564, hier: S. 560.

73 John Maynard Keynes, *How to pay for the war*, London 1940; J. R. N. Stone, *The Use and Development of National Income Expenditure Estimates*, in: D. N. Chester (Hrsg.), *Lessons of the British War Economy*, Cambridge 1951, S. 83–101.

Jan Tinbergen eine neuartige Ko-Konstruktion von Wirtschaftspolitik, statistischer Datenerfassung und ökonometrischer Theorieproduktion.⁷⁴

In den außerordentlichen Umständen der Kriegs- und der unmittelbaren europäischen Nachkriegszeit hatte die nationale Buchhaltung einen Raum für »Realexperimente« eröffnet⁷⁵, auf den man z.B. in Indien unmittelbar Bezug nahm. Hier hatte schon in den 1930er-Jahren V. K. R. V. Rao in Kooperation mit Colin Clark erste Berechnungen für die britische Kolonie angestellt, die er 1939 und 1940 publizierte.⁷⁶ Bald nach der indischen Unabhängigkeit wurde die politische Steuerungskraft des neuen Instruments in der Form von wirtschaftlichen Entwicklungsplänen in Anschlag gebracht.⁷⁷ Unter großer internationaler Aufmerksamkeit entwarf das unabhängige Indien in den 1950er-Jahren eine Wirtschaftsverfassung, die nach eigener Einschätzung einen »Dritten Weg« zwischen der sozialistischen Planwirtschaft und dem keynesianischen Interventionismus der westlichen Industriestaaten darstellen sollte und deren experimenteller Charakter bald kontrovers diskutiert wurde.⁷⁸

Diese Form realer und politischer Experimente ist von der oben genannten Form experimenteller Erkenntnisproduktion abzuheben. Man kann die moderne Volkswirtschaftslehre als eine Wissenschaft verstehen, die zugleich eine angewandte und eine theoretische Seite hat. Es war für Ökonomen stets nur ein kleiner Schritt, von der Erforschung wirtschaftlicher Gesetzmäßigkeiten zur Formulierung wirtschaftspolitischer Handlungsanweisungen überzugehen. Die frühe Entwicklungsökonomie muss in dieser vielfältigen Konstellation verortet werden, die zugleich experimentelle Formen der Wissenserzeugung, Mechanismen staatlicher Intervention und den Glauben an die Machbarkeit wirtschaftlicher Planung umfasste. Sie war überdies Ausdruck der internationalen Standardisierung des ökonomischen Wissens und zugleich ein Agent in diesem Prozess.

Bereits 1944 hatte die ILO den neuen Ansatz aufgenommen.⁷⁹ Und 1948 begann das Statistische Büro der UNO, ganz im Sinne von Colin Clark tabellarische Darstellungen des Wohlstands bzw. der Armut in der Welt zu veröffentlichen, so etwa den Bericht über »Salient Features of the World Economic Situation, 1945–47« (Januar 1948), ein »Supplement to the Economic Report« (März 1948) und »Selected World Economic Indices«

74 Vgl. zu Frankreich *Pierre Bauchet*, La planification Française. Quinze ans d'expérience, Paris 1962, und *François Fourquet*, Les comptes de la puissance. Histoire de la comptabilité nationale et du plan, o.O. 1980. Zu den Niederlanden vgl. *Marcel Boumans*, How Economists Model the World into Numbers, London 2005. In Deutschland blieb die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung hingegen zunächst unpopulär. Vgl. *Nützenadel*, S. 99 ff.

75 *Matthias Gross* u. a., Realexperimente. Ökologische Gestaltungsprozesse in der Wissensgesellschaft, Bielefeld 2005.

76 V. K. R. V. Rao, An Essay on India's National Income, 1925–1929, London 1939; *ders.*, The National Income of British India 1931–32, London 1940. Vgl. auch *ders./S. L. Rao*, The partial memoirs of V. K. R. V. Rao, New Delhi 2002.

77 Vgl. *Prasanta Chandra Mahalanobis*, The Approach of Operational Research to Planning in India, Calcutta 1955. Zu Mahalanobis vgl. *C. R. Rao*, Prasantha Chandra Mahalanobis 1893–1972, in: Biographical Memoirs of Fellows of the Royal Society 19, 1973, S. 454–492.

78 Vgl. *Jagdish Bhagwati/Padma Desai*, India: Planning for Industrialization. Industrialization and trade policies since 1951, London 1970; *Albert H. Hanson*, The Process of Planning. A study of India's five-year plans 1950–1964, London 1966; *Ajit Roy*, Planning in India: achievements and problems, Calcutta 1965. Einen Rückblick auf dieses als gescheitert geltende Experiment bieten aus neoliberaler Warte *Daniel Yergin/Joseph Stanislaw*, Staat oder Markt. Die Schlüsselfrage unseres Jahrhunderts, Frankfurt/Main/New York 1999, Kapitel 3.

79 *Eugene Staley*, World Economic Development. Effects on advanced industrial countries, Montreal 1944. Vgl. allgemein *Daniel Maul*, Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation. Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970, Essen 2007.

(Juli 1948).⁸⁰ 1957 publizierte sie eine Zusammenstellung des Bruttosozialprodukts von 55 Ländern für den Zeitraum 1952 bis 1954.⁸¹ Während allerdings Colin Clark seine Weltstatistik noch in mühseliger Kleinarbeit selbst hatte erstellen müssen, nahm die UNO nun die Regierungen ihrer Mitgliedsländer in die Pflicht und bemühte sich aktiv um die möglichst weite Verbreitung konsistenter Buchhaltungspraktiken unter anderem durch das Angebot technischer Hilfe an solche Staaten, denen das entsprechende Know-how fehlte. 1953 publizierte sie das erste »System of National Accounts« (SNA). Ein wesentlicher Grund für dieses gesteigerte Interesse an der Thematik war, dass die Weltorganisation die finanziellen Beiträge ihrer Mitglieder nach deren Bruttosozialprodukt bemaß.⁸²

Das Buchhaltungssystem der UNO war bewusst als normierendes Werk geschaffen worden und trug dazu bei, dass ein zu diesem Zeitpunkt in den Industrieländern gerade erst Geltung erhaltendes Verständnis von Staatlichkeit dem Aufbau entsprechender Institutionen in den neuen Ländern zugrunde gelegt wurde.⁸³ Das statistische Zahlenwerk war eine Bedingung dafür, dass der keynesianische Wohlfahrtsstaat im Zuge der Dekolonisation zu einem »Exportschlager« werden konnte.⁸⁴ Allerdings führte die Ausstrahlungskraft der neuen Norm nicht dazu, dass nun vielerorts funktionstüchtige soziale Sicherungssysteme aufgebaut worden wären. Hierzu fehlte nicht nur das Expertenwissen, sondern vor allem die Finanzkraft.

Die ECA setzte sich massiv dafür ein, den neuen Staaten dieses Know-how zur Verfügung zu stellen und im Medium ökonomischer Expertise das postkoloniale Modell eigenständiger, aber eng miteinander kooperierender afrikanischer Staaten über den ganzen Kontinent zu verbreiten.⁸⁵ Die Konzeption nationaler Statistikbüros, die Einführung des neuen High-Tech-Instruments der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung und das Bemühen darum, aggregierte Produktionsziffern in der Form von Sozialprodukten zu publizieren, wurden zu einer wichtigen Tätigkeit der neuen Staaten. Letztlich ging es darum, das »Vakuum« der volkswirtschaftlichen Wissensproduktion möglichst nachhaltig zu füllen. Diese Aktivitäten waren eine bedeutende Form der Souveränitätsbekundung und trugen ebenso zur Sichtbarkeit der politischen Unabhängigkeit bei wie die Entsendung von diplomatischen Missionen und die Auftritte von Landesvertretern auf dem internationalen Parkett.

Lücken der Zukunft: Die Debatten der IEA

Die Programmatik der ECA entsprach dem *state of the art* im Bereich der Entwicklungsökonomie, der im Sommer 1961 von der *International Economic Association* präsentiert wurde. Der Anlass verlief recht kontrovers, so dass noch der Konferenzbericht, der 1964 bei Macmillan in London erschien, von den Rezensenten als außerordentlich lebendiges

80 Joseph D. Coppock, Review of Economic Publications of the United Nations, in: The American Economic Review 39, 1949, H. 5, S. 1019–1025. Vgl. auch Michael Ward, Quantifying the World. UN Ideas and Statistics, Bloomington 2004, S. 72 ff.

81 United Nations Statistical Office, Per capita National Product of Fifty-five Countries 1952–4, New York 1957.

82 United Nations Statistical Office, A System of National Accounts; Ward, S. 76 f.

83 Vgl. Bertrand Badie, L'État importé. Essai sur l'occidentalisation de l'ordre politique, Paris 1992.

84 Andreas Eckert, Exportschlager Wohlfahrtsstaat? Europäische Sozialstaatlichkeit und Kolonialismus in Afrika nach dem Zweiten Weltkrieg, in: GG 32, 2006, S. 467–488.

85 Wichtigste Agenten in dieser Programmatik waren neben den Konferenzen und dem Projekt einer Afrikanischen Entwicklungsbank die Publikation des *Economic Bulletin for Africa* ab 1961 und der Aufbau eines *Institute for Economic Development and Planning* (IDEP), das 1963 in Dakar seine Türen öffnete. UNECA, Survey of Development Programmes and Policies in Selected African Countries and Territories, in: Economic Bulletin for Africa 1, 1961, H. 1, S. 74–89; Adedeji, S. 248.

Werk beurteilt wurde. Die Tagung sei zwar auf praktische Probleme der Entwicklungsplanung ausgerichtet gewesen, habe aber zu scharfen Debatten über die ökonomische Wachstumstheorie geführt.⁸⁶ Teilnehmer aus vielen intellektuellen Zentren Europas und der USA, aber auch Vertreter des Afrikanischen Instituts in Moskau sowie des Prager Instituts für Wirtschaftsplanung und zahlreiche afrikanische Wissenschaftler wie etwa der Nigerianer Pius Okigbo waren anwesend. Phyllis Deane hielt mit unverhüllter Begeisterung fest:

»Each of this very mixed bag of participants had his own special grain of debatable truth. There was Professor Frankel, for example, Canut-like, advising economists not to identify themselves with the tasks of governments or, like Adam Smith, doubting the economic wisdom of government intervention in the growth process; there were the African speakers, with their stubborn faith in industrialisation, there were the European Africans, with their equally stubborn faith in the unique virtues of imported capital and enterprise; and there were the international experts bravely grappling with slippery statistics in the attempt to draw up their league tables of comparative economic development.«⁸⁷

Die IEA war 1950 auf Initiative einiger französischer Ökonomen im Rahmen der UNESCO als Dachorganisation nationaler Fachverbände entstanden. Als erster Präsident war Joseph Schumpeter vorgesehen, der allerdings kurz vor Amtsantritt verstarb. An seiner Stelle übernahm Gottfried Haberler die Leitung der neuen Organisation, die praktisch alle wichtigen wirtschaftswissenschaftlichen Landesverbände umfasste, so auch den deutschen Verein für Socialpolitik, die *American Economic Association* und die *Royal Economic Society*.⁸⁸ 1958 übernahm der Brite Austin Robinson das Präsidium, ein Mitarbeiter von Keynes, der als Kolonialbeamter in Indien gewesen war, an Lord Haileys »African Survey« von 1938 mitgearbeitet und nach dem Weltkrieg bei der OEEC in Paris die Implementation des Marshallplans mit entworfen hatte. Im Zuge der Dekolonisation richtete Robinson dieses Erfahrungswissen vermehrt auf die neuen Staaten und gründete 1960 das regierungsunabhängige britische *Overseas Development Institute*.⁸⁹ Der IEA verlieh er einen erweiterten Vereinszweck, nämlich »the carrying of modern economics to parts of the world that were out of touch«. Bereits 1957 war in Rio de Janeiro eine Regionalkonferenz abgehalten worden. Mit Mitteln der Ford Foundation und der UNESCO erfuhr diese Tätigkeit – ganz ähnlich wie bei der IARIW – ihre Fortführung 1960 in Gamagori, Japan, und 1961 in Addis Abeba.⁹⁰

Robinson ließ in der ersten Tagungssektion den ökonomischen Entwicklungsstand der verschiedenen afrikanischen Regionen referieren und widmete den zweiten Teil einer Reihe von übergreifenden Problemaufrissen. Eröffnet wurde die Konferenz durch zwei Mitarbeiter der ECA, die die afrikanische Perspektive an der volkswirtschaftlichen Entwicklung Mexikos als Benchmark maßen und im Sinne Walt Rostows nach Bedingungen für den ökonomischen Take-off suchten.⁹¹ Sie bewegten sich virtuos im epistemi-

86 Austin Gossage Robinson (Hrsg.), *Economic Development for Africa, South of the Sahara. Proceedings of a conference held by the International Economic Association, London 1964*; W. B. Morgan, Review of »Economic Development for Africa south of the Sahara« by E. A. G. Robinson, in: *The Geographical Journal* 131, 1965, H. 1, S. 116–117, hier: S. 116.

87 Phyllis Deane, Review of »Economic Development for Africa South of the Sahara« by E. A. G. Robinson, in: *The Economic Journal* 75, 1965, 298, S. 422–424, hier: S. 422.

88 *American Economic Association*, Plans for an International Economic Association, in: *The American Economic Review* 40, 1950, S. 173–176; Howard S. Ellis/Gottfried Haberler, Report of Representatives to the International Economic Association, in: *The American Economic Review* 51, 1961, S. 654–657.

89 G. C. Harcourt, Artikel »Robinson, Sir (Edward) Austin Gossage (1897–1993)«, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford University Press, 2004.

90 Ellis/Haberler.

91 G. J. Ligthart/B. Abbai, *Economic Development in Africa: Aims and Possibilities*, in: Robinson, S. 3–47. Die ECA publizierte das Paper bereits 1962 im *Economic Bulletin for Africa*, Jahr-

schen Raum der vergleichenden Volkswirtschaft, der es ermöglichte, zentralamerikanische Verhältnisse zum Bezugspunkt afrikanischer Erfahrung zu machen. Zwar hatten die ECA-Ökonomen ihr Argument gegen viele Einwände zu verteidigen, aber nur wenige Teilnehmer wehrten sich gegen ihre Methodik. In der zweiten Sektion kamen dann die Hauptstreitpunkte deutlich zum Vorschein. Ein wichtiger Punkt betraf die Bildung gemeinsamer Wirtschaftsräume unter den neuen afrikanischen Staaten, denn man war sich einig, dass die Binnenmärkte eine kritische Größe noch zu erreichen hatten, die sich nur durch zwischenstaatliche Kooperation gewährleisten ließ. Diese Idee war schon von der britischen und der französischen Kolonialadministration verfolgt worden und stellte zugleich ein wesentliches Argument des Panafrikanismus dar.⁹² Ein zweiter Punkt betraf die Bildung von Know-how, dem in den neuesten Wachstumstheorien zentrale Bedeutung zukam und die man als Staatsaufgabe verstand.⁹³ Und drittens ging es um die Frage, wer das Kapital bereitstellen sollte, das man übereinstimmend für den entscheidenden Impulsgeber hielt.

Seit der Zwischenkriegszeit waren die Kolonialmächte von relativ einfachen Ausbeutungsmechanismen zu mehr investitionsorientierten Modellen übergegangen, wobei die neuen wirtschaftswissenschaftlichen Instrumente, die in den Mutterländern schrittweise zum Einsatz gelangten, auch an der Peripherie an Bedeutung gewannen. Die ökonomische Produktivität der Kolonien sollte gesteigert werden, um in einer letztlich widersprüchlichen doppelten Absicht zugleich den eigenen Gewinn und den Lebensstandard der kolonialen Subjekte zu erhöhen.⁹⁴ In der britischen Kolonialpolitik, die hier besonders betrachtet werden soll, war die Grundlage dafür der »Colonial Development Act« von 1929 bzw. der »Colonial Development and Welfare Act« von 1939.⁹⁵ Auf der Basis dieser Regelwerke entwarfen britische Kolonialbeamte in den 1950er-Jahren Entwicklungspläne für alle afrikanischen Territorien, in deren Rahmen mit Mitteln der Weltbank, privater Geldgeber und der britischen Staatskasse Infrastrukturprojekte und andere Maßnahmen umgesetzt wurden. 1959 zog einer dieser Beamten eine Bilanz der Vorhaben und kam zu dem Schluss, die Pläne seien theoretisch und statistisch viel zu schwach fundiert. »Economic analysis could really come into greater play«, hielt er fest, und empfahl die Technik des »linear programming«. Um taugliche Pläne zu entwerfen, sei es außerdem wichtig, die Kapitalbildung adäquat prognostizieren zu können, wofür die Spar- und Investitionsquoten der afrikanischen Ökonomien bekannt sein müssten, die wiederum am einfachsten durch die von Wassily Leontief entwickelte Input-Output-Analyse zu ermitteln sei.⁹⁶

Solche Vertrauensbekenntnisse in die weltverbessernde Kraft von technischen Wissensbeständen waren um 1960 verbreitet.⁹⁷ Auch der britische Staatsdiener Andrew Cohen

gang 2, Heft 2. Es stützte sich wesentlich auf W. W. Rostow, *The Stages of Economic Growth. A non-Communist Manifesto*, Cambridge 1960.

92 Austin Gossage Robinson, *The Economic Consequences of the Size of Nations*, New York 1960. Zur internationalen Kooperation der Kolonialmächte in Afrika vgl. John Kent, *The Internationalization of Colonialism. Britain, France, and Black Africa, 1939–1956*, Oxford 1992.

93 Solow, A Contribution.

94 Eckert, Herrschen und Verwalten, S. 101.

95 Michael Havinden/David Meredith, *Colonialism and Development. Britain and its Tropical Colonies, 1850–1960*, London 1993; Sieberg.

96 Douglas Dosser, *The Formulation of Development Plans in the British Colonies*, in: *The Economic Journal* 69, 1959, 274, S. 255–266, hier: S. 255 und 265. Einen auch die französische Kolonialpolitik einschließenden Überblick bietet Abdelmalek Ben-Amor/Frederick Clairmonte, *Planning in Africa*, in: *The Journal of Modern African Studies* 3, 1965, H. 4, S. 473–497.

97 Vgl. für die Bundesrepublik Gabriele Metzler, »Geborgenheit im gesicherten Fortschritt«. Das Jahrzehnt von Planbarkeit und Machbarkeit, in: Matthias Frese u. a. (Hrsg.), *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, Paderborn 2003, S. 777–797, sowie Nützenadel, Kapitel X.

stellte seine Empfehlungen zur künftigen Kolonialpolitik in diese Perspektive.⁹⁸ Während die Ökonomen am IEA-Kongress darüber stritten, welche relative Bedeutung der Bildung, der Technologie, der privaten Investitionstätigkeit und dem Aufbau von regionalen Wirtschaftszonen zukomme, waren sie sich weitgehend einig, auf der Basis der ökonomischen Abstraktionen Zukunftsperspektiven entwerfen zu können, in denen dem Staat eine wichtige Rolle zufiel. Auf jeden Fall war die Wirtschaftsentwicklung zu planen, um bei den knappen Ressourcen die richtigen Prioritäten zu setzen. Mit Blick auf die bisherige Rolle der Kolonialmächte und ihren absehbaren – oder bereits vollzogenen – Rückzug rechneten die Ökonomen mit einer zukünftigen Lücke. So wie der Fluss von Kapitalinvestitionen seit der Zwischenkriegszeit durch das koloniale System gewährleistet war, hing auch der Transfer von ökonomischer und wirtschaftspolitischer Expertise integral von diesem Machtverhältnis ab. Robinson hielt hierzu summierend fest:

»In the past the foreign administrator and the foreign entrepreneur have brought to Africa the experience and the techniques of the more advanced countries and have helped to apply them to African conditions. It is now necessary to construct new channels for this transfer of knowledge; international aid, both financial and technical, is increasingly supplementing and taking the place of private investment and private enterprise.«⁹⁹

Die Programmatik der »Ersten Entwicklungsdekade«, die der US-amerikanische Präsident John F. Kennedy im Januar 1961 verkündete, baute integral auf dieser Annahme einer Finanzierungslücke (»financing gap«) und einer Wissenslücke auf.¹⁰⁰ Entwicklungshilfe wurde in der Tradition des kolonialen Staats entworfen und sollte dennoch eine völlig neue politische Perspektive eröffnen – ein Widerspruch, an dem das Unternehmen noch heute krankt.

Die Lücke, die sich im Denken der Ökonomen 1961 öffnete, entsprach einer kompletten Enthistorisierung der afrikanischen Gesellschaften, mit denen sie es zu tun hatten. Selbst Herbert Frankel, ein jüdisch-deutscher Südafrikaner, der die schärfsten Worte gegen viele Formen des Rassismus fand, betrachtete das entstehende postkoloniale Afrika unter dem Gesichtspunkt, dass bei Abwesenheit der ökonomischen Funktion des Kolonialsystems im Kräftespiel des Weltmarkts eine Leerstelle entstehen müsse, die nicht durch afrikanische Dynamik allein zu füllen sei. Der Oxford-Professor stand dem staatskritischen Ökonomen Friedrich von Hayek nahe. Wie Phyllis Deane bemerkte, versprach er sich vom Staatsinterventionismus à la Keynes nur wenig. Aber trotzdem rief auch er in dieser historischen Situation nach starken Institutionen zur Realisierung jenes radikalen sozialen Wandels, in dessen Vollzug sich die Kolonialmächte den Vorwurf der patriarchalen Bevormundung und mithin des Rassismus zugezogen hatten. »The newly independent States have the opportunity of sweeping away unnecessary customary and social obstacles to change which the metropolitan powers were not in a position to remove for fear of arousing the misunderstanding and resentment of the people.«¹⁰¹ Nun sollte von oben ein ökonomischer

98 *Andrew Cohen*, *British Policy in Changing Africa*, Evanston 1959, Kapitel III und IV.

99 *Austin Gossage Robinson*, Introduction, in: *Robinson*, S. ix–xvi, hier: S. x.

100 *Yvonne Baumann*, John F. Kennedy und »foreign aid«. Die Auslandshilfepolitik der Administration Kennedy unter besonderer Berücksichtigung des entwicklungspolitischen Anspruchs, Stuttgart 1990.

101 *Herbert S. Frankel*, Economic Aspects of Political Independence in Africa, in: *International Affairs* 36, 1960, S. 440–446, hier: S. 446. Zu Frankel vgl. *Charles H. Feinstein*, Artikel »Frankel, (Sally) Herbert (1903–1996)«, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford University Press, 2004. Auch Arthur Lewis hatte 1951 in einem frühen UNO-Entwicklungsbericht das Reformstückwerk des »Colonial Development Act« abgelehnt und zu radikaleren Schritten aufgerufen: »Ancient philosophies have to be scrapped; old social institutions have to disintegrate; bonds of caste, creed and race have to be burst.« *United Nations*, Measures for the economic development of under-developed countries, New York 1951, S. 15. Ein ähn-

mischer Prozess in Gang gesetzt werden, dessen Kraft die politischen Probleme sozialer Ungerechtigkeit mittelfristig von selbst lösen würde. Bisweilen waren die Töne, die in dieser Perspektive angeschlagen wurden, sehr radikal. Immerhin sah sich der Anthropologe Melville Herskovits schon 1957 genötigt, den technokratischen Machbarkeits- und Planungsglauben seiner Zeitgenossen in klare Grenzen zu verweisen. »Perhaps the most difficult thing for planners – and students as well – to fit into their frames of reference is [...] that no people present a historical *tabula rasa* on which the planner from outside may write as he will.«¹⁰² Damit verwies er auf das Spannungsfeld zwischen den universalistischen Wissensbeständen der Wirtschaftstheorie und den kontextualisierenden Wissensbeständen der Geschichte und der Ethnologie. Auch diese Spannung dominiert – wenn man Richard Rottenburg folgt – das Feld der Entwicklungshilfe noch heute.¹⁰³

Abschließend wird nun knapp berichtet, wie die technokratische Perspektive und das mit ihr verbundene Heilsversprechen auf die politische Geschichte Kenias in den 1960er-Jahren wirkte. Am konkreten Beispiel gewinnt die historische Analyse der universalistischen Perspektiven der Ökonomie noch einige Facetten mehr, die sich vielleicht zu einem Bild zusammensetzen lassen, das das Scheitern ihrer Handlungsanweisungen plastisch abzubilden vermag.

III. ÖKONOMISCHE HEILSPERSPESCHEN IN KENIA

Das von Nkrumah für Ghana formulierte Primat der politischen Unabhängigkeit über die ökonomische Selbstständigkeit war auch in der Dekolonisation Kenias von großer Bedeutung. »Seek ye first the political kingdom« war das Motto der afrikanischen Delegierten bei den Unabhängigkeitsverhandlungen im Londoner *Lancaster House* 1960, 1962 und 1963, an denen die Verfassung des neuen Staates ausgehandelt wurde. Die Losung war gegen eine Kolonialpolitik gerichtet, die sich dem Schutz britischer Siedler verpflichtet sah, und lieber auf eine langsame wirtschaftliche Entwicklung der Region gesetzt hätte als auf ihre schnelle politische Emanzipation.¹⁰⁴ In Kenia trafen die afrikanische Forderung nach Freiheit und das koloniale Bemühen um Wirtschaftsentwicklung besonders scharf aufeinander. Hier fand einer der blutigsten Freiheitskämpfe im britischen Afrika statt, und die Kolonie stand zugleich im Zentrum der britischen Entwicklungsbemühungen, deren Ziel es war, die politische Brisanz der kolonialen Ungerechtigkeit durch die Förderung des allgemeinen Wohlstands zu entschärfen.¹⁰⁵ Das politische Primat in der Unabhängigkeitsdebatte wurde verkörpert durch Jomo Kenyatta. Seine Entlassung aus dem Gefängnis und seine Einsetzung als Protagonist der neuen Regierung bildeten zentrale Forderungen der afrikanischen Verhandlungsdelegation.

Zugleich waren aber bereits die Unabhängigkeitsverhandlungen stark von ökonomischen Aspekten geprägt. Um 1960 zeichnete sich eine schwere Wirtschaftskrise ab, die

licher Radikalismus lag noch Gunnar Myrdals Forderung nach »new men« zu Grunde. Gunnar K. Myrdal, *Asian Drama. An inquiry into the poverty of nations*, Harmondsworth-Middlesex 1968.

102 Herskovits, S. 459, Hervorhebung im Orig.

103 Vgl. Richard Rottenburg, *Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe*, Stuttgart 2002.

104 Keith Kyle, *The Politics of the Independence of Kenya*, London 1999.

105 Zum Mau-Mau-Konflikt vgl. Caroline Elkins, *Britain's Gulag. The Brutal End of Empire in Kenya*, London 2005. Zu den Entwicklungsbemühungen im Rahmen des »Colonial Development Act« vgl. Joanna Lewis, *Empire State-Building. War and Welfare in Kenya 1925–1952*, Oxford 2000. Kausale Bezüge sind vielfach hergestellt worden, z. B. von Tabitha Kanogo, *Squatters and the Roots of Mau Mau, 1905–63*, London 1987. Vgl. auch Bruce Berman/John Lonsdale, *Unhappy Valley. Conflict in Kenya & Africa*, Oxford 1992.

mit einer massiven Kapitalflucht einherging. Um den Wertverfall der Landwirtschaftsgüter in den Highlands zu stoppen, wurde die neue kenianische Regierung verpflichtet, ausreisewilligen Siedlern ihr Land abzukaufen und es erst dann landlosen Afrikanern zur Verfügung zu stellen. Dieses »Million Acre Scheme« markierte den fließenden Übergang vom kolonialen Regime zur postkolonialen Logik der Entwicklungshilfe, denn das Siedlungsprojekt stellte das erste international finanzierte Entwicklungsprojekt in Kenia dar. Finanziell waren neben der britischen *Colonial Development Corporation* auch die Weltbank und die Bundesrepublik Deutschland beteiligt.¹⁰⁶ Diese kooperative Wirtschaftspolitik wurde von dem Gewerkschaftsführer Tom Mboya verkörpert, der die kenianische Politik der 1960er-Jahre wesentlich dominierte.¹⁰⁷ Unter seiner Federführung verschrieb sich die Regierung der *Kenya African National Union* (KANU) ab 1963 weitgehend dem Primat des Ökonomischen. Volkswirtschaftliches Wissen wurde hier zu einer Ressource, welche die neuen Machthaber im innenpolitischen Kampf um die Verteilung der Macht recht erfolgreich einsetzten. Zugleich verwickelte sich die nationale Selbstverständigung Kenias damit in einen schwierigen Widerspruch, der politische Fragen stets gegen ökonomisches Raisonement stellte. Die Frage, ob politische oder ökonomische Freiheiten prioritär seien, hat die Innenpolitik des Landes weit über die Unabhängigkeit hinaus geprägt. Die Umstände des Freiheitskampfes sind im nationalen Geschichtsbewusstsein bis heute Gegenstand kontroverser Auseinandersetzungen.¹⁰⁸ Sie drehen sich um die Frage, wer die Früchte der Freiheit – »matunda ya uhuru« – essen dürfe, d. h. wer die Errungenschaft der Freiheit ökonomisch verwerten und politisch in Anschlag bringen dürfe.¹⁰⁹

Mboya trug 1961 in einem vielbeachteten Referat in Oxford, wo er selbst 1955/1956 am *Ruskin College* studiert hatte, seine Zukunftsvision für Kenia vor. Sie entsprach recht exakt dem international gängigen entwicklungsökonomischen Programm und kleidete dieses in die Rhetorik afrikanischer Souveränität. Mit der politischen Unabhängigkeit, so führte Mboya aus, sei die ökonomische Abhängigkeit der Kolonien von ihren Mutterländern zu einem gewaltigen Problem geworden, das sich nur durch den kontrollierten Zufluss von ausländischem Kapital und von Expertise lösen lasse.

»If we are equal, only help us where we need help; stop being paternalistic. We need a continuing flow of technical, specialist, financial, and other types of aid. We will take it from you, and from any other nations ready to offer aid with no strings attached. Do not grumble when we take it. We take it because we need it, and we take it because it is given free. Remember, we are also capable of gauging the ulterior motives of all those who offer to help us.«¹¹⁰

106 Bethwell A. Ogot, *The Decisive Years 1956–63*, in: *dies./William R. Ochieng'* (Hrsg.), *Decolonization and Independence in Kenya*, London 1995, S. 48–77, hier: S. 63 f. C. Leo, *Who Benefited from the Million-acre Scheme? Toward a class analysis of Kenya's transition to independence*, in: *Canadian Journal of African Studies/Revue Canadienne des Études Africaines* 15, 1981, S. 201–223. Nach Gesprächen mit Mwai Kibaki, dem wirtschaftspolitischen Berater der *Kenya African Union* (KAU), kam das Konsulat der BRD in Nairobi 1961 zum Schluss, die künftige Regierung würde das Projekt adäquat umsetzen, weshalb es zu finanzieren sei. Das Auswärtige Amt weigerte sich aber, Finanzhilfe an fremde Kolonien zu geben, und ließ das Geld erst nach der formellen Unabhängigkeit Kenias fließen. Aktennotiz der Abt. III. betreffend Entwicklungshilfe für Kenia vom 4. Mai 1961 sowie Schreiben des Konsuls v. Stackelberg vom 5. Juli 1961, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Berlin, Bestand B 34, Nr. 239.

107 Zu Mboya vgl. *David Goldsworthy*, *Tom Mboya. The man Kenya wanted to forget*, Nairobi 1982.

108 Vgl. *Hartmut Bergenthum*, *Geschichtswissenschaft in Kenia in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Herausforderungen, Vielfalt, Grenzen*, Münster 2004.

109 E. S. Atieno Odhiambo, *Matunda ya Uhuru, Fruits of Independence. Seven theses on nationalism in Kenya*, in: *John Lonsdale/E. S. Atieno Odhiambo* (Hrsg.), *Mau Mau and Nationhood. Arms, Authority and Narration*, Oxford 2003, S. 37–45.

110 *Tom Mboya*, *Tensions in African Development*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Challenge of Nationhood. A collection of speeches and writings*, London etc. 1970 (1961), S. 24–33, hier: S. 32.

Unermüdlich reiste Mboya durch den industrialisierten Westen, um ein wirtschaftliches Aufbauprogramm für Kenia zu propagieren und Vertrauen zu schaffen. 1961 weilte er auf Einladung von Willy Brandt in Westberlin. Vor allem aber pflegte er intensive Kontakte zu den USA, wo er enorme mediale Aufmerksamkeit erfuhr. Im März 1960 schaffte er es sogar auf die Titelseite des *Time Magazine*. Der junge Kenianer wirkte kompetent und sympathisch und keineswegs fremd. Seine moderne Erscheinung kontrastierte stark zu den Bildern roher Primitivität, mit denen wenige Jahre zuvor der Mau-Mau-Konflikt international kommuniziert worden war.¹¹¹ Mboya bewegte sich souverän in der neu entstehenden Weltgesellschaft, und es war ihm ein Anliegen, die Probleme seines Landes in den universellen Deutungsrahmen ökonomischer Theorieproduktion einzupassen. Seine Auftritte sind ein gutes Beispiel dafür, dass die Entwicklungsökonomie der entstehenden postkolonialen Staatengemeinschaft ein brauchbares Vokabular zur Verfügung gestellt hatte, mit dessen Hilfe im Spannungsfeld des Nord-Süd-Konflikts eine konzeptionelle Übereinkunft erzielt wurde, die das Problem globaler ökonomischer Ungleichheit relativ emotionsfrei verhandelbar machte.

Die Tatsache, dass historischen Kontingenzen und lokalen Besonderheiten dabei kaum Gewicht zugemessen wurde, ist wohl im Kontext jenes Universalismus zu sehen, der ganz wesentlich von der UNO gefördert worden ist. Dieser Universalismus prägte die Gründungscharta und kam besonders deutlich im »UNESCO-Statement on Race« zum Ausdruck, das 1950 die anthropologische Einheit der Menschheit zu einer naturwissenschaftlichen Grundtatsache erklärte.¹¹² Damit war allen Erklärungsansätzen, welche die ökonomische Ungleichheit der Welt auf rassische Charaktermerkmale zurückführten, der Boden entzogen. Als Simon Kuznets 1953 einige Gründe für die offensichtlichen Unterschiede der Nationaleinkommen anführte, schloss er die Kategorie der Rasse explizit aus.¹¹³ Für Kuznets war es ein anthropologisches Faktum, dass jedes menschliche Kollektiv zum wirtschaftlichen Fortschritt fähig ist. Die ökonomische Entwicklungstheorie hatte sich seiner Meinung nach nur auf die Umstände zu konzentrieren, die einige Gruppen daran hinderten, den Wohlstandsgrad von anderen Kollektiven zu erreichen. Er benannte drei Hinderungsgründe: erstens die Schwierigkeit des Wissenstransfers über kulturelle Grenzen hinweg; zweitens die Existenz von kulturellen Institutionen, in denen sich individuelles Gewinnstreben nicht entfalten konnte; und drittens die Tatsache, dass fortgeschrittene Wirtschaftseinheiten davon profitierten, den Aufstieg der Nachzügler zu behindern.

Während also die Möglichkeit ökonomischer Entwicklung als Universalie galt, wurden deren Hinderungsgründe auf kulturelle Institutionen und politische Machtverhältnisse zurückgeführt, die – im Prinzip – verändert werden konnten. Diese Konstruktion war für die Eliten der neuen Staaten enorm attraktiv, da sie der Machbarkeit des Wandels deutlich Ausdruck verlieh. Sie bot außerdem die Möglichkeit, die fundamentale Differenzenerfahrung zwischen Schwarz und Weiß, kolonisiertem und kolonisierendem Subjekt, Süd und Nord, in ein kontinuierliches Spektrum umzudeuten, das von arm bis wohlhabend reichte. In der ökonomistischen Sicht gab es keine »Wilden« mehr, die sich essenziell von den »Zivilisierten« unterschieden. Vielmehr erschien die Welt als Ansammlung einer Vielzahl menschlicher Kollektive, deren ökonomische Kennziffern sich nur graduell unterschieden, wenn auch in immensem Ausmaß.¹¹⁴ Westliche Experten und Intellektuelle der

111 »Ready or not«, in: *Time Magazine*, 7. März 1960.

112 *Staffan Müller-Wille*, *Race and Ethnicity. Human Diversity and the UNESCO Statement on Race (1950–1951)*, Manuscript, ESRC Centre for Genomics in Society, University of Exeter, UK 2007.

113 *Simon Kuznets*, *International Differences in Income Levels: Reflections on Their Causes*, in: *Economic Development and Cultural Change* 2, 1953, H. 1, S. 3–26.

114 Ein Jahrhundert alte Deutungsmuster verlor nach 1945 relativ rasch an Plausibilität. Vgl. *Urs Bitterli*, *Die Wilden und die Zivilisierten. Grundzüge einer Geistes und Kulturgeschichte*

Peripherie nahmen das Konzept gerne auf, weil es die ganze Welt grundsätzlich im Zeichen der Einheit repräsentierte und sie gleichwohl sehr präzise differenzierte.

Bereits in ihrem Gründungsprogramm, dem sogenannten *KANU-Manifesto*, hatte sich die führende kenianische Partei 1960 auf ein wirtschaftspolitisches Ordnungsmodell verpflichtet, das Elemente einer freien Marktwirtschaft mit starker staatlicher Steuerung und der Nationalisierung zentraler Wirtschaftsaktivitäten verband.¹¹⁵ Das Schlüsselwort in dieser Perspektive war Planung. Der erste kenianische Minister für Planung und Entwicklung – Tom Mboya – machte sein Ministerium umgehend zu einem eigentlichen »policy formation laboratory«, wie sich der Historiker E. S. Atieno Odhiambo ausgedrückt hat, und begann mit der Formulierung von Entwicklungsplänen.¹¹⁶ Das Wissen hierzu stammte aus recht unterschiedlichen Quellen. Erstens stellte man sich in die Kontinuität der kolonialen Verwaltung. Bereits in den 1950er-Jahren waren Entwicklungspläne für die kenianische Volkswirtschaft entworfen worden. Ein prominentes Beispiel ist etwa der Swynnerton-Plan von 1955.¹¹⁷ Eine Reihe von Fachkräften blieb über die Unabhängigkeit hinweg an ihren Arbeitsplätzen beschäftigt, darunter auch einige Wirtschaftsstatistiker am *University College of East Africa*.¹¹⁸ Zweitens holte Mboya afrikanische Ökonomen wie Mwai Kibaki und Philipp Ndegwa in sein Ministerium, die noch in der Kolonialzeit formale höhere Bildung erworben hatten.¹¹⁹ Drittens bereisten mehrere ausländische Expertenmissionen aus der BRD, der Schweiz und den USA zwischen 1961 und 1963 das Land und gaben wirtschaftspolitische Empfehlungen ab.¹²⁰ Und viertens knüpfte Mboya direkte Verbindungen zu wirtschaftswissenschaftlichen Zentren in den USA, wobei insbesondere Jacob Oser von der *Syracuse University* eine wichtige Rolle spielte.¹²¹

der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1976. Wie wenig Bedeutung transnationale Unternehmen den alten essentialistischen Kategorien in ihrer Personalpolitik beimaßen, zeigen für die Elfenbeinküste *Bruno Latour/Amina Shabou*, *Les idéologies de la compétence en milieu industriel* a Abidjan, Abidjan 1974.

- 115 *Kenneth Good*, *Kenyatta and the Organization of KANU*, in: *Canadian Journal of African Studies/Revue Canadienne des Études Africaines* 2, 1968, S. 115–136; *Kenya African National Union*, *The Kanu Manifesto for Independence, Social Democracy and Stability* (signed by Gichuru, Mboya, Kibaki). First publicly presented 20 November 1960, Nairobi 1960, S. 13; *Jomo Kenyatta*, *Kenya's Mixed Economy*, in: *East Africa Journal* 1, 1964, November, S. 17–19. Zu den Konzepten des Afrikanischen Sozialismus bei Senghor, Nkrumah, Touré, Kaunda, Nyerere, Bourguiba und Mboya/Kenyatta vgl. *Abdul H. K. Jumba-Masagazi* (Hrsg.), *African Socialism: A bibliography and a short summary*, Nairobi 1970. Eine kluge semantische Analyse bietet *Ehud Sprinzak*, *African Traditional Socialism – A Semantic Analysis of Political Ideology*, in: *The Journal of Modern African Studies* 11, 1973, S. 629–647.
- 116 *David William Cohen/E. S. Atieno Odhiambo*, *The Risks of Knowledge. Investigations into the Death of the Hon. Minister John Robert Ouko in Kenya*, 1990, Athens 2004, S. 182.
- 117 Vgl. die kritische Würdigung durch die ECA in *UNECA*, *Survey of Development Programmes*, S. 79. Allgemein *William R. Ochieng'*, *Structural and Political Changes*, in: *Ogot/Ochieng'*, S. 83–109, hier: S. 87 f.
- 118 *T. A. Kennedy* u. a., *On the Calculation and Interpretation of National Accounting Material in East Africa*, in: *L. H. Samuels* (Hrsg.), *African Studies in Income and Wealth*, Chicago 1963, S. 350–432.
- 119 Ndegwa hatte in Makerere und Harvard Ökonomie studiert. Vgl. *Dharam Ghai* (Hrsg.), *Renewing Social and Economic Progress in Africa: Essays in Memory of Philip Ndegwa*, New York 2000. Kibaki studierte in Makerere und an der *London School of Economics*. *Robert M. Maxon/Thomas P. Ofcansky*, *Historical dictionary of Kenya*, Lanham 2000.
- 120 *Colin Leys*, *Underdevelopment in Kenya. The Political Economy of Neo-Colonialism*, Berkeley 1975, S. 60.
- 121 Oser verdichtete seine kenianische Erfahrung zu einer Fallstudie. Vgl. *Jacob Oser*, *Promoting Economic Development. With Illustration from Kenya*, Evanston 1967.

Aus diesen Bemühungen resultierte das »Sessional Paper Nr. 10« von 1965, welches das kenianische Konzept des »African Socialism« ausführlich erläuterte und die wirtschaftspolitischen Leitlinien der neuen Regierung vorgab. Als Hauptziele wurden darin politische Gleichheit, soziale Gerechtigkeit und allgemein die Schaffung menschenwürdiger Existenzbedingungen für alle Bürgerinnen und Bürger des Landes in Aussicht gestellt. Der vorgeschlagene Weg zu diesen politischen Zielen stellte freilich ganz auf die Wirtschaft ab. Ultimatив hielt das programmatische Papier fest:

»The only permanent solution to all of these problems rests on rapid growth [...] If Africanization is undertaken at the expense of growth, our reward will be a falling standard of living; if free primary education is achieved by sacrificing growth, no jobs will be available for the school-leavers. Growth, then, is the first concern of planning in Kenya.«¹²²

Mboya hielt bis zu seiner Ermordung 1969 unerschütterlich an der Überzeugung fest, dass volkswirtschaftliches Wachstum durch wissenschaftlich abgesicherte Interventionen zu erzielen sei und dass sich die (politische) Frage der Wohlstandsverteilung dadurch von selbst lösen würde. Mit der symbolischen Dimension der Politik gut vertraut, fuhr er – wie viele wohlhabende Kenianer – einen weißen Mercedes, und argumentierte, diese Form des ostentativen Konsums sei kein provokativer Akt der Ungerechtigkeit, sondern ein ökonomischer Anreiz. Das deutsche Auto zeige die Machbarkeit des ökonomischen Aufstiegs und fördere die individuelle Leistungsbereitschaft der Bevölkerung. Mit dem Stereotyp der Rasse spielend schob er nach, man wolle in Kenia keine »colourless society« einführen, in der alle Lebensperspektiven in uniformem Grau versanken, wie es in Russland versucht worden sei.¹²³

Zugleich stellte das politische Projekt des kenianischen »African Socialism« – den sowjetischen Bemühungen nicht unähnlich – darauf ab, alle individuellen Einzelanstrengungen auf das gemeinsame Ziel des ökonomischen Aufbaus der Nation einzuschwören. Selbstverwirklichung hatte darin im Grunde keinen systematischen Platz.¹²⁴ Wiederholt forderte Mboya nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Journalisten dazu auf, sich seiner Vision dienstbar zu machen und die eigenen Anstrengungen in den Dienst des Kollektivs zu stellen. Eine kritische Presse, in der alternative politische Projekte debattiert wurden, konnte sich Kenia nach seiner dezidierten Meinung angesichts der anstehenden Entwicklungsanstrengungen nicht leisten.¹²⁵ Seine Haltung zum Parlament war entsprechend instrumentell. »Politically speaking it can be argued that we are in such a state of crisis that authoritarian rule is justified. It is said that opposition is a luxury we cannot afford, since it will divert us from the progress whose general direction is widely agreed within the nation«, meinte er 1969. Allerdings müsse sich potenzielle Opposition zu einem gewissen Grad im Parlament artikulieren können, da sie sonst verfassungswidrige Aktionsformen suche.¹²⁶ Mboyas Politikverständnis war ein technokratisches, d. h. eines, das insofern eigentlich unpolitisch war, als es kaum Raum für Politik im Sinne des organisierten Interessenausgleichs vorsah. Das übergreifende Interesse aller Akteure galt ihm als nicht

122 Republic of Kenya, *African Socialism and its Application to Planning in Kenya*, Nairobi 1965, S. 18.

123 »This so-called Elite«, Interview von Vivienne Barton, *Sunday Nation*, Nairobi, 27. April 1969, zitiert nach *Ali A. Mazrui, Cultural Engineering and Nation-Building in East Africa*, Evanston 1972, S. 254.

124 Diese beschränkte Entfaltungsmöglichkeit brachte beispielsweise den Historiker Reuel Gatheru dazu, nach seinem Studium in den USA dort zu bleiben. *Mugo Reuel Gatheru, Child of Two Worlds*, London 1964.

125 Zu Mboyas Vorbehalt gegenüber der Pressefreiheit vgl. *Tom Mboya, Freedom and after*, Boston 1963, S. 92 ff., und *Tom Mboya, The Future of Kenya*, in: *African Affairs* 63, 1964, 250, S. 6–12, hier: S. 11.

126 *Ders.*, *The Challenge of Nationhood*, S. 8.

kontrovers, da es die Förderung des allgemeinen Wohlstands beinhalte. Und die Entscheidung über den Weg dahin ließ sich seiner Meinung nach unzweideutig aus wissenschaftlicher Expertise gewinnen.¹²⁷ Beide Annahmen erwiesen sich freilich als problematisch.

Tatsächlich war schon kurz nach 1963 innerhalb der KANU eine politische Kontroverse darüber entbrannt, wie gezielt der Staat der Klassenbildung innerhalb der schwarzen Bevölkerungsmehrheit entgegen wirken solle. In europäischen Kategorien könnte man diese Auseinandersetzung sehr wohl als politischen Zielkonflikt zwischen einer gemäßigten Sozialdemokratie und einer sozialistischen Partei beschreiben, wobei allerdings zu klären wäre, welche Basis der Richtungsstreit in der Bevölkerung effektiv hatte. Das »Sessional Paper Nr. 10« war ein Positionsbezug gegen den linken Parteiflügel unter Vizepräsident Oginga Odinga, dessen Beziehungen zum Ostblock notorisch waren. Der Begriff »Sozialismus« sollte aus der marxistisch-leninistischen Definitionshoheit gelöst und auf eine genuin afrikanische Tradition der gegenseitigen sozialen Verantwortung bezogen werden. Die Parteilinke reagierte darauf gereizt. So meinte Bildad Kaggia in der Parlamentsdebatte zum »Sessional Paper«: »I do not mind, Mr. Speaker, calling our socialism African socialism, Kenya socialism, Kikuyu socialism, or even Luo socialism, but I believe that whatever prefixes we use, it must be socialism and not capitalism.«¹²⁸ Kaggia und Odinga verließen wenig später die Regierung und gründeten die oppositionelle *Kenya People's Union* (KPU), die alsbald verboten wurde.¹²⁹ Doch auch weniger radikale Kritiker des vorgeschlagenen Entwicklungspfads stellten sich gegen Mboyas Vorstellung, das forcierte Wirtschaftswachstum würde automatisch den Wohlstand aller Kenianerinnen und Kenianer erhöhen. So forderte der Ökonom Dharam Ghai stärkere Umverteilungsmaßnahmen etwa durch eine Steuerung der Löhne. Das Wachstum werde nicht schnell genug stattfinden, um die Bildung einer afrikanischen Oberschicht zu verhindern. Genau genommen sei diese Klassenbildung bereits im Gang. Und auch Barak H. Obama, ebenfalls ein Ökonom, hielt fest, die traditionelle Gleichheit der afrikanischen Gesellschaft möge vielleicht in der Vergangenheit bestanden haben, es sei aber Augenwischerei, die gegenwärtige Situation mit sozialistischer Gerechtigkeit zu assoziieren.¹³⁰

Mboya ging nicht auf diese Kritiken ein. Er wies sie pauschal mit dem Argument zurück, hier würden ausländische Ideologien vorgeschoben, um persönliche Bereicherungsabsichten zu verdecken.¹³¹ Wiederholt bezeichnete er seine Gegner auch als Opfer eines »intellectual imperialism« der Sowjetunion.¹³² Zugleich sah er sich selbst dem Vorwurf ausgesetzt, Kenia mit seinem Wirtschaftskurs dem US-amerikanischen Neokolonialismus auszuliefern. Der Kalte Krieg strukturierte innenpolitische Debatten auch in der Peripherie.¹³³ Tatsächlich bezog der Stab Mboyas sein Planungswissen weitgehend aus der Mo-

127 Ich folge hier der Technokratiedefinition von Hermann Lübbe. »Technokratie – das ist die Idee der Abschaffung der Politik mittels der Errichtung einer Herrschaft der Sachgesetzlichkeit mit ihren technischen Imperativen.« Hermann Lübbe, *Technokratie. Politische und wirtschaftliche Schicksale einer philosophischen Idee*, in: *WeltTrends* 18, 1998, Frühjahr, S. 39–62, hier: S. 40.

128 Republic of Kenya, Official Report, House of Representatives, First Parliament, Second Session, Vol. IV, 7. Mai 1965, Spalten 1985–1991, zitiert nach Cherry Gertzel u. a. (Hrsg.), *Government and Politics in Kenya. A nation building text*, Nairobi 1969, S. 139.

129 Oginga Odinga, *Not yet Uhuru. The autobiography of Oginga Odinga. With a foreword by Kwame Nkrumah*, London 1967, S. 253 ff.

130 Vgl. Dharam Ghai, *African Socialism for Kenyans*, in: *East Africa Journal* 2, 1965, June, S. 15–18; Barak H. Obama, *Problems Facing Our Socialism*, in: *East Africa Journal* 2, 1965, July, S. 26–33.

131 Ochieng', S. 96.

132 Tom Mboya, *African Socialism*, in: *Transition* 8, 1963, March, S. 17–19, hier: S. 17.

133 Odd Arne Westad, *The Global Cold War. Third World interventions and the making of our time*, Cambridge 2005.

modernisierungstheorie, deren Nähe zur außenpolitischen Agenda der USA vielfach belegt ist.¹³⁴ Im Kontext des Systemkonflikts stand ökonomisches Wissen grundsätzlich unter dem Verdacht, parteiisch zu sein. Dieser Ideologieverdacht hat auch die Geschichtsschreibung zur Entwicklungsökonomie geprägt. Allerdings ist zu betonen, dass in allen leitenden Paradigmen – in der amerikanischen Modernisierungstheorie ebenso wie in der Dependenztheorie oder in den neoliberalen Ansätzen – mit identischen Abstraktionen gerechnet wurde, dass also, bei allen Gegensätzen, eine große methodische Einheit bestand. Auch der Systemkonflikt, der die Geschichtsschreibung zur Entwicklungszusammenarbeit weitgehend bestimmt hat, spielte auf der Ebene der ökonomischen Abstraktionen nur eine untergeordnete Rolle. Die Basis der Modellierung volkswirtschaftlicher Wachstumsprozesse war auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs strukturell ähnlich. Die Theoretiker der sowjetischen Planungsbehörde haben amerikanische Rationalisierungsmodelle der 1920er-Jahre genau beobachtet, und umgekehrt gab es einen beachtlichen Wissensfluss aus Russland nach den USA, der etwa im Falle des Ökonomen Wassily Leontief biografisch belegt ist.¹³⁵

In Tom Mboyas Konstruktion eines heilbringenden entwicklungsökonomischen Automatismus war nicht die vermeintlich fehlende Neutralität des Wissens problematisch. Das Problem war vielmehr, dass dieses Wissen in einer grundlegenden Weise unvollständig war. Wirtschaftspolitik, wie sie die neue Regierung in Kenia einführen wollte, und wie sie sich in den 1960er-Jahren weltweit durchzusetzen begann, basierte einerseits auf den gesamtwirtschaftlichen Eckdaten, die die Wirtschaftsstatistiker zusammenstellten, und andererseits auf den »Naturgesetzen«, die die theoretische Ökonomie beschreiben zu können glaubte. An der Tagung der IARIW in Addis Abeba waren die enormen Schwierigkeiten der quantitativen Erfassung afrikanischer Wirtschaftstätigkeit deutlich geworden. Und die analytische Durchdringung dieser Aktivität beschäftigte zwar einige der originellsten Theoretiker der Zeit, aber die Tagung der ECA hatte deutlich gemacht, dass man von der Beschreibung allseits anerkannter Gesetzmäßigkeiten noch weit entfernt war. Im Gegensatz zu anderen afrikanischen Ländern verfügte Kenia über relativ gesichertes wirtschaftsstatistisches Wissen. Nicht nur waren wiederholt wichtige Kennziffern erfasst und geschätzt worden. 1959 hatte das *East African Statistical Department* zusätzlich einen ausführlichen methodischen Bericht publiziert, der viele Probleme auf originelle, neue Weise anzugehen vorschlug.¹³⁶ Aber trotzdem fehlten auch hier zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit sowohl zuverlässige Daten über die Bevölkerungszahl als auch gesicherte Angaben über Preise. An der IARIW-Tagung hielten die Fachleute zu Ostafrika fest: »It is, there-

134 Vgl. dazu auch den Beitrag von Sönke Kunkel in diesem Band. Vgl. als Überblick Corinna R. Unger, Cold War Science. Wissenschaft, Politik und Ideologie im Kalten Krieg, in: Neue Politische Literatur 51, 2006, H. 1, S. 49–68, und Joel Isaac, The Human Sciences in Cold War America, in: The Historical Journal 50, 2007, S. 725–746. Im Detail Nils Gilman, Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America, Baltimore, London 2003, sowie die Beiträge in David C. Engerman (Hrsg.), Staging growth: modernization, development, and the global Cold War, Amherst 2003.

135 Zur Wirkung der frühen amerikanischen Modelle vgl. Thomas P. Hughes, American Genesis. A century of invention and technological enthusiasm 1870–1970, New York/London 1989. Zur Entstehung der sowjetischen Planungsbehörde vgl. Heiko Haumann, Beginn der Planwirtschaft. Elektrifizierung, Wirtschaftsplanung und gesellschaftliche Entwicklung Sowjetrusslands 1917–21, Düsseldorf 1974. Zu Leontief vgl. Sajal Lahiri, Professor Wassily W. Leontief, 1905–1999, in: The Economic Journal 110, 2000, 467, S. F 695 – F 707. Auf Entwicklungsexpertise bezogen Peter J. Boettke/Steven Horwitz, The Limits of Economic Expertise. Prophets, Engineers, and the State in the History of Development Economics, in: History of Political Economy 37, 2005, S. 10–39, S. 26 ff.

136 Colony and Protectorate of Kenya, The Domestic Income and Product in Kenya – A description of Sources and Methods with Revised Calculations for 1954–1958, Nairobi 1959.

fore, not possible to construct a useful series of per capita real incomes. Nor, because of the absence of useful price indicators is it possible to produce a satisfactory series showing changes in aggregate real domestic product.«¹³⁷ Um das künftige Wachstum durch Planung zu beschleunigen, wäre es aber unerlässlich gewesen, den Grad des vergangenen Wachstums zu kennen und die Sektoren benennen zu können, in denen es hauptsächlich stattgefunden hatte.

Die kenianische Regierung hat diese Herausforderung produktiv aufgenommen und sich sehr für die Vertiefung des entwicklungsökonomischen Wissens stark gemacht. 1965 wurde am *University College* in Nairobi ein *Institute for Development Studies* (IDS) gegründet, dessen sozialwissenschaftliche Abteilung unter der Leitung von James S. Coleman rasch zu einem weltweit führenden Zentrum für Entwicklungsökonomie wurde.¹³⁸ Mit großzügiger Finanzhilfe der Rockefeller-Stiftung verbrachten hier zahlreiche (spätere) Koryphäen wie Joseph Stiglitz, Robert Chambers, James Tobin, John Harris und Michael Todaro längere Forschungsaufenthalte, während denen sie wesentliche Elemente ihrer Theorien entwickelten und testeten. Die Forschungsaktivität konzentrierte sich darauf, die vielfältige und historisch kontingente kenianische Konstellation im ökonomischen Diskurs zu repräsentieren und ein Standardmodell zu gewinnen, dessen Analyse verallgemeinerungsfähige Wissensbestände versprach.¹³⁹ So wurde zum Beispiel das Konsumverhalten der Haushalte statistisch erhoben und ökonometrisch ausgewertet.¹⁴⁰ Im Blick der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts wurde Kenia in diesem Sinne zu einem Forschungslaboratorium. Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die daraus hervorgingen, betraf die Bedeutung von Umverteilungsmechanismen im Entwicklungsprozess. In einer Reihe von Studien wurde unter anderem am IDS in Nairobi widerlegt, dass wirtschaftliches Wachstum alleine gewissermaßen automatisch zu einer Verbesserung der Lebensumstände für alle Bürgerinnen und Bürger eines Entwicklungslandes führe. Wesentlich befördert durch einen Bericht der ILO von 1972, der auf einer Studie zu Kenia basierte, gewann diese revidierte Sichtweise in den 1970er-Jahren den Status eines neuen Leitparadigmas.¹⁴¹ 1973 erklärte der Weltbankpräsident Robert McNamara in einer Rede in Nairobi, künftig werde seine Institution den Grundbedürfnissen größere Aufmerksamkeit schenken und ganz auf die Strategie der »redistribution with growth« setzen.¹⁴²

Mit dieser Neuorientierung der Entwicklungsökonomie veränderte sich die politische Rolle des volkswirtschaftlichen Wissens in Kenia dramatisch. In einer scharfen Kritik des

137 Kennedy u. a., S. 391 und 393, Hervorhebung im Orig.

138 The Institute for Development Studies Nairobi, in: *Africa. Journal of the International African Institute* 36, 1966, H. 2, S. 201. Die Geschichte des Instituts ist detailliert dargestellt in der Autobiografie des Historikers Ogot, der die kulturwissenschaftliche Abteilung leitete. *Bethwell A. Ogot, My Footprints on the Sands of Time*, Victoria 2003, Kapitel 7. Vgl. auch *Dharam Ghai, Building Knowledge Organizations*. Manuscript, Geneva 2007. Ich danke Dharam Ghai dafür, dass er mir dieses unpublizierte Manuskript zur Verfügung stellte.

139 Paul Collier, *Africa and the Study of Economics*, in: Robert H. Bates u. a. (Hrsg.), *Africa and the Disciplines. The contributions of research in Africa to the social sciences and humanities*, Chicago, London 1993, S. 58–82, hier: S. 58. Es ist kein Zufall, dass Kenia immer wieder als Lehrbuch-Fallbeispiel herangezogen worden ist. Vgl. etwa Michael Cowen/Robert Shenton (Hrsg.), *Doctrines of Development*, New York 1996, Kapitel 6.

140 H. E. Dahl, *Household Demand for Consumer Goods in Kenya 1963–1965, with Projections for 1966–1973*, Bergen 1971; Benton F. Massell/Judith Heyer, *Household Expenditure in Nairobi. A Statistical Analysis of Consumer Behaviour*, in: *Economic Development and Cultural Change* 17, 1969, H. 2, S. 212–234.

141 Hans W. Singer/Richard Jolly, *Employment, Incomes and Equality. A strategy for increasing productive employment in Kenya*, Geneva 1972; dies, *Poverty, Employment and the Informal Sector. Some Reflections on the ILO Mission to Kenya*, in: Ghai, Building, S. 91–101.

142 Martha Finnemore, *Redefining Development at the World Bank*, in: Cooper/Packard, S. 203–227.

ILO-Berichts hielt Colin Leys 1973 fest, die Umverteilung der Wachstumsgewinne zu empfehlen, sei politisch naiv. Man müsse blind sein, um zu verkennen, dass die Personen-Gruppe, die Kenia regiere, die Kolonialmacht nicht nur politisch, sondern auch ökonomisch beerbt habe und deshalb gar nicht an einer Wirtschaftspolitik interessiert sei, die ihre eigenen Gewinne reduziere.¹⁴³ Was in der Theorie richtig war, ließ sich praktisch nicht umsetzen. Damit zerbrach die Allianz von innenpolitischer Macht und international gültiger entwicklungsökonomischer Expertise, von der Tom Mboya politisch gezehrt hatte. Folgerichtig verlor das Institut an der Universität Nairobi die Regierungsunterstützung und versank gegen Ende der 1970er-Jahre in der akademischen Bedeutungslosigkeit. Das Heilsversprechen hatte sich überlebt.

IV. FAZIT

Im Dreischritt von der Genese volkswirtschaftlicher Abstraktionen zu den Problemen ihrer Anwendung in der Weltgesellschaft bis zum Fallbeispiel Kenia wird deutlich, dass es im entwicklungsökonomischen Wissensgefüge zwischen Süd und Nord vielschichtige Verbindungen gegeben hat. Die modernisierungstheoretische Expertise muss nicht notwendigerweise als Motor einer »Uniformierung« des Planeten gesehen werden, die von westlichen Industrienationen auf die ganze Welt ausstrahlte und lokale Besonderheiten zum Verschwinden brachte.¹⁴⁴ Wenn sich aus den hier angestellten Überlegungen eine übergreifende These destillieren lässt, so könnte sie vielleicht das Folgende behaupten: Aus der geschichtlichen Erfahrung des industrialisierten Westens hat sich ein abstrahierbares ökonomisches Wissen ergeben, das in der Anwendung auf die neuen Staaten der postkolonialen Welt wiederum neuartige Konstellationen entstehen ließ. Die Modernisierungstheorie ist davon ausgegangen, sozio-ökonomischen Wandel erklären und als Entwicklungsautomatismus auch reproduzieren zu können. Dabei blieb aber theoretisch unterschätzt, dass die Verfügbarkeit solcher Wissensbestände eine historische Wirkung entfalten kann, die den angestrebten Wandel mithin unterläuft. Dass ökonomisches Wissen als Heilsversprechen zu einer politischen Ressource wird, und dadurch den Gang der Ereignisse beeinflusst, war in den modernisierungstheoretischen Entwürfen nicht vorgesehen. Es besteht eine Eigendynamik in der Verflechtung von Wissen, Wirtschaft und Politik, die zu einer Komplizierung der geschichtlichen Modernisierungserfahrung geführt hat.¹⁴⁵ Das Beispiel der ECA zeigt, dass sich der Auftritt der neuen afrikanischen Staaten auf der postkolonialen Weltbühne wesentlich an Problemstellungen und Handlungsempfehlungen der Makroökonomie orientierte. Und in der Ausformung einer kenianischen Innenpolitik in den 1960er-Jahren haben modernisierungstheoretische Wissensbestände eine große Bedeutung gehabt. Der Versuch, nach einer einheitlichen Theorie in den neuen Staaten zukunftsreiche Strukturen zu schaffen, hat regional unterschiedliche Modernitäten entstehen lassen, die nicht unter ein einziges theoretisches Dach gestellt werden können.

Die hier vorgeschlagene wissensgeschichtliche Perspektive kann zeigen, dass gerade diejenigen Entwicklungsmodelle, die universelle Gültigkeit beanspruchten, wesentlich zur Vervielfältigung der Realitäten beigetragen haben. Es wäre weiter zu erforschen, inwiefern die Modernisierungstheorie damit ihre eigene Plausibilität reduziert hat.

143 Colin Leys, *Interpreting African Underdevelopment. Reflections on the ILO Report on Employment, Incomes and Equality in Kenya*, in: *African Affairs* 72, 1973, 289, S. 419–429.

144 Vgl. Serge Latouche, *The Modernization of the World. The significance, scope, and limits of the drive towards global uniformity*, Cambridge, MA, 1996.

145 Für Indien vgl. K. Sivaramakrishnan/Arun Agrawal (Hrsg.), *Regional Modernities. The Cultural Politics of Development in India*, New Delhi 2003.

Stephan Malinowski

Modernisierungskriege

Militärische Gewalt und koloniale Modernisierung im Algerienkrieg (1954–1962)

»Wir überreichen den Muslimen das schönste Geschenk, das wir ihnen machen können. Wir sagen ihnen: Du wirst sein wie wir.«¹
Oberst Charles Lacheroy, Theoretiker des »revolutionären Krieges«

Während im Januar 1957 der mit Sondervollmachten ausgestattete General Jacques Massu die Schlacht um Algier begonnen und seine Spezialeinheiten die ungewöhnlich brutale Durchkämmung der Altstadt begonnen hatten, begab sich einer der Großmeister europäischer Dialektik auf eine Reise von Paris nach Düsseldorf. Alexandre Kojève, als Hegel-Exeget eine lebende Intellektuellen-Legende, war auf die für Philosophen eher ungewöhnliche Position eines hohen Beamten im französischen Wirtschaftsministerium und dort in die Nähe der spätkolonialen Machthebel zur Abwicklung des französischen Kolonialreiches gelangt. Auf Einladung Carl Schmitts sprach Kojève als Philosoph des *posthistoire* und als Insider der französischen Kolonialpolitik im Düsseldorfer Rhein-Ruhr-Klub über Natur und Sinn des europäischen Spätkolonialismus.²

Der erstaunliche Vortrag kulminierte in einem ebenfalls erstaunlichen Plädoyer für den systematischen Aufbau eines »gebenden Kolonialismus«. Dieser sollte in europäischer Kooperation gestaltet werden, den Regeln des Fordismus folgen und den unhaltbar gewordenen Typus des »nehmenden Kolonialismus« ablösen. Der »gebende Kolonialismus« würde, gestützt auf Entwicklungsprogramme und eine allmähliche Annäherung der Lebensweisen und Konsummuster, die Menschen der Dritten Welt langfristig so an den Westen binden, wie einst der Fordismus die Fabrikarbeiter an den Kapitalismus. Kojève, Meister der dialektischen Herr-Knecht-Analyse, führte seinen Begriff hier nicht als moderne Form der Mildtätigkeit vor – sondern als Konzept zur Organisation von Hegemonie.

Mit seinem zynisch formulierten, aber ernst gemeinten Begriff bezeichnete Kojève inhaltlich genau das, was die zivilen Modernisierungsplaner in Algerien und anderen Orten beschäftigte: das Aufbrechen von Traditionen, die Lockung mit der Perspektive materiellen Wohlstands, die radikale Umformung der Lebensweisen mit dem Ziel stabiler, an den Westen gebundener Gesellschaften. Ein Programm zur Reorganisation westlicher Hegemonie in den kolonialen Räumen, zur Abwehr des Kommunismus und dem Aufbau neuer Absatzmärkte.

So entlegen die Fundstelle ist, so zentral ist die Gleichzeitigkeit von militärischer Gewalt und der Zwangsmodernisierung ganzer Gesellschaften für die Geschichte des Spätkolonialismus. Aufbau und Propagierung kolonialer »Entwicklungsprogramme« inmitten eines sieben Jahre mit größter Härte geführten Kolonialkrieges spiegeln ein älteres Muster

1 Zitiert nach Paul Villatoux, Le colonel Lacheroy, théoricien de l'action psychologique, in: Jean-Charles Jauffret/Charles Robert Ageron (Hrsg.), Des hommes et des femmes en guerre d'Algérie, Paris 2003, S. 494–508, hier: S. 505 (eigene Übersetzung; gilt für alle folgenden zitierten und im Original französischsprachigen Texte).

2 Alexandre Kojève, Kolonialismus in europäischer Sicht, Vortrag am 16.1.1957 in Düsseldorf, in: Piet Tommissen (Hrsg.), Schmittiana. Beiträge zu Leben und Werk Carl Schmitts, Bd. VI, Berlin 1998, S. 126–143. Zum Kontext siehe Dirk van Laak, Imperiale Infrastruktur: Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960, Paderborn 2004, S. 339–386.

im Umgang der westlichen mit der nicht-westlichen Welt wider und gehören zum substantiellen Kern des europäischen Kolonialismus. Die Funktion der Gewalt war dabei stets einfacher zu verstehen als die vermeintliche »Mission«, die jeweils »entdeckten« Völker bzw. Kulturen zu »entwickeln«, doch die mit dem Begriff der Zivilisierungsmission³ gemeinten Aktionsfelder lassen sich keinesfalls als reine Ideologie und Propaganda interpretieren.

Einige Autoren haben argumentiert, dass die Kombination von roher Gewalt und Zivilisierungsmission bereits das vormoderne Urmuster der europäischen Expansion im 16. Jahrhundert bildete.⁴ Tatsächlich ließen sich für die koloniale Doppelsendung von Hernán Cortés und Francisco Pizarro einerseits, Bartolomé de Las Casas und Bernardino de Sahagún andererseits im Spätkolonialismus des 20. Jahrhunderts durchaus strukturelle Pendants finden. Es lassen sich aber auch – und dies soll hier getan werden – die anders- und neuartigen Elemente der spätkolonialen Situation betonen: Es ist der Krieg einer industriellen, demokratischen Gesellschaft, einer absteigenden Kolonialmacht, geführt im Rahmen des Kalten Krieges, unter stetiger Beobachtung einer kritischen Öffentlichkeit und unter wachsendem Druck einer antikolonialen Bewegung. Geführt unter den Bedingungen der *trente glorieuses*, der Wirtschaftswunderzeit, mit zivilen und militärischen Apparaten, die einen Grad der *Durchherrschaft*⁵ und Steuerung bieten, die weder dem 16. noch dem 19. Jahrhundert zu Gebote standen.

Der Begriff »Modernisierungskrieg« bezieht sich einerseits auf die kriegerische Durchsetzung der Moderne westlicher Prägung, andererseits auf den militärisch und politisch modernen Charakter eines Krieges, der in der Forschung nicht selten als Ausdruck »rückwärtsgerandeter« Bestrebungen gedeutet wird. In einem Krieg, in dem der Sieg davon abhing, große Teile der Zivilbevölkerung »zu gewinnen«, wurde das glaubhafte Versprechen einer modernen und besseren Zukunft zur Waffe⁶, die von zivilen und militärischen Planern gleichermaßen konzipiert und verwendet wurde. Die hier in großem Maßstab geplante »Modernisierung« war deshalb sowohl Teil der Kriegführung als auch Beispiel für jene Mechanismen, die unter dem Namen »Entwicklungshilfe« bekannt sind. Bislang hat die Forschung die Brutalität der Kolonialkriege und das komplexe Getriebe der frühen »Entwicklungshilfe« wie zwei getrennte Paralleluniversen untersucht. Der folgende Text fragt nach Sinn und Berechtigung dieser Trennung. Im Abgleich mit anderen Kolonialkriegen des europäischen Spätkolonialismus lässt sich fragen, ob die Besonderheiten des Algerienkrieges eher in Struktur und Ausmaß der ausgeübten Gewalt oder in der paradoxen Gleichzeitigkeit von brutalem Zwang und Entwicklungsangebot zu suchen wären.

Der Beitrag beginnt mit einer Einordnung der Fragestellung in den Forschungsstand (I) und wendet sich dann einigen der Aspekte zu, an denen sich Theorie und Praxis zivil-militärischer Zwangsmodernisierung untersuchen lassen. Skizziert werden im Einzelnen die Funktion der militärisch-zivilen Spezialeinheiten der *Sections Administratives Spécialisées* (SAS) (II), die Komitees zur Solidarität mit algerischen Frauen (III), die Konzentrations- bzw. Umsiedlungslager, in denen ein erheblicher Teil der Landbevölkerung zusammengetrieben wurde (IV) und die auf Wandel durch Gewalt bezogenen Teile der Modernisierungstheorie, um den internationalen Kontext der in Algerien versuchten Zwangsmodernisierung anzudeuten (V).

3 Zu Geschichte und Diskussion des Begriffes vgl. Boris Barth/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005.

4 Dazu die eindrucksvolle Deutung von Tzvetan Todorov, *La Conquête de L'Amérique. La Question De L'autre*, Paris 1982.

5 Zum Begriff vgl. Alf Lüdtke, Einleitung: Herrschaft als soziale Praxis, in: ders. (Hrsg.), *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991, S. 9–66.

6 So formuliert beim ehemaligen Oberkommandierenden der französischen Truppen in Algerien: Raoul Salan, *Mémoires. Fin d'un Empire*, Bd. 3, Paris 1972, S. 59.

I. THEMA UND DEBATTEN

Am Beispiel des Algerienkrieges diskutiert der folgende Aufsatz Zusammenhänge zwischen militärischer Gewalt und Modernisierungsprogrammen, die als Frühformen der »Entwicklungshilfe« einzuordnen sind.⁷ Darf die schiere Gleichzeitigkeit beider Phänomene bereits erstaunlich genannt werden, öffnet die Frage nach ihren funktionalen Zusammenhängen Perspektiven, in denen nicht vermeintlich karitative Energien des Spätkolonialismus, sondern Herrschaftstechniken demokratisch registrierter Imperien seit Ende des Zweiten Weltkrieges in den Mittelpunkt rücken.⁸ Weniger im Bezug auf die Intentionen denn im Bezug auf die Effekte wird der Krieg im Folgenden als Teil einer Maschinerie zur radikalen und nachhaltigen Veränderung einer Gesellschaft interpretiert. Stärker als die unbestrittenen und gut untersuchten Aspekte der Repression nimmt der Beitrag inmitten des Krieges organisierte Versuche zu Veränderung und »Entwicklung« der algerischen Gesellschaft bzw. Bevölkerung in den Blick. Ziel dieses Versuchs, der in großem Maßstab militärische und zivile Methoden verband, war die langfristige Absicherung kolonialer Hegemonie. Die »Modernisierung« der algerischen Gesellschaft ist dabei Leitwort und Programm, das direkt aus den zeitgenössischen Leitbegriffen über die westliche Welt selbst übernommen wird.⁹ Diskurs und Handeln der französischen Modernisierer waren Teil einer sehr viel breiteren Strömung, in der europäische und amerikanische Akteure nach 1945 ihre »Verpflichtung« zur »Hilfe« an die kolonialen und postkolonialen Teile der »Dritten Welt« neu definierten, Ziele und Techniken von »Entwicklung« systematisierten und damit nicht zuletzt weltpolitische Gegenmodelle zu den Entwicklungsmodellen des Kommunismus präsentierten. Die Gleichzeitigkeit von militärischer Gewalt und umfangreichen Entwicklungsprogrammen fand sich zeitgleich an anderen Stellen; die britischen Parallelaktionen in den 1950er-Jahren stellten den wohl nächsten Verwandten dar.¹⁰

Noch wichtiger erscheinen die verblüffenden Ähnlichkeiten, die sich zwischen europäischen Praktikern spätkolonialer Entwicklungs-Programme und nordamerikanischen Theoretikern der Modernisierung »rückständiger« Gesellschaften und Menschen aufzeigen lassen. Was mit den Begriffen *development* und *Entwicklungshilfe* bezeichnet wird bzw. wurde¹¹, hat seine Wurzeln nicht im Humanismus, sondern erstens im spätkolonialen

7 Bemerkenswerterweise handelt es sich bei der umfassendsten Analyse, die beide Aspekte systematisch und gleichberechtigt zusammenbringt, um die marxistisch grundierte Arbeit eines deutschen Autors, eine Dissertation an der FU Berlin aus dem Jahre 1973, die nach 26 Jahren auch ins Französische übersetzt und als *histoire totale* des Krieges bis heute nicht übertroffen wurde: Hartmut Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg 1954–1962. Entkolonialisierungsversuch einer kapitalistischen Metropole. Zum Zusammenbruch der Kolonialreiche, München 1974; Übersetzung: La guerre d'Algérie 1954–1962. La transition d'une France à une autre. Le passage de la IV^e à la V^e République, Paris 1999. Die Parallelität von Zerstörung und »Entwicklungshilfe« betont auch: Daniel Mollenhauer, Die vielen Gesichter der *pacification*: Frankreichs Krieg in Algerien (1954–1962), in: Thoralf Klein/Frank Schumacher (Hrsg.), Kolonialkriege: militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006, S. 329–366.

8 Niall Ferguson, Colossus. The Rise and Fall of the American Empire, New York 2005; Charles S. Maier, Among Empires. American Ascendancy and Its Predecessors, Cambridge 2006.

9 Zum Modernisierungsbegriff folge ich hier und im Weiteren der eindrucksvollen Darstellung von Nils Gilman, Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America, Baltimore 2003.

10 Überblick: Wm. Roger Louis, The Dissolution of the British Empire, in: Judith M. Brown/Wm. Roger Louis (Hrsg.), The Oxford History of the British Empire. Vol. IV: The Twentieth Century, Oxford/New York 1999, S. 329–357; Gerhard Altmann, Abschied vom Empire. Die innere Dekolonisation Großbritanniens 1945–1985, Göttingen 2005, S. 51–218.

11 Die sprachliche Nachbesserung an der paternalistisch klingenden »Hilfe« und die Durchsetzung des Begriffs »Zusammenarbeit«/»coopération« wurde im offiziellen Jargon noch während der 1950er-Jahre vollzogen und bis heute in den entsprechenden Organisationen gepflegt.

Versuch der »Inwertsetzung« und des *colonial development*¹², zweitens im Kalten Krieg und dem Versuch, der kommunistischen eine westlich-kapitalistische Meistererzählung entgegenzusetzen. Der koloniale Strang ist vorwiegend europäisch, die äußerst herrschaftsnahе Modernisierungstheorie vorwiegend amerikanisch und eine unmittelbar aus dem Weltkrieg hervorgehende Form, außenpolitischen Einfluss zu organisieren.¹³ Erstere lässt sich grob bereits auf die 1930er-Jahre datieren, für Algerien wäre die Vichy-Zeit hervorzuheben, beide Stränge entfalteten ihre volle Dynamik jedoch erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Die um 1950 in den USA entstehende Modernisierungstheorie war zwar durch eine teilweise scharfe antikoloniale Rhetorik gezeichnet, inhaltlich jedoch gleicht sie in Analysen und praktischen Vorschlägen zur Entwicklung »moderner« Gesellschaften den Vorstellungen spätkolonialer Entwicklungsplaner bis zur Ununterscheidbarkeit. Das Verhältnis zwischen beiden intellektuellen Welten ist bislang von der Forschung nicht systematisch untersucht worden.¹⁴ Denkbar sind sowohl die friedliche Koexistenz beider Konzepte als auch ihre gegenseitige Durchdringung. Ohne die erstaunlich unerforschten Verwandtschaftsbeziehungen zwischen diesen beiden Großfamilien westlicher Modernisierer hier empirisch verfolgen zu können, sollen die strukturellen Ähnlichkeiten im Folgenden mehrfach betont werden.

Was die Akteure betrifft, so steht hier weniger das Militär im Mittelpunkt als das Zusammenwirken militärischer und ziviler *drivers of change* – wie ein Begriff des aktuellen Entwicklungshilfe-Jargons lautet, mit dem jene Kräfte bezeichnet werden, welche den »Wandel« einer Gesellschaft voranbringen.¹⁵ Wie in dieser Formel war radikaler und schneller Wandel positiv konnotiert und die Modernisierungs-Metapher die Form, in die ältere Strömungen einfließen konnten. In der westlichen Welt der Nachkriegszeit wurde die koloniale *civilizing mission* durch eine *modernizing mission*¹⁶ ersetzt, verändert und fortgeführt.

Thesenartig lassen sich für den algerischen Fall über die Dialektik von militärischer Gewalt und Modernisierungsprogrammen folgende Grundzüge festhalten, die im Weiteren empirisch skizziert werden sollen. 1.) Militärische Gewalt und die von ihr ausgehenden Zerstörungen schufen – wie etwa im Fall der Umsiedlungslager für zwei Millionen Zivilisten – *faits accomplis*, die unmittelbar von zivilen Institutionen aufgenommen, in der Ausrichtung verändert und weitergeführt wurden. 2.) Der Krieg brachte Institutionen

12 Herward Sieberg, *Colonial Development. Die Grundlegung moderner Entwicklungspolitik durch Großbritannien, 1919–1949*, Stuttgart 1985; Frederick Cooper, *Decolonization and African Society. The Labor Question in French and British Africa*, Cambridge 1996. Maßgeblich für Algerien: Daniel Lefeuvre, *Chère Algérie. Comptes et Mécomptes de la tutelle coloniale, 1930–1962*, Paris 1997.

13 Das *Point Four Program* und die Inaugural-Rede von US-Präsident Harry Truman im Januar 1949, die Möglichkeit und Organisation weltweiter »Hilfe« ankündigte, werden hin und wieder als Ausgangspunkt genannt. Vgl. die Übersicht bei Gilbert Rist, *The History of Development. From Western Origins to Global Faith*, London 2000.

14 Dazu die Überlegungen von Frederick Cooper, *Modernizing Bureaucrats, Backward Africans, and the Development Concept*, in: ders./Randall Packard (Hrsg.), *International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge*, Berkeley 1997, S. 64–92.

15 Michael Radseck, Leitfaden zur Erstellung einer Politökonomischen Kurzanalyse (PÖK), interne Arbeitsanweisung aus dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (Oktober 2006). Das dichotome Modell, das den internen Sprachgebrauch widerspiegelt, unterscheidet »drivers« und »spoilers of change«.

16 So die treffende Formulierung bei Matthew James Connolly, *A Diplomatic Revolution. Algeria's Fight for Independence and the Origins of the Post-Cold War Era*, Oxford/New York 2002, S. 282.

hervor, in denen militärische und zivile Instanzen gemeinsam und in ständiger Abstimmung agierten – die militärisch-zivilen Sondereinheiten der SAS, die in Abschnitt II behandelt werden, sind eines der eindrucksvollsten Beispiele für diesen Typus. Charakteristisch ist insgesamt die verstärkte Heranziehung von Sozialwissenschaftlern und sozialwissenschaftlichen Analysen für Kriegführung und Neuordnung des Landes. Der »militärisch-intellektuelle Komplex«, der für parallele Entwicklungen in den USA beschrieben wurde¹⁷, lässt sich als Phänomen auch für den Algerienkrieg untersuchen. 3.) Weit über Frankreich hinaus waren in den 1950er-Jahren modernisierungstheoretische Diskurse einflussreich, welche die Stabilisierungs- und Modernisierungsleistungen des Militärs hervorhoben und den Einsatz militärischer Gewalt gegen »terroristische« und »rückwärts-gewandte« Minderheiten als notwendiges Übel im Kampf gegen »Rückständigkeit« betonten. 4.) Wie in unzähligen anderen Kontexten beschleunigten groß angelegte Modernisierungsprogramme die Auflösung traditioneller Regeln und Hierarchien – ein Prozess, der neben Auf- und Absteigern ständig neuen Widerstand erzeugte. Der Versuch, Geschlechterverhältnisse, Familien und Arbeitsverhältnisse zu modernisieren und zu stabilisieren, brachte in Algerien wie in spätkolonialen Kontexten andernorts stetig neue Quellen von »Instabilität« hervor.¹⁸ 5.) In Rhetorik und Praxis wurden Modernisierungsprogramme von allen Krieg führenden Seiten in Stellung gebracht. Dies geschah von französischer Seite, um die Legitimität kolonialer Herrschaft zu stützen: gegenüber der algerischen Bevölkerung, gegenüber der französischen Öffentlichkeit, gegenüber den westlichen Bündnispartnern, insbesondere den USA, nicht zuletzt als Metaerzählung im Kalten Krieg, die besser als alles andere geeignet war, den marxistischen bzw. sowjetischen Angeboten entgegenzutreten. Sie war jedoch gleichermaßen Teil der amerikanischen Kritik an der »rückwärtsgewandten« Repressionspolitik Frankreichs und – wichtiger – Teil der Ideologie, die vom *Front de Libération Nationale* (FLN) und anderen Gruppen des algerischen Nationalismus getragen wurde. Keine einzige von diesen war angetreten, um algerische Traditionen zu verteidigen. 6.) In mindestens zweifacher Hinsicht waren Rede und Umsetzung von Modernisierungsprogrammen eine in diesem Krieg von Zivilisten und Militärs geführte Waffe. Zunächst durch die nach innen und außen gerichteten Propaganda, dessen militärische Seite sich im erstaunlichen Boom »psychologischer Kriegführung« niederschlug, sodann in diversen Entwicklungsprogrammen (Siedlung, Wohnung, Familie, Bildung, Arbeit), die »Entwicklung«, Regulierung und Überwachung von Bevölkerungsteilen gewährleisten sollten, die für die französische Administration zuvor kaum erreichbar waren.

Mit guten Gründen hat die Forschung der letzten Jahre den Zusammenhang von Kolonialismus und Gewalt betont¹⁹ und unterstrichen, dass in aller Regel weder die Installation noch die Ausübung und in vielen Fällen auch nicht die Auflösung kolonialer Herrschaft ohne die Anwendung physischer Gewalt in großem Maßstab verliefen, von der vor allem die Zivilbevölkerung betroffen war.

Für den Algerienkrieg gelten alle Strukturelemente, welche die jüngere Forschung als Charakteristika von Kolonialkriegen beschrieben hat (darunter rassistisch geprägte Feind-

17 Ron Robin, *The Making of the Cold War Enemy. Culture and Politics in the Military-Intellectual Complex*, Princeton 2001.

18 Neben den unten genannten Arbeiten Fred Coopers vgl. dazu Luise White, *The Comforts of Home. Prostitution in Colonial Nairobi*, Chicago 1990, und Lisa A. Lindsay, *Working with Gender. Wage Labor and Social Change in Southwestern Nigeria*, Portsmouth 2003; John Lonsdale, *Mau Mau of the Mind. Making Mau Mau and Remaking Kenya*, in: *The Journal of African History* 31, 1990, H. 3, S. 393–421.

19 Marc Ferro (Hrsg.), *Le livre noir du colonialisme. XVIe-XXIe siècle: de l'extermination à la repentance*, Paris 2003; Claude Liauzu (Hrsg.), *Violence et colonisation. Pour en finir avec les guerres de mémoires*, Paris 2003. Einen breiten Vergleich militärischer Gewalt in kolonialen Kontexten bietet: Klein/Schumacher, *Kolonialkriege*. Für den historischen Kern der Verbindung von Gewalt und Kolonialismus wegweisend: Todorov, *Conquête*.

bilder, asymmetrische Kriegführung, Verwendung einheimischer Verbände, massive Vertreibungen und Einrichtung von Konzentrationslagern, Umsiedlungen und Hunger als Waffe, nachhaltige strukturelle Zerstörungen, die Sonderrolle der Siedler, missionarische Selbstrechtfertigung), in vollem Umfang. Als wichtigstes Merkmal wäre eine Kriegführung zu nennen, die zum Ziel hat, kämpfende Einheiten von der Zivilbevölkerung zu trennen. Der meist unsichtbar bleibende militärische Gegner ist von den Militäraktionen schwerer zu treffen als die Zivilbevölkerung. Anders als in früheren Kolonialkriegen ist das Gesamtkonzept hier weder die Vernichtung noch die reine Repression. Die »Gewinnung« der Zivilbevölkerung bzw. größerer Teile davon wird zum Schlüssel des militärischen Erfolgs. Zentral ist das Konzept des »revolutionären Krieges«, das diverse westliche Armeen in einem Prozess des gegenseitigen Lernens nach 1945 im Versuch entwickelten, um eine neuartige Kriegführung gegen antikoloniale und/oder kommunistische Aufstandsbewegungen zu organisieren.²⁰ Neben den rein militärischen Komponenten ist die zuerst im Malaya-Krieg (1948–1960) systematisierte Doktrin der *battle for the hearts and minds*²¹ zentral, welche auf Überzeugung und Gewinnung der Zivilbevölkerung setzt und hierfür militärische Gewalt und zivil-ökonomische »Entwicklungs«-Versprechen kombiniert. Ihre militärische und politische Bedeutung ist bis in die Gegenwart ungebrochen und hat vor allem vonseiten der U.S.-Armee öffentliche Überarbeitungen erfahren.²² Das Element der systematischen Folter ist zwar nicht spezifisch für den Algerienkrieg. Allerdings hatte hier eine westliche Demokratie das Instrument der Folter – zunächst als Waffe im Kampf um Information, dann als Terrormittel und schließlich als verselbstständigter Moloch – in einem Ausmaß und in einer Konsequenz systematisiert, für die sich außerhalb der Terrorregime Pendants nicht leicht finden lassen.²³

Auf der Grundlage eines unterdessen sehr soliden Forschungsstandes über den ungewöhnlich brutalen, die selbst formulierten Prinzipien westlicher Demokratien besonders stark verletzenden Kolonialkrieg konzentrieren sich die folgenden Ausführungen auf die Teile ziviler und militärischer Kriegführung, die auf eine nachhaltige und radikale Veränderung der algerischen Gesellschaft zielten. Im Mittelpunkt steht ein ebenso gewaltiger wie gewalttätiger Großversuch, der sich als militärisch katalysierte Form des *social engineering* interpretieren ließe.²⁴ Dieses Projekt beinhaltete die Zerstörung von Traditio-

20 Vgl. dazu die Skizze von D. Michael Shafer, *The Unlearned Lessons of Counterinsurgency*, in: *Political Science Quarterly* 103, 1988, S. 57–80.

21 Die Formel und ihre erfolgreiche Umsetzung werden dem britischen Nachrichtenoffizier und Feldmarschall Gerald Templer (1898–1979) zugeschrieben, der 1952 von Deutschland nach Malaya versetzt worden war, um dort die Aufstandsbekämpfung zu organisieren. Vgl. *Richard Stubbs*, *Hearts and Minds in Guerilla Warfare. The Malayan Emergency, 1948–1960*, Oxford 1989; *Kumar Ramakrishna*, *Emergency propaganda: the winning of Malayan hearts and minds, 1948–1958*, Richmond 2002.

22 *John A. Nagl*, *Counterinsurgency Lessons From Malaya and Vietnam. Learning to Eat Soup With a Knife*, Westport 2002; *Gregory Peterson*, *French experience in Algeria 1954–1962. Blueprint for U. S. operations in Iraq*, Fort Leavenworth, KA: U. S. Army School for Advanced Military Studies 2003; *The U. S. Army/Marine Corps Counterinsurgency Field Manual*, FM 3–24, Chicago 2007.

23 Wenige Studien haben die Debatte zum Algerienkrieg in den letzten Jahren so beeinflusst wie Branches empirisch dichte Studie zur systematischen Folter: *Raphaëlle Branche*, *La torture et l'armée pendant la guerre d'Algérie, 1954–1962*, Paris 2001. Vgl. *dies.*, *Des viols pendant la guerre d'Algérie*, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire* 75, 2002, S. 123–132. Übersicht: *Ronald D. Crelinsten*, *Gewalt in Gefängnissen/Folter*, in: *Wilhelm Heitmeyer* (Hrsg.), *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, Wiesbaden 2002, S. 235–258.

24 Zu Begriffsdiskussion und einer Deutung des Phänomens, der hier weitgehend gefolgt wird, siehe *James C. Scott*, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven 1998.

nen, die radikale Veränderung von Strukturen ebenso wie die Schaffung von »modernen Menschen«.

Eine Konzentration auf Modernisierungsprogramme ist in der Beschäftigung mit dem Algerienkrieg alles andere als naheliegend. Die hier gewählte Perspektive sei hier deshalb durch einige inhaltliche und forschungspraktische Anmerkungen erläutert. In einer der berühmtesten Kampfschriften der antikolonialen Bewegung formuliert der Psychiater und Wahl-Algerier Frantz Fanon, das Kolonialregime gewinne seine *Legitimität* aus der Gewalt – eine Behauptung, die zahlreiche Autoren übernommen haben.²⁵ Doch wenn etablierte Begriffe historischer Analyse ihren Sinn behalten sollen, erscheint diese Formulierung mehr als fraglich. Das immense Ausmaß physischer Gewalt, das die meisten Formen des Kolonialismus charakterisiert, verbesserte im kolonialen System *die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts angebbaren Personen Gehorsam zu finden*, kurz, die Intensität der Herrschaft. Spätestens im Prozess der Dekolonisation jedoch ließ sich mit dieser Methode eben gerade keine Legitimität²⁶ mehr gewinnen. Die Legitimität spätkolonialer Herrschaft in den Metropolen und auf internationalen Bühnen darstellen und, wenn möglich, vor Teilen der Kolonialbevölkerung auch tatsächlich herstellen zu können, war nach 1945 vor allem für die europäischen Demokratien ein Geschäft von stetig wachsender Dringlichkeit. Bei erheblich steigendem Druck antikolonialer Befreiungsbewegungen sowie der Kolonialismuskritik innerhalb der westlichen Welt wuchs die Notwendigkeit, koloniale Herrschaft anders als durch Gewalt erhalten und legitimieren zu können, exponential an. Die immensen Widersprüche zwischen dem Selbstbild europäischer Demokratien und der Natur ihrer Herrschaft in den Kolonien, die von antikolonialen Bewegungen immer unüberhörbarer inkriminiert wurden, ließen sich mit Gewalt eben nicht mehr überbrücken, was auch in den Kolonialministerien bekannt war. Hinzu kam der wachsende Druck, den die USA auf die europäischen Kolonialmächte ausübten. Der Auftritt im Kongress, mit dem Senator John F. Kennedy im Juli 1957 seinen Anspruch auf weltpolitische Führungskompetenz unterstrich, glich einer antikolonialen Brandrede, die den Imperialismus sowjetischer neben den Imperialismus europäischer, insbesondere: französischer Art stellte.²⁷ Spätestens die Suez-Krise hatte gezeigt, dass die USA neben antikolonialer Rhetorik eigene Vorstellungen von der Organisation westlicher Hegemonie in kolonialen und postkolonialen Räumen hatten – und durchsetzten.²⁸ Wie zuletzt Matthew Connelly eindrucksvoll gezeigt hat²⁹, führte die FLN auf den internationalen Bühnen einen Kampf um politische Eliten und Öffentlichkeit, der den Erfolgen ihres Guerilla-Kampfes mindestens ebenbürtig war. Aufgrund dieser, den Spätkolonialismus stark unter Druck setzender Faktoren verwendeten die Kolonialmächte, anders als von Fanons manichäischer Kampfschrift behauptet³⁰, unendlich mehr als nur »einen Augenblick«, um den Gewaltcharakter ihrer Herrschaft zu umhüllen.

25 *Frantz Fanon*, Die Verdammten dieser Erde. Vorwort von Jean-Paul Sartre, Frankfurt/Main 1966, S. 71. Vgl. den Beitrag von *Fabian Klose* im vorliegenden Band.

26 Zum Begriff siehe *Thomas Würtenberger*, Art. Legalität, Legitimität, in: Staatslexikon. Recht, Wirtschaft, Gesellschaft, Bd. 3, hrsg. von der Görres-Gesellschaft, 7. Auflage, Freiburg 1987, S. 373–378.

27 *John F. Kennedy*, Imperialism – The enemy of Freedom, Rede vor dem Kongress am 2.7.1957, URL: <http://www.jfklink.com/speeches/jfk/congress/jfk020757_imperialism.html> [24.6.2008]. Vgl. *Miloud Barkaoui*, Kennedy and the cold war imbroglio: the case of Algeria's independence, in: Arab Studies Quarterly 21, 1999, URL: <http://findarticles.com/p/articles/mi_m2501/is_2_21/ai_55683885> [27.6.2008].

28 *Wm. Roger Louis/Roger Owen*, Suez 1956. The Crisis and Its Consequences. Oxford/New York 1989.

29 *Connelly*, Diplomatic War.

30 *Fanon*, Verdammte, S. 71. Fanon dürfte es als Zeitgenosse und Mitglied der algerischen Führungseliten in der Unabhängigkeitsbewegung im Übrigen besser gewusst haben.

Zudem schuf das Gesamtszenario des Kalten Krieges weitere Notwendigkeiten der Legitimitätssteigerung durch real existierende Entwicklungsperspektiven. Dass britische Kolonialbeamte um 1955 vom *Colonial Office* mit einem »Handbook on Communism« ausgestattet wurden, um marxistischen Argumenten auch in Afrika und Asien mit überlegener Dialektik entgegenzutreten zu können³¹, verweist auf den stetigen Versuch, sich zwischen die Bevölkerung der Kolonien und die kommunistischen Angebote zu stellen. Durch die Linse des Kalten Krieges gelesen³² erscheint ein Teil der militärischen Härte und ein Teil der Modernisierungsprogramme als Widerspiegelung antikommunistischer Abwehrbemühungen. Kolonialen Machterhalt durch koloniale Entwicklungspolitik zu sichern, war von Albert Sarraut bereits mehr als zwei Jahrzehnte vor Beginn des Kalten Krieges systematisiert worden – in dezidiert antikommunistischer Ausrichtung.³³

Versucht man, die Besonderheiten des Algerienkriegs innerhalb einer Kriegsgeschichte des 20. Jahrhunderts zu definieren, erscheint ein Blick auf die Methoden der Zwangsmodernisierung hilfreich. Unter den Kriegen, die der europäische Spätkolonialismus nach dem Zweiten Weltkrieg als Rückzugsgefechte im Prozess der Dekolonisation geführt hat³⁴, ragt der Algerienkrieg mit – so eine mittlere Schätzung – einer Dimension von 300.000 Opfern³⁵ nicht nur durch die Qualität und Quantität der hier angewandten Gewalt heraus. Es fiel schwer, einen zweiten Kolonialkrieg zu benennen, in dem eine europäische Demokratie vergleichbare Mengen an Gewalt und eine ähnliche Systematisierung moderner Unterdrückungstechniken mit solchen Anstrengungen zur radikalen Umformung und »Modernisierung« einer Kolonie und ihrer Bewohner kombiniert hätte.

So zentral die Analyse der militärischen Gewaltmaschine weiterhin bleibt³⁶, so wenig lassen sich Motive, Methoden, Dauer des Krieges ohne den Blick auf die zivile Agenda erfassen. In erster Annäherung ist hierfür erstens an die starken jakobinischen Elemente zu erinnern, aus denen sich die französische Variante der *mission civilisatrice* speiste³⁷, zweitens daran, dass dieser Krieg bekanntlich nicht von einem totalitären Militärregime geführt wurde. So basierten etwa die Sondervollmachten, mit denen der Afrika-, Weltkriegs- und Indochinaveteran Jacques Massu 1957 ausgestattet wurde, um an der Spitze

31 Manual (Handbook) on Communism for Colonial Officers (1955), in: Public Record Office (PRO), London, FO 1110/842. Das Handbuch bot vorgefertigte Antworten auf die häufigsten anticolonialen Argumente marxistischer Bauart.

32 Matthew Connelly, Taking off the Cold War Lens. Visions of North-South Conflict during the Algerian War for Independence, in: AHR 105, 2000, S. 739–769.

33 Albert Sarraut, La mise en valeur des colonies françaises, Paris 1923; ders., Grandeur et servitude coloniales, Paris 1931; vgl. Martin Thomas, Albert Sarraut, French Colonial Development, and the Communist Threat, 1919–1930, in: JMH 77, 2005, S. 917–955.

34 John Darwin, Britain and Decolonisation: The Retreat From Empire in the Post-War World, New York 1988; Robert F. Holland, European Decolonization 1918–1981. An Introductory Survey, London 1985; John Springhall, Decolonization since 1945: The Collapse of European Overseas Empires, New York 2001.

35 Guy Pervillé, La guerre d'Algérie: combien de morts?, in: Mohammed Harbi/Benjamin Stora, La Guerre d'Algérie 1954–2004. La fin de l'amnésie, Paris 2004, S. 477–493.

36 Neuere Forschungsübersichten bieten: Charles Robert Ageron/Cécile Thiébault, La Guerre d'Algérie: Au Miroir des décolonisations françaises. En l'honneur de Charles-Robert Ageron, Saint-Denis 2000; Jean-Charles Jauffret/Maurice Vaisse (Hrsg.), Militaires et guérilla dans la guerre d'Algérie, Montpellier 2001; Martin S. Alexander/Martin Evans (Hrsg.), The Algerian War and the French Army, 1954–62. Experiences, Images, Testimonies, Basingstoke/New York 2002; Jean-Charles Jauffret/Charles Robert Ageron, Des hommes et des femmes en guerre d'Algérie, Paris 2003; Pierre Cyrill Pahlavi, La guerre révolutionnaire de l'armée française en Algérie 1954–1961. Entre esprit de conquête et conquête des esprits, Paris 2004.

37 Alice L. Conklin, A Mission to Civilize: The Republican Idea of Empire in France and West Africa, 1895–1930, Stanford 1997; Raoul Girardet, L'idée coloniale en France de 1871 à 1962, Paris 1972.

seiner Fallschirmjäger die Schlacht um Algier zu beginnen, auf einem Gesetz, das eine sozialistische Regierung eingebracht und für das auch die kommunistischen Abgeordneten gestimmt hatten. Der Regierungschef Guy Mollet war zugleich Generalsekretär der Sozialistischen Partei und Vizepräsident der Sozialistischen Internationale. Zu Beginn des Krieges ist der Regierungschef, der am 12. November 1954 im Parlament von der Verteidigung des »inneren Friedens« spricht und die Repression gegen Kriminelle fordert, kein Knecht einer Siedlermafia, sondern einer der eindrucksvollsten Köpfe der französischen Linken im 20. Jahrhundert, der als jüdisches Mitglied der Résistance während der Vichy-Zeit erfahren hatte, was die Außerkraftsetzung bürgerlicher Rechtsicherheit bedeutete: Pierre Mendès-France. Der Innenminister, der eine Abspaltung Algeriens für undenkbar erklärte und sich mit dem seither viel zitierten Ausruf »L'Algérie, c'est la France!« positionierte, war der kommende Mann des französischen Sozialismus: François Mitterrand. Der Universitätsprofessor, den Mitterrand als Generalgouverneur gewann, ein brillanter Intellektueller, der Ethnologe Jacques Soustelle, war ein ebenso renommiertes Résistance-Mitglied der ersten Stunde wie die Kollegin, die er nach Algier zum Aufbau eines unorthodoxen Bildungsprogramms berief: die Ethnologin Germaine Tillion, Menschenrechtsaktivistin von höchster moralischer Autorität und Integrität. Robert Lacoste, der 1956–1958 als Gouverneur in Algier eine besonders unglückliche Hand haben würde, war ebenfalls Sozialist und über die französische Gewerkschaftsbewegung der Macht entgegengekommen. Die Logik des Krieges lässt sich, wie hier angedeutet werden soll, nicht allein aus dem Handeln von Militärs mit Sondervollmachten erklären. Um Dauer und Hartnäckigkeit, aber auch die zivil-militärische Mischform der Kriegführung erklären zu können, sind auch das liberale und linke Selbstverständnis im Umgang mit der kolonialen Welt in den Blick zu nehmen.³⁸

Die Koppelung des Krieges an den Begriff Modernisierung, eine der großen westlichen Leitvorstellungen der 1950er- und 1960er-Jahre, wirkt zudem der Tendenz entgegen, Kolonialkriege wie separate, von den Krieg führenden Gesellschaften selbst abgekoppelte Phänomene zu behandeln. Der Versuch, den die New Yorker Literaturwissenschaftlerin Kristin Ross über die Verbindung von *schmutzigem Krieg* und hochmodern-sauberen Neubauten vorgelegt hat, überzeugt zumindest aus Historiker-Perspektive eher durch originelle Fragen denn durch Methoden und Ergebnisse.³⁹ Unterdessen wird der Zusammenhang von sozial- und kulturhistorischen Arbeiten häufiger thematisiert⁴⁰ – was zu einer letzten Bemerkung führt, welche die Forschungskonjunkturen betrifft.

Bis vor einigen Jahren galten der Algerienkrieg und die in ihm begangenen Verbrechen als tendenziell »verdrängt«, vergessen und von der Forschung vernachlässigt. Da die Debatten um Krieg, Folter und Rechtsverletzungen bereits in den 1950er-Jahren in großer Schärfe geführt und auf französischen wie internationalen Bühnen voll entfaltet waren⁴¹, ließe sich generell nach den Standards fragen, anhand derer solche Aussagen getroffen werden. Fraglos jedoch formten die Versuche regierungsamtlicher Vergangenheitspolitik⁴²

38 David H. Slavin, The French Left and the Rif War, 1924–25: Racism and the Limits of Internationalism, in: Journal of Contemporary History 26, 1991, S. 5–32.

39 Kristin Ross, Fast Cars, Clean Bodies. Decolonization and the Reordering of French Culture, Cambridge, Mass 1995.

40 Hier nur zwei Beispiele: Todd Shepard, The Invention of Decolonization: The Algerian War and the Remaking of France, Ithaca 2006; Amelia H. Lyons, The Civilizing Mission in the Metropole: Algerian Immigrants in France and the Politics of Adaptation during Decolonization, in: GG 32, 2006, S. 489–541.

41 James D. Le Sueur, Uncivil War. Intellectuals and Identity Politics During the Decolonization of Algeria, Lincoln/London 2005, hier v. a. S. 32–61, 185–238.

42 Zu Begriff und Mechanik siehe Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.

Wahrnehmungsblockaden mit beachtlichen Auswirkungen bis in die Gegenwart. Medial stark präsent bleiben zudem die Stimmen, die dem Kolonialismus viel Gutes abzugewinnen vermögen und Kolonialkriege als Bedauerlichkeiten einzuordnen wissen.⁴³ Auf der obersten politischen Ebene haben zuletzt Gordon Brown und Nikolas Sarkozy diesen Typus auf internationalen Bühnen eindrucksvoll vertreten.⁴⁴

In der Geschichtsschreibung droht der Verweis auf vermeintliche Tabus allerdings langsam zum freitragenden Gerücht zu werden. Nachdem das Erinnern an das Vergessen in Frankreich eine historiografische Industrie hervorgebracht hat⁴⁵, lässt sich bei Darstellung und Erinnerung an den Horror des Algerienkrieges ein generelles Manko nur schwer erkennen.⁴⁶ Die dreyfusardische Wucht, mit der vor über 50 Jahren französische und algerische Intellektuelle systematische Folter, Umsiedlungslager und Rechtsbrüche aufgedeckt und inkriminiert haben, droht hier und dort zur dreyfusardischen Pose zu erstarren. Sachverhalte, die seit über 50 Jahren mit immenser politischer Aufladung debattiert, von Sozialwissenschaftlern erforscht, in Zeitschriften, Belletristik, Memoiren und Filmen dargestellt wurden, verlieren irgendwann das Privileg, »Tabu« genannt zu werden. Wenn Verlage und Autoren den Begriff weiter verwenden, scheint dies der Ökonomie der Aufmerksamkeit⁴⁷ stärker geschuldet als geschichtswissenschaftlichen Versäumnissen.

Die folgenden Abschnitte fragen nach Anteil und Bedeutung ziviler, auf »Entwicklung« zielender Methoden, die neben dem Aspekt der offenen Repression in Rechnung zu stellen sind, um die Besonderheiten des Algerienkrieges zu beschreiben.

II. BEWAFFNETE MISSIONARE: DIE SAS-EINHEITEN

Im Jahre 1791 hatte Maximilien de Robespierre davor gewarnt, die Segnungen der Revolution mit Gewalt nach Europa tragen zu wollen. »Niemand«, so seine bald berühmte Formel, »liebt bewaffnete Missionare«⁴⁸ – bekanntlich hat das revolutionäre Frankreich nicht danach gehandelt. Auf der Ebene der Akteure dürfte der Typus des *bewaffneten Missionars* eine der interessanten Figuren darstellen, die sich im Algerienkrieg und in der hier aufgebauten Entwicklungsmaschine finden lässt. Neben militärischer Brutalität

43 *Pascal Bruckner*, *La Tyrannie de la Pénitence: Essai Sur Le Masochisme Occidental*, Paris 2006; *Niall Ferguson*, *Empire: The Rise and Demise of the British World Order and the Lessons for Global Power*, New York 2003; *Daniel Lefeuvre*, *Pour en finir avec la repentance coloniale*, Paris, 2007; *Deepak Lal*, *In Praise of Empires. Globalization and Order*, New York 2004.

44 Zu den in mancher Hinsicht spektakulären Ausführungen Sarkozys über den Kolonialismus vgl. vor allem die Reden in Nizza (im Wahlkampf) und Dakar (als Präsident): URL: <<http://www.ldh-toulon.net/spip.php?article2057>> [5.3.2008]; Rede in Dakar: <<http://www.elysee.fr/elysee/root/bank/print/79184.htm>> [3.2.2008]; vgl. *Achille Mbembe*, *L'Afrique de Nicolas Sarkozy*, URL: <www.ldh-toulon.net/spip.php?article2183> [5.1.2008]. Zu Gordon Browns Lob für die Leistungen des britischen Empire vgl. *Daily Mail London*, 15.1.2005.

45 Bemerkenswert für die Lage der frühen 1980er-Jahre ist es, dass sich die von Nora herausgegebenen Bände der »Erinnerungsorte« weder an Algerien noch an den Kolonialismus erinnern können – obschon sie zu siebt sind. *Pierre Nora*, *Les Lieux De Mémoire*, 7 Bde., Paris 1984–1992.

46 *Benjamin Stora*, 1999–2003, *guerre d'Algérie, les accélérations de la mémoire*, in: *Harbi/Stora*, *La Guerre*, S. 501–514; *Benjamin Stora*, *La gangrène et l'oubli. La mémoire de la guerre d'Algérie*, Paris 1998.

47 *Georg Franck*, *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*, München 1998.

48 »Personne n'aime les missionnaires armés.«, *Robespierre* am 2. und 11.1.1792 in Reden gegen die krieglerische Verbreitung der Revolution, in: *Charles Vellay* (Hrsg.), *Discours et rapports de Robespierre*, Paris 1908, S. 122.

würden gruppenbiografische Studien über französische Freiwillige in Algerien wohl eine Mischung aus Abenteuerertum, Selbstüberhebung und eben jenen guten Intentionen erkennen lassen, mit denen der Weg zur Hölle gepflastert sein soll.

In Algerien hatte Gouverneur Jacques Soustelle gemeinsam mit Georges Parlange eines der für die Frage nach dem Zusammenhang von Modernisierung und Gewalt bemerkenswertesten Instrumente der Kriegführung geschaffen: die offiziell im September 1955 gegründeten *Sections Administratives Spécialisées*, genannt SAS.⁴⁹ Mit General Parlange hatte der Ethnologe Soustelle einen charismatischen, Arabisch und diverse nordafrikanische Dialekte sprechenden Offizier mit langjähriger Erfahrung in Marokko gewonnen. Soustelle selbst ließe sich als moderne Variante des bewaffneten Missionars darstellen und dürfte zu den schillerndsten Figuren unter den französischen Akteuren in Algerien gehört haben.⁵⁰ Soustelle, Jahrgangsbester und Absolvent der Ecole Normale, renommierter Ethnologe, im Krieg Mitglied der Résistance, de Gaulles Kontaktmann nach Südamerika und seit Januar 1955 von Pierre Mendès-France ernannter Generalgouverneur in Algerien, war für einige Zeit der wohl einflussreichste Kopf hinter dem Konzept der *intégration*, dessen paramilitärischen Arm die SAS bildeten. Als Großorganisator intellektueller Debatten und als Publizist, der es mit den linken und liberalen Leitfiguren des Antikolonialismus aufnahm,⁵¹ blieb de Gaulles Informationsminister an der französischen und algerischen Front gleichermaßen aktiv.⁵² Die Überzeugung, der Krieg würde durch Überzeugungsarbeit mehr als durch Waffengewalt entschieden, ist seinen aggressiven Schriften ebenso anzumerken wie dem SAS-Konzept, bis ihn de Gaulles »Verrat« auf den Weg nach rechts außen, in die Nähe der Terrororganisation OAS, ins Exil und zu pathetischen Streitschriften für die humanitären Leistungen des Kolonialismus führte.⁵³

Die SAS und ihr Versuch, militärische Repression und ethnologisch informierte Entwicklungshilfe zu kombinieren, spiegelte sich in den Gründungsgestalten Soustelle und Parlange wider. Konzipiert als kombinierte militärisch-zivile Verwaltungseinheiten zum landesweiten Einsatz in der »Befriedung« (*pacification*) des Landes, wurde der Typus des bewaffneten Missionars hier auf eine neue Bedeutungsstufe gehoben. Parallel zum stetig wachsenden Interesse amerikanischer Armeetheoretiker an der französischen Kolonialkriegführung werden aktuell die Methoden der SAS auch in der französischen Armee als gegenwartstauglich wiederentdeckt.⁵⁴

Das Interesse der Geschichtswissenschaft an diesem Teil des Krieges ist bislang überschaubar und erstaunlich nah an den SAS-Selbstdarstellungen geblieben. Solange die wich-

49 Die detaillierteste Analyse bietet wohl Grégor Mathias, *Les Sections administratives spécialisées en Algérie. Entre idéal et réalité (1955–1962)*, Paris 1998. Vgl. Alexandra Lamodièrre, *L'action sociale et éducative des officiers SAS en Oranie*, in: Jauffret, *Des hommes*, S. 539–551 (die Beiträge des Bandes formen eine wichtige Synthese der neueren kriegsgeschichtlichen Arbeiten); Sylvain Bartet, *Aspect de la pacification en Grande Kabylie (1955–1962). Les relations entre les sections administratives spécialisées (SAS) et les populations*, in: *Revue Française d'Histoire d'Outre Mer* 319, 1998, S. 3–32.

50 Bernard Ullmann, Jacques Soustelle. *Le Mal Aimé*, Paris 1995.

51 Jacques Soustelle, *Le drame algérien et la décadence française. Réponse à Raymond Aron*, Paris 1957. Zur Debatte Aron-Soustelle vgl. *Le Sueur*, *Uncivil War*, S. 151–163.

52 Vgl. dazu *Le Sueur*, *Uncivil War*, S. 32–61.

53 Hier v. a. Jacques Soustelle, *L'Espérance trahie (1958–1961)*, Paris 1962; ders., *Lettre ouverte aux victimes de la décolonisation*, Paris 1973. Jacques Soustelle profitierte von de Gaulles Amnestie im Jahre 1968 und wurde 1983 in die Académie Française aufgenommen.

54 Vgl. dazu die im Jahre 2005 vom französischen Verteidigungsministerium herausgegebene Studie: Lieutenant Lasconjarias/Sous-Lieutenant Jouan, *Les »Sections administratives Spécialisées« en Algérie: Un outil pour la stabilisation*, in: *Cahiers de la recherche doctrinale* (2005), publiziert auf den Seiten des Verteidigungsministeriums, URL: <<http://www.cdef.terre.defense.gouv.fr>> [24.6.2008].

tigsten Sammelbände zum Algerienkrieg Beiträge liefern, die zeitgenössische Selbsteinschätzungen der SAS-Offiziere als »Zenturionen des Friedens« und »Glaubensritter« reproduzieren⁵⁵ bzw. »tragische Figuren einer griechischen Tragödie« präsentieren⁵⁶, darf der Forschungsstand ausbaufähig genannt werden. Die Tradierung des SAS-Selbstbildes ist für die militärische Traditionspflege nützlich⁵⁷, kann der historischen Rolle dieser Einheiten jedoch nicht gerecht werden, aus dem sie sich nicht herauspräparieren lassen.

Bestanden die Kernaufgaben der SAS in lokaler Verwaltung, Kleinkriegführung und Spionage, so waren sie zugleich als zivil-militärische Stoßtrupps der Entwicklungshilfe konzipiert. Bis 1960 konnten etwa 700 SAS-Einheiten gegründet werden. Die ca. 20.000 Mann, die bis 1960 in den SAS-Einheiten unter Waffen waren⁵⁸, sollten v. a. die ländlichen Gebiete abdecken und wurden in Form der SAU (*Sections Administratives Urbaines*) aber auch in den Elendsvierteln der großen Städte eingesetzt.

Als kleinste Einheit der SAS bestand eine »Sektion« aus dem »Chef«, gewöhnlich einem Berufs- oder Reserveoffizier (Leutnant oder Hauptmann), seinem *adjoint* (meist einem Unteroffizier) und vier »attachés«, die für a) Finanzen/Verwaltung, b) Übersetzungen, c) Technik und d) Sozial- und Kulturarbeit zuständig waren. Wo man die Sicherheitslage für befriedigend hielt, was im Jahre 1959 in 495 von 665 SAS-Sektionen der Fall war, konnten den Einheiten außerdem Frauen zugeordnet werden, deren spezifische Aufgabe fast immer im Aufbau von Kontakten mit der weiblichen Bevölkerung bestand.⁵⁹ Die militärische Seite der Sektion bestand aus meist 20–50 Algeriern, die vom Sektionschef vor Ort rekrutiert und bewaffnet wurden – *auto-défense*, so Schlagwort und Konzept, mit dem die französische Armee versuchte, einen Teil des Anti-Guerilla-Krieges von einheimischen Truppen führen zu lassen. Je größer die Wahrscheinlichkeit war, von FLN-Einheiten angegriffen zu werden, desto stärker nahmen die von der SAS geleiteten Umsiedlungslager den Charakter von Wehrdörfern mit doppelten Verteidigungsringen, militärischen Sperranlagen, Wachtürmen und streng kontrollierten Zufahrten an.

Auf dem Höhepunkt ihres Einflusses gab es ca. 700 landesweit verteilte SAS-Sektionen, insgesamt dienten zwischen 1955 und 1960 ca. 4.000 Offiziere in den Einheiten. Numerisch ist dies, um die Dimension anzudeuten, bei ca. 500.000 Mann Truppenstärke wenig, und die SAS konnte sich gegen die eigene Agenda der Armeeführung nur selten durchsetzen. Ihre Bedeutung besteht dessen ungeachtet darin, Hauptträger der zivilen Befriedigungs- und Modernisierungsversuche gewesen zu sein und parallel zum Einsatz schierer physischer Gewalt eine zweite Front in der Beeinflussung der lokalen Bevölkerung eröffnet zu haben.

Den SAS und ihrem Versuch, mit der Zivilbevölkerung in eine nicht ausschließlich gewalttätige Kommunikation zu treten, war die ethnologisch geschulte Handschrift Soustelles anzumerken. An Aufbau und Führung der Einheiten waren weitere Universitäts-Ethnologen von Rang beteiligt, unter denen der in Algerien geborene Jean Servier, Spezialist für Berber-Kulturen, hervorzuheben wäre.⁶⁰ Ähnlich wie das parallel organisierte Bildungs-

55 *Lamodière*, *L'action sociale*, S. 540. Von einem »Abenteuer«, für das junge Männer »ihre Jugend gaben«, spricht resümierend *Mathias*, *Les Sections*, S. 239.

56 *Alexander Zervoudakis*, *A Case of Successful Pacification: The 584th Bataillon du Train at Bordj de l'Agha (1956–57)*, in: *Journal of Strategic Studies* 25, 2002, S. 54–64, hier: S. 63.

57 So leitet die Formulierung von den Friedensrittern den Schlussakkord in der vom Verteidigungsministerium herausgegebenen Studie ein, die nach *Lamodière* zitiert wird: *Lasconjarias/Jouan*, *Sections*, S. 68.

58 *Charles-Robert Ageron*, *Les supplétifs algériens dans l'armée française pendant la guerre d'Algérie*, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire* 48, 1995, S. 3–20; *Elsenhans*, *Algerienkrieg*, S. 497 f.

59 *Diane Sambron*, *Femmes musulmanes. Guerre d'Algérie 1954–1962*, Paris 2007, S. 85 f.

60 *Jean Servier*, *Dans l'Aurès sur les pas des rebelles*, Paris 1955; *ders.*, *Adieu djebels*, Paris 1958; *ders.*, *Demain en Algérie*, Paris 1959.

programm der *Centres Sociaux* räumte auch das SAS-Konzept den kulturellen Traditionen der algerischen Bevölkerung vergleichsweise viel Raum ein und nahm Überlegungen auf, die Soustelle, anerkannter Spezialist für aztekische Kulturen, in den 1930er-Jahren in Mexiko entwickelt hatte.⁶¹

Vor allem in ländlichen Gebieten übernahmen die SAS-Offiziere die Aufgaben der Lokalverwaltung, improvisiert-usurpierten Bürgermeisterämtern gleich. Die SAS-Offiziere leiteten den Bau von Häusern, Straßen und ganzen Dörfern an. SAS-Ingenieure und Techniker installierten technische Anlagen; medizinisches Personal, darunter zahlreiche Ärzte, gingen für Untersuchungen von Dorf zu Dorf und errichteten Krankenstationen, die kostenlose Behandlungen boten. Mit Hochdruck wurde der Bau von Dorfschulen betrieben, SAS-Offiziere erteilten in improvisierten Schulgebäuden Unterricht. SAS-eigene Jugendzentren warben mit Sport- und Ausbildungsangeboten, und an allen städtischen und dörflichen Standorten wurde die Beeinflussung algerischer Frauen mit besonderer Sorgfalt verfolgt. In vielen Fällen muss das Wort »Schule« eher im Sinne von Schulung verstanden werden, festzuhalten ist jedoch eine unentwirrbare Melange aus Bildung, Abrichtung und Propaganda, die von den SAS-Einheiten aufgebaut wurde. *Le Monde* gab ihren Lesern bereits im Jahre 1959 als SAS-Bilanz unter anderem 800 neu errichtete Schulen, 70.000 zusätzlich eingeschulte Kinder und über eine Million kostenlose medizinische Konsultationen zu Protokoll.⁶²

Die SAS wiesen einen hohen Anteil an Reserveoffizieren auf, ein Teil der zivilen SAS-Mitglieder wurde zum Teil direkt an den Universitäten angeworben. Eine auf Studenten zielende Broschüre zur Anwerbung zeigt einen dynamisch schreitenden, mit Hornbrille und Aktentasche bewehrten jungen Mann, der entfernt an Clark Kent alias Supermann erinnert und aus dem geschützten Blau (der Universität) in das gleißende Weiß Algeriens tritt, das von Kaktus, Hügeln und entfernten Hütten symbolisiert wird.⁶³ Erstaunlicherweise wurden mitten im Krieg junge Zivilisten, Männer und Frauen, als freiwillige Entwicklungshelfer rekrutiert, die, eingefasst in eine militärische Organisation, in den Elendsvierteln Algiers ebenso wie in abgelegenen Bergregionen tätig wurden – stets in gesuchtem engem Kontakt mit der Bevölkerung. In Alter, Ausbildung und Selbstverständnis dürften die zivilen Freiwilligen der SAS-Verbände dem Personal der wenig später von John F. Kennedy lancierten *Peace Corps* entsprochen haben.⁶⁴ Die Appelle an den Eintritt in SAS sprachen von »Befriedung«, präsentierten jedoch Akteure, die Soldaten weit weniger als Entwicklungshelfern glichen und auch in dieser Sprache rekrutiert wurden: »Junge Männer und Frauen Frankreichs, die Ihr Verantwortung zu übernehmen und wohlätiges Handeln zu schätzen wisst: Algerien braucht Euch!«⁶⁵

Innerhalb der Einheiten war neben den militärischen eine Reihe von anderen Funktionen zu vergeben. Eine SAS-Publikation, die den Anti-Guerilla-Kampf mit wenig Text und viel comicartigen Illustrationen erläuterte, stellte die einzelnen Rollen im antirevolutionären Kampf vor. Gleichberechtigt neben dem kämpfenden Soldaten, der zugleich militärischer Ausbilder für ausgesuchte Teile der Dorfbevölkerung war, standen der Hygieneoffizier und der Dorflehrer im »Kampf« gegen das Unwissen. Die Funktionspalette der SAS umfasste zudem den »Wirtschaftsagenten« (*agent économique*), der in den »befriedeten«

61 Stephen Tyre, *From Algérie française to France musulmane*. Jacques Soustelle and the myths and realities of »integration«, 1955–1962, in: *French History* 20, 2006, S. 276–296, hier: S. 281–283.

62 Jacques Frémeaux, *Les SAS*, in: *Guerres mondiales et conflits contemporains*. *Revue d'histoire* 51, 2003, S. 55–68, hier: S. 64.

63 Broschüre: *De la Fac à la SAS. Témoignages*, in: Centre des archives d'outre-mer (CAOM), Aix-en-Provence, SAS/Doc/1.

64 Fritz Fischer, *Making Them Like Us. Peace Corps Volunteers in the 1960s*, Washington 1998.

65 Broschüre: *Français et Française de bonne volonté – l'Algérie à besoin de vous*, in: CAOM, SAS/Doc/1.

Dörfern Preise kontrollieren und Absatzmärkte für lokale Produkte finden, andererseits die Guerilla von ihren ökonomischen Nachwuchswegen abschneiden sollte. Seine Aufgabe umriss die Broschüre mit: »den Rebellen zum Verhungern und den Fortschritt im Dorf voranzubringen«.⁶⁶

Vorgestellt wird zudem die Rolle des Befriedungs-Beraters (*conseiller technique de la pacification*), was sich auf den Versuch bezog, im täglichen Austausch mit der Bevölkerung an militärisch verwertbare Informationen zu gelangen und diese den lokalen Militärkommandeuren weiterzureichen. Im antisubversiven Krieg, in dem Informationen zu einer äußerst wichtigen militärischen Ressource wurden, fiel den SAS-Einheiten mit ihrem dauerhaft engen Kontakt zur Bevölkerung eine wichtige Rolle zu. Der ideale SAS-Offizier war Soldat, Verwaltungsbeamter, Entwicklungshelfer, Mediziner und Spion in einer Person.

Die stilisierten Zeichnungen der SAS-Broschüren zeigen, was auf zeitgenössischen Fotos schlechter gelingt: die Darstellung der modernen algerischen Familie als Vater-Mutter-und-zwei-Kinder-Gruppe in modernen Neubauten, entfernt an Bauhausarchitektur erinnernde Interieurs, Wohnzimmer, in denen der Zentralpunkt vom Fernsehgerät gebildet wird, einen Wandteppich mit röhrendem Hirsch und entschleierte, dafür aber weiß beschürzte Hausfrauen, die ihren Ehemännern dampfendes Abendessen servieren.⁶⁷

Im selben Stil kulminieren die Botschaften einer SAS-Broschüre, die Methoden und Ziele des antirevolutionären Krieges in einer erstaunlich kurzen Formel erklärt, die von einer stilisierten jungen Kleinfamilie mit Kind präsentiert wird. Die junge Frau ist modisch mit breitem Haarreif frisiert und dekolletiert. Die Erfolgsformel der Moderne wird hier auf eine verblüffend simple Formel gebracht: »Ordentliche Kleidung und gut frisiertes Haar – bist Du immer gut rasiert, ist der Erfolg Dir garantiert« (*Cheveux coupés – visage rasé – vêtements ajustés – succès assuré*).⁶⁸ In Bild und Ton ähnelt die Sprache der Seifenreklame, die hier in den Krieg zieht, großen Werbekampagnen, die einige Großinvestoren zeitgleich mit Bezug auf den afrikanischen Kontinent und seine »men of tomorrow« vom Stapel ließen. Wie in der SAS-Broschüre lassen in einigen Fällen Fotos und Grafiken der aufwendigen Werbekampagnen physiognomische Unterschiede zwischen Europäern und Afrikanern bis zur Unkenntlichkeit verschwimmen – wo dies nicht der Fall ist, zeigen sie Afrikaner, die bei der Ausübung moderner Dienstleistungsberufe in modernen Büros die Mimikry an die westliche Moderne perfektioniert haben.⁶⁹

Weit mehr noch als die produzierten Texte dokumentieren die Fluten an privaten und offiziellen Fotos, die sich allein in den SAS-Überlieferungen finden lassen, eine eindrucksvoll dichotome Welt, in der das schlechte Alte gegenüber dem guten Neuen auf dem Rückzug ist: Von der FLN verletzte Kinder und verbrannte Kühe stehen neben allgegenwärtigem Aufbau in Form von modernen, weißen Häusern von strahlender Sauberkeit in rechtwinkligen Symmetrien; Armeeoffiziere, die als Weihnachtsmänner verkleidet algerischen Kindern Geschenke überreichen, neben Kleinkindern mit Gesichtern wie aus der Fernsehwerbung, die voll Eifer französische Verben konjugieren; freundliche Ärzte, die Greise und Säuglinge versorgen und die allgegenwärtigen Straßen, Brunnen, Schulen, die ebenso wie neue, weißgetünchte Dörfer aus dem Boden sprießen.⁷⁰

Die Beförderung von materiellem Wohlstand und die Schaffung von Perspektiven, die Wohlstand erreichbar erscheinen ließen, war von den Planern nicht als Parallelentwick-

66 Broschüre: ABC du chef de noyau actif (1958), S. 73–75, in: CAOM, SAS/Doc/5.

67 Broschüren: Compagnie immobilière algérienne 1954/1959 und L'aide à la construction en Algérie, hrsg. vom Ministère de l'Algérie, beide in: CAOM, 2 SAS/4.

68 Broschüre: ABC du chef de noyau actif (1958), S. 35, in: CAOM, SAS/Doc/5.

69 Anandi Ramamurthy, Imperial Persuaders. Images of Africa and Asia in British Advertising, Manchester/New York 2003, S. 173–213.

70 Bilderserie und Broschüren in: CAOM, 81F/2146.

lung neben den militärischen Aktionen, sondern als Teil der militärischen Aktionen konzipiert. Im Konzept hatten die SAS-Planer die Einheiten explizit als Instanz vorgesehen, die stetig an der Anhebung des Lebensstandards der Bevölkerung arbeiten sollte. Soustelle, seine ethnologischen Berater und einzelne Militärs wie General Parlange hatten immer wieder die Möglichkeiten einer schnellen »Integration« durch Anhebung von Arbeitsdisziplin und Konsummustern betont.

In seinem Porträt mit dem seltsamen Titel »geliebtes, leidendes Algerien«⁷¹ hatte Gouverneur Jacques Soustelle immer wieder die prinzipielle Gleichheit der Wünsche von Franzosen und Algeriern sowie die egalisierende und »befriedende« Rolle von Wohlstand betont. Wo immer algerische Bauern in die Fabrik kämen, wo immer es Konsummöglichkeiten gäbe, würden Fahrräder, Möbel, Heizlampen und Radios gekauft. Plastisch beschrieb der Ethnologe Soustelle die Wunschbilder kolonialer Modernisierung, die er überall dort entdeckt haben wollte, wo es stabile Arbeitsverhältnisse gab: Eine Tasse Kaffee, das Gespräch mit der Familie, »eine Einrichtung ganz analog zu einer Arbeiterfamilie in Lyon oder Marseille.«⁷²

Auch General Parlange, Soustelles militärisches alter ego, hatte bereits bei der SAS-Gründung ökonomische »Entwicklung« und die Anhebung des Lebensstandards als »eines der besten Mittel, um separatistische Propaganda auszuschalten«, charakterisiert. In einem geheimen Bericht, der nicht Propagandazwecken, sondern der inneren Strategiediskussion galt, forderte der Nordafrika-Kenner im Juli 1955 ein Ende rassistischer Diskriminierungen, die massive Erhöhung von Investitionen und Hilfsmitteln, die besondere Beachtung der Frauen, eine Bildungs Offensive, kurz, den Einsatz des gesamten Instrumentariums der »Entwicklungshilfe«. Mit Nachdruck bestand der Anti-Guerilla-Spezialist auf der militärischen und politischen Notwendigkeit einer »Eroberung der Seelen« – »wehe den Herrschern in Afrika, die dies nicht verstehen.«⁷³

Das überall angerufene Verstehen und die Gewinnung der »Seelen« erreichte selten große Tiefen, allerdings wären die Standards zu präzisieren, an denen solche Aussagen gemessen werden. Eine Anweisung zur psychologischen Kriegsführung, die »einige Charakterzüge des Moslems« erklärt, gab folgende Hinweise mit auf den Weg:

»Extreme Bindung an Emotionen. Er denkt mit dem Herzen – argumentiere also eher emotional als logisch/Da er leidenschaftlich ist, kennt er starke Gefühlsschwankungen/Lerne abzuwarten und stets die Ruhe zu bewahren/Er ist extrem religiös, vermeide alle religiösen Gespräche, dies geht uns nichts an. Seine Intelligenz ist anders orientiert als unsere. Wir sind Wissenschaftler, er ist ein Träumer und Mystiker [...]. Er liebt das Kriegshandwerk, sprechen wir also als Soldaten zu ihm.«⁷⁴

Die zivile Seite des Herrschafts- und Modernisierungsapparates wurde zu diesen Fragen mit Texten versorgt, in denen ethnologisches Wissen über islamische Kulturen, Verhaltensregeln und Ehrenkodices für den Alltagsgebrauch eingedampft wurde. Die Zeitschrift für SAS-Offiziere druckte 1959 sogar Ausschnitte aus Pierre Bourdieus »Sociologie d'Algérie« nach.⁷⁵

Allerdings erscheinen die Handbuchweisungen, die den SAS-Soldaten »den Muslim« erklären und korrekte Umgangsformen vermitteln sollten, nicht unbedingt primitiver als jene, mit denen sogenannte Entwicklungshelfer zeitgleich und wenig später ausgestattet

71 Jacques Soustelle, *Aimée et souffrante Algérie*, Paris 1956.

72 Soustelle, *Algérie*, S. 62 f.

73 Geheimer Rapport von General Georges Parlange über Zustände in der Zone Constantine Süd, 23.7.1955, in: Archives Nationales, CARAN (Paris), Fonds Henri-Paul Eydoux, Dossier Général Parlange, 546 AP 7, dossier 2.

74 Mémento de l'officier de l'action psychologique en Algérie, fol. 6 f. in: CAOM SAS/Doc/5.

75 Note de Sociologie Maghrébine, Bienséance maghrébine und Nachdruck eines Textes von Bourdieu, *La culture mozabite*, in: *Revue des SAS*, Februar 1959, in: CAOM, 81F/1804.

wurden. Der Anteil ethnologischer Intelligenz war bei der Konzeption der SAS hoch gewesen, und tatsächlich verfügten die Einheiten über Offiziere mit soliden Arabischkenntnissen, die zu erwerben von den SAS-Offizieren ständig gefordert wurde. Mit Vincent-Mansour Monteil hatte Soustelle im Februar 1955 einen jüngeren Berufsoffizier zum Chef seines Militärkabinetts gemacht, der allerdings schon im Sommer nach Konflikten mit den Kommandeuren in den Aufstandsgebieten zurücktreten und zu einem renommierten Orientalisten werden sollte.⁷⁶ In allen SAS-Sektionen agierte eine französische Minderheit gemeinsam mit einer Mehrheit an muslimisch-arabischen Hilfskräften⁷⁷, was einen stetigen und ungewöhnlich engen Austausch zwischen beiden Teilen mit sich brachte.

Im Versuch, »den Fremden« zu verstehen, ihn mit sichtbarem *lifestyle* anzulocken, in ihm Bedürfnisse zu wecken und ihn nachhaltig westlichen Mustern anzunähern, wiesen dieser Teil der Kriegführung und die Entwicklungshilfe große Ähnlichkeiten auf. Zweitens war diese Form der Einflussnahme den militärischen Zielen untergeordnet. Wo jedoch bei der Einrichtung von Dorfsiedlungen, Schulen und ärztlicher Versorgung die Grenze zwischen reiner Kriegspropaganda und den Vorgängen verlief, die man als Entwicklungshilfe bezeichnet, ist nicht leicht zu entscheiden. Ob Propaganda und Programm von ihren Produzenten geglaubt wurden, ist an vielen Stellen so schwer zu beantworten wie Paul Veynes berühmte Frage, ob die Griechen ihre Mythen glaubten.⁷⁸ Der säkular-missionarische Eifer vieler SAS-Offiziere scheint den zivilen Pendanten jedenfalls in nichts nachgestanden zu haben.

Propagandahandbücher mahnten zu einfachen, stark bebilderten Tafeln: Transportable Propagandatafeln präsentierten SAS-Offiziere als »Soldaten des Fortschritts«, die FLN-Mitglieder wie Termiten bekämpften, die sich in kostbare Holzmöbel eingefressen hatten und eliminiert werden mussten.⁷⁹ Bemerkenswert an der Propagandarbeit der SAS ist das weitgehende Fehlen von antikommunistischer Propaganda. Die immer wieder eröffnete, in grafisch eindrucksvollen Bildern und größter intellektueller Schlichtheit präsentierte Dichotomie setzte stärker auf den Kontrast zwischen Rückschritt und Moderne.

In der praktischen Propaganda verwendete man systematisch ostentative Vorführungen des westlichen Lebensstils, der hier wie ein Köder ausgelegt wurde. SAS-Handbücher empfahlen Schallplatten mit arabischer Musik und Militärmärschen, hygienische und politische Instruktionen sowie zur Entspannung, »Bonbons und Zigaretten« zu verteilen.⁸⁰ Die im März 1958 gegründeten *Foyers sportifs* hatte General Salan als »Lockmittel« definiert, um mit Jugendlichen zwischen 14 und 21 in Kontakt zu kommen. In den Materialbestellungen wurden neben Maschinengewehren nun auch Volleyballnetze und Fußballtore geordert. Die Sportzentren waren als Brücke gedacht, über die dann »moralische und politische Erziehung« erleichtert werden sollte.⁸¹

In fast aufdringlicher Form werden die Übergänge von Gewalt und Modernisierung von den SAS ein letztes Mal 1962 symbolisiert, als die Gesamtorganisation in *Centres d'aide administrative* umbenannt wurde. Die verbliebenen SAS-Offiziere sollten »ausschließlich

76 Rundschreiben General Arnoux de Maison Rouge, 17.11.1958, CAOM, 3 SAS/38.

77 Ageron, Les supplétifs algériens.

78 Paul Veyne, *Les Grecs ont-ils cru à leurs mythes?*, Paris 1983. Zum methodischen Problem vgl. Philippe Bezes, *Les hauts fonctionnaires croient-ils à leurs mythes? L'apport des approches cognitives à l'analyse des engagements dans les politiques de réforme de l'Etat. Quelques exemples français (1988–1997)*, in: *Revue française de science politique* 50, 2000, S. 307–332.

79 Broschüre: *ABC du chef de noyau actif* (1958), S. 8, S. 34, in: CAOM, SAS/Doc/5.

80 Commandement Supérieur interarmées, Xe Région Militaire, Bureau Psychologique, *Guide pratique de pacification à l'usage de commandant de sous-quartier* (1959), in: CAOM, 2SAS/8.

81 Rundschreiben Raoul Salans an die militärischen Kommandeure, 2.5.1958 und *Règlement Foyer Sportifs*, 15.2.1961, in: CAOM, 2SAS/8.

Aufgaben als Entwicklungshelfer übernehmen«.⁸² Zu dieser Beobachtung passen die auch nach 1962 verblüffend engen Verbindungen, die Frankreich in Form seines Entwicklungshilfeapparates mit Algerien hielt. Etwa 35 Prozent des französischen Gesamtbudgets gingen in ein einziges Land – nach Algerien, fast ausschließlich in bilateralen Verträgen, also unter Ausschluss internationaler Organisationen. 1964 war die immense Zahl von 12.000 Entwicklungshelfern im Land, darunter allein 8.000 Lehrer. Einer der besten Kenner der Materie nennt die Lehrer und Techniker »the shock troops of co-operation« und setzt die Kontinuitäten von militärischem und zivilem Gesellschaftsumbau in unfreiwilliger Sprachkomik fort.⁸³ Hinzuweisen ist auf die hohe Kontinuität zwischen Kolonial- und Entwicklungshilfeapparaten, wo die Kontinuitätslinien das Personal, die Projekte und die Leitideen umfassen⁸⁴ – ein allgemeines, bislang kaum empirisch untersuchtes Muster, das sich in allen Staaten mit einem bis in die 1950er-Jahre existierenden Kolonialapparat findet. Gut untersucht ist hingegen, wie stark der 1957 gegründete Entwicklungshilfefonds der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft von ehemaligen Beamten aus dem französischen Kolonialapparat dominiert wurde, deren Kompetenzen und Verbindungen die Kollegen aus anderen europäischen Ländern nichts entgegenzusetzen hatten.⁸⁵

Das Scheitern der SAS-Verbände ist in der materiellen und personellen Unterversorgung, an Rekrutierungserfolgen und dem Terror der FLN, im gleichen Maße wohl am Widerstand französischer Siedler und den Widerständen innerhalb der französischen Armee selbst zu suchen. Je nach angelegtem Maßstab lassen sich aber auch erhebliche Erfolge der mit geringen Mitteln betriebenen Strategie betonen.⁸⁶

III. »ICH LIEBE EUCH ALLE!« DIE FRAUEN-SOLIDARITÄTSKOMITEES

Im Mai 1958 pflegten die Ehepaare Salan und Massu – neben unzähligen anderen Offiziersehepaaren – bemerkenswerte Formen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung innerhalb der französischen Kriegführung. Raoul Salan war der Held zweier Weltkriege, Offizier in Syrien, Kairo und Äthiopien, Befehlshaber im Indochina-Krieg und wenig später Oberkommandierender der französischen Truppen in Algerien. Er spielte eine Schlüsselrolle bei der Niederschlagung des Aufstandes in Algier, im Kampf um die Zivilbevölkerung und bei der Erfindung einer neuartigen Form des Kolonialkrieges, bevor er 1961 zum Kopf der Terrororganisation OAS werden sollte.⁸⁷ Die Ehefrau des Generals, Madame Raoul Salan (in den Quellen meist ohne eigenen Vornamen), fungierte hingegen seit dem 13. Mai 1958 als Präsidentin des Frauensolidaritätskomitees (*Mouvement de solidarité*

82 *Elsenhans*, Frankreichs Algerienkrieg, S. 500. Zur postkolonialen Kontinuität der Modernisierungsversuche vgl. auch *ders.*, Algerien. Koloniale und postkoloniale Reformpolitik, Hamburg 1977.

83 *Gérard Bossuat*, French Development Aid and Co-operation under de Gaulle, in: *Contemporary European History* 12, 2003, S. 431–456. Zahlen: S. 444–447, hier: S. 447.

84 *Richard Banégas/Roland Marchal/Julien Meimon*, La fin du pacte coloniale?, in: *Politique africaine* 105, 2007, S. 7–26; *Julien Meimon*, Que reste-t-il de la coopération française?, in: ebd., S. 27–53; *Klaus Schlichte*, La Francafrique: Postkolonialer Habitus und Klientelismus in der französischen Afrikapolitik, in: *ZfA*, 5, 1998, S. 309–343.

85 *Véronique Dimier*, For a Republic ›Diverse and Indivisible‹? France's Experience from the Colonial Past, in: *Contemporary European History* 13, 2004, S. 45–66; *dies.*, L'institutionnalisation de la Commission européenne (DG Développement) du rôle des leaders dans la construction d'une administration multinationale 1958–1975, in: *Revue Études internationales* 34, 2003, S. 401–427.

86 Vgl. die Analyse von *Bartet*, Aspects de la Pacification.

87 Vgl. seine Selbstdarstellung von epischer Breite: *Raoul Salan*, *Mémoires*. Fin d'un Empire, 4 Bde., Paris 1970–1974.

féminine), das sich der »Befreiung« und »Modernisierung« der algerischen Frau widmete. Das Amt teilte sie mit Suzanne Massu, ihres Zeichens Ehefrau von General Jacques Massu, der als Kommandeur der 10. Fallschirmspringerbrigade die Schlacht um Algier angeführt hatte und wenig später Salan als Oberkommandierenden in Algerien ablösen sollte. Während die Generäle Salan und Massu die Grob- und Feinabstimmung militärischer Gewalt organisierten, hatten die von den Ehefrauen präsierten Solidaritätskomitees diversen algerischen Übeln den Kampf angesagt: der patriarchalen Gewalt, der Polygamie, dem islamischen Scheidungsrecht, dem Rechtsinstitut der Verstoßung (*répudation*) von Ehefrauen, der Zwangsheirat, dem Analphabetismus und der traditionellen Kleidung, insbesondere dem Schleier. Über die merkwürdige Arbeitsteilung, in der Offiziersfrauen algerische Frauen und Waisen »modernisieren«, nachdem die Ehemänner dieser Frauen erschossen wurden, hatte sich bereits Roland Barthes mokiert⁸⁸, was die Entfaltung dieser Arbeitsteilung jedoch nicht bremsen konnte. Der im Kampf um den Schleier zu Tage tretende Symbolgehalt im französischen Kampf gegen die Tradition und ihre Zeichen lässt sich einerseits unschwer auf die Tradition jakobinischer Symbolpolitik und die Meisterchaft in der Herstellung anti-traditioneller Ikonen zurückführen. Er hat zudem bedeutende bolschewistische Vorgänger⁸⁹, denen er in Struktur und Propaganda glich. Der bekannteste in einer Reihe von Propagandafilmen war 1960 eine vor allem für die amerikanische Öffentlichkeit produzierte Dokumentation mit dem Titel »The Falling Veil«, welche die entschleierte Algerierin und ihre Mimikry zur Imitation der modernen Französin feierte.⁹⁰ Nicht nur symbolisch gehörten die »Entschleierung« der »rückständigen« algerischen Frauen und ihre Hinführung zu einem westlichen Vorbildern nachempfundenen Lebensstil zu den Kernbereichen französischer Entwicklungspolitik inmitten des Kriegsgeschehens.

Die zumeist detaillierten Protokolle über die Versammlungen der Frauen-Solidaritätskomitees liefern plastische Eindrücke vom Ablauf der Versammlungen, die von französischen Offiziers- und Siedlerfrauen – oft sekundiert von einer schreib- und lesekundigen Algerierin – begleitet und je nach Ort und Art der Veranstaltung von zehn bis über 100 Frauen besucht wurden. Im September 1958 erlebten die anwesenden, zumeist jungen Frauen auf einer dieser Veranstaltungen eine Sternstunde spätkolonialen Denkens über die Schaffung »moderner Menschen«. Gerichtet an einen Kreis algerischer Frauen unterschiedlichen Alters, der fast täglich zusammenkam, führte die Präsidentin eines lokalen Komitees aus: »Ich liebe Euch alle/Ich will Euch entwickeln/Es ist mein Wunsch, Euch zu vollständigen Frauen zu machen/Zu wirklichen, glücklichen, neuen Frauen/Ich bin Eure Schwester/Nehmt mich an/Und liebt mich, wie ich Euch bereits liebe/Ihr werdet sehen, wie einfach alles ist.«⁹¹

Zweifellos haben algerische Frauen Veranstaltungen dieser Art mit einer eigenen Agenda besucht. Es gibt keinen Grund zu vermuten, dass viele algerische Frauen der erstaunli-

88 Roland Barthes, *Tricots à domicile*, Les Lettres nouvelles, no. 7 (April 1959), S. 52 f.

89 Vgl. dazu Douglas Northrop, *Veiled Empire. Gender and Power in Stalinist Central Asia*. Ithaca 2004; Marianne Kamp, *The New Woman in Uzbekistan. Islam, Modernity, and Unveiling under Communism*, Seattle/London 2006; Adrienne Edgar, *Bolshevism, Patriarchy, and the Nation. The Soviet »Emancipation« of Muslim Women in Pan-Islamic Perspective*, in: *Slavic Review* 65, 2006, S. 252–272; Jörg Baberowski, *Der Feind ist überall. Stalinismus im Kaukasus*, München 2003, S. 633–662.

90 Robert W. Schofield (Regisseur), *The Falling Veil*, Tangent Films (1960), vgl. dazu Connelly, *Diplomatic Revolution*, S. 216, und Shepard, *Invention*, S. 186–196. Vgl. die Kurzreportage: *Les nouveaux droits de la femme Musulmane Algérienne*, Les Actualités Françaises, AF – 1.7.1959, URL: <http://www.ina.fr/archivespour tous/index.php?vue=notice&id_notice=AFE85008343> [24.06.2008].

91 Protokolliert im Journal de marche du comité d'action sociale et de solidarité féminine (de Palissy), Versammlungen vom 31.7. bis 25.9.1958, in: CAOM 81 F 74.

chen Mischung aus Bevormundung und Dummlichkeit gefolgt sind. Die hier geschaffenen, männerfreien Räume für Gespräche, die Radiosendungen, die angebotenen Modezeitschriften, die Handarbeitskurse und nicht zuletzt: die gemachten Versprechen auf eine bessere Zukunft wurden mit eigenen Interessen verfolgt. Wie im Feld der *subaltern studies* immer wieder behauptet und wie nicht zuletzt von einigen Afrikanisten eindrucksvoll gezeigt⁹², können Prozesse der Aneignung zu Lektüren und Verwendungen des Gesendeten führen, die vom Sender weder vorgesehen noch gewünscht waren.

Dennoch sind die Erfolge dieser Annäherungsversuche als zivile Seite der Kriegführung unübersehbar. Diese zielte erstens darauf ab, direkte Kontakte zu Teilen der Bevölkerung in den Städten und auf dem Land herzustellen, welche die Kolonialverwaltung zuvor allenfalls in statistischen Handbüchern erfasst hatte. Zweitens ging es um die Entwicklung eines dezenter dominierenden Stils, der von den Gewaltmethoden der regulären Armee unterscheidbar war. Drittens sollte die »traditionelle« Welt nicht länger dominieren, sondern an ihren Grundelementen landesweit verändert werden. Bekanntlich verliefen diese Veränderungen nicht in die gewünschte Richtung, dennoch lässt sich kaum bestreiten, dass diese Ziele vielfach erreicht wurden. Die rein propagandistischen Teile zeugen von einer Pseudo-Diskussion mit den algerischen Frauen, die vielfach eher als Resonanzkörper kolonialer Propaganda verwendet wurden. An Tausenden von Orten brachte man des Schreibens nicht oder nur rudimentär mächtige Frauen dazu, blau-weiß-rote Trikoloren zu malen und den militärischen Führern Frankreichs als Huldigung zu senden, mit Tausenden von bunten Fingerabdrücken als Unterschrift.⁹³ Ein typischer, an de Gaulle gerichteter Text dazu konnte etwa so klingen:

»Wir wissen, denn in unseren Dörfern liest und übersetzt man uns Ihre Reden, dass es Ihr größter Wunsch ist, uns glücklich zu sehen. Wir sind sicher, dass Ihnen dies gelingen wird, und wir möchten Ihnen dabei helfen [...]. Für unsere Männer, die oft nur schwer ihr Leben verdienen können, wünschen wir die Errichtung großer Baustellen, damit die Männer regelmäßig arbeiten können.«⁹⁴

Wie im Fall der systematischen Folter scheinen Sprache und Praktiken der Solidaritätskomitees eher auf George Orwells Zukunftsstaat als auf eine europäische Demokratie zu verweisen. Und in der Tat konnten, zumindest im hier zitierten Beispiel, totale Methoden auch zum totalen Erfolg führen: von 341 Frauen hatten 341 im Referendum für den Verbleib bei Frankreich gestimmt.⁹⁵

Die detaillierten, einzelne Tage erfassenden, Anwesenheit und Aktivitäten minutiös protokollierenden Beschreibungen der *Cercles féminins* geben wieder, was auch die Fotos dazu zeigen: häkelnde, nähende, strickende Frauen, in einem Gemeinschaftsraum versammelt und Radio hörend.⁹⁶ Die engagierten Reden und Aktionen französischer Frauen gegen Gewalt in der Ehe, gegen die körperliche Misshandlung muslimischer Frauen durch ihre Ehemänner, Väter und Brüder, standen in merkwürdiger Nachbarschaft zur Behandlung der Ehemänner, Väter und Brüder dieser Frauen, gegen die zeitgleich ein mit allen erdenklichen Gewaltmitteln exekutierter Kampf geführt wurde. Die besondere Sorge um weibliche Körper wurde auch durch die »mobilen sozial-medizinischen Einheiten« getragen, in denen junge Sozialarbeiterinnen, meist von medizinischem Personal begleitet,

92 Cooper, *Decolonization*; Timothy Burke, *Lifebuoy Men, Lux Women. Commodification, Consumption, and Cleanliness in Modern Zimbabwe*, Durham 1996; Andreas Eckert, *Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, Staatliche Ordnung und Politik in Tanzania, 1920–1970*, München 2007.

93 Zahllose Beispiele u. a. in: CAOM 81F/74.

94 *Petition an Charles de Gaulle, Comité d'action sociale et de solidarité féminine de Zenata et des Ouled-Riah* (September 1958): CAOM 81F/74.

95 *Carnet de marche* vom 25.9.1958, in: ebd.

96 *Délégation Générale du Gouvernement en Algérie, Stades d'évolution de la cellule familiale musulmane d'Algérie*, Alger 1959, S. 22, in: CAOM, 2/SAS/7.

selbst in entlegenen Bergregionen von Dorf zu Dorf zogen, um modernes Wissen über Hygiene, Baby- und Körperpflege und Techniken der Hausarbeit zu vermitteln. Diese mobilen »Einheiten« bewegten sich meist unter militärischem Schutz, in der Regel der SAS-Einheiten.⁹⁷

Die Moderne der Hausmütterlichkeit, die von den mobilen und stationären Modernisierungseinheiten verbreitet wurde, war hier bereits mit anderen Formen moderner Weiblichkeit konfrontiert, etwa in Form der Frauen, die kämpfende FLN-Einheiten begleiteten und deren Zahl Danièle Djamila Amrane mit etwa 11.000 angibt. Frantz Fanon hatte diese Form der revolutionären Emanzipation gepriesen, FLN-Propagandisten auf die Freiheit »muslimischer Schwestern« in der Türkei, in Ägypten und Syrien hingewiesen und ausgeführt, Ziel der französischen »Frauenbefreiung« sei es, die Frau zur Büttel männlicher Siedler zu machen.⁹⁸

Nicht immer entsprachen die Freiräume, die durch den »modernen« Habitus entstanden, den Vorstellungen der Modernisierer. Junge Frauen mit offenem Haar, europäischer Kleidung, Sonnenbrillen und Lippenstift als Tarnung, die während der Schlacht um Algier Waffen und Informationen in die Sperrbezirke der Altstadt transportieren, stellten die militärische Variante einer *Aneignung* dar, welche die Sendungen der Moderne umzudrehen wusste.⁹⁹ Doch Fanons Bild der modernen Frau, die stets drei Sprengsätze in der Handtasche und die Revolution im Herzen trägt¹⁰⁰, erscheint nicht minder realitätsfern als das französische Gegenstück spätkolonialer Gretchen-Weiblichkeit. Es ist schwer zu beurteilen, welcher der Entwürfe den radikaleren Bruch mit der Vergangenheit, die größere Sehnsucht nach Wandel enthält.¹⁰¹

Mit ihrer für die Organisation des Guerilla-Kampfes, den Transport von Waffen und Munition nicht unerheblichen Fähigkeit zum Gestaltwechsel zwischen ziviler und militärischer Erscheinung¹⁰² bildeten diese Frauen das Pendant zur ebenfalls in Doppelnatur schillernden französischen Sozialarbeiterinnen unter dem Feuerschutz der SAS. In beiden Fällen handelte es sich um weibliche Aktionsformen, die weit entfernt von den Standards der jeweiligen Ausgangsgesellschaften waren.

Zur »Befreiung« algerischer Frauen aus den Regeln und Verhaltensweisen der Tradition setzten auch die Komitees vielfach auf jene Mittel des »Irresistible Empire«, welche gleichzeitig die Alltagskultur der westlichen Welt revolutionierten.¹⁰³ So wurden in den Aufenthaltsräumen der Solidaritätskomitees Strick- und Modezeitschriften sowie Fotomagazine zur Inneneinrichtung »ausgelegt«, um den algerischen Frauen »zu zeigen, was häuslicher Komfort bedeutet, um den Geschmack zu schulen und um das Verlangen nach Komfort sowie den Wunsch nach kreativer Betätigung zu erwecken«.

97 Diane Sambron, *Femmes*, S. 64–92.

98 Frantz Fanon, *Aspekte der Algerischen Revolution* [L'an V de la révolution algérienne], Frankfurt/Main 1969 (geschrieben 1959), S. 19–48, 79–81.

99 Bericht von Djamila Amrane, zit. in: Khaoula Taleb Ibrahim, *Les Algériennes et la guerre de libération nationale. L'émergence des femmes dans l'espace public et politique au cours de la guerre et l'après-guerre*, in: Harbi/Stora, *La Guerre*, S. 197–225, zit. S. 213. Eine Variante der Szene wird in Gillo Pontecorvos berühmtem Film *La Bataille d'Alger* (1966) dargestellt.

100 Frantz Fanon, *L'Algérie se dévoile*, in: L'an V de la révolution algérienne, Paris 1968 (geschrieben 1957/1958), S. 41.

101 Donald Reid, *The Worlds of Frantz Fanon's »L'Algérie se dévoile«*, in: French Studies LXI, 2007, S. 460–475.

102 Danièle Djamila Amrane-Minne, *Women and Politics in Algeria from the War of Independence to Our Day*, in: Research in African Literatures, 30, 1999, S. 62–77.

103 Victoria De Grazia, *Irresistible Empire. America's Advance Through Twentieth-Century Europe*, Cambridge, Mass. 2005; dies./Ellen Furlough (Hrsg.), *The Sex of Things. Gender and Consumption in Historical Perspective*, Berkeley 1996. Diese Parallelität gehört auch zu den zentralen Beobachtungen bei Ross, *Fast Cars*.

Jakobinische Anmaßung, kolonialen Maternalismus und die Sprache der Seifenreklame mischend, hielt die Präsidentin des Komitees während einer größeren Versammlung ein Stück Spitzenseide und einen dreckigen Putzlumpen in die Luft und stellte die versammelten algerischen Frauen vor folgende Entscheidung:

»Nicht wahr, diese wundervolle Spitze gefällt Euch, gern hättet Ihr sie auf einem Rock, vielleicht möchtet Ihr eines Tages sogar ein Kleid aus solchem Stoff besitzen. Ihr seht auch diesen Lumpen? Nun, was gefällt Euch besser? Die Spitze! Die Spitze, das ist Frankreich mit all seinen Reichtümern, seiner ganzen Generosität, Eure Entwicklung, es ist der General de Gaulle, Euer Ja zum Referendum, Eure Zukunft und die Eurer Kinder, Eure moralische und finanzielle Sicherheit. Dieser schmutzige Lumpen hingegen ist Eure bisherige Misere, der Verzicht auf Emanzipation, die Weigerung, wie europäische Frauen zu werden, die Weigerung, die Tore zum Glück zu durchschreiten, die Frankreich für Euch öffnet.«¹⁰⁴

Weitere Passagen vergleichen Frankreichs Moderne mit einem üppigen Lammgericht, einer Busfahrt zum Bad, das traditionelle Algerien hingegen mit trockenem Fladenbrot. Nach strafenden Worten für den tödlichen Anschlag auf eine SAS-Einheit endet die Rede mit der Ankündigung: »In der nächsten Versammlung werde ich Euch die ›moderne‹ Art lehren, ein Kind zu erziehen. Die Kinder sind die Zukunft des Landes. Sie müssen ›modern‹ erzogen werden, wenn das Land sich entwickeln soll.«

Die rhetorische Verve, Befreiung und Emanzipation der algerischen Frau voranzutreiben, die auf einer praktischen Ebene von Gesetzesinitiativen, von unzähligen ethnologischen und juristischen Expertisen zum Eherecht sowie von Propagandafilmen begleitet wurde, ist zum einen erstaunlich, wenn man sie mit dem dominierende Frauenbild in Frankreich selbst vergleicht. Auf der materiellen Ebene galt die Hausfrau als wichtigste Zutat für die Herstellung der modernen, monogamen und stabilen Kleinfamilie, welche als ökonomische Urzelle stetiger »Entwicklung« fungieren würde. Es ist deshalb kein Zufall, wenn die Pläne der algerischen Neubauviertel und die auf ihnen abgebildeten Menschen wie Schauspieler in einem Film Jacques Tatis über die »Modernisierung« Frankreichs, seiner Bewohner und ihrer Lebensstile wirken.¹⁰⁵ Nicht zufällig ist in den zahllosen Broschüren und Werbeanzeigen der Zeit auch die Tendenz, europäische und afrikanische Menschen bis zur Ununterscheidbarkeit grafisch einander anzunähern – wie in Umkehr rassistischer Überzeichnungen erscheint der moderne Mensch als egalisierter Konsument eines stetig steigenden Wohlstands.¹⁰⁶

Bemerkenswert ist hier weiterhin, dass die französischen Frauen, die den Komitees vorstanden, nicht selten »Offiziersgattinnen« waren und ihre Aktivitäten gewissermaßen als Eröffnung einer zweiten Front betrachteten. General Massu selbst hatte eine ganze Schiffsladung Nähmaschinen imaginiert, die von den Dachböden Frankreichs nach Algerien gelangen und das Alltagsleben modernisieren würden. Suzanne Massu ließ verlauten, eine Nähmaschine sei im Kampf um die *pacification* des Landes wertvoller als zehn Gewehre.¹⁰⁷ Die Aktion, emblematisch für die Bedeutung, die der Wirkung von systematischer Hausarbeit und »Maschineneinsatz« zur Modernisierung der Frau zugesprochen wurde, trug nicht zufällig einen dem militärischen Jargon entlehnten Namen: »Operation Nähmaschine«.¹⁰⁸ Die Adoption zweier algerischer Kinder durch das Generalsehepaar

104 Aus einer Ansprache Madame Hussons, Präsidentin des lokalen Frauenkomitees von Palissy, 31.7. und 6.8.1958, protokolliert im Journal de marche du comité d'action sociale et de solidarité féminine, in: CAOM 81 F 74.

105 Lee Hilliker, In the Modernist Mirror. Jacques Tati and the Parisian Landscape, in: The French Review 76, 2002, S. 318–329.

106 Ramamurthy, Imperial Persuaders.

107 Jacques Massu, Le Torrent et la digue, Paris 1972, S. 101–106.

108 Zur *opération machine à coudre* vgl. Le Monde, 5.8.1958, S. 4; Elsenhans, Algerienkrieg, S. 503 f.; zum Rahmen: Sambron, Femmes musulmanes, S. 11–105.

Massu im Jahre 1958/59 war der symbolische Höhepunkt der hier versprochenen Verschmelzung. Im Versuch, den weiblichen Teil der Bevölkerung zu beeinflussen, spielten französische Offiziersfrauen in den »befriedeten« Gebieten praktisch und symbolisch wichtige Rollen. Die Mischung aus paternalistischem Kolonialismus und Modernisierungsversprechen, das bei Zuwerdung rohe Gewalt bereithält, ist von weiblichen Stimmen mindestens so eindrucksvoll formuliert worden wie von männlichen.¹⁰⁹

Zeitlich parallel mit den einflussreichen Theorien Daniel Lernalers über die Rolle moderner Medien bei der Modernisierung »rückständiger« Gesellschaften¹¹⁰ setzten Komitees und SAS-Verbände vor allem auf die Bildsprache der Illustrierten und auf das Radio. Von Paris und Algier aus wurden algerische Frauen mit Zugang zu einem Radiogerät mit eigenen Programmen (*Emissions Féminines*) in arabischer und kabyllischer Sprache beschallt. In halbwissenschaftlichen Verfahren wurden Rezeptionsanalysen anhand der Briefe von Hörerinnen erstellt, um Rückschlüsse auf die Wünsche algerischer Frauen zu gewinnen. Eine Analyse von 957 Briefen von Hörerinnen kam im Sommer 1959 zu dem Schluss, dass diese Frauen genau das wünschten, was die angelaufenen Modernisierungsprogramme boten – nur mehr und schneller. Zudem wurde der übergroße Wunsch nach einer Frauenzeitschrift zu Mode, Diät, Psychologie und Erziehungsthemen zu Protokoll genommen. Selbst die Frage nach den prominentesten Franzosen, mit einer Rangliste nach Anzahl der Nennungen, fiel zur Zufriedenheit der Modernisierungsplaner aus: Charles de Gaulle (364) lag vor der Schauspielerin Colette Duval (329), vor Jeanne d'Arc (77) und deklassierte Simone de Beauvoir (9).¹¹¹

Bereits drei Jahre vor Einrichtung der Komitees hatten der Ethnologe und Gouverneur Jacques Soustelle 1955 eine Fachkollegin von großer symbolischer und moralischer Ausstrahlung zur Mitarbeit an seinen Projekten zur zivilen Kriegführung gewonnen. Germaine Tillion, Heldin der französischen Résistance, Ravensbrück-Überlebende, als Ethnologin renommierte Spezialistin der Berberkulturen und international bekannte Menschenrechtsaktivistin, kam als Protégée Soustelles nach Algerien, wo sie in den 1930er-Jahren ausgedehnte Feldstudien betrieben hatte.¹¹² Tillion widmete sich gemeinsam mit algerischen Intellektuellen dem Aufbau von Bildungszentren, die den Namen *Centres Sociaux Educatifs* trugen. Ein Stab meist humanistisch und linksliberal geprägter Akademiker, darunter arabische und kabyllische Intellektuelle von Rang, bemühte sich um den Aufbau von Bildungszentren, die den Übergang in ein Leben als »moderner Algerier« ermöglichen sollten. Alphabetisierung, Erwachsenenbildung, ökonomische Beratung und sozialmedizinische Dienste gehörten zum Konzept, in dem französische und algerische Mitarbeiter zusammen agierten. Zum Konzept gehörte der Anspruch, die Menschen nicht von ihren kulturellen Wurzeln zu entfernen.¹¹³

Inmitten der Schlacht um Algier hatte Tillion im Sommer 1957 einen FLN-Führer unter konspirativen Bedingungen getroffen, um die Möglichkeiten einer gemeinsamen Verhandlungsbasis mit den antikolonialen Eliten auszuloten.¹¹⁴ James L. Sueur beschreibt

109 Charakteristisch für den wachsenden Corpus weiblicher Veteranenliteratur, die sich von jeglicher Selbstkritik unbefleckt präsentiert, ist das Porträt der Ehefrau eines SAS-Kommandeurs und »Gründers« der Neusiedlung Sidi Naamane: *Monique Eoche-Duval*, Madame SAS. Femme d'officier. Algérie 1957–1962, Paris 2007.

110 Daniel Lerner u. a., *The Passing of Traditional Society. Modernizing the Middle East*, New York/London 1958; ders./Wilbur Schramm, *Communication and Change in the Developing Countries*, Honolulu 1967.

111 *Physionomie du courrier des émissions en langue arabes et berbère*, Juni 1959, an den Secrétaire Général pour les Affaires Algériennes, in: CAOM, 81F/106.

112 *Germaine Tillion*, *Les Ennemis Complémentaire. Guerre d'Algérie*, Préface de Jean Daniel, Paris 2005 (zuerst 1960).

113 *Le Sueur*, *Uncivil War*, S. 62–97, hier: S. 67 f.

114 Donald Reid, *Re-viewing The Battle of Algiers with Germaine Tillion*, in: *History Workshop Journal* 60, 2005, S. 93–115.

eindringlich, wie die Ethnologin etwa zeitgleich durch Antworten algerischer Kinder auf eine Frage ihres Lehrers im Glauben an die Möglichkeiten von Integration und Ausgleich erschüttert wurde. Auf die Frage: »Was würdest Du tun, wenn Du unsichtbar wärest?«, antworteten die Kinder: französischen Soldaten auflauern und diese umbringen.¹¹⁵ Germaine Tillon, ihre Mitarbeiter und ihre späten algerischen Steuerungsversuche stehen für Traditionen und Methoden, die den Gewaltmethoden des Krieges so fern standen wie dichotomen Modernisierungsmodellen, die im Übergang von Tradition und Moderne keine Zwischentöne erkennen konnten. Das Netzwerk der *Centres Sociaux*, die sich in mancher Hinsicht als Parallelnetz zu den SAS-Abschnitten interpretieren lassen, zeugt von den immensen zivilen, wissenschaftlich informierten und demokratisch inspirierten Energien, die parallel zur militärischen Gewaltmaschine aufgewendet wurden.

Das Misstrauen gegen die *Centres* als Brutstätten subversiver, kommunistischer und/oder terroristischer Aktivitäten, am Ende schließlich die Ermordung ihrer Mitarbeiter und Freunde aus dem Führungskreis der *Centres Sociaux* durch ein OAS-Kommando im März 1962¹¹⁶, stehen für die relative Schwäche dieser Positionen. Sie gleichen der offenen Feindschaft, die ein Großteil der Siedler und erhebliche Teile der französischen Armee den Methoden und Zielen der SAS entgegen gebracht hatten. Trotz ihrer markanten Opposition gegen die Gewaltpolitik des Militärs müssen beide, trotz teilweise stark divergierender Intentionen, funktional als integrale Teile der französischen Kriegführung und Modernisierungsstrategie interpretiert werden.

IV. KONZENTRATIONSLAGER ALS MUSTERDÖRFER: DIE *CENTRES DE REGROUPEMENT*

Die Vertreibung und Zusammenpferchung von über zwei Millionen Zivilisten in einem Lagersystem haben – trotz einer Reihe älterer, eindrucksvoller Studien¹¹⁷ – in der Forschungsdiskussion der letzten Jahre erstaunlich deutlich im Schatten der Debatten um Folter und Rechtsverletzungen gestanden. Für Ambivalenz und Übergänge zwischen militärischer Zerstörung und forcierter Modernisierung dürften sie jedoch eines der wichtigsten Untersuchungsfelder darstellen.

Die *Centres de Regroupements* entstanden aus der militärischen Logik der Sperrzonen (*zones interdites*), die vom Militär im Versuch eingerichtet wurden, kämpfende FLN-Verbände von der Versorgung und Unterstützung durch die Zivilbevölkerung abzuschneiden und Letztere zu kontrollieren. Die von allen Kriegsparteien immer wieder zitierte Parole Mao Tse Tungs vom Partisan, der sich wie ein Fisch im Wasser bewegen müsse, brachte, da sich ›der Fisch‹ nicht fangen ließ, einen gigantischen Versuch hervor, das Wasser vom Fisch zu trennen. Je nach Zählweise wurden im Algerienkrieg der kaum vorstellbare Anteil von 30 bis 50 Prozent der Landbevölkerung vertrieben und in Umsiedlungslagern konzentriert, die unter Kontrolle des Militärs, an vielen Stellen der SAS, standen.

115 *Le Sueur*, *Uncivil War*, S. 17–19.

116 Am 15.3.1962 wurden sechs Personen aus dem Führungskreis der *Centres* bei einer Konferenz von einem OAS-Todeskommando verhaftet und erschossen. Prominentestes Opfer war dabei der Schriftsteller Mouloud Feraoun. Vgl. *Le Sueur*, *Uncivil War*, S. 62–67, und das Tagebuch Feraouns: *Mouloud Feraoun*, *Journal*, 1955–1962. *Reflections on the French-Algerian War*, hrsg. v. James D. Le Sueur, Lincoln 2000.

117 *M. Lesne*, *Une expérience de déplacement de population: Les Centres de regroupement en Algérie*, in: *Annales de Géographie* 71, 1962, S. 567–601; *Michel Cornaton*, *Les regroupements de la décolonisation en Algérie*, Paris 1967; *Keith Sutton/Richard I. Lawless*, *Population Regrouping in Algeria: Traumatic Change and the Rural Settlement Pattern*, in: *Transactions of the Institute of British Geographers* 3, 1978, S. 331–350; *Keith Sutton*, *Army Administration over Algeria's Centres de Regroupement, 1954–1962*, in: *British Journal of Middle Eastern Studies* 26, 1999, S. 243–270.

Die immense Diskrepanz zwischen den zeitgenössischen Beschreibungen dieser »Konzentrationslager« als Stätten brutalster Unterdrückung und den Fluten von Berichten und Fotos, die moderne, weiß getünchte Häuser, schnurgerade Straßen, neue Brunnen und eben eingeweihte Schulgebäude zeigen¹¹⁸, erklärt sich erstens aus dem Propagandacharakter der Mehrheit des überlieferten Materials, zweitens daraus, dass Erscheinungsform und Charakter der insgesamt ca. 2.380 Lager, in denen um 1960 über zwei Millionen Menschen interniert bzw. »angesiedelt« wurden¹¹⁹, extrem heterogen war, und drittens aus dem Versuch, eine militärische Repressionsstruktur zum Kern einer radikalen »Modernisierung« der Landbevölkerung, ihrer Lebens- und Arbeitsweise zu machen.

Ein Mischung aus Chaos, Mangelverwaltung, fortlaufender Improvisation und bewusstem Einsatz entwürdigender Lebensbedingungen als Repressionsmittel hatte in vielen der Lager zu katastrophalen Bedingungen geführt, die intern auch immer wieder von französischen Militärs kritisiert wurden. Im Februar 1959 hatte Michel Rocard, damals einer der kommenden Männer im französischen Sozialismus, eine offizielle Inspektionsreise der Lager angetreten, die seine Skepsis schnell in nacktes Entsetzen verwandelte. Rocard's Bericht über die Verhältnisse in den Lagern, die Unterernährung und die hohen Sterberaten war der erste, der die Öffentlichkeit erreichte. In seinem eigentlich internen Bericht über die Lager ging der junge Finanzbeamte von 200.000 Verhungerten aus und verwendete in seinem Rapport den Begriff »Genozid«. Ein hoher Beamter spielte den Bericht der Presse zu.¹²⁰ In Frankreich verstärkte die Veröffentlichung die bereits voll entwickelte Debatte um Folter und Terrormethoden des französischen Militärs. Die Assoziationen, die der ebenfalls verwendete Begriff »Konzentrationslager« zünden konnte, dürften hierbei eine zentrale Rolle gespielt und die Debatte um die Natur der Lager verschärft haben. Ähnlich wie im Fall der Folter und anderer Menschenrechtsverletzungen erhöhte diese Diskussion auch auf der weltpolitischen Ebene den Druck auf Frankreich erheblich, nicht zuletzt auf den Bühnen der UNO. Vor allem in der linken Presse war die Formel von einer Millionen Internierten, die eine »existence concentrationnaire« in stacheldrahtumzäunten »Dörfern des Hungers und des Todes«¹²¹ fristeten, schnell etabliert.

Die Funktion der Lager als Apparat des Überwachens und Strafens ist früh, sehr präzise und prominent beschrieben worden. Pierre Bourdieu, der während seiner Armeezeit in Algerien von der Philosophie zur Ethnologie konvertiert war und seine bis heute wichtigen Studien über die »Entwurzelung« der kabyllischen Landbevölkerung vorbereitete, dokumentiert die Lager in überaus eindrucksvollen Fotos. Darauf sehen die Lager in ihrer bis zur Karikatur geronnenen, geometrischen Ordnung und Sauberkeit aus, als hätte sie Michel Foucault persönlich angelegt, um seine eigenen Machttheorien vorzubereiten.¹²² Doch anders als beim berühmten Beispiel des *Panopticons* Jeremy Benthams, das in Foucaults Disziplinierungstheorien bekanntlich eine prominente und umstrittene Rolle

118 Die SAS-Einheiten scheinen diese Bildsammlungen systematisch angelegt zu haben, viele der Bildsammlungen, die aus den SAS-Archivbeständen überall hervorquellen, scheinen eher Dokumentations- als Propagandazwecken gedient zu haben. Beispiele in: CAOM 81F/950 und 8SAS/102 und Inspection Générale du Regroupement, *Quelques nouveaux villages*, im Archiv des Institut d'histoire du temps présent (Paris).

119 Cornaton, *Regroupements*, S. 77; Sutton/Lawless, *Population regrouping*, S. 331–333.

120 Der Text erschien am 16.4.1959 im *France Observateur*, am 18.4.1959 in *Le Monde*. Zu den Hintergründen vgl. Michel Rocard, *Rapport sur le camps de regroupement et autres textes sur la guerre d'Algérie*, Paris 2003.

121 Georges Royer, *Dans le camps d'Algérie des milliers d'enfants meurent ...*, in: *Libération* 20.4.1959.

122 Eine Auswahl der Bilder, die Bourdieu von den Lagern aufnahm, findet sich in: Pierre Bourdieu, *In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung*, hrsg. v. Franz Schultheis und Christine Frisinghelli, Graz 2003.

spielt¹²³, waren geplante und faktische Auswirkungen der Umsiedlungslager, ihre intendierte Wirkung auf Disziplin, Körper, Kleidung, Bewegungen, Einstellungen ihrer Insassen tatsächlich vorhanden und studierbar. Selektion, Überwachung und Kontrolle waren der ursprüngliche Auftrag der Lager, zu dem andere hinzutraten. Militärische und zivile Funktionen verschmolzen hier auf kleinstem Raum. Der hier unternommene Versuch, alle Lebensbereiche dauerhaft zu verändern, bestand aus einer widersprüchlichen, von der Forschung bislang nur partiell entschlüsselten Mischung aus roher Gewalt, Unterdrückung und gewaltsamer Hinführung auf »modernere« Lebensformen.

Die Umsiedlungspolitik habe, so das autoritative Urteil Mohammed Harbis, Algerien in ein »gewaltiges Konzentrationslager verwandelt«.¹²⁴ Je nachdem, an welche historische Vorgabe (oder Parallele) hier gedacht ist, erscheint dieses Urteil mehr oder minder angemessen. Unstrittig sind das hohe Maß an Brutalität, die Zerstörungen und nachhaltig verheerenden Wirkungen, die von dem gewaltigen Umsiedlungs- und Umerziehungsprogramm ausgegangen sind. Allerdings erscheint neben der totalitären Assoziation, die das Wort Konzentrationslager nahelegt, auch eine Einordnung in die Tradition gewaltiger Großmanipulationen von Menschen, Gesellschaften und Natur möglich, die weit über totalitäre Systeme hinaus zu finden sind. Zumindest Teile der Umsiedlungspolitik in Algerien lassen sich als militärisch-zivile Mischform der Zwangsmodernisierung interpretieren. Neben der totalitär-repressiven Form lassen sie sich auch in gewaltreiche Großplanungen einordnen, die von »modernisierenden« Staaten verschiedenster Art verwendet wurden.¹²⁵ Keith Sutton, einer der besten Kenner der Umsiedlungslager, hat vor 30 Jahren vorgeschlagen, die Zwangsumsiedlung weniger als Auseinandersetzung zwischen französischer Armee und algerischer Bevölkerung, denn als »clash between modern and traditional societies«¹²⁶ zu interpretieren. Pierre Bourdieu hatte die Umsiedlungen, die er »zu den brutalsten der Geschichte« zählte, als »Wirrwarr anarchischer, von Repression geleiteter Umsiedlungen«, in der sich keinerlei Ordnungsprinzipien ausmachen ließen, eingeordnet.¹²⁷ Für die erste, rein militärisch geprägte Phase, mag diese Schilderung zutreffen. Nachdem Zivilplaner sich im Jahre 1959 der Lager als *fait accompli* angenommen hatten, konnte von Planlosigkeit allerdings nicht mehr die Rede sein.

Die fließenden Übergänge zwischen militärischer Unterdrückung und zivilen Modernisierungsversuchen werden am Beispiel der Lager in jenem Moment deutlich, da ihre Leitung im Frühjahr 1959 an Paul Delouvrier übergeben wurde. Die vom Militär geschaffenen Lager unterstanden von nun an formal einer zivilen Leitung, die einer der einflussreichsten Großplaner der *trente glorieuses*, der Finanzbeamte, Stadt- und Siedlungsplaner Paul Delouvrier übernahm, den Charles de Gaulle 1958 zum Generaldelegierten (Gouverneur) ernannt hatte. Dieser war, was den Zirkel zwischen militärischer Zerstörung und zivilem Umbau schließt, zugleich Planungschef des *Plan de Constantine*, dem 1958 lancierten Industrialisierungsprogramm, das mit gewaltigen Investitionen und tiefen Eingriffen in das soziale Leben des Landes verbunden war.¹²⁸ Delouvrier, Résistance-Mitglied

123 Hans-Ulrich Wehler, Michel Foucault. Die »Disziplinargesellschaft« als Geschöpf der Diskurse, der Machttechniken und der »Bio-Politik«, in: ders., Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998, S. 45–95, hier: S. 52 f. mit dem Hinweis, Bentham's Panopticon sei nirgends in Europa gebaut worden.

124 Mohammed Harbi, *Le FLN. Mirage et Réalité*, Paris 1980, S. 280.

125 Dirk van Laak, *Weiße Elefanten. Anspruch und Scheitern technischer Großprojekte im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1999; Scott, *Seeing Like a State*; David Blackbourn, *The Conquest of Nature. Water, Landscape, and the Making of Modern Germany*, New York 2006. Matthew Connelly, *Fatal Misconception: The Struggle to Control World Population*, Cambridge 2008.

126 Sutton, *Population Regrouping in Algeria*, S. 342.

127 Bourdieu, *In Algerien*, S. 94.

128 Die gründlichste Analyse von Konzeption und Scheitern der Industrialisierungspläne findet sich bei Lefevre, *Chère Algérie*, S. 366–425.

und einst enger Mitarbeiter Jean Monnets, wurde nach seiner kolonialen Episode Planungschef beim Umbau der Pariser Vorstädte und Chefplaner der *villes nouvelles* (1961–1969). Eine viel zitierte Anekdote berichtet, dass ihn de Gaulle im Hubschrauber über die alten Pariser Vorstädte fliegen ließ und ihn aufforderte: »Delouvrier, machen Sie mir hier sauber!«¹²⁹ Paul Delouvrier und sein Planungsstab waren in der Weite ihrer Entwürfe in diesem Sinne Teil eines Zeitgeistes. Mit Blick auf den Typus des Großplaners, der in den 1950er- und 1960er-Jahren an vielen Stellen auftauchte, lassen sich Delouvrier und seine Modernisierungs-Planer als Vertreter jener Spezies begreifen, zu der auch der bekanntere amerikanische Modernisierungstheoretiker Walt Whitman Rostow zu zählen ist: als *true believer*.¹³⁰

Delouvrier ging das Problem der von Rocard inkriminierten »Konzentrationslager« mit einer gewagten Metapher, kühlem ökonomischem Kalkül und viel planerischer Phantasie an. In einer Mischung aus propagandistischem Sprachzauber und ernsthaftem Transformationsprogramm, das über Algerien hinaus für spätkoloniale Entwicklungspläne charakteristisch ist, ging aus den bis dato anarchisch wuchernden, von lokalen Kommandeuren geschaffenen und von Militär und SAS geleiteten Umsiedlungslagern im Jahre 1959 das »Programm der 1.000 Dörfer« (*mille villages*) hervor. Seinem Planungsstab hatte Delouvrier in einer der ersten strategischen Besprechungen erklärt, er habe sich, um »Passiva« in »Activa« zu verwandeln, »gestattet, eine etwas bildreiche Bezeichnung zu wählen« und die Idee eines »Programms der 1.000 Dörfer zu lancieren«.¹³¹ Die Konzentrationslager waren, zumindest auf dem Papier, zu Musterdörfern der algerischen Moderne geworden.

Die Metapher der 1.000 Dörfer dürfte zu den erfolgreichsten gehören, die französischen *development*-Planern in Algerien eingefallen sind. Insgesamt bildet der Entwicklungsdiskurs in Algerien reiche Bestätigung für die These von der Abhängigkeit der Ökonomen von der Metapher und von der Kraft, mit der die Metapher die Wahrnehmung von Realitäten steuert.¹³²

Delouvriers Plan sah vor, die »Missstände« in den Lagern abzustellen, sich auf den zivilen Umbau der existenzfähigen Siedlungen zu konzentrieren und sonst alles dafür zu tun, die ländlichen Gebiete Algeriens so schnell wie möglich in die Moderne, »in das 20. Jahrhundert« zu drängen. Aufgrund »ethnischer Probleme« seien dafür aber eben andere Methoden notwendig als etwa bei der Administration der Bretagne.¹³³ Nach außen wurden die 1.000 Dörfer nun als zentraler Teil im »Kampf gegen die Unterentwicklung« präsentiert. Großpläne zur Siedlungsplanung wurden »nach minutiösem Studium der Bedürfnisse der Bevölkerung« erstellt, und die Planer gingen nunmehr daran, diese »zu befriedigen«.¹³⁴

Im Rahmen groß angelegter Dokumentations- und Propagandaoffensiven entstanden nun grafisch aufwendig gestaltete Mappen über die Lager, aus Militär-Hubschraubern gemachte Aufnahmen boten eindrucksvolle Bilder von Dörfern und Bauten von perfekter Symmetrie und der sie umgebenden Natur. Fotos aus dem Innern der *Centres* zeigen

129 Wolfgang Saxon, Paul Delouvrier, French Official in Paris and Algier, Dies at 80, in: The New York Times, 18.1.1995.

130 David Grossman Armstrong, The True Believer: Walt Whitman Rostow and the Path to Vietnam, Ph. D. Diss. University of Texas, Austin 2000.

131 Ansprache von Paul Delouvrier vor Planungsbeamten und SAS-Offizieren 29.5.1959, in: CAOM, 81F/107.

132 Donald McCloskey, The Rhetoric of Economics, Brighton 1986; Seth Thompson, Politics without metaphors is like a fish without water, in: Jeffrey S. Mio/Albert N. Kath (Hrsg.), Metaphor: Implications and applications, Mahwah 1996, S. 185–201; Kimber Charles Pearce, Rostow, Kennedy, and the Rhetoric of Foreign Aid, East Lansing 2001.

133 Delouvrier am 16.4.1959 in Alger, Le Figaro, 17.4.1959.

134 Vgl. die Texte, Baupläne, Photos in den Broschüren M. Gas, Algérie d'aujourd'hui. Reconstruction et habitat und L'habitat rustique. Note d'orientation (1960).

schlichte, aber saubere und moderne Bauten, die Begleittexte sprechen von der Sicherheit der Bewohner vor Anschlägen, Erpressung und Gewalt und preisen die ständige, dynamische Steigerung des Lebensstandards. Über die Siedlung Taberdga (*Département Batna*) hieß es in einer typischen Formulierung, das Dorf wachse von Tag zu Tag, geschützt von der SAS, »die der Bevölkerung hilft, ein besseres Leben zu führen, ihre Ressourcen besser zu nutzen und die Existenz der Menschen zu modernisieren, die von ehemaligen Bauern zu ›Bourgeois‹ einer größeren Stadt geworden sind.«¹³⁵

Anlässlich einer im vorher/nachher-Stil arrangierten Postkartenserie mit Umsiedlungslagern, die von Armeeangehörigen an ihre Familien geschickt und mit einer Lotterie zum Gewinn einer Algerienreise versehen werden sollten, hatte der erste Historiker der Umsiedlungslager formuliert: »Die dümmlichen Späße der Propaganda sollen uns nicht davon abhalten, die zahlreichen Realisierungen der Politik der ›Tausend Dörfer‹ zur Kenntnis zu nehmen.«¹³⁶ Auch dort, wo die Propagandastäbe Absurditäten lieferten, war die radikale und vielfach irreversible Veränderung von Lebenswelten real. Der Armeegeneral Jean Olie schlug Delouvrier unterdessen vor, die Methoden der rotchinesischen Industrialisierungsbemühungen mit französischen Humanismus zu kreuzen, und empfahl: »Es kommt darauf an, das traditionelle ›Milieu‹ zu transformieren und die Entwicklung der Menschen zu leiten, die sich aus ihm befreit haben, um ihre Leiden zu vermindern.«¹³⁷

Die in der amerikanischen Modernisierungstheorie so zentrale Vorstellung von einer Phase der *transition*, in der die zu Modernisierenden einer besonders großen psychischen und politischen Gefährdung ausgesetzt sind, findet sich hier an unerwarteter, weil von der amerikanischen Modernisierungstheorie nicht erkennbar beeinflusster Stelle formuliert. So urteilte etwa Xavier de Planhol, anerkannte Kapazität auf dem Gebiet der politischen Geografie, 1961 in einer Untersuchung der »neuen Dörfer« vergleichsweise optimistisch über den »psychologischen Schock«, der die Adaption »neuer Lebensweisen« beschleunigen könne.¹³⁸ In Fachzeitschriften legte der Geograf seine Einsicht dar, nach der – mit Ausnahme der Alten – die umgesiedelten Algerier in den Siedlungen bleiben wollten und am höheren Lebensstandard sofort Gefallen gefunden hätten.¹³⁹ Ausländische Rezensenten in Fachzeitschriften vermochten die Analyse eines »nützlichen Effekts des Algerienkrieges« auszumachen, da die Umsiedlungen zu mehr Sicherheit, »rationalerer Verteilung der Bevölkerung« und einem Anstieg des Lebensstandards geführt hätten.¹⁴⁰

Die Zerstörungen durch den Krieg, die kulturelle »Entwurzlung«, die Umsiedlungslager und die Umerziehungsprogramme lassen sich als Katalysatoren der Veränderung interpretieren, die mit unvergleichlicher Geschwindigkeit und Radikalität auf die algerische Gesellschaft einwirkten. »Die algerische Gesellschaft« hatte Pierre Bourdieu 1960 formuliert, »unterliegt einem Wandel, der radikaler nicht sein könnte und keinen ihrer Bereiche verschont.« Bourdieu analysierte das vom Krieg katalysierte Geflecht von Zerstörungen und erzwungener Veränderung als »Weltuntergang« und sprach von einer »Höllenmaschine«, die mit allen soziologischen Wirklichkeiten aufräumte.¹⁴¹

135 Inspection générale des Regroupements, Quelques nouveaux villages (undatiertes Photoalbum mit Kommentaren), in: Archiv des Institut d'études politiques (IEP), Paris, 1 Dv 18, Les regroupements de la population (dort auch der Brief).

136 Cornaton, Regroupement, S. 72.

137 Armeegeneral Jean Olie, Kommandeur des Armeekorps Constantine, an Paul Delouvrier, 27.3.1959, in: Archiv des IEP, 1 DV 18 (regroupements de population).

138 Xavier de Planhol, Nouveaux villages algérois: Atlas Blidéen, Chénoua, Mitidja Occidentale, Paris 1961, S. 100–102. Vgl. dazu die Rezension Pierre Bourdieus in: Études rurales (Paris) 11, 1963, S. 103.

139 Xavier De Planhol, Les nouveaux villages d'Algérie, in: Geografiska Annaler 43, 1961, S. 243–251.

140 Claudio Vita-Finzi, Rezension zu de Planhol, in: The Geographical Journal 129, 1963, S. 351.

141 Bourdieu, In Algerien, S. 72–74.

In einer anderen Sprache hatte dies eine Gruppe von acht angehenden Ökonomen der Pariser *École des Hautes Études Commerciales* (HEC) formuliert. Als diese nach zwei Monaten Analyse vor Ort im September 1958 einen Bericht einreichte, kritisierte sie die schlechte Ausstattung, glaubte in einem zivil gewendeten Konzept des *regroupements* allerdings den Schlüssel für die Modernisierung des Landes unter Fortbestand französischer Hegemonie erkannt zu haben. Die Vorschläge dieser Kommission lesen sich wie eine Variante des eingangs zitierten Prinzips des »gebenden Kolonialismus« bzw. wie eine Vorform eines Konzepts, das seit einigen Jahren unter dem Begriff »soft power« diskutiert wird¹⁴²:

»Die Umsiedlung wird die Schaffung neuer Bedürfnisse beschleunigen, beim Wohnraum, den Nahrungsmitteln, der Kleidung, der Unterhaltung, usw. Nach und nach werden die Bewohner einige der materiellen Vorzüge unserer Zivilisation kosten. Die Menschen werden gegenseitig voneinander lernen und es wird sich, um den ökonomischen Jargon zu verwenden, bald eine höhere Konsumneigung einstellen. Erst dann wird die innere Verfassung der Menschen (*les esprits*) reif für eine psychologische Bearbeitung von außen sein, die von SAS-Offizieren, Filmen, Vorführungen oder Studienreisen geboten werden kann. Dann wird es auch möglich werden, Verständnis für zentrale Begriffe wie Investition, regelmäßige Arbeit und Leistung zu vermitteln. Die ersten gewonnenen Individuen werden so zu eigenständigen Propagandazentren, und die Evolution kommt nun durch ihre eigene Dynamik voran.«

Die modernen Bauten in den neuen Dörfern seien nicht das Ziel, sondern allein Zweck, um »im Sinn der Evolution« voranzuschreiten.¹⁴³

Delouvrier bemühte sich mit seinem Planungsstab wenige Wochen nach dem Eklat um die Publikation des Rocard-Berichtes um Schadensbegrenzung und Bestandsaufnahme.¹⁴⁴ Im Mittelpunkt stand der Versuch, die existenz- und ausbaufähigen Lager, die den Kern moderner Dorfsiedlungen bilden konnten, von den Lagern zu trennen, die rein militärischen Kriterien der Vertreibung, Konzentration und Kontrolle folgten und in der Umgebung auch nicht genug freie landwirtschaftliche Nutzfläche boten.

Als problematischste Gruppe galten die besitzlosen Familien, deren Anteil in den Lagern auf 60 Prozent geschätzt wurde. Im Rahmen der Diskussionen, wie sich diese Gruppe, darunter eine große Anzahl von ebenfalls internierten Nomadenfamilien, dauerhaft »fixieren« und an regelmäßiges Arbeiten heranführen ließe, wurden auch die Möglichkeiten der Enteignung und Umverteilung von Land erwogen.

Die zivilen Modernisierungsplanungen wurden fortlaufend vom Militär torpediert, dessen antisubversiver Krieg stetig weitere Zehntausende von Menschen vertrieb, die wiederum in improvisierten Lagern »anzusiedeln« waren. Im Versuch, die geschaffene Mischung von Gewalt und Chaos zu einem Humus der Moderne zu machen, hielten sich die Planer an Vorbildern fest, die Orientierung boten – so etwa im Vorschlag, für die besitzlosen Gruppen »kleine Dörfer und Siedlungen« anzulegen, wie sie für den Westen Frankreichs typisch seien – dazu war eine Studie bei Siedlungsplanern in Auftrag gegeben worden.¹⁴⁵

Ökonomischen Jargon sprechend, forderte Delouvrier effektivere Mittelverwertung und einen besseren Einsatz der »brachliegenden« algerischer Arbeitskraft. Letztere formte in

142 Joseph S. Nye, *Soft Power: The Means to Success in World Politics*, New York 2004; Alexander T. Lennon, *The Battle for Hearts and Minds. Using Soft Power to Undermine Terrorist Networks*, Cambridge 2003.

143 (Geheimer) Bericht von acht Studenten der Ecole des hautes études commerciales nach einer zweimonatigen Studie zum regroupement im Departement Tlemcen, 3.10.1958, in: Archiv des IEP, Dr 2 sdr c. DGGA, (commissariat à la Reconstruction/Habitat rural en Algérie).

144 Interne Besprechung Delouvriers mit seinem Planungsstab und SAS-Offizieren am 29.5.1959, in: CAOM, 81F/106.

145 M. Gey, Generalsekretär der Region Oran, ebd., Fol. 14.

den Köpfen der Planer ein Ensemble mit teilzeitbeschäftigten Soldaten und mit ihrem technischen Gerät – was einmal mehr modernisierungstheoretischen Annahmen über die Rolle des Militärs entsprach. Man ging von einem ›modernisierenden‹ Einfluss aus, der sich aus dem Umgang mit Maschinen ergeben würde.¹⁴⁶ Delouvriers Ausführungen amalgamierten die ältere Institution der Zwangsarbeit mit der Rhetorik moderner Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und dem Lob für eine durch harte Arbeit »im Schweiß des Angesichts« geschaffene Existenz.¹⁴⁷ Die Formulierung einer algerischen Frau, man würde aufgefordert, mit den eigenen Händen das eigene Gefängnis zu bauen¹⁴⁸, entsprach Wahrnehmung und Realität in vielen der Lager. In wie vielen, lässt sich beim Stand der Forschung schwer einschätzen. Sicher ist hingegen, dass Zwangsarbeit als Mittel zum schnellen Durchschreiten von Übergangsphasen auch von den führenden französischen Entwicklungstheoretikern diskutiert wurde, nicht nur von jenem verbreiteten Typus, der direkt den Weg aus dem Kolonial- in den Entwicklungshilfeapparat gefunden hatte.¹⁴⁹

Planung und Einsatz von industriellen Vorbildern nachempfundener Arbeitsdisziplin als Mittel der Erziehung zur Moderne verweisen einmal mehr auf bemerkenswerte Überschneidungen mit modernisierungstheoretischen Überlegungen, die den akademischen Raum längst überschritten hatten. Prominente Modernisierungstheoretiker wie Alex Inkeles¹⁵⁰ und David McClelland hatten die Rolle von Anpassungsfähigkeit und Arbeitsdisziplin immer wieder betont. McClellands berühmte Deutung der »Leistungsgesellschaft« erhob den Faktor Leistungsbereitschaft zum zentralen Kriterium des modernen Menschen und legte sogleich Formeln vor, welche die Berechnung des Modernegrads einer Gesellschaft erlaubten.¹⁵¹

Die gewünschte Herausbildung von Kleinfamilien, modernen Wohnformen, säkularen, auf Erwerb und Konsum ausgerichteten Lebensweisen gelang selbst unter den Laborbedingungen der »besseren« Umsiedlungslager nur selten. Wie in anderen Teilen der französischen und britischen Kolonialreiche, die in der Spätphase des Kolonialismus zum Experimentierfeld von Modernisierungsprogrammen wurden, entstand weit häufiger als die gewünschte soziale und politische Stabilität das genaue Gegenteil. »Dem Land nicht weit genug entfremdet, um die Umsiedlungslager zu verlassen und in die Städte zu gehen, aber weit genug, um die Äcker zu verlassen, wird der Umgesiedelte zum Subproletarier«, hatte der erste Analytiker der Umsiedlungen formuliert.¹⁵² Für vergleichbare »Stabilisierungsbemühen« südlich der Sahara lassen etwa die Arbeiten Frederick Coopers die

146 Auch in anderen Fällen wurde von dieser Annahme ausgegangen: Vgl. *Lucian W. Pye*, *Armies in the Process of Political Modernization*, in: *John J. Johnson* (Hrsg.), *The Role of the Military in Underdeveloped Countries*, Princeton 1962; *Daniel Lerner/Richard D. Robinson*, *Swords and Ploughshares: The Turkish Army as a Modernizing Force*, in: *World Politics* 13, 1960, S. 19–44.

147 Ansprache Deolouvriers, 29.5.1959, in CAOM, 81F/106 (Fol. S. 31 f.).

148 Cornaton, *Les Regroupements*, S. 102.

149 *Luc Durand-Reville*, *L'assistance de la France aux pays insuffisamment développés. Linéaments d'une Doctrine*, Paris 1961, S. 25 f. Vgl. dazu *Catherine Hodeir*, *Grand patronat colonial français et domination blanche au tournant des indépendances*, in: *French Colonial History* 8, 2007, S. 223–244, und *dies.*, *Stratégies d'Empire: le grand patronat colonial face à la décolonisation*, Paris 2003.

150 *Alex Inkeles*, *Making Men Modern: On the Causes and Consequences of Individual Change in Six Developing Countries*, in: *The American Journal of Sociology* 75, 1969, S. 208–225; *Alex Inkeles/David Horton Smith*, *Becoming Modern: Individual Change in Six Developing Countries*, Cambridge 1974.

151 *David C. McClelland*, *The achieving society*, Princeton 1961.

152 Cornaton, S. 217.

Abfolge von intendierter Stabilität und erreichter Destabilisierung als typisches Muster spätkolonialer Entwicklungspolitik erkennen.¹⁵³

Unbestritten waren Radikalität und Nachhaltigkeit der unter Zwang erreichten »Entwurzelung«. Umstritten blieb, ob dieser Prozess nicht auch positiv, nämlich als gewaltiger Schub zur sozioökonomischen Modernisierung aufgefasst werden konnte. So existierten etwa zu Pierre Bourdieus Studie zum gewaltsamen Prozess der »Entwurzelung« der Landbevölkerung, den groben Zerstörungen, den ebenso filigranen wie irreparablen Rissen im kulturellen Gesamtgefüge¹⁵⁴ schon früh erstaunliche Lesarten. Eine Rezension in einer der renommiertesten soziologischen Fachzeitschriften wollte in der bis heute durch ihre Schärfe bestechende Analyse »eine großartige Momentaufnahme einer Gesellschaft ganz am Beginn ihrer Entwicklung« erkannt haben.¹⁵⁵ Zu bedenken ist, dass Phänomen und Begriff der »Entwurzelung« für die führenden »development crusaders«, wie Rostow über sich selbst formuliert hat¹⁵⁶, durchaus nicht negativ konnotiert sein musste – die möglichst schnelle und möglichst gründliche Entfernung der Landbevölkerung von den »retardierenden« Einflüssen gehört zu den Glaubenssätzen, die Modernisierungstheoretiker und Kolonialpraktiker teilten. Die Vertreibungen hatten den Anteil der in den großen Städten lebenden Bevölkerung innerhalb von sechs Jahren um nicht weniger als 67 Prozent ansteigen lassen.¹⁵⁷ In den Schriften der Modernisierungstheoretiker, in den Erwägungen der zivilen Siedlungsplaner und Militärs und in den wenig später einsetzenden Vietnamdebatten gab es eine erstaunlich präzise Übereinstimmung in der Vorstellung, dass gewaltsame Urbanisierung die Modernität steigern und die Anfälligkeit für revolutionäre Bewegungen drastisch senken würde. Militärische *counter-insurgency*, bewusste »Entwurzelung« und Siedlungsplanung waren hier drei Komponenten eines Konzepts. Samuel Huntington verhöhnte die *hearts and minds*-Strategie 1968 als Element nutzloser »esoteric doctrines and gimmicks of counter-insurgency warfare«¹⁵⁸ und gab reineren Formen repressiver Maßnahmen den Vorzug gegenüber der hier bereits im Sinken begriffenen Doktrin von der Gewinnung der Bevölkerung.¹⁵⁹ In einer Diskussion, die den Strategiedebatten über Algerien in allen Punkten gleicht, hatte Noam Chomsky Huntington vorgeworfen, die Zivilbevölkerung in die Moderne der Städte hineinbomben zu wollen, weil die Guerilla nur auf dem Land erfolgreich operierte.¹⁶⁰ Europäische und amerikanische Varianten (post-)kolonialer Modernisierung interpretierten antikoloniale Aufstände explizit als psychische Krankheit der Rückständigen, die an der Aufgabe gescheitert waren, *modern* zu werden.¹⁶¹ Die notwendige militärische Gewalt gegen Modernisierungshemmnisse

153 Cooper, Decolonization, S. 348–360; ders., On the African Waterfront. Urban Disorder and the Transformation of Work in Colonial Mombasa, New Haven 1987; Eckert, Herrschen und Verwalten.

154 Pierre Bourdieu/Abdelmalek Sayad, Le déracinement. La crise de l'agriculture traditionnelle en Algérie, Paris 1964; Pierre Bourdieu, Algérie 60: Structures économiques et structures temporelles, Paris 1977. Auch General Parlange, 1955 Erfinder und ab 1958 Generalinspekteur der Centres, hatte den Begriff *déracinement* verwendet (Cornaton, Regroupements, S. 74).

155 J.-D. Reynaud, Rezension zu Bourdieu u. a., Le Déracinement und Travail et travailleurs en Algérie, in: Revue Française de Sociologie 6, 1965, S. 242–244, hier: S. 243.

156 Walt W. Rostow, Eisenhower, Kennedy and Foreign Aid, Austin 1985, S. 204.

157 Bourdieu/Sayad, Le déracinement, S. 569. Vgl. die Sammelbesprechung von E. A. Alport in: International Affairs 41, 1965, S. 568–571.

158 Samuel Huntington, The Bases of Accommodation, in: Foreign Affairs 46, 1968, S. 642–656.

159 Robin, Making of the Cold War Enemy, S. 185–205.

160 A Frustrating Task. Noam Chomsky debates with Samuel Huntington, in: The New York Review of Books, 26.2.1970.

161 Die wegweisende Studie dazu stammt von Lucian Pye, Guerilla Communism in Malaya: Its Social and Political Meaning, Princeton 1956.

nisse und Schaffung industrieller Disziplin gehören dabei stets zusammen. Im zeitlich und strukturell in mancher Hinsicht parallel verlaufenden Mau-Mau-Krieg in Kenia hieß es im »Carpenter Report on African Wages« Mitte 1954: »We cannot hope to produce an effective African labour force until we have first removed the African from the enervating and retarding influence of his economic and cultural background.«¹⁶² Gouverneur Philip Mitchell, der von den Fidschi-Inseln nach Kenia versetzt worden war, hatte im August 1945 formuliert: »The African has the choice of remaining a savage or of adopting our civilization, culture, religion and language, and is doing the latter as fast as he can.«¹⁶³

Militärisch forcierte Zerstörung von traditionellen Strukturen ließ sich als Voraussetzung und Katalysator der Modernisierung interpretieren. So konnte etwa einer der ersten Autoren über die »neuen Dörfer« in Algerien die Umsiedlung der Landbevölkerung »durchaus nicht verfrüht« finden. Die in zwei bis drei Jahre komprimierte Wanderungsbewegung, die sonst ein halbes Jahrhundert in Anspruch genommen hätte, könne sich durchaus stimulierend auf die ökonomische Entwicklung auswirken.¹⁶⁴

Dort, wo es um das Aufbrechen traditioneller Strukturen geht, erinnern viele der *development*-Debatten an den Begriff, auf den Joseph Schumpeter in den 1940er-Jahren die Dynamik kapitalistischer Expansion zu bringen versuchte: die »schöpferische Zerstörung«.¹⁶⁵ Zweifellos verband militärische und zivile Akteure die Auffassung, ein Mandat zur notwendigen Zerstörung des Alten zu besitzen, um die Wege zu bahnen, auf denen sich gesellschaftliche Modernisierung überhaupt erst »voran« bewegen konnte.

Im Übrigen liefert die mit der algerischen Unabhängigkeit nicht endende Geschichte der Umsiedlungslager bzw. »1.000 Dörfer« eine eindrucksvolle Illustration für die erstaunliche Leichtigkeit, mit der spätkoloniale Tendenzen der Zwangsmodernisierung auch die tiefsten politikgeschichtlichen Zäsuren überschritten. Beachtliche Teile der Umsiedlung blieben nach 1962 bestehen; nur kleinere Minderheiten wanderten an ihre alten Lebensorte zurück. Ein 1971 proklamiertes Agrarprogramm, das kurioser Weise den Namen *mille villages socialistes* erhielt, knüpfte mehr als nur sprachlich an das Programm der spätkolonialen *mille villages* an. Bei radikal veränderter Rhetorik und politischer Intention wirkte das Programm an ähnlichen Stellen auf die Landbevölkerung ein wie zur Kolonialzeit. Die alten Siedlungs- und Baupläne waren vielfach buchstäblich »entstaubt« und weiterverwendet worden.¹⁶⁶

Neben der ebenso evidenten wie dominanten Linie, Vertreibung und Lager aus den Herrschaftspraktiken kolonialer Repression zu erklären, tritt mit der Vorstellung einer teleologischen, in Richtung der westlichen Industriegesellschaften verlaufenden Modernisierung aller Gesellschaften ein weiteres Element. Dieses weist über koloniale Traditionen deutlich hinaus, war aber mit diesen kompatibel. Für den letzten Versuch, spätkoloniale Legitimität zu erzeugen, war es zentral.

162 Report of the Committee on African Wages (Carpenter Report), Nairobi 1954, S. 16. Vgl. R. D. Scott, The Determination of Statutory Minimum Wages in East Africa: A Case Study in the Politics of Resource Allocation, in: Canadian Journal of African Studies 1, 1967, S. 143–153, und Cooper, S. 348–360.

163 Mitchell am 29.8.1945, zit. n. Bruce Berman, Control and Crisis in Colonial Kenya: the Dialectic of Domination, London 1990, S. 287.

164 Xavier de Planhol, Les nouveaux villages de l'Atlas Blidéen, du Chenoua et de la Mitidja occidentale, Blida 1960, S. 71.

165 Ausgeführt im siebenten Kapitel von Joseph A. Schumpeter, Capitalism, Socialism and Democracy, New York 1942.

166 Lesbet, Djaffar, La Casbah d'Alger: Gestion Urbaine Et Vide Social, Alger 1985; Keith Sutton, Algeria's Socialist Villages – a Reassessment, in: The Journal of Modern African Studies 22, 1984, S. 223–48; Sutton/Lawless, Population Regrouping, S. 342–348.

V. CREATING MODERN MEN: ANWENDUNGEN DER MODERNISIERUNGSTHEORIE

Im Versuch, die Ambivalenzen des französischen Spätkolonialismus in die Leitideen der Nachkriegszeit einzuordnen, fallen die unübersehbaren Parallelen zu einem theoretischen, ideologischen und politischen Universum auf, das als Modernisierungstheorie bekannt ist. Die Zusammenhänge zwischen zivilem und militärischem Einwirken auf die »Rückständigkeit« haben hier nicht ihren Ursprung – aber ihre Bibel.

Um 1950 hatte die Modernisierungstheorie ältere evolutionistische Theoreme der Anthropologie¹⁶⁷ exhumiert und in neuer (ökonomisch-soziologischer) Sprache die alte (anthropologische) Annahme reformuliert, nach der die gesamte Menschheit sich in eine vorhersehbare Richtung bewegte. Statt der alten evolutionistischen Vorstellung von den drei Stadien der Menschheitsentwicklung (Wildheit – Barbarei – Zivilisation) waren es nunmehr fünf. Der wohl bekannteste Vertreter der Modernisierungstheorie – der Ökonom, Historiker und Politologe Walt Whitman Rostow – legte die Summe seiner Einsichten 1960 in einer einflussreichen Kampfschrift vor, »Stages of Economic Growth«, die den pompösen Untertitel »A Non-Communist Manifesto« trug. Rostows Modell ging von fünf Stadien aus, die ausnahmslos alle Kulturen des Planeten durchlaufen – von der untersten Stufe (»traditional societies«) über drei Zwischenphasen, um schließlich mit dem »stage of high mass consumption« die fünfte und höchste Stufe der menschlichen Zivilisation zu erreichen.¹⁶⁸ Wichtig erscheint hier die Grundannahme von Modernisierung als einem überall stetig ablaufenden Großprozess, der in entwickelten und unterentwickelten Gesellschaften gleichermaßen dynamisch bleibt. Modernisierung war nicht nur im amerikanischen Verständnis ein *unfinished business*, wie das amerikanische Leitmotiv auf der Brüsseler Weltausstellung von 1958 lautete.¹⁶⁹ Im Folgejahr verblüffte Jacques Soustelle den britischen Botschafter, der die Möglichkeit bezweifelt hatte, Algerien zu »integrieren«, mit einem Verweis auf die innerfranzösischen Entwicklungsdifferenzen und auf die Armut im »désert de France«, in den armen, ländlichen départements südlich der Loire, wo man für 200 Pfund Sterling ganze Dörfer kaufen könne. Mit einem gewaltigen Investitionsprogramm jedoch würde Algerien binnen zehn Jahren das Niveau der *Départements Corrèze, Lozère* und Korsika erreichen, und der Modernisierungsprozess sei in beiden Territorien im Kern derselbe.¹⁷⁰

Diese Art der Abstraktion von allen realen Verhältnissen ließ sich nur noch von wenigen überbieten. Zu dieser Minderheit gehörte wiederum Walt Rostow, der im Juni 1960, auf dem Zenit seines intellektuellen Einflusses, eine Rede vor der *American Society of African Culture* hielt. Eingeleitet mit der Korrespondenz mit jungen modernefreudigen Ökonomen, die ihm noch aus britischer Haft geschrieben hatten, und seine Unkenntnis über afrikanische Verhältnisse eingestehend, entrollte er vor seinem Publikum die Essenz seines Stufenmodells. Für den afrikanischen Kontinent, den er – wenig erstaunlich – auf den unteren Entwicklungsstufen seines Modells platzierte, trumpfte der Ökonom mit einem erstaunlichen Ratschlag auf: Afrika solle sich an Schweden orientieren, das innerhalb von nur 60 Jahren durch kluge Rohstoffverwertung eine erstklassige Industrie entwickelt

167 George W. Stocking Jr., Maclay, Kubay, Malinowski: Archetypes from the Dreamtime of Anthropology, in: *ders.* (Hrsg.), *Colonial Situations, Essays on the Contextualization of Ethnographic Knowledge*, Madison 1991, S. 9–74.

168 Walt Whitman Rostow, *The Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto*, Cambridge 1960. Dazu Gilman, *Mandarins*; Michael E. Latham, *Modernization as Ideology. American Social Science and »Nation Building« in the Kennedy Era*, Chapel Hill 2000.

169 Michael L. Krenn, *Unfinished Business, Segregation and U. S. Diplomacy at the 1958 World's Fair*, in: *Diplomatic History* 20, 1996, S. 591–612.

170 Vertraulicher Bericht des britischen Botschafters Sir Gladwyn Jebb über eine Unterredung mit Jacques Soustelle, 23.7.1958, PRO, Prem 11/2697.

habe und vom armen Agrar- zum reichen und hochmodernen Industriestaat geworden sei.¹⁷¹

Die amerikanischen Varianten der Modernisierungstheorie blieben nie im Theoretischen – selten dürften Sozialwissenschaftler der Macht näher gekommen sein als hier. Rostow wirkte als Leiter von Kennedys *Policy Planning Staff* and wurde später *National Security Advisor* Präsident Johnsons. Rostow, »Amerikas Rasputin«¹⁷² gehörte von Anfang bis Ende zu den Vietnam *hawks* – seine Doppelrolle als Chefplaner der Modernisierung und Flächenbombardierung Vietnams ist emblematisch für die Ambivalenz von Aufbau und Zerstörung, Angebot und Zwang, die der Praxis des *development* stets innewohnte.

Die Möglichkeiten sozialer Großsteuerungen erschienen zumindest in den 1950er-Jahren unbegrenzt. Die 1947 getroffene Prognose eines *development*-Ökonomen, die US-Flotte sei in der Lage, das für die Industrialisierung aller »rückständigen« Länder der Welt nötige Material binnen eines Jahres herbeizuschaffen¹⁷³, führte nicht zu Gelächter, sondern zu steilen Karrieren zwischen *Ivy-League* und Politik. Der bis in die 1960er-Jahre weitgehend ungebrochene Machbarkeitsglaube, der Modernisierungstheoretiker und *development*-Praktiker auszeichnete, ist auch für die Großplanungen in Algerien und ihre Einordnung mitzudenken. Walt Rostow war während mehrer Aufenthalte am *Balliol College* der Oxford University mit der Elite britischer Kolonialplaner in Kontakt. Zugleich lässt sich feststellen, dass der europäische Kolonialismus bei den amerikanischen Modernisierern als Negativfolie überall präsent war. Insgesamt jedoch sind die institutionellen Berührungspunkte zwischen dem spätkolonial-europäischen und dem anticolonial-amerikanischen Modernisierungsdiskurs schwieriger nachweisbar, als sich erwarten ließe.

Die Vorstellung, nach der es wünschenswert, notwendig und machbar war, »unterentwickelte« Gesellschaften vom Joch der Tradition zu befreien und mit dem »modernen Menschen« moderne Gesellschaften zu schaffen, wurde jedenfalls aus beiden Quellen – aus dem amerikanischen und aus dem spätkolonial-europäischen Konzept des *development* – stetig beliefert.¹⁷⁴ Für den amerikanischen Fall ist die Herausbildung des »militärisch-intellektuellen Komplexes«¹⁷⁵ unterdessen recht präzise untersucht, für Europa sind Studien dieser Art noch dünner gesät. Es ist jedoch nicht zu sehen, warum sich die praktische Einbindung der Sozialwissenschaften in die *development*-Maschinen grundsätzlich vom amerikanischen Modell unterschieden haben sollte. Außerdem belieferte auch die Anthropologie, die sich – trotz ihrer engen Verbindung mit der Geschichte des Kolonialismus¹⁷⁶ – unter den Sozialwissenschaften noch am ehesten als Bewahrerin nicht-westlicher Zivilisationen denken ließ –, die koloniale *modernizing mission* fortlaufend mit Argumenten und mehr oder minder verwertbarem Wissen. Versuchen der französischen Geheimdienste, die FLN-Netzwerke in der Kabylei mit Hilfe von Ethnologen und ethnologischem Wissen

171 Walt Whitman Rostow, *Some Lessons of History for Africa*. Vortrag auf einer Konferenz der American Society of African Culture in Philadelphia, Juni 1960, in: *ders.*, *Essays of a Half-Century. Ideas, Policies, and Action*, Boulder/London 1988, S. 65–78.

172 David Milne, *America's Rasputin*. Walt Rostow and the Vietnam War, New York 2008.

173 Gilman, *Mandarins*, S. 35.

174 Zwei prominente Beispiele sind: Margaret Mead, *New Lives for Old*. Cultural Transformation – Manus, 1928–1953, London 1956. Zu Clifford Geertz Frühwerk: Nils Gilman, *Development Anthropology and the Modernization Imperative: The Case of Clifford Geertz*, in: Jeffrey H. Cohen (Hrsg.), *Economic Development: An Anthropological Approach*, Lanham 2002, S. 50–76; Clifford Geertz, *Agricultural Involvement. The Process of Ecological Change in Indonesia*, Berkeley 1963.

175 Ich übernehme den Begriff von Robin, *Making of the Cold War Enemy*.

176 Georges Balandier, *La situation coloniale. Approche théorique*, in: *Cahiers Internationaux de Sociologie* 11, 1951, S. 44–79. Cooper/Packard, *Introduction*, in: *dies.*, *International Development*, S. 1–41; George W. Stocking, *Colonial Situations: Essays on the Contextualization of Ethnographic Knowledge*, Madison 1991.

zu infiltrieren und von innen aufzubrechen – was zuletzt in größerem Maßstab im Indochinakrieg versucht worden war¹⁷⁷ – war kein militärisches Glück beschieden.¹⁷⁸

Praktisch und theoretisch ähnelte die der Gewalt zugeschriebene Rolle in der Modernisierungstheorie stark den Erwägungen mancher Großplaner in Algerien. Walt Rostow, unter den Ökonomen seiner Zeit vermutlich der erfolgreichste Produzent von Metaphern des Fortschritts, verwies immer wieder in ebenso schlichten wie einprägsamen Bildern auf die Gefahren scheiternder Modernisierung. Vor dem US-Senat erklärte er im Jahre 1956, »launching a country into self-sustained growth is a little like getting an air plane off the ground. There is critical ground speed which must be passed before the craft can become airborne; to taxi up and down the runway at lower speeds is a waste of gasoline.«¹⁷⁹ In der dritten und vierten Phase, (»drive-to-maturity« und »Take-off«), in der Lebensweisen und Wertesysteme ebenso radikal wie schnell gewandelt werden mussten, waren Staaten und Gesellschaften *in transition* in Gefahr. Das theoretische Modell sah zwei Aufgaben vor: erstens den Übergang nach Kräften beschleunigen, zweitens den militärischen Kampf gegen aufständische, den Übergang zurückhaltende Kräfte. Gewalt war hier gewissermaßen nötig, um die Startbahn freizuschießen. Die Vorstellung war weitgehend deckungsgleich mit der in Algerien versuchten Kombination von militärischer Großoffensive und gleichzeitig lanciertem Industrialisierungsplan.

Die Rede, die Rostow im Juni 1961 vor jungen Offizieren an der *US Army Special Warfare School* in Fort Bragg hielt, hätte wortgleich aus der Rede eines französischen SAS-Offiziers stammen können:

»You are not merely soldiers in the old sense. Your job is to work with understanding with your fellow citizens in the whole creative process of modernization. I salute you as I would a group of doctors, teachers, economic planners, agricultural experts, civil servants, or those others who are now leading the process of modernization.«¹⁸⁰

Im Konzept der Modernisierungstheorie und auf den Schlachtfeldern der Dekolonisation waren Lehrer, Ärzte und Soldaten Kämpfer in ein und demselben Kampf. Zum Zeitpunkt, als Rostow in Fort Bragg zu den jungen Offizieren sprach, hatten die Folterspezialisten, Theoretiker und Praktiker der in Indochina und Algerien erprobten Anti-Guerilla-Kriegführung, welche die französische Armee nach Fort Bragg gesandt hatte, ihre Vortragsreisen bereits beendet.¹⁸¹

Einzelne Algerien-Veteranen, die in Theorie und Praxis zu den führenden Köpfen der antirevolutionären Kriegführung gehörten, haben Ihre militärischen Erkenntnisse, inklusive erstaunlich offensiver Verteidigungen der Folter als Waffe im »anti-terroristischen« Krieg, nicht nur frühzeitig in die USA exportiert, sondern auch mit der Öffentlichkeit geteilt. Oberst Roger Trinquier, ein Offizier, der den »totalen Krieg« nach Stationen in China, Indochina, Algerien und im Kongo neu gedacht und für grenzenlose Kriege gegen Zivilbevölkerungen eine Reihe praktischer Vorschläge unterbreitet hatte, ist mit seinem 1961 erschienenen Buch über den »modernen Krieg« eher Regel als Ausnahme.¹⁸² Zwei

177 Zur militärischen Verwendung ethnologischen Wissens vgl. *Oscar Salemink*, *Mois and Maquis. The Invention and Appropriation of Vietnam's Montagnards from Sabatier to the CIA*, in: *Stocking, Colonial Situations*, S. 243–284.

178 *Camille Lacoste-Dujardin*, *Opération oiseau bleu. Des Kabyles, des ethnologues et la guerre d'Algérie*, Paris 2007.

179 Zit. nach *Gilman*, *Mandarines*, S. 193.

180 *Walt Whitman Rostow*, *Guerilla Warfare in the Underdeveloped Areas*, in: *The Department of State Bulletin*, 7.8.1961. Vgl. *David Milne*, »Our equivalent of guerrilla warfare«: Walt Rostow and the Bombing of North Vietnam, 1961–1968, in: *The Journal of Military History* 71, 2007, S. 169–203.

181 *Marie-Monique Robin*, *Escadrons de la mort, l'école française*, Paris 2008, S. 254.

182 *Roger Trinquier*, *La Guerre moderne*, Paris 1961.

Jahre später ließ die RAND-Corporation als US-Army-naher Think-tank den französischen Offizier David Galua seine Kenntnisse über die Führung antirevolutionärer Kriege systematisieren, 2006 wurde die Schrift, nun mit starken Bezügen auf den Irak-Krieg, ediert.¹⁸³ Ob in Algerien eine Kolonialmacht den Unterdrückungskrieg der Vorgestrigen führte oder eine westliche Demokratie den antisubversiven »Modernisierungskrieg« der Zukunft, ist schwer zu sagen. Doch nicht nur das ungebrochene Interesse der amerikanischen Armeeführung am Algerienkrieg¹⁸⁴ spricht für Letzteres. Beim Stand der Dinge wirken Idee und Konzept der durch militärische Gewalt verbreiteten Modernisierung eher zukunftssträchtig denn als Relikt aus kolonialer Vergangenheit.¹⁸⁵

VI. MODERNISIERUNGSKRIEGE?

In der Diskussion um die breit rezipierten Bücher von David Anderson und Caroline Elkins über den Mau-Mau-Krieg in Kenia, in dem das britische Schreckensregiment beachtliche Parallelen mit dem algerischen Fall aufwies¹⁸⁶, haben konservative Kritiker immer wieder die »positiven Seiten« der Kolonialherrschaft betont und damit eine alte Debatte fortgeführt. In einer typischen Formulierung heißt es: »But the story that is told in [these two books] is horribly one-sided. Neither author was in Kenya during Mau Mau. They present an image of the British that will be unrecognisable to the many thousands of doctors, vets, nurses, teachers, farmers, engineers, district and administrative officers who gave their lives to that country without ever torturing, raping or murdering anyone.«¹⁸⁷ Nun ist diese Beobachtung zweifellos richtig. Doch die hier auf den Kontrast zwischen guten Doktoren und bösen Folterern zugespitzte Dichotomie wird der Funktionsweise, den Fehlfunktionen und den unerwünschten Resultaten der *development*-Maschine im spät- und nachkolonialen Kontext nicht gerecht.

Auf der Suche nach einem Begriff, der die Doppelgestalt von modernisierender »Entwicklungshilfe« und militärischer Gewalt fasst, ohne den Herrschaftscharakter der Modernisierungsangebote aus dem Blick zu verlieren, ließe sich aus vier Gründen der im Titel dieses Beitrags verwendete Begriff *Modernisierungskrieg* verwenden:

Erstens erfasst er die Konkurrenz um Richtung und Steuerung der Modernisierung Algeriens – keine der kämpfenden Parteien propagierte die Erhaltung der »Algérie du papa«¹⁸⁸,

183 David Galua, *Pacification in Algeria 1956–1958*, Santa Monica 2006 (zuerst 1963). Galua war als Hauptmann Kommandeur eines in der Kabylei militärisch erfolgreich operierenden Bataillons, später Stabsoffizier in Paris, Dozent an US-Militärakademien in den USA und Dozent an der Harvard-Universität.

184 Peterson, *French experience in Algeria*.

185 The U. S. Army/Marine Corps Counterinsurgency Field Manual: U. S. Army Field Manual No. 3–24/Marine Corps Warfighting Publication No. 3–33.5, Foreword by General David H. Petraeus and Lt. General James F. Amos, Chicago/London 2007. Ähnlich wie Petraeus, dem in Princeton promovierten General und Kommandeur im Irak, handelt es sich auch bei John A. Nagl, Rhodes-Stipendiat und Oxford-Absolvent, um *counter-insurgency*-Spezialisten, die den Zusammenhang von militärischem Kampf, »Entwicklungshilfe«, Sorge um die *hearts and minds* und europäische Kolonialerfahrungen immer wieder betont haben. Dazu: Nagl, *Counterinsurgency Lessons*.

186 Vgl. dazu die komparative Studie von Fabian Klose im vorliegenden Band.

187 Nicholas Best, *They died cursing the British*, in: Daily Telegraph, 16.1.2005; ähnlich bei Richard Dowden, *State of Shame*, in: The Guardian, 5.2.2005; Robert Oakeshot, *Mau Mau and all that*, The Spectator, 5.3.2005.

188 Zu de Gaulles bekanntesten Äußerungen über Algerien gehört die am 29.4.1959 dem Journalisten Pierre Laffont gegenüber gemachte Bemerkung: »L'Algérie de papa est morte.«

des sozioökonomischen Status quo. Eine radikale Modernisierung des Landes wurde von allen relevanten Gruppierungen als positive Vision entworfen.

Zweitens bezieht er sich auf eine Reihe militärisch-ziviler Techniken zur langfristigen Veränderung von Gesellschaften, die in früheren Phasen nicht bekannt waren. Dazu gehört der Kampf um *hearts and minds*, der um die Mehrheit der algerischen Bevölkerung ebenso wie um die Öffentlichkeit in den westlichen Metropolen geführt wurde.

Drittens benennt er den mit großem Aufwand betriebenen Versuch einer westlichen Demokratie, eine Gesellschaftsordnung radikal und nach modernen westlichen Maßstäben zu verändern, um ökonomisch, sozial und kulturell organisierte Hegemonie unter veränderten politischen Bedingungen so weit wie möglich zu bewahren. Stellt man in Rechnung, dass die Wurzeln zumindest der europäischen »Entwicklungshilfe« nicht im Humanismus, sondern im Kolonialismus liegen, wirkt die Parallelität von Modernisierung und Gewalt weniger erstaunlich.

Viertens erinnert der Begriff daran, dass Modernisierung in spätkolonialen Kontexten nicht als altruistisches Angebot, sondern als Herrschaftsmodell zu denken ist. Wie von den zeitgenössischen Modernisierungstheorien postuliert, war Modernisierung ein Stufenmodell mit bleibenden Entwicklungsunterschieden. Im *Plan de Constantine*, dem versuchten *big push* zur Industrialisierung Algeriens, hatten die ökonomischen Planungsstäbe Zukunftsszenarien entworfen, nach denen Algerien 1985 dort stehen könne, wo Frankreich 1960 gestanden hatte. Planung und Praxis zielten zudem auf Kompatibilität, nicht auf Egalität. Die Frage, ob koloniale Entwicklungsprogramme im 20. Jahrhundert wirklich die Schaffung von »modern men«, oder lediglich »perfected natives« intendierten¹⁸⁹, lässt sich im Begriff des Modernisierungskrieges tendenziell auflösen, weil beide Aspekte in ihm Platz finden.

Fünftens ließe sich der Algerienkrieg auf diese Weise stärker als bisher aus der Überschneidung von drei großen Entwicklungslinien der Nachkriegszeit interpretieren: aus der schroffen Anwendung militärischer Gewalt einer Kolonialmacht im Niedergang; sodann aus den ideologischen Aufladungen und Verzerrungen im Rahmen des Kalten Krieges; des Weiteren, und dieser Aspekt ist bislang nur wenig untersucht und hier betont worden, aus der Modernisierungseuphorie und den Machbarkeitsphantasien der *trente glorieuses* – einer Epoche, in der westliche Gesellschaften die radikale und schnelle Veränderung von Lebensstilen als Möglichkeit theoretisch konzipiert und während der 1950er- und 1960er-Jahre an sich selbst praktisch erfahren hatten.

Die Kombination dieser Perspektiven würde den Krieg weniger als Annex betrachten, in dem gewaltgierige Militärs fern von der europäischen Geschichte ein Schreckensregiment installierten. Der Blick könnte sich stärker als bisher auf die Kombination aus Zerstörung und erzwungener Veränderung richten, die von einer Gesellschaft im Zentrum der westlichen Zivilisation organisiert wurde und von ihren innersten Widersprüchen spricht.

189 Frederick Cooper/Ann Laura Stoler, *Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda*, in: dies. (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997, S. 1–56, hier: S. 7.

Fabian Klose

Zur Legitimation kolonialer Gewalt

Kolonialer Notstand, antisubversiver Krieg und humanitäres Völkerrecht im kenianischen und algerischen Dekolonisierungskrieg

In seinem 1961 publizierten Buch »Die Verdammten dieser Erde« setzte sich der aus Martinique stammende Arzt Frantz Fanon intensiv mit der kolonialen Unterdrückung und dem damit verbundenen Phänomen der Gewalt in der kolonialen Situation auseinander.¹ Fanon, der als Mitglied der *Front de Libération Nationale* (FLN) aktiv am algerischen Unabhängigkeitskrieg teilnahm und durch seine Schriften zu einer der prägenden Figuren der antikolonialen Bewegung aufstieg, plädierte darin vehement für den bewaffneten Kampf gegen die koloniale Fremdherrschaft.² Seiner Ansicht nach sei den Kolonisierten dieser Weg seit jeher von ihren Kolonialherren aufgezeigt worden, denn, so die zentrale These: »Das Kolonialregime gewinnt seine Legitimität aus der Gewalt und versucht keinen Augenblick lang, über diese Natur der Dinge hinwegzutäuschen.«³

Der von Fanon beschriebene Prozess der gewaltsamen Dekolonisation erschütterte nach dem Zweiten Weltkrieg die europäischen Kolonialreiche in ihren Grundfesten und führte zu zahlreichen antikolonialen Aufständen.⁴ Vor allem die Konflikte in den Siedlungskolonien Kenia und Algerien entwickelten sich dabei für die jeweilige Kolonialmacht zum größten und blutigsten Dekolonisierungskrieg. In Kenia bildete die Ethnie der Kikuyu die Hauptträgerschaft der antikolonialen *Land Freedom Army*, die durch Attentate auf afrikanische Kollaborateure des verhassten Kolonialregimes und Überfälle auf weiße Farmen ein gewaltsames Ende der britischen Kolonialherrschaft zu erreichen suchte. Der von den Briten kurz als Mau-Mau⁵ bezeichneten Organisation gelang es, Großbritannien von 1952 bis 1956 zu einem Guerillakrieg im kenianischen Dschungel herauszufordern.⁶ Frankreich hingegen sah sich in seinen nordafrikanischen Departements ab dem 1. Novem-

1 Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, Frankfurt/Main 1966. Fanons Thesen werden in der zeithistorischen Forschung wieder aktuell diskutiert. Vgl. hierzu u. a. den Beitrag von *Christoph Kalter* in diesem Band sowie *Andreas Eckert*, Predigt der Gewalt? Betrachtung zu Frantz Fanons Klassiker der Dekolonisation, in: *Zeithistorische Forschungen* 3, 2006, H. 1. URL: <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Eckert-1-2006>> [16. Dezember 2007]. Zur Biografie Frantz Fanons vgl. *David Macey*, *Frantz Fanon: a Biography*, New York 2001.

2 Vgl. hierzu auch *Bassam Tibi*, Nationsbildung in den Kolonien als Prozess einer auf Gewalt basierenden Dekolonisation, in: *ders.*, *Nationalismus in der Dritten Welt*, Frankfurt/Main 1971, S. 38–44.

3 Fanon, S. 64.

4 Vgl. hierzu vor allem *Robert Holland* (Hrsg.), *Emergencies and Disorder in the European Empires after 1945*, London 1994.

5 Die Entstehung des Begriffs Mau-Mau ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Ein Erklärungsversuch bezieht sich auf eine britische Polizeiaktion gegen eine illegale Eideszeremonie, bei der die Teilnehmer zur Warnung »mau mau«, was soviel bedeutet wie »raus raus«, gerufen haben sollen. Vgl. hierzu *Robert Edgerton*, *Mau Mau. An African Crucible*, New York 1989, S. 56.

6 Zum britischen Dekolonisierungskrieg in Kenia vgl. ebd.; *Robert Buijtenhuijs*, *Le mouvement Mau Mau: une révolte paysanne et anti-coloniale en Afrique noire*, Paris 1971; *ders.*, *Essay on Mau Mau. Contributions to Mau Mau Historiography*, Leiden 1982; *Anthony Clayton*, *Counter-insurgency in Kenya: a study of military operations against Mau Mau*, Nairobi 1976; *Frank Furedi*, *The Mau Mau War in Perspective*, London/Nairobi 1989; *Wunyabari O. Maloba*, *Mau Mau and Kenya. An Analysis of a Peasant Revolt*, Bloomington 1993.

ber 1954 mit dem Unabhängigkeitskampf der algerischen FLN konfrontiert. Mit einer Guerillataktik aus Sabotageanschlägen und Überfällen auf französische Ziele verwickelte die Befreiungsfront die französische Kolonialmacht in einen acht Jahre dauernden Krieg, der erst 1962 mit der Unabhängigkeit Algeriens endete.⁷

Trotz ihrer Bedeutung für die Auflösung der Kolonialreiche spielten diese Konflikte sowohl in den öffentlichen Debatten wie auch in der historischen Forschung lange Zeit eine vernachlässigte Rolle.⁸ Ein Grund hierfür liegt sicherlich in der Tatsache, dass die Kolonialmächte nach dem Ende ihrer Überseeherrschaft versuchten, den wahren Charakter ihrer kolonialen Rückzugsgefechte zu verschweigen. In ehemaligen Kolonialnationen wie Großbritannien und Frankreich prägte eine Kultur des Vergessens und Verdrängens den Umgang mit den Dekolonisierungskriegen, die in öffentlichen Debatten regelrecht tabuisiert wurden.⁹ In Frankreich ging diese Entwicklung sogar so weit, dass durch verschiedene staatliche Amnestiegesetze uneingeschränkte Straffreiheit für alle Vergehen in Zusammenhang mit den Militäroperationen in Nordafrika zugesichert wurde.¹⁰ Der Algerienkrieg durfte zudem 37 Jahre lang nicht bei seinem Namen genannt werden, sondern wurde erst im Jahr 1999 durch ein Gesetz der Französischen Nationalversammlung offiziell als Krieg anerkannt.¹¹

Zu einer Wende im Umgang mit der Geschichte der Dekolonisierungskriege kam es erst vor wenigen Jahren im Zuge neuer wissenschaftlicher Arbeiten, die ihren Fokus auf die Entgrenzung kolonialer Gewalt in den Dekolonisierungskriegen in Kenia und Algerien richteten. Im Jahr 2001 veröffentlichte die französische Historikerin Raphaëlle Branche ihre Dissertation »La torture et l'armée pendant la guerre d'Algérie«, worin sie die systematische Folter und die Rolle der französischen Armee analysierte.¹² Aber auch andere Gewaltphänomene des Algerienkrieges wie die umfangreichen Internierungs- und Umsiedlungsmaßnahmen der Kolonialmacht wurden nun mit neuen Veröffentlichungen explizit thematisiert.¹³ Dieser neue Forschungstrend beschränkte sich nicht nur auf die fran-

7 Zum Algerienkrieg vgl. exemplarisch *Hartmut Elsenhans*, Frankreichs Algerienkrieg 1954–1962. Entkolonialisierungsversuch einer kapitalistischen Metropole. Zum Zusammenbruch der Kolonialreiche, München 1974; *John Talbott*, The War Without a Name. France in Algeria 1954–1962, New York 1980; *Alistair Horne*, A Savage War of Peace. Algeria 1954–1962, New York 1987; *Anthony Clayton*, The Wars of French Decolonization, London/New York 1994; *Mohammed Harbi/Benjamin Stora* (Hrsg.), La Guerre d'Algérie 1954–2004. La fin de l'amnésie, Paris 2004.

8 Einer der Ersten, der diese besondere Rolle der Dekolonisierungskriege betont, ist *Frank Furedi*, Colonial Wars and the Politics of Third World Nationalism, London/New York 1994. Vgl. hierzu auch seinen bereits früher erschienenen Beitrag Kenya: Decolonization through counterinsurgency, in: *Anthony Gorst/Lewis Johnman/W. Scott Lucas* u. a. (Hrsg.), Contemporary British History 1931–61. Politics and Limits of Policy, London 1991, S. 141–168.

9 Vgl. hierzu v. a. *Benjamin Stora*, La gangrène et l'oubli. La mémoire de la guerre d'Algérie, Paris 1998; *ders.*, Der Algerienkrieg im Gedächtnis Frankreichs, in: *Volkhard Knigge/Norbert Frei* (Hrsg.), Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, Bonn 2005, S. 75–89; *Antoine Prost*, The Algerian War in French collective memory, in: *Jay Winter/Emmanuel Sivan* (Hrsg.), War and Remembrance in the Twentieth Century, Cambridge 1999, S. 161–176. Für die Rolle des Mau-Mau-Kriegs im kollektiven Gedächtnis Großbritanniens gibt es keine eigenständige Untersuchung.

10 Dekret Nr. 62–328 vom 22. März 1962, in: Journal Officiel, Lois et Décrets, 23. März 1962, S. 3144. Vgl. hierzu *Stora*, La gangrène et l'oubli, S. 281–283. Zur Amnestieproblematik und Rolle der Geschichtswissenschaft vgl. *Raphaëlle Branche*, La guerre d'Algérie: une histoire apaisée?, Paris 2005, S. 111–139.

11 Vgl. hierzu das Gesetz Nr. 99–882 vom 18. Oktober 1999, in: Journal Officiel, Lois et Décrets, 20. Oktober 1999, S. 15647.

12 *Raphaëlle Branche*, La torture et l'armée pendant la guerre d'Algérie, 1954–1962, Paris 2001.

13 Vgl. hierzu die Neuauflage des 1967 erstmals erschienen Buches von *Michel Cornaton*, Les camps de regroupement de la guerre d'Algérie, Paris 1998, und *Michel Rocard*, Rapport sur

zösische Kolonialgeschichte, sondern weitete sich auch auf die Dekolonisierungskriege anderer europäischer Kolonialmächte aus.¹⁴ Im Jahr 2005 erschienen schließlich zwei historische Studien zum britischen Mau-Mau-Krieg in Kenia. Dabei konzentrierte sich Caroline Elkins in ihrem Buch »Britain's Gulag. The brutal End of Empire in Kenya«¹⁵ in erster Linie auf die britischen Internierungslager und Umsiedlungsdörfer, während sich David Anderson in »Histories of the Hanged. The Dirty War in Kenya and the End of Empire«¹⁶ insgesamt mit der britischen Repressionspolitik, speziell mit der Ausweitung der Todesstrafe, auseinandersetzte.

Im Vordergrund des vorliegenden Aufsatzes stehen weniger die in der Forschung bereits thematisierten Gewaltphänomene von kolonialen Kriegsverbrechen, systematischer Folter sowie gewaltsamer Internierung und Umsiedlung. Ziel ist es vielmehr, das gemeinsame Legitimationsmuster herauszuarbeiten, mit dem die kolonialen Metropolen die Entgrenzung von Gewalt in den beiden Konflikten in Kenia und Algerien zu rechtfertigen versuchten. Der koloniale Ausnahmezustand mit seinen weitreichenden Notstandsgesetzen nimmt dabei, wie zu zeigen sein wird, eine zentrale Rolle ein. Daran anschließend werden die Doktrinen des antisubversiven Krieges als militärische Antwort auf die antikoloniale Herausforderung analysiert, nicht ohne abschließend die Rolle des humanitären Völkerrechts in Form der Genfer Konventionen von 1949 zu beleuchten. Insgesamt vertritt der vorliegende Beitrag die These, dass die spezifische Kombination aus den Maßnahmen des kolonialen Notstandes, den neuen Militärdoktrinen der antisubversiven Kriegsführung und der Negierung der Gültigkeit des humanitären Völkerrechts entscheidend für die Radikalisierung kolonialer Gewalt in den Dekolonisierungskriegen verantwortlich war.¹⁷

I. KOLONIALER NOTSTAND ALS RADIKALISIERENDES ELEMENT UND RECHTSFREIER RAUM

Gewalt war eine zentrale Säule kolonialer Politik.¹⁸ Selbst nach Abschluss der militärischen Eroberung blieb die Androhung und Anwendung von Gewalt ein signifikantes Element der kolonialen Herrschaftssicherung, die der Historiker Michael Mann daher zu Recht

les camps de regroupement et autres textes sur la guerre d'Algérie, Paris 2003. Auch Joel Kotek und Pierre Rigoulot widmen in ihrem Buch über die Geschichte des Lagers ein Kapitel den Internierungs- und Umsiedlungsmaßnahmen des Algerienkriegs: *Joel Kotek/Pierre Rigoulot, Das Jahrhundert der Lager, Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Vernichtung*, Berlin/München 2001, S. 546–554.

14 Für die niederländische Dekolonisation vgl. den Aufsatz von *Gerhard Hirschfeld*, Kriegsverbrechen in der niederländischen Kolonialzeit: Indonesien 1945–1949, in: *Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär* (Hrsg.), *Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert*, Darmstadt 2001, S. 447–460.

15 *Caroline Elkins*, *Britain's Gulag. The brutal End of Empire in Kenya*, London 2005. Das Buch ist auch unter dem Titel »Imperial Reckoning. The untold story of Britain's Gulag in Kenya«, New York 2005, erschienen.

16 *David M. Anderson*, *Histories of the Hanged. The Dirty War in Kenya and the End of Empire*, London/New York 2005.

17 Der Beitrag basiert auf umfangreichen Literatur- und Quellenstudien im Rahmen meines Dissertationsprojektes »Menschenrechte und koloniale Gewalt. Eine komparative Studie der Dekolonisierungskriege in Kenia und Algerien«, LMU München 2007. Für Anregungen und Anmerkungen für diesen Aufsatz bin ich Herrn Professor Dr. Martin H. Geyer sehr verbunden.

18 Vgl. hierzu vor allem *Marc Ferro* (Hrsg.), *Le Livre Noir du colonialisme. XVIe-XXIe siècle: de l'extermination à la repentance*, Paris 2003; *Claude Liauzu/Josette Liauzu*, *Violence coloniale et guerre d'Algérie*, in: *ders.* (Hrsg.), *Violence et colonisation. Pour en finir avec les guerres de mémoires*, Paris 2003, S. 119–129. Auch der deutsche Historiker *Andreas Eckert* weist in seinem neuesten Buch auf die zentrale Rolle der Gewalt hin. *Andreas Eckert*, *Kolonialismus*, Frankfurt/Main 2006, S. 4 u. S. 68–72.

als »Schreckensherrschaft gegenüber der beherrschten Bevölkerung«¹⁹ charakterisiert. Intellektuelle Repräsentanten der antikolonialen Bewegung wie Albert Memmi führten die privilegierte Stellung der Europäer im Verhältnis zur autochthonen Bevölkerung auf den Schutz der Armee und Luftwaffe zurück, die jederzeit bereit waren, die Interessen der Kolonialherren gewaltsam zu verteidigen.²⁰ Nach Ansicht von Fanon beruhte das koloniale Zusammenleben auf der Macht von Bajonetten und Kanonen²¹, wobei er hinzufügte: »Diese Herrschaft der Gewalt wird umso furchtbarer sein, je dichter die Besiedelung durch das ›Mutterland‹ ist.«²² Und in der Tat belegen die Dekolonisierungskriege in den beiden Siedlungskolonien Kenia und Algerien diese These eindrucksvoll.²³

Ein wesentlicher Grund hierfür bestand in der Belagerungsmentalität der Weißen, die wegen ihrer Minderheitsposition die Übermacht der autochthonen Bevölkerung als ständige Bedrohung und Gefahr empfanden. Die geradezu paranoide Furcht vor einem Aufstand beeinflusste die Siedlergesellschaft nachhaltig und führte zur Ausprägung eines militanten Verhaltensmusters bei der weißen Bevölkerung.²⁴ Der Kolonialstaat befand sich demnach in einem permanenten Belagerungs- und Verteidigungszustand, in dem man glaubte, nur mit drakonischen Mitteln seine eigene Herrschaftsposition sichern zu können.²⁵ Diese Form der Gewaltherrschaft wurde von den Kolonialherren als etwas völlig »Normales« angesehen und gehörte in den Kolonien zur alltäglichen Realität. Die Mehrheit der Franzosen sah zum Beispiel nichts Außergewöhnliches darin, einen Nordafrikaner zu schlagen²⁶, während die weißen Siedler in Kenia das Auspeitschen von Afrikanern als »lehrreiche und billige Methode zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung«²⁷ ansahen.

Diese Form der Herrschaft spitzte sich zu, sobald der Kolonialstaat durch autochthonen Widerstand herausgefordert wurde. Der Notstand führte zu einer Radikalisierung der kolonialen Situation und setzte zusätzliche Gewaltpotenziale frei.²⁸ So forderten die weißen Siedler in Kenia angesichts der steigenden Zahl von Mau-Mau-Überfällen ab 1952 die kollektive Bestrafung der Ethnie der Kikuyu als Hauptträger der Rebellion jenseits aller rechtsstaatlichen Normen. Nach Meinung des Siedlers Ione Leigh sollte ein »primitiver« Gegner wie die Mau-Mau nicht in den Genuss britischer Rechtsstaatlichkeit kommen: »Obwohl die britische Justiz wohl die beste in der Welt der zivilisierten Menschen ist, hat sie sich im Umgang mit einer primitiven Bevölkerung als völlig ungeeignet erwiesen. Ihr langsamer, schwerfälliger Tritt behindert allgemein die Armee, die Polizei und die Administration.«²⁹ Stattdessen plädierte Leigh unverhohlen für eine drastische Anwendung von

19 Michael Mann, Das Gewaltdispositiv des modernen Kolonialismus, in: *Mihran Dabag/Horst Gründer/Uwe-K. Ketelsen* (Hrsg.), *Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid*, München 2004, S. 118.

20 Albert Memmi, *Der Kolonisator und der Kolonisierte, Zwei Porträts*, Frankfurt/Main 1980, S. 28.

21 Fanon, S. 28.

22 Ebd., S. 68.

23 Zum Begriff der Siedlungskolonie vgl. *Caroline Elkins/Susan Pedersen*, Introduction: Settler Colonialism: A Concept and Its Uses, in: *dies.* (Hrsg.), *Settler Colonialism in the Twentieth Century. Projects, Practices, Legacies*, New York/London 2005, S. 1–20. Zur Dekolonisierungsproblematik von Siedlungskolonien und engen Verbindung zur gewaltsamen Dekolonisation vgl. *Guy Pervillé*, *Décolonisation »à l'algérienne« et »à la rhodésienne« en Afrique du Nord et en Afrique australe*, in: *Charles-Robert Angeron/Marc Michel* (Hrsg.), *L'ère des décolonisations, Actes du Colloque d'Aix-en-Provence*, Paris 1995, S. 26–37.

24 *Dane Kennedy*, *Islands of White: Settler Society and Culture in Kenya and Southern Rhodesia 1890–1939*, Durham 1987, S. 136; *Eckert*, *Kolonialismus*, S. 81–82.

25 Mann, S. 116 u. S. 120.

26 Branche, *La torture*, S. 27.

27 C. T. Stoneham, *Mau Mau*, London 1953, S. 31.

28 Mann, S. 119.

29 Ione Leigh, *In the Shadow of the Mau Mau*, London 1954, S. 175.

Gewalt. Seiner Meinung nach sollten aus verdächtigen Dörfern Frauen und Kinder entfernt werden, um anschließend die gesamte männliche Bevölkerung zu erschießen und das Dorf dem Erdboden gleich zu machen.³⁰

Nach der Ermordung einer weißen Familie bei einem Mau-Mau-Überfall eskalierte dieser Siedlerextremismus am 24. Januar 1953 im Versuch, die Residenz des Gouverneurs in Nairobi zu stürmen. Eine aufgebrachte Menschenmasse forderte dabei die Tötung von 50.000 Kikuyu als Warnung für die gesamte afrikanische Bevölkerung.³¹ Nach Beratung mit dem Gouverneur trat daraufhin Siedlerführer Michael Blundell vor die Menge und beruhigte diese mit den Worten: »Ich bin froh, euch jetzt mitzuteilen [...], dass ich euch eure Schießbefehle bringe.«³² Damit kündigte er die Errichtung von verbotenen Zonen an, in denen auf jeden Afrikaner ohne Warnung geschossen werden konnte. Viele Weiße fassten dies allerdings als allgemeine »Lizenz zum Töten« auf. In Zusammenhang mit diesem Siedlerextremismus sprachen selbst Vertreter des *Colonial Office* von einer regelrechten »emergency mentality« innerhalb der weißen Bevölkerung.³³

In Frankreichs algerischen Departements radikalisierte die Notstandssituation ebenfalls die koloniale Situation. Vor allem nach Überfallen der FLN auf die Städte Constantine, Philippeville und einige kleinere Siedlungen im August 1955 sahen die Europäer nach Meinung von Generalgouverneur Jacques Soustelle in jedem Muslim einen »Terroristen«.³⁴ Die direkte Konsequenz war, dass dem anschließenden Vergeltungsschlag der Armee und der Siedlermilizen für jeden getöteten Franzosen zehn Araber zum Opfer fielen.³⁵ Soustelles Berater, Vincent Monteil, beschrieb daher die Lage treffend mit den Worten: »Die beiden Bevölkerungsgruppen sind jetzt gegeneinander aufgehetzt, Rassenkrieg, unverantwortlich und gnadenlos, steht vor unseren Türen.«³⁶

In dieser aufgeheizten Atmosphäre wurden Forderungen der als *colons* oder *pieds noirs* bezeichneten Siedler nach einem härteren Durchgreifen der Staatsmacht laut, die in speziellen Kreisen der Armeeführung auf eine große Unterstützung trafen. Vor allem die Vertreter der militärstrategischen Theorie der *guerre révolutionnaire* wie General Jacques Massu sahen in rechtsstaatlichen Grundsätzen eine entscheidende Schwachstelle. Diese würden von den Rebellen nur zu deren Vorteil ausgenutzt werden und gleichzeitig die Sicherheitskräfte in ihren Aufgaben behindern.³⁷ Nach Überzeugung vieler Offiziere sollte sich die Armee daher nicht an den rechtsstaatlichen Prinzipien der Französischen Republik orientieren, sondern ganz im Gegenteil, der Staat sollte sich an die Bedürfnisse der antisubversiven Kriegsführung anpassen. Eine Militärstudie von August 1957 warnte vor der mangelnden Anpassungsfähigkeit der französischen Judikative sowie der Legislative und empfahl den staatlichen Institutionen, sich und die Gesetze möglichst schnell auf die neue Heraus-

30 Ebd.

31 *Michael Blundell*, *So rough a Wind*: Kenya Memoirs, London 1964, S. 137.

32 Blundell zitiert in: *Peter Evans*, *Law and Disorder or Scenes of Life in Kenya*, London 1956, S. 90.

33 Als Beispiel für die Bezeichnung »emergency mentality« vgl. Memorandum »Colonial Policy Committee, Kenya, Proposed Amnesty« des Colonial Office (CO), November 1959, Public Records Office London (PRO), CO 822/1337/10.

34 Jacques Soustelle zitiert in: *Horne*, S. 123. Vgl. hierzu auch *Éric Savarèse*, *L'invention des Pieds-Noirs*, Paris 2002, S. 212.

35 *Slimane Chikh*, *L'Algérie en Armes ou le Temps des Certitudes*, Paris 1981, S. 95.

36 Zitat aus dem Artikel »L'Afrique du Nord et notre destin«, den Vincent Monteil unter dem Pseudonym François Sarrazin veröffentlichte, in: *Esprit*, Année 23, No. 232, November 1955, S. 1664.

37 *Jacques Massu*, *La vraie bataille d'Alger*, Paris 1971, S. 48; *Rita Maran*, *Staatsverbrechen. Ideologie und Folter im Algerienkrieg*, Hamburg 1996, S. 196–199; *Arlette Heymann*, *Les Libertés Publiques et la Guerre d'Algérie*, Paris 1972, S. 2.

forderung einzustellen.³⁸ Bei der Erfüllung seiner Mission sollte das Militär alle Waffen des modernen Krieges einsetzen können.³⁹ Laut General Massu blieben die französischen Soldaten dabei im Rahmen des biblischen Gesetzes: Auge um Auge, Zahn um Zahn.⁴⁰ Colonel Charles Lacheroy brachte diesen Standpunkt hingegen bei einem Vortrag im Ausbildungszentrum zur antisubversiven Kriegsführung in Arzew auf einen säkularen Leitspruch: »Man führt den Revolutionskrieg nicht mit dem bürgerlichen Gesetzbuch.«⁴¹

Die britische und französische Regierung reagierte frühzeitig auf den wachsenden Druck von Seiten der Siedler und des Militärs. Bereits im Anfangsstadium der beiden Konflikte griffen London und Paris offiziell zum Instrumentarium des Ausnahmezustandes. Im Gegensatz zur Verhängung des Kriegsrechts blieben hierbei die Machtbefugnisse der Zivilbehörden offiziell unangetastet. Allerdings umfassten die Notstandsmaßnahmen eine Reihe von Sondervollmachten, die weitreichende Kompetenzen von der Legislative auf die Exekutive verlagerten und fundamentale individuelle Freiheitsrechte suspendierten.⁴² Der italienische Philosoph Giorgio Agamben sieht gerade in der mangelnden Gewaltenteilung einen charakteristischen Wesenszug des Ausnahmezustandes.⁴³ Als entscheidende Besonderheit bezeichnet er jedoch das Herauslösen der Gesetzeskraft aus den Gesetzen selbst: »Der Ausnahmezustand definiert einen Zustand des Gesetzes, in dem die Norm zwar gilt, aber nicht angewandt wird (weil sie keine ›Kraft‹ hat), und auf der anderen Seite Handlungen, die nicht den Stellenwert von Gesetzen haben, deren ›Kraft‹ gewinnen.«⁴⁴ Der Ausnahmezustand ist für Agamben ein rechtsfreier Raum, der durch Suspendierung der Rechtsordnung entsteht und drastische Auswirkungen auf die Grundrechte des Einzelnen hat.⁴⁵ In der kolonialen Situation bedeutete dies die radikale Ausweitung des Repressionsapparats.

In Kenia verhängte Gouverneur Evelyn Baring am 20. Oktober 1952 den *state of emergency*.⁴⁶ Als rechtliche Basis diente dabei die *Emergency Powers Order in Council* von 1939⁴⁷, die den Gouverneur in den folgenden Monaten zum Erlass weitreichender emer-

38 Étude du 2e bureau, 5. August 1957, Service Historique de l'Armée de Terre Vincennes (SHAT), 1H 1927/1.

39 Roger Trinquier, *La Guerre Moderne*, Paris 1961, S. 190 u. S. 81.

40 Massu, S. 168.

41 Vortrag von Colonel Lacheroy, Mai 1958, SHAT, 1H 1942.

42 *Stephen Marks*, Principles and Norms of Human Rights Applicable in Emergency Situations: Underdevelopment, Catastrophes and Armed Conflict, in: Karel Vasak (Hrsg.), *The International Dimension of Human Rights*, Bd. 1, Paris 1982, S. 175; Joan Fitzpatrick, *Human Rights in Crisis. The International System for Protecting Rights During States of Emergency*, Philadelphia 1994, S. 29.

43 Giorgio Agamben, *Ausnahmezustand*, Frankfurt/Main 2004, S. 14 u. S. 49.

44 Ebd., S. 49.

45 Mit seiner These vom Ausnahmezustand als rechtsfreiem Raum wendet sich Agamben auch gegen die Theorie von Carl Schmitt, der in seiner »Politischen Theologie« versucht, den Notstand in einen Rechtskontext zu stellen. Ebd., S. 62.

46 Telegramm von Kolonialminister Lyttelton an Gouverneur Baring, 21. Oktober 1952, PRO, CO 822/438; »Proclamation of the State of Emergency«, Oktober 1952, PRO, CO 822/443. Die erste Gesamtdarstellung des Ausnahmezustandes lieferte Fred Majdalany 1962 mit seinem Buch »State of Emergency«. Darin schilderte der rechtsgerichtete Autor den *emergency* ausschließlich aus der Perspektive der weißen Siedler und der Sicherheitskräfte, wobei er die Notstandsmaßnahmen und vor allem den massiven Gewalteininsatz ausdrücklich zu legitimieren versuchte. Vgl. hierzu: Fred Majdalany, *State of Emergency. The Full Story of Mau Mau*, London 1962.

47 Die *Emergency Powers Order in Council* von 1939 diente auch bei den anderen kolonialen Ausnahmezuständen im britischen Empire als rechtliche Grundlage. Vgl. hierzu: K. Roberts-Wray, *Commonwealth and Colonial Law*, London 1966, S. 642; Brian A. W. Simpson, *Human Rights and the End of Empire. Britain and the Genesis of the European Convention*, Oxford/New York 2004, S. 89.

gency regulations ermächtigte. Diese Notstandsgesetze⁴⁸ beinhalteten unter anderem ein Veranstaltungs- und Versammlungsverbot, ein Verbot aller afrikanischen politischen Organisationen, die Einführung einer verschärften Ausweispflicht, eine strikte Pressezensur, ein Publikationsverbot ›subversiver‹ Schriften, die Einschränkung der Bewegungs- und Reisefreiheit durch Ausgangssperren, eine totale Kontrolle der Verkehrsmittel sowie die Einführung der kollektiven Bestrafung durch Sondersteuern und Konfiszierung von Land und Eigentum. Gleichzeitig räumte Baring den Sicherheitskräften ein uneingeschränktes Durchsuchungs- und Kontrollrecht ein sowie die Befugnis, bestimmte Gebiete zu »verbotenen Zonen« zu deklarieren, in denen der Aufenthalt und das Betreten mit dem Tod geahndet wurden. Durch die *detention orders* war es zudem erlaubt, verdächtige Personen willkürlich ohne richterlichen Haftbefehl zu inhaftieren. Damit hatte die Kolonialregierung die legale Basis für die Verhaftung und Internierung von Tausenden Kikuyu geschaffen.

Trotz der bereits weitreichenden Befugnisse kam es im Verlauf des Ausnahmezustandes nochmals zu einer Verschärfung der Notstandsgesetze, die somit immer mehr zu einem Spiegelbild der Radikalisierung der kolonialen Situation wurden. Nachdem bereits die aktive Teilnahme an ›terroristischen‹ Mau-Mau-Überfällen als Kapitalverbrechen galt, wurde gemäß den verschärften *emergency regulations* nun auch jede Form der Unterstützung für die Rebellen wie Sabotage, die Leitung von Eideszeremonien, das Sammeln von Nachschubgütern sowie der Besitz von Waffen und Munition mit dem Tod bestraft.⁴⁹ Dabei reichte bereits der Besitz einer einzelnen Patrone aus, um gehängt zu werden. Dies führte zur gängigen Praxis, wie sie unter anderem Hugh Holmes, Offizier bei den *Royal Northumberland Fusiliers*, in seinen Memoiren beschreibt, dass die Sicherheitskräfte Verdächtigen und Verwundeten eine Patrone zusteckten, um sie somit eines Kapitalverbrechens zu ›überführen‹.⁵⁰

Die rasant anwachsende Zahl von Gerichtsprozessen veranlasste die Kolonialregierung in Nairobi zur Gründung spezieller *Emergency Assize Courts*, die sich ausschließlich mit Vergehen gegen die Notstandsgesetze beschäftigten.⁵¹ Allein für den Zeitraum von April 1953 bis Dezember 1956 verurteilten diese Sondergerichte 1.574 Menschen zum Tode. Insgesamt 1.090 Kikuyu ließen die britischen Behörden für ›Mau-Mau-Verbrechen‹ hängen, wobei die überwiegende Mehrheit nicht wegen Mordes, sondern wegen weit geringerer Verstöße wie die Veranstaltung von Eideszeremonien und Waffenbesitz getötet wurden.⁵² Die Zahl der Exekutionen übertraf somit die aller anderen Notstände im britischen Empire nach dem Zweiten Weltkrieg zusammengenommen um ein Vielfaches. An keinem anderen Ort und zu keinem anderen Zeitpunkt in der Geschichte des britischen Imperialismus wurde das Mittel der staatlichen Exekution in solch intensivem Umfang eingesetzt wie in Kenia.⁵³ Selbst britische Veteranen wie der Polizeioffizier Peter Hewitt mussten angesichts dieser Fakten den diktatorischen Charakter der Notstandsgesetze einräumen, aber nicht ohne die Maßnahmen gleichzeitig mit dem Verweis auf die sicherheitspolitische Notwendigkeit wieder zu legitimieren.⁵⁴ Nachdem der militärische Wider-

48 Zu den einzelnen Notstandsgesetzen vgl. *Colony and Protectorate of Kenya* (Hrsg.), *Official Gazette Extraordinary*, Nairobi 30. Oktober 1952; ders. (Hrsg.), *Emergency Regulations made under the Emergency Powers Order in Council 1939*, Nairobi 1954; *Government Notice »The Emergency Powers Order in Council, 1939. The Emergency Regulations, 1952«*, PRO, CO 822/728.

49 Telegramm von Gouverneur Baring an Kolonialminister Lyttelton, 20. April 1953, PRO, CO 822/728.

50 *Hugh Holmes*, *One Man in his Time*, Worcester ohne Datum, S. 179. Vgl. hierzu auch: *Edgerton*, S. 70–71; *Clayton*, *Counter-Insurgency*, S. 15.

51 Zu den *Emergency Assize Courts* und den Prozessen vgl.: *Anderson*, S. 151–177.

52 Ebd., S. 291 u. S. 353–354.

53 Ebd., S. 7.

54 *Peter Hewitt*, *Kenya Cowboy. A Police Officer's Account of the Mau Mau Emergency*, London 1999, S. 196 u. S. 198.

stand der Mau-Mau-Bewegung Ende 1956 vollständig gebrochen war, blieb der Ausnahmezustand trotzdem bis zum 12. Januar 1960 in Kraft.⁵⁵ Die britische Kronkolonie in Ostafrika wurde somit fast acht Jahre lang auf der Basis von diktatorischen Notstandsgesetzen regiert.

Die Regierung in Paris reagierte auf die Zuspitzung der Lage in Algerien ebenfalls mit der Ausrufung des Ausnahmezustandes. Da die Verfassung der Vierten Republik keine Notstandsregelungen vorsah⁵⁶ und die Verantwortlichen angesichts des ›innenpolitischen Problems‹ in den nordafrikanischen Departements auf die Erklärung des kriegsrechtlichen Belagerungszustandes, des *état de siège*, verzichten wollten⁵⁷, war die Regierung Faure auf den Gesetzentwurf zum *état d'urgence* angewiesen. In Hinblick auf die Situation in Nordafrika verabschiedete die französische Nationalversammlung diesen am 3. April 1955 mit überwältigender Mehrheit.⁵⁸ Der *état d'urgence* sollte ein Mittelweg zwischen dem Normalzustand und dem Belagerungszustand sein, womit Paris angemessen auf die neuen sicherheitspolitischen Herausforderungen zu reagieren glaubte.⁵⁹ Unter Wahrung der republikanischen Tradition und des zivilen Scheins sollten zur Wiederherstellung der Ordnung formell nur die Kompetenzen der Zivilbehörden erweitert werden, denen das Militär offiziell weiterhin unterstellt blieb.⁶⁰

Die Erklärung des Notstandes, der zunächst regional beschränkt blieb und erst am 28. August 1955 auf ganz Algerien ausgedehnt wurde, gab der Exekutive jedoch geradezu diktatorische Vollmachten, die verfassungsmäßigen Bürgerrechte einzuschränken oder gar ganz außer Kraft zu setzen. Der algerische Generalgouverneur konnte nun die Bewegungsfreiheit begrenzen, den Aufenthalt von Personen in speziell erklärten Schutz- und Sicherheitszonen vollständig untersagen, Versammlungen verbieten, Veranstaltungsorte schließen und die Presse einer strikten Zensur unterwerfen.⁶¹ Die Sicherheitskräfte verfügten über uneingeschränkte Vollmachten, die ihnen zu jeder Tages- und Nachtzeit erlaubten, ohne speziellen Gerichtsbeschluss Häuser zu durchsuchen und Razzien durchzuführen. Vor allem aber Artikel 6 des Notstandsgesetzes wirkte sich gravierend auf die Situation in Algerien aus. Mit der Bestimmung der *assignation à résidence* waren die Behörden dazu befugt, Personen, die eine Bedrohung für die öffentliche Ordnung und Sicherheit darstellten, ihren Aufenthaltsort vorzuschreiben. Der Gesetzestext untersagte zwar ausdrücklich die Errichtung von Internierungslagern, in der Realität wurde die *assignation à résidence* jedoch zur rechtlichen Basis für die umfangreichen Umsiedlungs- und Internierungsmaßnahmen des Algerienkrieges.⁶²

Die neue französische Regierung unter Guy Mollet verzichtete auf die erneute Ausrufung des Notstandes, nachdem dieser mit der Auflösung der Nationalversammlung am 1. Dezember 1955 seine Gültigkeit verloren hatte.⁶³ Stattdessen verabschiedete das französische Parlament am 16. März 1956 ein Gesetz, das unter der Bezeichnung der *pouvoirs*

55 Telegramm von Gouverneur Renison an Kolonialminister Macleod, 11. Januar 1960, PRO, CO 822/1900.

56 Hans Ballreich, Das Staatsnotrecht in Frankreich, in: ders./Karl Doehring/Günter Jaenicke u. a. (Hrsg.), Das Staatsnotrecht in Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten, Köln/Berlin 1955, S. 30.

57 Heymann, S. 15.

58 Gesetz Nr. 55–385 vom 3. April 1955, in: Journal Officiel, Lois et Décrets, 7. April 1955, S. 3479–3480.

59 Heymann, S. 16.

60 Karl-Heinz Gerth, Der Staatsnotstand im französischen Recht, Mainz 1968, S. 110; Elsenhans, S. 420; Ballreich, S. 41; Heymann, S. 18.

61 Zu den einzelnen Bestimmungen des Notstandsgesetzes vgl. Gesetz Nr. 55–385, S. 3479–3480.

62 C. Pilloud, Note de Dossier »Exercice des pleins pouvoirs en Algérie«, ohne Datum, Archives du Comité International de la Croix-Rouge Genf (ACICR), B AG 200 008–001.

63 Gerth, S. 111.

spéciaux bekannt werden sollte.⁶⁴ Paris kündigte darin zunächst ein umfassendes Programm zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Algeriens an. Allerdings ermächtigte Artikel 5 die Regierung, »in Algerien [...] alle von den Umständen geforderten außerordentlichen Maßnahmen zur Wiederherstellung der Ordnung, zum Schutz der Personen und Güter und zur Bewahrung des Staatsgebietes zu treffen«. Durch spezielle Dekrete sollte der Inhalt dieser »außerordentlichen Maßnahmen« näher definiert werden, womit sich die *assignation à résidence* erneut etablieren und die Internierungslager legalisieren ließen.⁶⁵ Auf diese Weise übertrafen die *pouvoirs spéciaux* noch die Bestimmungen des *état d'urgence* und bedeuteten nicht nur eine Verschärfung der kolonialen Notstandssituation, sondern stellten den französischen Sicherheitskräften einen Blankoscheck aus. Die neuen Sondervollmachten legalisierten zwar nicht die Folter, wie der französische Historiker Pierre Vidal-Naquet behauptet, schufen aber die Rahmenbedingungen, alles zum Schutz der Republik und im Namen Frankreichs zu tun.⁶⁶ Ein »Regime der Dekrete«⁶⁷ erlaubte der Kolonialmacht, in seinen algerischen Departements jede Form des autochthonen Widerstands auf »legale« Art und Weise zu unterdrücken.

Dennoch gab es weiterhin Stimmen in Armeekreisen, die selbst diese umfangreichen Vollmachten als unzulänglich im Kampf gegen den subversiven Feind bewerteten. Eine militärische Arbeitsgruppe beschäftigte sich in einer geheimen internen Studie mit den bestehenden Notstandsgesetzen und kam zu dem Ergebnis, dass weder der *état de siège* noch der *état d'urgence* oder die *pouvoirs spéciaux* den Sicherheitskräften die notwendigen Mittel ausreichend zur Verfügung stellen würden.⁶⁸ Obwohl bereits viele Ansätze den militärischen Vorstellungen entsprachen, entdeckte das Papier in den bestehenden Gesetzen dennoch zu viele Einschränkungen und Hemmnisse. Da es sich beim Revolutionskrieg um eine totale Strategie handele, müssten auch die Sicherheitskräfte mit totalen Vollmachten ausgestattet werden, weshalb neue radikalere Gesetze im antisubversiven Abwehrkampf gefordert wurden.⁶⁹ Die Studie empfahl gleichzeitig den zivilen Stellen, alle ihre Kompetenzen dem Militär zu übergeben.⁷⁰ Erst durch diese Machtkonzentration und vollständige Unabhängigkeit von ziviler Aufsicht könne die Armee effektiv die subversive Bedrohung in Eigenregie bekämpfen.

Die Folge war, dass die französische Armeeführung immer mehr Kompetenzen von der Zivilverwaltung übernahm und Algerien in eine Art Militärprovinz verwandelte.⁷¹ Formell behielten die zivilen Stellen weiterhin ihre Befugnisse, die sie in der Praxis jedoch an die militärischen Dienststellen abgaben.⁷² Diese Kapitulation des Rechtsstaats wurde besonders in der »Schlacht um Algier« deutlich, in der Stadtpräfekt Serge Baret General Massu ermächtigte, alle notwendigen Schritte zur Wiederherstellung der Ordnung zu ergreifen.⁷³ Diese schleichende Entmachtung der zivilen Autorität und das daraus resultie-

64 Gesetz Nr. 56–258 vom 16. März 1956, in: Journal Officiel, Lois et Décrets, 17. März 1956, S. 2591.

65 Dekret Nr. 56–274 vom 17. März 1956, in: Journal Officiel, Lois et Décrets, 19. März 1956, S. 2665–2666.

66 Pierre Vidal-Naquet, *La torture dans la république. Essai d'histoire et de politique contemporaines (1954–1962)*, Paris 1998, S. 61.

67 *Thankmar von Münchhausen*, *Kolonialismus und Demokratie. Die französische Algerienpolitik von 1954–1962*, München 1977, S. 184.

68 Groupe de Travail, *Les insuffisances des textes concernant la lutte antisubversive*, ohne Datum, SHAT, 1H 1943/D1, S. 20–21.

69 Ebd., S. 25.

70 Ebd., S. 2 u. S. 5.

71 *Raoul Girardet*, *La Crise militaire française 1945–1962. Aspects sociologiques et idéologiques*, Paris 1964, S. 186.

72 *Heymann*, S. 69, *Münchhausen*, *Kolonialismus und Demokratie*, S. 130.

73 *Heymann*, S. 74.

rende Durcheinander an Machtbefugnissen kritisierte der Generalsekretär der Präfektur, Paul Teitgen, 1957 heftig in einem Brief an Ministerpräsident Robert Lacoste. Seiner Meinung nach verstricke man sich in diesem Kampf nicht in Illegalität, sondern in einer Anonymität und Verantwortungslosigkeit, die zwangsläufig zu Kriegsverbrechen führe: »Durch dergleichen improvisierte und unkontrollierte Methoden findet die Willkür alle nur denkbare Rechtfertigung. Darüber hinaus gerät Frankreich in Gefahr, seine Seele in Zweideutigkeit zu verlieren.«⁷⁴

Ausdruck dieser fortschreitenden Militarisierung aller zivilen Bereiche war vor allem auch das Eindringen der Armee in die Belange der Justiz.⁷⁵ Das Militär behinderte und bedrohte Strafverteidiger inhaftierter FLN-Anhänger, während gleichzeitig prozessrechtliche Garantien der Strafprozessordnung abgeschafft wurden.⁷⁶ In den Augen der verantwortlichen Offiziere musste die Effizienz der Prozesse gesteigert werden, was soviel bedeutete, wie den Grad der Repression zu erhöhen.⁷⁷ Die Justiz sollte der Logik des Krieges unterworfen werden und zu einer wirkungsvollen Waffe der *guerre contre-révolutionnaire* mutieren.⁷⁸ Gemäß einem Dekret vom 17. März 1956 kam es daher zu einer Kompetenzerweiterung der Militärjustiz, die immer stärker in die Befugnisse der zivilen Rechtsprechung eindrang.⁷⁹ Dies hatte zur Konsequenz, dass die Zahl der Todesurteile und Exekutionen von vermeintlichen »Terroristen« dramatisch anstieg.⁸⁰ Ähnlich wie im Fall Kenias verwandelte sich die Justiz auf Kosten rechtsstaatlicher Normen zu einem Instrument der kolonialen Repression, wobei das Festhalten am juristischen Prozedere allein die Funktion erfüllte, den Schein der Legalität zu wahren. Insgesamt schuf die Ausrufung des Notstandes in beiden Konflikten für das Militär die legalen Voraussetzungen, ihre neuen Doktrinen vom antisubversiven Krieg ohne rechtsstaatliche Hemmnisse in die Tat umzusetzen.

II. DOKTRINEN VOM ANTISUBVERSIVEN KRIEG – PLÄDOYER UND ANLEITUNG ZUR UNEINGESCHRÄNKTEN REPRESSION

In den Kolonien war der Guerillakrieg die dominierende Form der militärischen Auseinandersetzung.⁸¹ Im Gegensatz zum Krieg regulärer Armeen handelte es sich hierbei um ein asymmetrisches Konfliktszenario, in dem die antikolonialen Widerstandsbewegungen versuchten, ihre technische Unterlegenheit gegenüber den kolonialen Invasoren und Besatzern durch eine zermürbende Kleinkriegsführung auszugleichen.⁸² Nachdem die euro-

74 Paul Teitgen zitiert in: *Münchhausen*, Kolonialismus und Demokratie, S. 200.

75 Vgl. hierzu vor allem die ausführliche Arbeit von Sylvie Thénault: *Sylvie Thénault, Une drôle de justice. Les magistrats dans la guerre d'Algérie*, Paris 2004.

76 *Elsenhans*, S. 429–431. Für eine umfassende Dokumentation der Behinderung von Anwälten vgl. *Jacques Vergès, Le droit et la colère*, Paris 1960, S. 80.

77 Vgl. hierzu die Studie »La justice face à la rébellion en Algérie«, 8. Dezember 1958, Centre des archives d'outre-mer Aix-en-Provence (CAOM), 81 F76.

78 *Thénault*, *Drôle de Justice*, S. 68–71 u. S. 89–97.

79 Dekret Nr. 56–269 vom 17. März 1956, in: *Journal Officiel, Lois et Décrets*, 19. März 1956, S. 2656 und Dekret Nr. 56–474 vom 12. Mai 1956, in: *Journal Officiel, Lois et Décrets*, 13. Mai 1956, S. 4462. Zur umfangreichen Kompetenzerweiterung der Militärjustiz vgl. auch: *Heymann*, S. 81–92.

80 *Thénault*, *Drôle de Justice*, S. 53–59.

81 *Jürgen Osterhammel*, *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 1995, S. 50; *Walter Laqueur*, *Guerilla Warfare. A Historical and Critical Study*, New Brunswick 1998, S. 51.

82 *André Beaufre*, *Die Revolutionierung des Kriegsbildes. Neue Formen der Gewaltanwendung*, Stuttgart 1975, S. 25 u. S. 86; *Herfried Münkler*, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft*, Bonn 2005, S. 182–183; *Christopher Daase*, *Kleine Kriege – Große Wirkung. Wie unkonventionelle Kriegsführung die internationale Politik verändert*, Baden-Baden 1999, S. 96–97.

päischen Kolonialmächte diese Erfahrung bereits im Zuge ihrer kolonialen Expansion im 19. Jahrhundert gemacht hatten⁸³, sahen sie sich vor allem nach Ende des Zweiten Weltkriegs erneut mit dem Guerillakrieg in ihren Kolonien konfrontiert. In der Phase der einsetzenden gewaltsamen Dekolonisation stützten sich die Nationalbewegungen in den Kolonien bei ihrem Unabhängigkeitskampf gegen den als übermächtig scheinenden Gegner auf die Methoden des »kleinen Krieges«.⁸⁴

Eine verfeinerte Variante des Guerillakrieges fungierte dabei häufig als Vorbild, nämlich der revolutionäre Krieg Mao Tse-tungs.⁸⁵ Maos Kriegslehre war, wie es Sebastian Haffner formulierte, ein »Rezept für den sozialen und nationalen Befreiungs- und Unabhängigkeitskrieg«.⁸⁶ Der zentrale Aspekt bestand, neben dem Rückgriff auf die klassische Guerillataktik, in der totalen Mobilisierung der Volksmassen, in denen einerseits die Guerilla wie ein Fisch im Wasser schwimmen und andererseits die Feinde wie in einem riesigen See ertrinken sollten.⁸⁷ Gemäß Maos Überlegungen übernahm die Bevölkerung dabei die Aufgabe des Schutzschildes und der Versorgungsbasis für die Armee, mit der sie zu einer unbesiegbaren Einheit verschmelzen sollte.⁸⁸ Gegenüber einer regulären Armee konnten die Revolutionäre dank dieses Vorteils jederzeit überraschend zuschlagen und dann anschließend wieder in der zivilen Anonymität untertauchen. Das entscheidende Kriterium für die Verschmelzung von Kombattant und Zivilist war der Aufbau einer umfassenden politischen Organisation, die im Untergrund die Bevölkerung ideologisch indoktrinierte, auf die gemeinsamen politischen Ziele einswor und nach den jeweiligen Bedürfnissen durchorganisierte.⁸⁹

Frankreich bekam als erste westliche Macht die Effizienz dieser Theorie zu spüren. Der französische Rekolonisationsversuch in Indochina scheiterte am erbitterten Widerstand des *Viet Minh*, der sich in seiner Taktik eng an den Leitsätzen Maos orientierte.⁹⁰ Der vietnamesischen Befreiungsorganisation unter Führung von Ho Chi Minh gelang es, weite Teile der Bevölkerung für ihren Unabhängigkeitskampf zu mobilisieren und die Schlagkraft der revolutionären Guerillakriegsführung unter Beweis zu stellen.⁹¹ Mit seinem Sieg bei Dien Bien Phu beendete der *Viet Minh* 1954 die französische Kolonialherrschaft in Südostasien. Die französische Armeeführung musste entsetzt feststellen, dass die eigenen Truppen die asiatischen Überseegebiete nicht gegen einen militärisch weit unterlegenen Gegner verteidigen konnten, sondern von ihm auf demütigende Weise geschlagen worden waren. Viele Offiziere der Indochinaarmee wie zum Beispiel General

83 Michel L. Martin, From Algiers to N'Djamena: France's Adaption to Low-Intensity Wars 1830–1987, in: David Charters/Maurice Tugwell (Hrsg.), *Armies in Low-Intensity Conflict. A Comparative Analysis*, London/Oxford 1989, S. 81; Francis Toase, The French Experience, in: Ian Beckett (Hrsg.), *The Roots of Counter-Insurgency. Armies and Guerilla Warfare 1900–1945*, London/New York 1988, S. 42–43; Ian Beckett, *Modern Insurgencies and Counter-Insurgencies. Guerrillas and their Opponents since 1750*, London/New York 2001, S. 40–41; Charles Callwell, *Small Wars. Their Principles and Practice*, London 1906, S. 40–41 u. S. 148.

84 Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek 2002, S. 53.

85 Vgl. hierzu Joseph S. Kraemer, Revolutionary Guerilla Warfare and the Decolonization Movement, in: *Polity. The Journal of the Northeastern Political Science Associations*, Bd. IV, No. 2, 1971, S. 137–158.

86 Sebastian Haffner, Der neue Krieg, in: Mao Tse-tung, *Theorie des Guerillakrieges oder Strategie der Dritten Welt*, Reinbek 1966, S. 6.

87 Mao Tse-tung, Über den verlängerten Krieg, Mai 1938, in: ders., *Theorie des Guerillakrieges*, S. 169–170.

88 Ebd., S. 198–199.

89 Ebd., S. 180.

90 Zur Kriegsführung des *Viet Minh* vgl. auch Nguyen Giap Vo, *People's war, People's army*, New York 1962.

91 Beaufre, S. 181.

Henri Navarre machten allerdings nicht das eigene, sondern vor allem das Versagen der Politik für die schmachvolle Niederlage verantwortlich.⁹² Die Militärs begründeten ihr Debakel in Südostasien allerdings nicht nur mit der These vom politischen Verrat, sondern auch mit der neuen Form der gegnerischen Kriegsführung, auf welche die französischen Soldaten völlig unvorbereitet gestoßen waren.⁹³

Großbritannien wurde nach der Rückkehr in seine südostasiatischen Besitzungen ebenfalls mit der revolutionären Taktik einer kommunistischen Guerillabewegung konfrontiert. Der bewaffnete Kampf der *Malayan Races Liberation Army* (MRLA) gefährdete ab 1948 die britische Herrschaft in der wirtschaftlich bedeutenden Kolonie Malaya. In Anlehnung an Maos Konzept vom Revolutionskrieg erzielten auch die malaiischen Rebellen zu Beginn ihrer Erhebung beachtliche Erfolge gegen die Sicherheitskräfte.⁹⁴ Nach den Erfahrungen mit der Guerillataktik im griechischen Bürgerkrieg und im Mandatsgebiet Palästina gelang es dem britischen Oberkommando jedoch allmählich, im Unterschied zu ihrem französischen Pendant in Indochina, sich auf die neue militärische Herausforderung einzustellen und die malaiischen Guerillas erfolgreich zu bekämpfen.⁹⁵

Erfolgsgarant war dabei eine antisubversive Kriegsführung, die sich in erster Linie auf die Isolierung der Rebellen von der Zivilbevölkerung und eine gezielte Propagandakampagne stützte.⁹⁶ Nach den Überlegungen von General Harold Briggs entzog die Armee den Rebellen mit der Umsiedlung von 500.000 Chinesen in 500 »geschützte Dörfer« die überlebenswichtige Versorgungsbasis. Gleichzeitig konnte die Kolonialmacht die Bevölkerung in den neuen Ansiedlungen einer rigiden Kontrolle unterstellen.⁹⁷ Die als »Briggs-Plan« bezeichneten Umsiedlungsmaßnahmen wurden auch unter General Gerald Templer fortgesetzt und ausgeweitet.⁹⁸ Templer vertrat die Auffassung, dass 75 Prozent des Problems darin bestehen, die Bevölkerung hinter sich zu bringen, wohingegen die Jagd nach den Aufständischen nur 25 Prozent ausmache.⁹⁹ Das Oberkommando startete daher eine umfangreiche Propagandakampagne mit dem Ziel, die »hearts and minds« der malaiischen Bevölkerung für sich zu gewinnen.¹⁰⁰ Ungeachtet davon setzte die britische Armee ihre Repressionspolitik mit Ausgangssperren, dem Entzug von Nahrungsmitteln und kol-

92 *Henri Navarre*, *Agonie de l'Indochine 1953–1954*, Paris 1956, S. 315.

93 *La stratégie révolutionnaire du Viêt-Minh*, in: *Le Monde* vom 3. August 1954; *Sylvie Thénault*, *D'Indochine en Algérie: la rééducation des prisonniers dans les camps de détention*, in: *Daniel Lefeuvre* (Hrsg.), *La guerre d'Algérie au miroir des décolonisations françaises*, Actes du colloque en l'honneur de Charles-Robert Ageron, Sorbonne, novembre 2000, Paris 2000, S. 236.

94 Zur Kriegsführung der MRLA vgl. *Malayan Communist Party*, *Strategic Problems of the Malayan Revolutionary War*, Dezember 1948, in: *Gene Z. Hanrahan*, *The Communist Struggle in Malaya*, Kuala Lumpur 1971, S. 170–197; *ders.*, *Supplementary Views of the Central Political Bureau of the Malayan Communist Party on Strategic Problems of the Malayan Revolutionary War*, 12. November 1949, in: *ebd.*, S. 197–220; *Laqueur*, S. 287–290; *Beaufre*, S. 192.

95 Vgl. hierzu *Timothy Llewellyn Jones*, *The Development of British Counterinsurgency Policies and Doctrine, 1945–52*, London 1991.

96 *Beaufre*, S. 193.

97 Zum »Briggs-Plan« vgl. *Richard Clutterbuck*, *The long, long War. Counterinsurgency in Malaya and Vietnam*, New York 1966, S. 55–64; *Harry Miller*, *Jungle War in Malaya, The Campaign against Communism 1948–60*, London 1972, S. 69–82; *John Newsinger*, *British Counterinsurgency. From Palestine to Northern Ireland*, Basingstoke 2002, S. 45–51; *Julian Paget*, *Counter-Insurgency Campaigning*, London 1967, S. 56–61.

98 Zu den *Counterinsurgency*-Maßnahmen von General Templer vgl. *Clutterbuck*, S. 79–86; *Paget*, S. 64–74; *Newsinger*, S. 52–55.

99 *Beckett*, *Modern Insurgencies*, S. 102.

100 Vgl. hierzu *Richard Stubbs*, *Winning Hearts and Minds in Guerilla Warfare. The Malayan Emergency 1948–1960*, Singapore 1989; *Susan L. Carruthers*, *Winning Hearts and Minds. British Governments, the Media and Colonial Counter-Insurgency 1944–1960*, London/New York, 1995, S. 72–127; *Paget*, S. 76–77.

lektiver Bestrafung fort, was die britische Tageszeitung *Daily Herald* sogar zum Vergleich mit nationalsozialistischen Terrormaßnahmen veranlasste.¹⁰¹

Die Erfahrung mit dem revolutionären Krieg in Malaya prägte die britische Armeeführung nachhaltig. Im Gegensatz zu Frankreich in Indochina hatte die britische Kolonialmacht über die antikoloniale Widerstandsbewegung triumphiert und ihre Position behaupten können. Die Militäroperationen gegen die MRLA wurden aufgrund des Erfolges zu dem Modell für eine wirkungsvolle Guerillabekämpfung.¹⁰² Walter Walker fasste daher unter Aufsicht von General Templer 1952 die wichtigsten Erkenntnisse in dem Handbuch »The Conduct of Anti-Terrorist Operations in Malaya« (ATOM)¹⁰³ zusammen, das zu einer Art Leitfaden der antisubversiven Kriegsführung für die britischen Streitkräfte wurde. Die britische Armee verfügte somit über eine Erfolg versprechende Strategie zur Bekämpfung von Aufständen, die sich im gesamten Empire einsetzen ließ.

Der Mau-Mau-Krieg in Kenia, wo es den Sicherheitskräften zunächst nicht gelang, wirkungsvoll gegen die Rebellen vorzugehen, bot hierzu die nächste Gelegenheit. Im Januar 1953 kontaktierte Kenias Gouverneur Baring General Templer, um sich über dessen Erfolgsrezept der antisubversiven Kriegsführung zu informieren.¹⁰⁴ Zudem entsandte Baring im Sommer 1953 den Leiter des *Community Development Department*, Thomas G. Askwith, mit dem Auftrag nach Südostasien, dort die Vorgehensweise eingehend zu studieren.¹⁰⁵ Die Behörden vor Ort erklärten dem Besucher aus Ostafrika bei der Besichtigung von »neuen Dörfern« und Internierungslagern, dass man mit der Umsiedlung und »Umerziehung« der Rebellen und ihres Unterstützerkreises eine langfristige Befriedung der Kolonie anstrebe. Die Propagandakampagne um die »hearts and minds« der einheimischen Bevölkerung sei dabei von zentraler Bedeutung.¹⁰⁶ Die Dienstreise verfehlte ihr Ziel nicht, denn die Beobachtungen von Askwith waren mitentscheidend für die Umsetzung der gewaltsamen Internierungs- und Umsiedlungspolitik in Kenia.¹⁰⁷ Neben der zivilen Kolonialverwaltung begann auch das militärische Oberkommando in Nairobi, seinen Blick verstärkt auf Malaya zu richten. Das »Handbook of Anti-Mau-Mau-Operations«¹⁰⁸, das 1954 von der Armeeführung als Leitfaden zur Ausbildung und Kriegsführung in Kenia herausgegeben wurde, orientierte sich weitgehend an seiner malaiischen Vorlage.

Eine Studie der *Operational Research Unit Far East* aus dem Jahr 1957 belegt den großen Vorbildcharakter Malayas für die antisubversive Kriegsführung in Ostafri-

101 Hitler's Way is not our Way, Templer, in: *Daily Herald* vom 20. April 1952.

102 *David Charters*, From Palestine to Northern Ireland: British Adaption to Low-Intensity Operations, in: *ders./Tugwell*, S. 193, *Beaufre*, S. 194; *Thomas R. Mockaitis*, British Counterinsurgency 1919–60, New York 1990, S. 192; *A. J. Stockwell*, »A widespread and long-concocted plot to overthrow government in Malaya?«, The Origins of the Malayan Emergency, in: *Holland*, S. 67; *Clutterbuck*, S. 10; *Paget*, S. 78.

103 HQ Malaya Command Kuala Lumpur, *The Conduct of Anti-Terrorist Operations in Malaya*, Singapur 1954.

104 Secretariat Circular No. 5, 21. Januar 1953, PRO, CO 822/439.

105 Telegramm von Baring an das CO, 1. August 1953, PRO, CO 822 / 703. Zur Reise Askwiths nach Malaya vgl. auch *Edgerton*, S. 179; *Caroline Elkins*, Detention, Rehabilitation and the Destruction of Kikuyu Society, in: *E. S. Atieno Odhiambo/John Lonsdale* (Hrsg.), *Mau Mau & nationhood: arms, authority & narration*, Oxford 2003, S. 197–198.

106 *Thomas G. Askwith*, *Memoirs of Kenya, 1936–61*, Papers of Thomas Askwith, Rhodes House Library Oxford (RH), Mss. Afr. s. 1770, S. 49.

107 »Templer« Rehabilitation Plan in Use in Kenya. Reforming Mau Mau Terrorists, in: *Manchester Guardian* vom 25. Juli 1953; *Elkins*, Britain's Gulag, S. 103 u. S. 235; *Beckett*, *Modern Insurgencies*, S. 125; *Newsinger*, S. 74; *Paget*, S. 99 f.

108 Schreiben von Erskine an General Headquarter Far Eastern Land Forces, 11. August 1953, PRO, WO 276/159, *East Africa Command* (Hrsg.), *A Handbook on Anti-Mau Mau Operations*, Nairobi 1954.

ka¹⁰⁹ und dokumentiert, wie stark sich die britischen Maßnahmen in beiden *emergencies* ähnelten. Colonel J. M. Forster analysierte in seinem Strategiepapier »A Comparative Study of the Emergencies in Malaya and Kenya«¹¹⁰ die beiden Militäroperationen und stellte zunächst fest, dass die Armee in beiden Fällen nahezu identische Propagandamethoden verwendet hatte, um die Moral des Gegners zu unterminieren und gleichzeitig die Gunst der Bevölkerung zu gewinnen.¹¹¹ Organisation und Struktur der Nachrichtendienste, die eine zentrale Rolle bei der Bekämpfung der Rebellen übernahmen, wiesen ebenfalls große Parallelen auf.¹¹² Nach Forsters Erkenntnissen bestanden die größten Übereinstimmungen jedoch beim Umgang mit der Zivilbevölkerung. Da beide Widerstandsbewegungen aufgrund fehlender ausländischer Unterstützung völlig von der Hilfe ihrer autochthonen Sympathisanten abhängig gewesen seien, habe eines der zentralen Ziele der Sicherheitskräfte in der totalen Kontrolle der Bevölkerung bestanden. Durch die massive Umsiedlung und Internierung der Chinesen in Malaya und der Kikuyu in Kenia habe man dies wirkungsvoll erreicht und somit die Basis für den Erfolg gelegt.¹¹³

Aus der nahezu identischen britischen Vorgehensweise in Südostasien und Ostafrika leitete Forster daher Determinanten der antisubversiven Strategie ab, wobei für ihn die psychologische Kriegsführung und ein gut funktionierender Nachrichtendienst mit Verhörexperten von grundlegender Bedeutung waren.¹¹⁴ Vor allem aber müsse die Bevölkerung ohne Rücksicht auf rechtsstaatliche Normen nach Aspekten der Sicherheit und Kontrollierbarkeit durchorganisiert werden. Forster plädierte für den Einsatz dieser Strategie auch bei zukünftigen Militäroperationen und empfahl, zur Weiterentwicklung einer einheitlichen Doktrin ähnliche Studien in Kooperation mit den französischen Dienststellen über die Kriege in Indochina und Nordafrika anfertigen zu lassen.¹¹⁵

Zwischen beiden Kolonialmächten existierte bereits ein reger Erfahrungsaustausch in Fragen der antisubversiven Kriegsführung.¹¹⁶ Das Oberkommando in Nairobi hatte unter anderem im Rahmen des *NATO Inter-Allied Training Programme* im Juni 1954 einen französischen Offizier aus Madagaskar dazu eingeladen, eine britische Einheit bei ihren Operationen gegen die Mau-Mau zu Studienzwecken zu begleiten.¹¹⁷ Im Gegenzug unternahm der britische Offizier A. J. Wilson im Januar 1957 eine einwöchige Rundreise durch Algerien, um sich selbst ein Bild vor Ort machen zu können. Im Meinungsaustausch mit seinen französischen Gastgebern verwies Wilson immer wieder auf die britischen Maßnahmen in Kenia und empfahl, diese auch in Algerien anzuwenden.¹¹⁸ Der britische Gast konstatierte dabei allerdings auch, dass sich die Indochinaveteranen, im Gegensatz zu den Offizieren, die aus Frankreich und der französischen Garnison in Deutschland nach Al-

109 Füredi, *Decolonization through Counterinsurgency*, S. 155; Buijtenhuijs, *Le mouvement Mau Mau*, S. 399; Beckett, *Modern Insurgencies*, S. 121; Mockaitis, S. 167.

110 J. M. Forster, Operational Research Unit Far East, *A Comparative Study of the Emergencies in Malaya and Kenya*, Report No. 1/1957, 1957, PRO, WO 291/1670.

111 Ebd., S. 27–28.

112 Ebd., S. 29–30.

113 Ebd., S. 35–36.

114 Ebd., S. 73–74.

115 Ebd., S. 2.

116 Geheimes Dossier »Anglo-French Talks on Guerilla Warfare« von Gladwyn Jebb an Anthony Eden, 8. März 1956, PRO, FO 371/119394. Zu den Gesprächen vgl. auch Martin S. Alexander, *Les évaluations militaires britanniques des capacités de l'armée française en Algérie (1955–1958)*, in: Jean-Charles Jauffret/Maurice Vaisse (Hrsg.), *Militaires et guérilla dans la guerre d'Algérie*, Montpellier 2001, S. 51.

117 Schreiben des War Office (WO) an das Foreign Office (FO), 9. Juni 1954, PRO, FO 371/108150.

118 Vgl. hierzu A. J. Wilson, *Confidential Report on Visit to Operations in Algeria from 8–16 January 1957*, Januar 1957, PRO, FO 371/125945.

gerien entsandt worden waren, sehr viel besser auf die Bedürfnisse der antisubversiven Kriegsführung eingestellt hätten und über größeres theoretisches Wissen verfügten als die britische Armee.¹¹⁹

Im Unterschied zu Großbritannien verfügte die französische Armeeführung beim Konflikt in Nordafrika nicht über ein »malaiisches Erfolgsmodell« der Guerillabekämpfung, sondern musste zunächst die notwendigen Lehren aus der demütigenden Niederlage in Indochina ziehen.¹²⁰ Aus diesem Grund sezierten Indochinaveteranen wie Colonel Nemo und der ehemalige Oberbefehlshaber, General Ely, in detaillierten Studien die Militäroperationen in Südostasien, in der festen Überzeugung, ein erneutes Scheitern durch eine adäquate Gegenstrategie verhindern zu können.¹²¹ Das Indochina-Trauma wurde dadurch zum Katalysator für die Entwicklung der französischen Doktrinen des antisubversiven Krieges, die bald schon das militärische Vorgehen im Algerienkrieg maßgeblich prägen sollten.¹²²

Ergebnis der Analyse war die Theorie der *guerre révolutionnaire*¹²³, die in einschlägigen Militärzeitschriften ausführlich thematisiert wurde. Colonel Lacheroy und Commandant Jacques Hogard beschrieben den Revolutionskrieg in ihren richtungweisenden Artikeln als ein Phänomen in fünf Etappen.¹²⁴ Den überraschend einsetzenden Terror der Guerillabewegung würden die Sicherheitskräfte mit unpopulären Reaktionen beantworten, woraufhin sich die Revolutionäre verstärkt auf politische Maßnahmen vorbereiteten. Guerillakrieg und politische Agitation ergänzten sich dabei symbiotisch mit dem erklärten Ziel, die Massen der Bevölkerung hinter den Aufständischen zu vereinen. Mit dem Aufbau paralleler politischer Strukturen in befreiten Zonen und dem allmählichen Übergang von Guerillatruppen zu regulären Verbänden beabsichtigten die Rebellen, die bestehende

119 Ebd., S. 10.

120 Vgl. hierzu Conférence du Colonel Lacheroy, »Leçons de l'action Viêt-Minh et communiste en Indochine«, SHAT, 1H 2524 bis/1; Alexander J. Zervoudakis, From Indochina to Algeria: Counter-Insurgency Lessons, in: Martin S. Alexander/Martin Evans/J. F. V. Keiger (Hrsg.), The Algerian War and the French Army, 1954–62. Experiences, Images, Testimonies, Basingstoke/New York 2002, S. 43–60; Peter Paret, French Revolutionary Warfare from Indochina to Algeria. The Analysis of a Political and Military Doctrine, New York/Washington 1964, S. 6–7; Thénault, D'Indochine en Algérie, S. 235.

121 Die Studien unter Leitung von Colonel Nemo und Oberbefehlshaber General Ely aus dem Jahr 1955 hatten dabei die größte Bedeutung. Vgl. hierzu »Enseignements des Opérations«, 1955, SHAT, 10H 985, »Guerre en Surface au Tonkin de 1946 à 1954«, 1955, SHAT, 10H 2509, »Enseignements de la Guerre d'Indochine«, 1955, SHAT, 10H 983.

122 Zum prägenden Charakter der Indochinaerfahrung bei der Entwicklung der französischen Doktrinen zur antisubversiven Kriegsführung vgl. George Armstrong Kelly, Lost Soldiers. The French Army and Empire in Crisis, 1947–1962, Cambridge 1965, S. 9; Paret, S. 100; John Steward Ambler, The French Army in Politics, 1945–1962, Ohio State University 1966, S. 160, S. 170 u. S. 308; Münchhausen, Kolonialismus und Demokratie, S. 209; John Pimlott, The French Army. From Indochina to Chad, 1946–1984, in: ders./Ian Beckett, Armed Forces and Modern Counter-Insurgency, New York 1985, S. 58–59; Jean-Marc Marill, L'Héritage Indochinois: adaptation de l'armée française en Algérie (1954–1956), in: Revue Historique des Armées, No. 2, 1992, S. 26–32; Alf Andrew Heggoy, Insurgency and Counterinsurgency in Algeria, Bloomington 1972, S. 262.

123 Zur Theorie des *guerre révolutionnaire* vgl. Claude Delmas, La Guerre Révolutionnaire, Paris 1972; Robert Thompson, Revolutionary War in World Strategy 1945–1969, London 1970; Geoffrey Fairbairn, Revolutionary Warfare and Communist Strategy. The Threat to South-East Asia, London 1968; Paret, S. 9–19; Kelly, S. 111–119; Beaufre, S. 48–71; Ambler, S. 308–336; Pierre Cyrill Pahlavi, La Guerre Révolutionnaire de l'Armée Française en Algérie 1954–1961. Entre esprit de conquête et conquête des esprits, Paris 2004, S. 44.

124 Charles Lacheroy, Scenario-type de guerre révolutionnaire, in: Revue des Forces terrestres, Oktober 1956, S. 25–29, Jacques Hogard, Guerre révolutionnaire et pacification, in: Revue militaire d'Information, Januar 1957, S. 11–13.

politische Ordnung zu schwächen, die dann in der Endphase durch einen militärischen Generalangriff zum Einsturz gebracht werden sollte. Ende 1956 stand für Lacheroy und Hogard sowie für eine Reihe anderer Offiziere fest, dass der entscheidende Vorteil des revolutionären Gegners im Bereich der psychologischen Kriegsführung lag und seinem damit verbundenen erfolgreichen Werben um die Unterstützung der Bevölkerung.¹²⁵

Bei der *guerre révolutionnaire* handelte es sich demnach um einen neuen Kriegstypus mit einem völlig veränderten Anforderungsprofil.¹²⁶ Nicht mehr die feindlichen Truppen bildeten das Hauptziel, sondern vielmehr mussten die Anstrengungen auf den Kampf um die Bevölkerung konzentriert werden.¹²⁷ Das strategische Gegenkonzept fand seinen Niederschlag in den Doktrinen der *guerre contre-révolutionnaire*. Der Erfolg hing dabei nicht allein von militärischen Mitteln, sondern vor allem von einer gezielten politischen Gegenkampagne ab.¹²⁸ Mithilfe eines gut ausgebauten Nachrichtendienstes, mit umfangreichen sozialen und wirtschaftlichen Reformen sowie mit einer gezielten Propagandakampagne sollte man, so Capitaine André Souyris, die Bevölkerung effizient vor der feindlichen Indoktrination schützen und auf die eigene Seite ziehen.¹²⁹ Hogard schloss sich dieser strategischen Sichtweise an.¹³⁰ Unter seinen zehn Regeln zur antisubversiven Kriegsführung räumte er neben der Isolierung des Aufstandsgebietes und der vollständigen Zerstörung der Rebellenorganisation gerade der psychologischen Kriegsführung oberste Priorität ein. Der zentrale Aspekt der französischen Militärdoktrinen war die »Eroberung der Bevölkerung«.¹³¹

Bei diesem Ziel schreckten Offiziere wie Lacheroy, Goussault und Colonel Roger Trinquier selbst vor dem Einsatz totalitärer Mittel nicht zurück und plädierten für die umfassende Kontrolle der Bevölkerung.¹³² »Bezeichnen sie mich als Faschist, wenn sie wollen«, so Trinquier, »aber wir müssen uns die Bevölkerung gefügig machen; der Schritt jedes Einzelnen muss kontrolliert werden.«¹³³ Durch den Aufbau eines engmaschigen Nachrichtennetzes und einer zentralen Überwachungsorganisation, dem *Bureau de l'Organisation et du Contrôle des Populations*, sollte dies realisiert werden.¹³⁴ Eine Schlüsselrolle übernahm in diesem System der Geheimdienst, da er sowohl den Einzelnen überwachte und Informationen sammelte als auch subversive Elemente aufspürte und eliminierte. Zum Charakter der dabei anzuwendenden Verhörmethoden erläuterte Trinquier, dass ein Rechtsanwalt zweifellos nicht anwesend sein dürfe. Vielmehr müssten Spezialisten dem Verdächtigen sein Geheimnis entreißen, wobei dieser mit Schmerzen und vielleicht sogar dem Tod konfrontiert sei.¹³⁵ Trinquier war sich der Radikalität seiner Vorstellungen voll bewusst und bestätigte selbst die Analogie zu totalitären Organisationen.¹³⁶ Den fundamentalen Unterschied sah er jedoch darin, dass seine Vorgehensweise allein dem Schutz der Bevölkerung vor der »terroristischen« Gefahr diene.

125 Paret, S. 19; Beaufre, S. 59.

126 Trinquier, S. 15–19.

127 Louis Pichon, *Caractères Généraux de la Guerre Insurrectionnelle*, Juli 1957, SHAT, 1H 2577, S. 1–2; Ambler, S. 193.

128 Paret, S. 20; Ambler, S. 170.

129 André Souyris, *Les conditions de la parade et de la riposte à la guerre révolutionnaire*, in: *Revue Militaire d'Information*, Februar-März 1957, S. 91–111.

130 Jacques Hogard, *Stratégie et tactique dans la guerre révolutionnaire*, in: *Revue Militaire d'Information*, Juni 1958, S. 20–35.

131 Trinquier, S. 49.

132 Vgl. hierzu *Les principes de l'action psychologique et de la »guerre subversive«* décrits par deux de leurs praticiens, in: *Le Monde* vom 10. Juli 1958; Ambler, S. 171.

133 Trinquier zitiert in: Kelly, S. 138.

134 Trinquier, S. 51–55.

135 Ebd., S. 39.

136 Ebd., S. 57.

Als wenige Monate nach Kriegsende in Südostasien im November 1954 der Algerienkonflikt ausbrach, betrachteten viele französische Offiziere dies als Fortsetzung des Revolutionskrieges und zogen ihre Parallelen. Die Indochinaveteranen bezeichneten die algerischen Rebellen zunächst nur als »les viets«¹³⁷, da sich ihrer Ansicht nach nur die geografische Lage, nicht aber die Art des Konflikts verändert hatte. Die *guerre révolutionnaire* fand nun in Nordafrika statt. Es bot sich dadurch die einmalige Gelegenheit, die aus dem Indochinafeldzug gewonnen Erkenntnisse anzuwenden und die Schmach der Niederlage von Dien Bien Phu zu tilgen. Der Erhalt der *Algérie française* wurde daher zum untrennbaren Teil der »sentimentalen Geographie der französischen Armee«¹³⁸, für den sie eher bereit war zu sterben, als noch einmal gedemütigt zu werden.¹³⁹

Es dauerte allerdings bis Anfang 1957, bis Algerien endgültig zum Testgebiet der neuen französischen Militärstrategie wurde.¹⁴⁰ Als die Situation in Algier durch eine Serie von Bombenanschlägen der FLN außer Kontrolle zu geraten drohte, bot dies General Massu und seiner 10. Fallschirmjägerdivision die Gelegenheit, die theoretischen Leitsätze der *guerre contre-révolutionnaire* schließlich in die Praxis umzusetzen. Die Zerschlagung des urbanen Untergrundnetzwerkes der Befreiungsfront durch Massus Operationen überzeugte die Armeeführung vollständig von der Effizienz der neuen Militärdoktrinen, die dadurch zur obersten strategischen Maxime aufstiegen. Die »Schlacht um Algier« wurde gleichsam zu einem Modell für die weitere französische Kriegsführung in Algerien.¹⁴¹

Die direkte Konsequenz war eine Ausweitung der psychologischen Kriegsführung, für die eine eigene Spezialabteilung gegründet wurde.¹⁴² Das *Cinquième Bureau* unter Leitung von Lacheroy war nicht nur für die Propagandakampagne zur ideologischen Abwehr des Feindes verantwortlich, sondern verfolgte ebenfalls die Zerschlagung des politischen Netzwerkes der FLN.¹⁴³ Den »Kampf um die Herzen« der arabischen Bevölkerung sollten unterdessen die *Sections Administratives Spécialisées* (SAS) gewinnen, die bereits 1955 gegründet worden waren und deren Aktivitäten nun ausgeweitet wurden.¹⁴⁴ Die SAS-Offiziere sollten durch ihre Arbeit im Bereich der Infrastruktur, der Bildung und des Gesundheitswesens die Araber von der Humanität der *Grande Nation* überzeugen und gegen alle Versuche durch die FLN immunisieren. Die groß angekündigten Entwicklungsprogramme¹⁴⁵, die allen Bewohnern der drei nordafrikanischen Departements eine »wahre soziale und wirtschaftliche Befreiung«¹⁴⁶ versprachen, entsprangen daher weniger dem

137 Charles-Robert Ageron, *Les guerres d'Indochine et d'Algérie au miroir de »la guerre révolutionnaire«*, in: ders./Marc Michel (Hrsg.), *L'ère des décolonisations*, Actes du Colloque d'Aix-en-Provence, Paris 1995, S. 57–58; Jean-Charles Jauffret, *The War Culture of French Combatants in the Algerian Conflict*, in: Alexander/Evans/Keiger, S. 103; Ambler, S. 311; Paret, S. 25.

138 Raoul Girardet, *L'idée coloniale en France*, Paris 1972, S. 146.

139 Ambler, S. 365; Paret, S. 29; Clayton, *Wars of Decolonization*, S. 76.

140 Pimlott, S. 60.

141 Raphaëlle Branche, *La lutte contre le terrorisme urbain*, in: Jauffret/Vaisse, S. 475–477; Pahlavi, S. 67–70.

142 Nacéra Aggoun, *Psychological Propaganda during the Algerian War*, in: Alexander/Evans/Keiger, S. 193–199; Paret, S. 55–62; Kelly, S. 129.

143 Zum *Cinquième Bureau* vgl. Henry Descombin, *Guerre d'Algérie 1959–60: Le Cinquième Bureau ou »Le théorème du poisson«*, Paris 1994; Pahlavi, S. 81–90.

144 Vgl. hierzu: Grégor Mathias, *Les SAS, une institution ambiguë, entre idéal et réalité*, Paris 1998; Noara Omouri, *Les sections administratives spécialisées et les sciences sociales*, in: Jauffret/Vaisse, S. 383–397; Horne, S. 108; Elsenhans, S. 497; Heggoy, S. 188–211; Paret, S. 46–52; Ambler, S. 179–181.

145 Zur Fragestellung dieser äußerst fragwürdigen Entwicklungsprogramme vgl. auch den Beitrag von Stephan Malinowski in diesem Band.

146 »Nouvelle affirmation de la politique française en Algérie. Une interview de M. Guy Mollet«, in: *Connaissance de l'Algérie*, No. 27, 1. Dezember 1956.

altruistischen Willen der französischen Regierung zur Modernisierung des unterentwickelten Algeriens als vielmehr eindeutigen militärischen Überlegungen. So entpuppte sich der im Oktober 1958 von Charles de Gaulle angekündigte »Plan von Constantine«, ein von der französischen Propaganda zur wahren »Schlacht um die volle Entwicklung Algeriens«¹⁴⁷ hochstilisiertes Reformpaket, in der Realität als strategische Waffe im antisubversiven Krieg und verzweifelter Versuch, die prekäre Situation in Nordafrika noch einmal zugunsten Frankreichs zu wenden.

Führenden Militärs reichte jedoch die psychologische Kriegsführung bei der »Eroberung der Bevölkerung« nicht aus. Ihrer Meinung nach musste die umfassende Kontrolle durch die Möglichkeit des physischen Zugriffs sichergestellt werden. Aus diesem Grund weitete die Armeeführung die bisher beschränkte Internierungs- und Umsiedlungspolitik auf ganz Algerien aus.¹⁴⁸ Jeder Kontakt zwischen Rebellen und der Bevölkerung sollte dadurch verhindert werden, während man gleichzeitig die Häftlinge in den Lagern einer radikalen »Umerziehung« unterwarf.¹⁴⁹ Zudem hatte die Erfahrung aus Algier die große Bedeutung des Geheimdienstes bei der Überwachung der Bevölkerung und im Kampf gegen das geheime Netzwerk der FLN gezeigt. Der *Officier de renseignement* mit seinen speziellen »Befragungsmethoden«¹⁵⁰ begann daher, immer mehr eine Schlüsselposition einzunehmen, wodurch die Folter schließlich zum »acte élémentaire de guerre«¹⁵¹ im antisubversiven Krieg wurde und systematisch im Algerienkrieg zum Einsatz kam.

Nach den britischen Militäroperationen in Malaya und Kenia entwickelte sich auch der Algerienkrieg ab 1957 zu einem Paradebeispiel der antisubversiven Kriegsführung. Für die Dekolonisierungskriege in Kenia und Algerien hatte diese Entwicklung die fatale Konsequenz, dass der Einsatz uneingeschränkter Repression mit dem Verweis auf die militärische Notwendigkeit und dem speziellen Anforderungsprofil gerechtfertigt wurde. Beide Militärkonzepte, die identische strategische Zielvorstellungen verfolgten, waren ein Plädoyer und eine Anleitung für radikale Maßnahmen wie willkürliche Internierung, Zwangsumsiedlung, vollständige geheimdienstliche Überwachung und letztlich systematische Folter. Selbst das humanitäre Völkerrecht in Form der Genfer Konventionen bildete dabei nach Ansicht der Kolonialmächte keinerlei Hinderungsgrund.

III. KRIEG JENSEITS DES HUMANITÄREN VÖLKERRECHTS

Mit dem Hinweis, dass Kolonialkonflikte¹⁵² sich elementar von Kriegen zwischen »zivilisierten« Staaten unterscheiden würden, legitimierten die Kolonialmächte traditionell die Entgrenzung kolonialer Gewalt. Nach Meinung des britischen Militärtheoretikers Charles Callwell seien »Kleine Kriege« in den Überseegebieten nichts anderes als »Expeditionen disziplinierter Soldaten gegen Wilde und halbzivilisierte Rassen«.¹⁵³ Westliche Militärs vertraten daher die Auffassung, dass in einem solchen Kriegsszenarium die völkerrecht-

147 Simone Buisson, »La bataille pour le plein développement de l'Algérie«, Oktober 1960, CAOM, 81 F102.

148 Kelly, S. 188; Heggoy, S. 214.

149 Paret, S. 62–66; Thénault, D'Indochine en Algérie, S. 242.

150 In Militärkreisen sprach man offiziell nur von »interrogatoire« und vermied damit den Begriff der »torture«. Vgl. hierzu Branche, La torture, S. 60.

151 Dies., La lutte contre le terrorisme urbain, S. 480.

152 Zur Charakterisierung von Kolonialkriegen vgl. Henk L. Wesseling, Colonial Wars: an Introduction, in: ders./J. A. de Moor (Hrsg.), Imperialism and War. Essays on Colonial Wars in Asia and Africa, Leiden 1989, S. 1–11; Dierk Walter, Warum Kolonialkrieg?, in: Thoralf Klein/Frank Schumacher (Hrsg.), Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006, S. 14–43.

153 Callwell, S. 21.

lichen Vereinbarungen zur Kriegsführung keine Gültigkeit besaßen.¹⁵⁴ Dem »unzivilisierten Barbaren« würden die Regeln der »zivilisierten« Kriegsführung, die er nicht verstehen würde, nicht zustehen. Der britische General Sir John Ardagh veranschaulichte diese Einstellung folgendermaßen: »Auch wenn er zwei- und dreimal getroffen ist, hört er nicht auf, vorwärts zu marschieren, ruft nicht die Sanitäter, sondern geht weiter, und bevor irgendjemand Zeit hat, ihm zu erklären, dass er Entscheidungen der Haager Konferenz handgreiflich verletze, schneidet er einem den Kopf ab.«¹⁵⁵ Die völkerrechtlichen Bestimmungen der Haager Friedenskonferenz von 1899 mit dem Verbot bestimmter Kampfmittel wie giftiger Substanzen und Dumdum-Geschossen¹⁵⁶ hatten demnach in den Kolonialkriegen keine Gültigkeit. Kolonialkonflikte, die der britische Schriftsteller Rudyard Kipling zu »Savage Wars of Peace«¹⁵⁷ verklärte, blieben daher in der Realität Kriege ohne Regeln und Normen, in denen alle militärischen Mittel erlaubt schienen.

Die Dekolonisierungskriege in Kenia und Algerien wurden ebenfalls gemäß dieser »kolonialen Tradition« geführt. Die britische und französische Regierung stießen allerdings nach 1945 auf das Problem, dass sich die politischen Rahmenbedingungen mit dem Ausbau des Menschenrechtsregimes entscheidend verändert hatten. Großbritannien und Frankreich waren vor allem durch den Ausbau des »Haager Rechts« stärker an völkerrechtliche Normen gebunden.¹⁵⁸ Zwar war es den Kolonialmächten gelungen, die Erwähnung »kolonialer Konflikte« in den Genfer Konventionen von 1949 zu verhindern; allerdings verpflichtete sie Artikel 3 des erneuerten humanitären Völkerrechts zur Einhaltung elementarer Mindeststandards auch im Falle eines bewaffneten Konfliktes ohne internationalen Charakter.¹⁵⁹ Diese Ausweitung völkerrechtlicher Normen auf innere Konflikte markierte einerseits einen radikalen Durchbruch für das humanitäre Völkerrecht, klärte aber andererseits nicht vollständig die Frage nach der Anwendbarkeit von Artikel 3.¹⁶⁰ Der Begriff des »bewaffneten Konfliktes« bestimmte nicht eindeutig, ob zivile Unruhen und vor al-

154 Medarus Brehl, »Ich denke, die haben Ihnen zum Tode verholten.« Koloniale Gewalt in kollektiver Rede, in: *Dabag/Gründer/Ketelsen*, S. 210; *Manuel Köppen*, Im Krieg mit dem Fremden. Barbarentum und Kulturkampf, in: *Alexander Honold/Oliver Simons* (Hrsg.), *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*, Tübingen/Basel 2002, S. 267.

155 General Ardagh zitiert in: *Jost Dülffer*, *Regeln gegen den Krieg? Die Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 in der internationalen Politik*, Berlin 1981, S. 76.

156 Teilmantelprojektil, dessen Name sich von der Munitionsfabrik im indischen Dum Dum bei Kalkutta ableitet, in der Ende des 19. Jahrhunderts diese Art der Munition für britische Kolonialtruppen produziert wurde. Der Einsatz von Dumdum-Geschossen verursacht schwere Verletzungen mit hohem Blutverlust und wurde aufgrund seiner hohen »Mannstoppwirkung« eingesetzt.

157 *Rudyard Kipling*, *Rudyard Kipling's Verse. Definitive Edition*, London 1949, S. 323–324.

158 Beide Staaten hatten die Genfer Konventionen mitgestaltet und sie 1949 unterzeichnet. Frankreich ratifizierte die Konventionen bereits am 28. Juni 1951, während Großbritannien die neuen Bestimmungen des humanitären Völkerrechts erst am 23. September 1957 ratifizierte. Vgl. hierzu *International Committee of the Red Cross [ICRC]* (Hrsg.), *Annual Report 1957*, Genf 1958, S. 65.

159 Vgl. hierzu *Michel Veuthey*, *Guérilla et Droit Humanitaire*, Genf 1976, S. 46–48; *Thomas Oppermann*, Die Anwendbarkeit der Genfer Abkommen zum Schutze der Kriegsgesopfer im Algerien-Konflikt, in: *Archiv des Völkerrechts* 9, 1961, H. 1, S. 47–59; *Heather A. Wilson*, *International Law and the Use of Force by National Liberation Movements*, Oxford 1988, S. 42–45.

160 *Oppermann*, S. 51–59; *Heather A. Wilson*, Humanitarian Protection in Wars of National Liberation, in: *Arms Control* 8, 1987, H. 1, S. 37–38; *Khalfa Mameri*, L'application du droit de la guerre et des principes humanitaires dans les opérations de guérilla, rapport présenté à la conférence »Droit humanitaire et conflits armés«, Brüssel 28.–30. Januar 1970, S. 10; *Geoffrey Best*, *War & Law Since 1945*, Oxford 1994, S. 177.

lem koloniale Rebellion in diese Kategorie fielen. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) in Genf vertrat hierzu die Position, dass der Anwendungsbereich möglichst großzügig gefasst werden müsse, da in Artikel 3 absolute Mindeststandards verankert worden seien.¹⁶¹

Die Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich weigerten sich hingegen, ihren kolonialen Auseinandersetzungen in Kenia und in Algerien offiziell diesen Status eines »bewaffneten Konfliktes« zu geben. Jede Bezeichnung, die auf eine bewaffnete Konfrontation oder gar Krieg hindeuten konnte, wurde unter allen Umständen vermieden. Der Krieg ohne Regeln wurde somit zu einem Krieg ohne Namen, um die Gültigkeit des humanitären Völkerrechts und die Einmischung internationaler Akteure zu verhindern. Mit neutraleren Begriffen wie des *emergency* und der *civil disturbance* versuchte London, über den wahren Charakter der Vorkommnisse in Ostafrika hinwegzutäuschen.¹⁶² Selbst das *Colonial Office* erklärte in einem internen Papier im Juli 1954, dass es äußerst unerwünscht sei, den Notstand in Kenia als Krieg zu behandeln.¹⁶³ Nach Darstellung der französischen Regierung fand in Algerien ebenfalls kein Krieg statt, sondern es handelte sich nur um einige *événements*.¹⁶⁴ Auf seiner Algerienreise Ende November 1954 erklärte der französische Innenminister, François Mitterrand, diese offizielle Sprachregelung folgendermaßen: »Wir werden alles vermeiden, was auf eine Art Kriegszustand hindeuten könnte, wir wollen das nicht.«¹⁶⁵ Aus der Perspektive der französischen Regierung führte man in Algerien, das integraler Bestandteil Frankreichs war, keinen Krieg, sondern »löste« ein innenpolitisches Problem. Die Verantwortlichen in Paris bezeichneten den Algerienkrieg daher lediglich als »Polizeioperationen«, »Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung« und »Pazifizierungsmaßnahmen«.¹⁶⁶

Diese Form der euphemistischen Umschreibung als »zivile Unruhen« und »Ereignisse« diene den Regierungen in London und Paris allerdings nicht nur dazu, den echten Charakter der Konflikte zu verbergen und den Schein ziviler Normalität zu wahren. Der Gegner sollte zusätzlich noch kriminalisiert und als »subversive Elemente« dargestellt werden.¹⁶⁷ Gemäß britischen Darstellungen handelte es sich bei der Mau-Mau-Bewegung um eine Bande von »Terroristen« und »primitiven Wilden«, die ohne politische Motive plünderte und wehrlose Menschen ermordete.¹⁶⁸ Gefangene Mau-Mau-Kämpfer wurden daher, wie aus einem Bericht des Oberkommandos an das *Colonial Office* hervorgeht, nicht

161 Jean S. Pictet (Hrsg.), IV Geneva Convention Relative to the Protection of Civilian Persons in Time of War. Commentary, Genf 1958, S. 36.

162 Füredi, Colonial Wars, S. 192; Anderson, S. 238.

163 Minute to T. K. Lloyd, 12. Juli 1954, PRO, CO 822/774.

164 Guy Pervillé, Guerre étrangère et guerre civile en Algérie 1954–1962, in: Relations internationales 14, 1978, S. 171–172; Talbot, S. 51.

165 Mitterrand zitiert in: Stora, La gangrène et l'oubli, S. 15.

166 Vgl. hierzu: Stora, Algeria: The War without a Name, in: Holland, S. 208.

167 Diese Strategie hatten bereits die Niederländer bei ihrer Rückkehr nach Niederländisch-Indien verfolgt, wobei sie den Gegner mit den Bezeichnungen »Terrorist« und »subversives Element« kriminalisierten, ihre Militäroperationen als »Polizeioperationen« tarnten und den Begriff des »Krieges« vermieden. Vgl. hierzu Jacques van Doorn, Justifying Military Action: The Dutch Return to Indonesia 1945–49, in: ders., The Soldier and Social Change, Beverly Hills/London 1975, S. 117–119. Zur Kriminalisierung von irregulären Kämpfern vgl. auch Carl Schmitt, Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkungen zum Begriff des Politischen, Berlin 1963, S. 35–36. Zum Umgang mit der Dekolonisation in den Niederlanden vgl. auch den Beitrag von Esther Helena Arens in diesem Band.

168 Walter Carey, Crisis in Kenya. Christian Common Sense on Mau Mau and the Colour-Bar, London 1953, S. 11–12; C. T. Stoneham, Out of Barbarism, London 1955, S. 115; Edgerton, S. 112.

als Kriegsgefangene behandelt.¹⁶⁹ Für die französische Regierung waren die Mitglieder der FLN ebenfalls nur Terroristen und Banditen, die sich als *hors-la-loi* außerhalb der französischen Gesetze bewegten und somit keinen rechtsstaatlichen Schutz für sich in Anspruch nehmen konnten.¹⁷⁰ Beide Kolonialmächte betrachteten die Mitglieder der Unabhängigkeitsbewegungen als Kriminelle, die aufgrund ihres fehlenden Kombattantenstatus auf keine Behandlung gemäß der Grundsätze des humanitären Völkerrechts hoffen konnten. Die Erschießung gefangener FLN-Kämpfer legitimierte ein französischer Sergeant daher mit den Worten: »Gefangene werden nicht gemacht. Wir haben keine Soldaten vor uns.«¹⁷¹

Die Kolonialmächte beschränkten sich jedoch nicht nur auf eine Kriminalisierung des Feindes. Im Verlauf der Konflikte radikalisierte sich der koloniale Rassismus in einem solchen Maß, dass den Rebellen letztlich die Zugehörigkeit zur menschlichen Spezies abgesprochen wurde.¹⁷² Für die Briten in Kenia waren die Mau-Mau-Kämpfer »wilde Bestien aus dem Dschungel«¹⁷³, die durch rassistische Bezeichnungen wie »Monkey«, »Mickey« und »Mouse« mit wilden Tieren und Ungeziefer gleichgesetzt wurden.¹⁷⁴ Der amerikanische Söldner William Baldwin, der während des *emergency* in Kenia in einer britischen Polizeieinheit kämpfte, rechtfertigte daher die Erschießung von gefangenen Aufständischen mit den Worten: »Ich betrachtete sie als kranke Tiere, die, falls am Leben gelassen, eine ständige Bedrohung für die Gemeinschaft gewesen wären.«¹⁷⁵ In Algerien war unter anderem die Bezeichnung »Rattenköpfe«¹⁷⁶ Ausdruck dieser Radikalisierung, wobei der Begriff der *ratonnade*, der Rattenjagd, zum Synonym für Ausschreitungen gegen die arabische Bevölkerung wurde.¹⁷⁷ Stellvertretend für eine gängige Haltung innerhalb der französischen Armee beschrieb der französische Fallschirmjäger Pierre Leulliette die Haltung eines Feldwebels, der mit der Folterung von Gefangenen beauftragt war, folgendermaßen: »Er langweilte sich. Es sei jeden Tag dasselbe. Alle diese dreckigen Ratten schrien auf dieselbe Weise. Es sei nur noch Ungeziefer, das man mit dem Absatz zeretrete.«¹⁷⁸ Mit der Verwendung von Feindbildern¹⁷⁹ wie »Terroristen«, »wilde Bestien« und »Ungeziefer« dehumanisierten die Kolonialmächte die Mitglieder der kenianischen und algerischen Unabhängigkeitsbewegungen und entbanden ihre eigenen Truppen dadurch vom normativen Verhaltenskodex des humanitären Völkerrechts.

Das IKRK in Genf hingegen versuchte durch verschiedene Missionen, in beiden Dekolonisierungskriegen die Wahrung der Mindeststandards der Genfer Konventionen durch-

169 Confidential Telegram von Gouverneur Baring an das CO, 25. Juli 1953, PRO, CO 822/441. Dadurch lässt sich auch die von Caroline Elkins in ihrem Buch »Britain's Gulag« geäußerte These, dass die britische Kolonialregierung Mau-Mau-Internierte als Kriegsgefangene behandelt hätte, widerlegen. Vgl. hierzu Elkins, Britain's Gulag, S. 97.

170 Stora, La gangrène et l'oubli, S. 20; Pervillé, Guerre étrangère et guerre civile, S. 172.

171 Pierre Leulliette, Sankt Michael und der Drachen. Ein Bericht aus Algerien, Hamburg 1962, S. 15. Der Bericht des französischen Fallschirmjägers Leulliette, in dem er seine Kriegserfahrungen aus Algerien publizierte, war in Frankreich aufgrund einiger brisanter Details zensiert.

172 Für den Algerienkrieg vgl. hierzu vor allem Christine Milleron, L'action psychologique et la déshumanisation de l'adversaire, in: Liauzu, S. 155–173.

173 William W. Baldwin, Mau Mau Man-Hunt. The Adventures of the only American who has fought the Terrorists in Kenya, New York 1957, S. 16.

174 Edgerton, S. 151; Elkins, Britain's Gulag, S. 49; Stoneham, Out of Barbarism, S. 128–129.

175 Baldwin, S. 17.

176 Jules Roy, Schicksal Algerien, Hamburg 1961, S. 11; Thankmar von Münchhausen, Ziele und Widerstände der französischen Algerienpolitik von 1945–58, Dissertation, Heidelberg 1962, S. 57.

177 Horne, S. 54.

178 Leulliette, S. 279.

179 Zur Verwendung von Feindbildern vgl. auch Sam Keen, Gesichter des Bösen. Über die Entstehung unserer Feindbilder, München 1986, S. 9 u. S. 20–21.

zusetzen. Seit Oktober 1952 verfolgten die Verantwortlichen in Genf den Konflikt in Kenia mit wachsender Aufmerksamkeit und versuchten zu intervenieren.¹⁸⁰ Dabei scheiterten sie zunächst am Widerstand der britischen Regierung wie auch des britischen Roten Kreuzes (BRC). Nach Ansicht der stellvertretenden Vorsitzenden des BRC, Lady Limerick, handelte es sich in der ostafrikanischen Kronkolonie lediglich um »barbarische« Stammesunruhen, weshalb kein Grund für ein Eingreifen des Internationalen Komitees vorhanden sei. Die Rotkreuzgesellschaft in London stimmte dabei mit der offiziellen Position der britischen Regierung überein, dass Artikel 3 der Genfer Konventionen im kenianischen *emergency* nicht angewendet werden könne.¹⁸¹

Erst zu Beginn des Jahres 1957, als die Kampfhandlungen in Kenia bereits weitgehend abgeschlossen waren, erlaubte die Regierung in London den IKRK-Vertretern L. A. Gaillard und H. P. Junod den Zutritt zu verschiedenen Lagern und Gefängnissen.¹⁸² Bei ihrer zweimonatigen Mission im März und April 1957 besuchten die beiden Delegierten insgesamt 52 Internierungsstandorte und 18 Umsiedlungsdörfer, wobei sie sich über die Verhältnisse informieren und ohne Zeugen mit den Inhaftierten unterhalten konnten.¹⁸³ In ihrem vertraulichen Abschlussbericht¹⁸⁴ äußerten sich die IKRK-Delegierten insgesamt positiv über die Haftbedingungen in den britischen Internierungslagern, denen sie eine gesunde klimatische Lage, eine ausgezeichnete Hygiene, gute Unterbringungsmöglichkeiten sowie ausreichende Ernährung und gute medizinische Betreuung für die Häftlinge attestierten.¹⁸⁵ Lediglich das Auspeitschen als Form der Bestrafung kritisierten sie und forderten das sofortige Ende dieser Methode.

Der IKRK-Bericht ging jedoch erstaunlicherweise weder auf die in den Lagern weit verbreiteten Folterungen und Misshandlungen von Häftlingen durch britische Verhörtams ein, noch erwähnte er die »Rehabilitationsmaßnahmen« der *dilution technique*. Bei dieser Methode kam es zum gezielten Einsatz von brutaler physischer Gewalt gegen hartnäckige Anhänger der Mau-Mau-Bewegung mit dem Ziel, deren Widerstand zu brechen, um sie nach Abschluss des »Rehabilitationsprozesses« aus der Internierungshaft entlassen zu können. Die Kolonialregierung in Nairobi versuchte überhaupt nicht, diese Vorgehensweise vor der Mission des IKRK zu verbergen. Vielmehr erörterte sie diese Frage ausführlich mit dem Delegierten Junod, wie aus einem streng vertraulichen Schreiben von Gouverneur Baring an den Kolonialminister vom 25. Juni 1957 hervorgeht: »Ich habe diese Frage privat mit Dr. Junod vom Internationalen Roten Kreuz diskutiert, den ich gut aus Südafrika kenne und der sein ganzes Leben damit verbracht hat, mit Afrikanern und vor allem mit afrikanischen Häftlingen zu arbeiten. Nach seiner eigenen Meinung hat er nicht den geringsten Zweifel daran, dass, falls der gewaltsame Schock der für die Frei-

180 Note pour le Comité, 6. April 1954, ACICR, B AG 200 108–001; Note pour le Comité, 8. Juni 1955, ACICR, B AG 225 108–001.

181 Schreiben von Lady Limerick an das CO, 11. Januar 1957, PRO, CO 822/1258. Das BRC vertrat diese Position vehement bis zum Ende des *emergency* in Kenia gegenüber dem IKRK. Vgl. hierzu Schreiben von Lady Limerick an IKRK-Präsident Boissier, 24. August 1959, ACICR, B AG 225 108–001. Zur Position der britischen Regierung vgl. Schreiben des IKRK an H. Junod, 30. Juni 1959, ACICR, B AG 225 108–001, Britain has barred Red Cross in Kenya, in: Reynolds News vom 16. Dezember 1956.

182 Press Release No. 577 b vom 18. Februar 1957, in: ICRC (Hrsg.), Collection des Communiqués de Presse, Nos. 562–635, Bd. 8, 1957; Une mission du CICR en route pour le Kenia, in: Revue Internationale de la Croix-Rouge, No. 459, März 1957, S. 170.

183 Une mission du CICR au Kenia, in: Revue Internationale de la Croix-Rouge, No. 461, Mai 1957.

184 Rapport sur une mission spéciale du CICR au Kenya, 1957, ACICR, B AG 225 108–002.

185 Ebd.; Rapport du Dr. Gaillard sur la mission qu'il a effectuée avec H. Ph. Junod au Kenya vom 26. April 1957, in: ICRC (Hrsg.), Procès-Verbaux des Séances du Comité 1948–59, S. 48–53.

lassung der Internierten zu zahlende Preis sei, [...] wir ihn zahlen sollten.«¹⁸⁶ Junod als ein Vertreter des IKRK billigte somit die Misshandlung von Internierten und soll, nachdem er selbst Zeuge der *dilution technique* geworden war, gegenüber seinem britischen Begleiter Terence Gavaghan gesagt haben: »Machen sie sich keine Sorgen! Verglichen mit den Franzosen in Algerien sind sie Engel der Barmherzigkeit.«¹⁸⁷

Erst der Bericht der zweiten IKRK-Mission von Juni bis Juli 1959 offenbarte das wahre Ausmaß der systematischen Gewalt in den verschiedenen kenianischen Internierungsstandorten.¹⁸⁸ Die Erkenntnisse waren so schwerwiegend, dass sich das Komitee in Genf dazu veranlasst sah, noch vor Übergabe des Abschlussberichts Dr. Rubli und IKRK-Vizepräsident Dr. Marcel Junod¹⁸⁹ nach London zu entsenden, um die Sachlage dort persönlich der britischen Regierung vorzutragen.¹⁹⁰ Die IKRK-Vertreter sprachen dabei in erster Linie die Misshandlung von Häftlingen an und zeigten sich schockiert über das Ausmaß der Gewaltanwendung in den Internierungslagern.¹⁹¹ Mehrere Zeugen hätten von schweren Folterungen durch britische *Special Branch*-Offiziere berichtet, um Geständnisse zu erpressen und den Widerstandswillen zu brechen.¹⁹² Im Gegensatz zu 1957, als die IKRK-Delegierten weder gegen die *dilution technique* protestierten, ja diese nicht einmal in ihrem Bericht erwähnten, forderten Dr. Rubli und Dr. Junod nun vehement ein sofortiges Einstellen der Folterungen und körperlichen Züchtigungen. Das *Colonial Office* akzeptierte die Vorschläge des IKRK und versprach, diese auch umgehend umzusetzen.¹⁹³ Überraschenderweise vertrat man dort nun sogar die Meinung, im völligen Gegensatz zur Haltung des Außenministeriums und des BRC, dass durch die sofortige Anwendung von Artikel 3 auf die »Probleme in Kenia« eine Reihe von ernststen Unannehmlichkeiten hätte vermieden werden können.¹⁹⁴

Letztlich war es dem Internationalen Roten Kreuz doch noch gelungen, Großbritannien zur Einhaltung humanitärer Standards zumindest in den kenianischen Internierungslagern zu ermahnen. Dies geschah allerdings erst zu einem Zeitpunkt, als sich die britische Regierung bereits zur Freilassung der Internierten entschlossen hatte. Nach der brutalen Ermordung von elf Häftlingen im Hola Camp im März 1959 und dem damit verbundenen öffentlichen Aufschrei ordnete der neue Kolonialminister, Iain Macleod, die Schließung der noch existierenden Lager an.¹⁹⁵ Das IKRK hatte somit während der »heißen« Phase des

186 Vertrauliches Schreiben Barings an Kolonialminister Lennox-Boyd, 25. Juni 1957, PRO, CO 822/1258.

187 Terence Gavaghan, *Of Lions and Dung Beetles*, Devon 1999, S. 235.

188 Pressemitteilung Nr. 682 c vom 12. Juni 1959, in: ICRC (Hrsg.), *Collection des Communiqués de Presse*, Nos. 636–749, Bd. 9, 1958–1961; Mission du CICR au Kenya, in: *Revue Internationale de la Croix-Rouge*, No. 487, Juli 1959, S. 343; ICRC (Hrsg.), *Annual Report 1959*, Genf 1960, S. 13–14.

189 Bei dem IKRK-Vizepräsidenten Marcel Junod handelte es sich um einen Cousin von H. P. Junod.

190 Note à l'attention de M. R. Gallopin, 28. August 1959, ACICR, B AG 225 108–001.

191 Bericht »Missions à Londres des Drs. Junod et Rubli 6–8 août 1959. Concerne Mission du Dr. Rubli au Kenya« von Dr. Marcel Junod, 13. August 1959, ACICR, B AG 225 108–001.

192 Record of a meeting with Dr. Rubli and Dr. Marcel Junod of the International Committee of the Red Cross, 7. August 1959, PRO, CO 822/1258. Vgl. hierzu auch Second Mission of the International Committee of the Red Cross to Kenya June–July 1959. Report communicated to the United Kingdom Government, 1959, ACICR, B AG 225 108–001, S. 5–6.

193 Bericht »Missions à Londres des Drs. Junod et Rubli 6–8 août 1959. Concerne Mission du Dr. Rubli au Kenya« von Dr. Marcel Junod, 13. August 1959, ACICR, B AG 225 108–001.

194 Rapport du Dr. Junod sur sa mission à Londres in der Sitzung des Conseil de Présidence, 13. August 1959, ACICR, B AG 225 108–001.

195 David Goldsworthy, *Colonial Issues in British Politics. 1945–1961*, Oxford 1971, S. 362–363; Edgerton, S. 201; Anderson, S. 330; Elkins, *Britain's Gulag*, S. 353.

Mau-Mau-Krieges von 1952 bis 1956 keinerlei Einfluss nehmen können und mit seiner Mission von 1957 eine wertvolle Möglichkeit fahrlässig verstreichen lassen.

Im Gegensatz hierzu stand das Engagement des Internationalen Komitees im Algerienkrieg, einem Konflikt, der vor den Augen der Weltöffentlichkeit stattfand. Bereits wenige Monate nach Kriegsausbruch kam es am 31. Januar 1955 zu einem ersten Treffen zwischen dem IKRK-Delegierten William H. Michel und dem französischen Regierungschef Pierre Mendès-France, worin das Internationale Komitee seine humanitäre Hilfe anbot und eine Mission zum Besuch der Internierungsstandorte in Nordafrika vorschlug.¹⁹⁶ Unter den Bedingungen, dass die Aktivitäten des Roten Kreuzes strikt auf die Internierungslager beschränkt blieben und der abschließende Bericht streng vertraulich zu behandeln sei, ging Mendès-France auf dieses Angebot ein.¹⁹⁷ Der französische Regierungschef ermöglichte mit dieser Erlaubnis die erste IKRK-Mission nach Algerien von Februar bis März 1955¹⁹⁸, die gleichzeitig den Auftakt für die umfangreiche Tätigkeit des Komitees während der gesamten Dauer des Krieges bildete.¹⁹⁹ Insgesamt folgten bis Juli 1962 neun weitere Missionen.

Neben der Hilfe für die Not leidende algerische Zivilbevölkerung bestand die Hauptaufgabe des IKRK im Besuch der Haftanstalten und Internierungslager. Die Legitimationsbasis für ihre Arbeit bildeten dabei nicht die gesamten Genfer Konventionen, sondern nur das limitierte Mandat gemäß Artikel 3. Es entstand dabei die paradoxe Situation, dass die französische Regierung mit ihrer Erlaubnis zu den IKRK-Missionen stillschweigend die Gültigkeit von Artikel 3 im Algerienkrieg akzeptierte²⁰⁰, sich offiziell aber strikt weigerte, das humanitäre Völkerrecht für die ›inneren Angelegenheiten‹ in Nordafrika anzuerkennen. Die Verantwortlichen des Roten Kreuzes bemühten sich daher immer wieder, die beiden Konfliktparteien auf die Einhaltung der völkerrechtlichen Mindeststandards zu verpflichten.²⁰¹ In einem Schreiben vom 28. Mai 1958 forderte das IKRK gleichzeitig von der FLN und der französischen Regierung die uneingeschränkte Achtung von Artikel 3 sowie die humanitäre Behandlung der gefangen genommenen Mitglieder der jeweiligen Streitkräfte, die gemäß den Standards als Kriegsgefangene zu betrachten seien.²⁰²

Während es dem Internationalen Roten Kreuz durch seine Missionen gelang, positiven Einfluss auf die Verbesserung der materiellen Lagerbedingungen zu nehmen, konstatierten die IKRK-Delegierten bei ihren Gesprächen mit den Häftlingen jedoch eine wachsende Zahl von Beschwerden über schwere Misshandlungen im Zuge der Befragung durch die Sicherheitskräfte.²⁰³ Im Zuge der dritten Mission im Oktober und November 1956 stellte der medizinische Sachverständige, Dr. Gaillard, bei einer großen Zahl von Internierten schwere Verletzungen durch Schläge sowie Verbrennungen durch das Ausdrücken von Zigaretten auf der Haut und das Anbringen von Elektroden, vor allem im Genitalbereich, fest.²⁰⁴ Der Protest des IKRK bei der französischen Regierung gegen diese ›Befra-

196 Entretien avec M. Pierre Mendès-France, Président du Conseil, 31. Januar 1955, ACICR, D EUR France1-0370.

197 Schreiben von Mendès-France an Michel, 2. Februar 1955, ACICR, D EUR France1-0370.

198 Revue Internationale de la Croix-Rouge, No. 439, Juli 1955, S. 454.

199 Zu den umfangreichen Aktivitäten des IKRK während des Algerienkrieges vgl. ICRC (Hrsg.), *The ICRC and the Algerian Conflict*, Genf 1962.

200 Ebd., S. 4–5.

201 *Mohammed Bedjaoui*, *La Révolution Algérienne et le Droit*, Brüssel 1961, S. 213–219; *Roger Pinto*, *Pour l'application des conventions de Genève en Algérie*, in: *Le Monde* vom 6. Juli 1958.

202 Schreiben des IKRK an die französische Regierung, 28. Mai 1958, ACICR, B AG 210 008–003.01.

203 Rapport sur les visites effectuées lors de la deuxième mission du Comité international de la Croix-Rouge, Mai-Juni 1956, ACICR, B AG 225 008–004.02, S. 14.

204 Mission du Comité International de la Croix-Rouge en Algérie, Rapport communiqué au Gouvernement français, Oktober-November 1956, ACICR, B AG 225 008–004.03, S. 8–9.

gungsmethoden« blieb ergebnislos, vielmehr noch nahm die Zahl der Folterungen während der »Schlacht um Algier« im Frühjahr 1957 dramatisch zu.²⁰⁵ Die Verantwortlichen in Genf wandten sich daraufhin im Bericht ihrer fünften Mission erneut an die Regierung in Paris und erklärten: »Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, das die französische Regierung schon zum wiederholten Male auf dieses gravierende Problem aufmerksam gemacht hat (durch seine Berichte vom Juli 1956, November 1956, Juli 1957), muss erneut die sehr dringende Aufmerksamkeit [der französischen Regierung] auf Tatbestände lenken, die völlig gegen den Geist von Artikel 3 der Genfer Konventionen verstoßen.«²⁰⁶

Die Proteste aus Genf gegen die systematische Misshandlung von Internierten führten, wie die weiteren IKRK-Berichte belegen, zu keinerlei greifbaren Ergebnissen.²⁰⁷ Ein internes Papier des Internationalen Komitees stellte im Dezember 1959 vielmehr fest, dass es als Folge der Konzentration staatlicher Macht in den Händen der französischen Armee und der neuen Militärdoktrinen, welche die zentrale Rolle der Nachrichtenbeschaffung betonten, noch einmal zu einer drastischen Ausweitung der Folter gekommen war.²⁰⁸ Zusätzlich zu diesen Folterberichten erreichten das Komitee in Genf auch noch Meldungen ihrer Delegierten über schwere Kriegsverbrechen der französischen Armee wie der Bombardierung von Dörfern mit Napalm und systematischen Massenexekution von Gefangenen.²⁰⁹

Am 5. Januar 1960 veröffentlichte schließlich die französische Tageszeitung *Le Monde* den vertraulichen Bericht der siebten IKRK-Mission, der auf ungeklärte Weise in die Hände von Journalisten gelangt war.²¹⁰ Die darin enthaltenen Informationen über die systematische Folter in Algerien erschütterten die internationale Öffentlichkeit und führten zu stürmischen Protesten.²¹¹ Gleichzeitig dokumentierte der Zeitungsartikel aber auch die ganze Machtlosigkeit des IKRK, dem es trotz jahrelanger intensiver Bemühungen nicht gelungen war, den schweren Menschenrechtsverletzungen in Algerien wirksam Einhalt zu gebieten. In einem Rundschreiben an die nationalen Rotkreuzgesellschaften musste das Internationale Komitee daher resigniert eingestehen, dass es trotz der Verbesserung der Lagerbedingungen in Algerien nicht gelungen sei, »einen Konflikt, der so grausam und heftig war, zu humanisieren, [...] noch die Achtung von Artikel 3 sicherzustellen.«²¹²

205 Rapports sur les visites effectuées lors de la quatrième mission du CICR en Algérie, Mai-Juni 1957, ACICR, B AG 225 008–004.02, S. 6.

206 Rapports sur les visites effectuées lors de la cinquième mission du CICR en Algérie, November 1957-Februar 1958, ACICR, B AG 225 008–005, S. 6.

207 Vgl. hierzu Rapports sur les visites effectuées lors de la septième mission du CICR en Algérie, Oktober-November 1959, ACICR, B AG 225 008–013, S. 5; Rapports sur les visites effectuées lors de la neuvième mission du CICR en Algérie, November-Dezember 1961, ACICR, B AG 225 008–022, S. 4; Schreiben des IKRK-Präsidenten L. Boissier an den französischen Außenminister M. Couve de Murville, 6. Februar 1962, ACICR, B AG 225 008–033.01.

208 Note à l'attention de M. le Président von P. Gaillard, 12. Dezember 1959, ACICR, B AG 225 008–011, S. 12–14.

209 Bericht von Laurent Vust an das IKRK, 22. Mai 1960, ACICR, B AG 225 008–015.05.

210 Le Rapport de la Croix-Rouge Internationale sur les Camps d'Internement d'Algérie, in: *Le Monde* vom 5. Januar 1960.

211 Unter anderem benützten die FLN und der antikoloniale Block den veröffentlichten IKRK-Bericht zur massiven Kritik an Frankreich vor den Vereinten Nationen in New York. Vgl. hierzu Publikation »The Report of the International Committee of the Red Cross on Torture and Inhuman Treatment of Algerians held in French Prisons and Camps« des Algerian Office, Januar 1960, CAOM, 81 F529; Brief der UN-Delegierten von Afghanistan, Burma, Ceylon, Ghana, Guinea, Indien, Indonesien, Iran, Irak, Jemen, Jordanien Libanon, Libyen, Marokko, Nepal, Pakistan, Saudi-Arabien, Sudan, Tunesien und der Vereinigten Arabischen Republik an den UN-Generalsekretär, 10. Februar 1960, Ministère des Affaires Étrangères, Archives des Affaires Étrangères Paris (MAE), NUOI Carton 1067.

212 Mitteilung »The ICRC in Algeria. Human fellowship against hatred« an die nationalen Rotkreuzgesellschaften, 7. Oktober 1960, ACICR, B AG 202 008–001.

IV. ZUSAMMENFASSUNG

Die Kombination aus den Maßnahmen des kolonialen Notstandes, den neuen Militärdoktrinen des antisubversiven Krieges und der verweigerten Anerkennung der Gültigkeit des humanitären Völkerrechts schuf die entscheidenden Voraussetzungen zur Entgrenzung kolonialer Gewalt in den Dekolonisierungskriegen in Kenia und Algerien. Die Ergebnisse des Beitrags zeigen, dass sich Großbritannien und Frankreich zur Legitimation der kolonialen Gewalt dieses gemeinsamen Reaktionsmusters bedienten. Während beide Staaten in Europa ihre demokratische Tradition pflegten und sich dem internationalen Menschenrechtsregime verpflichtet sahen, griffen sie in ihren Überseegebieten bei der Abwehr des antikolonialen Widerstandes zu einer Vorgehensweise, die gegen fundamentale rechtsstaatliche Prinzipien und völkerrechtliche Normen verstieß.

Der Notstand führte zunächst zu einer Radikalisierung der kolonialen Situation und wirkte wie ein Katalysator für die Freisetzung zusätzlicher Gewaltpotenziale. Als Reaktion auf die Krisensituation riefen die Regierungen in London und Paris in den jeweiligen Gebieten den formellen Ausnahmezustand aus. Die Notstandsgesetze des *state of emergency* und des *état d'urgence*, die im Verlauf der Konflikte immer wieder verschärft wurden, führten zu einer Auflösung rechtsstaatlicher Normen. Die beiden Metropolen formalisierten und legalisierten damit die massive Ausweitung des kolonialen Repressionsapparats, wobei die Sicherheitskräfte mit uneingeschränkten Sondervollmachten gegenüber der autochthonen Bevölkerung ausgestattet wurden. Der Widerspruch, Frankreich und Großbritannien als demokratische Rechtsstaaten in Europa und autoritäre Kolonialmächte in Übersee, war daher zu keinem anderen Zeitpunkt sichtbarer als im kolonialen Notstand.

Gleichzeitig entwickelten militärische Führungszirkel der beiden Kolonialmächte als Antwort auf die Guerillakriegsführung der antikolonialen Unabhängigkeitsbewegungen neue strategische Konzepte der antisubversiven Kriegsführung. Die britische Armee profitierte dabei vom Erfolg ihrer Militäroperationen in Südostasien. Die »malaiische Erfahrung« verschaffte Großbritannien ein erfolgreiches Modell der Guerillabekämpfung, das sich in Kenia einsetzen und weiterentwickeln ließ. Im Gegensatz hierzu mussten die französischen Offiziere aus der demütigenden Niederlage in Indochina die notwendigen Lehren ziehen, die schließlich zur Entstehung der Theorie vom *guerre révolutionnaire* führten. Obwohl die Entstehungsgeschichte beider antisubversiver Strategien unterschiedlich verlief, kennzeichnete sie die gemeinsame oberste Maxime der vollständigen geheimdienstlichen Überwachung und strikten Bevölkerungskontrolle. Das britische und französische Militärkonzept entpuppte sich im Verlauf der Konflikte als Plädoyer und Anleitung uneingeschränkter Repression, die sich in Phänomenen wie der willkürlichen Internierung, gewaltsamen Umsiedlung und letztlich der systematischen Folter äußerte.

Die Prinzipien des humanitären Völkerrechts bildeten dabei keinen Hinderungsgrund, denn sowohl Großbritannien als auch Frankreich weigerten sich, die Gültigkeit der Genfer Konventionen in ihren Dekolonisierungskriegen anzuerkennen. Trotz der Ausweitung humanitärer Mindeststandards auf innere Konflikte blieben die Konflikte in Kenia und Algerien Kolonialkriege jenseits völkerrechtlicher Bestimmungen. Aus Sicht der Kolonialmächte waren im Kampf gegen »Terroristen« und »subversive Elemente« alle »Maßnahmen zur Wiederherstellung der Ordnung« legitim. Selbst ein transnationaler Akteur wie das Internationale Rote Kreuz konnte trotz seiner zahlreichen Initiativen diese völkerrechtswidrige Kriegsführung und Entgrenzung kolonialer Gewalt im kenianischen Dschungel und algerischen *Djebel*²¹³ nicht verhindern.

213 *Djebel* ist das arabische Wort für Gebirge.

Frank Schubert

Die kolonialen Wurzeln nachkolonialer Gewalt

Die Entstehung von *Martial Tribes* und politischer Ethnizität in Uganda

Uganda galt lange Zeit geradezu als Synonym für Chaos und Gewalt, personifiziert in der Person des brutalen Militärdiktators Idi Amin, der Uganda von 1971 bis 1979 regierte. Krieg und Gewalt gab es auch unter den auf Amin folgenden Regimen. In den letzten Jahren ist über Uganda besonders in Zusammenhang mit AIDS und mit den Kindersoldaten aus Norduganda berichtet worden. Uganda bleibt somit in der europäischen Wahrnehmung ein besonders schwieriger Fall auf dem ›Krisenkontinent‹ Afrika.

Demgegenüber galt das koloniale Uganda im britischen *Empire* als relativ ruhiges Protektorat, das von der britischen Kolonialverwaltung ohne größere Konflikte, schon fast im Konsens mit den afrikanischen Gesellschaften regiert werden konnte.¹ Das Uganda der Kolonialzeit wird bis heute romantisiert und idealisiert. Aufgrund dieses Geschichtsbildes erscheint die nachkoloniale ›Fehlentwicklung‹ Ugandas als unerwarteter Absturz ins Chaos, ohne Kontinuitätslinien, die zur Kolonialherrschaft zurückführen könnten.

Grundthese dieses Beitrags ist es dagegen, dass sich auch in Uganda historische Ursachen für die seit Mitte der 1960er-Jahre ausbrechenden Konflikte finden. Einerseits ergaben sich diese aus dem spezifischen ethnischen *set-up* des Kolonialismus, der zur Entwicklung eines Ethnofunktionalismus und zu politischer Ethnizität führte. Gerade Uganda gilt als ein Land, in dem politische Ethnizität, d. h. die Bedeutung ethnisch definierter Gruppen und Koalitionen als Organisations- und Interpretationsrahmen in den Auseinandersetzungen um staatliche Ressourcen und Machtpositionen, ein besonders wichtiger Faktor in der politischen Entwicklung war.² Dies wirkte sich andererseits auch im Aufbau und in der Rolle der Kolonialarmee aus, die als ethnisierte Institution Hauptträger der politischen Gewalt im kolonialen Staat war und zum Wesensbestandteil der Politik Ugandas wurde. Die Frage nach der Erfindung und Festigung einer politischen Ethnizität als fester Identitätsbestandteil der ugandischen Gesellschaft und der besonderen Rolle der Armee darin soll im Folgenden anhand der historischen Entwicklung von der britischen Kolonialzeit des späten 19. Jahrhunderts bis weit nach der Unabhängigkeit beleuchtet werden.

I. GRENZEN

In Uganda, wie in anderen Teilen Afrikas, begann mit dem formellen Kolonialismus eine Neudefinition von politischen und ökonomischen Räumen. Der Kolonialismus führte zu Grenzziehungen. Hierbei ging es einmal um die Außengrenzen der Kolonien. Diese oft sichtbar mit dem Lineal gezogenen Grenzen hatten einen offensichtlich künstlichen und willkürlichen Charakter. Ihre Auswirkungen auf das Leben der Afrikanerinnen und Afrikaner blieben aber in vielen Grenzgebieten bis in die 1920er-Jahre gering. Vor 1920 wa-

1 Vgl. *Gardner Thompson*, *Governing Uganda. British Colonial Rule and its Legacy*, Kampala 2003, S. 10.

2 Vgl. *Kenneth Ingham*, *Politics in Modern Africa. The Uneven Tribal Dimension*, London 1990, S. 3; *Dan Mudoola*, *Religion, Ethnicity and Politics in Uganda*, Kampala 1993, S. 92 ff.; zur allgemeinen Debatte über politische Ethnizität vgl. *Bruce Berman/Eyoh Dickson/Will Kymlicka*, *Ethnicity and the Politics of Democratic Nation-Building in Africa*, in: *dies.* (Hrsg.), *Ethnicity and Democracy in Africa*, Oxford 2004, S. 1–21.

ren einige Außengrenzen gerade fern der Küsten noch gar nicht genau festgelegt. Mit Beginn der Unabhängigkeit einigten sich die jungen Staaten Afrikas darauf, diese willkürlichen Kolonialgrenzen anzuerkennen³ und so eine Vielzahl von Grenzkonflikten zu vermeiden. Mit Ausnahme der Region am Horn von Afrika⁴ waren diese Grenzen in der nachkolonialen Zeit kaum Auslöser für Kriege in Afrika.

Für die langfristige politische Entwicklung war weniger die Abgrenzung von anderen Kolonialstaaten von Bedeutung als vielmehr die neue Zusammenfassung von Gesellschaften mit unterschiedlichen politischen Strukturen, Wirtschaftsweisen und Sprachen zu einer politischen Einheit, aus der später die unabhängigen Staaten Afrikas hervorgingen. Das im Juni 1894 von den Briten proklamierte Protektorat Uganda bestand unter anderem aus den großen und miteinander rivalisierenden Königreichen Buganda und Bunyoro im Zentrum und im Westen des Landes. Im Norden und Osten des Protektorats lebten hingegen Gesellschaften mit einer sehr geringen Form politischer Zentralisierung. Es gab und gibt eine Vielzahl von Sprachen in Uganda, die zudem unterschiedlichen Sprachfamilien zugeordnet werden. So hatten die Gesellschaften Nord- und Südugandas kaum politische, sprachliche oder kulturelle Gemeinsamkeiten. Vor 1894 war Uganda in seiner späteren Ausdehnung keinerlei soziale, politische oder kulturelle Einheit gewesen. Baganda⁵ und Acholi zum Beispiel standen im 19. Jahrhundert kaum miteinander in Kontakt. Das Königreich Buganda hatte Tributbeziehungen mit seinen Nachbarn im Westen und Osten und war seit Mitte des 19. Jahrhunderts Teil des Fernhandelsnetzes nach Sansibar und Mombasa an der ostafrikanischen Küste. Acholi, wie der gesamte Norden Ugandas, war hingegen im 19. Jahrhundert Ziel von Expansionsversuchen der Statthalter des Khediven von Ägypten und von Angriffen von Sklavenhändlern aus dem Sudan. Acholi und Buganda lagen damit Ende des 19. Jahrhunderts am Rande verschiedener Fernhandelssysteme.

Sehr wichtig für die Entwicklung eines langfristigen Konfliktpotenzials waren die vom kolonialen Staat gezogenen inneren Grenzen, die während der Kolonialzeit häufig verändert wurden und auch nach der Unabhängigkeit immer wieder Gegenstand politischer Auseinandersetzungen waren, in denen historische Ansprüche auf bestimmte Gebiete oder territoriale Abgrenzungen äußerst kontrovers diskutiert wurden. Diese vom Kolonialstaat gezogenen inneren Verwaltungsgrenzen schufen neue politische Einheiten innerhalb der Kolonien oder verschoben die innerafrikanischen Machtkonstellationen. In Uganda errichteten die Kolonialherren im Norden und Osten des Landes Distrikte auf vermeintlich ethnischer Basis, in denen britische Distriktbeamte die lokalen *Chiefs* einsetzten. Im Süden und Westen veränderten sie die Grenzen der Königreiche. So musste Bunyoro Teile seines früheren Herrschaftsgebietes an Buganda abtreten. Auseinandersetzungen über diese sogenannten *lost counties* führten noch 1964, nach der Unabhängigkeit, zu einer ernsthaften politischen Krise.⁶

3 Vgl. Paul Nugent, *Africa Since Independence. A Comparative History*, Basingstoke 2004, S. 103 ff.

4 Vgl. Volker Matthies, *Kriege am Horn von Afrika. Historischer Befund und friedenswissenschaftliche Analyse*, Berlin 2005.

5 Die Baganda (plural) sind die Bewohner Bugandas.

6 Mehr zu den *lost counties* in Abschnitt VI.

Briten Buganda als den anderen Regionen überlegen. Buganda wurde aufgrund seines politischen Systems, einer Monarchie mit ausdifferenzierter Verwaltungsstruktur, und aufgrund der relativ schnellen Verbreitung von Christentum und Schulen ein höherer Stand der »Zivilisation« zugeschrieben als den anderen Regionen Ugandas. Noch in heutigen Presseberichten über Uganda wird oft auf Winston Churchill verwiesen, der 1908 als Staatssekretär für die Kolonien Uganda bereiste und das Land als »Perle Afrikas« bezeichnet haben soll. Doch gemeint war damit nicht das gesamte Uganda, sondern nur Buganda, wie aus dem folgenden Zitat deutlich wird, das in rassistischer Schwärmerei Buganda von den anderen, verachteten Regionen abhebt:

»In the place of naked, painted savages, clashing their spears and gibbering in chorus to their tribal chiefs, a complete and elaborate polity is presented. Under a dynastic King, with a Parliament, and a powerful feudal system, an amiable, clothed, polite and intelligent race dwell together in an organized monarchy upon the rich domain between the Victoria and Albert Lakes. More than two hundred thousand natives are able to read and write. More than one hundred thousand have embraced the Christian faith. There is a Court, there are Regents and Ministers and nobles, there is a regular system of native law and tribunals; there is discipline, there is industry, there is culture, there is peace.«⁸

Die in diesem Zitat verdeutlichte extreme ethnische Hierarchisierung sollte nicht nur das politische System Ugandas, sondern auch das Zusammenleben der Völker in den folgenden Jahrzehnten prägen. Schon vor Churchills Besuch in Uganda war die Sonderrolle Bugandas auch politisch festgeschrieben worden, denn im Jahr 1900 hatten die Briten mit Buganda einen Vertrag abgeschlossen. Dieses *Buganda Agreement* sicherte die Beibehaltung des Königtums⁹ und eine im Vergleich zu anderen kolonialen Gebieten sehr weitgehende innere Autonomie vor allem bei der Einsetzung lokaler *Chiefs* durch den *Kabaka* (König) bzw. seine Beamten. Außerdem sah der Vertrag die Zuteilung von sogenanntem *mailo* (privatem Landbesitz) vor¹⁰, was ebenfalls sehr ungewöhnlich für britische Kolonien war, wo Afrikanerinnen und Afrikaner zumeist keine Landtitel erwerben, sondern nur Land pachten durften.

Aufgrund dieses Vertrages mit seinen Sonderregelungen für Buganda entwickelte sich hier ein Bewusstsein der eigenen Überlegenheit gegenüber den anderen Regionen Ugandas, von deren Bewohnern sich die Baganda abgrenzten. Ein besonders bizarres Beispiel hierfür waren wiederholte Forderungen, in Krankenhäusern sollten für Baganda spezielle, nicht für andere Afrikaner zugängliche Krankenstationen eingerichtet werden, wie dies auch für Europäer der Fall sei.¹¹ Als Ende der 1920er-Jahre erstmals die Einführung von

ternen Kriegen in den 1880er-Jahren, die die Machtergreifung der Briten erst ermöglichten, vgl. Wilhelm-Karl Füsser, *Rebellion in Buganda. Eine Staatskrise im vorkolonialen Ostafrika*, Hamburg 1989.

8 Winston S. Churchill, *My African Journey. Sabbatical of a Lifetime*, London 1990 (zuerst 1908), S. 56.

9 Vgl. Samwiri R. Karugire, *A Political History of Uganda*, Nairobi 1980, S. 102 ff. Gardner Thompson, S. 44 f. Die Briten hatten allerdings schon 1898 zur Inthronisierung des einjährigen Daudi Chwa als *Kabaka* beigetragen, so dass die Regierung Ugandas de facto vorerst in den Händen von Apolo Kagwa lag, dem mit den Briten kooperierenden *Katikiro* (Premierminister) von Buganda.

10 Vgl. Holly E. Hanson, *Landed Obligation. The Practice of Power in Buganda*, Portsmouth NH 2003, S. 127 ff. Von 1900 bis 1905 wurden zirka 45 % der Fläche Ugandas als *mailo* an 3.700 Baganda-Familien zugeteilt. Mukwaya schätzt, dass durch Erbteilungen und Verkauf die Zahl der *mailo*-Besitzer bis Anfang der 1950er-Jahre auf 45.–55.000 angestiegen war, vgl. A. B. Mukwaya, *Land Tenure in Buganda. Present Day Tendencies*, Kampala 1953, S. 23 ff.

11 Vgl. Audrey Richards, *The Assimilation of the Immigrants*, in: dies. (Hrsg.), *Economic Development and Tribal Change. A Study of Immigrant Labour in Buganda*, Nairobi 1973, S. 161–193, hier: S. 161.

Kisuaheli, der weitverbreiteten Handelssprache Ostafrikas, als nationaler Sprache in Uganda zur Debatte stand, wehrte sich *Kabaka* Daudi Chwa in einem Memorandum dagegen, in dem er einen historischen Anspruch der eigenen Überlegenheit formulierte und das eigene Königreich von den »Stämmen« der Anderen abgrenzte:

»My ancestors have always kept up the supremacy of Buganda Kingdom among the surrounding native tribes of East Africa. It is therefore not unnatural that I and my people should feel that the compulsory use of another native language is derogatory to the prestige of the natives of Buganda Kingdom.«¹²

Ein zentrales Beispiel für die politische Sonderstellung Bugandas ist die Rolle von Baganda bei der kolonialen Eroberung und der Etablierung der Kolonialverwaltung des restlichen Landes. Schon seit den 1890er-Jahren konnten die Briten auf »career-collaborators«¹³ aus Buganda zurückgreifen. Der bekannteste unter ihnen war Semei Kakungulu¹⁴, ein erfolgreicher Heerführer aus Buganda, der weite Teile Ostugandas eroberte, von den Briten dort als *Chief* eingesetzt wurde und auch Feldzüge in Lango im Norden Ugandas durchführte, wo dies, so der Historiker John Tosh, zu einem »tief sitzenden Hass auf die Baganda« führte.¹⁵ Auch nach dem Rückzug Kakungulus wurden in Lango *Chiefs* aus Buganda installiert, denn der zuständige britische Distriktbeamte bezeichnete die Langi 1909 als »rohe Wilde«, die nur durch »intelligente Agenten aus Buganda« zum Fortschritt geführt werden könnten.¹⁶

Chiefs aus Buganda waren in vielen Regionen des Landes mit der Steuereintreibung, der lokalen Gerichtsbarkeit und der Rekrutierung von Zwangsarbeitern beauftragt und wurden so zu Trägern der kolonialen Expansion und zu »political shock-absorbers of the British«.¹⁷ Aus Sicht vieler Menschen im Norden und Osten Ugandas war die Durchsetzung des Kolonialismus gleichbedeutend mit einem »Buganda-Subimperialismus«¹⁸, der zumeist von Willkür und Arroganz, Selbstbereicherung und Gewalt vonseiten der *Chiefs* gekennzeichnet war.¹⁹ Erst ab den 1920er-Jahren wurden diese *Chiefs* aus Buganda durch *Chiefs* aus den jeweiligen Regionen ersetzt.

Aus dieser historischen Erfahrung mit den von den Briten als überlegen dargestellten Baganda wurden diese einerseits zu einer »Referenzgruppe, mit der sich die Bewohner anderer Regionen vergleichen konnten«²⁰ (und sollten), andererseits wurden sie zu externen Feinden, von denen sich besonders die Menschen im Norden und Osten abgrenzten.

12 Ruth Mukama, The Linguistic Dimension of Ethnic Conflict, in: *Kumar Rupesinghe* (Hrsg.), *Conflict Resolution in Uganda*, Oslo 1989, S. 178–206, hier: S. 195. Bis heute ist die Frage einer afrikanischen Nationalsprache in Uganda nicht entschieden, vor allem weil es in Buganda Widerstand gegen die Bevorzugung von Kisuaheli gegenüber Luganda, der Sprache der Baganda, gibt.

13 E. S. Atieno-Odhiambo, The Paradox of Collaboration. The Uganda Case, in: *East Africa Journal* 9, No. 10, 1972, S. 19–25, hier: S. 22.

14 Vgl. Michael Twaddle, *Kakungulu and the Creation of Uganda*, London 1993.

15 John Tosh, *Clan Leaders and Colonial Chiefs in Lango. The Political History of an East African Stateless Society c. 1800–1939*, Oxford 1978, S. 119 (eigene Übersetzung).

16 Ebd.

17 Apolo Nsibambi: The Land Question and Conflict, in: *Rupesinghe*, S. 223–248, hier: S. 229. Vgl. Tarsis B. Kabwegyere, *The Politics of State Formation and Destruction in Uganda*, Kampala 1995, S. 70 ff.

18 Andrew Roberts, The Sub-Imperialism of the Baganda, in: *Journal of African History* 3, 1962, S. 435–450.

19 Vgl. Abdu B. K. Kasozi, *The Social Origins of Violence in Uganda, 1964–1985*, Montreal 1994, S. 24 f.

20 Michael Twaddle, Tribalism in Eastern Uganda, in: P. H. Gulliver (Hrsg.), *Tradition and Transition in East Africa. Studies in the Tribal Element in the Modern Era*, London 1969, S. 193–208, hier: S. 196.

Daher sehen ugandische Historiker in der Ablehnung der *Chiefs* aus Buganda im Norden und Osten die Geburtsstunde der Ethnizität in Uganda²¹ und ziehen eine Kontinuitätslinie bis zur massiven Gewalt von Soldaten aus Norduganda an der Bevölkerung in Buganda in den 1980er-Jahren.²²

III. ETHNOFUNKTIONALISMUS

Parallel zu seiner politischen Privilegierung entwickelte sich Buganda zum eindeutigen Zentrum der kolonialen Ökonomie. Kampala in Buganda wurde das Handelszentrum. Seit den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts bauten Bauern in Buganda Baumwolle an, seit den 1920er-Jahren auch in schnell wachsendem Ausmaß Kaffee, der bis heute das Hauptexportprodukt Ugandas ist. Mit der politischen und wirtschaftlichen Bevorzugung Bugandas im kolonialen System entwickelte sich eine regionale Ungleichheit in Uganda, die noch im *Agricultural Census* von 1960 deutlich wurde: Das Pro-Kopf-Einkommen in Buganda war fast doppelt so hoch wie in Ostuganda und mehr als dreimal so hoch wie im Norden und Westen.²³ Krankenhäuser und Schulen waren in Buganda konzentriert. Der Anteil der Schüler, die eine weiterführende Schule besuchten, war in Norduganda deutlich geringer als in Buganda. Benachteiligt war der Norden auch bei der Verkehrsinfrastruktur – erst Mitte der 1960er-Jahre wurde die Eisenbahnlinie in den Norden verlängert.

Auf den Kaffeeefeldern Bugandas arbeiteten viele Wanderarbeiter – Anfang der 1950er-Jahre zirka 150.000 – vor allem aus dem West Nile Distrikt im Nordwesten Ugandas, dem dicht besiedelten Kigezi im Südwesten, aber auch aus Ruanda und Burundi.²⁴ Durch die Wanderarbeit entwickelten sich auf dem Lande neue Sozialverhältnisse. Für die Landbesitzer unter den Baganda waren die Wanderarbeiter nicht nur die ökonomische Grundlage ihrer Integration in die koloniale Exportökonomie, sondern auch ein Statussymbol. Die Wanderarbeiter wiederum lebten oft unter erniedrigenden Umständen, die in den 1920er-Jahren sogar auf Missbilligung der Kolonialregierung stießen²⁵, ohne dass es aber zu effektiven Maßnahmen zur Besserstellung der Wanderarbeiter vonseiten der Kolonialverwaltung gekommen wäre.

Ab den 1930er-Jahren gelang es zwar immer mehr Wanderarbeitern, Land in Buganda zu pachten und so eine relativ selbstständige wirtschaftliche Existenz zu gründen, doch sie blieben weitgehend von den lokalen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen. Sie nahmen kaum aktiv an lokalen Versammlungen teil, und eine Ernennung zum *Chief* einer Gemeinde oder gar eines Landkreises durch den Kabaka fand nur sehr selten statt, obwohl die Volkszählung von 1948 schon einige Gebiete in Buganda auswies, deren Bewohner mehrheitlich aus Migranten bestanden.²⁶

Die umfangreiche Wanderarbeit war Bestandteil eines hierarchischen Systems ethnischer Gruppen in Uganda, denen spezifische Funktionen gleichsam als kollektive ethnische Charakteristika zugeordnet wurden. Buganda war das Zentrum der kolonialen Ökonomie. Qualifizierte Tätigkeiten in der Kolonialverwaltung erhielten vor allem Menschen aus Buganda. Ostuganda war seit 1910 durch den Baumwollanbau in Teso und Busoga

21 *Kabwegyere*, S. 43 f.

22 *Samwiri Lwanga-Lunyiigo*, *The Colonial Roots of Internal Conflict*, in: *Rupesinghe*, S. 27.

23 Vgl. *Audrey Richards*, *Chiefs and Administrators in Buganda*, in: *A. F. Robertson* (Hrsg.), *Uganda's First Republic: Chiefs, Administrators and Politicians, 1967–1971*, Cambridge 1982, S. 37–52, hier: S. 37.

24 *Philip G. Powesland*, *Economic Policy and Labour*, Kampala 1959, S. 79.

25 Ebd. S. 46.

26 *J. M. Fortt*, *The Distribution of the Immigrant and Ganda Population within Buganda*, in: *Richards*, S. 77–118, hier: S. 96 f.

und seit den 1920er-Jahren durch die Kaffeeproduktion in Bugisu²⁷ in die Exportökonomie integriert. Dagegen betrachtete der Kolonialstaat Nord- und Westuganda als unproduktive Zonen und als Arbeitskräftereservoir für die Exportlandwirtschaft in Buganda und die wachsenden Städte Kampala und Jinja. Außerdem wurde den Menschen in Norduganda, vor allem den Acholi, eine besondere Befähigung zum Militärdienst zugesprochen, worauf ich im folgenden Abschnitt näher eingehen werde.

Regionale Ungleichbehandlungen und ethnische Hierarchisierungen hat es in vielen Kolonien Afrikas gegeben, doch Uganda ist ein besonders deutlicher Fall für die Herausbildung eines derartigen Ethnofunktionalismus, der einen Grundpfeiler der ›kolonialen Ordnung‹ bildete und die Ethnisierung von Politik und Gesellschaft durch den Kolonialismus widerspiegelt.

IV. DIE KOLONIALARMEE

Bereits 1895 hatte der Kolonialstaat eine reguläre Armee ausgehoben, die *Uganda Rifles*, die ab 1902 das 4. Bataillon der *King's African Rifles* (KAR) bildeten, in denen auch die Kolonialarmeen der anderen britischen Kolonien Ostafrikas zusammengefasst waren.²⁸ Da es für das Protektorat Uganda keine äußere Bedrohung gab, wurde diese Armee besonders in den ersten Jahrzehnten der Kolonialherrschaft zur Sicherung der kolonialen Herrschaft nach innen genutzt. Auf Widerstand gegen die Kolonialverwaltung reagierte der Kolonialstaat mit Strafexpeditionen der Armee.²⁹ Dabei ging die Armee oft mit enormer Brutalität vor und schreckte auch vor Plünderungen nicht zurück, die von Kolonialbeamten als kosteneffiziente Form der Soldatenverpflegung angesehen wurden.³⁰ Exzessive Gewalt an Zivilisten und Raub vonseiten der Soldaten wurden kaum geahndet. In der Kolonialarmee entwickelte sich so eine militärische Tradition, in der Disziplin eine innermilitärische Verhaltensregel war und sich nicht auf das Verhältnis von Soldaten zu Zivilisten bezog. Wenngleich die offenen Aufstände in Uganda und damit auch die militärischen Operationen der Armee im Inneren ab den 1920er-Jahren abnahmen, blieb die Armee – mehr noch als die Polizei – die Grundlage der Macht des Kolonialstaates, die bei Bedarf gewaltreich die ›koloniale Ordnung‹ wiederherstellen konnte. Dies geschah im Januar 1945 und im April 1949 als Reaktion auf Streiks und gewalttätige Proteste in Kampala und anderen Städten³¹ und in noch viel größerem Ausmaß im benachbarten Kenia während des Mau-Mau-Krieges in den 1950er-Jahren, in dem die Briten auch Armeeeinheiten aus Uganda einsetzten.³² Die Armee war seit dem Beginn des Kolonialismus eine zentrale staatliche Institution, die in der innenpolitischen Machtkonstellation und im politischen System eine sehr wichtige Rolle spielte und bis heute spielt.

27 Vgl. *Stephen G. Bunker*, *Peasants Against the State. The Politics of Market Control in Bugisu, Uganda, 1900–1983*, Chicago 1987, S. 42 ff.

28 Zur Geschichte der KAR vgl. *Timothy H. Parsons*, *The African Rank and File. Social Implications of Colonial Military Service in the King's African Rifles, 1902–1964*, Oxford 1999.

29 Zum Beispiel in Kigezi in Südwestuganda, vgl. *Murindwa Rutanga*, *Nyabingi Movement. People's Anti-colonial Struggles in Kigezi 1910–1930*, Kampala 1991.

30 *Kabwegyere*, S. 61 ff.

31 Vgl. *Thompson*, S. 246 ff. u. 306.

32 Zu Berichten über die besondere Grausamkeit von ugandischen Soldaten bei Einsätzen während des Mau-Mau-Krieges in Kenia vgl. *Parsons*, S. 213; zum Mau-Mau-Krieg allgemein gibt es eine umfangreiche historische Forschung, vgl. auch den Beitrag von Fabian Klose in diesem Band sowie die neueren Publikationen von *David Anderson*, *Histories of the Hanged. Britain's Dirty War in Kenya and the End of Empire*, London 2005; *E. S. Atieno-Odhiambo/John Lonsdale* (Hrsg.), *Mau Mau and Nationhood. Arms, Authority and Narration*, Oxford 2003; und *Caroline Elkins*, *Imperial Reckoning. The Untold Story of Britain's Gulag in Kenya*, New York 2005.

In der ugandischen Kolonialarmee manifestierte sich außerdem ein besonderer Aspekt des Ethnofunktionalismus, denn die Kolonialbeamten und -offiziere propagierten ab den 1920er-Jahren die besonderen soldatischen Eigenschaften der Acholi aus Norduganda. Bei Gründung der KAR waren die meisten afrikanischen Kolonialsoldaten in Uganda sudanesischer oder indischer Herkunft, doch in den folgenden Jahren begann die Kolonialarmee besonders im Norden Ugandas Soldaten zu rekrutieren. Hauptrekrutierungsgebiet war Acholi, woher schon bald die Mehrheit der Soldaten kam. Die Acholi erhielten so das Attribut eines »Kriegerstammes«, eines *martial tribe*.

Martial tribes waren Erfindungen der Kolonialregierungen, um ethnische Fokussierungen bei der Zusammensetzung der Kolonialarmee zu rechtfertigen. Wie schon in Indien Mitte des 19. Jahrhunderts und später in anderen britischen Kolonien Afrikas handelte es sich bei der Erfindung von *martial tribes* um fiktive Zuschreibungen physischer und mentaler Eigenschaften an ganze ethnische Gruppen. Verbunden damit war häufig die Postulierung einer langen »Kriegertradition« der spezifischen Gruppe. Diese Historisierung eines auf die Armee bezogenen ethnofunktionalen Konzepts geschah auch in Uganda, obwohl hier im 19. Jahrhundert eine »militärische Tradition« eher bei den Königreichen Buganda und Bunyoro auszumachen wäre, während die Acholi, wie andere Menschen in Norduganda, in politisch dezentralisierten Gesellschaften lebten, die weder ein stehendes Heer noch eine besondere militärische Reputation besaßen.

So waren es weniger historische Entwicklungen als vielmehr aktuelle politische Erwägungen, die die Kolonialherren dazu bewogen, einen *martial tribe* in Norduganda und nicht in anderen Regionen zu suchen. So wurde Bunyoro nicht zum Rekrutierungsgebiet der Armee, weil es in den 1890er-Jahren erbitterten Widerstand gegen die koloniale Macht ergreifung geleistet hatte. Somit galt Bunyoro als potenziell rebellisch und sollte politisch und wirtschaftlich isoliert und marginalisiert werden.³³ Buganda war die zentral gelegene und wichtigste Region Ugandas mit einer recht großen inneren politischen Autonomie. Somit wurde auch Buganda das Potenzial einer Destabilisierung der Kolonialherrschaft zugeschrieben. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen erschien es der Kolonialregierung als zu riskant, umfangreiche Rekrutierungen in Buganda vorzunehmen oder gar die Baganda zum *martial tribe* zu erklären. Die Acholi in Norduganda aber lebten nicht nur weit entfernt vom politischen Zentrum Ugandas, sondern galten auch aufgrund ihrer politischen Organisation als ungefährlich für die Sicherung der kolonialstaatlichen Macht.

Martial tribes gehörten zu den »erfundenen Traditionen« des Kolonialismus in Afrika.³⁴ In Uganda war die Erfindung eines *martial tribe* eine erfolgreiche Erfindung, weil nicht nur die Kolonialherren daran glaubten, sondern schon bald auch viele Acholi selbst. Die positiven Konnotationen des Konzepts der *martial tribes* – Tapferkeit, Stärke, Männlichkeit – konnten in kollektive Selbstdefinitionen aufgenommen werden. Die Erfindung der Acholi als *martial tribe* geschah zeitgleich mit der Etablierung von Verwaltungsdistrikten, die entlang ethnischer Grenzen verlaufen sollten. Diese Distrikte waren somit der Versuch der Territorialisierung des »Stammes«, des von den Kolonialherren vorgestellten imaginierten primordialen und unveränderbaren Organisationsprinzips afrikanischer Gesellschaften. Doch die Acholi waren vor dem Kolonialismus in einer Vielzahl von *rwodi* (*chiefdoms*) organisiert gewesen und ihr sozialer und politischer Zusammenhalt war bis dahin eher gering, ebenso wie ihr unterstelltes »ethnisches Bewusstsein«. Der Gründung eines Acholi-Distriktes folgte aber bald eine von der Kolonialverwaltung begrüßte Entwicklung einer solchen »Acholiness«, in der die angeblich soldatischen Eigenschaften der Acholi ein wichtiges Element darstellten. So stärkte die Erfindung eines *martial tribe* die innere Einheit der Acholi als »Stamm«, die einzige vom Kolonialstaat akzeptierte politi-

33 Vgl. Shane Doyle, *Crisis and Decline in Bunyoro. Population and Environment in Western Uganda 1860–1955*, Oxford 2006.

34 Vgl. Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

sche und soziale Einheit, und diente dazu, sie von anderen ›Stämmen‹ Ugandas zu unterscheiden. Die Acholi wurden nicht nur zum ›Kriegerstamm‹, sondern allgemein zum ›Stamm‹ in seiner kolonialen Bedeutung.

Die ethnischen Präferenzen der Kolonialarmee wurden durch weitere Rekrutierungskriterien unterstützt. So galt in der Armee eine Mindestgröße von 1,73 Meter, was die Bezeichnung der Acholi zum *martial tribe* bestärkte, denn die Menschen im Norden Ugandas sind im Durchschnitt deutlich größer als im Süden. Viele Männer aus Buganda hätten schon wegen ihrer zu geringen Körpergröße nicht Soldat werden können. Die relativ geringe Anzahl von weiterführenden Schulen und damit ein vergleichsweise niedriges Bildungsniveau in Acholi waren kein Hinderungsgrund für die Rekrutierung in Norduganda. Die Kolonialarmee suchte nach »simple characters«³⁵, die sich vor allem im Exerzieren und beim Sport auszeichnen sollten. Eine lange Schulbildung von afrikanischen Rekruten, denen ohnehin bis zum Ende der Kolonialzeit die Offiziersränge versperrt blieben, war nicht gewünscht. Die Kolonialarmee offerierte »[...] the most lucrative form of wage labour for young unskilled males.«³⁶ Viele Soldaten aus Norduganda konnten kaum lesen und schreiben. Da die Einkommensmöglichkeiten in Norduganda sehr gering waren, hatte die Kolonialarmee kaum Schwierigkeiten, genug Rekruten in Acholi zu finden. Viele Acholi-Männer lehnten die Lohnarbeit auf den Kaffeefeldern Bugandas ab und bevorzugten ein Leben als Soldat, das ihnen ein regelmäßiges Einkommen und ein recht hohes Sozialprestige in ihrer Heimatregion bot.

Britische Kolonialoffiziere betonten die martialischen Eigenschaften dieser Soldaten und hatten eine Abneigung gegen die auf Missionsschulen ausgebildeten »Seifenkistenredner aus dem Süden Ugandas«, besonders gegen die Baganda, die als »klein, schwach und feige« bezeichnet wurden.³⁷ Diese Einstellungen der britischen Offiziere belegen ebenso wie die Rekrutierungspraktiken der Kolonialarmee, dass Letztere in vielerlei Hinsicht eine vor-moderne Institution war³⁸, die von den Imaginationen ihrer europäischen Offiziere geprägt war. Im Zentrum dieser Vorstellungen lagen die *martial tribes* und eine vermeintlich traditionell afrikanische ›Kriegertradition‹, wie sie Southall treffend charakterisiert:

»It inevitably summons up the colonial image of the noble savage, poised on one leg in *nilotische Stellung*, fierce, courageous, independent, every inch a man and visibly male, honest and clean, lion-spearing, the virtuous though primitive contrast to the lying, thieving, spoilt ›mission boy‹.«³⁹

Während des Zweiten Weltkriegs kam es zu einer vorübergehenden Änderung der Rekrutierungspraktiken. Für die Kriegsschauplätze in Nordafrika und in Asien schien der ›traditionelle afrikanische Krieger‹ weniger tauglich. Die Briten brauchten nun in großer Zahl afrikanische Soldaten für eine ›moderne Armee‹ in einem ›modernen Krieg‹.⁴⁰ Die britischen Offiziere bevorzugten nun nicht mehr Acholi, sondern Baganda als Soldaten, und so kamen sehr viele der 77.000 während des Krieges in Uganda rekrutierten Soldaten aus Buganda.⁴¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden diese Soldaten sehr schnell demobili-

35 Anthony Clayton/David Killingray, *Khaki and Blue. Military and Police in British Colonial Africa*, Athens, OH 1989, S. 176.

36 Vgl. Parsons, S. 5.

37 Iain Grahame, *Uganda and Amin. A Personal Memoir*, London 1980, S. 44 (eigene Übersetzung).

38 Vgl. Parsons, S. 3.

39 Aidan Southall, *The Bankruptcy of the Warrior Tradition*, in: *Journal of Asian and African Studies* 12, 1977, S. 166–176, hier: S. 166.

40 Über den Einsatz ostafrikanischer Soldaten in britischen Einheiten vgl. Parsons, S. 25–35; zu den politischen und ökonomischen Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf die britischen Kolonien in Afrika vgl. David Killingray/Richard Rathbone (Hrsg.), *Africa and the Second World War*, New York 1986.

41 Vgl. Kabwegyere, S. 101 f.; Amii Omara-Otunnu, *Politics and the Military in Uganda, 1890–1985*, London 1987, S. 36 f.

siert. Die Kolonialarmee kehrte zu den Rekrutierungspraktiken der Vorkriegszeit zurück und bestand wieder überwiegend aus Soldaten aus dem *martial tribe*.

Als die Kolonialarmee nach der Unabhängigkeit Ugandas 1962 in die *Uganda Army* überführt wurde – wobei die britischen Kommandeure erst nach und nach durch ugandische Offiziere ersetzt wurden⁴² – war sie keine nationale, über-ethnisch aufgebaute Institution. Die Vorstellung eines *martial tribe* prägte auch in den 1960er-Jahren die Armee. Die von den Kolonialherren übernommene Armee war nicht eine der Keimzellen eines neuen ugandischen Nationalbewusstseins, sondern eindeutig ethnisch und regional verortet und manifestierte den im Kolonialismus entwickelten Ethnofunktionalismus.

V. DEKOLONISATION

Ethnische und regionale Einordnungen prägten auch den politischen Prozess der Dekolonisation ab den 1950er-Jahren. Hierbei stand zunächst einmal die Rolle des Königreichs Buganda im Vordergrund. Wie bereits erwähnt, hatte Buganda durch das *Buganda Agreement* von 1900 einen Sonderstatus im Protektorat Uganda. Aus Sicht der politischen Führung Bugandas in Mengo⁴³ war Buganda nicht von den Briten erobert worden, sondern hatte mit ihnen 1900 einen Vertrag unter Gleichen und eine Allianz geschlossen⁴⁴, woraus sich eine besondere Verantwortung der Briten für Buganda herleiten ließe. In den 1950er-Jahren hatte die Erhaltung der eigenen Sonderrolle für die politische Führung in Buganda ein viel höheres Gewicht als die Unabhängigkeit Ugandas von den Briten. So kam es zwischen Mengo und der britischen Kolonialregierung Anfang der 1950er-Jahre zu einem Konflikt, als Überlegungen britischer Kolonialpolitiker öffentlich wurden, wonach die britischen Kolonialterritorien Ostafrikas in einer Föderation zusammengefasst werden könnten, was die Bedeutung Bugandas geschwächt hätte. Außerdem sollte in Uganda der *Legislative Council* des Protektorats, ein die Kolonialregierung beratendes Gremium, nun zur Hälfte aus gewählten afrikanischen Repräsentanten bestehen, wobei Buganda seinem Bevölkerungsanteil entsprechend lediglich drei von 14 Sitzen erhalten sollte. Dies wäre ein erster, verhaltener Schritt zu einer Demokratisierung und zu einer afrikanischen Selbstregierung gewesen, doch der Königshof in Mengo fasste dies, wie auch Gedanken an eine ostafrikanische Föderation, als Verrat der Briten auf und protestierte vehement, worauf die Kolonialregierung *Kabaka* Mutesa II. zwar bis 1955 nach England deportierte, letztlich aber ihre Vorstellungen einer politischen Neuordnung Ugandas nicht durchsetzen konnte.⁴⁵ Mengo beharrte auf der Sonderrolle Bugandas, verweigerte sich sowohl einer stärkeren Integration des Königreichs in das Protektorat Uganda als auch einer beginnenden Demokratisierung politischer Prozesse in Buganda wie im gesamten Uganda und koppelte sich so vom beginnenden Dekolonisationsprozess ab.

Diese Politik der politischen Führung in Buganda trug wesentlich dazu bei, dass sich in Uganda nationale politische Interessen und Verbände erst spät herausbildeten und auch am Ende der Kolonialzeit relativ schwach waren. Besonders in Buganda, aber auch in den anderen Landesteilen, fanden politische Aktionen von Afrikanern im Rahmen ethnisch definierter Einheiten statt, die vom Kolonialstaat vorgegeben waren. Außerhalb Bugandas fanden seit den 1940er-Jahren erste Ansätze formeller politischer Partizipation in den

42 Vgl. *Omara-Otunnu*, Politics and the Military, S. 50 ff.

43 Mengo ist ein Stadtteil Kampalas, in dem sich der Palast des *Kabaka* und die Regierung des Königreichs befand.

44 Vgl. *Oliver Furley*, Uganda's Retreat from Turmoil?, in: *Conflict Studies* 196, 1987, S. 1–32, hier: S. 1.

45 Zur sogenannten *Kabaka-Krise* 1953–1955 vgl. *Thompson*, S. 328 ff.; *Paulo Kavuma*, Crisis in Buganda 1953–1955, London 1979.

District Councils statt. Die Distrikte und nicht das gesamte Protektorat wurden zur wichtigsten politischen Arena. Der Kolonialstaat schuf somit einen institutionellen Rahmen für die Herausbildung politischer Ethnizität.

Auf lokaler Ebene richteten sich politische Proteste nicht direkt gegen die Kolonialregierung, sondern gegen die von den Kolonialherren eingesetzten *Chiefs*. Verglichen mit vorkolonialen politischen Autoritäten Afrikas waren die kolonialen *Chiefs* – so der ugandische Historiker Mahmood Mamdani – frei von den konstitutionellen und traditionellen Beschränkungen ihrer Macht durch die Bevölkerung, da sie nur der Kolonialregierung gegenüber verantwortlich waren. Mit dieser kolonialen Neudefinition des *Chiefs* entwickelte sich die Kolonialverwaltung zu einem »dezentralisierten Despotismus«.⁴⁶

In Buganda richteten sich Forderungen nach einer Demokratisierung der politischen Institutionen gegen den *Lukiiko* (das von königstreuen Politikern dominierte Parlament Bugandas) und die Regierung des *Kabaka*. Somit war in Buganda wie in anderen Landesteilen Ugandas das System der *indirect rule* lange Zeit ein politischer Schutzwall des Kolonialstaates vor der direkten Konfrontation mit afrikanischen politischen Forderungen gewesen, die in die »rangniedere« ethnische Politik abgeschoben werden konnten. Am Ende der Kolonialzeit führte dies zu einer politischen Konstellation, in der in Buganda die politischen Herrscher am Königshof sich gegen die nun langsam von den Briten angestrebte demokratische Öffnung des politischen Systems wehrten und ihnen die Unabhängigkeit letztlich geradezu aufgezwungen werden musste.⁴⁷

Neben einer Ethnisierung war das politische Spektrum in Uganda schon in der Kolonialzeit durch die Konkurrenz der anglikanischen und katholischen Kirchen geprägt. Beide Konfessionen hatten in allen Landesteilen Anhänger, die Grenzen zwischen den Konfessionen verliefen anders als die vom Kolonialstaat gezogenen ethnischen Grenzen. In Buganda und den Königreichen in Westuganda waren die königlichen Familien und die Beamtenklasse eindeutig von Protestanten dominiert, die versuchten, die Forderungen von Katholiken nach größerer politischer Teilhabe abzuwehren. So war von Beginn der Kolonialzeit der *religious sectarianism*⁴⁸ ein Struktur bildendes Merkmal der Politik, der die Ethnisierung des politischen Prozesses ergänzte und verkomplizierte.

Die ersten politischen Parteien Ugandas in den 1950er-Jahren basierten auf ethnischen und konfessionellen Bündnissen. Der 1952 gegründete *Uganda National Congress* (UNC) hatte Anhänger sowohl in Buganda als auch im Norden Ugandas, doch gelang es ihm nicht, gegen weite Teile der Kolonialadministration und gegen die Regierung Bugandas eine schlagkräftige nationale Unabhängigkeitsbewegung aufzubauen. Interne regionale Gegensätze führten ab 1957 zur Schwächung des UNC, 1960 zur Abspaltung einer Fraktion um Milton Apolo Obote und danach zum Zerfall des UNC.⁴⁹

Obote wurde der Vorsitzende des 1960 neu gegründeten *Uganda People's Congress* (UPC). Der UPC ist neben der bereits 1954 gegründeten *Democratic Party* (DP) bis heute die wichtigste politische Partei Ugandas. Sowohl DP als auch UPC verstanden sich als nationalistische Parteien, die die nationale Unabhängigkeit forderten, doch hatten sie eindeutige regionale und konfessionelle Schwerpunkte. Der UPC hatte in Buganda kaum Mitglieder und hatte seine Hochburgen im Norden, vor allem in Lango, dem Heimatdistrikt

46 Mahmood Mamdani, *Citizen and Subject. Contemporary Africa and the Legacy of Late Colonialism*, Kampala 2004, S. 43.

47 Um nicht nur die Sonderrolle Bugandas, sondern auch die monarchische Regierungsform beizubehalten, hatte der *Lukiiko* im Dezember 1960 sogar die einseitige Unabhängigkeit Bugandas verkündet, doch wurde dies von den Briten erfolgreich ignoriert, vgl. Karugire, *Political History*, S. 177.

48 Ebd., S. 149.

49 Zur Geschichte des UNC vgl. Sallie Simba Kayunga, *Uganda National Congress and the Struggle for Independence 1952–1962*, Kampala 1995.

Obotes. Die UPC war aber nicht nur eine Partei des Nordens, sondern auch eine Partei der Protestanten außerhalb Bugandas und hatte daher auch viele Anhänger im Westen Ugandas. Die DP hingegen galt als eine katholische Partei mit einem deutlichen Schwerpunkt in Buganda, hatte aber auch Anhänger in den katholischen Gemeinden Nordugandas. Die Parteipräsidenten der DP waren aber stets Katholiken aus Buganda, so ab 1958 der Rechtsanwalt Benedicto Kiwanuka. Durch ihre enge Verbindung zur katholischen Kirche hatte die DP in Buganda den Status einer Oppositionspartei gegen die von Protestanten dominierte Regierung in Mengo, die wiederum große Distanz zum zwar protestantischen, aber nationalistischen UPC hielt. Für die beiden Parteien UPC und DP war charakteristisch, dass sie Anfang der 1960er-Jahre eher ein lockerer Zusammenschluss lokaler Parteiverbände waren und nur schwach entwickelte nationale Parteistrukturen besaßen.⁵⁰

Angesichts dieser neuen regional und konfessionell orientierten Parteien und des auf seinem Sonderstatus bestehenden Buganda wurden die Verhandlungen über die Unabhängigkeit Ugandas in London Anfang der 1960er-Jahre von Konflikten um den Status von Regionen und Gruppen geprägt, wobei die Frage der nationalen Unabhängigkeit mitunter in den Hintergrund geriet. Dies führte zu dem in der Geschichte der Dekolonisation Afrikas bemerkenswerten Umstand, dass die britische Kolonialregierung zwar freien Wahlen zum *Legislative Council* im März 1961 zustimmte, die Regierung des *Kabaka* von Buganda aber zu einem Boykott dieser Wahlen aufrief, da sie Wahlerfolge der DP befürchtete und die Abgeordneten lieber ernennen und nicht wählen lassen wollte. Der Boykottaufruf wurde von massiven Einschüchterungen von potenziellen Wählern begleitet, so dass die Wahlbeteiligung in Buganda nur drei Prozent betrug.⁵¹ Der *Legislative Council* wurde dennoch konstituiert. Die DP hatte bei den mit einem Mehrheitswahlrecht nach britischem Vorbild abgehaltenen Wahlen alle 19 Wahlkreise in Buganda gewonnen und errang so im gesamten *Legislative Council* eine Mehrheit der Sitze, obwohl sie landesweit weniger Stimmen als der UPC erhielt. Der DP-Vorsitzende Kiwanuka wurde so zum *Chief Minister* des *Legislative Council* und im März 1962 zum Ministerpräsidenten einer Übergangsregierung unter kolonialstaatlicher Aufsicht ernannt, die die Wahlen zu einer Nationalversammlung im April 1962 vorbereiten sollte.

Dies war eine politische Niederlage nicht nur für den UPC, sondern auch für die Buganda-Regierung in Mengo, die letztlich akzeptieren musste, dass die Unabhängigkeit Ugandas unter Einschluss von Buganda unvermeidbar war. Da sie die Bildung von politischen Parteien nicht hatte verhindern können, gründete sie nun eine eigene Partei, die *Kabaka Yekka* (KY), die bei zukünftigen Wahlen als Interessenvertreter Mengos auftreten und gewissermaßen zum parlamentarischen Arm des Königshofes werden sollte.⁵² Außerdem setzte Mengo durch, dass bei den Wahlen zur Nationalversammlung im April 1962 die Abgeordneten aus Buganda nicht direkt vom Volk, sondern vom *Lukiiko* gewählt wurden. So erhielt die KY alle 21 Sitze aus Buganda, der UPC errang 37 und die DP nur 24 Sitze in der Nationalversammlung.

Die politische Führung in Buganda sah in der DP ihren Hauptgegner und ging eine Koalition mit dem UPC ein, was als »unnatürliche Allianz«⁵³ bezeichnet wird, da ein zentrales Ziel des UPC die Beendigung der politischen Privilegien Bugandas war, während

50 Vgl. *Martin Doornbos*, *Ugandan Society and Politics: A Background*; in: *G. N. Uzoigwe* (Hrsg.), *Uganda: The Dilemma of Nationhood*, New York 1982, S. 3–16, hier: S. 13; vgl. auch eine frühe politische Regionalstudie: *Colin Leys*, *Politicians and Policies. An Essay on Politics in Acholi, Uganda 1962–1965*, Nairobi 1967.

51 Vgl. *Phares A. Mutibwa*, *Internal Self-Government, March 1961 – October 1962*; in: *Uzoigwe*, S. 259–298, hier: S. 260.

52 Vgl. *Ian R. Hancock*, *Patriotism and Neo-Traditionalism in Buganda. The Kabaka Yekka (»The King Alone«) Movement, 1961–1962*; in: *Journal of African History* 11, 1970, S. 419–434.

53 Vgl. *Jean-François Médard*, *The Creation of a Political Order in Uganda*, Nairobi 1986. S. 8.

die KY gerade gegründet worden war, um Buganda politische Sonderrechte zu erhalten. Die KY war vorerst erfolgreich, denn nach der politischen Unabhängigkeit Ugandas am 9. Oktober 1962 war die politische Ordnung Ugandas ›teil-föderal‹, d. h. nur die Königreiche – im Westen Ugandas, vor allem aber das Königreich Buganda – wurden als föderale Einheiten des ugandischen Staates behandelt, die ihre Monarchie und ihre innere Verwaltungsstrukturen weitgehend beibehalten konnten. *Kabaka* Mutesa II. wurde ein Jahr später sogar zum repräsentativen Staatsoberhaupt Ugandas bestimmt. Die Regierungsgewalt lag allerdings bei UPC-Präsident Obote, dem ersten Ministerpräsidenten des unabhängigen Uganda. Er regierte aber in einem instabilen politischen System mit einer fragilen Koalition. Im Prozess der Dekolonisation waren die aus dem Kolonialismus stammenden strukturellen politischen Probleme Ugandas – die Ethnisierung der Politik bei Bevorzugung eines bestimmten Landesteils, verschärft durch konfessionelle Gegensätze – nicht nur offensichtlich geworden; das Ergebnis der Unabhängigkeitsverhandlungen hatte diese Probleme sogar noch verschärft.

VI. DIE 1960ER-JAHRE

Die politischen Gegensätze zwischen UPC und KY traten nach kurzer Zeit wieder in den Vordergrund. Schon 1964 zerbrach das Bündnis an dem Konflikt über die *lost counties*, die in der vorkolonialen Zeit Teil des Königreichs Bunyoro gewesen waren und die die Briten zu Beginn der Kolonialzeit dem Königreich Buganda zugeschlagen hatten. Diese Landnahme Bugandas mit Hilfe der Briten war nicht nur in Bunyoro, sondern auch in anderen Landesteilen als besonders prägnantes Beispiel einer illegitimen Bevorzugung Bugandas in der Kolonialzeit angesehen worden. Die Frage der *lost counties* war ein seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts schwelender Konflikt, der immer wieder zu Petitionen und Protesten Bunyoros führte. Als die britische Regierung 1961 eine Kommission einsetzte, die Vorschläge zur politischen Struktur eines unabhängigen Uganda machen sollte, beriet diese auch die Frage der ›verlorenen Gebiete‹. Die Kommission empfahl schließlich, in den *lost counties* ein Referendum durchzuführen, das darüber entscheiden sollte, zu welchem Königreich das umstrittene Gebiet gehören solle. In den folgenden Unabhängigkeitsverhandlungen wurde beschlossen, das betreffende Gebiet durch die Zentralregierung verwalten zu lassen, doch dies stellte weder die Vertreter Bunyoros noch die Bugandas zufrieden und führte zu einer Verschärfung des Konflikts. So entschloss sich die Regierung Obote 1964, das Referendum durchzuführen, trotz der Androhung von bewaffnetem Widerstand durch die Regierung Bugandas, die auch versuchte, das Referendum durch eine Ad-hoc-Ansiedlung königstreuer Baganda zu ihren Gunsten zu entscheiden. Schließlich wurden die *lost counties* dem Ergebnis des Referendums entsprechend an Bunyoro zurückgegeben.⁵⁴ Buganda hatte letztendlich zwar keinen wirksamen Widerstand mobilisieren können, doch lässt sich festhalten, dass als langfristige Folge des frühkolonialen Herrschaftsdesigns Uganda schon zwei Jahre nach der politischen Unabhängigkeit am Rande eines Bürgerkriegs stand.

In den folgenden Jahren spitzte sich der Konflikt um die Position des Königreichs Buganda in Uganda weiter zu⁵⁵ und eskalierte 1966 in der sogenannten Buganda-Krise, als die Re-

54 Zu den Konflikten um die *lost counties* vgl. *Ian R. Hancock*, The Buganda Crisis of 1964, in: *African Affairs* 69, 1970, S. 109–123; *M. Semakula Kiwanuka*, The Diplomacy of the Lost Counties and its Impact on Foreign Relations of Buganda, Bunyoro and the Rest of Uganda 1900–1964, *Mawazo* 4, 1974, S. 111–141.

55 Unter anderem versuchte die KY ihrer Anhänger zum Eintritt in den UPC zu bewegen und diesen so zu unterwandern, was zwar zu einem innerparteilichen Machtkampf im UPC führte, den Obote aber schließlich gewann, vgl. *Phares Mutibwa*, Uganda since Independence. A Story of Unfulfilled Hopes, London 1992, S. 28 f.

gierung Obote der Armee befahl, das Parlament Ugandas zu umstellen. Er zwang damit die konsternierten Abgeordneten, eine neue Staatsverfassung zu verabschieden, mit deren Hilfe Kabaka Mutesa II. als repräsentatives Staatsoberhaupt abgesetzt und Obote als Exekutivpräsident eingesetzt wurde. Daraufhin forderte der *Lukiiko* in Buganda die Zentralregierung Obotes ultimativ auf, das Territorium Bugandas zu verlassen. Obote antwortete mit dem Einsatz der Armee, die unter der Führung von Idi Amin den Königspalast in Mengo eroberte und dabei den kurzen bewaffneten Widerstand rigoros niederschlug. Kabaka Mutesa II. floh nach London, wo er 1969 starb. Die Königtümer und ihr föderaler Status wurden in der überarbeiteten Verfassung vom September 1967 vollständig abgeschafft.

Als Protest gegen die Erstürmung des Königspalasts durch die Armee wurden in Buganda Straßenbarrikaden errichtet und einige Polizeistationen überfallen, doch der Widerstand gegen die Abschaffung des Königtums war unkoordiniert und letztlich überraschend gering. Trotz des geringen Widerstands verhängte die Regierung den Ausnahmezustand über Buganda. Die Armee ging gegen jeglichen Protest und gegen Verdächtige mit großer Gewalt vor.⁵⁶ Zur Einschüchterung der Baganda marschierten Armeeeinheiten in euphemistisch *map-reading exercises*⁵⁷ genannten Strafexpeditionen plündernd durch Buganda. Die Hilflosigkeit gegenüber der Armee war eine demütigende Erfahrung für die königstreue politische Elite Bugandas. Regierung und Armee hingegen sahen die aus dem Kolonialismus stammenden ethnischen Stereotypen bestätigt: mit der Regierungsarmee hatte der *martial tribe* aus Norduganda das Königreich Buganda besiegt, während die Baganda sich als unfähig zum Kampf erwiesen hatten.

Nach der Verabschiedung der Verfassung von 1967 war Obote auf dem Höhepunkt seiner Macht. Schon 1963 hatte Obote bei einer Pressekonferenz gesagt, dass »[...] the Uganda People's Congress will never be dislodged from power by any mathematical manipulations.«⁵⁸ Die Bedeutung dieses Satzes wurde Mitte der 1960er-Jahre deutlich, als die Regierung Obote mit Hilfe der Armee die Verfassung änderte – demokratische Parlamentswahlen fanden bis zum Ende der ersten Regierungszeit Obotes im Jahr 1971 nicht mehr statt. Die zivilen politischen Institutionen waren durch diese Machtstrategien Obotes geschwächt. Nach einem gescheiterten Attentat auf Obote verbot die Regierung alle Oppositionsparteien. Uganda war nun ein Einparteienstaat. Zentraler Garant dieser Macht war nicht nur der von Obote geradezu gleichgeschaltete UPC⁵⁹, sondern vielmehr die Armee. Während der Buganda-Krise von 1966 wurde deutlich, dass die Armee im unabhängigen Uganda wie schon in der Kolonialzeit ein zentraler Bestandteil des politischen Apparats war und bei Bedarf zur Lösung innenpolitischer Probleme im Sinne einer Machtstabilisierung der Herrschenden herangezogen wurde.

Die zentrale politische Frage der frühen 1960er-Jahre nach der Integration Bugandas war wenige Jahre später mit militärischer Gewalt gelöst worden. Die Eroberung Bugandas durch die Armee wurde durch die Besetzung zentraler Orte in Buganda sichtbar. In einigen Städten Bugandas wurden neue Armeeeinheiten stationiert. In Kampala bezog die Armee den Königspalast als Kaserne, und das Gebäude des *Lukiiko* wurde nun als Hauptquartier der Armee genutzt und obendrein in *Republic House* umbenannt. Die Eroberung und anschließende Demütigung des politischen Gegners belegt, dass unter Obote ein »conquest syndrome«⁶⁰ zum bestimmenden Faktor der Politik wurde, der die Chancen

56 Die Regierung Obote gab die Zahl der Opfer des Militäreinsatzes mit 40 an. Schätzungen gehen von mindestens 400 bis sogar 4.000 Toten aus, vgl. *Kasozi*, S. 86.

57 Vgl. *Henry Kyemba*, *A State of Blood. The Inside Story of Idi Amin*, Kampala 1997, S. 27.

58 Uganda Argus, 12. April 1963, zitiert in: *Dan Mudoola*, *The Role of the Army in Society. Lessons from Uganda*, in: *Asmelash Beyene/Gelase Mutahaba* (Hrsg.), *The Quest for Constitutionalism in Africa*, Frankfurt 1994, S. 189–214, hier: S. 197.

59 Zu den Strategien Obotes, innerparteilichen Widerstand auszuschalten, vgl. ebd., S. 201 f.

60 »At the centre of this syndrome is the predominant and recurrent feature of conquest as a mode of leadership change or succession. Immediately linked to it is a perception, among political

auf einen friedlichen Interessenausgleich stark verringerte. Die Regierung Obote behandelte Buganda wie Feindesland und zementierte so die politische Geografie Ugandas, bestehend aus einem Gegensatz zwischen dem Norden und Süden, dessen historische Grundlage von der Kolonialherrschaft und der damit verbundenen ethnischen Hierarchisierung gelegt worden war.

Die politische Ethnizität spielte eine wichtige Rolle für die Entwicklung Ugandas im oben beschriebenen Sinne, doch bedeutete dies nicht, dass es einen weitgehenden inner-ethnischen politischen Konsens gab. Interne Differenzierungen, Rivalitäten und Konflikte waren in allen Regionen Ugandas vorhanden, vor allem in Buganda, mit seiner hierarchischen Sozialtradition, ökonomischen Differenzierung und religiösen Polarisierung. Politische Ethnizität ebenso wie der oben beschriebene *religious sectarianism* waren dennoch ein Instrument der politischen Eliten, um zumindest innerhalb bestimmter Gruppen politische Legitimation zu erhalten, wobei ihre Legitimation auf nationaler Ebene begrenzt blieb. In einem derart abgesteckten Interpretationsrahmen von Politik – der bis heute von westlichen Medien oft sogar in verkürzter und zugespitzter Form übernommen wird – erschien die Übernahme einer politischer Führungsposition auf nationaler Ebene häufig als Machtergreifung der ethnischen Gruppe, der der jeweilige Politiker zugerechnet wurde. Allerdings bezog sich die Privilegierung einer bestimmten Gruppe eher auf Klientelismus und Patronage bei der Verteilung von wenigen höheren Posten in der Staatsverwaltung und in Staatsbetrieben. Breite Bevölkerungskreise profitierten davon nur in geringem Maße. So gab es während der Obote-Regierung in den 1960er-Jahren, abgesehen von wenigen Prestigeprojekten, keine strukturellen Verbesserungen von Wirtschaft und Infrastruktur in Norduganda. Die Verteilung der Profite ethnischer Netzwerke – »the politics of the belly«⁶¹ – fand vorrangig in der Hauptstadt statt. Trotz dieser Einschränkung bestimmte die politisierte Ethnizität, ergänzt durch konfessionelle Allianzen, die Politik in Uganda in den 1960er-Jahren. Das propagierte *nation building* blieb somit aus. Für Omara-Otunnu ist das nachkoloniale Uganda sogar nur in begrenztem Maß ein Staat:

»The Ugandan administrative territory can be regarded as a state essentially only in legalistic and diplomatic terms and not in a historical and sociological sense; as far as socio-political struggles are concerned, however, it is indeed a state in the sense that it has become the arena in which social conflicts are played out by various different groups.«⁶²

Verschärft wurde die Fragmentierung und Ethnisierung der Politik in Uganda in den 1960er-Jahren durch die zunehmende Bedeutung des Militärs in politischen Auseinandersetzungen. Die Intensität der Militäreinsätze zur Unterdrückung von politischem Dissens nahm im Vergleich zur spätkolonialen Zeit stark zu. Die Armeeführung unter Idi Amin wurde sich zudem ihrer politischen Bedeutung zunehmend bewusst und erreichte nicht nur eine Erhöhung der Truppenstärke, sondern auch zusätzliche materielle Privilegien. Obote versuchte zwar, mit ihm gegenüber loyalen neuen Sicherheitsorganen die Macht der Armee zu begrenzen, doch der von ihm angeordneten Absetzung Amins kam dieser im Januar 1971 mit einem Putsch zuvor. Uganda wurde die folgenden acht Jahre von einer Militärdiktatur regiert, doch die Re-Militarisierung der Politik hatte bereits unter der Regierung Obote Mitte der 1960er-Jahre begonnen.⁶³

actors, of their rivals as enemies whose desire for a share in the exercise of power, or attempts to succeed those currently in control are subversive and therefore treasonable.« Vgl. *Akiiki B. Mujaju*, *The Conquest Syndrome and Constitutional Development in Uganda*, in: *Beyene/Mutahaba*, S. 28–49, hier: S. 33.

61 Vgl. *Jean-François Bayard*, *The State in Africa. The Politics of the Belly*, London 1993, S. 232 ff.

62 *Amii Omara-Otunnu*, *The Dynamics of Conflict in Uganda*; in: *Oliver Furley* (Hrsg.), *Conflict in Africa*, London 1995, S. 223–236, hier: S. 233.

63 Vgl. *Kasozi*, S. 90.

VII. DAS KOLONIALE ERBE, KRIEG UND GEWALT AB DEN 1970ER-JAHREN

Während des Amin-Regimes nahm das Ausmaß politischer Gewalt stark zu. Politische Gewalt und Bürgerkrieg prägten das Bild Ugandas seit den 1970er-Jahren. In dieser Zeit veränderten sich die Frontstellungen, und die verschiedenen Regionen waren in unterschiedlicher Intensität von den Konflikten betroffen, doch einen landesweiten Frieden im Sinne einer Abwesenheit von bewaffneten Konflikten hat es in Uganda von den 1970er-Jahren bis heute nur in vorübergehenden und sehr kurzen Zeitabständen gegeben. In all diesen Konflikten wurden zudem die Herrschaftstechniken und politischen Fehlentwicklungen des Kolonialismus auf unterschiedliche Weise sichtbar.

Dies wird schon in der Person des Idi Amin deutlich. Seine brutale Militärherrschaft in den 1970er-Jahren und seine absurden clownesken Einfälle auf diplomatischem Parkett waren Gegenstand einer umfangreichen zeitgenössischen Berichterstattung in der internationalen Presse, für die Amin auf den ersten Blick das Klischee eines rohen, ursprünglichen und ungezähmten, mitunter auch kindlich-naiven Afrikaners vortrefflich zu bestätigen schien. Doch Amin war vor allem ein typisches Produkt der britischen Kolonialarmee. Er kam zwar nicht aus Acholi, aber wie die meisten Kolonialsoldaten aus Norduganda, aus dem Grenzgebiet zum Sudan im West Nile Distrikt. Amin wurde 1946 in die Armee rekrutiert, vor allem wegen seiner großen körperlichen Gestalt, sicherlich weniger wegen seiner Schulbildung, die äußerst rudimentär war.⁶⁴ In der Armee fiel er zunächst als guter Boxer und durch Gehorsam gegenüber seinen britischen Kommandeuren auf, in den 1950er-Jahren auch durch sein brutales Vorgehen gegen Zivilisten bei Aktionen ugandischer Kolonialeinheiten während des Mau-Mau-Krieges in Kenia, für die er aber nicht zur Verantwortung gezogen wurde. Trotzdem war Amin am Ende der Kolonialzeit einer der ranghöchsten afrikanischen Soldaten, nahm Anfang der 1960er-Jahre an Offizierslehrgängen teil und wurde von Obote in den folgenden Jahren zum Stabschef der ugandischen Armee befördert, da er als manipulierbar und politisch einfältig erschien – eine Fehleinschätzung, die die britischen Kolonialoffiziere und die britische Regierung teilten, die daher auch seinen Putsch 1971 begrüßten.⁶⁵

Zwei Aspekte der Militärherrschaft Amins verweisen besonders auf die koloniale Militärentwicklung: erstens die ethnische Neufokussierung der Armee unter Amin, der in der Tradition der *martial tribes* ausgebildet worden war. In den 1960er-Jahren wurde die eindeutige Ausrichtung der Offiziere aus Acholi auf Obote unübersehbar. So begann Amin, der ja nicht zum *martial tribe* gehörte, schon Ende der 1960er-Jahre mit umfangreichen Rekrutierungen in seiner Heimatregion und versuchte mit eigenen »ethnischen Regimentern« seine Machtposition abzusichern. Nach seinem Putsch führte Amin diese Rekrutierungspolitik nicht nur fort, sondern ließ Hunderte von Offizieren und Soldaten aus Acholi hinrichten.⁶⁶ Viele Acholi-Soldaten flohen nach Tansania. Ab 1974 versuchte Amin, die ethnische Basis der Armee weiter auf die kleine ethnische Gruppe der Kakwa aus dem Nordwesten des Landes zu fokussieren, ergänzt durch Söldner aus dem Südsudan. Amin versuchte somit in den ersten Jahren seiner Herrschaft mit aller Entschiedenheit und Brutalität, den kolonialen *martial tribe* durch einen anderen zu ersetzen.⁶⁷ Die mili-

64 Zur Biografie Idi Amins vgl. *Samuel Decalo*, *Psychoses of Power. African Personal Dictatorships*, Boulder, CO 1989, S. 95 ff.

65 Zum Verlauf des Putsches vgl. *Omara-Otunnu*, *Politics and the Military*, S. 92 ff.

66 Vgl. ebd., S. 104 f.

67 Die Soldaten Amins wurden Nubi genannt, ein Begriff, der in den 1890er-Jahren für Soldaten verwendet worden war, die aus dem nördlichen West Nile Distrikt und aus dem Sudan kamen. Im ersten Jahrzehnt der Kolonialherrschaft waren diese »Nubi«, die nur den Söldnerberuf und ihren muslimischen Glauben gemeinsam hatten, gewissermaßen der erste *martial tribe* Ugandas, verloren aber ab 1900 ihre besondere Stellung in der Kolonialarmee, vgl. *Holger Bernt Hansen*,

tärischen Befehlsstrukturen schienen ihm ohne eine zusätzliche ethnische Loyalität seiner Soldaten offenbar nicht ausreichend, um seine Macht in der Armee zu festigen.

Zweitens war ein besonderes Merkmal der Diktatur Amins, dass die Gewalt, der mehr als 100.000 Menschen zum Opfer fielen, oft nicht das Ergebnis einer politischen Strategie, sondern von Willkürtaten von Soldaten waren. Armeeangehörige genossen nicht nur vollständige Immunität bei Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung, sondern wurden von Amin geradezu aufgefordert, sich mit ihrer Waffe selbst zu versorgen und dabei keine Rücksicht auf Zivilisten zu nehmen.⁶⁸ So entwickelte sich die Amin-Diktatur vor allem in ihren letzten Jahren fern von einem erkennbaren politischen Programm zu einer reinen Plünderökonomie. Das Laissez-faire der britischen Kolonialoffiziere bei Übergriffen von Kolonialsoldaten auf Zivilisten wurde so dramatisch zugespitzt zum Prinzip eines »soldiers-get-anything-free«. Bezeichnend dafür ist auch das Ende des Amin-Regimes, denn ab 1977 mehrten sich innermilitärische Auseinandersetzungen um die Früchte dieser Plünderökonomie, so dass sich Amin 1978 entschied, Teile der Armee mit der Eroberung eines von Tansania gehörenden Landstreifens am Kagera-Fluss zu beschäftigen. Die tansanische Regierung unter Julius Nyerere reagierte mit einer militärischen Gegenoffensive.⁶⁹ Die tansanische Armee eroberte 1979 nicht nur das tansanische Territorium zurück, sondern marschierte in Uganda ein und stürzte Amin, der nach Saudi Arabien floh, wo er im August 2003 starb.

Nach dem Sturz Amins versuchte die tansanische Regierung, eine politische Neuordnung Ugandas zu initiieren, in der die wichtigsten politischen Kräfte in einer Regierung der sogenannten *Uganda National Liberation Front* (UNLF) einen Konsens über die politische Zukunft des Landes finden sollten. Doch schon bald brachen alte politische Gegensätze wieder auf. Die Übergangspräsidenten Yusuf Lule und Godfrey Binaisa mussten jeweils nach kurzer Zeit zurücktreten, und im Mai 1980 übernahm eine Militärkommission unter Paulo Muwanga, einem Gefolgsmann Obotes, die Macht, was bereits darauf verweist, dass auch in dieser Zeit die Armee im Zentrum der politischen Auseinandersetzung stand.

Unter der UNLF-Regierung wurde die ugandische Armee neu formiert und erhielt den Namen *Uganda National Liberation Army* (UNLA). Kern der UNLA waren einerseits Obote-treue Exileinheiten, die von den alten Offizieren der 1960er-Jahre angeführt wurden, und andererseits die *Front for National Salvation* (FRONASA), eine Guerillagruppe unter Yoweri Museveni, die Anfang der 1970er-Jahre vergeblich versucht hatte, von Tansania aus Amin zu stürzen.⁷⁰ Innerhalb der UNLA entwickelte sich eine Polarisierung zwischen diesen beiden Fraktionen. Museveni, der in der UNLF-Regierung den Posten des Verteidigungsministers einnahm, betrieb ebenso die Rekrutierung von Soldaten in seiner Heimatregion Ankole im Südwesten Ugandas wie die Obote-Fraktion, die vor allem in Norduganda rekrutierte und dies auch öffentlich mit der angeblich unbestreitbaren Existenz eines *martial tribe* begründete.⁷¹

Pre-Colonial Immigrants and Colonial Servants. The Nubians in Uganda Revisited, in: *African Affairs* 90, 1991, S. 559–580; *Omari H. Kokole*, The »Nubians« of East Africa: Muslim Club or African »Tribe«? The View from Within, in: *Journal of the Institute of Muslim Minority Affairs* 6, 1985, S. 420–448.

68 Vgl. *International Commission of Jurists*, Violations of Human Rights and the Rule of Law in Uganda, Genf 1974, S. 15 ff.; *Samuel Decalo*, African Personal Dictatorships, in: *Journal of Modern African Studies* 23, 1985, S. 209–237, hier: S. 227 f.

69 Zur Verlauf des Krieges vgl. *Tony Avirgan/Martha Honey*, War in Uganda. The Legacy of Idi Amin, Dar es Salaam 1982.

70 Zur FRONASA und zur gescheiterten Invasion Ugandas durch Exileinheiten 1972 vgl. *Yoweri K. Museveni*, Sowing the Mustard Seed. The Struggle for Freedom and Democracy in Uganda, London 1997, S. 54 ff.

71 Vgl. *Mudoola*, Role of the Army, S. 206.

Die ungebrochene Militarisierung der Politik gipfelte in der Machtübernahme der Militärkommission sechs Monate vor den für Dezember 1980 angesetzten Parlamentswahlen. Museveni war zwar Mitglied dieser Militärkommission, doch gewann die Obote-Fraktion um Stabschef David Oyite-Ojok und Armeekommandeur Tito Okello die Oberhand, womit eine Marginalisierung ehemaliger FRONASA-Kämpfer in der UNLA verbunden war.⁷² Im Mai 1980 kehrte Obote als Präsidentschaftskandidat des UPC nach Uganda zurück. Im Wahlkampf verhöhnte er seinen Hauptkonkurrenten Paulo Ssemogerere von der DP als einen Kandidaten ohne Armee.⁷³

UPC und DP waren wie schon in den 1960er-Jahren die beiden stärksten Parteien mit den gleichen regionalen Schwerpunkten wie zuvor. Die Parlamentswahlen von 1980 wurden letztlich von der regierenden Militärkommission entschieden, die die Auszählung der Stimmen unterbrach, vermutlich die Ergebnisse einiger Wahlkreise umdrehte und schließlich dem UPC 72, der DP aber nur 51 Parlamentssitze zuwies.⁷⁴ Das von Museveni im Juni 1980 gegründete *Uganda Patriotic Movement* (UPM) mit regionalem Schwerpunkt im Südwesten des Landes erhielt nur einen Sitz und war ebenso chancenlos wie die ohne Parlamentssitz gebliebene *Conservative Party*, die als Nachfolgepartei der *Kabaka Yekka* um Unterstützung monarchistischer Wähler in Buganda geworben hatte. Mit den Wahlen wurde die von westlichen Geberländern geforderte Mehrparteiendemokratie formell zwar eingeführt, doch blieb das Militär der entscheidende Machtfaktor. Schon vor seiner erneuten Vereidigung als Präsident hatte Obote in einem Interview der BBC am 13. Dezember 1980 angekündigt, dass er etwaigen Widerstand gegen seine Wahl mit militärischen Mitteln bekämpfen wolle und beschrieb damit gleichzeitig die politische Aufgabe des Militärs in Uganda seit dem Beginn des Kolonialismus: »I don't think Uganda is threatened by her neighbours; I can't see any neighbour wanting to invade Uganda. So the issue is not the external problem; it is internal security. And that is not a police job, it is an army job.«⁷⁵

Dennoch entschied sich der um den Wahlsieg betrogene DP-Kandidat Ssemogerere, die Rolle eines von Obote vorerst geduldeten Oppositionsführers im Parlament anzunehmen. Museveni aber nutzte die Wahlmanipulationen als Rechtfertigung, um mit einer kleinen Gruppe von Soldaten ab 1981 einen Guerillakrieg gegen die Regierung Obote zu beginnen. Hauptoperationsgebiet dieser anfangs sehr kleinen *National Resistance Army* (NRA) unter Yoweri Museveni⁷⁶ war nicht dessen Heimatregion Ankole, sondern das nördlich von Kampala gelegene sogenannte Luwero-Dreieck in Buganda. Museveni vertraute auf die seit der Buganda-Krise von 1966 gefestigte und in den Wahlen von 1980 bestätigte Ablehnung Obotes in Buganda.

Die NRA führte aus der geografischen Mitte des Landes einen Guerillakrieg gegen die militärisch ungleich stärkere Regierungsarmee UNLA, konnte diesen Krieg aber nach fünf Jahren dennoch gewinnen. Obote wie auch seine überwiegend aus Norduganda stammende Armee hatten schon in den 1960er-Jahren Buganda als Feindesland betrachtet. Im Krieg im Luwero-Dreieck in den frühen 1980er-Jahren griff die überwiegend aus Acholi-Soldaten bestehende UNLA, geprägt von ihrem Überlegenheitsgefühl des mar-

72 Vgl. Edward A. Brett, Neutralising the Use of Force in Uganda. The Role of the Military in Politics, in: *Journal of Modern African Studies* 33, 1995, S. 129–152, hier: S. 141 f.

73 Vgl. Mutibwa, Uganda since Independence, S. 150.

74 Zu den Wahlmanipulationen vgl. Samwiri R. Karugire, Roots of Instability in Uganda, Kampala 1996, S. 98 ff.

75 Zitiert in: Omara-Otunnu, Politics and the Military, S. 157.

76 Zur Geschichte der NRA vgl. Pascal Ngoga, Uganda: The National Resistance Army, in: Christopher Clapham (Hrsg.), African Guerillas, Oxford 1998, S. 91–106; Ondoga ori Amaza, Museveni's Long March from Guerilla to Statesman, Kampala 1998; Frank Schubert, »Guerillas Don't Die Easily«: Everyday Life in Wartime and the Guerilla Myth in the National Resistance Army in Uganda, 1981–1986, in: *International Review of Social History* 51, 2006, S. 93–111.

tial tribe, nun zu einer brutalen *counter-insurgency*, also einer ›Aufständischenbekämpfung‹, wie sie schon die ehemaligen Kolonialherren zum Beispiel in Kenia in den 1950er-Jahren betrieben hatten. Dies führte einerseits zu einem weiteren Legitimationsverlust der Regierung Obote in Buganda und anderen Landesteilen im Süden und Westen Ugandas. Andererseits konzentrierte sich die UNLA häufig mehr auf Plünderungen der Dörfer im Luwero-Dreieck als auf die Bekämpfung der NRA und scheiterte somit nicht nur politisch, sondern auch militärisch. Die NRA hingegen wurde von der Bevölkerung zunehmend toleriert, konnte im Luwero-Dreieck Guerillakämpfer rekrutieren und so überleben, bis Mitte 1985 innere Zerwürfnisse zwischen Obote und der Armeeführung auch über die Kriegsführung im Luwero-Dreieck offen zu Tage traten.⁷⁷

Im Juli 1985 wurde Obote – wie schon 1971 – von seinen Armeekommandeuren gestürzt. Das folgende sechsmonatige Militärregime unter Tito Okello konnte weder den Krieg mit der NRA militärisch beenden, noch einen politischen Kompromiss mit der NRA herstellen, denn die NRA hatte nach dem Okello-Putsch Teile Westugandas erobert und war militärisch erstarkt. Trotz eines auf Druck des kenianischen Präsidenten Daniel Arap Moi in Nairobi im Dezember 1985 abgeschlossenen Friedensvertrags mit der Okello-Regierung entschied sich die NRA für die Fortsetzung des Krieges. Ein politischer Ausgleich mit den alten Politikern des Nordens schien der NRA-Führung ebenso wenig denkbar wie die in Nairobi beschlossene gemeinsame Armee mit den Soldaten des *martial tribe*.⁷⁸ Die NRA eroberte Ende Januar 1986 Kampala und kontrollierte nur wenige Wochen später das gesamte Land. Museveni wurde zum Präsidenten Ugandas ernannt und ist es bis heute geblieben.

Der Krieg im Luwero-Dreieck wird auch in Uganda häufig als ein Krieg Nordugandas gegen Süduganda, des *martial tribe* gegen die Baganda bezeichnet. Ausgangspunkt für diesen Krieg waren jedoch keine angeblich typisch afrikanischen ›Stammeskonflikte‹, sondern ein Machtkampf politischer Eliten, wobei sich Museveni und die NRA – anders als Ssemogerere und die DP – zum Krieg entschlossen. Interviews mit Zivilisten aus dem Luwero-Dreieck belegen, dass die dortige Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit keinen Krieg wollte.⁷⁹ Der NRA gelang es deshalb im Laufe des Krieges, die historischen Erfahrungen und negativen Erwartungen eines Teils der Bevölkerung im Kriegsgebiet für sich zu mobilisieren, weil die Regierung Obote sich nicht um eine Mäßigung der Regierungsarmee oder gar um politische Zustimmung im Kriegsgebiet bemühte. Die historische Entwicklung von ethnischen Antagonismen in Uganda seit dem frühen Kolonialismus ist daher an sich keine hinreichende Erklärung für den Krieg im Luwero-Dreieck, bildet aber als historischer Hintergrund wichtige Bezugs- und Interpretationsmuster, die bei den Konfliktparteien großen Einfluss auf Kriegsverlauf, Gewaltintensität und Mobilisierungsmöglichkeiten hatten.

Vor diesem Hintergrund ist die Machtübernahme der NRA 1986 insofern ein Bruch in der nachkolonialen Geschichte Ugandas, als die politische Macht nunmehr eindeutig im Süden Ugandas lag und die Acholi als *martial tribe* die Kontrolle über die Armee verloren. In der zur Regierungsarmee umgeformten NRA dienten zwar nach wie vor viele Soldaten aus Norduganda, doch die Armeeführung bestand zu großen Teilen aus Offizieren aus dem Südwesten Ugandas.

Mit der Regierung Museveni war aber keine Rückkehr zur Sonderrolle Bugandas verbunden, obwohl eine Reihe von Politikern aus Buganda dies als »Friedensdividende« und

77 Zur Geschichte des Krieges im Luwero-Dreieck vgl. Frank Schubert, »War Came to Our Place«: Eine Sozialgeschichte des Krieges im Luwero-Dreieck, Uganda 1981–1986, Dissertation Universität Hannover 2005.

78 Zum Inhalt des Friedensvertrages von Nairobi vgl. Omara-Otunnu, *Politics and the Military*, S. 186 ff.

79 Vgl. Schubert, *Sozialgeschichte*, S. 140 ff.

Kompensation für die Leiden der Bevölkerung im Luwero-Dreieck gefordert hatten. Im Gegensatz zur *Conservative Party*, die bei den Wahlen 1980 nur geringen Zuspruch erfahren hatte, gelang es den Royalisten Bugandas in den frühen 1990er-Jahren, die Idee einer »Retraditionalisierung« durch Wiedereinführung des Königtums zu popularisieren. Die Regierung Museveni machte zwar 1993 das Zugeständnis, dass Ronald Mutebi, Sohn des letzten *Kabaka* Mutesa II., zum *Kabaka* gekrönt wurde, doch war dessen Position mit dem Begriff des »kulturellen Oberhaupt« definiert.⁸⁰ Ein politisches Königtum, gar mit einem teil-föderalen System wie in den frühen 1960er-Jahren, lehnte die Regierung Museveni ab. Derartige Forderungen blieben jedoch in den folgenden Jahren auf der politischen Agenda und werden es vermutlich auch in Zukunft bleiben.

In den frühen 1990er-Jahren galt Uganda bei den westlichen Geberstaaten als eine hoffnungsvolle *turn-around-story* Afrikas, wobei sich dies in erster Linie auf eine rasche wirtschaftliche Rekonstruktion bezog und weniger auf eine schnelle Demokratisierung politischer Prozesse – nach einer mehrjährigen Phase ohne rechtlich abgesicherte politische Opposition und einem langen Prozess der Verfassungskonstruktion fanden freie Präsidentschafts- und Parlamentswahlen erst zehn Jahre nach Machtübernahme der NRA im Jahre 1996 statt. Doch die Rekonstruktion fand nur in den südlichen Landesteilen statt. In Norduganda, vor allem in Acholi, konnte von einer politischen Stabilisierung oder einem wirtschaftlichen Wiederaufbau keine Rede sein. Die Regierung Museveni hat hier nie großen Rückhalt gewinnen können. Seit Mitte 1986 sind bewaffnete Rebellen Gruppen in Norduganda aktiv, erst bestehend aus versprengten Soldaten der früheren UNLA, danach im *Holy Spirit Movement* unter Alice Lakwena⁸¹ und seit Ende der 1980er-Jahre in der sogenannten *Lord's Resistance Army* von Joseph Kony, die mit großer Brutalität gegen die Zivilbevölkerung vorgeht.⁸² Das ebenfalls oft brutale Vorgehen der Regierungsmiliz wird in Acholi häufig als Rache des Südens am Norden bezeichnet. In dieser Interpretation finden die politischen Gegensätze zwischen Nord- und Süduganda bis heute ihre Fortsetzung, allerdings unter anderen Vorzeichen als in den 1960er-Jahren. Mit dem für Uganda oft benutzten Attribut »Musterland« wurden in den 1990er-Jahren diese Entwicklungen in Norduganda ausgeblendet und damit der koloniale Blick auf Uganda reproduziert, der sich stets auf den Süden konzentriert und Norduganda keine größere Bedeutung zugebilligt hatte. Seit Ende der 1990er-Jahre haben viele Ugander auch im Süden die Hoffnungen auf strukturelle politische Formen aufgegeben. Das Handeln der Regierung Museveni wird zunehmend als bloße, auf das Militär gestützte Machterhaltungsstrategie wahrgenommen. In seiner Rhetorik und seinem Umgang mit politischem Dissens scheint auch Museveni dem »conquest syndrome« seiner Vorgänger zu folgen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass sich in den politischen Entwicklungen Ugandas, von einer Destabilisierung politischer Strukturen in den 1960er-Jahren bis hin zu den mit enormer Brutalität geführten Bürgerkriegen, politische Strukturen und Verhaltensweisen politischer Akteure erkennen lassen, die auf die Kolonialherrschaft zurückgehen. Aus der Kolonialherrschaft lassen sich zwar keine historischen Unvermeidbarkeiten oder Zwangsläufigkeiten ableiten, die letztlich zu Bürgerkriegen führen mussten, worauf schon die weit weniger konfliktreiche postkoloniale Geschichte einer Reihe anderer afrikanischer Staaten verweist. Dennoch gibt es ein koloniales Erbe, das zumindest in Uganda vor allem durch Ethnofunktionalismus und ethnische Hierarchisierungen die Grundlage für politische Instabilität und Gewalt gelegt hat.

80 Vgl. *Apolo R. Nsibambi*, The Restoration of Traditional Rulers, in: *Holger Bernt Hansen/Michael Twaddle* (Hrsg.), *From Chaos to Order. The Politics of Constitution-Making in Uganda*, Kampala 1994, S. 41–60.

81 Vgl. *Heike Behrend*, *Alice und die Geister. Krieg im Norden Ugandas*, München 1993.

82 Vgl. *Tim Allen*, *Trial Justice. The International Criminal Court and the Lord's Resistance Army*, London 2006.

Robert Heinze

»Decolonising the Mind«

Nationalismus und *Nation Building* im Rundfunk in Namibia und Sambia

»Decolonising the Mind« überschrieb Ngugi wa Thiong'o seinen bekannten Essay, in dem er die – zumindest teilweise selbst auferlegte – Benutzung der von den Kolonialmächten eingeführten Sprache als eine Form des Kulturimperialismus bezeichnet, der Afrikaner daran hindert, ihre neugewonnene Freiheit auch kulturell auszuüben. »Language carries culture, and culture carries, particularly through orature and literature, the entire body of values by which we come to perceive ourselves and our place in the world.«¹ Zur (Rück-) Gewinnung ihrer kulturellen Identität, so Ngugi, müssten die afrikanischen Schriftsteller (an die er sich richtet) beginnen, in ihren jeweiligen Muttersprachen zu schreiben.

Was für eine Rolle spielte die Frage der Kultur, besonders der nationalen Kultur, in einem Medium, das wegen der relativ wenig aufwendigen Infrastruktur und weil es zum Konsum keiner Alphabetisierung bedurfte, eine wesentlich weitere Verbreitung fand als literarische Werke (abgesehen von den unter anderem von Ngugi produzierten Theaterstücken)? Will man das Problem der Dekolonisierung umfassend untersuchen, genügt der Blick auf den Prozess der politischen Befreiung afrikanischer Staaten von der kolonialen Herrschaft nicht. Neben vielfältigen Formen neokolonialer, speziell ökonomischer Abhängigkeiten und dem Versuch ihrer Überwindung gehört auch die Dekolonisierung der »Hearts and Minds«² und ihre kulturellen Aspekte ins Zentrum der Untersuchung.³ In diesem Beitrag soll insbesondere danach gefragt werden, welche Rolle das Medium Radio im – politischen und soziokulturellen – Prozess der Dekolonisierung spielte. Dazu werden einige Überlegungen zur Funktion des Radios in kolonialen und postkolonialen Gesellschaften in Afrika vorangeschickt, bevor die verschiedenen Formen des Nationalismus und des *nation building*, also der Umsetzung dieser Konzepte mit dem Ziel der Herstellung einer politischen und sozialen Einheit, am Beispiel des Rundfunks in Namibia und Sambia näher untersucht werden.

I. RADIO IN AFRIKANISCHEN KONTEXTEN

Die Geschichte des Radios in afrikanischen Staaten ist zunächst die Geschichte eines Propagandamediums. Bei allen Einschränkungen, die für diese grundsätzliche These gelten, muss dennoch betont werden, dass Regierungen – sowohl koloniale als auch postkoloniale

1 Ngugi wa Thiong'o, *Decolonising the Mind. The Politics of Language in African Literature*, Oxford 2005 (1986), S. 16.

2 Die Formulierung einer »hearts and minds campaign«, zuerst von britischen Einheiten in Malaysia während des Ausnahmezustands 1948–1960 im Zusammenhang mit einer Hilfskampagne benutzt, die die Bevölkerung auf ihre Seite bringen sollte, und durch Lyndon B. Johnsons Formulierung »the ultimate victory will depend upon the hearts and the minds of the people who actually live out there« im Zusammenhang mit dem Vietnamkrieg berühmt geworden, wird mehrfach im vorliegenden Sample von Interviews erwähnt, von Journalist/innen der *Voice of Namibia* genauso wie von Rundfunkmitarbeiter/innen der kolonialen und nachkolonialen staatlichen Stationen in beiden Ländern. Vgl. u. a. Interview Sackey Namugongo, 11.08.2006: »The battle [was] to win the hearts and minds of the people«.

3 Vgl. z. B. Ali Mazrui (Hrsg.), *Africa since 1935*, Berkeley 1999.

– ebenso wie Befreiungsbewegungen das Radio oft als Propagandamedium, das heißt, dass sie es als Instrument der Vermittlung einer bestimmten Politik wahrnahmen und es entsprechend zu nutzen versuchten. Aufgrund der preiswerten und leichter instand zu haltenden Geräte, der mit weniger Aufwand aufzubauenden und aufrechtzuerhaltenden Infrastruktur und der billigeren Produktion von Programmen ist das Radio in den meisten afrikanischen Staaten bis heute dem Fernsehen als Medium überlegen. Die hier untersuchten Radiostationen waren unter Kontrolle der jeweiligen Regierungen und/oder Parteien, und der größte Teil ihrer Programme war auf diese Funktion hin konzipiert. Nicht nur eine nationale Identität sollte über das Radio transportiert werden, viele Programme waren auch auf die Vermittlung einer Modernisierungsideologie zugeschnitten, die über die spätkoloniale Phase hinaus auch nach der Unabhängigkeit Bestand hatte. Dazu kommen noch oft in Verbindung mit internationalen Nichtregierungsorganisationen (NGOs) ausgearbeitete Programme, die eine ganz bestimmte Idee von Entwicklung propagierten. So sollte beispielsweise das von der Unesco in Indien zuerst erprobte, später auch in Sambia wie in vielen Ländern der »Dritten Welt« eingesetzte »Radio Farm Forum« den auf Subsistenzwirtschaft ausgerichteten Bauern bei der Einführung neuer Techniken für mehr und sicherere Erträge helfen, war aber vor allem auf den Anbau von *cash crops* zur kapitalistisch organisierten Landwirtschaft ausgerichtet.⁴

Die Frage nach Kontrolle über Infrastruktur und Inhalt ist aber nicht die einzige, die sich im Zusammenhang mit Medien in afrikanischen Gesellschaften stellt. Vor den medialen Hierarchien auf nationaler Ebene steht, wie Francis Nyamnjoh formuliert, eine »imposed hierarchy of national and world cultures, and also of the cultural industries that have opted for routinisation, standardisation and homogenisation of media content.«⁵ Diese kulturelle Hierarchie ist zunächst das Ergebnis eines Ungleichgewichts im globalen Informationsfluss. Im Kontext der afrikanischen Massenmedien ist vor allem nach der Verbreitung und den Wegen von Nachrichten im globalen Zusammenhang zu fragen. Europäische und amerikanische Nachrichtenagenturen kontrollieren den globalen Nachrichtenfluss. Für viele afrikanische Medien heißt die Abhängigkeit von Reuters oder AFP, dass deren Nachrichtenprioritäten übernommen werden müssen. Dies bedeutet, dass in afrikanischen Massenmedien wichtige Nachrichten über politische oder gesellschaftliche Ereignisse selbst der Nachbarländer bis heute kaum vorkommen, da die Prioritäten der Agenturen auf Ereignissen im Westen liegen. Zudem laufen auch die Nachrichten aus dem afrikanischen Kontinent durch den europäischen Filter der Journalisten/innen oder Redakteure/innen und kommen in afrikanischen Ländern oft in der gleichen verzerrten Weise an wie in europäischen.⁶ Dazu kommt, dass in den hier untersuchten Fällen viele

4 Das Programm war, gemessen an den von der Unesco selbst gesetzten Standards, sehr erfolgreich. Vgl. National Archives of Zambia, Shelf 19, Box 138 (im Folgenden wiedergegeben als NAZ 19/138): Radio Farm Forum; David M. Sibalwa, Zambia: The Radio Farm Forum, in: Richard Siaciwena (Hrsg.), *Case Studies of Non-Formal Education by Distance and Open Learning*, Vancouver 2000, S. 114–133.

5 Francis Nyamnjoh, *Africa's Media, Democracy and the Politics of Belonging*, London/Pretoria 2005, S. 2.

6 Eine leichte Änderung ist eingetreten, seit auch die chinesische Nachrichtenagentur Xinhua auf den afrikanischen Markt vordringt. Dadurch werden zumindest mehr Nachrichten aus den Ländern des globalen Südens aufgenommen, zum Beispiel in der wichtigsten sambischen Tageszeitung *The Post*. Vgl. den Internetauftritt der sambischen Tageszeitung *The Post*, URL: <<http://www.postzambia.com>> [23.6.2008]. Das heißt natürlich nicht, dass die Berichterstattung der chinesischen Agentur nicht ebenfalls ein verzerrtes Bild von den Vorgängen in afrikanischen Staaten transportieren kann. Die NGO Reporter ohne Grenzen bezeichnet die regierungseigene Xinhua als »The World's biggest Propaganda Agency« und weist anhand von Interviews mit Korrespondenten/innen nach, dass diese oft nicht die Möglichkeit haben, weitergehend zu recherchieren, und viele Nachrichten entweder einfach aus dem Fernsehen übernehmen oder sogar

Inhalte direkt von europäischen Stationen übernommen werden, insbesondere von der BBC oder der Deutschen Welle. Dies führt auch heute noch dazu, dass vor allem ein Großteil des Fernsehprogramms von nicht selbst produzierten Inhalten bestimmt wird. Dies allein als »Kulturimperialismus«, eine kulturelle Vorherrschaft des »Westens« (bzw. des globalen Nordens) über die »Dritte Welt« (den globalen Süden), zu sehen, wäre jedoch verkürzt. Neben der Tatsache, dass inzwischen auch viele Inhalte von »Süd zu Süd« getauscht werden (z. B. lateinamerikanische Telenovelas im namibischen Fernsehen), werden dabei, und das ist im Kontext dieses Artikels wichtig, vielfältige Möglichkeiten der Rezeption übersehen: Auch afrikanische Publika übernehmen keineswegs einfach direkt die ihnen präsentierten Inhalte und kulturellen Werte, sondern sie rezipieren sie in einem eigenständigen Akt der Um- und Neuinterpretation.⁷

Im Falle Sambias hatte die BBC bis weit nach der Unabhängigkeit des Landes und der Übernahme des sambischen Rundfunks gute Kontakte zu eben diesem und versuchte auch, sie zu nutzen.⁸ Zusätzlich zu diesen direkten Einflüssen waren die Journalisten/innen der ersten Generation in Europa ausgebildet worden, nach europäischen Standards: Recherche, Aufnahmen, die Produktion von Sendungen, verschiedene Sendeformen wie Features, Interviews, Nachrichten, Hörspiele wurden den Journalisten/innen von Europäern nach europäischen Standards beigebracht. Diese trugen sie mit in den afrikanischen Rundfunk.⁹ Es blieb ihnen selbst überlassen, mit dem Vorgefundenen kreativ umzugehen und eigene, auf ihr Publikum zugeschnittene Standards und Stile zu entwickeln. So erklärt der Reporter Dennis Liwewe, er habe einen eigenen Stil als Fußballkommentator entwickelt, der stärker auf die sambischen Hörer zugeschnitten war. Sprecher wie Edward Kateka hatten schon in den frühen Fünfzigerjahren eigene Wege gefunden, ihr Publikum anzusprechen. Deutlicher wird dieser eigene Stil bei den Hörspielproduzenten Edwin Mlongoti und Julius Chongo. Beide hatten Erfahrung als Geschichtenerzähler, die sie in ihre Rundfunkarbeit übertrugen. Chongo wurde mit seinem Programm »Poceza M'Madzulo« (»Geschichten am Abend«) zu einer Berühmtheit im ChiNyanja-Dienst. Es gelang ihm, das eigentlich soziale Ereignis des Geschichtenerzählens, das zum großen Teil von einer (audiovisuellen) Kommunikation zwischen Erzähler und Publikum lebt, mit verschiedenen Stilmitteln in das einseitige Medium Radio zu übertragen.¹⁰

direkt angehalten werden, Verlautbarungen China gewogener Regierungen (wie in Birma) zu übernehmen. Reporters Without Borders, Xinhua: The World's biggest Propaganda Agency, Paris 2005. Afrikanische Agenturen wie die von der OAU (heute African Union, AU) gegründete *Pan African News Agency* oder der Internetdienst *Africa Online* bieten eine Alternative, sind aber inzwischen nicht mehr so stark verbreitet. Zum ungleichen Informationsfluss vgl. Jörg Becker, *Information und Gesellschaft*, Wien 2002.

7 Vgl. u. a. Lila Abu-Lughod/Faye D. Ginsburg/Brian Larkin (Hrsg.), *Media Worlds. Anthropology On New Terrain*, Berkeley/Los Angeles etc. 2002; John Tomlinson, *Cultural Imperialism: a critical Introduction*, Baltimore 1995.

8 Vgl. hierzu die entsprechenden Aktenbestände im BBC Written Archive Centre: BBC WAC, E 44/32/1–3. Nachrichtensendungen der BBC waren bis zum Juli 1966 übernommen worden. Vgl. BBC Survey of World Broadcasts (BBC SWB), ME/W375/B/2.

9 Einige Interviewpartner sprechen bis heute klar artikuliertes, perfektes Oxford English. Andererseits gab es allerdings Beschwerden von Hörern, die Oxford English gar nicht richtig verstehen konnten. Vgl. Interview Charles Muyamwa, 26.09.2006; Interview Frank Mutubila, 09.01.2008.

10 Vgl. Interview Dennis Liwewe, 11.01.2008. Vgl. Ernst Wendland, *From the Eyes of a Girl to the Eyes of a Goat: Julius Chongo's Visualization of Dramatic Narrative for an Invisible Radio Audience*, in: *Research in African Literatures* 37, 2006, H. 2, S. 98–123; Ernst Wendland/Julius Chongo, *Poceza M'Madzulo. Some Chinyanja Radio Plays of Julius Chongo with English Translations*, Michigan 2004. Zu Kateka und Mlongoti vgl. Peter Fraenkel, Wayalessi, London 1959, S. 40 f. Ein Überblick über das Thema findet sich bei Debra Spitulnik, *Electronic Media and Oral Traditions*, in: Philip M. Peek/Kwesi Yankah (Hrsg.), *African Folklore. An Encyclopedia*, London 2004, S. 109–113.

Zu diesen, für die meisten afrikanischen Länder geltenden Rahmenbedingungen gesellte sich die spezielle Konstellation in der Region. Die Dekolonisationsprozesse im südlichen Afrika waren wesentlich von der ökonomischen und strategischen Relevanz der Region in globalem Rahmen geprägt. Dazu kam die Vorherrschaft der südafrikanischen und rhodesischen Apartheidregimes, die die Politik aller umliegenden Länder bestimmte.¹¹ Der Kampf um die Unabhängigkeit, in Sambia noch politisch geführt, entwickelte sich in Namibia, Simbabwe, Angola und Mosambik bald zum offenen Guerillakrieg. Während der Norden des besetzten Namibias zum Kriegsschauplatz wurde, entwickelte sich das frisch unabhängige Sambia zu einem der wichtigsten Unterstützer antikolonialer Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika. Das sambische wie das namibische Radio waren von den Bedingungen und Ausprägungen dieses regionalen Konflikts bestimmt.

So ist eine Geschichte des sambischen und des namibischen Radios ein wesentlicher Teil der Geschichte der Dekolonisation im südlichen Afrika. Während Sambia, bereits 1964 unabhängig geworden, für die unmittelbare Dekolonisierung steht, fand der Unabhängigkeitsprozess in Namibia im weiteren Rahmen der »Second wave of Democracy« statt, die 1990 durch Afrika schwappte. Damit stehen die beiden Länder auch an zwei zentralen Punkten des Demokratisierungsprozesses im subsaharischen Teil des Kontinents. Durch ihre Nachbarschaft waren sie gleichzeitig im antikolonialen Befreiungskampf verbunden. Dieser prägte beide Länder zwar auf sehr unterschiedliche Weise, doch Sambia war – als erster unabhängiger Staat in der Region – wichtiger Unterstützer der verschiedenen Befreiungsbewegungen und teilweise Schauplatz dieses Kampfes. Die Rundfunkstationen beider Länder waren dafür zentrale Instrumente, und so wie die regionale Situation die Stationen prägte, hatten sie wiederum – so in der Einrichtung der *External Services* im sambischen Rundfunk, die die Befreiungsbewegungen in die Region senden ließen – starken Einfluss auf die politischen und sozialen Dekolonisationsprozesse in der Region.

Wichtigste Aufgabe beider Senderkomplexe, also der Gesamtheit der an eine bestimmte Bevölkerung gerichteten Radiosender vor und nach der Dekolonisation, war die Mobilisierung der Bevölkerung für die jeweiligen Ziele. Diese reichten von der Kontrolle über die Bevölkerung und der Legitimierung einer völkerrechtswidrigen Besatzung bzw. einer mehr als unpopulären politischen Konstruktion über die Propagierung spätkolonialer Modernisierungsvorstellungen, die Vereinigung der Bevölkerung unter dem Dach eines neu gegründeten Nationalstaats bis hin zur Mobilisierung für vielfältige Formen des Befreiungskampfes.

Die Radiostationen – auch die hier untersuchten staatlichen Sender – sind dabei Teil einer Zivilgesellschaft im gramscianischen Sinn. Anstatt eine positiv bewertete – demokratische, antistaatliche, selbstorganisierte, emanzipatorische und meist europäisch verstandene – »zivile Gesellschaft« gegen den Staat und alles, was vom Staat kommt, auszuspielen, soll Zivilgesellschaft daher hier als Feld eines Kampfes um Hegemonie verstanden werden, um die »intellektuelle und moralische Führung«.¹² Zudem sind die gesellschaftspolitischen Strukturen in Afrika nicht gegeben; dort spielen informelle Netzwerke und ethnische, kulturelle oder regionale Lobbys oft eine größere Rolle als Nichtregierungsorganisationen: »We must provide theoretical space for the possibility of civil society in Africa taking other forms. Limiting ourselves to a simplistic opposition between ›modern‹ and ›traditional‹ forms of social organisation and human association might only idealise, exclude or obfuscate the social reality we are supposed to be analysing scientifically.«¹³

11 David Chanaiwa, Southern Africa since 1945, in: Mazrui, S. 249–281.

12 Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 8, Hamburg 1998, S. 1947.

13 Nyamnjoh, S. 29. Schärfere Kritik findet sich bei Patrick Chabal und Jean-Pascal Daloz: »[T]here is on the continent no genuine disconnection between a structurally differentiated state and a civil society composed of properly organized and politically distinct interest groups. The

Der Rundfunk in Sambia und Namibia, obwohl meist in staatlichem Besitz, sollte auf dieses Feld einwirken, um es den Interessen des Staates entsprechend zu formen. Gleichzeitig war er umstrittener Teil dieses Feldes, auf das Parteien, Regierungen und Öffentlichkeiten Einfluss zu nehmen suchten.

Die Untersuchung dieses Prozesses wirft Licht auf wesentliche Elemente kolonialer wie postkolonialer Ideologien und ihrer konkreten Vermittlung. Um diese Ideologievermittlung und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und politischem System präzise zu bestimmen, gilt es, den Rundfunk auf allen Ebenen zu analysieren. Nur eine umfassende Betrachtung der Sender, ihrer Programminhalte und der internen wie externen Faktoren, die auf sie Einfluss nahmen – institutionelle Vorgaben, Strukturen und Organisation, soziale Grundlagen der medialen Produktion, Formen der Zeichenübermittlung und Rezeptionssituation –, ermöglicht eine solche Bestimmung. Als grundlegende Orientierung hierfür dient Stuart Halls klassisches »Kodieren/Dekodieren«-Modell. Anknüpfend an Karl Marx' Beschreibung der Güterproduktion versteht Hall den Kommunikationsprozess »als ›komplexe, dominante Struktur‹ [...], die durch die Artikulation miteinander verbundener Praktiken entsteht, von denen jede in ihrer Unverwechselbarkeit erhalten bleibt und ihre spezifische Modalität, ihre eigenen Existenzformen und -bedingungen hat.« Die einzelnen Momente dieser Struktur sind: Produktion, Zirkulation, Distribution/Konsum, Reproduktion.¹⁴ Diese sollen hier am Beispiel der Vermittlung nationalistischer Konzepte und verschiedener Versuche des *nation building* im sambischen und namibischen Radio untersucht werden.

Diese beiden Begriffe sind hier zunächst chronologisch angeordnet, insofern als Nationalismus die mobilisierende Ideologie der Kolonialzeit darstellt, während sich *nation building* im vorliegenden Rahmen auf die Zeit nach der Unabhängigkeit bezieht.¹⁵ Nationalismus, folgt man der Definition, die Tony Emmett in Bezug auf Namibia entwickelte, ist »a form of political legitimacy which requires that communal or cultural boundaries coincide with political (principally state) boundaries, and is likely to arise in situations where there is an incongruence or tension between these two sets of boundaries.«¹⁶ Nationalistische Bewegungen forderten die Repräsentation der Mehrheit der Bevölkerungen der jeweiligen Kolonie im politischen System; einmal erreicht, wurde die nationalistische Mobilisierung durch ein wesentlich stärker auf den Staat bezogenes Wertesystem ersetzt: »Nation-building, therefore, is the widespread acceptance of the process of state-building;

current assumption about the emergence of such a recognizable civil society in Africa is thus misleading and derives more from wishful thinking or ideological bias than from a careful analysis of present conditions.« *Patrick Cabal/Jean-Pascal Daloz*, *Africa Works. Disorder as Political Instrument*, London 1999, S. 18. Vgl. zur »civil society« in Afrika auch *John Comaroff/Jean Comaroff* (Hrsg.), *Civil Society and the Political Imagination in Africa: Critical Perspectives*, Chicago 1999, und *Jean-Francois Bayart*, *Civil Society in Africa*, in: *Patrick Chabal* (Hrsg.), *Political Domination in Africa: Reflections on the Limits of Power*, Cambridge 1986, S. 111–114. Bayart bezieht sich in seinem *opus magnum* zum Staat in Afrika auf Gramscis Unterscheidung zwischen *société civile* und *société politique*, wie er auch an anderer Stelle mit gramscianischen Begriffen arbeitet. Vgl. *Jean-Francois Bayart*, *L'État en Afrique: La Politique du Ventre*, Paris 1989, S. 207.

14 *Stuart Hall*, Kodieren/Dekodieren, in: *ders.*, *Ideologie – Identität – Repräsentation* (Ausgewählte Schriften, Bd. 4), Hamburg 2004, S. 66–80. Vgl. auch *ders.*, Reflexionen über das Kodieren/Dekodieren-Modell. Ein Interview mit Stuart Hall, in: *ebd.*, S. 81–107.

15 Allerdings können auch Aspekte des *nation building* in die Kolonialzeit zurückverfolgt werden. Vgl. *Crawford Young*, *The African colonial state in comparative perspective*, New Haven 1994.

16 *Tony Emmett*, *Popular Resistance and the Roots of Nationalism in Namibia, 1915–1966*, Basel 1999, S. 1 f.

it is the creation of a political community that gives a fuller meaning to the state.«¹⁷ *Nation building* ist damit wesentlich durch den Bezug auf den Staat definiert; es ist eine vor allem von staatlichen Institutionen durchgeführte Praxis, die der Integration der Bevölkerung ins politische System dienen soll. Der Nationalismus der Kolonialzeit dagegen ging vor allem von nichtstaatlichen Institutionen aus, die sich auf dem Feld der Zivilgesellschaft bewegten.¹⁸

II. »UNIFYING THE PEOPLE«: NATIONALISMUS IM RADIO DER KOLONIALZEIT

»[...] that was the cornerstone of our radio service in propaganda, in psychological warfare. [...] This message [...] must have all the ingredients: Unifying the people. Inform the people about the importance of unity. [...] Tell them how bad is apartheid.«¹⁹

Rundfunk in Nordrhodesien

Das Verhältnis des kolonialen Rundfunks zur Frage der nationalen Einheit war komplex. Der von den kolonialen Autoritäten in Nordrhodesien Ende der 1940er-Jahre offiziell als *Central African Broadcasting Station* (CABS) gegründete Rundfunk diente den Interessen der Kolonialregierung: Zunächst sollten die kolonialen Untertanen ruhiggestellt und sollte verhindert werden, dass sich unzufriedene Massen an anderen Ideologien orientierten, die zu Unruhen hätten führen können.²⁰ Ein Interesse daran, die angesprochenen »Africans« zu einer Nation zu vereinen, bestand daher nicht. Allerdings richtete sich der Rundfunk an eine geografisch definierte Bevölkerungsgruppe, die also formal zusammengekommen war, und konstruierte eine Hörerschaft, die in den geografischen Grenzen Nordrhodesiens lebte. Deutlicher wurde die Politik, als die drei Kolonien in die *Federation of Rhodesia and Nyasaland* zusammengelegt wurden. Nun galt es, ein politisches Konstrukt zu propagieren, das so offensichtlich auf die Interessen der weißen Bevölkerung angelegt war, dass es bei der afrikanischen Mehrheit der kolonialen Untertanen extrem unbeliebt war. Dies war die Zeit des Aufstiegs des *African National Congress* (ANC) in Nordrhodesien, der Radikalisierung unter der – von den Abtrünnigen um Kenneth Kaunda und Simon Kapwepwe gegründeten – *United National Independence Party* (UNIP) sowie der Streiks, Boykotte und »Cha-Cha«-Kampagnen. Nachdem die CABS sich fünf Jahre lang speziell durch die Einstellung afrikanischer Journalisten / innen und Sprecher/innen, durch deren Ausbildung und durch die Entwicklung populärer Programme ebenso wie durch einigermaßen unabhängige Berichterstattung (in den Grenzen der kolonialen Zensur) das Vertrauen der Hörer erarbeitet hatte²¹, wurde dies 1953 mit der Vorgabe von oben, Propaganda für die unbeliebte Föderation zu betreiben, schlagartig zu-

17 J. Isawa Elaigwu, Nation-building and changing political structures, in: Mazrui, S. 435–467, hier: S. 439.

18 Vgl. Young, S. 236–241. Auch Young bezieht sich auf eine gramscianische Tradition des Begriffs, wenn er mit Jean-Francois Bayart die »relational dimension and the heterogeneity of both state and civil society as juxtaposed entities« betont. Vgl. ebd., S. 221, und Bayart.

19 Interview Sackey Namugongo 11.08.2006.

20 »We believed that if broadcasting could reach the masses, it could play a great part in the sensible enlightenment of the masses and help to avoid the tragic consequences produced in some colonies, where the native population consists of a handful of formally educated »intelligentsia« and a completely ignorant mass, easily misled by discontented agitators of the »intelligentsia« class.« Harry Franklin, Report on the Development of Broadcasting to Africans in Central Africa, Lusaka 1950, NAZ 20/170: ZBC, S. 7.

21 Für eine – autobiografische – Beschreibung der CABS, ihres Programms, der Strukturen und ihres Verhältnisses zur Hörerschaft vgl. Peter Fraenkel, Wayaleshi, London 1959.

nichte gemacht. Da die Hörer nicht glauben konnten, dass die Journalisten/innen der CABS, insbesondere die schwarzen, eine derartig offensichtliche Herrschaftssicherung der weißen Minderheit aus eigenem Willen vertreten würden, liefen bald Gerüchte um, diese seien *banyama*, gebissen von Vampiren, die ihnen die Willenskraft aussaugten, so dass sie die Föderation unterstützten.²² 1958 wurde die CABS aufgelöst und die Studios, Journalisten/innen und Sprecher/innen in die neu gegründete, nach Salisbury verlegte *Federal Broadcasting Corporation* (FBC) eingegliedert.

Der koloniale Rundfunk war unterteilt in einen *European Service*, der von Salisbury aus sendete, und einen *African Service*, der weiterhin aus den Studios in Lusaka betrieben wurde. Dieser *African Service* sendete teilweise auf Englisch, teilweise in ChiBemba, ChiNyanja und SiLozi, also den Sprachen, die vor allem im urbanisierten Kupfergürtel und entlang der Eisenbahnlinie von Livingstone nach Kitwe gesprochen wurden. Die FBC hatte nun einen anderen Schwerpunkt im Programm: Vermittlung einer spätkolonialen Modernisierungsideologie und des Angebots an die afrikanische Bevölkerung, an den Annehmlichkeiten dieser Modernisierung teilzuhaben.²³ Afrikanische Politik, zum Beispiel die Erfolge des ANC oder der UNIP, spielte erst eine Rolle im Programm, nachdem diese Parteien 1962 das erste Mal in die politischen Institutionen eingebunden wurden. Doch auch die Wahlberichterstattung favorisierte die pro-föderale und die Interessen der europäischen Siedler vertretende *United Federal Party* (UFP), so dass ANC und UNIP eigene Sender im Ausland einrichteten.²⁴ Das täglich gesendete, einstündige Programm des UNIP-Senders bestand aus Nachrichten in Englisch, ChiNyanja, ChiShona und IsiNdebele und zielte damit durchaus auch über Nordrhodesien hinaus auf die Bevölkerungen in Südrhodesien (die mehrheitlich ChiShona und IsiNdebele sprachen). Dazu kamen Featureprogramme, Interviews mit »Nationalisten« (also UNIP-Repräsentanten), Musikprogramme und das regelmäßige Abspielen der sambischen Nationalhymne.²⁵

Erst mit der Auflösung der *Federation* im Herbst 1963 änderte sich dies. Die Studios der FBC in Lusaka wurden an eine neu geschaffene Institution übertragen, die *Northern Rhodesian Broadcasting Corporation* (NRBC), die zum 1. Januar 1964 den Betrieb aufnahm mit dem Ziel, eine funktionsfähige Station für das unabhängige Sambia aufzubauen. Auch die NRBC hielt an der Modernisierungsideologie fest, verband dies jedoch nicht mehr mit dem Versprechen, der afrikanischen Bevölkerung den richtigen Weg zu zeigen. Vielmehr wurde jetzt die Modernität des bald unabhängigen Staates beschworen. Damit einher ging die Aufnahme der politischen Ideen der afrikanischen Parteien – ANC und UNIP – in das Programm. Beide bekamen nun nicht nur Sendeplätze, sondern hatten

22 »How could the announcers broadcast ›bad news‹, news which displeased Africans, unless they had lost all their will-power? How else could they be made to read pro-Federation propaganda on the air?« Ebd., S. 202. Vgl. auch *Mwelwa Musambachime*, *The Impact of Rumour: The Case of the Banyama (Vampire Men) Scare in Northern Rhodesia, 1930–1964*, in: *The International Journal of African Historical Studies* 21, 1988, S. 201–215; *Luise White*, *Speaking with Vampires: Rumour and History in Colonial Africa*, Berkeley/London etc. 2000, S. 269–306.

23 Vgl. hierzu die vom Information Department herausgegebene Radiozeitschrift »Nshila«, 1958–1965 (NAZ Newspaper Collection).

24 Der ANC hatte von Radio Katanga ein Sendefenster bekommen, UNIP verfügte während der Wahlen 1962 und 1963 jeweils über feste Zeiten bei der *Tanganyika Broadcasting Corporation*, die ihr im Zuge der Solidarität Tanganyikas mit den afrikanischen Parteien und Befreiungsbewegungen zur Verfügung gestellt wurden. Vgl. *Tanganyika Broadcasting Corporation External Services*, 1962–64, UNIP Archives 16/1/8; »Radio Katanga to beam ANC views during election«, *Northern News* (NN), 17.08.1962; »Battle of the radio stations«, NN, 18.08.1962 (NAZ Newspaper Collection). Vgl. für eine Geschichte des UNIP-Senders in Tanganyika auch *Andrea S. Masiye*, *Singing for Freedom*, London 1977.

25 Die Nationalhymne »Stand and Sing of Zambia, Proud and Free«, gesungen nach der Melodie von »Nkosi Sikelel'i Afrika«, war zu diesem Zeitpunkt schon in Gebrauch der UNIP.

über parteipolitisch engagierte Journalisten/innen auch indirekten Einfluss auf das alltägliche Programm. Dadurch hielt in der NRBC ein afrikanischer Nationalismus Einzug, der vorher nicht vorhanden gewesen war; dieser Nationalismus – unter Ägide der jeweiligen Partei – war bis dahin nur in den Programmen der nicht überall in Sambia zu empfangenden externen Sender von Bedeutung gewesen. Ausgangspunkt dieses Nationalismus war die Einheit der afrikanischen Bevölkerung Sambias im Kampf um *majority rule*, also die Herrschaft der (afrikanischen) Mehrheit.

Propagandakrieg um ›Südwestafrika‹

Ähnlich gestaltete sich der Nationalismus der namibischen Befreiungsbewegung SWAPO (*South-West Africa People's Organisation*). Allerdings galten hier andere Umstände: Die südafrikanische Besatzung Namibias stellte ein wesentlich anderes System dar als die britische Kolonialherrschaft. Seit 1966 war die Besatzung illegal, nachdem die Vereinten Nationen (UN) Südafrika das Mandat entzogen hatten. Drei Jahre danach begann Südafrika damit, *Radio Bantu* auf Namibia auszuweiten. Die ideologische Ausrichtung des Dienstes wurde folgendermaßen umschrieben: »Radio Bantu was introduced to serve the seven Bantu peoples of the country, according to the nature, needs and character of each, and, by encouraging language consciousness among each of the Bantu peoples, to strengthen national consciousness.«²⁶ Deutlichere Worte fand ein interner Bericht: »[...] the purpose to introduce Radio Bantu was ›to counteract the warped and dangerous political, social and economic doctrines being propagated assiduously by agitators among the Natives, throughout the country‹ and from abroad.«²⁷ Die Spannung zwischen der offiziellen Sprachregelung und den tatsächlichen Motiven für die Einführung der verschiedenen Sprachdienste sollte bis zur Unabhängigkeit Namibias bestehen bleiben.

Tatsächlich sollten die drei zunächst in Namibia gegründeten Stationen – *Radio Herero*, *Radio Damara/Nama* und *Radio Ovambo* (erst später kamen *Radio Lozi* & *Radio Tswana* dazu) – wie die südafrikanischen Pendant die *homelands*-Politik der Apartheidregierung unterstützen, indem sie vor allem mit kulturellem Programm in den jeweiligen Sprachen die jeweiligen Eigenarten der ›Stämme‹ betonten. Damit sollte der schwarzen Bevölkerung ein kulturelles Betätigungsfeld gegeben, und sie sollte in kleine Gruppen aufgeteilt, kontrolliert und ruhiggestellt werden: »In Namibia one may say that radio broadcasting became another battalion in South Africa's ideological and war machine.«²⁸ Es wurde zu einer Zeit in Namibia eingeführt, als die SWAPO – mit Unterstützung aus den frisch unabhängig gewordenen portugiesischen Kolonien Mosambik und besonders Angola – militärisch stärker wurde und vor allem durch das Urteil des Internationalen Gerichtshofes in Den Haag und die folgende internationale Unterstützung sowie die Tatsache, dass ihnen unabhängige afrikanische Länder in immer größerer Nähe zu Namibia und Südafrika ihre Radiostationen zur Verfügung stellten, auch propagandistisch auf dem Vormarsch war.

1979, nachdem Südafrika auf dem Papier die UN-Resolution 435 von 1978 – die eine Unabhängigkeit Namibias in absehbarer Zeit vorsah – anerkannt hatte, wurde in Windhoek die *South West African Broadcasting Corporation* (SWABC) gegründet, die nominell unabhängig war, in der Realität jedoch direkt dem von Südafrika eingesetzten Generaladministrator unterstand. Sie hatte zwar einen Rundfunkrat (*Broadcasting Board*), der

26 D. Fuchs, Die Radio en die gesproke Woord, Tydskrif vir Geesteswetenskappe 9, 1969, S. 241, zit. nach Ruth Tomaselli/Keyan Tomaselli/Johan Muller, Currents of Power: State Broadcasting in South Africa, Colorado 2001, S. 95.

27 Jimmy N. Amupala, Development of Broadcasting in Namibia, Paper presented at the Press Centenary Celebration, Windhoek 1998, ohne Seitenangaben. Archiv Basler Afrika Bibliographien (BAB).

28 Amupala, Broadcasting in Namibia.

jedoch auch zunächst nur aus Weißen bestand (erst Mitte der 1980er-Jahre gelang es schwarzen Politikern der im Land anerkannten Parteien, in den Rat aufgenommen zu werden).²⁹ Dieser war jedoch machtlos und konnte kaum realen Einfluss auf das Programm nehmen. Die Mitglieder des Rundfunkrates konnten vom südafrikanischen Generaladministrator jederzeit nach Gutdünken entlassen werden.³⁰ De facto war die SWABC damit der verlängerte propagandistische Arm der Apartheidregierung in Namibia. Die Ideologie, die dahinterstand, wandelte sich im Gegensatz zur offenen *divide et impera*-Strategie früherer Jahre in den 1980er-Jahren. Ersetzt wurde sie durch eine Art Philosophie des *separate development*, die angeblich durch getrennte Entwicklung es jeder Gruppe ermöglichen sollte, sich in ihrem Sinne zu entwickeln, tatsächlich aber eine weichere Version der Apartheidideologie darstellte. Eines der ersten schwarzen Mitglieder des zur Wahrung des Scheins der Unabhängigkeit eingesetzten Rundfunkrates, Zedekia Ngavirue, erklärt diese »Philosophie«:

»[There was] a sort of philosophy that underlay their propaganda through the media, that if you brought people of different races and different ethnic groups together, each protecting its own interests, you'd have better security for the whole. [...] It's just like saying: the body corporate, the human being, is there to serve its parts, its limbs [...] rather than the other way round.«³¹

Verglichen mit dem Zitat über Radio Bantu kann hier festgestellt werden, dass die Propaganda, die über die SWABC transportiert wurde, zunächst im kulturellen Bereich alle Bevölkerungsgruppen (also auch die Weißen, die sich in Südwestafrika in englisch- und afrikaanssprachige Südafrikaner sowie Deutsche unterteilten) einer solchen Idee unterwarf, wobei allerdings die Trennung zwischen Weißen und Schwarzen auf der politischen Ebene immer bestimmend blieb.³² Seit der Resolution 435 musste zudem zumindest der Anschein aufrechterhalten werden, dass »Namibia« als eigene Nation behandelt wurde, ohne allerdings grundsätzliche Zugeständnisse zu machen. Dazu gehörte die Formation namibischer Parteien. Die *Democratic Turnhalle Alliance* (DTA), eine Partei, die 1977 aus einer seit 1975 in der sogenannten Turnhalle in Windhoek tagenden Konferenz hervorgegangen war, wurde zum wichtigsten Instrument der südafrikanischen Besatzung für die Propagierung eines *internal settlement*, eines von Südafrika gelenkten Unabhängigkeitsprozesses Namibias. Dementsprechend bekamen die Politiker/innen, die Teil dieser und späterer Interimsregierungen waren, ausführliche Sendezeit in der SWABC.

Trotz rigider Kontrolle durch den Generaladministrator war jedoch auch die Politik in Bezug auf die SWABC nicht einfach ein starrer Monolith. Insbesondere musste der Sender auf Proteste der Hörer reagieren (wenn auch in wesentlich stärkerem Maße die der weißen Hörer einbezogen wurden)³³, und auch die schwarzen Parteien im Land hatten durchaus – sehr beschränkte – Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen: »We were trying to influence things, but within their parameters.«³⁴ Diese Möglichkeiten hingen natürlich letztlich immer vom jeweiligen Generaladministrator ab – und von den Bedingungen des Informations- und Propagandakriegs, der wesentlicher Teil des Kampfes um die Befreiung

29 Interview Zedekia Ngavirue, 18.08.2006.

30 Vgl. Broadcasting Act, in: Government Gazette, 26.05.1976. (Erweiterungen nach AG 16/1979 handschriftlich eingefügt). NBC Information Services, ohne Signatur, S. 5 und Interview Zedekia Ngavirue, 18.08.2006.

31 Ebd.

32 Zedekia Ngavirue, *Political Parties and Interest Groups in South West Africa (Namibia): A Study of a Plural Society*, Basel 1997 (1972), S. 176 f.

33 Vgl. dazu die Debatte über den englischsprachigen Dienst in der SWABC, z. B. in »English radio future remains uncertain«, Windhoek Advertiser 9.10.1979, Newspaper Clippings, NBC Information Center; ebenso Interview Zedekia Ngavirue, 18.08.2006. Zu den verschiedenen Gruppen und ihrem Einfluss auf die Politik siehe Ngavirue, *Political Parties*.

34 Interview Zedekia Ngavirue, 18.08.2006.

Südwestafrikas/Namibias war. Die Integration schwarzer Politiker in den Rundfunkrat konnte natürlich als Argument gegen die Kritiker der Station – allen voran die 1985 gegründete, unabhängige Zeitung *The Namibian* – ins Feld geführt werden.

Bereits 1964 hatte die SWAPO in Daressalam erstmals mit der *Namibian Hour* von den Einrichtungen des tansanischen Rundfunks nach Namibia senden können. 1976 in *Voice of Namibia* (VoN) umbenannt, wurde der Sender in den folgenden Jahren mit Unterstützung unabhängiger afrikanischer Staaten ausgebaut und sendete schließlich, unter zentraler Kontrolle des *Information and Publicity Department* der SWAPO, von Addis Abeba, Brazzaville, Luanda, Lusaka, Daressalam und Harare zu jeweils unterschiedlichen Zeiten nach Namibia. Die »Stimme Namibias« war, so wurde später formuliert, »aimed at sensitizing the Namibian people on the liberation struggle, informing them about the progress of both diplomatic, political and military activities conducted by Swapo, as well as keeping the people informed on a variety of news and events happening around the world.«³⁵ Dieses Zitat umschreibt die tatsächliche Aufgabe des Senders: Die VoN war ein Propagandasender, dessen einziges Ziel die mediale Unterstützung der Befreiungsbewegung SWAPO war – allerdings sowohl in Richtung des internationalen Publikums als auch in Namibia selbst.³⁶ Dementsprechend sendete die VoN in fast allen namibischen Sprachen (Otjiherero, Damara>Nama, Oshivambo, Silozi, Rukwangari), jedoch auch auf Englisch, da sich der Sender auch an eine internationale Öffentlichkeit richten wollte, um sie vom Befreiungskampf des namibischen Volkes zu unterrichten und für die eigene Sache zu gewinnen.

Die Station hatte zwei vorrangige Aufgaben: »[...] the station's role was to counter enemy propaganda against the SWAPO and to educate our people on what they were expected to do, namely to support the struggle.«³⁷ Vor diesem Hintergrund richtete sie sich an eine internationale Öffentlichkeit genauso wie an die namibische. Durch die Initiativen der Vereinten Nationen hatte die SWAPO großen Rückhalt in dieser Öffentlichkeit und konnte sich zur Legitimation auf ein Urteil des Internationalen Gerichtshofs von 1971 berufen, das die Anwesenheit Südafrikas in Namibia als illegal bezeichnete.³⁸ Des Weiteren konnte sie sich auf die Resolution 435 des UN-Sicherheitsrats stützen, die alle von der südafrikanischen Administration ergriffenen unilateralen Maßnahmen in Bezug auf den Wahlprozess für null und nichtig erklärte und die Bereitschaft der SWAPO zur Zusammenarbeit begrüßte.³⁹ Zudem hatte die Generalversammlung der UN die SWAPO bereits 1973 als »authentic representative of the Namibian People«⁴⁰ anerkannt. Moralische Legitimation erlangte sie durch Solidaritätsbekundungen der beiden größten Kirchen in Namibia, die nach dem Urteil des Gerichtshofs die Präsenz Südafrikas in Namibia in einem offenen Brief missbilligten. Der *UN Council for Namibia* arbeitete eng mit der SWAPO zusammen und entwickelte ein Projekt zur Ausbildung, das *SWAPO Broadcasters' Training Project*. Die alleinige Kontrolle über die Station und ihre Inhalte verblieb aber bei der Informationsabteilung des Politbüros der SWAPO.

35 *Mocks Shivute*, A Synopsis on the Revolutionary Media (Underground Media) operated by the Liberation movement – Swapo, speech held at the Namibian Press Centenary Conference, 12 & 13 October 1998, Windhoek.

36 Interview Charles Mubita 18.08.2006.

37 Vinnia Ndadi, zit. nach: *Lebona Mosia/Charles Riddle/Jim Zaffiro*, From Revolutionary to Regime Radio: Three Decades of Nationalist Broadcasting in Southern Africa, in: *Africa Media Review* 8, 1994, S. 1–24, hier: S. 9.

38 *Lauren Dobell*, *Swapo's Struggle for Namibia, 1960–1991: War by other Means*, Basel 2000, S. 40.

39 *UN General Assembly*, Resolution 435, 29.9. 1978.

40 *UN General Assembly*, Resolution 3111 (XXVIII), Question of Namibia, 12.12.1978.

Die Station war dabei eingebettet in eine generelle Propagandaoffensive der Partei. Sie war durch die Kontrolle des *Department of Information and Publicity* eng abgestimmt mit den Printpublikationen der einzelnen Länderabteilungen und mit den Vorstößen der SWAPO bei den UN. Die Erfolge in der internationalen Propaganda können dabei als zentral für den letztendlichen Sieg der Befreiungsbewegung im friedlichen Übergang zur Unabhängigkeit Namibias 1990 gesehen werden: »[...] the information conflict was by far the most dominant and significant contributor to the eventual outcome.«⁴¹

Die nach außen gerichtete Propaganda wurde ergänzt durch ein in den lokalen Sprachen an die namibische (schwarze) Bevölkerung gerichtetes Programm, das konkrete Informationen über Vorstöße der *People's Liberation Army of Namibia* (PLAN), dem bewaffneten Arm der SWAPO, und Gegenpropaganda zu (Fehl-)Informationen der SWABC sendete.⁴² Beide Sender fochten einen regelrechten Propagandakrieg gegeneinander aus: Während die SWABC Angehörige der Befreiungsbewegung grundsätzlich mit den Attributen »terrorists« oder »communists« versah, wurden die wiederholt von Südafrika eingesetzten Regierungen von der Voice of Namibia als »puppets of the South African Apartheid Regime« bezeichnet. Die SWABC verbreitete (Falsch-)Meldungen über Kämpfe, die VoN korrigierte sie und vice versa.

Zusätzlich wurde in den Sendungen die Notwendigkeit einer nationalen Einheit betont. Dies geschah allerdings nur im Kontext des Kampfes gegen die Apartheid:

»that was the cornerstone of our radio service in propaganda, in psychological warfare. [...] This message [...] must have all the ingredients: Unifying the people. Inform the people about the importance of unity. [...] Tell them how bad is apartheid.«⁴³

Das Verständnis der SWAPO von Nationalismus zielte dabei auf die eine namibische Nation erst konstituierende gemeinsame Erfahrung von Repression und Apartheid ab. Gleichzeitig machte sie deutlich, dass die Bewegung selbst Katalysator dieses Prozesses und damit wesentlicher Bestandteil der namibischen Nation sei:

»90 years of brutal subjection to a system of colonial exploitation has irrevocably welded a new social order amongst the oppressed people of Namibia, has given them a common experience of national oppression. It is on the rock of this new social and political reality that SWAPO has forged a united and nationally representative movement for national liberation.«⁴⁴

Wichtig war dabei auch, dass sich die SWAPO im Gegensatz zur DTA, die nun eine Bewegung hin zur scheinbaren Etablierung nationaler Institutionen und zur Unabhängigkeit der Nation in Gang setzte, als Bewegung zur *Befreiung* der Nation, als *national liberation movement*, darstellte.⁴⁵

Es ist schwierig, den Erfolg dieser Politik in Bezug auf eine tatsächliche nationale Einigung zu ermessen, generell kann jedoch davon ausgegangen werden, dass hier die Unter-

41 Mbenae Katjiingua/Kingo Mchombu/Paul Sturges: Information in the National Liberation Struggle: Modelling the Case of Namibia, in: *Journal of Documentation* 61, 2005, H. 6 (o. S.).

42 Interview Sackey Namugongo 11.08.2006. Ein weiterer Sender, der hier zu erwähnen wäre, ist Radio RSA, ein Propagandasender der südafrikanischen Regierung, der das Image Südafrikas verbessern sollte und gegen externe antikoloniale Stationen wie *Radio Cairo* gerichtet war. Mit zunehmender Wichtigkeit des Themas SWA/Namibia in den 1980er-Jahren spielte es auch in diesem Propagandasender eine Rolle. Vgl. den vom BBC Monitoring Service herausgegebenen »Survey of World Broadcasting« im BBC WAC. Der Ursprung eines geheimnisvollen Anti-SWAPO-Senders, der sich »Voice of the People of Namibia« nannte, ist ungeklärt; vermutlich war es eine von Südafrika kontrollierte klandestine Station.

43 Ebd.

44 *SWAPO of Namibia, Department of Information and Publicity, To Be Born A Nation: The Liberation Struggle for Namibia*, London 1987 (1981), S. 2.

45 Lauren Dobell, *Swapo's Struggle for Namibia, 1960–1990: War by Other Means*, Basel 2000, S. 56

stützung für den Befreiungskampf vorrangig war vor der Notwendigkeit einer nationalen Einigung. Eine solche fand hier wie in Sambia zunächst einfach im Kampf gegen einen gemeinsamen Gegner statt, auch wenn der Kampf im namibischen Kontext mit Waffengewalt ausgefochten werden musste. Die Mobilisierung der Bevölkerung war für beide Kontexte zentraler Zweck der Propaganda, Nationalismus das Mittel zur Mobilisierung.

III. »BUILDING THE NATION«⁴⁶

Sowohl die sambische UNIP als auch die namibische SWAPO sahen sich nach der Unabhängigkeit Sambias beziehungsweise Namibias vor das Problem gestellt, die Einheit der von ihnen propagierten Nation aufrechtzuerhalten, eine Einheit, die bis dahin im Kampf gegen den gemeinsamen Oppressor bestanden hatte und sich auflösen begann, als es um die Verteilung politischer Pfründe für die verschiedenen sozialen und ethnischen Gruppen ging. Der Nationalismus der unabhängigen Staaten wies dabei wesentliche Kontinuitäten zu den Wertevorstellungen afrikanischer Nationalisten vor der Unabhängigkeit auf:

»In sum, four ideological messages are dominant in this dense discourse of emblems and symbols: the assertion of an identity, the quest for development, the desire for unity, and the call for freedom and social justice. All this shows continuity with pre-independence values. Much of it reaffirms collective freedom.«⁴⁷

Kaunda als Garant der nationalen Einheit in Sambia

Der Rundfunk sollte Instrument der Vermittlung dieser Werte werden. Insofern unterschieden sich postkoloniale Regierungen nicht von ihren Vorgängern, was die Sicht des wichtigsten Massenmediums betraf. So formulierte eine Broschüre der *Zambian Broadcasting Services* (ZBS) 1966 recht offen: »In this sense the Services are a mirror of Government to people and, by the use of public participation in their national programmes, of people to Government.«⁴⁸

Die ZBS waren die Nachfolgeorganisation der NRBC, die nach der Unabhängigkeit im Oktober 1964 in *Zambian Broadcasting Corporation* (ZBC) umbenannt worden war. Durch die Neubenennung in *Services* wurde die strukturelle Änderung auch nach außen deutlich: die ZBS waren ein Dienst der Regierung und keine formal unabhängige *Corporation* mehr.⁴⁹ Dementsprechend waren die Vorgaben für das Programm: Regierungs- und hohe Parteimitglieder wurden in der Berichterstattung bevorzugt. »Usually, the structure of the news was: first the head of state, [...] what Kaunda did, what the Vice President did, what the ministers did. It was propaganda for the government.«⁵⁰

46 So der Titel einer NBC-Sendung. Vgl. NBC Sound Archives No. 39807.

47 Joseph Ki-Zerbo/Ali A. Mazrui/Christophe Wondji, Nation-building and changing political values, in: Mazrui, S. 468–498, hier: S. 479.

48 Zambia Broadcasting Services, Broschüre, BBC Written Archives, E 44/32/1, S. 2.

49 Zumindest nach außen wurde die Umstrukturierung mit den Entwicklungen in Südrhodesien begründet. Nachdem Ian Smith am 11. November 1965 einseitig die Unabhängigkeit von Großbritannien erklärt hatte, teilte die Programmzeitung *Nshila* mit: »With the advent of an illegal government in the country to the south of us, radio, as well as other communications media, has come under strict government censorship.« »What's in the air«, *Nshila*, 19.11.1965, S. 30 (NAZ Newspaper Collection). Vgl. zum Einfluss der *Unilateral Declaration of Independence* (UDI) auf das *nation building* in Zambia Bizeck J. Phiri, The Impact of the Rhodesian Unilateral Declaration of Independence on Civil-Military Relations in Zambia, 1965–1980, in: Chewe M. Chabatama/Yizenge A. Chondoka/Bizeck J. Phiri (Hrsg.), Zambia: Forty Years after Independence, 1964–2004, Lusaka 2007, S. 21–40, hier: S. 21 f.

50 Interview Emelda Yumbe, 27.12.2007. Vgl. auch Interview Kenneth Chibesakunda, 28.12.2007, Interview Frank Mutubila, 09.01.2008.

Ein wesentliches Problem bestand allerdings darin, aus allen Regionen des Landes zu berichten. Viele Provinzen waren nur schwer zugänglich, es fehlte an Personal, Transportmitteln und geeigneter Ausrüstung. Bis heute sind daher Nachrichten aus den Provinzen unterrepräsentiert, und die nationalen Nachrichten beschränken sich größtenteils auf die urbanisierten Gebiete.⁵¹ Dies wurde auch von den Hörern bemängelt und traf mit einem anderen Problem zusammen: Der sambische Rundfunk war unterteilt in einen (englischen) *General* und einen *Home Service* in benachteiligten Sprachen, die nicht so verbreitet waren wie ChiBemba und ChiNyanja. Diese besonders von der urbanen Bevölkerung im Kupfergürtel beziehungsweise in der Hauptstadt Lusaka als *linguae francae* benutzten Sprachen hatten einen Platz in beiden Diensten. Es entstand der Eindruck bei den Mitarbeitern des Senders genauso wie bei den Hörern, der *General Service* sei wichtiger als die lokalen Sprachdienste, da die auf Englisch produzierten Nachrichten nach ihrer Übersetzung, wenn sie über den *Home Service* gingen, nicht mehr aktuell waren. Eine Untersuchung kam 1968 zu dem Schluss: »By playing down the importance of the Home Service, Government is unwittingly defeating its own policy of maintaining and advancing Zambian culture.«⁵² Gleichzeitig, so fand dieselbe Untersuchung heraus, beschwerten sich Hörer immer wieder darüber, dass ihre jeweilige Sprache gar nicht oder zu selten im *Vernacular Service* zu hören sei. ChiBemba und ChiNyanja, so weiter, erhielten ungerechtfertigte Bevorzugung.

Diese Ambivalenz, die Widersprüchlichkeit einer Politik, die den Rundfunk einerseits als Instrument der nationalen Einigung benutzen wollte, andererseits aber die Interessen und Wünsche der Hörer – nach kultureller Eigenständigkeit, nach verständlicher Information – berücksichtigen musste, blieb ein ungelöstes Problem, wie auch die Untersuchung erkannte: »Local pride should be enhanced positively to promote economic development, but it should not be allowed to grow to an extent where it could have negative results, such as promoting parochialism.«⁵³

Im Programm selbst wurden solche Probleme kaum reflektiert. Die Journalisten/innen und Sprecher/innen wurden vielmehr auf die Figur Kaundas als Symbol und Garant der nationalen Einheit eingeschworen:

»Great stress was laid in these courses on the broadcasters' responsibilities to the country and to the part they could play in its further development. Early in 1965 a rather formal ›hand-out‹ about a speech of President Kaunda's urging Zambians to form co-operatives had been broadcast. Each course discussed at some length how, as broadcasters, they could help to keep people interested in this idea by using different radio forms.«⁵⁴

Dementsprechend wurden Reden Kaundas ausführlich wiedergegeben, und in den Nachrichten standen selbst nebensächliche Neuigkeiten aus dem präsidentialen Tagesablauf an erster Stelle. Die fast schon rituelle Anrufung der Nation in Gestalt des Mottos »One Zambia, One Nation«, mit der die Nachrichten eingeleitet wurden, war allerdings nicht der einzige Bezug auf einen nationalen Raum. Ein typisches Tagesprogramm auf dem

51 Interview Emelda Yumbe, 27.12.2007. »Recording Tours« durch die Provinzen, um lokale Traditionen, Musik und Diskussionen über aktuelle Themen (v. a. die Implementierung von Maßnahmen der Regierung) in das Programm zu bringen, wurden bereits bei der CABS unternommen, doch aus Kostengründen und wegen mangelnder Infrastruktur in den 1960er-Jahren eingestellt und erst 1970 wieder aufgenommen. Generell wurden diese Touren jedoch als sehr wichtig eingestuft, um »material concerned with progress and development in rural areas« zu produzieren. Ministry of Information, Broadcasting and Tourism: Annual Report for the Year 1970, Lusaka 1971, S. 14, NAZ 15/87: Information Department Reports.

52 Report of the Inquiry into the Information and Broadcasting Services 1968 (Repr. 1981), NAZ 20/170: ZBC, S. 36.

53 Ebd.

54 Susan Booth, Report of Secondment to Zambia 1965, BBC WAC E 44/32/1.

General Service versammelte auch in Features, Musiksendungen und Hörspielen den nationalen Gedanken, etwa in Programmen wie »The Meaning of the National Anthem«, »Zambian Jazz«, »Zambian Musicians«, und in den SiLozi-, ChiBemba- und ChiNyanja-Programmfenstern verbunden mit Regierungsprogrammen wie »Know Your Ministers« oder »Our Government«. Auch Unterhaltungsprogramme wie ein »Inter-town Quiz« trugen dazu bei, einen virtuellen nationalen Raum zu etablieren, in dem die Einwohner Sambias über den Äther miteinander verbunden wurden.⁵⁵ Besprechungen in der Programmzeitschrift *Nshila* zeigen, wie einzelne Gruppen – Farmer, Arbeiter, Frauen – als Gruppen (in ihrer jeweiligen Funktion für die Nation) angesprochen, gleichzeitig aber in den virtuellen nationalen Raum eingebunden wurden:

»In response to many requests from farmers the time of the agricultural programme called »Zambian land and the People« has been altered from 5.30 to 6.30, so that more farmers can listen to it – they are usually out in the fields at 5.30, which prompts me to put in a good word for their fine example of hard work on behalf of themselves and the country.«⁵⁶

Wie gezeigt, sollten die Produzentinnen und Produzenten dieser Programme auf ihre Aufgabe als Propagandisten der sambischen Nation hin ausgebildet werden: »Once you joined the institution, you were being oriented for three months. During this period, you were told the function of the particular institution you were joining.«⁵⁷

Einige, die wie der hier zitierte Mwansa Kapeya erst in dieser Zeit zum Rundfunk kamen, hatten keine Schwierigkeiten in dieser Situation. Die Lage war allen klar: »So we were being controlled by the state. And you also knew what to do, because you can't just go on air and say something which'll not please the Government. You'll be in trouble.«⁵⁸ Für die Journalisten/innen, die schon in der NRBC und ZBC gearbeitet hatten und ein größeres Maß an redaktioneller Freiheit gewohnt waren, wurde dies jedoch zum Problem. Einige versuchten auch in dieser Situation, ihr Ideal eines unabhängigen Journalismus aufrechtzuerhalten. So gelang es dem Fernsehmoderator Charles Muyamwa im August 1971, Simon Kapwepwe, den langjährigen Weggefährten Kaundas, der sich gerade von der UNIP losgesagt und eine eigene Partei gegründet hatte, in der bekannten Nachrichtensendung *Review of the Week* zu interviewen. Muyamwa überzeugte seine Vorgesetzten davon, dass dieses Ereignis nicht einfach verschwiegen werden konnte, ohne den Ruf der Station zu beschädigen:

»As a BBC trained broadcaster, it was clear to me that I had to face this particular issue. There was no way I could see myself going on the air that Sunday and pretend that I was presenting »Review of the week« and didn't talk about that event. But on the other hand, it was clear to me also that there was no way I would make an independent decision on whether to interview this man or not. It was clear that things were not run like that. So, as it was, I spoke to the Director of ZBS, and I said, look, my programme is coming up, I have to do this interview with this man. There is no way I can go on television and talk about »Review of the Week« and not talk about it. No one's going to have faith in us. [...]«⁵⁹

55 Zambia Mail, TV and Radio Supplement, 16.09.1966, NAZ Newspaper Collection. Das »Inter-town Quiz« wurde auch in einzelnen Sprachen gesendet, z. B. ChiTonga (»Kuzundana Kwamadolopo«). Ein solches Programm war bereits von der FBC aus Salisbury gesendet worden, allerdings allein im *European Service*, also für weiße Hörer/innen, und umfasste mehrere südrhodesische Städte und Lusaka – hier sollte offensichtlich die Verbindung weißer Europäer/innen zueinander innerhalb der Föderation gestärkt werden. Annual Report of Controller, European Broadcasting, for year ending 31st December, 1954, BBC WAC, E1/1,422/1.

56 »What's in the air«, *Nshila*, 5.11.1965, S. 37 (NAZ Newspaper Collection).

57 Interview Mwansa Kapeya, 19.12.2007.

58 Interview Emelda Yumbe, 27.12.2007.

59 Interview Charles Muyamwa, 26.09.2006.

Ironischerweise profitierte Kaunda von der Ausstrahlung, denn Kapwepwe, der nicht an Kritik sparte, konnte auf Nachfrage kein eigenes politisches Programm präsentieren.

»So he came off very poorly in that he was criticizing people but he didn't seem to have an alternative program. [...] And I remember Dr. Kaunda making mileage of that programme and saying, you see, were being accused of being undemocratic and this and that, but here we are, we have allowed this man to come on the radio, but you can see that when he was asked to tell you what he intends to do for the country, he isn't able of anything to say.«⁶⁰

Als der Dirigismus darin kulminierte, dass die Station endgültig bürokratisiert wurde und sämtliche Angestellten verbeamtet wurden, verließen viele die Station.⁶¹

Während die Journalisten/innen sich durchaus über ihre Rolle im *nation building* im Klaren waren und sie als Aufgabe akzeptierten, reagierten sie auf die Versuche der Regierung, im Namen der nationalen Einheit die Massenmedien zu kontrollieren, unterschiedlich. Besonders die jüngeren blieben in der Station, oft allerdings auch, weil die Stellen durchaus attraktiv waren und ihnen nicht unbedingt viele Alternativen blieben.⁶² Diejenigen (oft älteren) Journalisten, die die Station verließen, verfügten offensichtlich über genügend Kontakte in die Privatwirtschaft, um bald nach ihrem Ausstieg neue Anstellungen zu finden.⁶³

Nationale Versöhnung: Namibia nach der Unabhängigkeit

Nation Building im Radio hatte in Namibia gänzlich andere Voraussetzungen. Die nach der Unabhängigkeit neu gegründete *Namibian Broadcasting Corporation* (NBC) sollte – in einer Zeit, in der im Zuge der »Second Wave of Democracy« viele afrikanische Staaten ihren Rundfunk liberalisierten⁶⁴ – zunächst nach dem Vorbild der BBC oder der kanadischen CBC⁶⁵ als vom Staat und der Regierung unabhängige Organisation strukturiert werden. 1990 wurde ein nominell unabhängiger Rundfunkrat (*Independent Board*) ernannt. Die elf Mitglieder des Rats werden bis heute allerdings vom *Minister of Information and*

60 Ebd. Allerdings war das Interview im Gegensatz zur sonst üblichen Liveausstrahlung des Programms aufgezeichnet worden.

61 Vgl. ebd., sowie Interview Matteo Phiri, 12.09.2006. Ein Beobachter von der BBC, der die ZBS 1970 besuchte, kam zu dem Schluss: »I found that ZBS is suffering from low morale, inadequate leadership, lack of professional managerial experience, shortage of maintenance staff, and the effects of the haphazard growth and planning of the whole organisation. It is symptomatic that all three of the BBC-trained television producers have either left or are considering doing so.« *T. W. Chalmers: Visit to Zambia: the Development of Radio and Television*, BBC WAC E 44/32. Vgl. Interview Charles Muyamwa, 26.09.2006.

62 Vgl. Interview Emelda Yumbe, 27.12.2007. Während Yumbe ihre Arbeit heute kritisch hinterfragt, zeigen sich andere, wie z. B. der bereits zitierte Mwansa Kapeya, auch im Interview von ihrer damaligen Rolle hundertprozentig überzeugt. Interview Mwansa Kapeya, 19.12.2007.

63 Vgl. Interview Matteo Phiri, 12.09.2006; Interview Charles Muyamwa, 26.09.2006. Beide arbeiteten nach ihrem Ausstieg zunächst in PR-Abteilungen privater Firmen.

64 Dazu zählte auch Sambia, dessen ZBS 1991, nach der Absetzung Kaundas durch eine demokratische Wahl, wieder in eine theoretisch unabhängige *Corporation*, die *Zambia National Broadcasting Corporation* (ZNBC), umgewandelt wurde. Vgl. zu den Reformen in Sambia *Joseph Salasini, Public Broadcasting Reforms: Reform Efforts in Zambia*, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript.

65 Ein Vertreter der CBC stellte 1990 auf einem Workshop der NGO *Namibia Peace Plan Study and Contact Group* (NPP 435) zur Rolle der elektronischen Medien im unabhängigen Namibia die kanadischen Modelle zum regionalen Rundfunk, der verschiedene sprachliche/ethnische Gruppen mit einbezieht, vor. *Namibia Peace Plan Study and Contact Group – NPP 435, Electronic Media Workshop*, Windhoek, 5th and 6th March 1990, National Archives of Namibia, ohne Signatur.

Broadcasting ernannt. Obwohl formal unabhängig, hat tatsächlich die Regierung hier immer noch Kontrolle über die Station; sie ernennt die Mitglieder der Kontrollinstanz, und sie finanziert die Station (1990 stammten 76,8 Prozent des Einkommens der NBC aus staatlichen Subventionen). Zudem ist der Minister im Gesetz als »registrar of companies«, also als juristisch Verantwortlicher geführt: »In the case of the NBC, this translates into 100 percent ownership by the state.«⁶⁶ Nach dem Auslaufen der Amtszeit des ersten Rundfunkrates 1995 wurden für den zweiten nur Parteimitglieder ernannt, ebenso sind die seither ernannten Direktoren Parteimitglieder.

Innerhalb der NBC stellt sich die Situation jedoch komplexer dar. So beharrte der erste eingesetzte Rundfunkrat auf seiner Unabhängigkeit, ebenso Nahum Gorelick, erster Leiter der Station. Die Umbesetzung 1995 kam unter anderem auch dadurch zustande, dass einzelne Mitglieder des Rundfunkrates aus Protest gegen zunehmende Einmischung der Regierung zurückgetreten waren. Die Konflikte setzten sich auf der Ebene der Redaktionen fort. Hier waren Journalisten/innen unterschiedlichster Hintergründe zusammengeworfen, um gemeinsam am Aufbau des neuen Senders und damit auch der neuen Nation mitzuarbeiten.

Wie im sambischen Rundfunk war das erste Problem die Herstellung eines (virtuellen) nationalen Raumes über den Äther. Dies spiegelte sich auch in Namibia zunächst in der Organisation der Frequenzen wider, aber mit einem entscheidenden Unterschied im Vergleich zu Sambia: Die vom südafrikanischen Besatzer geerbte Infrastruktur war wesentlich umfangreicher. Bereits die SWABC hatte über nicht weniger als neun verschiedene Frequenzen verfügt – doch die Einteilung der verschiedenen Services hatte dem Apartheidstaat dazu gedient, die verschiedenen Bevölkerungsgruppen so weit wie möglich voneinander zu trennen. Einen (englischsprachigen) *National Service* hatte es nur für kurze Zeit 1988 gegeben, ansonsten hatte der *Afrikaans Service* die Rolle des zentralen Senders übernommen, wobei hier die afrikaanse Sprache und die Kultur der afrikaansen Elite als wichtigste nationale Kultur propagiert worden waren. Die NBC versuchte, zwischen den Gruppen zu vermitteln, indem Features über kulturelles Leben anderer Gruppen in die einzelnen Sprachdienste eingebaut wurden. Ebenso wurde der *National Service* (wieder) eingeführt, der im Prinzip die gesamte Bevölkerung erreichen sollte.⁶⁷ Später wurde auch die Infrastruktur verändert, indem die Reichweite der einzelnen Sprachdienste auf das ganze Land ausgedehnt wurde, statt, wie unter der südafrikanischen Besatzung, nur die jeweilig zugewiesenen *homelands* abzudecken.

Die NBC galt dabei, gemeinsam mit der neuen Armee, als Symbol und praktisch-institutionelle Verwirklichung der nationalen Einheit und nationalen Versöhnung. Wie in

66 David Lush/Kaitira Kandjii, Namibia, zit. nach: Berta Amakali, *The Restructuring of the mass media in Postcolonial Namibia: Structures and Policies*, Cardiff 2001 (unveröffentlichte MA Thesis), NBC Information Services.

67 Wie Ellen Dyvi zeigt, schloss allerdings die Benutzung des Englischen in den ersten Jahren einen Großteil der Hörer aus, da nur ein geringer Teil der namibischen Bevölkerung – britischstämmige Südafrikaner, Exilierte und Teile der Oberschicht – überhaupt Englisch sprach. Die Effektivität des *National Service* verbesserte sich nur langsam, indem die nachfolgenden Generationen durch englischen Schulunterricht der Sprache mächtig wurden. Die Problematik des Englischen zeigte sich auch an der 1991 geführten »Namlish«-Debatte: Das Englisch der Moderatoren und Sprecher sei in Aussprache, Intonation und Punctuation zu schlecht, wurde in Leserbriefen und Artikeln der unabhängigen bzw. oppositionellen Presse bemängelt. Die Debatte scheint dabei vor allem von Afrikaans, Englisch und Deutsch sprechenden Eliten angestoßen worden zu sein, die ihre eigenen Interessen verteidigten; der *National Service* sollte durch die Qualität des Englischen (also der möglichst großen Nähe zum *British English*) die (kulturelle) Hegemonie dieser Klasse repräsentieren. Vgl. Ellen Beate Dyvi, *Radio and National Identity in Namibia. A Study of the Namibian Broadcasting Corporation*, unveröffentlichte Abschlussarbeit, Oslo 1993, S. 85.

der *Namibian Defence Force* (NDF) Guerillakämpfer der PLAN mit ehemaligen Soldaten der *South West Africa Territorial Force* (SWATF) nun gemeinsam den neuen Staat – die neue Nation – verteidigten, sollten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der VoN mit ehemaligen SWABC-Angestellten das Programm der »national reconciliation« gestalten. Anknüpfend an religiöse Konzepte einerseits, historische Präzedenzfälle⁶⁸ andererseits, sahen Politiker in Namibia eine Notwendigkeit, die Wunden, die die Besatzung Namibias und das System der Apartheid in die Gesellschaft gerissen hatten, zu heilen: »The government's reconciliation effort is based on bringing together estranged communities, estranged politically, militarily or socially, into one non-antagonistic whole, all working towards a common goal of making a better Namibia.«⁶⁹ Dabei blieb es jedoch größtenteils bei einer Rhetorik der *reconciliation*. Die verschiedenen Aspekte dieser Politik – ethnische, soziale und ökonomische – trugen ungelöste Widersprüche bereits in sich.⁷⁰

NBC und NDF waren die wichtigsten symbolischen Schauplätze dieser Versöhnung, denn beide Institutionen waren am stärksten am Guerillakrieg beteiligt gewesen. Die Gegner von einst sollten hier gemeinsam am Aufbau der neuen Nation arbeiten.

Das brachte ständige Probleme im Arbeitsalltag. So erinnert sich der in leitender Funktion aufgenommene ehemalige Direktor der VoN, Sackey Namugongo:

»[...] I happened to be the only black man sitting in their meetings, most of the time. [...] It was not so easy, you know. [...] Yesterday you were calling each other names and today you have to sit and plan together. [...] Everything was done in Afrikaans. In a meeting, these guys will come in and start speaking in Afrikaans. You had to constantly remind them that, look, gentlemen, the official language now is English.«⁷¹

Die Konflikte führten bis zu einer Unterschriftenkampagne schwarzer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und einer daran anschließenden Streikdrohung.⁷² Nationale Einheit und Versöhnung waren im Alltag der Station prekäre Konzepte, die ständig zu scheitern drohten.

Der damals zunächst designierte *Minister of Information and Broadcasting*, Dan Tjongarero, beschrieb die Programmpolitik auf einem 1990 veranstalteten Workshop folgendermaßen:

»There is a need for our broadcasting services, while recognising the diversity in Namibia of trying to ferment a unity, a national unity that would ultimately lead to the creation of some national

68 Der Premierminister von Namibia, Hage Geingob, bezog sich auf einer Konferenz zum Thema 1992 auf Willy Brandts Kniefall in Warschau und De Klerks Angebot einer Entschuldigung für die Apartheid. Vgl. *Hage Geingob, Perspectives on Reconciliation*, in: African-European Institute (Hrsg.), *Reconciliation and Democratisation. Conference Report*, Windhoek, Namibia, 28th–31st October 1992, Amsterdam 1993, S. 12–14. Die südafrikanische *Truth and Reconciliation Commission* ist bis heute das bekannteste und mehrfach (z. B. in Chile) nachgeahmte Beispiel für solche Versuche, verschiedene Gruppen in einer Gesellschaft wieder zu integrieren. In Namibia gab es allerdings keine solche Institutionalisierung.

69 Ebd., S. 13.

70 So bedeutete die von der SWAPO propagierte Politik der *national reconciliation* unter anderem, dass der vom kolonialen Regime geschaffene ökonomische Status quo erhalten blieb. Vgl. *Dobell*, S. 110 f.

71 Interview Sackey Namugongo 11.08.2006. Weitere Probleme beschreibt Ellen Dyvi in ihrer 1992 in teilnehmender Beobachtung durchgeführten Studie der NBC: »There is a markedly tension between white and black employees at the NBC, or between those employed before and after independence. The white staff members claim that the black employees have been given higher positions than they are qualified for, while the black employees are dissatisfied with the low representation of black people in management positions and are also claiming that white employees get higher salaries than black employees doing the same kind of job.« *Dyvi*, S. 71.

72 Ebd.

identity, and I think once you have a national identity, the question of culture becomes something which flows automatically.«⁷³

Diese Politik versuchte, das Pferd von hinten aufzuzäumen. Heraus kamen blutleere Programme, die verschwommen blieben und kaum ein tragfähiges Konzept von nationaler Einheit zur Grundlage hatten. Die tatsächlichen Probleme Namibias spielten selten eine Rolle, die Programme waren alle in sehr positivem Ton gehalten. Dazu wurden oft Persönlichkeiten als Interviewpartner eingeladen, die kaum für eine nationale Einheit stehen konnten. Statt *unity in diversity* in der Auswahl der Interviewten zu zeigen, also Vertreter der verschiedenen Bevölkerungsgruppen und mit verschiedenem sozialen Hintergrund einzuladen, die die jeweiligen sozialen Probleme in einem nationalen Rahmen besprachen, wurden die Programme vor allem mit Politikern und hochstehenden Personen aus dem Wirtschaftsleben besetzt. So konnten diese Programme, die von der NBC als »informal education programs« bezeichnet wurden, kaum alle Hörer ansprechen; sie wirkten vielmehr wie von den Höhen der Politik herab gehaltene einstudierte Reden. Dies zeigt sich in der Programmserie »Building the Nation«, die 1992 ausgestrahlt wurde. In dieser Serie sprachen verschiedene Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Medien (inklusive des Direktors der NBC, Nahum Gorelick) über verschiedene Aspekte der Konzepte *national unity* und *national reconciliation*. Die Teilnehmenden sprachen allerdings nicht über ökonomische Realitäten oder politische Programme, und die jeweils halbstündigen Interviews blieben im Vagen und Abstrakten. Den Interviewten wurde viel Raum gelassen, die Moderatoren steuerten nur leicht das Gespräch und hakten nie kritisch nach. So erklärte Moses Katjiuongo, Präsident der *Namibian Patriotic Front* (NPF, einer der Parteien, die in den 1980er-Jahren im Land geblieben waren und nun die parlamentarische Opposition formten):

»Reconciliation should mean peace between people who were in a conflict, or at war, or some kind of situation of enmity. So therefore, it means that now some people say ›Can you forget the past?‹ My own feeling is that not even God can change the past, the past happened, and nobody can undo it. My approach is simply that there should be peaceful coexistence, we should not fight over differences, but we should have dialogue over our differences. We should accept one another that we are all fellow Namibians. It is our country, nobody has more right in this country than any other person. And in a democracy, all of us are entitled to opinions. So I rather associate the word reconciliation with a concept of peaceful coexistence between people with different backgrounds and different views, political and otherwise.«⁷⁴

In diesem wie anderen Programmen, so Ellen Dyvi, »the ›national personalities‹ who were invited to speak on those programmes spoke very positively about the government's policy in all fields.«⁷⁵

Aber das Thema der nationalen Einheit wurde nicht allein in diesen spezifischen Programmen thematisiert. Einige der bis heute beliebtesten Programme sind die *chat shows*, in denen Hörer aufgefordert werden, anzurufen und ihre Meinung über verschiedene, meist nicht vorher festgelegte Themen kundzutun. Da Moderatoren in diesen Programmen oft mit Verbalattacken einzelner Anrufer auf Gruppen oder Personen aufgrund deren ethnischen Hintergrund (oder auch sexueller Orientierung) konfrontiert waren, entwickelten einige eigene Wege, damit umzugehen. Oft wurden Anrufer, die sich in sogenannter *hate speech* ergingen, abgeschnitten, da die Äußerungen der Anrufer den Moderatoren angelastet werden konnten.⁷⁶ Der Moderator der Sendung »Open Line«, Felix Muchila,

73 NPP 435, Electronic Media Workshop, 1990.

74 Building the Nation, gesendet 11.6.1992. NBC Sound Archives No. 39807.

75 Dyvi, S. 101.

76 Indem die Sendung nicht direkt live, sondern um einige Minuten zeitversetzt ausgestrahlt wurde, konnte man Anrufer/innen abschneiden, bevor die inkriminierten Äußerungen über den Äther gingen. Vgl. Interview Robin Tyson, 06.11.2007.

versuchte hingegen, mit den Anrufer/innen zu diskutieren und sie davon zu überzeugen, dass sie nationale Identität über ihre ethnische stellen sollten. »[He] attempts to create a space within which all Namibians can feel comfortable, regardless of race, ethnicity, or even geographical location.«⁷⁷ Dieser Raum ist eindeutig ein nationaler. Während der *Host* rassistische und ethnische ausschließende Diskurse, die diesen Raum bedrohen, ablehnen musste, versuchte er dennoch, eine neutrale Position zu behalten, um von ihr aus einen nationalen (öffentlichen) Raum konstruieren zu können, in den er seine Hörer und Anrufer einbinden konnte.

Auch im namibischen Rundfunk blieb Zensur ein Problem. Wenn auch nicht direkt zensiert wurde, gab es mehrfach Versuche von Regierungsmitgliedern, Einfluss auf die Berichterstattung zu nehmen; speziell dahingehend, dass hochstehende Regierungsmitglieder wie Präsident Sam Nujoma oder Premierminister Hage Geingob in den Nachrichten präsent waren. Mehrfach beschwerten sich hochrangige Regierungsmitglieder darüber, dass es keine Berichterstattung gegeben habe bzw. über die Art der Berichterstattung. Generell gingen besonders die Büros des Premierministers und des Präsidenten davon aus, dass jeder öffentliche Auftritt berichtenswert sei. In Briefen, die meist direkt an den Generaldirektor der NBC gerichtet waren, schlugen sie teilweise einen Tonfall an, der einen Journalisten 1996 zu der Bemerkung veranlasste, die betreffenden Bemerkungen »make frightening reading, seen against the background of the work of a journalist.«⁷⁸ Dabei spielte auch der Vorwurf eine Rolle, die Journalisten/innen würden sich nicht genug für den Aufbau der Nation einsetzen. So musste sich eine Redakteurin gegenüber einer Beschwerde, die durch den Rundfunkrat weitergeleitet wurde, verteidigen: »our absence [...] had nothing to do with disrespect or disregard for nation building.«⁷⁹ Ein ihr unterstellter Journalist hatte es versäumt, über eine Sachspende an eine Schule im Norden Namibias zu berichten, die der Premierminister persönlich übergeben hatte.⁸⁰

Wie erwähnt, wurden auch *chat show*-Moderatoren oft für die Entgleisungen ihrer Anrufer verantwortlich gemacht.⁸¹ Viele, vor allem ehemalige Mitstreiter der SWAPO und VoN-Mitarbeiter, fühlten sich aber auch loyal gegenüber der Partei.⁸² Gleichzeitig versuchten Personen im Management der Station, ihre Mitarbeiter vor politischem Druck zu schützen. Tatsächlich gelang dies auch meist, denn die Station war – und ist – immer noch formal unabhängig, so dass die Hierarchie nicht, wie in den am Ende in die Bürokratie eingegliederten ZBS, direkt in die höheren Regierungsebenen überging. Trotzdem blieb der Druck hoch.⁸³

Der damalige Direktor der NBC, Nahum Gorelick, verweist im Interview auf den fehlenden politischen Willen der Verantwortlichen:

77 Wendi Haugh, *Conflicting discourses of Identity in Post-Apartheid Namibia*, Paper presented at the 1996 Annual Meeting of the African Studies Association in San Francisco, 1996. BAB Archiv, ohne Seitenzahlen.

78 Cont.: News and Current Affairs an Director General NBC, Internal Memorandum, 26.11.1996, NBC Information Services House 19, Box 1. Der Premierminister Hage Geingob hatte den Journalisten beschuldigt, sein letztes Interview sei »literally doctored« gewesen, weil ihm wichtige Stellen herausgeschnitten waren. Prime Minister an Dir. Gen. NBC, 25.11.1996, ebd.

79 Internal Memorandum, Ass. Editor TV News Input an Cont.: News and Current Affairs, 22.11.1996, ebd. Die Beschwerde gründete sich darauf, dass eine Berichterstattung angeblich versprochen worden war, was die Redakteurin von sich wies, da man grundsätzlich keine Versprechungen mache.

80 Regional Manager: Oshiwambo Service an Controller: News and Current Affairs, 27.11.1996.

81 Interview Robin Tyson, 06.11.2007.

82 Interview Norah Appolus, 24.11.2007. Appolus beschreibt die Gratwanderung: »I would always protect SWAPO, but I would do it in a way that didn't compromise the work of the NBC.«

83 Interview Nahum Gorelick, 29.08.2006, Interview Norah Appolus, 24.11.2007.

»I think it was more a human capacity problem than it was at the beginning a financial problem in really changing this process, you know. I mean, a lot of us had gone through education with communication and broadcasting and worked in, not direct, but very close to the political realm and were very aware of how the ideas of the day were developing. But generally, people on the ground, the programme makers and the programme developers were still the old school. [...] But I think as that started moving, there was also a realisation, not only on NBC, [...] a certain political view of maybe partly paranoia, but also partly of control, and I think the stronger that view became, the more they felt that, you know, the way that broadcasting was going, they needed to turn down the screws.«⁸⁴

IV. »DECOLONISING THE MIND«

Der Hörfunk ist bis heute in den meisten afrikanischen Staaten das zentrale Massenmedium. Obwohl inzwischen in fast allen Ländern private Medien zugelassen sind, bleiben die staatlichen Radios oft die einzigen, die das gesamte Land abdecken können. Damit sind allein sie in der Lage, den hier beschriebenen nationalen Raum nicht nur inhaltlich, sondern auch praktisch-technisch virtuell herzustellen. Die These von der Konstruktion eines virtuellen nationalen Raums ist im europäischen mediengeschichtlichen Kontext nichts Neues, kann jedoch nicht ohne Weiteres in den afrikanischen Kontext übertragen werden, denn entscheidende Punkte sind anders gelagert.

Zunächst stellt sich das Problem der Sprache. Ein europäischer staatlicher Rundfunk hat durch die (relative) Einheitlichkeit einer nationalen Sprache keinerlei Schwierigkeiten, ein Programm auf nationaler Ebene entsprechend zu senden. Sowohl in Sambia nach 1964 als auch 25 Jahre später in Namibia sahen sich die Verantwortlichen in Politik und Rundfunk mit dem Problem konfrontiert, gleichzeitig möglichst viele Sprachgruppen, rein praktisch aus Gründen der Verständlichkeit, aber auch aus Gründen identitärer (Selbst-) Zuschreibungen, in ein Programm einzubinden, das dadurch zu zerfasern drohte. Während die sambischen Rundfunkmacher relativ einfach auf einen nationalen Dienst in der vielen Menschen verständlichen Sprache Englisch zurückgreifen konnten, sahen sich namibische Verantwortliche wesentlich stärker mit dem Problem konfrontiert, eine nationale Sprache in weiten Teilen des Landes erst einführen zu müssen.⁸⁵ In Sambia dagegen stellte sich die mangelnde Infrastruktur als Problem heraus, als mit zwei Frequenzen mindestens sieben verschiedene Sprachen abgedeckt werden mussten. Der üppig ausgestattete namibische Rundfunk konnte demgegenüber jeder Sprache einen eigenen Dienst zuweisen, sah sich jedoch genötigt, sich inhaltlich wie formal vom südafrikanischen System zu distanzieren.

Zu diesen grundlegenden Problemen, die technisch und strukturell gelöst werden mussten, gesellte sich die Frage, wie die Vorstellung einer postkolonialen Nation zu vermitteln sei. »Redefining political space« wurde ein zentrales Projekt nationalistischer Bewegungen in Afrika, auch nach der Dekolonisierung: »[...] to African political parties, development meant resources to build constituencies and opportunities to make the nation-state a meaningful part of people's lives.«⁸⁶ Dabei sollte der Rundfunk eines der wichtigsten Instrumente werden.⁸⁷ Allerdings zeigten sich auch in den Rundfunkprogrammen die Grenzen des von oben vermittelten Nationalismus: Die eigentlich für die Vermittlung des von den Parteien gepflegten Nationalismus entwickelten Programme blieben im Vagen oder identifizierten die Nation zu stark mit der herrschenden Partei bzw.

⁸⁴ Interview Nahum Gorelick, 29.08.2006.

⁸⁵ Vgl. Dyvi, S. 84 f. Dazu auch *Brian Harlech-Jones, You Taught me Language. The Implementation of English as a Medium of Instruction in Namibia*, Cape Town 1990.

⁸⁶ *Frederick Cooper, Africa since 1940: The Past of the Present*, New York 2002, S. 67.

⁸⁷ Vgl. NPP 435, *Electronic Media Workshop*, 1990.

dem Präsidenten als Symbol und Garanten der nationalen Einheit, um wirken zu können. Hörer reagierten darauf kaum, zu offensichtlich war die Verbindung der Idee der nationalen Einheit mit dem politischen Projekt der jeweiligen Partei. Wirksamer waren vermutlich solche Programme, die zumindest nicht zu offensichtlich auf die Propagierung abstrakter Konzepte von Nation ausgerichtet waren, sondern vielmehr in den Alltag der Hörer eingebunden werden konnten und sie dort ansprachen, als Fans ›sambischer‹ Musik, als Bürger der namibischen Nation, die von ihrem Recht der Meinungsäußerung Gebrauch machten⁸⁸, als Farmer, deren Arbeit wichtiger Bestandteil der Nation sei. Allein durch die Existenz eines nationalen Rundfunks wurde ein Publikum konstruiert, das als nationales vorstellbar war; die Vielfalt der Sprachdienste spiegelte dann nur mehr die Vielfalt des Publikums: *unity in diversity*, Einheit in der Vielfalt. Doch verschiedene Gruppen suchten auch, den Rundfunk in ihrem Sinne zu beeinflussen, um ihre Hegemonie auf dem Feld der Zivilgesellschaft zu behaupten. Seien es ChiBemba und ChiNyanja sprechende urbane Arbeiter, die den Großteil der für die einheimischen Sprachen reservierten Zeit im Rundfunk für sich beanspruchten, oder ihre ländlichen, SiLozi, ChiLunda, Luvala sprechenden Landsleute, die sich beschwerten⁸⁹, oder weiße, wohlhabende englischsprachige Namibier, die in einer Debatte das ›Namlish‹, also ›zu schlechtes‹ Englisch bei den Sprecher/innen bemängelten.⁹⁰ Diese Initiativen zeigen mehr als ein demokratisches Aufbegehren gegen einen Staatsrundfunk: Sie sind immer auch als ein Versuch zu erkennen, die eigene Hegemonie im Rundfunk durchzusetzen.

Innerhalb der Radiostationen führte die Ausrichtung auf die propagandistische Unterstützung des nationalen Projekts allerdings immer wieder zu Konflikten. Durch die Identifikation der nationalen Einheit mit Führungspersönlichkeiten oder den nationalistischen Parteien sahen sich diese auch im Recht, kritische Berichterstattung als Angriff auf die Herstellung ebendieser Einheit zu zensieren. Dazu kam in Namibia das Problem, im Arbeitsalltag ständig mit ehemaligen Gegnern konfrontiert zu sein – Konflikte waren vorprogrammiert. Journalisten/innen fanden verschiedene Wege, damit umzugehen – von der Anpassung über ständige Kämpfe um Sendeplätze, Themen und kritische Berichterstattung bis zur Aufgabe und Kündigung reichten die Reaktionen, unterschiedlich auch nach Situation.⁹¹

Eine Mediengeschichte der Dekolonisierung muss daher umfassend sein und nach dem Hall'schen Modell nach der Vermittlung von Ideologien fragen, dabei jedoch die Widersprüche, die sich aus dem Verhalten von Journalisten/innen, aus Publikumsvorlieben und politischen Konflikten ergeben, miteinbeziehen. So stellt sich der postkoloniale Rundfunk als Feld dar, auf dem Kämpfe um politischen Einfluss, gesellschaftliche Hegemonie und Vorstellungen einzelner Mitarbeiter über ihre Rolle im Aufbau der Nation aufeinander prallten.

88 Felix Muchila betonte in seiner Ansage die Offenheit der Sendung, die als Möglichkeit präsentiert wurde, »constitutional rights«, nämlich das der Meinungsfreiheit, wahrzunehmen. Vgl. Haugh.

89 Report of the Inquiry into the Information and Broadcasting Services 1968 (Repr. 1981), NAZ 20/170: ZBC, S. 36.

90 Dyvi, S. 85.

91 So erfreuten sich die im kulturellen Bereich tätigen Mitarbeiter wesentlich größerer Freiheiten, während besonders die Nachrichtenredaktionen starkem Druck ausgesetzt waren.

Larry Butler

Mining, Nationalism, and Decolonization in Zambia

Interpreting Business Responses to Political Change, 1945–1964

Although cultural and social interpretations of colonialism have enjoyed an undeniable intellectual hegemony in the past two decades, there have nevertheless been indications in recent years of a renewed interest in the material underpinnings of the colonial period and of its terminal phase. Among British historians, particularly, this has been expressed in fresh curiosity about the economic dimensions of the later colonial period and decolonization, focusing on the economic aspirations of Britain and of emerging anti-colonial movements in Africa and elsewhere, relationships between business and the late colonial state, and on the strategies adopted by big business in response to political change in a colonial setting. Earlier interpretations, which emphasised the scope for ›neo-colonialism‹, have been challenged by empirical studies apparently highlighting the repeated failure of big business to defend its interests during the years of colonial ›retreat‹.¹ Although there has been a widening of historical research to include the possible significance to decolonization of larger political developments, above all the Cold War, there has also been a recognition that anti-colonial movements, for example in Africa, often drew their initial momentum from the economic grievances of colonial populations, calls for the redistribution of economic power, and a conviction that only by securing control of a territory's natural and other economic resources could meaningful political independence be achieved.² Although political aspirations might have to take precedence, and although priority might have to be given to winning control over the mechanisms devised by the late colonial state in its pursuit of economic development, it is, perhaps, artificial to separate the political and economic goals pursued by various independence movements: the two complemented and fed one another, and an impatience with the progress of development under colonial rule may have been among the most important accelerants of colonial political mobilization.³ Political nationalism, the aspiration to achieve or recover political sovereignty, therefore had as its natural counterpart the force of economic nationalism, which would become an increasingly attractive solution for developing countries as the age of formal colonial rule came to an end.

This article is a contribution to the historical debates triggered by recent re-evaluations of the relationship between political change and economic interests during the period of decolonization. It examines the case of copper mining in Zambia (previously Northern Rhodesia), which presented an unusual situation in which business was confronted by *two* competing nationalisms – white settler and Black African. Its focus, copper mining, was

1 Important recent examples include *Sarah Stockwell*, *The Business of Decolonization. British Business Strategies in the Gold Coast*, Oxford 2000 and *Nicholas White*, *Business, Government, and the End of Empire: Malaya, 1942–1957*, Oxford 1996.

2 See, for example, *John Darwin*, 'What was the late colonial state?', in: *Itinerario* 23, 1999, S. 73–82; *David W. Throup*, *The Economic and Social Origins of Mau Mau 1945–53*, London 1987; *Frederick Cooper*, *Africa since 1940: The Past of the Present*, Cambridge 2002, S. 38–65, 91–93.

3 For an important discussion of the evolving context of colonial development thinking in the later years of colonial rule, see *Monica M. Van Beusekom* and *Dorothy L. Hodgson*, 'Lessons Learned? Development Experiences in the Late Colonial Period', in: *Journal of African History* 41, 2000, S. 29–33.

a dynamic, volatile and rapidly expanding sector during the later colonial period, one of overwhelming economic importance to the territory, and equally vital, on strategic and economic grounds, to Britain and to its long-term plans for Central Africa.⁴ What gives this case study a particular value to explanations of decolonization is that in Central Africa, the powerful mining industry found itself caught between two contrasting visions of *economic* nationalism, linked only by the common goal of securing control of the mineral resources of Northern Rhodesia in order to pursue differing trajectories of development, one committed to the maintenance of white settler hegemony, the other committed to drawing on mining wealth in order to promote the economic and social development of the Black African majority. The fundamental question to be explored here is how the copper mining industry, the region's most powerful and organised expression of expatriate capital, attempted to negotiate a ›safe‹ passage between these two conflicting sets of aspirations, how it responded to rapid political change during the 1950s and early 1960s, what strategies it evolved to deal with this process, and how far it may itself have become a political ›actor‹ in the events leading to Zambia's independence in 1964, attempting to influence their outcome in its own long-term interests and, perhaps, opting to support the contender for post-colonial leadership whose brand of economic and political nationalism the mining industry judged to be the least threatening. Finally, an attempt will be made to gauge the degree of co-ordination within the mining industry as it confronted these tasks, and the scope for divergent attitudes and strategies between the two expatriate-controlled firms which dominated Zambian mining in this period.

From its inception in the late 1920s/early 1930s, copper mining in Northern Rhodesia attracted political controversy, especially concerning the distribution of the wealth it generated. White settlers in both Northern Rhodesia, under direct British rule, and in Southern Rhodesia (Zimbabwe), which enjoyed a unique ›semi-colonial‹ status after 1923, dreamed of creating a territorial bloc under their control, fuelled largely by copper revenues. Moreover, first settlers, and subsequently African nationalists, raised the possibility of nationalising the mining industry, to give them unquestioned control over its development. Similarly, successive colonial governments, the settler lobby and African nationalists periodically showed interest in imposing special taxes on mining, to fund economic and social development, or to ease Northern Rhodesia's regular budgetary problems. Labour relations in the mining industry formed an equally sensitive political issue, centred on the exclusion of African workers from most categories of skilled work, and the growing, and mutually reinforcing, militancy of both European and African labour. After 1945, both mining groups on the Copperbelt, the American-controlled Rhodesian Selection Trust (RST) and the South African-controlled Anglo American Corporation, enjoyed buoyant demand, fuelled by rearmament and the Korean War, and boom conditions produced a period of growing profitability, confidence and expansion.⁵ Yet the Copperbelt also faced increased competition, thanks to the global expansion of the copper industry, the escalating challenge of cheaper substitutes for copper, and rising costs as operations became more technically demanding, and labour more expensive. The mining groups' response was to attempt to cut wage costs, and, imitating the mining industry in the neighbouring Belgian Congo, to employ an increasing proportion of relatively cheap African labour, a policy described as African ›progression‹ or ›advancement‹.⁶ This brought them into conflict with

4 Many of the themes raised in this article receive more detailed discussion in *Larry J. Butler, Copper Empire: Mining and the Colonial State in Northern Rhodesia, c.1930–1964*, Basingstoke 2007.

5 *Simon Cunningham, The Copper Industry in Zambia: Foreign Mining Companies in a Developing Country*, New York 1981, S. 34.

6 On the precedents of developments in the Belgian Congo, see *John Higginson, A Working Class in the Making: Belgian Colonial Labor Policy, Private Enterprise, and the African Mine-worker, 1907–1951*, Madison 1989, S. 130–152.

the powerful white mineworkers' union, which had exploited wartime conditions to secure a 'colour bar' on the Copperbelt, reserving the most skilled categories of work for white miners.⁷ Determined to maintain its members' privileged position, the Mine Workers Union (MWU) insisted on the principle of 'equal pay for equal work' which, if implemented, would have robbed African advancement of its value to the mining industry. Simultaneously, the mining groups were coming to accept the reality of an increasingly 'stabilised', or settled, African workforce. Given the swollen costs of providing for the needs of these workers and their dependents, extracting the maximum value from African labour, and so replacing more expensive white workers, had obvious attractions.⁸ Yet the mining industry was reluctant to confront the MWU on this issue unless it could be sure of securing government support.⁹ Consistently denied this, the mining groups instead concluded an agreement with the MWU in 1946, prolonging the colour bar for another decade.

I. THE MINING INDUSTRY AND THE CENTRAL AFRICAN FEDERATION

In 1953, Britain created the Federation of Rhodesia and Nyasaland, one of the most ambitious initiatives in post-war British colonial policy. A device imposed by Britain despite clear African opposition¹⁰, the Federation brought together Northern Rhodesia, Southern Rhodesia and Nyasaland, in what was intended to be a barrier to the northwards spread of South Africa's apartheid philosophy, aided by the recent influx of Afrikaner migrants to the Copperbelt.¹¹ The British government envisaged the Federation as being a 'middle way' between the extremes of Black nationalism to the north and settler nationalism to the south. For the British government, political considerations apparently outweighed the economic justification for closer territorial association in Central Africa.¹² Central to Britain's public case for Federation, and to its continuing justification after 1953, was that it would permit the construction of a multiracial 'partnership' as the foundation of future constitutional development. Based on a restricted franchise, the Federation would, in theory, allow for gradually increasing African political participation, while preserving effective white hegemony for the foreseeable future. The Zambian mining industry had traditionally been suspicious of proposals for territorial amalgamation, on the grounds that they would lead to the introduction of discriminatory labour practices from Southern Rhodesia, and so increase production costs in copper mining. In the post-war period, with the industrial colour bar already a reality, such objections were irrelevant, and a fun-

7 Elena L. Berger, *Labour, Race and Colonial Rule. The Copperbelt from 1924 to Independence*, Oxford 1974, S. 49–64.

8 W. J. Barber, *The Economy of British Central Africa*, Oxford 1961, S. 233.

9 Sir Ronald L. Prain, *Selected Papers 1953–1957*, London 1958, S. 57. In 1950, Prain privately lamented that the Northern Rhodesian government seemed willing to interfere in a wide range of issues, except the one which really mattered, that is, the colour bar: American Heritage Center, University of Wyoming (AHC): Prain Papers, Box 1, Folder 2, Prain to Harold K. Hochschild, 26.4.1950.

10 See, for example, The National Archives, Kew (hereafter TNA): DO 35/3588, Relations of the Two Rhodesias and Nyasaland, memorandum by A. B. Cohen, 15.3.1950.

11 TNA: CAB 129/45 CP(51)122, Joint Cabinet Memorandum by Colonial Secretary and Commonwealth Relations Secretary, Closer association in Central Africa, and annex, confidential minute by G. H. Baxter and A. B. Cohen, 3.5.1951.

12 TNA: CAB 129/47 CP(51)265, Joint memorandum by Colonial Secretary and Commonwealth Relations Secretary, 12.10.1951. For a full account of Britain's motives in creating the ill-fated Federation, see Philip Murphy (Hrsg.), *British Documents on the End of Empire*, Series B Volume 9 Central Africa, 2 parts, London 2005.

damental shift in the mining companies' thinking became evident.¹³ Although they would have preferred full territorial amalgamation between the Rhodesias, reasoning that this would create a political unit capable of attracting large numbers of settlers, and lend itself to effective economic co-ordination, the mining groups supported the campaign for Britain's less ambitious, but more readily achieved goal of Federation, by funding key lobby groups such as the United Central Africa Association and the Capricorn Africa Society. The mining groups were anxious to integrate the Central African territories more closely, especially to overcome the region's chronic energy and transport problems after 1945.¹⁴ Heavily reliant on the near-exhausted Rhodesia Railways system, and on unpredictable supplies of coal from the Hwange colliery in Southern Rhodesia, the mining companies had strong practical reasons to promote closer infrastructural co-ordination between the neighbouring territories.¹⁵ It was even rumoured that Southern Rhodesia, the prime mover in the campaign for territorial amalgamation, was exploiting the coal shortage to pressurise the copper companies into support for closer union.¹⁶ The groups may also have had political motives: some form of association between the two Rhodesias was seen as offering the best means of creating a counter-balance to the growing power of Northern Rhodesian settler politicians, who were often sponsored by, or linked to, the Mine Workers Union.¹⁷ Since 1948, it had been customary for the colonial government to defer to the views of settler representatives entrenched in Northern Rhodesia's legislature. Settler assertiveness had been seen, for example, in mounting pressure on the copper companies to move their headquarters from London to Northern Rhodesia (where, it was argued, they would be more accountable to local opinion), and to the companies' growing conclusion that the colonial state was impotent in the face of the settler political demands, and incapable of delivering rapid economic development.¹⁸ The Northern Rhodesian settlers were led by Roy Welensky, a longstanding advocate of heightened state regulation of the mining industry: ironically, Welensky would soon be criticising African politicians who called for the nationalisation of the copper industry, because of the impact this might have on investor confidence.¹⁹ Symbolising the settlers' growing political strength had been their success in 1949, after many years of dispute, in imposing new arrangements for the collection of mineral royalties payable on copper. While the mineral rights were left, anoma-

13 TNA: CO 795/30/1, minute by W. Ormsby-Gore, 20.3.1929; see also *J. R. T. Wood*, *The Welensky Papers. A History of the Federation of Rhodesia and Nyasaland*, Durban 1983, S. 57; *John G. Phillips*, *Roan Antelope: Big Business in Central Africa 1890–1953*, PhD thesis, Cambridge 2000, S. 240–1.

14 *Philip Murphy*, *Party Politics and Decolonization. The Conservative Party and British Colonial Policy in Tropical Africa 1951–1964*, Oxford 1995, S. 74. The groups' preference for amalgamation had been made clear when representatives of the Northern Rhodesia Chamber of Mines (NORCOM) met the British Colonial Secretary, James Griffiths, at Kitwe on the Copperbelt in September 1951: see AHC Prain Papers, Box 1, Folder 2, memorandum by Ronald Prain, *Federation and Closer Union*, 14.9.1951.

15 TNA: CO 852/878/1, Report of the Colonial Development Working Party, October 1948; CAB 134/65 CD(49)34, Coal for the Copperbelt in Northern Rhodesia, memorandum by the Colonial Office, 17.9.1949. See also *Phillips*, *Roan Antelope*, S. 298–300.

16 TNA: SUPP 14/29, K. D. Rogers (Ministry of Materials) to J. S. Gandee (Commonwealth Relations Office), 13.8.1951, citing opinion of A. W. Durrant, former secretary of the Rhokana and N'Changa companies.

17 AHC: Prain Papers, Box 1, Folder 2, Ronald Prain to Harold K. Hochschild, 21.4.1950.

18 TNA: CO 1015/347, Welensky to Prain, 5.5.1952; *Cunningham*, *The Copper Industry in Zambia*, S. 191; *L. H. Gann*, *The Northern Rhodesian Copper Industry and the world of copper, 1923–52*, *Rhodes-Livingstone Journal* 18 (1955), S. 14; *Berger*, *Labour, Race and Colonial Rule*, S. 198.

19 *Northern Rhodesia Debates*, col. 148 f., 3.7.1952.

lously, in the hands of the British South Africa Company, they were now scheduled to expire in 1986, with the Northern Rhodesian government meanwhile receiving a considerably larger share than hitherto.²⁰ The new agreement did not affect the mining companies directly, but it was, perhaps, a timely reminder of the economic interventionism characteristic of many white settler regimes in central-southern Africa.

Believing that the British authorities had repeatedly capitulated to the demands of local white politicians, the Northern Rhodesian mining companies hoped that association with Southern Rhodesia would create a more 'balanced' political climate.²¹ Both the mining groups not only gave discreet financial support to the campaign during 1952 to launch the Federation²², but also subsequently helped fund the Federation's major settler political party, the United Federal Party. At the time, this was defended on the grounds that political life within the Federation was in its infancy, and that the UFP effectively embodied the political system. In order to ensure that the Federation functioned efficiently, it was therefore necessary to ensure that its governing party was efficiently organised and adequately financed. However, this entire issue was politically delicate, fuelling resentment among settlers towards the high profile the mining industry enjoyed in the Federation, particularly the influence it was believed to have within the political establishment, typified by claims that the UFP was the 'stooge' of the mining industry.²³ In these circumstances, leading figures in the mining industry sought to discourage public speculation concerning their political activities. Nevertheless, their close links with the Federation's governing party may explain why the mining groups did not apparently seek separate representation for business in the Zambian legislature, unlike mining companies in other colonial territories, for example Ghana.²⁴ Both mining groups felt that African opposition to the proposed Federation should not be permitted to obstruct the project, privately regarding the British Colonial Office's attempts to 'consult' African opinion as inept.²⁵ Significantly, both groups also supported the idea of encouraging mass European immigration into Central Africa, an idea much discussed in the early 1950s, and associated particularly with bodies such as the Capricorn Africa Society, which endorsed the 'Two Pyramid Plan', developed by the Southern Rhodesian Prime Minister and staunch advocate of amalgamation, Sir Godfrey Huggins.²⁶ The alternative, as some leading business figures predicted as early as 1951, might be an African-governed Northern Rhodesia resembling the Gold Coast model, which might adopt unpalatably radical policies. Always sensitive to public relations, the mining groups would also respond subsequently to Federal government pleas by investigating the scope for establishing a distinctively pro-Federation newspaper. The plan came to nothing, however, because foreign newspaper publishers did not see the venture as commercially attractive.²⁷

20 *Peter Slinn*, Commercial concessions and politics during the colonial period: the role of the British South Africa Company in Northern Rhodesia, 1890–1964, *African Affairs* 70 (1971), S. 365–384.

21 American Heritage Center, University of Wyoming: Prain Papers, Box 1, Folder 2, Ronald Prain to Harold K. Hochschild, 21.4.1950.

22 See, for example, AHC: Prain Papers Box 2, Prain to Welensky, 10.3.1952. Sir Ernest Oppenheimer, on behalf of Anglo American, was reported to have adopted a similarly supportive position: *ibid.*, Welensky to Prain, 22.3.1952.

23 AHC: Prain Papers Box 2, Welensky to Prain, 23.1.1954; *ibid.*, Welensky to Prain, 23.2.1954.

24 *Stockwell*, *The Business of Decolonization*, S. 111–134.

25 AHC: Prain Papers Box 1, Folder 2, Prain to Harold K. Hochschild, 17.10.1951.

26 See letter from David Stirling, President of the Capricorn Africa Society, to *The Times*, 30.5.1951. Briefly, the plan envisaged the development of distinct European and 'native' spheres in Southern Rhodesia, ostensibly allowing Africans to progress economically and politically, while creating opportunities for large-scale white immigration.

27 AHC: Prain Papers Box 2, Prain to Welensky, 7.7.1954 and 23.8.1954.

In 1953, breaking ranks with Anglo American, and seizing the opportunity created by the termination of bulk-purchasing of copper by the British government, RST took a tough public stand on the ›advancement‹ of African mineworkers, a cost-cutting measure the group had been contemplating for some time.²⁸ Having sought to avoid confrontation with the MWU since the war, in the interests of uninterrupted production, the group now issued an ultimatum to the white workforce. The evidence suggests that the timing of this initiative was chosen partly to impress potential opponents in Britain of the plans for Federation, and convince them that Federation and African aspirations were not incompatible, an aim which implicitly acknowledged the extent of current African suspicions. Significantly, the British government privately recorded the view that RST's behaviour at this sensitive time had been ›helpful‹ to the Federal cause (in contrast to the cautious public position of Anglo American on advancement), demonstrating a sympathetic understanding of what London judged to be in Rhodesia's long-term interests.²⁹ A further factor in RST's desire to promote advancement was the dramatic post-war growth of African labour militancy, witnessed in a major strike in 1952, possibly in imitation of the militant strategies of white mineworkers, but also a feature perhaps unwittingly fostered by the British authorities' encouragement of African trade unions, organised along ›acceptable‹ lines, that is, orientated towards an identification with Western values and practices.³⁰ The cultivation of a ›moderate‹ and co-operative African trade union movement, a key strategy in the Cold War, seemed unavoidably to require progress on African advancement, which had been thwarted by the wartime and post-war conditions of economic emergency, and by the British government's unwillingness to risk any action which might antagonise white miners and so jeopardise precious dollar-saving copper production.³¹ For RST, then, African advancement held out the promise of reduced costs and, ultimately, industrial peace among the African workforce. Perhaps of critical importance in explaining RST's behaviour was the ever-spiralling wage bill. A generous pay award, agreed after arbitration in January 1953, was predicted to cost the mining groups around £ 870,000. Increased labour costs in turn enhanced the appeal of further mechanization in the mines, and created a greater incentive to employ African labour more efficiently and extensively, hence the groups' renewed interest in ›advancement‹.³² Yet despite a succession of pious government endorsements of this principle, the colonial authorities were adamant that this was a problem for the two sides of industry to resolve for themselves. Progress remained slow until, without government help, RST induced the MWU in 1955 to agree to a theoretical elimination of racial restrictions.³³

Perhaps the most important practical help the mining industry could give to the Federation was to ensure prosperity by maintaining high copper prices, although given the world copper industry's poor record at concerted action, this was not a matter entirely in the

28 *Prain*, Selected Papers 1953–1957, London 1958, S. 29–30.

29 TNA: CO 852/1177/11, Swinton to Sir Harry Railing, 25.7.1952; AHC: Prain Papers Box 2, Prain to Welensky, 14.5.1953.

30 *Frederick Cooper*, Decolonization and African Society. The Labour Question in French and British Africa, Cambridge 1996, S. 263.

31 *Ronald Prain*, The problem of African advancement on the Copperbelt of Northern Rhodesia, African Affairs 53 (1954), S. 91–102.

32 AHC: Prain Papers Box 1, Folder 3, Harold K. Hochschild to Prain, 7.5.1954; *ibid.*, Prain to Hochschild, 21.5.1954. See also *Robert E. Baldwin*, Economic Development and Export Growth: A Study of Northern Rhodesia, 1920–1960 Berkeley 1966, S. 99–100; *Andrew Roberts*, A History of Zambia 1976, S. 216–217.

33 *Berger*, Labour, Race and Colonial Rule, S. 200–201; *Richard L. Sklar*, Corporate power in an African state: the Political Impact of Multinational Mining Companies in Zambia, Berkeley/Los Angeles 1975, S. 105–6.

mining groups' hands.³⁴ Some figures in the mining industry warned periodically that the Federation was becoming too dependent on high copper prices, which experience showed were unlikely to persist.³⁵ When the boom in copper prices eventually collapsed late in 1956, the effects were felt within the Federation immediately. Soon afterwards, the Federation faced serious, ultimately fatal, political problems, following attempts by the federal government to engineer constitutional change reinforcing the settler minority's privileges, which triggered alarm, and political mobilization, among the African majority, reflected in the dramatic growth of the African nationalist movement, which in turn was able to draw upon the effective post-war organisation of African labour, especially on the Copperbelt. Ironically, Britain's own actions in creating the Federation, and in promoting trade unionism, had helped encourage the development of effective mass African resistance. Suspicions were already widespread among the African population that the Federation's structures were designed not only to maintain white hegemony, but also to siphon off Northern Rhodesia's copper wealth, to the disproportionate advantage of Southern Rhodesia's white population.³⁶ But above all it was fear of becoming trapped, permanently, in a white-ruled, self-governing Federation, an outcome which seemed highly likely given the impending review of the Federation's constitution in 1960, which fuelled mounting African protests. Escalating violence led to the imposition of states of emergency in the Federation early in 1959, leading to protracted attempts by Britain first to salvage something from the seemingly doomed Federal experiment, and then by efforts to steer each of the Federation's component territories towards separate self-government, under arrangements acceptable to African majorities in each of them. The Federation itself disintegrated at the end of 1963, with Northern Rhodesia and Nyasaland gaining independence in 1964 under Black majority rule, leaving the problem of Southern Rhodesia unresolved for another 17 years. The response of the Federal government during the Federation's terminal years was highly revealing: while relatively unconcerned about the prospect of impoverished Nyasaland's secession, the government was determined to retain control of copper-rich Northern Rhodesia, or, at least, of its wealth-producing mining region, the Copperbelt.

II. THE MINING INDUSTRY AND AFRICAN NATIONALISM

Intimations that the mining industry quickly began to distance itself from what it perceived to be a failing political structure can be detected even before the Federation entered its final phase. Early in 1959, shortly before the declaration of the state of emergency, Sir Ronald Prain, chairman of the RST group of companies, had warned the Federal Prime Minister, Sir Roy Welensky, about his unease over the political direction the Federation was taking. Having previously backed the Federation publicly, for example in Britain, and before prestigious groups such as the Council of Foreign Relations in the United States, Prain now demanded to know what steps were being taken to make ›partnership‹ between the races a reality.³⁷ It is striking that Prain anticipated by a year the central mes-

34 Rhodes House Library, Oxford: Welensky Papers WP 657/5, ff.42–3, Prain to Welensky, 22.4.1958.

35 *Sir Ronald Prain, Reflections on an Era. Fifty Years of Mining in Changing Africa*, London 1981, S. 103. By the mid-1950s, Prain had become convinced that what the Federation needed was long-term stability in copper prices, to reinforce its credit-worthiness and allow it to budget »sensibly«: AHC Prain Papers Box 2, Prain to Welensky, 7.2.1955.

36 *Patrick Keatley, The Politics of Partnership. The Federation of Rhodesia and Nyasaland*, Harmondsworth 1963, S. 209.

37 Rhodes House Library, Oxford: Welensky Papers WP 657/5, ff.61–65, Prain to Welensky, 16.1.1959.

sage of Harold Macmillan's celebrated »Wind of Change« speech, pointing to the growth of African nationalism and the need to respond to this constructively. Prain identified a practical motive – the fact that fresh investment would require confidence in the Federation's political stability. He detected a circular problem, in that political stability depended on continuing economic development; however, without stability, investment would dry up, preventing further economic development, leading in turn to greater political instability, and so on. Equally striking is the fact that even before the Belgian Congo's disastrously precipitate independence in 1960, Prain was warning that African populations had to be prepared adequately for self-government, for example through involvement in the administration, business, the military and other sectors. Stressing that the core African demand was for greater political, economic and social participation, Prain saw the creation of employment opportunities for Africans as an important example of this, and argued that it was necessary to make concessions to African aspirations while time still permitted.³⁸

Once the Emergency had been declared, Prain reassessed RST's position in relation to the Federation. In May 1959, RST withdrew its support for the UFP, and ostensibly disengaged from Federal politics, on the grounds that the Federation had failed to achieve its basic objectives.³⁹ Not only had the Federal government done virtually nothing to help the mining industry over the issue of African advancement, partly, no doubt, because Federal ministers relied on the votes of white miners⁴⁰, but it had also been all too willing to employ »strong-arm« methods to extract financial contributions from the mining industry for prestige projects such as the Kariba Dam (or risk the imposition of an export tax on copper).⁴¹ Admittedly, under the Federal system, labour questions remained the responsibility of the Federation's component territories, but Federal ministers had shown little interest in pressing the cause of advancement.⁴² Moreover, by the end of 1952, RST had lost confidence in the Northern Rhodesian government's ability to deal effectively with the advancement question.⁴³ Late in 1953, Welensky had declared flatly that advancement was not a Federal concern⁴⁴, prompting Prain to seize the initiative by announcing publicly that the Federation's success hinged on its ability to resolve the problem of the industrial colour bar. Endorsing Africans' right to insist on change, Prain had encouraged them to demand it.⁴⁵ Shortly afterwards, he proclaimed that RST was giving the MWU notice of RST's intention to terminate its recognition agreement, leading Welensky to respond that there might, after all, be substance in the union's longstanding claim that RST's true aim was to secure plentiful cheap labour.⁴⁶

By the summer of 1959, Prain had already discussed the entire question of the Federation and its future with the British Prime Minister, Harold Macmillan, who was embarking on a fundamental review of British colonial policy. While it is unclear who influenced whom in these exchanges, it seems possible that it was Macmillan who drew on Prain's impressions of local conditions in Central Africa. A degree of pragmatism is clearly visible in Prain's position, in that he argued that business must always align itself with the strongest prevailing political force. In the African context, it was clear to him that

38 Ibid.

39 *Prain*, *Reflections on an Era*, S. 138, 193–4.

40 *Murphy*, *Party Politics and Decolonization*, S. 74.

41 Between them, RST and Anglo American contributed £ 20 million, plus a further £ 10 million surcharge on the power they would buy from Kariba: *Prain*, *Reflections on an Era*, S. 132–3.

42 *Murphy*, *Party Politics and Decolonization*, S. 74.

43 AHC: Prain Papers Box 1, Amco/AMAX folder, Prain to Walter Hochschild, 26.7.1954.

44 *Rhodesia Herald*, 22.10.1953.

45 *Wood*, *The Welensky Papers*, S. 396, 431.

46 *Murphy*, *Party Politics and Decolonization*, S. 74.

power would inevitably shift to the African majority, and he had already begun to identify the next generation of potential African leaders.⁴⁷ Hitherto, Prain had generally aired his political views privately, but in October 1959 he used the occasion of his annual statement to shareholders to publicise his views more widely. He stressed that economic development alone was not the key to the Federation's future, and stressed instead the importance of African political and social advance.⁴⁸ Significantly, only weeks earlier, Welensky had publicly declared the diametrically opposed view – that political and social advance must evolve out of economic development. Welensky was, evidently, still wedded to the gradualist ethos of African development, originating in the Second World War and enshrined in a new British commitment to eventual self-government for the colonies, following a lengthy process of material and social preparation. Prain, on the other hand, was clearly attuned to the radically revised timetables for political development currently being discussed in London as part of Macmillan's ›Wind of Change‹ revolution.⁴⁹ Late in 1959 and early in 1960, helped by the Quaker organisation, the American Friends' Service Committee, Prain actively sought contact with Zambian nationalist leaders, especially with Kenneth Kaunda, who would lead the country to independence in 1964.⁵⁰ The British authorities in Lusaka were sometimes uneasy about these contacts with Kaunda, who was, at the beginning of 1960, still in detention. Whitehall, however, was more positive in its response, regarding Prain as having a clearer idea of Zambia's prospects than most members of the local European community.⁵¹ Arguably, Prain became an important intermediary between British policy-makers and Zambian nationalists. His position at the head of a ›progressive‹ example of modern business made Prain especially valuable at a time when the record of business in colonial contexts was increasingly vulnerable to nationalist criticism, while his ready access to key British politicians offered Zambian nationalists a useful channel of communication to London. Although it is not clear precisely when the two men first met, Prain was certainly successful in developing close and friendly links with Kaunda. Kaunda subsequently paid tribute to Prain as the man who had taken him seriously at a time when the authorities still ignored him.⁵² Above all, Prain urged the British government to make concessions to Kaunda, judging him to be much more ›moderate‹ than some of his political colleagues. Prain had been consistently advocating the cultivation of African nationalists at least since 1956. Then, he had advised the Colonial Office that the growing power of the African National Congress (currently the leading nationalist force) should be recognised and responded to constructively, allowing its energies to be channelled along ›useful‹ lines: otherwise, it would be driven underground and become dangerous.⁵³ An important point here is that after 1959,

47 TNA: DO 35/7620, M.R. Metcalf (Office of the High Commissioner for the UK, Southern Rhodesia) to Lord Home (Commonwealth Relations Secretary), 29.8.1959.

48 London School of Economics Library: Selection Trust Papers, ST G1/15/3, Statement by the Chairman, 15.10.1959.

49 TNA: CO 1015/1747, Presidential address by the Federal Prime Minister, Sir Roy Welensky, to the UFP Congress, 17.9.1959. It is conceivable that Prain's statement was a form of ›trial run‹ for Macmillan's celebrated speech, delivered to the South African parliament in 1960.

50 Robert I. Rotberg, *The Rise of Nationalism in Central Africa. The Making of Malawi and Zambia, 1873–1964*, Cambridge, Mass. 1965, S. 308. Prain had approached Governor Hone about the possibility of a meeting with Kaunda as early as September 1959: see AHC: Prain Papers Box 1, Folder 5, Prain to Harold K. Hochschild, 29.9.1959.

51 TNA: DO 35/7620, Sir Evelyn Hone to W.B.L. Monson (Colonial Office), 1.10.1959; *ibid.*, minute by D.A. Scott (Commonwealth relations Office), 5.11.1959; PREM 11/3069, de Zulueta to Bligh (Accra), 9.1.1960.

52 TNA: DO 183/216, minute by W.B.L. Monson, British High Commissioner, Zambia, 17.12.1964.

53 AHC: Prain Papers, Box 2, Zambia Folder, Prain to A. Lennox-Boyd, 23.7.1956.

Prain's views were both sought and respected by leading figures in the British government, including not only Macmillan, but also Iain Macleod, the minister most closely associated with the acceleration of British decolonization after 1959. Moreover, Prain's contributions to British government thinking were especially valuable because the flow of information from Zambia to London was not always reliable, in part a consequence of settler politicians' lingering resentment of continuing control from London.⁵⁴ Developing one of the classic themes of British decolonization, Prain warned Macleod in June 1960 that Kaunda's moderation had to be cultivated and rewarded, otherwise he might be displaced by »extremists«. Secret surveillance reports by Northern Rhodesia's Special Branch soon highlighted the problems Kaunda faced in restraining his more radical associates.⁵⁵ Although Prain continued, publicly, to endorse the idea of Federation (repeating this point in the evidence he gave to the Monckton Commission, which reported on the Federation's future in 1960), he stressed the urgent need for political reform, describing the will to self-determination as one of the strongest political forces of the twentieth century.⁵⁶

Under Prain's guidance, therefore, RST adjusted pragmatically to the advent of mass African nationalism, but the group was not complacent about its likely position within an independent Zambia. While seeking to establish good relations with Zambian nationalist leaders, RST also sought to invest some of its African-derived profits in Chilean copper mining, thus reducing its dependence on the Copperbelt, and was only prevented from doing this by the Federation's imposition of exchange control, itself a response to foreign investors' dwindling confidence in the country's prospects.⁵⁷ Explanations of RST's »progressive« attitude tend to emphasise the influence of American opinion, expressed through RST's major shareholder, the American Metal Company (AMC). The latter had a long record of identifying with liberal causes. As early as 1950, AMC was urging the Copperbelt mining companies to lobby the Northern Rhodesian government to abolish the industrial colour bar, seeing this as necessary to allow the companies to retain the initiative in shaping the industry's future development.⁵⁸ Particularly significant is the fact that AMC privately stressed the *ethical* aspect of the problem, not only its financial implications (as a route to cost-cutting through the advancement of cheaper African labour).⁵⁹ Specifically, AMC felt that the companies should not endanger their own reputations by being seen to be merely responding to external pressure concerning the sensitive labour question. As African political and industrial mobilisation intensified, AMC became concerned that advancement should be seen as the product of the mining groups' initiative, and not as a result of an African strike, which might strengthen the hands of »extremists« within the African Mineworkers Union.⁶⁰ AMC was particularly renowned for its early identification with the cause of African independence from colonial rule. In 1951, the company's chairman, Harold Hochschild, had predicted the rapid growth of African nationalism in Central Africa, foreseeing a dominant African political role in Rhodesia.⁶¹ In 1953 – the year the Federation was created – Hochschild reputedly told a future Federal minister that political power invariably passed eventually to indigenous populations, and

54 TNA: DO 183/477, G. W. Jamieson (CRO) to J. A. Molyneux (Adviser on Commonwealth and External Affairs, Deputy Governor's Office, Lusaka), 31.7.1964.

55 TNA: DO 35/7620, Prain to Macleod, 15.6.1960; TNA CO 1015/2275, Sir Evelyn Hone to W. B. L. Monson, 2.9.1960.

56 TNA: DO 183/221, Foreign Office paper, Neo-Colonialism, 31.7.1963, Annex D.

57 TNA: CAB 134/1358, AF(61)3 (Final), Cabinet Africa (Official) Committee, Economic consequences of political development in East and Central Africa, 12.7.1961.

58 AHC: Prain Papers, Box 1, Folder 2, Prain to Harold K. Hochschild, 8.5.1950.

59 Ibid.

60 AHC: Prain Papers Box 1, Folder 3, Harold K. Hochschild to Prain, 20.9.1954.

61 AHC: Prain Papers, Box 1, Folder 2, H. K. Hochschild to Prain, 18.6.1951.

that AMC therefore planned to accommodate itself to this, and to adjust its policies accordingly.⁶² When it grasped the nettle of confrontation over African advancement, late in 1953, RST enjoyed the full support of AMC.⁶³ Similarly, in May 1961, when Northern Rhodesia's political future was still unclear, following an abortive British attempt to introduce a new constitution for the territory in February, an AMC representative told a committee of the US Congress that RST was already preparing to operate under Black majority rule. Against the background of deepening international pessimism caused by the civil war in the Congo, AMC declared publicly that Northern Rhodesia offered an encouraging example of development in Africa.⁶⁴

An advantage RST may, arguably, have enjoyed in dealing with political shifts within the Federation was that it could draw on the earlier experiences of big business facing the challenge of decolonization elsewhere in Africa. For example, by the time political uncertainty began to affect the Federation, expatriate mining companies in Ghana already had a decade's experience in adjusting to African nationalism. One of the firms most affected by developments in Ghana was the Consolidated African Selection Trust (CAST), a member of the Selection Trust group of companies, registered in London, the group which had originally created RST in 1928.⁶⁵ Although Selection Trust no longer had a direct interest in RST, it did have an indirect interest in RST's affairs through its holdings in AMC.⁶⁶ Selection Trust was also represented on the board of RST and AMC, and performed a variety of services for RST in London. Numerous useful conduits therefore existed for the transmission of one mining group's African experiences to the other.

What makes RST's stance on African development in the political and employment spheres particularly interesting is the apparently contrasting attitude of the other mining group on the Copperbelt, Anglo American. Much slower than RST to digest the implications of the 'Wind of Change', Anglo American's response to political developments remained cautious and conservative.⁶⁷ Of critical importance is the fact that, in business terms, Anglo's 'centre of gravity' was in South African mining. The group was therefore obliged to consider the effect developments in Central Africa might have on its wider, regional interests, particularly the impact changes in labour policy might have on industrial relations in South Africa, whose powerful white mineworkers' trade union enjoyed close links to its Zambian counterpart, and which Anglo was especially reluctant to provoke.⁶⁸ This is perhaps why Anglo American was happy to allow RST to take the lead in pursuing African advancement from the early 1950s onwards.⁶⁹ Yet there may be a danger

62 Rhodes House Library, Oxford: Welensky Papers WP 231/11, ff.1–8, 8.3.1963. This strand of political realism within the American mining industry can be detected much earlier. Even before the First World War, the mining engineer and future President, Herbert Hoover, had warned publicly that among the priorities of the indigenous governments of newly-emerging nations would be to secure control over the exploitation of natural resources: see *A.J. Wilson, The Life and Times of Sir Alfred Chester Beatty*, London 1985, S. 277.

63 *Cunningham, The Copper Industry in Zambia*, S. 195.

64 *Sklar, Corporate Power in an African State*, S. 143, citing Statement of F. Taylor Ostrander, Assistant to the Chairman, American Metal Climax Inc., New York, in *Activities of Private United States Organizations in Africa*, Hearings before the Subcommittee on Africa of the Committee on Foreign Affairs, House of Representatives, 87th Congress, May 8 1961, S. 38.

65 *A.D. Roberts, Notes towards a financial history of copper mining in Northern Rhodesia*, *Canadian Journal of African Studies* 16 (1982), S. 348.

66 TNA: DO 183/221, Foreign Office paper, Neo-Colonialism, 10.10.1963.

67 *Miles Kahler, Decolonization in Britain and France: The Domestic Consequences of International Relations*, Princeton 1984, S. 285–6.

68 *Berger, Labour, Race and Colonial Rule*, S. 128.

69 *Theodore Gregory, Ernest Oppenheimer and the Economic Development of Southern Africa*, London 1962, S. 476–484, 488–489.

of exaggerating the differences between the two mining groups. Like RST, Anglo American signalled its dissatisfaction with the Federation by withdrawing financial support to the UFP in 1959, a move which was more than merely symbolic. It is also clear from Prain's private correspondence that RST scrupulously observed the convention of consulting Anglo American before making pronouncements on the advancement of African labour. Furthermore, a major theme which may have helped to draw the groups (and the British government) closer together was the claim, increasingly heard in the early 1960s, that political ›decolonization‹ was an illusion which concealed the reality that economic power in former colonies remained in the hands of big business in a situation of ›neo-colonialism‹.⁷⁰ In the context of an increasingly globalized Cold War, such allegations were naturally of great concern to both business and the Western powers, offering to the Soviet Union and China a useful propaganda weapon with which to attack ›Western imperialism‹, and to appeal to newly-independent members of the United Nations. The British government, in particular, feared that these attacks would deter investors and so jeopardise the future development of African states, undermining the latter's alignment with the West which both London and Washington were so keen to ensure.⁷¹ In 1963, RST and Anglo American collaborated with the British Foreign Office to produce detailed briefings for the British delegation at the UN, designed to demonstrate how the activities of the mining companies had benefited both Northern Rhodesia and the Federation. Whitehall itself took a very positive view of the mining industry's record, seeing the sector as having exercised a ›moderating and liberal influence‹ in Central Africa, as well as making a very significant contribution to government revenues through taxation, and providing a wide range of social services and amenities for its workers and their families. British officials privately drew a sharp contrast between the mining companies and the other major example of big business in the region, the British South Africa Company (BSAC), whose almost parasitical role as a bastion of rentier colonialism was seen increasingly as an embarrassment.⁷²

Whitehall's efforts to anticipate attacks on the mining groups at the UN were apparently successful: not only did Kaunda promise not to support such criticism, but he also appears to have persuaded the Tanganyikan nationalist leader, Julius Nyerere, to adopt a similar position.⁷³ This was particularly important, because of Nyerere's authoritative position within the emerging Afro-Asian bloc of nations. Mounting criticism of Western business at the UN also encouraged a closing of ranks between the mining groups, leading to the unusual suggestion by RST that Anglo American had actually been more progressive, for example over labour issues, than its public statements might sometimes have suggested.⁷⁴ Similarly, although Anglo American's public position remained highly circumspect, the group's chairman, Sir Harry Oppenheimer (already a leading figure within the dwindling white liberal community in South Africa), reportedly approved of RST's attempts to develop good links with Kaunda and other nationalists.⁷⁵ Nevertheless, a striking example of Anglo's slower adaptation to political change is the fact that Oppenheimer

70 The classic, highly influential expression of this thesis remains Kwame Nkrumah, *Neo-Colonialism: The Last Stage of Imperialism*, London 1965.

71 TNA: DO 183/221, H. G. M. Bass (Central Africa Office) to Hone, 12.7.1963.

72 TNA: DO 183/221, C. T. Crowe (UK Delegation, United Nations, New York) to J. G. Tahourdin (Foreign Office), 26.11.1962; *ibid.*, P. M. Foster (Foreign Office) to H. G. M. Bass (Central Africa Office), 8.10.1963.

73 TNA: DO 183/221, Hone to H. G. M. Bass (CAO), 19 Sept. 1963; *ibid.*, Hone to Bass, 25.9.1963.

74 TNA: DO 183/221, Foreign Office paper, *Neo-Colonialism*, 10.10.1963.

75 TNA: DO 35/7620, M. R. Metcalf to Sir Alexander Clutterbuck (Permanent Under-Secretary, Commonwealth Relations Office), 9.10.1959.

did not meet Kaunda in person until late 1962, almost three years after Prain had first made contact, and not until *after* the elections which guaranteed the formation of an African-led coalition government in Northern Rhodesia. This suggests that Anglo American may have been ›hedging its bets‹ politically, awaiting developments before committing itself too firmly to any particular nationalist grouping.⁷⁶

At his meeting with Kaunda, Oppenheimer had hinted broadly about his plans to increase investment in Northern Rhodesia, and to contribute more to the territory's development, but he stressed that this would depend on assurances of future political stability.⁷⁷ These comments touched on an issue of escalating importance to Northern Rhodesia which, despite its enormous copper wealth, faced perennial shortages of the funds needed to promote territory-wide African development, in turn emphasising the sharp contrast between material conditions on the relatively well-provided Copperbelt and those in the impoverished rural expanses of the country. This problem had been aggravated by the fact that large proportions of Northern Rhodesia's revenues were appropriated during the Federal period to help subsidise Nyasaland and, especially, Southern Rhodesia. This situation created valuable opportunities for the mining companies to reinforce their public image, and so enhance their post-independence prospects, by offering to provide much-needed development aid. In 1956, for instance, RST made substantial donations to the Northern Rhodesian government, insisting that the money should be spent on projects to benefit the African population. Politically, this was a sensible move, since the money was spent largely in the areas from which the group recruited most of its African labour. Similarly, in 1960, RST gave the Northern Rhodesian government over £1 million to help develop African education services, a source of deep concern at least since the 1930s, and an instance of inequitable public expenditure which contradicted the Federation's supposed commitment to ›partnership‹.⁷⁸ Such assistance from the mining industry was especially important at a time when Britain's capacity to provide development aid was being questioned in Whitehall⁷⁹, and when uncertainty about the political future had shaken the confidence of external investors. The mining companies were naturally anxious to derive the maximum propaganda benefit from their actions, and the Northern Rhodesian government appreciated this and was happy to assist.⁸⁰ In the case of RST, a high-profile commitment to development aid was also a shrewd reaction to complaints in the early 1960s that an excessive proportion of the group's profits was being repatriated to Britain and the United States to benefit shareholders.

It might be argued that the broad position adopted by the mining groups on the eve of decolonization reflected their fears of being nationalised by an independent African regime. It has been suggested, for example, that RST's position on African advancement, and the support it received from AMC, arose from a concern to minimise the danger of possible expropriation by a future African government.⁸¹ State ownership of the mining industry had become a popular platform among African nationalists, as it had long been

76 TNA: DO 183/217, R. E. Luyt (Acting Governor, Northern Rhodesia) to Lord Alport (British High Commissioner, Salisbury), 29.12.1962.

77 Ibid.

78 Roberts, *A History of Zambia*, S. 218. AMC had already voiced its concern that the disparity in educational provision for European and African children would become a cause of ›spreading criticism‹. The rationale for expenditure by the RST Group was that it would foster improved race relations, and equip Africans to undertake the kind of work which the policy of advancement would make available. See AHC: Prain Papers Box 1, Folder 4, Harold K. Hochschild to Prain, 11.5.1955, and Box 1, Folder 5, Harold K. Hochschild to Prain, 25.11.1959.

79 D. J. Morgan, *The Official History of Colonial Development. Volume Three: A Reassessment of British Aid policy 1951–1965*, London 1980, S. 84–86, 211–231.

80 AHC: Prain Papers Box 2, Governors Folder, Sir Evelyn Hone to Prain, 4.11.1959.

81 See, for example, Roberts, *Notes towards a financial history*, S. 358.

among white settlers.⁸² According to one influential view, the industry's position was in reality very secure, since any post-independence government, constrained by scarcities of both capital and essential expertise, would depend on the companies to run the mining industry and to continue generating wealth. By the same logic, as mining operations expanded, the more secure the companies' position would become.⁸³ Certainly, before and immediately after independence, Kaunda went to great lengths to reassure the mining industry (and foreign investors) that their interests would be safe under African rule – this is one reason why both Britain and the United States regarded him as their preferred candidate for power.⁸⁴ Nevertheless, real fears persisted that Kaunda's party, the United National Independence Party (UNIP) contained radical elements, in contact with Moscow and Beijing.⁸⁵ Because so much depended on Kaunda's ability to retain control of the Northern Rhodesian government, it was therefore necessary to reinforce his position as leader at every opportunity.

The argument advanced here is that the mining companies actually had very few grounds for complacency about their future position. The climate of the early 1960s suggested a clear and growing preference in the developing world for state economic controls, an outlook certainly not confined to governments of the left, as shown by the interest shown by Chile's right-wing government in the early 1960s in bringing the country's copper mines under greater state control.⁸⁶ This context accounts, for example, for the British government's nervousness when the Ghanaian government proposed, in 1961, to nationalise several British-owned gold mines.⁸⁷ Of particular concern to the British government were the UN's discussions which culminated in Resolution 1803, the Declaration on the Permanent Sovereignty of Natural Resources, passed in 1962. This confirmed the right of nations to use their natural resources to further their own development, if necessary through nationalisation. London feared that this move would become a tool in the wider Soviet-orchestrated campaign against neo-colonialism.⁸⁸ Examples such as these suggest that, for a variety of reasons, the atmosphere in the early 1960s, as Northern Rhodesia drew close to independence, was unsettling for business and Western governments alike. In Northern Rhodesia's case, this was encapsulated in the debate during 1964 on the future of the country's mineral rights. Periodically discussed since the 1930s, the position was anomalous in that the territory's very lucrative mineral rights (and the royalties they generated) were in the hands of the BSAC and not of the government. First white settlers, and later African nationalists, made the recovery of these rights a cardinal political objective. Immediately before independence, Kaunda's government threatened to expropriate the BSAC, unless the British government helped buy out the BSAC and transfer its mineral

82 In 1951, for example, Prain considered it more likely that a white-controlled Zambian government would nationalise the copper industry than that a British Labour government would take this course.

83 *Kahler*, *Decolonization in Britain and France*, S. 286, 297–8.

84 See, for example, speeches reported in *Sunday Mail*, 22.4.1962, and *Rhodesia Herald*, 25.6.1962.

85 TNA: DO 183/475, minute by G. W. Jamieson (Central Africa Office), 30.4.1964. For Prain's continuing misgivings, disclosed to the British Cabinet Secretary, shortly before Zambia's independence, see TNA: PREM 11/5026, note by Sir Burke Trend, 13.8.1964.

86 TNA: FO 371/155980, R. A. Sykes (British Embassy, Santiago) to Lord Home (Foreign Office), 24.7.1961; *ibid.*, R. H. G. Edmonds (Foreign Office) to Miss G. G. Brown (British Embassy, Washington), 17.11.1961.

87 TNA: PREM 11/3367, F. Mills (Commonwealth Relations Office) to D. F. Hubback (Treasury), 7.2.1961.

88 TNA: FO 371/166966/UNS22615/9, draft brief on PSNR by N. P. Bayne (Foreign Office), 12.9.1962.

rights to the Zambian government.⁸⁹ After much last-minute wrangling, this was arranged, but, tellingly, not only was this problem handled in London at prime ministerial level, but the Cabinet Secretary, Sir Burke Trend, stressed the need for compliance by the British government, on the grounds that Kaunda might otherwise turn his attention to the mining companies and nationalise them, damaging the interests of British investors, and compromising Britain's future relations with independent Zambia.⁹⁰ To the British government, then, the danger of nationalisation was more than theoretical. From another point of view, the transfer of the mineral rights held out the possibility of negotiating a new royalty formula, long sought by RST.⁹¹ This would encourage the development of lower-grade deposits and so stimulate the operation of smaller mines. These considerations were, arguably, of greater significance to RST than to Anglo American, which, as a major shareholder in the BSAC, had benefited indirectly from the pre-1964 royalty system.⁹² It could be argued, then, that RST's deliberate cultivation of good relations with the leading Zambian nationalist movement was inspired not only by the possibility of expropriation, but, more positively, by the anticipation of outcomes in the field of economic policy from which the group hoped to gain substantially and which had long remained elusive under colonial rule.

III. CONCLUSIONS

In the two decades preceding Zambia's attainment of independence in 1964, the country's largest single industry, copper mining, was exposed to an extraordinary spectrum of pressures, taxing both its political acuity and the flexibility of its business strategies. External pressures, over which the industry had little control, included fluctuating patterns of consumption of its product, alarming price volatility, coupled to both of which was the ever-present danger that consumers might turn to cheaper substitute materials. Compounding these anxieties was the reality of rising costs in a climate of industrial relations on the Copperbelt in which the temporary success of the white workforce in preserving its privileges served only to galvanise African labour into comparably efficient organisation and counter-veiling militancy. Within Northern Rhodesia, arguably, the greatest challenges for copper mining revolved around the development of polarised nationalist visions of Central Africa's future, the one centred on enduring white ›tutelage‹, the other aspiring to replace colonial rule with African independence. The former, apparently so confident at the beginning of the 1950s, the high-point of the copper industry's post-war fortunes, imploded in less than a decade, the hollowness of its pretensions exposed by the escalation of majority African grievances and the effectiveness of African nationalist mobilisation. Having apparently endorsed the Federal experiment with enthusiasm at its outset, the mining industry was obliged to adapt itself to the likelihood of Black majority rule within a time-scale few would have thought feasible in the early 1950s. It is, of course, possible to account for the industry's political reorientation as a pragmatic response to realities. The Federation, despite its early promise, had failed the Copperbelt in most respects. Crucially, to an industrial sector notoriously suspicious of government interference, it had failed to provide leadership in the one area in which such interference would have

89 TNA: PREM 13/111, CRO Representative (Lusaka) to Commonwealth Relations Office, 20.10.1964.

90 TNA: PREM 11/5028, minute by Sir Burke Trend, 15.9.1964; PREM 13/111, minute by Sir Burke Trend, n. d., but 20.10.1964.

91 AHC: Prain Papers Box 1, Folder 4, Prain to Harold K. Hochschild, 21.5.1955; TNA: DO 183/201, 15.1.1963; see also *Prain*, *Reflections on an Era*, S. 155–159.

92 *Prain*, *Reflections on an Era*, S. 155; *Roberts*, *Notes towards a financial history*, S. 355.

been welcomed: the removal of racial barriers to employment. Overcoming the colour bar had brought the mining industry into closer contact with the African labour movement, the precursor of African nationalism. While it would be an exaggeration to say that this process had removed company anxieties about the scope for extremism within African organisations, it arguably made subsequent dialogues with African nationalist leaders less fraught, and helped prepare the way for good relations between the two.

While it had traditionally attempted to speak publicly with one voice, the copper industry revealed important cleavages in its responses to African nationalism. Here, the more enlightened attitude of RST, when compared with that of Anglo American, remains striking. Anglo's business horizons were framed clearly within central-southern Africa, and the possible repercussions of developments on the Copperbelt for the group's more important interests in South Africa could never be ignored. In this respect, RST appeared to enjoy greater latitude, and proved willing to explore fresh opportunities not only within Africa but far beyond, in Latin America, Australia and elsewhere. Yet each group faced broadly similar practical problems associated with rising costs, an uncertain market and rising competition among global producers of copper. Of inescapable significance is the apparent contribution made to RST's outlook by its key American shareholders, the AMC. At least a decade before an independent Zambia was being contemplated by the British government, and longer still before many settlers would accept the inevitability of majority rule, AMC appeared to be preparing itself, and by extension RST, for this outcome. Crude pragmatism seems an inadequate explanation of this remarkable shift in corporate thinking, although the security of AMC's considerable investments in the Copperbelt was certainly an important consideration. These concerns are clearly expressed in the voluminous (private) correspondence between AMC and RST head offices in Africa, but so, too are underlying misgivings, couched largely in ethical terms, about the *morality* of the settler project in post-war Central Africa. An equally consistent strand of thought is the danger of propelling political ›moderates‹ into the arms of ›extremists‹. Whereas British approaches to decolonization commonly stressed the need to detach moderates from extremists, and so identify future collaborators, American business, in this case, seemed keen to prevent moderates from developing into extremists. This, perhaps, accounts for the enthusiasm AMC exhibited towards programmes of development, education and African ›advancement‹ generally, though all of these could be expected, eventually, to meet the needs of the mining industry as well as promoting political stability in Northern Rhodesia. It is possible that, in the Copperbelt, and in the mining industry's response to political change, we see a microcosm of a larger development closely related to the unfolding of British decolonization against the background of a widening, and threatening, Cold War – the growing interest of the United States in the progress of Third World countries towards independence, and the increasing co-operation between London and Washington in the management of this process.⁹³ Just as RST, arguably, served as a go-between in the developing relationship between British policy-makers and African nationalists, so the group's activities could tentatively be said to reflect a convergence in British and US political priorities for Central Africa, one which emphasised liberal political solutions for the region's problems as an alternative to more radical prescriptions, which would challenge not only Western business interests, but a much more fundamental strategic stake, too.

93 On this, see especially *Wm. Roger Louis/R. Robinson*, *The Imperialism of Decolonization*, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 22, 1994, H. 3, S. 462–511, and *Ronald Hyam*, *Britain's Declining Empire. The Road to Decolonisation 1918–1968*, Cambridge, 2006, esp. S. 301–326.

Hubertus Büschel

In Afrika helfen

Akteure westdeutscher »Entwicklungshilfe« und ostdeutscher »Solidarität« 1955–1975

»Weißer Buschmannkönig exiliert« lautete die Schlagzeile der Johannesburgurer *Sunday Times* vom 21. September 1975.¹ Die Rede war von Hans-Joachim Heinz, einem deutschen Parasitologen, der mehr als 15 Jahre lang für seine ganz eigene Entwicklungshilfe bei den !Ko, einer Buschmannsgesellschaft in der Zentralkalahari, Botswana, stand. Heinz hatte bei den Buschleuten ihre feste Ansiedlung durchgesetzt, sie zur Fertigung und zum Verkauf von Pfeilen und Bögen für Touristen aufgefordert und Namkwa, die Tochter eines Häuptlings, geheiratet. Sie schenkte ihm Gustl, seinen Sohn.²

1975 wurde Heinz durch die botswanische Regierung aus Brere, der von ihm gegründeten Siedlung der !Ko, verwiesen. Liz Wiley, eine durch die Regierung Botswanas eingesetzte Entwicklungshelferin aus Neuseeland, hatte die sofortige Entfernung des »deutschen Buschmannkönigs« angeraten. Er hätte – trotz aller guten Absichten – die Eigenart der Buschleute und ihre Vorstellung von kollektivem Eigentum ignoriert, einen autoritären Führungsstil gepflegt und oft einen regelrecht kolonialen Chauvinismus und Sexismus an den Tag gelegt. Selbstherrlich und uneinsichtig hätte er die Vernichtung der indigenen Kultur vorangetrieben. Er allein sei verantwortlich an der »Tragödie der Buschmänner«, dem »Verlust« ihrer traditionellen Kultur, ihrer Orientierungslosigkeit und ihrem Alkoholismus.³ Heinz selbst räumte bald ein, dass er an dieser »Tragödie der Buschmänner« nicht »unbeteiligt« gewesen sei; so ist in seinen veröffentlichten autobiografischen Schriften nachzulesen.⁴

Andere teilten diese kritischen Einschätzungen keineswegs. Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Verhaltensforscher, Anthropologe und Direktor des Max-Planck-Instituts für Verhaltensphysiologie, dem Heinz Kontakte zu den Buschleuten verschafft hatte, bedauerte ausdrücklich, dass die Regierung Botswanas sich auf das Gutachten einer »kommunistischen Ideologin« wie Liz Wiley verlassen habe. Nach dem Ende von Heinz' »Entwicklungsprojekt« seien die !Ko in ihre Jäger- und Sammler-Existenz »zurückgefallen«. Sie lebten »aber nicht mehr mit der Unbekümmertheit und Zufriedenheit von einst«, sondern seien »ziellos« und »deprimiert«, denn die »wenigen Jahre Entwicklung« hätten »sie ihrem alten Leben entfremdet«. Unbedingt hätte es – so Eibl-Eibesfeldt – noch einige Jahre »jener freundlich autoritären Führung« von Heinz bedurft, um die !Ko auf einen nachhaltigen Pfad günstiger Entwicklung zu bringen. Denn anders als die Kommunistin Wiley, die ihre Vorstellungen von kollektivem Eigentum verwirklicht hätte sehen wollen, hätte Heinz um die »ausgeprägte Individualität der Buschleute« gewusst und erkannt, dass bei ihnen nur »über den Anreiz individuellen Besitzens Erfolge zu erzielen waren«.⁵

1 Johannesburg Sunday Times, 21.9.1975, S. 1.

2 Vgl. Peter Baumann/Helmut Uhlig, *Rettet die Naturvölker. Kein Platz für »wilde« Menschen*, Berlin 1979, S. 44–57; Hans-Joachim Heinz/Marshall Lee, *Namkwa. Ein Leben unter Buschmännern*, München 1984 [1978].

3 Vgl. Deborah Sporton/David S. G. Thomas/Jean Morrison, *Outcomes of Social and Environmental Change in the Kalahari of Botswana: The Role of Migration*, in: *Journal of Southern African Studies* 25, 1999, S. 441–459.

4 Heinz/Lee, S. 303.

5 Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Vorwort, in: Heinz/Lee, S. 7–10, insb. S. 9f.

Diese Fallgeschichte um die !Ko von Brere und Heinz ist geradezu exemplarisch für die Auseinandersetzungen zwischen kapitalistischen »Entwicklungs-« und kommunistisch/sozialistischen »Solidaritäts-« Konzepten⁶, die oftmals in Afrika südlich der Sahara, in »Schwarzafrika« – so der Terminus der Zeit⁷ – kulminierten und wie bei Heinz nicht unbedingt mit staatlicher Blockbildung einhergehen mussten.

Dieser Aufsatz wird Deutsche in der bundesdeutschen Entwicklungshilfe und der Solidarität der DDR in Afrika südlich der Sahara im Zeitraum 1955–1975 in den Vordergrund stellen.⁸ Der Schwerpunkt wird auf Aktivitäten in Tansania/Sansibar, Togo und Kamerun liegen.

Der Aufbau des Textes ist der Perspektive auf die Akteure geschuldet, indem er – nach einem einleitenden Abschnitt über Forschungskontexte – sich zunächst den tatsächlichen Akteuren zuwendet, nach ihrem Wissen, ihrer Inszenierung von Hilfe und ihren Reflexionen über ihr Tun fragt und bei letzterem auch die Perspektive der afrikanischen »Gegenseite« in den Blick nimmt.

In einem ersten Schritt wird daher der sozialgeschichtliche Hintergrund von Akteuren westdeutscher Entwicklungshilfe und ostdeutscher Solidarität erkundet: Welche Praktiker gab es, welche Aufgaben hatten sie und welche Institutionen entsandten aus der Bundesrepublik und der DDR nach »Übersee«? Was kann man über die Motive dieser Praktiker sagen und welche Erwartungen wurden von den entsendenden Institutionen an sie herangetragen? Zudem stellt sich die Frage, mit wem die Helfer in Afrika eigentlich zusammengearbeitet haben. In einem zweiten Schritt wird im Sinne einer Kulturgeschichte des Wissens ausgeleuchtet, mit welchen Wissensbeständen Praktiker ausgestattet werden sollten und auch wurden: Welche Vorannahmen (etwa von Zivilisation und »Primitivität«) und Machtasymmetrien (etwa von Überlegenheit und Unterlegenheit) waren in diese Wissensstrukturen eingeschrieben? Diese Frage leitet über zu einer Perspektive auf mediale Inszenierungen von Entwicklungshilfe und Solidarität. Hier wird die Projektarbeit gewissermaßen von außen besichtigt: Welche Vorstellungen von den Rollen von Entwicklungshelfern und Hilfe wurden vermittelt? Dabei wird auch den Fragen nachgegangen, inwiefern, wie und warum sich Akteure selbst der Inszenierung ihrer Hilfe bedienten. Solche Inszenierungen sollten allerdings – so wird argumentiert – nicht vermitteln, dass die Akteure Leitlinien und Konzepte im Sinne ihrer Institutionen ohne Weiteres in die Praxis umgesetzt hätten. Ganz im Gegenteil standen hier zahlreiche Konflikte und Auseinandersetzungen im Hintergrund. Hier wird der Erkenntnisgewinn einer Perspektive, die Akteure als handelnde Individuen in den Blick nimmt, besonders deutlich.⁹ Insbesondere wird die Vielschichtigkeit der Erfahrungen, Zweifel und Reflexionen von Praktikern anhand einiger ausgewählter Ego-Dokumente herausgearbeitet.¹⁰ Abschließend wird

6 Diese beiden Konzepte werden im Folgenden aus Gründen der Lesbarkeit ohne Anführungszeichen geschrieben.

7 *Kodjo Attikpoe*, Folgeschwere Konstrukte. Beobachtungen zu Afrika-Bildern in weißen Köpfen, in: *Katja Böhler/Jürgen Hoeren* (Hrsg.), *Afrika. Mythos und Zukunft*, Bonn 2003, S. 18–28.

8 Er stellt erste Ergebnisse des durch die DFG geförderten Habilitationsprojekts des Autors mit dem Titel »Westdeutsche »Entwicklungshilfe« und ostdeutsche »Solidarität« in Afrika südlich der Sahara 1955–1975. Akteure zwischen Kolonialschuld und Machtstreben« vor. Der DFG sei an dieser Stelle ausdrücklich gedankt, ebenso wie den Teilnehmer(inne)n der Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn zu Kolonialismus im Februar 2007 für ihre Anregungen. Weiter sei Daniel Speich für zahlreiche Hinweise und Christian Mentel für seine Unterstützung im Forschungsprojekt und für die Korrekturarbeit an diesem Aufsatz gedankt.

9 Vgl. beispielsweise: *Akira Iriye*, Culture, in: *Journal of American History* (JAH) 77, 1990, S. 99–107, hier: S. 100.

10 Hier und im Folgenden wird der Begriff »Erfahrung« für Diskurse und Praktiken gleichermaßen verwendet. Vgl. hierzu: *Kathleen Canning*, Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität, in: *Historische Anthropologie* 10, 2002, S. 163–182.

dieser Aufsatz um das Spektrum afrikanischer Perspektiven auf Praktiker westdeutscher Entwicklungshilfe und ostdeutscher Solidarität ergänzt. Allerdings muss dieser Aspekt der Verflechtung deutscher Hilfe mit afrikanischen Projekten aufgrund der hiesigen Schwerpunktsetzung fragmentarisch bleiben.

Am Beginn dieser Exkursion in die Arbeits- und Gedankenwelt der deutschen Praktiker ist jedoch zu debattieren, an welche Untersuchungen ein solcher Aufsatz anknüpfen kann: Was kann eine kulturhistorische Perspektive, die Akteure, ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen ins Zentrum der Betrachtung rückt, Anderes bzw. gar Weiterführendes als vorliegende Forschungen zeigen?

I. ENTWICKLUNGSHILFE UND IDEOLOGIE?

Bislang wurde das amerikanische oder europäische Engagement in Afrika entweder als Konkurrenz der Blöcke im Kalten Krieg – als entwicklungspolitischer Wettlauf¹¹ – oder als wirtschaftlich und machtpolitisch motivierte Dominanz über die Empfängerländer interpretiert.¹² Tatsächlich verfolgten die westlichen Staaten gerade in Afrika die »Eindämmung der roten Gefahr«.¹³ Die besonders armen Länder südlich der Sahara, so betonten auch Autoren aus der Bundesrepublik immer wieder, könnten nur allzu leicht eine »willfährige Beute der Kommunisten« werden.¹⁴ Nicht von ungefähr gab der nordamerikanische Ökonom und Politologe Walt Rostow sein Gründungsdokument westlicher Entwicklungsökonomie 1960 mit dem Untertitel »A Non-Communist Manifesto« heraus.¹⁵ Hier verschmolzen ganz deutlich die Überzeugung von einer linearen Entwicklung nach westeuropäischem und nordamerikanischem Vorbild mit der Metaphorik des Kalten Krieges.

Die Bundesrepublik übte Druck auf Staaten südlich der Sahara wie Tansania aus, um auf der Grundlage der Hallstein-Doktrin mit der Einstellung jeglicher Entwicklungshilfe zu drohen und die diplomatische Anerkennung der DDR zu verhindern.¹⁶ All dies haben

11 Vgl. *Walter Leimgruber*, *Kalter Krieg um Afrika. Die amerikanische Außenpolitik unter Präsident Kennedy 1961–1963*, Stuttgart 1990; *Thomas Borstelmann*, *The Cold War and the Color Line. Policy in the Era of Globalization*, Cambridge/Mass. 2002; *Stefan Brüne*, *Die französische Afrikapolitik. Hegemonialinteressen und Entwicklungsanspruch*, Baden-Baden 1993; *Herward Sieberg*, *Colonial Development: Die Grundlegung moderner Entwicklungspolitik durch Großbritannien 1919–1949*, Stuttgart 1985; *Michael McWilliam*, *The Development Business: A History of the Commonwealth Development Corporation*, Basingstoke 2001; *Odd Arne Westad*, *The Global Cold War: Third World Interventions and the Making of Our Times*, Cambridge/Mass. 2006; *Friedhelm Raden*, *Christliche Hilfswerke im Kalten Krieg*, Herbolzheim 2000. Vgl. zu Asien: *Marc Frey*, *Indoktrination, Entwicklungshilfe und »State Building«*. Die USA in Südostasien 1945–1960, in: *Boris Barth/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005, S. 335–362; *Marc Frey*, *Die Vereinigten Staaten und die Dritte Welt während des Kalten Krieges*, in: *Bernd Greiner/Christian Th. Müller/Dierk Walter* (Hrsg.), *Heiße Kriege im Kalten Krieg. Studien zum Kalten Krieg*, Hamburg 2006, S. 27–56.

12 Vgl. *Arturo Escobar*, *Power and Visibility: The Invention and Management of Development in the Third World*, Ann Arbor 1986; *James Ferguson*, *The Anti-Politics Machine. »Development«, Depoliticization, and Bureaucratic Power*, Cambridge/Mass. 1990.

13 Vgl. *Karl Breyer*, *Moskaus Faust in Afrika*, Stuttgart 1979, S. 266 f.

14 Vgl. *Gerhard Fritz*, *Entwicklungspolitik als Aufgabe. Grundsätze, Maßnahmen, Vorschläge*, Bonn 1962.

15 *Walt W. Rostow*, *The Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto*, Cambridge 1960.

16 Vgl. *Rüdiger Marco Booz*, *»Hallsteinzeit«*. Deutsche Außenpolitik 1955–1972, Bonn 1995; *Werner Kilian*, *Die Hallstein-Doktrin. Der diplomatische Krieg zwischen BRD und DDR*

Historiker¹⁷ seit den 1980er-Jahren immer wieder herausgestellt.¹⁸ Auch gilt weitgehend als erforscht, dass die DDR und ihre Verbündeten den »Neokolonialismus« des Westens anprangerten und als einzig richtigen Entwicklungsweg den Sozialismus propagierten.¹⁹ Zahlreiche empirisch gesättigte Arbeiten haben nachgewiesen, wie intensiv die SED-Führung versuchte, ihre durch das entwicklungspolitische Handeln der Bundesrepublik drohende außenpolitische Isolation durch Solidaritätspolitik in Afrika zu durchbrechen.²⁰ Afrika sollte sozialistisch werden, frei von den »neokolonialen Bestrebungen der kapitalistisch-imperialistischen Staaten«²¹ und unabhängig von deren »Druckmittel Entwicklungshilfe«.²²

Wenn man die Forschungen, die dies herausgestellt haben, zusammenfasst, dann kann man von einer regelrechten »Meistererzählung« sprechen, die das Ringen um außenpolitische Machtpositionen und die (bisweilen nur vermeintliche) Verlagerung des Kalten Krieges aus seinen Zentren (Europa, USA, Sowjetunion) heraus an die Peripherien (Asien, Afrika, Lateinamerika) betont. Besonders die Konkurrenz beider deutscher Staaten beim entwicklungspolitischen Engagement in Afrika wurde hier immer wieder hervorgehoben.²³

Hieran anschließend kam es gerade in den letzten Jahren zu einem ansteigenden Forschungsinteresse an den Institutionen der Entwicklungs- und Solidaritätspolitik, die letztendlich als die Laboratorien, Katalysatoren oder Helfershelfer der Ideologie, Prämissen und Leitlinien der Entwicklungspolitik(en) angesehen wurden.²⁴ Der Befund, dass letzt-

1955–1973. Aus den Akten der beiden deutschen Außenministerien, Berlin 2001; *William Gray*, Germany's Cold War. The Global Campaign to Isolate East Germany 1949–1969, Chapel Hill 2003.

17 Hier und im Folgenden steht aus Gründen der Lesbarkeit die männliche Form auch für die weibliche Form.

18 Vgl. *Uwe Andersen*, Deutschlands Entwicklungspolitik im internationalen Vergleich, in: *IzPB* 286, 2005, S. 54–65, hier: S. 54; *Alexandre Kum'a N'dumbe III.*, Was will Bonn in Afrika? Zur Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland, Pfaffenweiler 1992; *Ulf Engel*, Die Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949–1999. Rollen und Identitäten, Münster 2000.

19 *Winrich Kühne*, Die Politik der Sowjetunion in Afrika. Bedingungen und Dynamik ihres ideologischen, ökonomischen und militärischen Engagements, Baden-Baden 1983; *Christopher Andrew/Vasili Mitrokhin*, The World Was Going Our Way. The KGB and the Battle for the Third World, New York 2005.

20 Vgl. *Engel*, S. 39–56; *Sara Lorenzini*, Due Germanie in Africa, Florenz 2003.

21 Beschluss des ZK der SED zu den Entwicklungen der Beziehungen der DDR zu den afrikanischen Staaten im Jahr 1961, 23.2.1962, SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/20/53.

22 So beispielsweise: *Heinz Tillmann/Werner Kowalski* (Hrsg.), Westdeutscher Neokolonialismus, Berlin (Ost) 1963; *Solidaritätskomitee* (Hrsg.), Der Neokolonialismus der westdeutschen Bundesrepublik, Berlin (Ost) 1965.

23 *Hans Siegfried Lamm/Siegfried Kupper*, DDR und Dritte Welt, München, Wien 1976; *Kum'a N'dumbe III.*; *Gray*; *Andersen*; *Lorenzini*; *Brigitte H. Schulz*, Development Policy in the Cold War Era. The Two Germanies and Sub-Sahara Africa, 1969–1985, Münster 1995; *Ulf Engel/Hans-Georg Schleicher*, Die beiden deutschen Staaten in Afrika: Zwischen Konkurrenz und Koexistenz 1949–1990, Hamburg 1998; *Engel*; *Christian Jetzlsberger*, Die Emanzipation der Entwicklungspolitik von der Hallsteindoktrin, in: *HJb* 121, 2001, S. 320–366; *Heide-Irene Schmidt*, Pushed to the Front: The Foreign Assistance Policy of the Federal Republic of Germany, 1958–1971, in: *Contemporary European History* 12, 2003, S. 473–507; *Ulrich van Heyden/Illona Schleicher/Hans-Georg Schleicher* (Hrsg.), Die DDR und Afrika: Zwischen Klassenkampf und neuem Denken, Hamburg 1993; *Ulrich van Heyden/Illona Schleicher/Hans-Georg Schleicher* (Hrsg.), Engagiert für Afrika. Die DDR und Afrika, Bd. 2, Hamburg 1994.

24 *Schmidt*; *Bastian Hein*, Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974, München 2006; *Daniel Maul*, Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation: Die internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970, Essen 2007.

endlich jegliche Entwicklungshilfe und Solidarität der 1960er- und 1970er-Jahre von ideologischen und machtpolitischen Belangen geleitet gewesen sei, dient auch als Begründung des gerade für Afrika kaum noch bestrittenen Scheiterns. Die hier aufgebotebenen Datenmengen – Zahlen über versickernde Geldströme und trotz aller Hilfskampagnen unaufhörlich ansteigende Sterbefälle an Hunger und Seuchen – sprechen für sich.²⁵ Selbst über die Hintergründe dieses Scheiterns herrscht unter Historikern mittlerweile weitgehend Konsens. Man erkennt leicht in kapitalistischen wie sozialistischen Ansätzen über alle ideologischen Unterschiede hinweg den gleichermaßen unerbittlichen wie fatalen Glauben an die Vorteile der Industrialisierung in der »Dritten Welt«²⁶, die Überzeugung von eigenen zivilisatorischen Fähigkeiten und die Geringschätzung des indigenen Wissens.²⁷ Entwicklungsinitiativen nach dem Zweiten Weltkrieg – darüber herrscht Einigkeit – waren die »Kinder des Spätkolonialismus und der Krise der großen Kolonialreiche Englands und Frankreichs in den 1930er Jahren«.²⁸ Tatsächlich findet sich immer wieder der »koloniale Blick« innerhalb von Diskursen zur Entwicklungspolitik.²⁹

So liegen zahlreiche Aussagen über den eigenen Fortschritt und die Unterlegenheit der Afrikaner vor. Das folgende Zitat aus dem Jahresbericht der (West-)Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer aus dem Jahr 1965 ist nur ein Beispiel:

»[Die] Bemühungen [der Entwicklungshilfe] haben Erfolg, wenn es gelingt, die große Masse der Bevölkerung in den Entwicklungsländern für den Wandel, den die moderne Technik mit sich bringt, aufzuschließen. Ihre geistige Bereitschaft mitzudenken erst befähigt sie, neue Techniken und Organisationsformen aus der vorgegebenen kulturellen Situation heraus anzunehmen und umzuformen und neue ihnen gemäße Verhaltensweisen und Denkformen zu entwickeln«.³⁰

Dieses Konzept der Hilfe firmierte – wie schon unter (spät-)kolonialen Entwicklungsmaßnahmen – unter dem Schlagwort »Hilfe zur Selbsthilfe«.³¹ Ähnliches war aus der DDR ein Jahr zuvor zu hören gewesen. Die Menschen in Afrika müssten sich ihrer »erbärmlichen und lebensunwürdigen Lage« bewusst werden; sie sollten erkennen, dass sie »wie die Tiere leben«. Erst dann könnten sie im Kampf gegen die »Unwissenheit« entschlossen ihr Leben ändern.³²

Aus diesen beiden Zitaten spricht eine für den Zeitraum 1955–1975 in europäischen Staaten und den USA über alle Blockbildung hinweg immer wieder gepflegte geradezu »irrationale Faszination« von Technik und Fortschritt. Diese Faszination war wiederum

25 Vgl. Bartholomäus Grill, Schneepflüge für Guinea. Warum die Entwicklungshilfe gescheitert ist und was wir daraus lernen können, in: IP 62, 12, 2007, S. 8–15.

26 Die Problematik dieses Begriffs ist bekannt. Aus Gründen der Lesbarkeit wird jedoch im Folgenden auf die Kennzeichnung mit Anführungszeichen verzichtet.

27 Vgl. Frederick Cooper/Randall Packard (Hrsg.), International Development and the Social Sciences. Essays and the Politics of Knowledge, Berkeley 1997; Gilbert Rist, The History of Development. From Western Origins to Global Faith, London 1997; Andreas Eckert/Albert Wirz, Wir nicht, die Anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.), Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt/Main 2002, S. 372–392, hier: S. 377.

28 Eckert/Wirz, S. 377.

29 Vgl. Ute Zurmühl, Der »Koloniale Blick« im entwicklungspolitischen Diskurs. Welt-Bilder und Bilder-Welten in der Entwicklungszusammenarbeit, Saarbrücken 1995; Reinhart Kößler, Entwicklung, Münster 1998; Aram Ziai, Zwischen Global Governance und Post-Development. Entwicklungspolitik in diskursanalytischer Perspektive, Münster 2006, insb. S. 33–41.

30 Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer, Jahresbericht 1965, Berlin 1966, S. 7.

31 Vgl. zu diesem Aspekt kolonialer Entwicklungsmaßnahmen Großbritanniens in Tansania: Andreas Eckert, Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, staatliche Ordnung und Politik in Tanzania 1920–1970, München 2007, S. 145–151.

32 Bericht über den Aufenthalt in der Volksrepublik Sansibar, Tanzania, vom 12.1. bis 26.1.1965, 9.2.1965, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 957.

von der Vorstellung getragen, dass die ganze Dritte Welt nicht nur »modernisiert« werden *müsste*, sondern auch *könnte*. Mit vereinten Kräften würde es den Industriestaaten gelingen, dass sich nach und nach »traditionelle« in »moderne« Gesellschaften »entwickeln« könnten.³³ Die Dependenztheorie der 1960er-Jahre, die immer wieder die strukturelle Abhängigkeit der Dritten Welt von Europa und den USA festgestellt hatte, sah in der »Entwicklung wirtschaftlicher Unabhängigkeit« der »unterentwickelten Staaten« die einzige Möglichkeit, die Lebensbedingungen der dort lebenden »armen Menschen« zu heben.³⁴ Der Ostblock kannte hierbei seine eigene Theorie für die Entwicklung Afrikas: Sie hieß Unabhängigkeit vom (Neo-)Kolonialismus durch Sozialismus.

In den west- und ostdeutschen Theorien wurde allerdings gleichermaßen betont, dass Projekte der Industrialisierung, von Verwaltungsreformen oder vom Siedlungsaufbau schnell und zielgerichtet vor sich gehen sollten. Hierbei seien keine diffusen und disparaten Schritte aneinander zu reihen. Vielmehr müsste eine Struktur erkennbar bleiben, die für eine klare, eindeutige Richtung stehe. Entwicklungen sollten nicht mehr rückgängig gemacht werden; jeder Rückschritt galt als Rückschlag.

Dies gelte besonders für Afrika südlich der Sahara: Denn Afrika stand für die ärmsten und rückständigsten Regionen der Welt. Die Entwicklung dieser Regionen – so war immer wieder zu lesen – sei »Europas Gemeinschaftsaufgabe Nr. 1«.³⁵ In Afrika fanden sich dementsprechend die umfassendsten Entwicklungsvorhaben: Hier sollten Subsistenzwirtschaften durch Industrien abgelöst werden, ein Wandel von Groß- zu Kernfamilien stattfinden, von religiösen zu säkularen Ideologien, von der Politik des Subjekts zur Politik des Teilhabers, von immer wieder neu verhandelten zu vertraglichen Beziehungen.³⁶

James Ferguson hat in diesem Zusammenhang das treffende Bild der »Entwicklungsmaschine« aufgebracht, die auf strikte Ziele programmiert die Länder der Dritten Welt durchpflüge.³⁷ In jener geradezu mechanistischen Starrheit der Konzepte von Entwicklungs- und Modernisierungstheorien der »Ersten Welt« sah Arturo Escobar gar die Quintessenz aller Entwicklungspolitik: die jeglichem Entwicklungsprojekt immanente Asymmetrie von Macht und Verfügungsgewalten, die Unterdrückung schlechthin.³⁸ Ähnlich wies James C. Scott auf den rigorosen Durchsetzungsanspruch von Entwicklungskonzepten hin.³⁹

33 Vgl. *Dean Tipps*, *Modernization Theory and the Comparative Study of Societies. A Critical Perspective*, in: *Comparative Studies in Society and History* 15, 1973, S. 199–226; *Alvin Y. So*, *Social Change and Development. Modernization, Dependency, and World Systems Theories*, London 1990, S. 17–90; *Michael Latham*, *Modernization as Ideology. American Social Science and »Nation Building« in the Kennedy Era*, Chapel Hill 2000, insb. S. 21–68; *Wolfgang Knöbl*, *Spielräume der Modernisierung. Das Ende der Eindeutigkeit*, Weilerswist 1991, insb. S. 25–220; *Nils Gilman*, *Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America*, Baltimore etc. 2003; *David C. Engerman/Nils Gilman/Mark H. Haefele* u. a. (Hrsg.), *Staging Growth: Modernization, Development, and the Global Cold War*, Amherst 2003.

34 Vgl. als Überblick *Robin W. Winks*, *On Decolonization and Informal Empire*, in: *AHR* 81, 1976, S. 540–556.

35 *Anton Zischka*, *Afrika. Europas Gemeinschaftsaufgabe Nr. 1*, Oldenburg 1951.

36 *Frederick Cooper*, *Was nützt der Begriff Globalisierung? Aus der Perspektive eines Afrika-Historikers*, in: *Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag* (Hrsg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt/Main etc. 2007, S. 131–161, hier: S. 139 f.

37 *Ferguson*.

38 *Escobar*.

39 *James C. Scott*, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven etc. 1998, insb. S. 103–146, 223–261. Vgl. zu diesem Trend: *Michael Cowen/Robert Shenton*, *The Invention of Development*, in: *Jonathan Crush* (Hrsg.), *Power of Development*, London 1995, S. 27–43; *Michael Cowen/Robert Shenton* (Hrsg.), *Doctrines of Development*, London 1996.

Kurzum, es besteht weitgehend Konsens in der Forschung, dass Theoretikern über alle Blockbildung hinweg als Ziel die geradezu missionarische, vermeintlich unabdingbare Industrialisierung, Kultivierung und »Zivilisation« Afrikas galt, die alles verachtete und vernichtete, was nicht in die Entwicklungskonzepte passte.⁴⁰ Auf die Afrikaner, auf ihre Ziele, Anliegen und Wissensbestände hätte man letztendlich kaum gehört.⁴¹ Es war letztlich nur folgerichtig, dass diese Analysen von sowie Kritik an den Diskursen und Strukturen von Modernisierungs- und Entwicklungsutopien keine Akteure kannten, richteten sie sich doch auf starre Konzepte, Strategien und Entwürfe, die als »Entwicklungsmaschine« imaginiert wurden.⁴²

Wie plausibel und weiterführend solche Befunde und die mit ihnen verbundenen Studien auch sind, sie sind dadurch gekennzeichnet, dass Wissensbestände, Ideologien, Absichtserklärungen und institutionelle Apparaturen ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden. Entwicklung erscheint gewissermaßen als eurozentrisches *perpetuum mobile*, das aus sich selbst heraus fortschreitet.

Gegen diese Vorstellung ist allerdings einzuwenden, dass hier eine geradezu paradoxe Auffassung der Verschmelzung von Praktiken und Theorien gepflegt wird.⁴³ Paradox erscheint diese Auffassung vor allem deshalb, da sie gerade die Ansätze jener Theorien und Konzepte reproduziert, gegen die sich ihre Vertreter zu wenden vorgaben: die der Modernisierungs- wie Entwicklungstheorie immanenten Auffassungen von Ausschließlichkeit, Durchsetzungsvermögen und der statischen Gegenüberstellung von Entwickelnden und den zu Entwickelnden. Auch wird mehr oder minder explizit davon ausgegangen, dass Denkmuster, Diskurse, Leitlinien und Prämissen weitgehend deckungsgleich in den Praktiken vor Ort umgesetzt wurden. Es wird etwa nicht gefragt, in wie weit Ideologien überhaupt in der Praxis vor Ort eine Rolle spielten, wie weit die Akteure den Prämissen ihrer Institutionen folgten und welche ganz individuellen Wahrnehmungen, Erfahrungen, Utopien oder Zweifel sie äußerten. Stuart Hall hat die Ausklammerung solcher Fragen letztendlich essentialistisch genannt, nicht offen für Vielschichtigkeiten, Ambivalenzen und die schlichte Tatsache, dass auch »Unterdrückte unterdrücken können«.⁴⁴

So sind sowohl die Akteure deutscher Entwicklungshilfe und Solidarität bislang nicht systematisch untersucht worden.⁴⁵ Ebenso verhält es sich zu den Nuancen und Widersprüchen ihrer Praktiken oder den Einsichten und Zweifeln, die sie äußerten. Dieser Aufsatz soll einen ersten Schritt dahin gehen, diese Forschungslücken zu füllen. Er geht von der These aus, dass die Praktiken der Akteure vor Ort, in der unmittelbaren Situation des Projekts, besonders aufschlussreich für die Vielschichtigkeit von Macht- und Ermächtigungskonstellationen von Entwicklungspraktiken in Afrika sind.

40 Vgl. Barth/Osterhammel.

41 Vgl. als zeitgenössische Quelle den Präsident der deutschen Afrika-Gesellschaft: Eugen Gerstenmaier, Das neue Afrika, in: Afrika – heute. Jahrbuch der deutschen Afrikagesellschaft. Bonn 1960, S. 216 f. Vgl. zur Verknüpfung von Modernisierungseuphorien und Zivilisierungsmissionen Jürgen Osterhammel, »The Great Work of Uplifting Mankind«. Zivilisierungsmission und Moderne, in: Barth/Osterhammel, S. 263–425; George Steinmetz, Decolonizing German Theory: An Introduction, in: Postcolonial Studies 9, 2006, S. 3–13.

42 Ferguson.

43 Vgl. zur Kritik der Forschungsannahme, dass Akteure in Diskursen aufgehen würden: Elizabeth Harrison, The Monolithic Development Machine?, in: Philipp Quarles van Ufford/Anta Kumar Giri (Hrsg.), A Moral Critique of Development. In Search of Global Responsibilities, London 2003, S. 101–117; Des Gasper, Essentialism In and About Development Discourse, in: European Journal of Development Research 11, 1999, H. 2, S. 148–176.

44 Stuart Hall, Kulturelle Identität und Rassismus, in: Christoph Burgmer (Hrsg.), Rassismus in der Diskussion, Berlin 1998, S. 146–171, hier: S. 166.

45 Wenn hierzu überhaupt Studien vorliegen, dann handelt es sich um eher dem Genre der Quellen zuzurechnende Erfahrungsberichte. Vgl. Achim Reichardt, Nie vergessen – Solidarität üben! Die Solidaritätsbewegungen in der DDR, Berlin 2006.

Bereits eine kursorische Durchsicht der Quellen vermittelt, dass gerade die – mit Akira Iriye und Charles S. Maier gesprochen – (scheinbar) »kleinen Leute großer Entwicklungspolitik«⁴⁶ eigenverantwortlich und gestalterisch handelten, Einfluss auf Leitlinien nahmen, Konflikte mit Vorgesetzten eingingen und bisweilen eine »eigensinnige Distanz« zu Anordnungen hegten. Dies ist umso bemerkenswerter, als die jeweiligen Akteure vor ganz unterschiedlichem Hintergrund agierten – in Entwicklungsdiensten wie dem »Deutschen Entwicklungsdienst« (DED), im Rahmen kirchlicher Organisationen mit moralisch-humanitärem Anspruch, der ostdeutschen Solidarität oder in der technischen Zusammenarbeit, wo nicht zuletzt auch Gewinnmaximierung eine wichtige Rolle spielte.

In diesem Aufsatz wird es weniger darum gehen, unmittelbar nach Motiven und Ursachen zu fragen. Vielmehr sollen die Erfahrungen und Wahrnehmungen der Akteure auf der Ebene von Akten, Berichten, medialen Inszenierungen und vor allem auch persönlichen Stellungnahmen zunächst einmal »dicht beschrieben« werden. So sind die »Worte und Verhaltensweisen« (Clifford Geertz) von Praktikern der Entwicklungshilfe und Solidarität zu deuten, mit denen sie sich vor sich selbst und gegenseitig darstellten.⁴⁷ Ziel dieses Ansatzes ist es, Entwicklungshilfe und Solidarität als Prozess ständiger Aushandlung zwischen Akteuren zu begreifen. Und hier wird zu zeigen sein, dass sich jene Aushandlung – trotz aller institutionellen Einbindung – nicht mit Kategorien von Linearität oder Kausalität angemessen beschreiben lässt.

Praktiken der Entwicklungshilfe und Solidarität können in ihrer Komplexität erst gefasst werden, wenn man sie auch aus der Perspektive ihrer Akteure und in ihren Dynamiken erforscht.⁴⁸ Das Leben, Arbeiten, Helfen und Entwickeln in Afrika soll dabei als eine – wenngleich asymmetrisch geprägte – inter- und transkulturelle Begegnung gefasst werden. Diese Begegnung steht wiederum für eine mit den Erfahrungen und Selbstdeutungen von Deutschen und Afrikanern verflochtene Geschichte.⁴⁹ Aus diesen Einsichten heraus strukturiert sich der folgende Aufbau dieses Beitrags, der sich zunächst dem Kontext kulturhistorischer Deutungen zuwendet und dabei nach den sozialen Hintergründen der Akteure fragt.

II. DIE PRAKTIKER

In den 1960er- und 1970er-Jahren zogen Hunderte zumeist junge Menschen über mehrere Monate oder gar Jahre »helfend« aus der Bundesrepublik Deutschland nach Tansania, Togo oder Kamerun, um die Schwerpunktregionen dieses Aufsatzes zu nennen, die gleichzeitig Hauptempfängerländer deutscher Entwicklungshilfe waren. Aus der DDR waren

46 Akira Iriye, *Culture and International History*, in: Michael J. Hogan/Thomas G. Paterson (Hrsg.), *Explaining the History of American Foreign Relations*, Cambridge/Mass. 1991, S. 214–225, hier: S. 219; Charles S. Maier, *Introduction*, in: Charles S. Maier (Hrsg.), *Changing Boundaries of the Political. Essays in the Evolving Balance between the State and Society, Public and Private in Europe*, New York 1987, S. 1–24.

47 Vgl. Clifford Geertz, *Aus der Perspektive des Eingeborenen. Zum Problem des ethnologischen Verstehens* [1977], in: Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt/Main 1983, S. 289–309.

48 Vgl. dieser Ansatz bei Monica M. van Beusekom, *Negotiating Development. African Farmers and Colonial Experts at the Office du Niger, 1920–1960*, Portsmouth etc. 2002.

49 Vgl. Shalini Randeria, *Entangled Histories of Uneven Modernities. Civil Society, Caste Solidarities and Legal Pluralism in India*, in: Yehuda Elkana/Ivan Krastev/Elisio Macamo u. a. (Hrsg.), *Unravelling Ties. From Social Cohesion to New Practices of Connectedness*, Frankfurt/Main/New York 2002, S. 284–311; Shalini Randeria, *Geteilte Geschichte und verwobene Moderne*, in: Jörn Rüsen/Hanna Leitgeb/Norbert Jegelka (Hrsg.), *Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung*, Frankfurt/Main 1999, S. 87–96.

einige Hundert Experten und Brigademitglieder zu dieser Zeit vor allem auf Sansibar/Tansania tätig. In Ost und West wurde die Bedeutung eigenen Personals vor Ort als überaus hoch eingeschätzt.⁵⁰ Gerade in »Schwarzafrika«, dieser ärmsten Region des ärmsten, am meisten »unterentwickelten« und daher »anfälligsten« Kontinents – so ist immer wieder aus dieser Zeit zu lesen – galt in Regierungs- und Parteikreisen in der Bundesrepublik wie in der DDR die Anwesenheit eigener Experten, Projektprüfer, Entwicklungshelfer und Brigademitglieder als unverzichtbar.⁵¹ Und dies war nicht nur aus Gründen der deutsch-deutschen Konkurrenz der Fall: Nahezu jede entwicklungs- bzw. solidaritätspolitische Aktivität wurde vor Ort geprüft, bewertet und zur Entscheidung vorbereitet. Nachdem ein Antrag auf Unterstützung in Bonn bzw. Ost-Berlin eingegangen war, wurden von eigenen Beamten in diplomatischen Vertretungen oder Handelsmissionen Gutachten eingeholt. Experten arbeiteten an den Gelenkstellen und Scheitelpunkten von Entwicklungs- und Solidaritätsprojekten. Ihre Einschätzung bereitete Entscheidungen über eine Förderung, über eine Verlängerung oder über die Einstellung vor.⁵² Experten waren auch als Regierungs- oder Wirtschaftsberater tätig, als Lehrer, Agrarökonom, Ärzte, Krankenschwestern oder als Aktivisten für den Schutz »bedrohter Völker«. Sie verfassten Jahrespläne, mauerten Häuser und lehrten das, was sie als zu entwickelnde Tugenden und Moral erachteten – Pünktlichkeit, Sauberkeit und Fleiß.

Bundesdeutsche Experten wurden in der Regel von der bereits 1932 gegründeten »Garantie- und Abwicklungsgesellschaft« (GAWI), von der »Gesellschaft für technische Zusammenarbeit« (GTZ, ab 1974), vom Auswärtigen Amt (AA), vom Wirtschaftsministerium oder vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) entsandt.⁵³ Nicht zu unterschätzen sind auch deutsche Missionsgesellschaften, wie beispielsweise die »Leipziger Mission« zu Erlangen, die nach der Dekolonisation vor allem in Tansania, Togo und Kamerun immer mehr Aufgaben in der medizinischen Versorgung übernahmen.⁵⁴ Wenn es darum ging, Afrika-Experten zu rekrutieren, bediente man sich

50 Vgl. zu den USA *Elizabeth Cobbs Hoffman*, All you need is Love. The Peace Corps and the Spirit of the 1960s, Cambridge/Mass. 1998, S. 13; *Akira Iriye*, Culture, in: JAH 77, 1990, S. 99–107, hier: S. 100; *Fritz Fischer*, Making Them Like Us: Peace Corps Volunteers in the 1960s, Washington D. C. 1998.

51 Vgl. beispielsweise entsprechende Stellungnahmen: BMZ (Hrsg.), Entwicklungspolitik, Materialien, Bonn 1974, S. 47 f.; Vorlage an das Politbüro des ZK der SED, August 1963, SAPMO-BArch DY 30/IV A2/20/2.

52 Zur Methode der Evaluation von Entwicklungsprojekten: *Basil Edward Cracknell*, Evaluating Development Aid. Issues, Problems and Solutions, New Delhi 2000; *Alexandra Caspari*, Evaluation der Nachhaltigkeit der Entwicklungszusammenarbeit. Zur Notwendigkeit angemessener Konzepte und Methoden, Wiesbaden 2004. Zur Projektprüfung und Evaluation von DDR Projekten: SAPMO-BArch DY 30/IV 2/20/53, DY 30/J IV 2/2/896.

53 Die 1969 gegründete »Bundesstelle für Entwicklungshilfe« hatte hingegen bis zur ihrer Zusammenlegung mit der GAWI 1974 zur »Gesellschaft für technische Zusammenarbeit« (GTZ) kaum Bedeutung.

54 Denn die Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich hatten beim bisweilen gewaltsamen Übergang der Kolonie zum selbstständigen Staat fast vollständig ihre Ärzte abberufen und Krankenhäuser geschlossen. 1964 waren in Asien, Afrika und Lateinamerika insgesamt 1.225 Personen allein für protestantische Missionsgesellschaften tätig, darunter 438 Missionare, 65 Lehrkräfte, 52 Ärzte und 172 Schwestern. Die evangelische Kirche unterhielt zu dieser Zeit in »Übersee« 2.000 Volksschulen mit 167.000 Schülern, 130 Mittelschulen, Höhere Schulen und Lehrerseminare mit 21.000 Studierenden, 178 Altersheime und Waisenhäuser, 59 Krankenhäuser, 115 Polikliniken und 10 Krankenpflegesschulen mit 265 Ausbildungsplätzen. Die infrastrukturelle Tätigkeit der Missionsgesellschaften sollte in den 1960er- und 1970er-Jahren keineswegs zurückgehen, wie noch zu zeigen sein wird. *Karl Osner*, Kirchen und Entwicklungshilfe. Ziele, Leistungen und Arbeitsweise kirchlicher Organisationen in Deutschland. Sonderdruck des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit, 2., erg. Aufl. Bonn 1967, S. 13.

häufig aus dem Personalpool des »Deutschen Afrikaver eins«, in dem alt gediente Afrika-Veteranen versammelt waren, die bereits zur Kolonialzeit Togo, Kamerun oder Tanganjika bereist hatten.⁵⁵ Ähnlich verhielt es sich in der DDR: Hier wurde meist auf Geheiß des Außenministeriums das Afro-Asiatische-Solidaritätskomitee⁵⁶ tätig, das der FDJ bzw. dem FDGB die Projektplanung und die Aussendung von Spezialisten übergab.

Wie stand es mit der Entsendung der jugendlichen »Freiwilligen« nach »Übersee«? In der DDR wählten FDJ und FDGB Einzelne oder Gruppen aus ihrem Mitgliederkreis für den Auslandseinsatz aus. In der Bundesrepublik beauftragten das BMZ oder bundesdeutsche politische Stiftungen einen Entwicklungsdienst – wie den DED. Weitere entsendende westdeutsche Fach- und Hilfsdienste waren die katholische »Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe« (AGEH), die evangelische Organisation »Dienste in Übersee« (DÜ), die Arbeitsgemeinschaft privater Entwicklungsdienste (APED)⁵⁷ und die »Kübel-Stiftung für Hilfe zur Selbsthilfe«.⁵⁸ Entwicklungshelfer und Mitglieder der Solidaritätsbrigaden hüteten Kinder, bildeten in technischen Berufen aus, tippten Briefe in lokalen Verwaltungen oder mauerten die Häuser neuer Siedlungsprojekte.

Was äußerten diese Menschen zu Motiven für ihre Arbeit? Westdeutsche Entwicklungshelfer betonten über alle politischen Schattierungen hinweg, sie wollten Gutes tun, für Gerechtigkeit sorgen, den Hunger aus der Welt verbannen oder schlichtweg »wahrer Christ« sein.⁵⁹ Diese Motive nannten auch ostdeutsche Brigademitglieder.⁶⁰ Freilich fielen hier auch Formulierungen wie der »Kampf gegen den Neokolonialismus«.⁶¹ In der Bundesrepublik gehörte die Empörung über die staatliche Politik gegenüber der Entwicklungshilfe oftmals zur Selbstdarstellung von Helfern: »Der Jahresetat des DED beträgt 33 Millionen Mark. Ein Phantom-Düsenjäger der Bundeswehr kostet 18 Millionen«, ist beispielsweise in einer Berichtsammlung von Entwicklungshelfern aus dem Jahr 1971 zu lesen.⁶²

55 Vgl. *Martin Krämer*, Die Chronik des Afrika-Vereins 1934–1984, in: *Afrika-Verein* (Hrsg.), Afrika 1983. 50 Jahre Wirtschaftspartnerschaft, Hamburg 1984, S. 11–42.

56 Das Komitee wurde 1963 gebildet und 1973 offiziell in »Solidaritätskomitee der DDR« umbenannt.

57 Mitglieder der APED waren beispielsweise das »Advent-Wohlfahrtswerk« (Darmstadt), der »Albert-Schweitzer-Freundeskreis« (Düsseldorf), der »Deutsche Freiwilligendienst in Übersee« (Bonn) oder die »Quäkerhilfe« (Neustadt a. R.)

58 Die Stiftung wurde 1966 durch den christlich-humanistischen Unternehmer Karl Kübel gegründet und konzentrierte sich vor allem auf Landwirtschaftsprojekte in Tansania, Kenia, Afghanistan, Bolivien und Indien.

59 Dies lässt sich immer wieder in den Berichtsammlungen finden: *Samuel Müller*, Ärzte helfen in aller Welt. Das Buch der ärztlichen Mission, Stuttgart 1957; *Hans Eich/Hans Frevert* (Hrsg.), Freunde in aller Welt, Baden-Baden 1963; *Klaus Kühl/Helmut Weyers* (Hrsg.), Was wollt ihr von uns? Erlebnisse und Einsichten junger Deutscher in Asien, Afrika, Lateinamerika, Tübingen etc. 1970; *Eberhard Le Coutre* (Hrsg.), Unterwegs zur einen Welt. Aus der Arbeit von »Dienste in Übersee«, Stuttgart 1970; *Ulrike Ries* (Hrsg.), Entwicklungshelfer. Deutsche in der Dritten Welt, Hannover 1971; *Siegfried Pater* (Hrsg.), Etwas geben – viel nehmen, Bonn 1982; *Manfred Sollich* (Hrsg.), Probezeit ausgeschlossen. Erfahrungen und Perspektiven der persönlichen Entwicklungszusammenarbeit, Mainz etc. 1984.

60 *Karl Adelhold/Rolf Becker/Herbert Landmann*, Komm wieder, Doktor! Als Arzt in Urwald und Wüste, Leipzig 1965; *Dietmar Beetz*, Visite in Guiné-Bissau, Berlin (Ost) 1975; *Jürgen Leskien*, Ondjango. Ein angolantisches Tagebuch, Berlin (Ost) 1980; *Jürgen Leskien*, Das Brot der Tropen, Berlin (Ost) 1982; *Jürgen Leskien*, Shilumbu. Was will er in Afrika!, Berlin (Ost) 1988; *Jürgen Leskien*, Schreiben über das nahe Fremde, in: *Van der Heyden/Schleicher/Schleicher*, Engagiert für Afrika, S. 278–290, hier: S. 278.

61 Vor allem *Adelhold/Becker/Landmann*; *Beetz*.

62 *Manfred Dassio*, Einen Blinden über die Straße bringen, in: *Ries*, S. 158–172, hier: S. 172.

Vor dem Hintergrund solcher keineswegs seltenen Äußerungen ist erstaunlich, dass westdeutsche Entwicklungshelfer in der Regel aus keinem politisch besonders aktiven Umfeld kamen. Ihr Hintergrund war meist eine mittelständische bürgerliche Familie, oft mit ausgeprägtem Bekenntnis zu einer christlichen Kirche.⁶³ In einer Mischung aus Beruhigung und Misstrauen stellten Psychologen des DED beispielsweise Anfang der 1970er-Jahre fest, dass sich junge Leute kaum aufgrund politischer Ambitionen für den Dienst bewerben würden.⁶⁴ Dies hatten jedenfalls anonyme Fragebögen und Auswahlgespräche ergeben. Als beruhigend galt dieser Befund, da man keinesfalls »politische Aktivisten« wollte. Im Umfeld von 1968 war der DED in Verruf geraten, »eine Zufluchtstätte von linksrevolutionär Programmierten« zu sein.⁶⁵ Doch wollte man ebenso wenig vollkommen unpolitische Menschen, »selbstverliebte Träumer oder Abenteurer«, wie es immer wieder hieß.⁶⁶

Warum nun, so wurde immer wieder gefragt, sollten sich junge Leute in Zeiten der Vollbeschäftigung beim DED bewerben? Es zeige die Erfahrung, so betonten Psychologen zu dieser Zeit, dass der Entschluss, zum DED zu gehen, häufig aus einer »Krise in der gegenwärtigen autobiographischen Situation« herrühre, die »persönlich, familiär, beruflich oder gesellschaftlich begründet« sein könne.⁶⁷ Dieser Entschluss sei daher oft ein »Versuch zur Verarbeitung von Familienproblemen« über eine »Distanzierung zu den bestehenden Verhältnissen«. Im wahrsten Sinne des Wortes wolle man Ferne und Abstand suchen. Vor diesem Hintergrund sei es allerdings zweifelhaft, dass Entwicklungshelfer genügend Mitgefühl für die Menschen in der Dritten Welt und »inneres Engagement« aufbringen könnten. Da allerdings sehr viele Bewerber solche Motive hätten, müsse man sich geradezu zwangsläufig mit ihnen arrangieren. Es bestünden erhebliche Zweifel, dass solche »labile[n] Charaktere« ihren späteren Aufgaben gewachsen seien. Man müsse somit erhöhte Sorgfalt bei der Auswahl und Ausbildung walten lassen.⁶⁹ Auch wurde 1965 eine strikte »Ordnung für Freiwillige des DED« erlassen, die jede öffentliche Kritik am Gastland untersagte und Regelungen für das alltägliche Leben vor Ort vorsah: Es war verboten, sich vom Ort des Projektes oder der Wohnung ohne offizielle Abmeldung zu entfernen, vor übermäßigem Trinken von Alkohol wurde ebenso gewarnt wie vor sexuellen Verhältnissen zu Afrikanern. Bei Verstößen drohte ein Disziplinarverfahren, das Verwarnungen, Verweise, Strafversetzung und schließlich die Kündigung vorsah. Vor Ort waren Beauftragte des DED für die Entwicklungshelfer verantwortlich, die regelmäßig Bericht erstatten mussten.⁷⁰

63 Vgl. hierzu exemplarisch Personalakten des DED für die nach Tansania entsandten Entwicklungshelfer 1963–1965: Vertrauliches Verzeichnis der Teilnehmer des 4. Ausbildungslehrganges in Wieseneck vom 17.8.–24.10.1965 (Kenia, Tansania), PAAA, Botschaft Dar es Salam 8209.

64 Aktennotiz 1974, Psychologisches Gutachten zur Motivation künftiger Entwicklungshelfer, BArch Koblenz, B 213 5376 Arbeitsgruppe »Auswahl und Vorbereitung der Entwicklungshelfer« 1972–1976.

65 BMZ Bonn, 17.5.1971, BArch Koblenz, B 213 5376 Arbeitsgruppe »Auswahl und Vorbereitung der Entwicklungshelfer« 1972–1976, III B 4-T 8480; Hans Rosner, CSU-Landesgruppe, Nachrichten aus der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag, 18.7.1972.

66 Vgl. entsprechende Berichte, in: *Deutscher Entwicklungsdienst*, Erster Bericht, Bonn 1966.

67 Aktennotiz 1974, Psychologisches Gutachten zur Motivation künftiger Entwicklungshelfer, BArch Koblenz, B 213 5376 Arbeitsgruppe »Auswahl und Vorbereitung der Entwicklungshelfer« 1972–1976.

68 Ebd.

69 Zur Ausbildung von Entwicklungshelfern *Sandra Maß*, »Eine Art sublimierter Tarzan«. Die Ausbildung deutscher Entwicklungshelfer und -helferinnen als Menschentechnik in den 1960er Jahren, in: *WerkstattGeschichte* 43, 2006, S. 77–89.

70 Vorläufige Ordnung für Freiwillige des DED im Gastland, 1.12.1965, DED-Archiv, Bd. VR 4/65–1/66; Protokolle des Verwaltungsrates, 7.1. und 25.5.1965, DED-Archiv, Bd. Niederschriften VR 1/63–8/67. Vgl. *Hein*, S. 90 f.

Ähnlich verhielt es sich bei den entsendenden Institutionen der DDR, wie dem FDGB und der FDJ. Hier wurde als Voraussetzung für die Entsendung immer wieder die »ideologische Festigkeit« eines jeden Einzelnen genannt und sein Vermögen, sich in das Kollektiv einzufügen.⁷¹ Andererseits wünschte man sich die Brigademitglieder aber auch nicht allzu politisch. Auf jeden Fall sollte die Distanz zu den Verhältnissen im Gastland gewahrt werden. Immer wieder wurde empfohlen, »das Gespräch *nicht* auf Fragen zu bringen, die in den Augen des Partners *rein afrikanischen* Charakter haben«. So sollten auch Unterhaltungen untereinander oder mit den afrikanischen Partnern über den »afrikanischen Sozialismus« eher vermieden werden.⁷² Daten über die Motive und die soziale Herkunft von Brigademitgliedern liegen – anders als für Entwicklungshelfer des DED – nicht mehr vor. Es ist allerdings anzunehmen, dass es sich bei den Brigademitgliedern ähnlich wie bei den Leitungskadern von Jugendorganisationen des FDGB und der FDJ häufig um Angehörige der »Relikte des Bildungsbürgertums« handelte.⁷³

Die Voraussetzungen, die Experten, Entwicklungshelfer und Mitglieder der Freundschaftsbrigaden mitbringen sollten, und ihre in Auswahlverfahren immer wieder festgestellten vermeintlichen Defizite machten sich auch in der zunehmenden Optimierung von Auswahlverfahren und der Ausbildung bemerkbar. Die Verantwortlichen in den auswählenden und ausbildenden Institutionen, wie der Deutschen Stiftung für Entwicklungshilfe (DSE), der GAWI, dem DED sowie dem FDGB und der FDJ wurden sich im Verlauf der 1960er-Jahre zunehmend bewusst, dass weitere Qualifikationen fachlicher Art und in der Fremdsprachenausbildung nicht ausreichend für einen gelungenen Einsatz in Übersee qualifizierten.⁷⁴ Vielmehr wurde immer mehr das Leben und Arbeiten im Einsatzland – auch unter Einbeziehung von einheimischen *Counterparts*, den afrikanischen Entwicklungsexperten vor Ort, eingeübt.⁷⁵

Solche *Counterparts* sind nicht zuletzt als wichtige Praktiker der Entwicklung vor Ort zu nennen. Sie wurden von beiden deutschen Staaten, wie von anderen Geberländern auch, teilweise selbst ausgebildet.⁷⁶ In Projekten arbeiteten sie als *development staff* unmittelbar an Gelenkstellen zwischen deutschen Experten, Entwicklungshelfern und loka-

71 Vertraulicher Bericht über den Besuch einer FDJ-Delegation in der Volksrepublik Sansibar und Pemba, 1.6.1964, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961 ZK der SED, Internationale Verbindungen.

72 Bericht an das ZK der SED über den Stand der Hilfsmaßnahmen für Sansibar der Abteilung Internationale Verbindungen, 19.12.1964, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2120 957, Hervorhebungen im Original.

73 Vgl. Christoph Kleßmann, Relikte des Bildungsbürgertums in der DDR, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 254–270; Günther Wirth, Zu Potsdam und anderswo. Kontinuitäten des Bildungsbürgertums in der DDR, in: Manfred Hettling/Bernd Ulrich (Hrsg.), Bürgertum nach 1945, Hamburg 2005, S. 85–110.

74 Vgl. beispielsweise: Hermann-J. Wald, Plädoyer für Vorbereitung von Fachkräften im Ausland, in: E+Z 3, 1971, S. 11 f., hier: S. 11.

75 Hier und im Folgenden wird der Begriff *Counterpart* aus der Entwicklungsterminologie übernommen, weil es keine adäquate Übersetzung gibt. Nach der entwicklungspolitischen Konzeption der Bundesrepublik Deutschland und der DDR sollten einheimische *Counterparts* vor Ort garantieren, dass die Zielvorstellungen und Wünsche der Entwicklungsländer im Projekt bestimmend bleiben. Im Prinzip der »Hilfe zur Selbsthilfe« sollten *Counterparts* möglichst rasch die Arbeit der deutschen Fachkräfte übernehmen. Vgl. Dieter Nohlen, Lexikon Dritte Welt. Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 153.

76 Klassische Ausbildungsinstitute für *Counterparts* waren in der Bundesrepublik die Deutsche Ingenieurschule für Landwirtschaft in Witzenhausen und in der DDR das Institut für Ausländerstudium. Vgl. Peter Wolff, Deutsche Ingenieurschule für Tropenlandwirtschaft in Witzenhausen – ein Rückblick (Der Tropenlandwirt. Zeitschrift für die Landwirtschaft in den Tropen und Subtropen, Beiheft 21), Witzenhausen 1984; diverse Unterlagen über das Institut für Ausländerstudium 1960er-Jahre, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 56.

len Autoritäten wie z. B. Ortsvorständen. Jedes afrikanische Empfängerland besaß seit Ende der 1950er-Jahre eine eigene Entwicklungsverwaltung, die aus einem oder mehreren Ministerien (für Planung und Entwicklung) und mehrstufigen Verwaltungseinheiten bestand.⁷⁷ In Tansania, Kamerun und Togo lebten *Counterparts* als Mitglieder solcher Verwaltungseinheiten in der Regel unmittelbar in den Dörfern. Sie waren gleichzeitig dem Landwirtschafts-, Wirtschafts- und Industrieplanungsministerium unterstellt. Damit sollten – zumindest der Theorie nach – die Menschen vor Ort für Entwicklungsprojekte mobilisiert und eine rasche Kommunikation mit den Behörden garantiert werden.⁷⁸

III. WISSENSBESTÄNDE

Wenn es darum geht, sich – wie in diesem Aufsatz – Praktikern *und* Praktiken von Entwicklungshilfe und Solidarität gemeinsam anzunähern, dann ist es unverzichtbar, auf wissenschaftliche Hintergründe einzugehen, insofern sie für die Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Afrikanern eine Rolle spielten.⁷⁹ Kurzum ist zu fragen: Mit welchem Wissen über Afrika und die Afrikaner wurde man ausgestattet, wenn man in den 1960er- und 1970er-Jahren die Bundesrepublik bzw. die DDR verließ, um in Entwicklungsprojekten zu arbeiten?

Der französische Publizist Gérard Leclerc beschrieb 1972 die westlichen Imaginationen von Afrika und den Afrikanern nach der Dekolonisation mit folgenden Worten: »Der Eingeborene (indigène) macht dem Bedürftigen (indigent) Platz.«⁸⁰ Diese Formel umreißt treffend, wie auch deutsche Wissensbestände zu Afrika von den 1950er- bis Anfang der 1970er-Jahre geprägt waren. In beiden deutschen Staaten ging es um die Herausstellung der eigenen Überlegenheit und der vermeintlichen Unausweichlichkeit für Afrika, sich im europäischen Sinne zu entwickeln. Freilich gab es auch Unterschiede zwischen west- und ostdeutschen Positionen.

Immer wieder wurde in der Bundesrepublik mit Beifall betont, dass Afrika die gebotene Hilfe bereitwillig und dankbar annehme und sich aufmache, den »Busch zu verlassen«.⁸¹ Afrikaner würden ihre Traditionalität ablegen, ihre »Trommeln verstummen«, wie es hieß.⁸² Doch müsste ihnen bei dieser Entwicklung immer wieder geholfen werden. Der Weg sei noch weit. »Besucht man die Dörfer in Zentralafrika«, so schrieb beispielsweise der Journalist Giselher Wirsing 1954, »so möchte man glauben, daß hier das Leben fast unberührt wie vor Jahrtausenden seinen Gang geht«.⁸³

In diesem Sinne sprach 1960 Eugen Gerstenmaier, Präsident der (West-)Deutschen Afrika-Gesellschaft, »den Afrikanern« jegliche Möglichkeiten ab, sich »von dem Zwang der Assimilation an die politischen, wirtschaftlichen, technischen und schließlich auch

77 Hendrik Ulbo Erik (Bonno) Thoden van Velzen, Staff, Kulaks and Peasants: A Study of a Political Field, in: Lionel Cliffe/John S. Saul (Hrsg.), *Socialism in Tanzania*. Vol. 2: Policies, Dar es Salaam 1973, S. 153–179.

78 Vgl. beispielsweise zu Tansania: Bernd B. Schaffer, Comparisons, Administration, and Development, in: *Political Studies* 19, 1971, S. 327–337. Vgl. Clyde R. Ingle, From Village To State in Tanzania. The Politics of Rural Development, Ithaca etc. 1972, S. 128. Klaus W. von Sperber, *Public Administration in Tanzania*, München 1970, S. 35.

79 Auf die Bedeutung von Wissensstrukturen für die Entwicklungshilfe hat hingewiesen: Frederick Cooper, Introduction, in: *Cooper/Packard*, S. 1–41.

80 Gérard Leclerc, *Anthropologie und Kolonialismus* [1972], München 1976, S. 130 f.

81 Gisela Bonn, *Afrika verlässt den Busch. Kontinent der Kontraste*, Düsseldorf 1965.

82 Peter Grubbe, *Die Trommeln verstummen. Begegnungen mit den erwachenden Völkern Ostafrikas*, Wiesbaden 1957.

83 Giselher Wirsing, *Die Rückkehr des mondo-mogo. Afrika von morgen*, Düsseldorf 1954.

an die psychologischen Bedingungen des Abendlandes zu befreien«. ⁸⁴ Nur auf diejenigen Afrikaner könne man sich verlassen, die »durch [die] Hände« (west-)deutscher Ausbilder gegangen seien, so der westdeutsche Entwicklungstheoretiker Dieter Danckwortt 1970. ⁸⁵

Immer wieder finden sich Hinweise auf die angebliche westliche bzw. nördliche Überlegenheit und die meist mit der Chiffre »Unterentwicklung« versehene »Bedürftigkeit« der Afrikaner. Mehr oder weniger deutlicher, kulturell oder physisch gedachter Rassismus ist hier an der Tagesordnung. ⁸⁶ So ist beispielsweise in einer weit verbreiteten Schrift des österreichischen Publizisten Anton Zischka 1951 zu lesen: Afrika werde sich entwickeln, wenn es gelinge, das »Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, ihre mürrisch passive Einwilligung in die Kolonisation in aktive Mitarbeit zu verwandeln«. ⁸⁷ Zischka weiter: »Der Neger ist nicht besser und nicht schlechter, aber er ist völlig anders als wir. [...] Wir haben keinerlei Grund, auf den Neger herabzusehen.« ⁸⁸ Man brauche ihn für jegliches Entwicklungsprojekt, denn er sei »geschickt, willig und lernbegierig, ein unentbehrlicher Partner«. ⁸⁹ In Afrika als seiner »Heimat« sei er allein »tropenfest« und »zu schwerer körperlicher Arbeit fähig«. ⁹⁰ Ganz im Sinne eines physisch gedachten Rassismus schrieb der rechtspopulistische Journalist Warhold Drascher 1960 immer wieder von »Kulturerbe« und »rassischer Veranlagung«, von der grundlegenden »Andersartigkeit des Negers« ⁹¹ und der »Überlegenheit der Weißen«. ⁹² In den Tropen, so Drascher, müsse der »Weiße« sich gut vorsehen, dass er nicht seine »besten Lebenskräfte« sinnlos vergeude. ⁹³ Dies wäre nämlich ein großes Dilemma für die Entwicklung Afrikas, denn »der Neger« stehe der »Arbeit als solcher ganz anders gegenüber als der Europäer«. Er sei »gewiß nicht faul«, aber Arbeit sei ihm nicht das »Hauptanliegen seines Lebens«. Sie sei »ihm nur insoweit eine wirkliche Pflicht, als sie zur Befriedigung seiner unmittelbaren Lebensbedürfnisse« diene. Viel lieber pflege er »religiöse Überlieferungen, Gesang und Tanz, frohe Feste, besinnliche Muße und Gedankenaustausch mit seinen Stammesgenossen«. ⁹⁴

Mit Recht ist immer wieder darauf hingewiesen worden, dass Diskurse, die das praktische Leben ordnen, mit besonderer Wirksamkeit und Reichweite ausgestattet sind. Dies gilt besonders, wenn sie zudem von professionellen Instanzen wie Wissenschaftlern verfasst wurden. ⁹⁵ Immer wieder beanspruchen solche Schriften, als Ratgeber zur Hand genommen zu werden. Es lohnt sich in diesem Zusammenhang, Publikationen zur Landeskunde, zu ganz konkreten Verhaltensmaßregeln und zur Tropenmedizin näher zu betrachten, handelte es sich hierbei doch um Handreichungen, die als geradezu unverzichtbar im tropischen Projekt galten. So ist 1958 in einer weit verbreiteten Landeskunde zu Afrika zu lesen:

84 Afrika – heute. Jahrbuch der deutschen Afrikagesellschaft, Köln 1960, S. 11.

85 Dieter Danckwortt, Zur Psychologie der deutschen Entwicklungshilfe, Bonn 1962, S. 163.

86 Griffige Definitionen von Rassismen liefern Robert Miles, Bedeutungskonstitution und der Begriff Rassismus, in: Das Argument 175, 1989, S. 353–367; Stuart Hall, Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg 1994.

87 Zischka, S. 246 f.

88 Ebd.

89 Ebd.

90 Ebd.

91 Wahrhold Drascher, Schuld der Weißen? Die Spätzeit des Kolonialismus, Tübingen 1960, S. 231, 246 ff.

92 Ebd., S. 231, 249.

93 Ebd., S. 273.

94 Ebd., S. 279 f.

95 Vgl. Reinhard Sieder, Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999, S. 241 f.

»Niemals wäre der Neger aus sich heraus imstande, eine Pflanzung anzulegen. Es gehört dazu die Planung auf weite Sicht und die wissenschaftliche Arbeit des weißen Mannes [...]. Der Weiße leistet die geistige Arbeit, er hat die Aufsicht und die Leitung, er muß nach dem Rechten sehen.«⁹⁶

Ganz im Sinne Draschers warnten Tropenmediziner wie Albrecht von Haller und Ernst Rodenwaldt vor Überanstrengung und Vergeudung von Kräften in den »warmen Ländern«. Von Haller und Rodenwaldt waren die beiden in Westdeutschland führenden Vertreter der *Tropenhygiene*, einer Subdisziplin der Tropenmedizin, die vor allem für präventive Maßnahmen stand, die tropische Krankheiten von Experten und Entwicklungshelfern fernhalten sollten.

Von Haller ging dabei ganz deutlich von einem physisch-rassisch gedachten Unterschied zwischen »Schwarzen« und »Weißen« aus: In seinem 1951 erschienenen »Gesundheitsbüchlein für die Tropen«, einem Klassiker, der geradezu vor jeder Entsendung ausgehändigt wurde, schrieb er von einer »gewissen Indolenz« der einheimischen Bewohner der Tropen, besonders der Afrikaner, gegenüber Hitze, Schmutz und Bakterien.⁹⁷ Europäer müssten sich vor diesen Bedrohungen ihrer Gesundheit besonders schützen und sollten daher auf körperliche Arbeiten weitgehend verzichten.⁹⁸ Aus physisch und »seelisch« hygienischen Gründen sollte überdies nicht allzu viel Umgang mit den Einheimischen gepflegt werden: »Die geringe Bindung an Gesetze und Sitten« Europas, so von Haller, die das Leben in den Tropen mit sich bringe, könne »einen geistigen Verfall begünstigen«.⁹⁹ Lasse sich der Umgang mit Afrikanern im eigenen Haushalt, wie dies beim Hauspersonal der Fall sei, nicht vermeiden, so müsse »viel Zeit und Muße« aufgebracht werden. Durch »hartnäckige Geduld« seien die Angestellten »laufend zu kontrollieren und zu Sauberkeit zu erziehen, wobei man so manche bittere Erfahrung« mache.¹⁰⁰ Da die »eigene Gesundheit sehr erheblich« vom Verhalten der Angestellten abhängig sei, müsse strikt darauf geachtet werden: »Bei der Behandlung des eingeborenen Personals ist strenge Gerechtigkeit, Wohlwollen und Abstand einzuhalten.«¹⁰¹

Auch Ernst Rodenwaldt warnte vor zu viel körperlicher Arbeit »des Europäers« und vor zu engem Kontakt mit den »Einheimischen«.¹⁰² Währenddessen sollten die »Weißen« in den Tropen engen Kontakt untereinander pflegen. In seinem Standardwerk zur Tropenhygiene von 1957 ist zu lesen:

»Das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb des rassefremden Klimas und zwischen Völkern fremder Rasse« überbrücke manche Animositäten und Konkurrenzen zwischen Europäern. Man fühle sich besonders verbunden, und »vielleicht hätte dieses Gefühl seine stärkste ethische Grundlage in der unabweisbaren gegenseitigen Verpflichtung zur Abwehr lebensbeschädigender Einflüsse der fremden Umwelt.«¹⁰³

Eben diese Praxis der Abschottung wurde bereits im 19. Jahrhundert für deutsche Kolonialbeamte und Missionare propagiert.¹⁰⁴ Freilich bemühten sich seit Ende der 1960er-Jahre Institutionen wie der DED, die Deutsche Stiftung für Entwicklung oder die GAWI

96 Wilhelm Grotelüschen/Gerhard Siebels (Hrsg.), *Die weite Welt. Erdkunde für höhere Schulen: Afrika*, Frankfurt/Main 1958, S. 34 f.

97 Albrecht von Haller, *Gesundheitsbüchlein für die Tropen. Ratschläge für Auswanderer sowie Regeln zur hygienischen Lebensweise und zur Verhütung von Krankheiten und gesundheitlichen Schäden in den warmen Ländern*, Stuttgart 1951, S. 7.

98 Ebd., S. 4.

99 Ebd.

100 Ebd., S. 13.

101 Ebd.

102 Ernst Rodenwaldt, *Tropenhygiene*, Stuttgart 1957, S. 135–149.

103 Ebd., S. 150.

104 Vgl. Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006, S. 74–123.

um das Ende von Rassismen und die Vermittlung interkultureller Kompetenzen. Nicht zuletzt gehörte seit dieser Zeit die postkoloniale Theorie zum Kanon von Wissensbeständen für eine reflektierte Entwicklungsarbeit in dekolonisierten Staaten.¹⁰⁵ Streng genommen war es unter Experten seit dieser Zeit nicht mehr salonfähig, der Überlegenheit der Europäer explizit und öffentlich zu huldigen.

Die Lösung sollten Ansätze zum »Verstehen der Afrikaner« sein. Diese waren allerdings auch geleitet von einer kontinuierlichen Hervorhebung von Andersartigkeiten und Unterschieden. Zu nennen sind hier Schriften zum »Umgang mit den Völkern«, wie die Broschüre des Missionars und Erziehungswissenschaftlers Otto Raum von 1957 zu den Bantu. Hier erläuterte Raum, dass die schlechten Urteile der »Weißen« über die Bantu, dass diese nämlich »faul, dumm, dreckig, geil, frech, unzuverlässig, stumpf« seien, von einer »Verurteilung des Europäers« selbst zeugen würden. Denn er habe »dem Schwarzen diese Eigenschaften im Umgang mit ihm anerzogen«.¹⁰⁶ Weniger körperlich als bei von Haller und Rodenwaldt, keineswegs aber kritischer, werden rassistische Stereotypen bei Raum auf kulturelle und historische Entwicklungen zurückgeführt.

Ihren Beitrag zu dieser Sichtweise leistete auch eine neue Disziplin, die sich Ende 1960er-Jahre formierte und immer wieder aufs Neue die Frage stellen und zu beantworten suchen sollte, warum Europäer Afrikanern letztlich nicht helfen könnten. Die Rede ist von der Ethno-Psychologie und Ethno-Psychoanalyse. Die Vertreter dieser Disziplin, Fritz Morgenthaller, Goldi Parin-Matthey, Paul Parin oder Christoph Staewen, zementierten mit ihren Schriften die vermeintliche Gewissheit einer fundamentalen Andersartigkeit »der Afrikaner« – ihrer anderen Einstellung zu Zweckrationalität, Zeit, Arbeit, Zielen und Familien.¹⁰⁷ Immer wieder wurden das »träumerische Wesen«, das »Clangewissen«, die kaum existierende »Ekelschranke« und die fundamentale »Schamgrenze« der »Schwarzafrikaner« als mehr oder weniger sichtbar, allerdings essentiell für kulturelle Missverständnisse in der Entwicklungshilfe propagiert.¹⁰⁸ In diesen Studien und Handreichungen gerieten gerade Menschen aus Afrika, imaginiert als »schwarzafrikanisches Gegenüber«, in das Visier kultureller Rassismen.¹⁰⁹ Undifferenziert als Gruppe gesehen, als Sinnbilder des »Anderen«, wurden sie von mehr oder weniger subkutan rassistisch-chauvinistischen Diskursen überzogen. Sie galten als Exempel schlechthin für die »Wesensarten unterentwickelter Völker und ihrer Bedeutung für die Entwicklungshilfe«.¹¹⁰

Hier wie bei anderen Texten zum Umgang mit Afrikanern, zur Gesundheit, Hygiene und Lebensführung wird deutlich: Autoren der 1950er- bis 1970er-Jahre argumentierten geradezu klassisch rassistisch. Stereotype Eigenschaften wurden als naturgegeben aus-

105 Jochen Schmauch, *Herrschen oder helfen? Kritische Überlegungen zur Entwicklungshilfe*, Freiburg/Br. 1967.

106 Otto F. Raum, *Umgang mit Völkern: Bantu*, Nürnberg 1957, S. 7.

107 Als Überblick: Johannes Reichmayr, *Ethno-Psychoanalyse. Geschichte, Konzepte, Anwendungen*, Gießen 2003. Auf Studien in den 1970er-Jahren zurückgehend Christoph Staewen, *Kulturelle und psychologische Bedingungen der Zusammenarbeit mit Afrikanern. Ansatzpunkte für eine komplementäre Partnerschaft*, München etc. 1991, insb. S. 59–74, 185–188.

108 Staewen, insb. S. 59–74, 185–188.

109 Vgl. weiter: Hermann Gönningen, *Wesensarten unterentwickelter Völker in ihrer Bedeutung für die Entwicklungshilfe*, München 1976; Homer Garner Barnett, *Wer nimmt Neuerungen an und wer lehnt sie ab?* [1953], in: Peter Heintz (Hrsg.), *Soziologie der Entwicklungsländer. Eine systematische Anthologie*, Köln etc. 1962, S. 73–109; Richard N. Adams, *Die Träger des kulturellen Wandels: Test einer Hypothese* [1951], in: Heintz, S. 110–118; Wilbert E. Moore, *Die Wirkung der fremden Kultur* [1951], in: Heintz, S. 119–166; Georges Balandier, *Gemeinsame Merkmale der afrikanischen Évolués* [1955], in: Heintz, S. 201–210; Everett Cherrington Hughes/Hellen MacGill Hughes, *Industrielle Revolutionen und ethnische Grenzen* [1958], in: Heintz, S. 315–332.

110 Gönningen.

gegeben. Körperliche Aspekte, wie die Pigmentierung der Haut, wurden Ende der 1960er-Jahre oft ersetzt bzw. abgelöst durch keineswegs weniger essentiell und statisch gedachte kulturelle, gesellschaftliche und politische Prägungen. Enthielten Schriften zur Tropenhygiene Vorstellungen körperlicher Rassismen, propagierte die Entwicklungsökonomie oder -psychologie immer mehr kulturelle Determinationen. Diese Prägungen wurden in der Regel für »vorbestimmend« und unentrinnbar gehalten. Sie seien die Ursache, dass Menschen zwangsläufig Hierarchien unterworfen und sie mehr oder auch weniger »entwickelbar« seien.

Unschwer zu erkennen stammen solche Texte häufig aus der Feder einstiger Kolonialbeamter oder Nationalsozialisten: Gisela Bonn, von der der euphorische Ausruf stammt, dass »Afrika nunmehr den Busch verlasse«¹¹¹, war mit Giselher Wirsing verheiratet, einem SS-Hauptsturmführer und Mitarbeiter des Ausland-SD, seit 1954 Chefredakteur von *Christ und Welt* und – wie gezeigt – selbst Autor von Werken über das »Afrika von morgen«.¹¹² Weitere Vertreter dieser in der Bundesrepublik überaus weit verbreiteten Publizistik waren Peter Grubbe (Claus Volkmann), von dem das Schlagwort von den »verstummenden Trommeln« stammte.¹¹³ Er war im Dritten Reich der Kommissarische Kreishauptmann von Kolomyia/Ostgalizien.¹¹⁴ Der rechtspopulistische Journalist Warhold Drascher trat schon als Verfasser der nationalsozialistischen »Rassenpolitischen Leitsätze zur deutschen Kolonialpolitik« auf.¹¹⁵ Der Präsident der Deutschen Afrika-Gesellschaft und Vorzeige-Protestant der CDU, Eugen Gerstenmaier, war bereits 1923 der SA beigetreten, erwarb 1934 die NSDAP-Mitgliedschaft und bekleidete hohe Funktionen im NS-Reichsstudentenwerk – er war allerdings auch Mitglied der Bekennenden Kirche und gehörte dem Kreisauer Kreis an.¹¹⁶ Der Tropenhygieniker Ernst Rodenwaldt verfasste bis 1939 zahlreiche »rassenhygienische« Veröffentlichungen und gründete 1940 ein militärtechnisches NS-Tropeninstitut.¹¹⁷ Die Reihe der Beispiele könnte beliebig fortgeführt werden.

In der DDR waren Nationalsozialisten in der Expertise der Solidarität mit Afrika seltener. Auch gab es weniger Diskurse, die die zwangsläufige Unterlegenheit Afrikas und seiner Bewohner behaupteten. Dennoch äußerten sich auch dezidiert anti-kolonialistische Angehörige der Arbeiterbewegung, wie Horst Brasch, der erste Vorsitzende der Solidaritätsbewegung der DDR, Heinz H. Schmidt und Horst Eggebrecht, seine Nachfolger, oder Achim König, der Organisator der materiellen Solidarität¹¹⁸ häufig zu den »Eigenheiten der Afrikaner«. Scheinbar ohne Anstoß zu nehmen wurde in Berichten häufig über »Ras-

111 Bonn.

112 Norbert Frei/Johannes Schmitz, *Journalismus im Dritten Reich*, München 1999, S. 173 ff.

113 Grubbe.

114 Vgl. Thomas Sandkühler, *Endlösung in Galizien*, Bonn 1996, S. 455; Dieter Pohl, *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien*, München 1997, S. 422; Bogdan Musial, *Deutsche Zivilverwaltung und Judenverfolgung im Generalgouvernement*, Wiesbaden 1999, S. 395.

115 Warhold Drascher, *Die Vorherrschaft der Weißen Rasse. Die Ausbreitung des abendländischen Lebensbereiches auf die überseeischen Erdteile*, Stuttgart etc. 1936.

116 Fabian von Schlabrendorff (Hrsg.), Eugen Gerstenmaier im Dritten Reich: Eine Dokumentation, Stuttgart 1965. Daniela Gniess, *Der Politiker Eugen Gerstenmaier 1906–1986: Eine Biographie*, Düsseldorf 2005.

117 Manuela Kiminus, *Ernst Rodenwaldt – Leben und Werk*. Dissertation, Heidelberg 2003. Abstract, URL <<http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/3215>> [29. Januar 2008].

118 Vgl. Ilona Schleicher, *Zwischen Herzenswunsch und politischen Kalkül. DDR-Solidarität mit dem Befreiungskampf im südlichen Afrika. Annäherung an ein Erbe*, Berlin 1998, S. 8 f. Als Mitglied der SPD wurde Ebbrecht 1933 kurze Zeit ins Konzentrationslager Esterwege eingesperrt. Nach seiner Entlassung arbeitete er als Leiter der illegalen Parteioorganisation und musste schließlich emigrieren. 1947 kehrte er zurück.

senprobleme« gesprochen.¹¹⁹ Es zeigt sich: Auch in der DDR der 1960er-Jahre waren die Grenzen des Sagbaren bei Äußerungen in Kategorien von »Rasse« und »Volk« nicht zwangsläufig verletzt.

IV. DIE INSZENIERUNGEN DER HILFE

Die kontinuierliche Herausstellung europäischer »Überlegenheit« sowie afrikanischer »Andersartigkeit« und »Bedürftigkeit« wurde durch zahlreiche Abbildungen unterstrichen. Unter dem Motto »Jugend von heute hilft der Jugend von morgen« veranstalteten die Entwicklungshelfer des DED in Tansania 1966 eine Fotoausstellung. In deren Mittelpunkt stand das Profilportrait eines Tansaniers und eines Deutschen (Abb. 1), das geradezu zwangsläufig an Schriften zur »Rassenkunde« erinnert.



Abbildung 1: Leitbild der Ausstellung der Freiwilligen des DED in Tansania 1966 unter dem Motto »Jugend von heute hilft der Jugend von morgen«, in: Deutscher Entwicklungsdienst (Hrsg.), Erster Bericht, Bad Godesberg 1966, S. 8–9.

¹¹⁹ Bericht über die Verhandlungen zur weiteren Gestaltung der Außenwirtschaftsbeziehungen der DDR mit der VRT/Sansibar, 12.5.1970, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2120 956.

Eine Darstellung wie in Abbildung 1 war kein Einzelfall: In gedruckten Projektberichten, den Broschüren des DED, Fach- und Tageszeitungen fällt selbst bei einer kursorischen Durchsicht auf, dass deutsche Experten und Helfer aus Ost und West, wie ihre Kollegen aus Europa und den USA, geradezu stereotypisch in Szene gesetzt wurden: Sie sind meist in der Kleidung ihres Berufsstandes – als Krankenschwester, Metallarbeiter oder Lehrer – abgebildet, erklärend, mit technischen Gerätschaften in der Hand, umringt von aufmerksamen afrikanischen Zuhörern. Allein durch ihre in solchen Abbildungen geradezu immer eingehaltene zentrale Stellung, ihre helle Kleidung, ihre helle Haut, werden sie in den Fokus solcher Abbildungen gerückt. Es kommt kein Zweifel auf: *Sie* sind es, die den Weg in die Moderne bahnen, die »aufschließen« für den Fortschritt, missionieren und lehren. Solche Abbildungen weisen deutlich darauf hin, wie stark Vorstellungen von Zivilisation, Missionierung und Belehrung – zumindest in ihrer Inszenierung in Europa – etabliert waren.

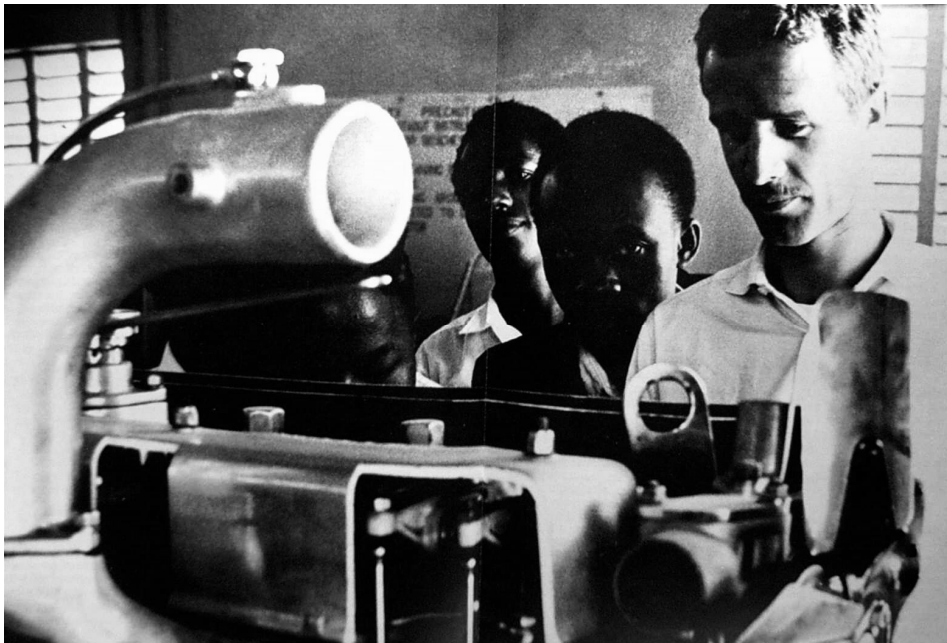


Abbildung 2: Freiwilliger beim praktischem Unterricht am Technical College in Dar-es-Salaam, Tansania, in: Deutscher Entwicklungsdienst (Hrsg.), Erster Bericht, Bad Godesberg 1966, S. 40–41.

Jene Abbildungen (Abb. 2) korrespondierten häufig mit Fotografien von vorgeblich »typischen« Afrikanern, die kaum bekleidet, mit Attributen ihrer Rückständigkeit (Kalebassen, Speere, Pfeil und Bogen) für Menschen von »gestern« standen. Die angebliche Rückständigkeit dieser Menschen wurde unterstrichen, indem man ihnen Zeichen der »modernen Zivilisation« gegenüberstellte, wie Autos, Maschinen und Ziegelhäuser. Deutlicher konnte kaum vermittelt werden, wo der Entwicklungsweg Afrikas und seiner Bewohner hingehen sollte.



Abbildung 3: Zwei Welten, in: *Herbert Kaufmann*, *Afrikas Weg in die Gegenwart*, Braunschweig 1963, S. 290.

In der Bundesrepublik, wo es in der Bewerbung um Projektmittel häufig einen Wettbewerb gab, waren schriftliche und fotografische Inszenierungen des eigenen Beitrags an der Entwicklung Afrikas an der Tagesordnung. Anträge, Berichte oder Dankesschreiben an Mittel verteilende Institutionen – wie das Auswärtige Amt – boten hierfür Gelegenheiten. Gewissermaßen als Beweis der eigenen Leistung wurden Maschinen und errichtete Gebäude häufig zusammen mit Afrikanern gezeigt. Diese standen arbeitend, sauber und korrekt gekleidet gewissermaßen als lebende Beweise für die Erlösung von ihrem Elend.

In einem solchen Sinne nutzte beispielsweise die Missionsärztin Waltraud S.¹²⁰ aus dem St. Joseph Hospital in Kagondo, Tansania, im März 1965 die Gelegenheit eines Dankesschreibens an das Auswärtige Amt. Sie fügte ein Bild bei, auf dem sie umringt von zahlreichen, anscheinend glücklichen, proper gekleideten Afrikanern gezeigt wurde (Abb. 4).¹²¹

120 Alle hier und im Folgenden aus Akten zitierten Namen wurden verändert.

121 Schreiben aus dem St. Joseph Hospital, Kagondo an das Auswärtige Amt, 24.3.1965, PAAA, B 92 Kirchliche Entwicklungshilfe, 441 Entwicklungshilfe der Kirchen in Tanganyika 1962–67.



Abbildung 4: Bild der Missionsärztin Waltraud S. aus dem St. Joseph Hospital in Kagondo, Tansania. Schreiben, 24.3.1965, PAAA, B 92 Kirchliche Entwicklungshilfe, 441 Entwicklungshilfe der Kirchen in Tanganyika 1962–67.

An ein weiteres Schreiben von Waltraud S. an das Auswärtige Amt vom Januar 1968 geheftet findet sich eines der in solchen Quellen überaus häufigen »Vorher-Nachher-Bilder«. Hier ist am Boden sitzend ein nacktes, fast verhungertes Kind neben einem offensichtlich wohl genährten, frisch gekleideten zu sehen (Abb. 5).¹²²

Deutlicher konnten Leistungen wohl kaum dokumentiert werden. Kinder waren besonders dankbare Objekte solcher Abbildungen, standen sie doch für »unverschuldetes Elend« und eine »sich auszahlende Investition« in die Zukunft, hatten sie ihr Leben noch vor sich. Scheinbar wie selbstverständlich, ohne jeglichen Skrupel, wurden die anvertrauten Schützlinge mit solchen Bildern zu anrührenden Objekten, um Geldgebern wirkungsvoll die Relevanz, Integrität und Nützlichkeit des eigenen Projekts zu demonstrieren. Die Häufigkeit solcher Verfahren spricht dafür, dass es sich um einen ganz gängigen Code der Präsentation innerhalb standardisierter bürokratischer Prozesse handelte. Auch boten sich bei Anträgen, Verwendungsnachweisen und Dankesschreiben häufig die einzigen Möglichkeiten, die eigene langjährige Tätigkeit in Szene zu setzen. Als Waltraud S. die genannten Schreiben ans Auswärtige Amt verfasste, war sie nahezu 50 Jahre in Kagondo tätig.

122 Schreiben aus dem St. Joseph Hospital, Kagondo an das Auswärtige Amt, 26.1.1968, PAAA, B 58 Technische Hilfe, Ref. III B 2 1162 Kirchenprojekte Tansania 1963–72.



Abbildung 5: Bild aus dem St. Joseph Hospital Kagondo, Tansania. Schreiben, 26.1.1968, PAAA, B 58 Technische Hilfe, Ref. III B 2 1162 Kirchenprojekte Tansania 1963–72.

V. DIE PROBLEME MIT DEN AKTEUREN

Solche Inszenierungen sollten allerdings nicht den Eindruck erwecken, es habe ein grundsätzlich einvernehmliches Verhalten zwischen Zentrum und Peripherie der Entwicklungspolitik, zwischen Institutionen und Akteuren vor Ort gegeben. Das Gegenteil war der Fall. Immer wieder finden sich Anlässe, die zeigen, dass keineswegs davon ausgegangen werden kann, Entwicklungshelfer, Experten oder Brigademitglieder hätten eins zu eins

die Prämissen und Leitlinien der Entwicklungstheorien umgesetzt, was – wie eingangs herausgestellt – von Forschungsperspektiven allzu oft fälschlicherweise suggeriert wird. In beiden deutschen Staaten gab es – trotz sorgfältigster Auswahl der Praktiker – massive Konflikte zwischen Regierungen, entsendenden Institutionen und dem Personal vor Ort.

Ein erstes Problem stellten rassistische Ausfälle dar, die aus der Perspektive der verantwortlichen Beamten in Ministerien und Behörden – gerade vor dem Hintergrund der damals jüngsten Vergangenheit des Dritten Reichs – ein erhebliches Risiko darstellten, an Ansehen und Glaubwürdigkeit zu verlieren.

Im Juli 1969 telegraphierte ein Angestellter der bundesdeutschen Botschaft in Jaunde, Kamerun, dass die Vorwürfe gegen den Landwirtschaftsexperten Siegfried S. wegen »diskriminierenden Verhaltens« zuträfen und man die schnellstmögliche Abberufung des Experten empfehle.¹²³ Ein Botschaftsangehöriger habe persönlich feststellen müssen, dass S. zu einer »kolonialen« Art des Umgangs mit kamerunischen Untergebenen »neige, »wodurch bei diesen unweigerlich starke Minderwertigkeitsgefühle hervorgerufen« würden. Weitere Recherchen hätten ergeben, dass S. sich auch gegenüber den »sehr einflussreichen ›local chiefs‹ [...] anmaßend und wegwerfend« verhalten habe.¹²⁴ Letztlich habe S. das »von der Projektleitung mühsam erlangte gute Verhältnis zur schwierigen örtlichen Bevölkerung durch großspurige Reden im Kolonial- und sogar Hitlerstil« zerstört.¹²⁵ Er habe einem *Counterpart* sogar zugerufen: »Wenn Hitler noch am Ruder wäre, würden wir aus eurer Haut Schuhe machen.«¹²⁶ Der Imageverlust war aus der Perspektive von Angehörigen des Auswärtigen Amtes bei einem solchen Fall unermesslich.

Ähnlich war es, wenn sich beispielsweise Entwicklungshelfer des DED öffentlich zu Rassismus in der praktischen Arbeit äußerten. So ließ Manfred Dassio, Ende der 1960er-Jahre mit dem DED in Togo tätig, veröffentlichen: »Ich habe den Rassismus der Weißen erlebt – in den verschiedensten Graden. Der Extremfall war ein deutscher Werkstattbesitzer, der Lehrlinge, die sich seiner Meinung nach ungebührlich benahmen, von anderen Lehrlingen mit einem Stück Gartenschlauch verprügeln ließ.«¹²⁷ Auch bei sich selbst habe er immer wieder Rassismus festgestellt, wenn er »es nicht mehr aushalten konnte, daß in mond hellen Nächten kleine Kinder nachts um zwölf schreiend vor meinem Haus spielten.«¹²⁸ Alle Hoffnungen, diesem Rassismus dauerhaft zu entinnen und eine Entwicklung von »unten in Gang setzen oder beschleunigen« zu können, hätten sich als »Illusion erwiesen.«¹²⁹ Das Verhalten von Siegfried S. und die Vorkommnisse, die Dassio schilderte, waren ganz offensichtlich keine Einzelfälle: 1961 war der Entwicklungssoziologe und Psychologe Ernst Eduard Boesch¹³⁰ zu dem Besorgnis erregenden Ergebnis gekommen, allzu oft mangle es den Experten an Idealismus, an »warmherzigem Humor, echtem sozialen Interesse«, Einfühlungsvermögen und an der »Bereitschaft, [...] Spannungen spie-

123 Fernschreiben der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

124 Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 16.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

125 Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

126 Ebd.

127 Dassio, S. 170.

128 Ebd.

129 Ebd., S. 171.

130 Boesch übernahm das 1962 an der Universität des Saarlandes gegründete »Institut für Entwicklungshilfe«, das später in »Sozialpsychologische Forschungsstelle für Entwicklungsplanung« umbenannt wurde. 1966 brachte er gemeinsam mit dem Siegener Volkswirtschaftler Hans Besters ein entwicklungspolitisches Lexikon heraus, das eine Grundlage für die Arbeit von Experten der GAWI und Entwicklungshelfer des DED darstellen sollte. *Hans Besters/Ernst E. Boesch* (Hrsg.), *Entwicklungspolitik. Handbuch und Lexikon*, Stuttgart 1966.

lerisch zu lösen.« Sie würden kaum dazulernen – so Boesch. Auch nach jahrelangen Auslandseinsätzen würden sie zu »unberechtigten Gefühlen des Überlegenseins« neigen. Viele Experten gingen unhinterfragt davon aus, über eine »überlegene Kultur oder Technik, zuweilen auch über eine überlegene Religion oder Persönlichkeit« zu verfügen.¹³¹

Im Jahr 1965 war zudem der Insiderbericht Jan Bodo Sperlings zum Stahlwerkprojekt Rourkela in Indien erschienen. Dieser Bericht stand im Gefolge der 1958 publizierten Kritik an Experten der USA, »The Ugly American« von William J. Lederer und Eugene Burdick.¹³² Sperling präsentierte hier einem breiten Publikum den übertriebenen Ordnungssinn, übersteigerte Zwänge zur Organisation, Schulmeisterei, Grobheit und Unduldsamkeit deutscher Techniker gegenüber ihren *Counterparts*.¹³³ Bezeichnungen wie der »hässliche Entwicklungsexperte« machten in Zeitungen die Runde.¹³⁴ Auch betroffene und geschädigte *Counterparts* meldeten sich zu Wort.¹³⁵

Im Zuge dieser Kritik erstellte Hansjörg Elshorst 1969 im Auftrag der Bundesregierung eine Studie zur künftigen Auswahl und Ausbildung von Experten der Entwicklungshilfe. Er kam zu dem Ergebnis, dass vor allem »sozialpsychologische Gründe« wie »kulturelle Verschiedenheiten« zu »Überlegenheitsgefühlen und Vorurteilen« führen würden: Durch einen »normalen Ethnozentrismus« – so Elshorst – gelange man als europäischer Experte ganz automatisch zum »Bewußtsein kultureller Überlegenheit und manchmal sogar zur Verachtung der *Counterparts*«. ¹³⁶ Dabei gingen Elshorst und andere Kritiker des Chauvinismus bzw. Rassismus deutscher Experten freilich selbst von einem Essentialismus »kultureller Unterschiede« aus und lösten sich nicht von rassistischen Denkmodellen, obwohl sie Letzteres ganz ausdrücklich für sich beanspruchten: Experten müssten begreifen, so Elshorst, dass es doch ein »biologischer Kurzschluß« sei, dass »soziale Erscheinungen« – die »Andersartigkeit von Kulturen« – »rassisch« (in einem körperlichen Sinne) begründet seien.¹³⁷ Die Kritik an Experten ging in der Bundesrepublik so weit, dass Entwicklungstheoretiker, wie beispielsweise der Ökonom Klaus Billerbeck, sich dafür aussprachen, »so wenig Experten wie möglich« vor Ort einzusetzen.¹³⁸

Auch Experten aus der DDR waren, trotz dezidiertem Antikolonialismus und Antirassismus, von chauvinistischen bzw. rassistischen Äußerungen nicht ausgenommen. So schrieb Walter W., ein ostdeutscher Wirtschaftsexperte auf Sansibar, im Juli 1966 in sei-

131 Ernst Boesch, in: Protokoll eines Expertengesprächs am 24./25. Mai 1961, Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer, Inhalt und Methodik kurzfristiger Vorbereitungskurse für Fachkräfte, die in Entwicklungsländer gehen. Publikation der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer Dok. 35/61, E 6/61, S. 11, S. 13–15.

132 William J. Lederer/Eugene Burdick, *The Ugly American*, New York 1965.

133 Jan Bodo Sperling, *Die Rourkela-Deutschen. Probleme der Verhaltensweisen deutscher Techniker auf einer Großbaustelle in Indien*, Aachen 1965. Zur Rezeption von Sperlings Studie: Gerd Pflaumer, *Die Krise der personellen Entwicklungshilfe*, in: APuZ, B. 18/76, 1.5.1976, S. 30.

134 Hans Jörg Wald, *Der häßliche Entwicklungsexperte*, in: *Die Zeit*, 9.8.1974, S. 24; *ders.*, *Kritik an Experten ernst nehmen*, in: *Der Auslandskurier* 3/15, 1974, S. 30.

135 Ngampring Roongrojdee, *Erfahrungen einer Thai in der Zusammenarbeit mit deutschen Experten*, in: E+Z 6, 1975, S. 12 f.

136 Auswahl und Vorbereitung der GAWI-Experten und Entwicklungshelfer, Vorlage von Hansjörg Elshorst bei der Regelungskommission für die Auswahl und Vorbereitung der GAWI-Experten und Entwicklungshelfer im BMZ III A 1-T 402253/71, Bonn 17.8.1971 (»Elshorst-Papier«), S. 2 f.; vgl. Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer an das BMZ, 28.6.1971. BArch Koblenz B 213 329.

137 »Elshorst-Papier«, S. 3, ebd.

138 Klaus Billerbeck, *Reform der Entwicklungshilfe auf der Basis der bisherigen Erfahrungen*, Hamburg 1961, S. 61. Billerbeck wurde im März 1964 gemeinsam mit Gerd Brand Institutsleiter des neu gegründeten »Deutschen Instituts für Entwicklungspolitik«.

nem Abschlussreport an das ZK der SED: Er müsse zugeben, dass er es nicht vermocht hätte, bei der Verstaatlichung des Binnenhandels ein gut funktionierendes Netz an Verkaufsstellen aufzubauen. Er hätte alles versucht, um möglichst eng und einfühlsam mit den Afrikanern zusammenzuarbeiten. Ja, er habe sogar selbst Hand angelegt, als es galt, Läden nach dem Muster der HO-Ketten auf Sansibar zu eröffnen. Doch abgesehen davon, dass W. ständig von der korrupten Sansibar-Regierung sabotiert worden sei, seien die Afrikaner – und besonders die »schwarzer Hautfarbe« – nun doch durch die Kolonialherrschaft »zerbrochen«. Sie hätten gänzlich und »irreversibel« gar kein Verantwortungsbewusstsein, kein Streben nach Bildung, keinen Sinn für Sauberkeit und Pünktlichkeit.¹³⁹

Häufig gab es auch negative Berichte über das Verhalten von Experten untereinander: In ostdeutschen Projekten auf Sansibar wurde mehrfach »kleinliches und egoistisches Denken« attestiert, was die »Fortschritte in der gemeinsamen Sache« geradezu verhin-derte.¹⁴⁰ Wenn auch solche Äußerungen der geradezu rituellen Klage über Missstände im Genre der DDR-Behördenprosa geschuldet sind¹⁴¹, so sollte man sie nicht auf bloße Sprachfloskeln reduzieren. Sie sind vielmehr als Eingeständnisse des Scheiterns bei der Durchsetzung solidaritätspolitischer Strategien und von Konflikten zwischen Institutionen und Akteuren vor Ort ernst zu nehmen, wie noch später zu zeigen sein wird.

Auch afrikanische *Counterparts* gerieten häufig in Konflikt mit den Behörden, denen sie unterstanden. Immer wieder stellten Behörden und Ministerien fest, dass die Entwicklungsbeamten nur wenig Erfolge aufzuweisen hätten.¹⁴² Ähnlich wie bei deutschen Experten waren hier Arroganz, Überheblichkeit und Gewalt eine Ursache.¹⁴³ *Counterparts* stammten in der Regel aus der Schicht der staatlichen Bürokratie und wohlhabender Bauern.¹⁴⁴ Sie waren meist schon in der Kolonialzeit in Entwicklungsbehörden tätig, pflegten ihre traditionellen Netzwerke und rekrutierten ihren Nachwuchs aus dem Kreis der Familie und Freunde, ohne Ansehen der Qualifikationen. Im Zuge der Afrikanisierung von Behörden, die als Weg zur Eigenständigkeit aufgefasst wurde, waren *Counterparts* häufig ganz aktive Teilhaber einer *imagined community* und einer »erfundenen Tradition« afrikanischer »Stammesmentalität«.¹⁴⁵ Sie führten ihren sozialen Aufstieg aus der Kolonialzeit fort und repräsentierten – zumindest ihrer Sichtweise nach – das in die Zukunft gewandte »menschliche« Kapital des neuen Staates. Dies erzeugte bei vielen dieser Auf-

139 Vgl. Abschlußbericht über den Einsatz als Berater für Binnenhandel bei der Regierung Zanzibar/Tanzania an das Ministerium für Handel und Versorgung, 1.7.1966, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 965, 966, insb. S. 5 f.; Bericht an das Außenministerium, 5.11.1965, insb. S. 2, 4, Bericht an den Konsul der DDR, 28.11.1965, S. 2 f., SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 957.

140 Expertenbericht über den Einsatz in Sansibar, 5.11.1965, S. 6, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 957.

141 Vgl. Matthias Judt, »Nur für den Dienstgebrauch« – Arbeiten mit Texten einer deutschen Diktatur, in: Alf Lüdtke/Peter Becker (Hrsg.), Akten, Eingaben, Schaufenster: Die DDR und ihre Texte, Berlin 1997, S. 29–38; Ralph Jessen, Diktatorische Herrschaft als kommunikative Praxis. Überlegungen zum Zusammenhang von »Bürokratie« und Sprachnormierung in der DDR-Geschichte, in: ebd., S. 57–75.

142 Vgl. beispielsweise zu Tansania Bernd B. Schaffer, Comparisons, Administration, and Development, in: Political Studies 19, 1971, S. 327–337; Clyde R. Ingle, From Village To State in Tanzania. The Politics of Rural Development, Ithaca etc. 1972, S. 128; Klaus W. von Sperber, Public Administration in Tanzania, München 1970, S. 35.

143 Vgl. Ingle, S. 174.

144 Michaela von Freyhold, Government Staff and Ujamaa Villages, Department of Economics, University of Dar es Salaam, o. J., S. 4 f., zitiert nach: Rolf B. Baldus, Zur operationalen Effizienz der Ujamaa Kooperative Tansanias, Göttingen 1976, S. 105.

145 Vgl. Benedict Anderson, Imagined Communities, New York 1983; Terence Ranger/Eric Hobsbawm (Hrsg.), Invention of Tradition, Cambridge 1992.

steiger einen Habitus, der zwischen Dankbarkeit gegenüber Klientel- und Staatsbeziehungen einerseits sowie Paternalismus gegenüber beispielsweise den angeblich »primitiven« und »rückständigen« Bauern changierte.¹⁴⁶ Nicht von ungefähr wurden Afrikaner, die als *Counterparts* während der 1960er- und 1970er-Jahre arbeiteten, von Historikern als »Entwicklungsfront«¹⁴⁷ bezeichnet. Besonders in ländlichen Gebieten führte ihr häufig paternalistisch-autoritärer Habitus, ihre überaus eifrige Aufgeschlossenheit allem gegenüber, was als »modern« und »fortschrittlich« galt, ihre Rigorosität und ihre tradierte Strukturen abwertende Art zu Widerständen und Unwillen der Bauern; so ist jedenfalls in entsprechenden Protokollen von Bezirksversammlungen zu lesen.¹⁴⁸ *Counterparts* wurden daher oft distanziert als »staff people«, als »wasitafu«, als Vertreter des Staates, bezeichnet.¹⁴⁹ Diese Spannungen führten schließlich auch zu Problemen mit den Behörden, sahen diese doch die Durchsetzung der Entwicklungspläne gefährdet.¹⁵⁰ Deutsche Entwicklungshelfer waren ebenfalls keine bloßen Erfüllungsgehilfen der Entwicklungspolitik: Im Jahr 1965 erwog die Bundesregierung unter Anwendung der sogenannten Hallstein-Doktrin sämtliche Entwicklungsprojekte in Tansania einzustellen, da die dortige Regierung diplomatische Beziehungen mit der DDR aufgenommen hatte. Dies führte zu großen Widerständen unter den in Tansania tätigen Entwicklungshelfern des DED. Immer wieder wurde die massive öffentliche Kritik laut, dass die Bundesregierung die Entwicklungshilfe, ein humanitäres Unterfangen, in unmoralischer Weise als politisches Druckmittel einsetze.¹⁵¹

Auch im alltäglichen Leben empfanden Entwicklungshelfer – so äußerten sie jedenfalls in rückblickenden Berichten – die Vielzahl von Geboten und Verboten der »Mutter DED, die in den Anfangsjahren für alles sorgte« als provozierend; man suchte immer wieder Wege, um sich der Gängelei zu entziehen.¹⁵² Axel von dem Bussche, ein geschäftsführender Direktor des DED, war anscheinend trotz aller Vorkehrungen nicht mit dem Verhalten der Entwicklungshelfer in Tansania zufrieden. Nachdem er 1965 von einer Projektrundreise zurückkehrte, berichtete er dem Verwaltungsrat des DED, man müsse unbedingt Vorkehrungen gegen »moralische Verfehlungen« im Gastland treffen, die besonders in der Großstadt Dar es Salam drohen würden. Es wurde die Arbeitsgemeinschaft zum Thema »Verhalten der Freiwilligen im Gastland« gebildet, die Ratschläge für weitere Gebote und Verbote erarbeitete.¹⁵³

Sehr häufig kam es auch zu Problemen zwischen FDJ, FDGB und Mitgliedern der FDJ-Freundschaftsbrigade, obwohl man bei ihrer Auswahl ganz besonders auf ihre »Kaderfähigkeit« geachtet hatte. Zumindest nach Visitationsberichten waren Klagen über »eigensinniges« Verhalten, Republikflucht, Arbeitsverweigerungen und Konflikte über politische Themen an der Tagesordnung. Solche Äußerungen waren keineswegs nur der rituellen Herausstellung von Unbill und Schwierigkeiten geschuldet, die Aufzeichnun-

146 Zahlreiche Beispiele bei: *Thoden van Velzen*.

147 *Lionel Cliffe/John S. Saul*, *The District Development Front in Tanzania*, Leiden 1970, S. 1.

148 Vgl. *Ingle*, S. 90; *Jannik Boesen/Birgit Störgad Madsen/Tony Moody*, *Ujamaa Socialism from Above*, Uppsala 1977; *Michaele von Freyhold*, *Ujamaa Villages in Tanzania – Analysis of a Social Experiment*, New York etc. 1979; *Scott*, insb. S. 103–146, 223–261.

149 *Thoden van Velzen*.

150 Vgl. beispielsweise zu Tansania *Schaffe; Ingle*, S. 128.

151 *Günther Wöhlk*, Warten auf Koffern – Hallstein-Doktrin in Tansania, in: *Willi Erl/Hans-Dietrich Pallmann* (Hrsg.), *Betrifft: Zusammenarbeit. 25 Jahre Deutscher Entwicklungsdienst*, Berlin 1988, S. 52–56.

152 *Lothar Beblo/Klaus Frahm/Günter Wöhlk*, Bei Allah! Das ist doch eine Ungerechtigkeit! Mitarbeiter erinnern sich, in: *Erl/Pallmann*, S. 45–50, hier: S. 49.

153 Vorlage zu Vertrag und soziale Sicherung für Freiwillige des DED, 10.3.1965, DED-Archiv, Bd. VR 7/64–3/65; Protokoll des Verwaltungsrates, 24.8.1965, DED-Archiv, Bd. Niederschriften VR 1/63–8/67. Vgl. *Hein*, S. 91.

gen von DDR-Behörden prägten.¹⁵⁴ Vielmehr ist zu vermuten, dass sie auf tatsächlich stattgefundene Konflikte zwischen entsendenden Institutionen und Akteuren vor Ort hinweisen. Selbst das Prestigeobjekt der frühen Solidarität der DDR in Afrika, die Mustersiedlung Bambi, die von einer FDJ-Freundschaftsbrigade auf Sansibar Anfang der 1960er-Jahre aufgebaut wurde, war von solchen Schilderungen nicht ausgenommen: »Der Stolz, als Mitglied einer FDJ-Freundschaftsbrigade anzugehören«, sei leider nur wenig entwickelt, ist in einem Bericht des FDGB aus Bambi vom März 1969 zu lesen.¹⁵⁵ Auch eine eigens gebildete Arbeitsgruppe hätte hier keine Abhilfe schaffen können.¹⁵⁶ Man war mehrfach nach Sansibar gereist und hatte festgestellt, dass auch die Beziehungen zu den Verbindungsleuten der Brigade in Berlin »gestört« seien. Immer wieder wurden die Berliner von den Brigademitgliedern als »herzlos, bürokratisch oder unkorrekt« bezeichnet.¹⁵⁷ Auch vor Ort sei »die Atmosphäre ernsthaft gestört«.¹⁵⁸ Die Mitglieder würden sich gegenseitig »Fehler bei der Erziehung von afrikanischen Hilfsarbeitern und schlechte Arbeitsdisziplin« vorwerfen.¹⁵⁹ Immer wieder käme es zu »unsauberen Beziehungen« und in Folge dessen zu »Zerwürfnissen« und »Prügeleien«.¹⁶⁰ Der Leiter der Brigade, Reinhold G., sei bereits aufgrund »moralischer Verfehlungen und schlechter Führungsarbeit« von seiner Aufgabe entbunden worden.¹⁶¹ Das Brigademitglied Anita T. habe »schädigende Kontakte zu reaktionären Kräften Sansibars« gepflegt.¹⁶² Günter K. sei »republikflüchtig«.¹⁶³ Der Berichterstatter fasst zusammen:

»Der Leiter der Brigade Genosse G. besaß nicht die politische und menschliche Führung eines Kollektivs unter den komplizierten Bedingungen, wie sie in Sansibar herrschen. Dadurch wurde in den letzten Monaten das bisher einheitlich und geschlossen aufgetretene Kollektiv der Brigade in seinem Inneren ernsthaft gestört. [...] Es mangelte der Brigade an Vertrauen zueinander und an stringenter politischer Arbeit. Diese Situation wurde verstärkt durch die Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die in den Tropen größer ist als in Europa.«¹⁶⁴

Eine im Sinne des ZK der SED politisch adäquate revolutionäre Aufbauarbeit war – zumindest nach diesem Bericht – bei der Freundschaftsbrigade in Bambi auf Sansibar nicht möglich. Das ist ein bemerkenswerter Befund, handelte es sich hier doch um eine immer wieder als mustergültig bezeichnete Brigade, die als verantwortlich für das gute Ansehen der DDR in Ostafrika galt.

Insgesamt sind die Konflikte zwischen Institutionen und Akteuren vor Ort, ob sie nun Rassismus, kolonialem Paternalismus oder freiheitlicher Kritik an politischen Prämissen geschuldet waren, nicht zuletzt auf die generationellen Hintergründe der Akteure zurückzuführen. So waren Landwirtschaftsexperten aus der Bundesrepublik Deutschland wie

154 Vgl. *Judt; Jessen*.

155 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 5, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

156 Ebd., S. 2.

157 Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, 24.1.1969, S. 13, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

158 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 2, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

159 Ebd.

160 Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, 24.1.1969, S. 12, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

161 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 3 f., SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

162 Gemeint waren Inder, einige Angehörige des sansibarischen Kabinetts und des amerikanischen Konsulats.

163 Bericht über den Aufenthalt der Arbeitsgruppe »Brigaden der Freundschaft« Berlin, 18.3.1969, S. 4, SAPMO-BArch, DY 30 IV A 2/20 961.

164 Ebd., S. 5.

auch der DDR häufig noch in Institutionen des Nationalsozialismus ausgebildet worden und entsprechend sozialisiert.¹⁶⁵ Die Grenzen des Sagbaren in Bezug auf Rassismen waren bei diesen Akteuren anscheinend ausgesprochen weit gesteckt. Entwicklungshelfer und Mitglieder von Solidaritätsbrigaden waren hingegen mit postkolonialen Theorien ebenso wie mit der Kritik am Rassismus der Elterngeneration aufgewachsen. Zu ihrem Habitus – so ließe sich thesenhaft formulieren – gehörten expliziter Antirassismus, Zweifel und Selbstkritik. Diese Annahme wird im Folgenden anhand der Aufzeichnungen der Akteure selbst noch einer ausführlichen Überprüfung unterzogen.

VI. ERFAHRUNGEN, ZWEIFEL UND REFLEXIONEN

Tagebücher und Briefe weisen – ähnlich wie die bereits erwähnten Beschwerden, die die problematische Praxis thematisieren – auf große Zweifel von Entwicklungshelfern an den Prämissen und am Sinn ihrer Tätigkeit hin. Manfred Dassio, von 1967–1969 als Entwicklungshelfer des DED in Togo mit landwirtschaftlichen Projekten beschäftigt, schrieb für eine zur Veröffentlichung bestimmte Berichtssammlung beispielsweise: Häufig sei es ihm nicht gelungen, das »subjektive Bedürfnis und den Bewußtseinsstand der Bevölkerung« zu berücksichtigen. Er müsse daher auf einige »Entwicklungshilferuinen« zurückblicken.¹⁶⁶ Dassios Kollege Malte Koos, 1968 Lehrer an einer technischen Schule in Tansania, ließ drucken, dass ihm die zwei Jahre Entwicklungsarbeit »nicht viel mehr als zwei Jahre verpasste Gelegenheiten« vorkommen.¹⁶⁷ Eine solche Sichtweise findet sich immer wieder in den Ego-Dokumenten von westdeutschen Entwicklungshelfern der Zeit.

Auch Kolonialschuld war immer wieder ein Thema. Der öffentliche westdeutsche Diskurs belegte den deutschen Kolonialismus in Afrika und die in diesem Zusammenhang verübten Verbrechen mit einer Politik des Schweigens.¹⁶⁸ Entwicklungshelfer nutzten allerdings Publikationen, um ihre Auseinandersetzungen mit dem Kolonialismus, bisweilen ihre Kolonialschuld, zur Sprache zu bringen: Koos schrieb beispielsweise, dass er sich »verantwortlich als Europäer« fühle, »einen Ausgleich für die Ausbeutung während der Kolonialzeit zu schaffen«.¹⁶⁹ Sein Kollege Peter B. Szuca, Lehrer an einer Sekundarschule am Viktoriasee, hingegen meinte, man dürfe nicht mit einem falschen Bezug auf die »zweifelloso schlechte deutsche Kolonisierung« die »Entwicklungshilfe mit Almosen« verwechseln. Doch müsse man immer daran denken, dass die Menschen in Tansania »Verletzte« seien, die »wir verletzt haben und zum Teil weiter verletzen«.¹⁷⁰ Es liegt nahe, dass es in solchen Äußerungen implizit auch um eine Bearbeitung deutscher Kollektivschuld der ersten Generation nach dem Holocaust ging.¹⁷¹

165 Dies galt z. B. für die Fachschule Witzenhausen/Hessen. Vgl. *Reinhold Köster*, Die Deutsche Kolonialschule GmbH, Witzenhausen. Rückblick und Ausblick, Januar 1946, Maschinenschriftliches Manuskript, S. 14 f.

166 Dassio, S. 164.

167 Malte Koos, Irgendwie haben wir es doch geschafft, in: *Ries*, S. 145–157, hier: S. 156.

168 Vgl. in diesem Zusammenhang insb. *Maguèye Kassé*, Kulturpolitik als Erinnerungspolitik, in: *Steffi Hobuß/Ulrich Lölke* (Hrsg.), *Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas*, Münster 2007, S. 211–221, hier: S. 218 f. *Janntje Böhlke-Itzen*, *Kolonialschuld und Entschädigung. Der deutsche Völkermord an den Herero 1904–1907*, S. 96 ff.

169 Koos, S. 146.

170 Peter B. Szuca, Tanzania – Land des Ujamaa, in: *Ries*, S. 195–213, hier: S. 198.

171 Vgl. *Norbert Frei*, Deutsche Lernprozesse. NS-Vergangenheit und Generationenfolge seit 1945, in: *Heidemarie Uhl* (Hrsg.), *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*, Wien 2003, S. 87–102.

Aus vielen Bemerkungen spricht auch – so kann man in Anlehnung an Georg Simmels »Exkurs über den Fremden« sagen – die Einheit der »Beweglichkeit« sozialer und kultureller »Erfahrungen« einerseits mit der »Fixiertheit« auf die eigene Kultur andererseits.¹⁷² Kurzum wurde immer wieder das »Nicht-Entrinnen-Können« aus der eigenen Kultur beschrieben, das letztendlich jeglichen Kontakt zu den Indigenen fraglich mache. Rainer Leskien, als Schlosser mit einer Freundschaftsbrigade der FDJ 1978 in Luanda tätig, schrieb in sein Tagebuch:

»Hoch thronen wir auf den Sitzbänken unseres Lastwagens, der sich langsam durch die unbefestigten, aschroten Gassen [in den Musseques, den Slums von Luanda] drängt. Ich möchte alles sehen, und möchte mich vor Scham verkriechen. Wir besichtigen das Elend. Die Hellhäutigen gehen mit Distanz unter das Volk. Die Jungen neben mir übertreffen sich im Eifer, alles zu fotografieren. [...] Das mit Ausschlag übersäte Kind auf dem Arm seiner flott gekleideten Mutter, die uns mit einer obszönen Geste lockt. Eine zur Straße hin offene Schneiderwerkstatt, in der verdreckte Kinder spielen, deren Blöße kaum bedeckt ist. Die altersschiefe LehmKate, vor der ein Soldat sitzt, das amerikanische Schnellfeuergewehr auf den Knien. [...] Die Erwachsenen lächeln in die Kameras – müde und unverbindlich, sich die Fliegen von Hals und Kopf vertreibend. [...] Es ist schlimm. Beides. Die Hütten aus Blechabfällen und Lehm, der Gestank und die Fotografen auf dem [...] Laster Made in GDR. [...] Die Wonnen und die Traurigkeit der Welt-Anschauung an sich selbst erfahren – Denken in politischen Kategorien ohne Longe, in sinnlicher Berührung mit dieser Welt muß trainiert werden. Wir sind in der ersten Runde. Bisher haben die Jungen vor allem in Schwerin, Halle oder Gera geübt, in klimatisierten Räumen gewissermaßen, jetzt werden die Dimensionen ein wenig größer und niemand ist da, der sagt, das ist gut und das ist böse. Die Kontraste scheinen unvereinbar.«¹⁷³

Die Präsentationen und Wahrnehmungen des »Anderen« und »Exotisierten« – um in diesem Zusammenhang treffende Ansätze von Stuart Hall und James Clifford aufzugreifen¹⁷⁴ – sind bei näherer Betrachtung der Aufzeichnungen von Praktikern der Hilfe in Afrika ausgesprochen vielschichtig und widersprüchlich. Zentral ist hier auch die Debatte über Zweischneidigkeiten bei der Wahrnehmung indigener Verhältnisse. So konnte es vorkommen, dass Entwicklungshelfer über die »Zerstörung des alten Afrika« klagten und sich dabei gleichzeitig, wie Peter B. Szuca bei einem Ausflug an den Viktoriasee, beim Tanzen und Trommeln der Afrikaner bei »herrlichen und erschrecklichen Gefühlen« er-tappen.¹⁷⁵ »Aber wehe«, so Szuca weiter, »wenn nur das kleinste bißchen dieser »exotischen Welt« es sich erlauben sollte, anders als exotisch zu sein und nur ganz gewöhnlich! Wehe, wenn diese Menschen von uns ein ganz gewöhnliches Engagement verlangen sollten, gar nicht exotisch, auch nicht unsere große Nächstenliebe erwarten sollten, sondern nur schlichte und gar nicht exotische Gleichheit und Gleichbehandlung; wehe, wenn diese exotische Welt je »gewöhnlich« werden sollte!«¹⁷⁶

Bei einer Durchsicht von publizierten Berichten west- und ostdeutscher Experten und Entwicklungshelfer vor Ort fällt insgesamt für die 1960er- bis 1970er-Jahre auf: Sie sind voller Fragen, Kritik und Selbstzweifel. Vor welchem Hintergrund solche Texte auch immer verfasst sind, dokumentieren sie deutlich, dass ihre Autoren nicht als unreflektierte Erfüllungsgehilfen staatlicher Politik angesehen werden können.

172 Vgl. Georg Simmel, Exkurs über den Fremden [1908], in: *ders.*, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt/Main 1992, S. 764–771.

173 Leskien, Fremde, S. 278.

174 James Clifford, The Predicament of Culture. Twentieth Century Ethnography, Literature, and Art, Cambridge/Mass. 1988, S. 5 f. Stuart Hall, The Spectacle of the »Other«, in: Stuart Hall (Hrsg.), Representation. Cultural Representations and Signifying Practices, London 1997, S. 223–290.

175 Szuca, S. 208 f.

176 Ebd., S. 209.

Allerdings sollte man Äußerungen zu Zweifeln und persönlichem Scheitern nicht ohne weiteres als Ausdruck »authentischer« Einstellungen und Gefühle ansehen. Vermutlich wurde hier auch unter dem Eindruck der in den 1960er-Jahren durchaus weit verbreiteten postkolonialen Kritiker geschrieben. Die Lektüre von Frantz Fanon, Léopold Sédar Senghor oder Aimé Césaire war in Ost und West an der Tagesordnung.¹⁷⁷ Die Zeichen der Zeit verlangten, solche Kritiker zur Kenntnis und ernst zu nehmen. Es erschien mittlerweile weitgehend undenkbar, Berichte vom eigenen Aufenthalt zu veröffentlichen, ohne darin Selbstkritik zu üben und Zweifel zu äußern.¹⁷⁸ Möglich ist auch, dass intensive Selbstbezüglichungen absichtsvolle Inszenierungen waren. Pascal Bruckner sprach in diesem Zusammenhang vom »Schluchzen des weißen Mannes«, womit er ein Amalgam aus Selbstmitleid und Beherrschungsstrategien umschrieb, das nicht zuletzt apodiktische Entscheidungen der Entwicklungshilfe rechtfertigen half und somit in der Tradition autoritär-kolonialer Diskurse stand.¹⁷⁹

VII. AFRIKANISCHE PERSPEKTIVEN

Eine Geschichte von Deutschen in der Entwicklungshilfe und Solidarität wäre unvollständig, fragte man nicht zumindest ansatzweise nach deren Wahrnehmung und Einschätzung in Afrika. Wenngleich in diesem Aufsatz themenbedingt keine ausführliche Debatte hierzu geleistet werden kann, so ist zumindest die Arena abzustecken, in der Historiker afrikanische Perspektiven zur Thematik fassen können. Hier ist zunächst die Ebene der Entwicklungsinstitutionen, Ministerien und Behörden zu untersuchen.

Minister oder Entwicklungsbeamte auf Sansibar, in Tansania, Togo oder Kamerun lobten deutsche Entwicklungshelfer bzw. Brigademitglieder häufig für ihren Enthusiasmus und ihr Engagement.¹⁸⁰ Anders als Mitglieder der amerikanischen *Peace Corps*, die nur »das Abenteuer«, ihr Vergnügen und ihre Freiheiten im Sinn hätten sowie sich den Gepflogenheiten vor Ort nicht anzupassen verstünden¹⁸¹, seien deutsche Jugendliche – so liest man immer wieder – ernsthaft engagiert und mit viel Geschick um ihren Beitrag zur Entwicklung des Landes bemüht.¹⁸² Solche Äußerungen, die sich oft auch gegen Entwicklungshelfer der ehemaligen Kolonialmacht richteten, sind freilich auch vor dem Hintergrund einer dezidierten Distanz von (neo-)kolonialen Strukturen zu sehen, als deren Stütze bisweilen die USA angesehen wurde. Es liegt nahe, dass die deutschen Staaten mit

177 Vgl. *Frantz Fanon*, *Die Verdammten dieser Erde*, Frankfurt/Main 1966 [1961]; *Léopold Sédar Senghor*, *Négritude und Humanismus*, Düsseldorf 1967 [1964]; *Aimé Césaire*, *Diskurs über den Kolonialismus*, Berlin 1968 [1950].

178 Vgl. *Paul Michael Lützeler*, *Der postkoloniale Blick. Deutschsprachige Autoren berichten aus der Dritten Welt*, Frankfurt/Main 1996, S. 222–237.

179 Vgl. *Pascal Bruckner*, *Das Schluchzen des weißen Mannes. Europa und die Dritte Welt: Eine Polemik*, Berlin 1984.

180 Vgl. entsprechende Gutachten und Briefe für Sansibar und Tansania, SAPMO-BArch DY 30 IV A 2/20 961, ZK der SED, Internationale Verbindungen; Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, S. 10, PAAA, Auslandsvertretung Dar es Salam, Tansania 8209, DED 1965–69.

181 Zur bisweilen massiven Kritik an Angehörigen der amerikanischen *Peace Corps*: *Robert B. Textor*, *Conclusion, Problems, and Prospects*, in: *Robert M. Textor*, *Cultural Frontiers of the Peace Corps*, Cambridge/Mass. etc. 1966, S. 299–344; *Julius A. Amin*, *The Peace Corps in Cameroon*, Kent/Oh. etc. 1992, S. 159–174; *Hoffmann*, S. 217–250.

182 Vgl. entsprechende Gutachten und Briefe für Sansibar und Tansania in: ZK der SED, Internationale Verbindungen, SAPMO-BArch DY 30 IV A 2/20 961; Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der FDJ auf Sansibar, S. 10, PAAA, Auslandsvertretung Dar es Salam, Tansania 8209, DED 1965–68.

ihrer lang zurückliegenden Kolonialvergangenheit gelegen kamen, um durch Zustimmung und Lob zu ihren Entwicklungshelfern Aktivitäten aus den USA, Großbritannien oder Frankreich mehr oder minder explizit zu diskreditieren. Wie auch immer solche Äußerungen im Einzelnen zu bewerten sind, es ist festzuhalten: Es wurde in den 1960er- und 1970er-Jahren kaum Kritik an jungen Deutschen in der Entwicklungshilfe und Solidarität geübt.

Bei den Experten war dem allerdings ganz und gar nicht so. Hier wurde kein Blatt vor den Mund genommen. Der in der Einleitung dieses Aufsatzes erwähnte Hans-Joachim Heinz wurde unter öffentlichen Vorwürfen des Rassismus und der Ausbeutung ethnischer Minderheiten von der Regierung Botswanas des Landes verwiesen und zur *persona ingrata* erklärt.¹⁸³ Den westdeutschen Experten Siegfried S., der – wie gezeigt – wegen seines »diskriminierenden, rassistischen Verhaltens« gegenüber den afrikanischen *Counterparts*¹⁸⁴ und seiner »Reden im Hitlerstil« aufgefallen war¹⁸⁵, verwies die Regierung von Kamerun des Landes. Das Außenministerium von Kamerun erklärte zudem gegenüber der deutschen Botschaft in Jaunde, dass man künftig *solche* Experten nicht gebrauchen könnte.¹⁸⁶ Das ebenfalls beschriebene Projekt des Wirtschaftsexperten Walter W. auf Sansibar wurde nicht verlängert. Unter dem Vorwurf, der Experte hätte es an fachlichen wie menschlichen Qualifikationen mangeln lassen, bestand die Regierung von Sansibar darauf, dass W. nicht auf seinen Posten zurückkehre.¹⁸⁷ Solche Maßnahmen waren keine Einzelfälle und sprechen für sich. Anfang der 1970er-Jahre konstatierten Mitarbeiter des BMZ überdies eine »allgemeine Expertenmüdigkeit« in den Entwicklungsländern, besonders in Afrika südlich der Sahara.¹⁸⁸

Immer wieder äußerten sich auch entwicklungspolitisch versierte Vertreter aus Afrika ausgesprochen kritisch zu Experten. Beispielsweise ist vom Togoer Volkswirtschaftler Samuel Kodjo 1972 im *Auslandskurier*, der Zeitschrift bundesdeutscher Experten, unter der Überschrift »Wenn der weiße Mann alles weiß« zu lesen: Allein schon aufgrund ihrer »institutionellen, finanziell und technisch bedingten Machtposition« würden Europäer oder Amerikaner ihre afrikanischen *Counterparts* immer als »Untertanen« ansehen. Die Afrikaner würden ständig nur als »Objekte gemäßregelt«. Auch sei bei europäischen Experten und besonders deutschen ein »Rassenbewußtsein nahezu institutionalisiert«.¹⁸⁹ Sie würden in allen ihren Handlungen – bewusst oder unbewusst – von der »Rassenüberlegenheit der Weißen« ausgehen. Daraus entstehe die »wohlbekannte Überheblichkeit des weißen Mannes«. Diese »Überheblichkeit« wiederum drücke aus, dass »der weiße Mann« alles wisse und »alle Rezepte für die Lösung sämtlicher Probleme für die Entwicklungsländer parat« habe, »während die Eingeborenen des Gastlandes Ignoranten« seien und »in

183 Johannesburg Sunday Times, 21.9.1975, S. 1.

184 Fernschreiben der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

185 Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 16.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

186 Fernschreiben der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, Bericht der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969, PAAA, B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969.

187 Abschlußbericht über den Einsatz als Berater für Binnenhandel bei der Regierung Zanzibar/Tanzania an das Ministerium für Handel und Versorgung, 1.7.1966, SAPMO-BArch DY 30 IV A 2/20 965, 966.

188 Bericht über die Fachkräfte der Technischen Hilfe an das BMZ von Referat III B 4-T 4100–28/71, 24.5.1971, BArch Koblenz B 213 5483 Fachkräfte der technischen Hilfe 1971.

189 Samuel Kodjo, Wenn der weiße Mann alles weiß. Außenseiter und Hauptakteur. Deutsche Entwicklungsexperten in der Sicht der Entwicklungsländer, in: *Auslandskurier* 13, 5, 1972, S. 19 f., hier: S. 20.

dieser Eigenschaft unfähig [...], irgendeinen Beitrag in Entwicklungsangelegenheiten zu bieten«.¹⁹⁰

Alexandre Kum'a N'dumbe III., ein Kameruner Prinz und Politikwissenschaftler, führte wiederum die Probleme zwischen Entwicklungsexperten und Afrikanern auf die aus dem Kolonialismus nachwirkenden Spannungen und das daraus gestörte Vertrauensverhältnis zurück. Er schrieb:

»Der Weiße sagt zu dir: »Ich liebe die Schwarzen«, er meint damit, er sei nicht so wie die anderen. Er will deine Zähne sehen, deine schönen weißen Zähne, dein Lächeln. Er will dein Vertrauen gewinnen. Er will nicht, daß du ihn verdächtigst. Nur, er ist trotz allem ein Weißer. Seine Haut entspricht einem System. Weil er weiß ist, sagt er dir, daß er dich liebt. Er fragt dich nicht, ob auch du ihn liebst. Der Weiße sagt dir, daß er dich liebt, weil er Furcht hat, schreckliche Furcht vor deinem Haß. Er weiß, daß du tausendfachen Grund hast, ihn nicht zu lieben. Daher fragt er dich nie: »Liebst du mich?«¹⁹¹

Kodjos und Kum'a N'dumbes Texte sind ganz exemplarisch für zahlreiche ähnliche Kommentare dieser Zeit. Sie zeigen, dass auch Perspektiven auf die Entwicklungshilfe und Solidarität und ihre deutschen Akteure, deren Autoren sich als afrikanisch, als indigen, sahen, von ganz ähnlich rassistischen Essentialismen ausgingen, wie sie in deutschen Texten vorkommen konnten. Vor dem Hintergrund der Afrikanisierungskampagnen in Staaten wie Togo, Kamerun und Tansania ist das nicht überraschend. Nach der Dekolonisierung gingen die Regierungen dort jeweils davon aus, dass man nicht lange die Macht behalten würde, wenn es nicht gelänge, eine »eigene« Administration zu errichten, was bedeutete, Ministerien und Behörden mit »eigenen Leuten« zu besetzen. Hiermit waren wiederum Afrikaner gemeint, die nach essentialistischen Kategorien von Nicht-Afrikanern geschieden wurden, wie familiäre, kulturelle Zugehörigkeit und Hautfarbe.¹⁹²

Wenn man die Entwicklungshilfe und Solidarität als zwischen Deutschen und Afrikanern »verflochtene« Geschichte versteht, zeigt sich hier ein ganz zentrales Dilemma: Knotenpunkt dieser Verflechtung war das Unvermögen oder der Unwillen, Essentialismen, wie das Bestehen auf kulturellen, politischen oder körperlichen Unterschieden als Quasi-Gewissheiten, abzulegen.

VIII. SCHLUSS

Zusammenfassend ist hervorzuheben: Über die deutsche Entwicklungshilfe und Solidarität für Afrika in den 1960er- und 1970er-Jahren zu schreiben, bedeutet mehr als deutsch-deutschen Konkurrenzen, Machtasymmetrien oder Mechanismen der ungebrochen arbeitenden »Entwicklungsmaschine« nachzugehen.

Wenn man die jeweils beteiligten Akteure als handelnde Subjekte ernst nimmt, dann zeigt sich: Praktikern vor Ort wurde von Seiten der deutschen und afrikanischen Regierungen und Vertretern ihrer Entwicklungs- und Solidaritätsinstitutionen eine überaus große Bedeutung beigemessen. Sie wurden sorgsam ausgewählt, ausgebildet und immer wieder »im Feld« ihrer Tätigkeit bewertet.

Wenngleich die entwicklungspolitischen Konzepte ganz dezidiert als postkolonialistisch und damit nicht-rassistisch verstanden wurden, stand das Wissen, mit dem Deutsche in den 1960er- und 1970er-Jahren vor ihrer Entsendung in »schwarzafrikanische« Entwicklungsprojekte ausgestattet wurden, in unmittelbarer Tradition des Kolonialismus und

¹⁹⁰ Ebd.

¹⁹¹ *Alexandre Kum'a N'dumbe III.*, Die Flucht des jungen Matlala [1976], in: *Erkundungen*. 27 afrikanische Erzähler, Berlin (Ost) 1978, S. 104–118, hier: S. 110.

¹⁹² Zur Afrikanisierung Tansanias beispielsweise: *Eckert*, S. 231–242.

bisweilen auch des Nationalsozialismus. Landeskunden, Schriften zur Tropenhygiene, Verhaltensanweisungen gegenüber *den* Afrikanern sowie Erörterungen über die kulturelle Andersartigkeit sowie deren hemmende Wirkung auf das Gelingen der Entwicklung, changierten zwischen mehr oder weniger deutlichen physischen, psychischen, kulturellen und sozialen Rassismen. Auch unter der Chiffre der Zusammenarbeit wurde die Überlegenheit des eigenen »Wesens« und Entwicklungsweges hervorgehoben.

Dieses Wissen wurde allerdings nicht unbedingt vor Ort umgesetzt. Ähnlich verhielt es sich mit entwicklungspolitischen Leitlinien und Konzepten. Ganz im Gegenteil gab es sehr häufig Differenzen und Konflikte zwischen Regierungen, Institutionen und Akteuren vor Ort. Ganz zentrale Reibungspunkte waren die Gewalttätigkeit, der blanke Chauvinismus und Rassismus mancher Experten – Verhaltensweisen, die unbenommen des konzeptionellen Wandels der Entwicklungspraktiken vom physischen zum kulturell-gesellschaftlichen »Othering«, der kontinuierlichen Herausstellung von »Andersartigkeit«, auf körperliche Rassismen rekurrierten. Gewalt, Arroganz und ein paternalistischer Habitus afrikanischer *Counterparts* boten auch Konfliktstoff mit den Institutionen und Entwicklungsplanern in Togo, Kamerun oder Tansania.

Deutsche Entwicklungshelfer und Mitglieder von Solidaritätsbrigaden verhielten sich aber auch kritisch zur Entwicklungspolitik ihrer jeweiligen Regierung und – in den Augen ihrer Tutoren – nicht ausreichend diszipliniert, sondern häufig unmoralisch und unkollegial. Aufzeichnungen in Berichten weisen zudem darauf hin, dass einzelne Praktiker grundlegende Zweifel am Sinn ihrer Tätigkeit hegten, Selbstkritik übten und sich ein ständiges Scheitern attestierten. Die Behörden der afrikanischen Empfängerstaaten sahen dieses Versagen auf Seiten der Entwicklungshelfer und Brigademitglieder allem Anschein nach nicht. Es fielen kaum kritische Äußerungen, während »weiße« Entwicklungsexperten – nicht zuletzt aufgrund ihrer häufigen rassistischen Ausfälle – immer wieder äußerst kritisch gesehen wurden.

Sieht man die Geschichte von Entwicklungshilfe und Solidarität im Zeitraum 1955–1975 als zwischen Deutschen und Afrikanern verflochtene, gemeinsame Sache an, und will man sie in die Geschichte der Dekolonisierung einordnen, so ist festzuhalten: Trotz aller Reflexionen und Vielschichtigkeiten war das Phänomen »in Afrika helfen« stark von kolonialen Erfahrungen, von physischen, kulturellen und gesellschaftlichen Vorbehalten und Rassismen geprägt. Die Utopien des Fortschritts und der Entwicklung brauchten anscheinend gerade in den Versuchen ihrer Umsetzung Strukturen der Abgrenzung und Herabsetzung. Die Akteure aus der Bundesrepublik, der DDR, Tansania/Sansibar, Togo oder Kamerun demonstrierten letztendlich doch immer wieder einen Glauben an die Wohltätigkeit der Hilfe in Afrika. Bei aller (Selbst-)Kritik und allen Zweifeln klangen häufig Bekenntnisse zu Kunstdünger, Mähdreschern, Röntgenmaschinen oder Rechenschiebern durch. Zur Entwicklung und »Selbsthilfe« müsse erzogen werden, so liest man öfters. Damit zeigt die Perspektive dieses Aufsatzes auf die deutschen Akteure von Entwicklungshilfe und Solidarität in Afrika und deren Einschätzungen von afrikanischer Seite: Die miteinander verflochtenen deutsch-afrikanischen Reflexionen, Erfahrungen und Aushandlungen von tagtäglichen Entwicklungspraktiken trafen sich trotz aller kritischen Unstimmigkeit über die Art und Weise der Umsetzung in der gemeinsamen Vision einer zielgerichteten, fortschreitenden Entwicklung Afrikas zu Wohlstand und Fortschritt nach europäischem Maßstab.

Corinna R. Unger

Rourkela, ein ›Stahlwerk im Dschungel‹

Industrialisierung, Modernisierung und Entwicklungshilfe im Kontext von Dekolonisation und Kaltem Krieg (1950–1970)*

Die Länder der Dritten Welt wurden nach dem Zweiten Weltkrieg zu einflussreichen neuen Spielern in der internationalen Arena und prägten die Weltpolitik unerwartet intensiv – unerwartet deshalb, weil die ehemals peripheren Regionen erst mit der Dekolonisation und dem Erlangen der Unabhängigkeit als eigenständige Akteure wahrgenommen wurden. Ihre neue Prominenz verdankten die asiatischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Staaten nicht zuletzt dem Kalten Krieg, denn als ›blockfreie‹ Nationen zwischen Ost und West unterliefen sie die ideologischen und strategischen Grundannahmen des Systemkonflikts und forderten seine dichotome Anlage heraus. Umso mehr bemühten sich Vertreter beider Blöcke darum, die ungebundenen Staaten auf ihre Seite zu ziehen oder sie wenigstens davon abzuhalten, dem gegnerischen Lager beizutreten. Dazu bedurfte es einiger Anreize, und der größte Anreiz für die von vielfältigen ökonomischen, politischen und sozialen Problemen geplagten neuen Nationen war das Versprechen, ihnen zu helfen, innerhalb kurzer Zeit wohlhabend und modern zu werden. So schlug sich der Systemwettbewerb zwischen West und Ost auch und besonders auf die Dritte Welt nieder: Beide Seiten versuchten, die sogenannten Entwicklungsländer davon zu überzeugen, dass das eigene, kapitalistische bzw. sozialistische Modernisierungsparadigma dem konkurrierenden Modell überlegen sei.¹

Der westliche Modernisierungsansatz, der in den Fünfzigerjahren von Walt W. Rostow und anderen amerikanischen Sozialwissenschaftlern theoretisch untermauert wurde, besagte, dass jene Länder, die sich unterhalb eines bestimmten Entwicklungsniveaus befanden, mit finanzieller und technischer Hilfe des Westens über jene Schwelle gehoben werden müssten, die sie von den bereits modernen Staaten trennte. Von dort aus würden sie sich, wenn sie erst einmal die Phase des ›self-sustained growth‹ erreicht hätten, zu demokratisch-marktwirtschaftlichen Nationalstaaten weiterentwickeln.² Mit dieser optimistischen Vision war die Annahme verbunden, dass die Dramatik des sozialen und wirtschaftlichen Umbruchs, die viele agrarische Gesellschaften erlebten, die sich zu industrialisieren und urbanisieren begannen, mit Hilfe ausländischer Investitionen und technolo-

* Ich danke den TeilnehmerInnen des Workshops »Dekolonisation: Prozesse und Verflechtungen«, der im Februar 2007 in Bonn stattfand, für hilfreiche Kommentare und Anregungen. Kim Ch. Priemel war so freundlich, seine Kenntnisse über Stahlwerke mit mir zu teilen und einen Entwurf dieses Artikels zu lesen; ihm und den Redaktionsmitgliedern des Archivs für Sozialgeschichte herzlichen Dank für ihre Mühe und ihre wertvollen Hinweise.

1 Vgl. *Odd Arne Westad*, *The Global Cold War. Third World Interventions and the Making of Our Times*, New York 2005, S. 4 f.; *Roger E. Kanet*, Die sowjetische Unterstützung nationaler Befreiungskriege, in: *Mittelweg* 36, 2005, H. 1, S. 22–42. Aus zeitgenössischer Perspektive vgl. u. a. *Alec Nove*, *The Soviet Model and Under-Developed Countries*, in: *International Affairs* 37, 1961, H. 1, S. 29–38. Mit Blick auf Südasien vgl. *Marcel Bearth*, *Weizen, Waffen und Kredite für den Indischen Subkontinent. Die amerikanische Südasienpolitik unter Präsident Johnson im Dilemma zwischen Indien und Pakistan, 1963–1969*, Stuttgart 1990, S. 6–28. Begriffe wie ›Entwicklungsländer‹, ›Dritte Welt‹ usw. werden, obwohl sie dem zeitgenössischen Kontext entstammen und entsprechend politisch und ideologisch konnotiert sind, im Folgenden aus Gründen der besseren Lesbarkeit nicht gesondert gekennzeichnet.

2 Vgl. dazu auch den Beitrag von *Sönke Kunkel* in diesem Band.

gischer Unterstützung gelindert werden müsse. Nur so lasse sich die Unzufriedenheit der betroffenen Bevölkerungen über die schlechten Lebensbedingungen und die ungerechte Besitzverteilung befrieden und verhindern, dass sie – von Moskau angestachelt – sozialistische Revolten initiierten. Hinter diesem Denken stand die Domino-Theorie, der zufolge eine komplette Region an den Ostblock fallen werde, wenn auch nur eines der betreffenden Länder kommunistisch würde. Dieser Gefahr begegnete die Modernisierungstheorie mit dem Versprechen, den westlich-demokratischen Einflussbereich mit friedlichen, konstruktiven Mitteln zu sichern, wenn nicht gar zu erweitern.³

Dem westlich-amerikanischen Modernisierungskonzept zugrunde lagen die Dichotomie von Tradition und Moderne, der Glaube an einen linearen Geschichtsverlauf sowie die Überzeugung, dass die westlichen Industrienationen den traditionellen Gesellschaften kulturell und politisch überlegen seien.⁴ Diese Annahme fußte auf der Gleichsetzung ›des Westens‹ mit ›der Moderne‹. Daraus wiederum ergab sich eine Einteilung der Welt in unterschiedlich weit entwickelte politische, ideologische und kulturelle Lager; hier hatte das Konstrukt der Dritten Welt eine seiner Wurzeln.⁵

Im Kontext der Dekolonisation und des Kalten Krieges wurde es zum überragenden Ziel des Westens, zu verhindern, dass in der Dritten Welt ein Machtvakuum entstand, das der Osten zu seinen Gunsten nutzen könnte. Insofern stellte die postkoloniale Modernisierungspolitik der Westmächte eine Form von Ordnungspolitik dar. Ordnungspolitik verstehe ich hier als Komplex jener entwicklungspolitischen Maßnahmen, deren Ziel es war, den Dritte-Welt-Ländern spezifische sozioökonomische Gesellschaftssysteme zu vermitteln, die Etablierung planwirtschaftlicher Systeme zu verhindern, die Entwicklungsländer in die Weltwirtschaft einzubinden, um von ihren Ressourcen und Märkten zu profitieren und den eigenen Hegemonialanspruch durchzusetzen.

Wollte der Westen seine Ziele realisieren, musste er den Ländern der Dritten Welt helfen, ihre angenommenen oder realen Entwicklungsrückstände aufzuholen, und dazu seine

3 Vgl. *Walt W. Rostow*, *The Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto*, Cambridge/MA 1960. Vgl. dazu *Mark H. Haefele*, *Walt Rostow's Stages of Economic Growth. Ideas and Actions*, in: *David C. Engerman* u. a. (Hrsg.), *Staging Growth. Modernization, Development, and the Global Cold War*, Amherst 2003, S. 81–103. Vgl. auch *Westad*, S. 32–38; *Nick Cullather*, *Modernization Theory*, in: *Michael J. Hogan/Thomas G. Paterson* (Hrsg.), *Explaining the History of American Foreign Relations*, 2. Aufl., New York 2004, S. 212–220; *Bearth*, S. 148 f. Zur Dominotheorie vgl. *Westad*, S. 119; *Frank Ninkovich*, *Modernity and Power. A History of the Domino Theory in the Twentieth Century*, Chicago 1994. Vgl. auch *Marc Frey*, *Indoktrination, Entwicklungspolitik und »State Building«*. Die Vereinigten Staaten in Südostasien 1945–1961, in: *Boris Barth/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005, S. 335–362. Ich spreche vereinfachend von ›der‹ Modernisierungstheorie, obwohl eine Vielzahl modernisierungstheoretischer Konzepte existierte.

4 Vgl. *Michael E. Latham*, *Modernization*, in: *Theodore M. Porter/Dorothy Ross* (Hrsg.), *The Modern Social Sciences*, Cambridge 2003, S. 721–734, hier: S. 723.

5 Zum Konstrukt des Westens vgl. *Michael Hochgeschwender*, *Was ist der Westen? Zur Ideengeschichte eines politischen Konstrukts*, in: *Historisch-Politische Mitteilungen* 11, 2004, S. 1–30. Zur Unterteilung der Welt in drei Lager vgl. *Carl E. Plutsch*, *The Three Worlds, or the Division of Social Scientific Labor, circa 1950–1975*, in: *Comparative Studies in Society and History* 23, 1981, H. 4, S. 568–578. Zur Temporalisierung des Raumes vgl. *Sebastian Conrad*, *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan, 1945–1960*, Göttingen 1999, S. 308 ff.; *James Ferguson*, *Decomposing Modernity. History and Hierarchy after Development*, in: *Ania Loomba* u. a. (Hrsg.), *Postcolonial Studies and Beyond*, Durham etc. 2005, S. 166–181, hier: S. 167 f. Zur analytischen und politischen Problematik des Umgangs mit den Konzepten ›Moderne‹, ›Modernität‹ und ›Modernisierung‹ vgl. *Frederick Cooper*, *Modernity*, in: *ders.*, *Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History*, Berkeley etc. 2005, S. 113–149.

technische und finanzielle Hilfe ausweiten; dass davon auch die Geberländer profitieren würden, war unbestritten. Entsprechend gewann die internationale Entwicklungspolitik in den Fünfzigerjahren kontinuierlich an Bedeutung. Das galt auch für die westdeutsche Entwicklungshilfe. Zwar hatte die Bundesregierung bereits seit 1952 entsprechende Mittel zur Verfügung gestellt, doch sie begann erst in der zweiten Hälfte der Fünfzigerjahre, ihre entwicklungspolitischen Aktivitäten zu systematisieren. Die Gründung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) 1961 unter Walter Scheel stellte den Versuch dar, die bis dahin zerstreuten Kompetenzen zu konzentrieren und der westdeutschen Entwicklungshilfe – auch gegenüber den westlichen Verbündeten – mehr Gewicht zu verleihen. Allerdings blieben die Kompetenzen des BMZ anfangs begrenzt, da das Auswärtige Amt und das Bundeswirtschaftsministerium (BMW) ihren Anspruch auf die Gestaltung der Entwicklungshilfe nicht so schnell aufzugeben bereit waren und privatwirtschaftliche, strategische und prestigepolitische Interessen die westdeutsche Entwicklungspolitik in weitem Umfang mitbestimmten.⁶

Kaum ein Unternehmen lässt das Zusammenspiel bzw. die Gegensätze der an der Entwicklungspolitik beteiligten Interessen so sichtbar werden wie das mit westdeutschen Mitteln finanzierte Stahlwerk Rourkela in Indien. Rourkela galt als Aushängeschild der westdeutschen Exportwirtschaft und als Renommierprojekt der vom sogenannten Wirtschaftswunder erfassten Bundesrepublik. Gleichzeitig bot das Stahlwerk der Bundesregierung die Gelegenheit, sich in der internationalen Arena zu profilieren, indem sie die Gewährung von Bundesbürgschaften und Krediten, die Ausbildung indischer Arbeitskräfte und den Bau von Modellsiedlungen als Teil einer philanthropischen Entwicklungshilfe präsentierte. Auf diese Weise wollte sie vor allem ihren Alleinvertretungsanspruch gegenüber der DDR festigen. Doch die modernisierungspolitische Zuversicht, mit der viele der beteiligten Bürokraten und Experten Rourkela begegneten, geriet bald mit den Realitäten postkolonialer Entwicklungspolitik unter den Bedingungen des Kalten Krieges in Konflikt. In Reaktion auf die vielfältigen Probleme, die sich in und aus Rourkela ergaben, setzte Mitte der Sechzigerjahre ein Wandel in der westdeutschen Entwicklungspolitik ein, in dessen Zuge sich die Kompetenzen der beteiligten Instanzen zugunsten des BMZ verschoben.

Neben dem Einblick, den Rourkela in die Modernisierungs- und Entwicklungsstrategien der Bundesrepublik für Indien gewährt, bietet das Stahlwerksprojekt auch einen Zugang zu den Ansätzen, die in Indien selbst formuliert wurden – teils in Übereinstimmung mit den westlichen Konzepten, teils in Konkurrenz zu ihnen – und im Laufe der Fünfziger- und Sechzigerjahre mehrere Neuausrichtungen erlebten. Sie zeugen von der Komplexität des Dekolonisationsprozesses bzw. der postkolonialen Orientierungsversuche der Entwicklungsländer, die von den häufig ganz unterschiedlichen Interessen, Zielen und Methoden der beteiligten Parteien (indigene Eliten, Parteien und Behörden, ausländische Politiker und Experten, internationale Organisationen) geprägt waren und daher nur selten konsensual oder gar linear verliefen.⁷

6 Vgl. Manfred Glagow/Wilfried Gotsch/Andreas Stucke (Hrsg.), Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ). Entstehungszusammenhang, Personalpolitik, Steuerungsfähigkeit, Pfaffenweiler 1989; Bastian Hein, Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974, München 2005, Kapitel 1.

7 Vgl. Frederick Cooper/Randall Packard, Introduction, in: dies. (Hrsg.), International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge, Berkeley 1997, S. 1–41, hier: S. 4. Mit Bezug auf Indien vgl. Akhil Gupta, Agrarian Populism in the Development of a Modern Nation (India), in: ebd., S. 320–344, hier: S. 340.

I. INDIEN ALS AUSTRAGUNGSORT DES OST-WEST-KONFLIKTS

Indien, das 1947 nach Jahrhunderten britischer Herrschaft seine Unabhängigkeit erlangt hatte, erhielt seit den frühen Fünfzigerjahren große Aufmerksamkeit aus der Bundesrepublik. Zum einen hoffte die exportorientierte westdeutsche Wirtschaft angesichts des rasanten indischen Bevölkerungswachstums auf neue Absatzmärkte:

»Indien ist das letzte große Gebiet – wenn wir im Zusammenhang von Afrika wegen dortiger ganz anderer Voraussetzungen absehen wollen –, das der Erschließung noch harzt und zu ihr berufen ist. Für unsere Wirtschaft würde es sich voraussichtlich verderblich auswirken, wenn sie sich nicht bei der Befreiung Indiens von der alten Kolonialwirtschaft mit Klugheit und auch Großzügigkeit aus Selbstinteresse an den Aufgaben beteiligt, die in Indien gestellt sind«,

so die westdeutsche Botschaft in New Delhi 1953.⁸

Zum anderen besaß Indien große geopolitische Bedeutung, denn aus Sicht des Westens diente das Land als »Puffer« gegenüber dem kommunistischen China. Deshalb wollte die westliche Allianz verhindern, dass die Sowjetunion ihren Einfluss vergrößerte und Indien eines Tages an den Kommunismus fiel. Indien selbst verhielt sich unter seinem Ministerpräsidenten Jawarhalal Nehru neutral. Nehru führte nicht nur Indien, sondern auch die Solidaritätsbewegung der blockfreien Nationen an. Dessen Mitglieder, die ehemaligen Kolonien, versuchten, sich der Freund-Feind-Logik des Kalten Krieges zu entziehen, um neuerliche strategische Abhängigkeiten zu vermeiden und ihre eigenen Entwicklungsinteressen zu realisieren. Die Konferenz von Bandung 1955 war der sichtbarste Ausdruck dieses Bemühens, die neu gewonnene Handlungs- und Entscheidungsfreiheit gegenüber den als »neokolonial« kritisierten Industrienationen zu verstetigen, das in die Etablierung des sogenannten *nonaligned movement* mündete.⁹

Nehrus Ziel für Indien war es, das Land möglichst schnell zu modernisieren – und das hieß in erster Linie Industrialisierung. Um den Aufbau der Schwerindustrie voranzutreiben, bediente er sich vor allem planwirtschaftlicher Methoden, ohne dabei auf die Privatwirtschaft zu verzichten. Er plädierte für einen »demokratisch geplanten Kollektivismus«, innerhalb dessen das Privateigentum zwar erhalten bliebe, die Grundindustrien aber verstaatlicht würden.¹⁰ Indiens modernisierungspolitischer Pragmatismus verhalf dem Land zu Hilfsangeboten von Ost und West gleichermaßen. Dazu gehörte auch der Bau von Stahlwerken – der Inbegriff der Moderne –, da die Steigerung der Eisen- und Stahlproduktion in Indiens Zweitem Fünfjahresplan (1956–1961) an erster Stelle stand (anders als der erste Plan, der sich auf die Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität kon-

8 Botschaft der Bundesrepublik Deutschland (BRD), Bericht Nr. 352/53 betr. Deutschland und die Wirtschaftsentwicklung Indiens (Abschrift), 27.4.1953, Bundesarchiv Koblenz (BAK), B 102/6403, Heft 1. Vgl. auch *Amit Das Gupta*, Handel, Hilfe, Hallstein-Doktrin. Die bundesdeutsche Südasienpolitik unter Adenauer und Erhard 1949 bis 1966, Husum 2004, S. 81.

9 Vgl. *Raymond F. Betts*, Decolonization, New York 1998, S. 43 f.; *Westad*, S. 99–107; *Dietmar Rothermund*, Delhi, 15. August 1947. Das Ende kolonialer Herrschaft, München 1999, S. 187–210; *Walther L. Bernecker*, Port Harcourt, 10. November 1995. Aufbruch und Elend in der Dritten Welt, München 1997, S. 190–200.

10 Vgl. *Jawaharlal Nehru*, The Importance of the National Idea. Changes Necessary in India, abgedruckt in: *Prasenjit Duara* (Hrsg.), Decolonization. Perspectives from Now and Then, London, New York 2004, S. 32–41, hier: S. 39. Vgl. auch *Günther Lanier*, Die Entwicklungspolitik Indiens von 1947 bis 1967. Die Zeit der Illusionen, Frankfurt/Main etc. 1991, S. 80–96; *Klaus Röh*, Rourkela als Testfall für die Errichtung von Industrieprojekten in Entwicklungsländern, Hamburg 1967, S. 49 f.; *David K. Fieldhouse*, The West and the Third World. Trade, Colonialism, Dependence and Development, Oxford 1999, S. 301 f.; *David C. Engerman*, West Meets East. The Center for International Studies and Indian Economic Development, in: *ders.*, S. 199–223, hier: S. 203–209; *Das Gupta*, S. 37–46.

zentriert hatte).¹¹ Zwei Stahlwerksprojekte zeugen auf plastische Weise von der modernisierungspolitischen Konkurrenz, die sich um Indien entspann: Die Sowjetunion finanzierte die Errichtung eines Hochofens in Bhilai im Bundesstaat Orissa¹², und unweit von Bhilai entstand mit westdeutscher Hilfe das Stahlwerk Rourkela.

II. ROURKELA: ZWISCHEN INDUSTRIALISIERUNG UND WESTORIENTIERUNG

Ursprünglich hatte Japan ein Stahlwerk in Rourkela bauen sollen, doch dieses Vorhaben scheiterte an innerindischen und japanisch-indischen Konflikten. Daraufhin fragte die indische Regierung 1952 bei der Firma Krupp an, ob sie sich an der Ausbeutung der indischen Rohstoffe und an der Erhöhung der Stahlproduktion beteiligen wolle – ein Angebot, das Krupp mit Rückendeckung des BMWi sogleich annahm. Zusammen mit der Firma DEMAG und der Gutehoffnungshütte gründete der Stahlkonzern ein Konsortium, um das benötigte Kapital für den Bau des Werkes mit einer Jahresleistung von 500.000 Tonnen Rohstahl aufzubringen.¹³ Die Finanzierung des Unternehmens, dessen Kosten auf \$ 150 Mio. geschätzt wurden, gestaltete sich kompliziert. Indien gründete eine Aktiengesellschaft, die mit einem Stammkapital in Höhe von \$ 110 Mio. ausgestattet werden sollte; die restlichen \$ 40 Mio. sollten durch eine Weltbankleihe finanziert werden (die Weltbank entschied sich jedoch gegen eine solche Beteiligung). Der indischen Regierung zufolge sollten die westdeutschen Firmen einen möglichst großen Teil der technischen Einrichtung liefern, die indische Aktiengesellschaft beraten und dafür ein Honorar in Höhe von \$ 4,6 Mio. erhalten. Außerdem sollte sich das Konsortium an der AG beteiligen, indem ein Teil des Preises der westdeutschen Lieferungen in Kapital umgewandelt werden sollte – dies allerdings höchstens in Höhe von \$ 20 Mio. über einen Zeitraum von neun Jahren. Nach Ablauf dieser Zeit sollte Indien die Beteiligung der beiden Firmen zurückkaufen, sofern sie dies verlangten. Krupp und DEMAG gaben ihre Anteile noch im Jahr der Vertragsunterzeichnung zurück, so dass sie kein Stimmrecht an Rourkela besaßen; sie beschränkten sich also darauf, das Material zu liefern und die indische Seite zu beraten. Um die Bedingungen für die westdeutschen Firmen zu erleichtern, beantragte das BMWi, ihnen eine Liquiditätsgarantie in Höhe von DM 50 Mio. zu gewähren. Letztlich bewilligte das Bundesministerium für den Marshallplan die benötigte Summe aus Mitteln des »European Recovery Program« – ein ungewöhnlicher Schritt, der von der Bedeutung zeugt, die man Rourkela beimaß.¹⁴

Das entscheidende Motiv für das Interesse der Bundesregierung an dem Projekt war dessen angenommenes strategisches Potenzial. Westdeutsche Beobachter waren überzeugt, dass Indien weder politisch noch wirtschaftlich bestehen können, wenn es sich nicht modernisiere. Vorrangig sei deshalb Indiens rasche Industrialisierung. Sie werde es den Indern erlauben, sich aus den fortwirkenden kolonialen Zusammenhängen zu lösen und neuen, wirtschaftlichen Abhängigkeiten zu entgehen.¹⁵ Folglich müsse der

11 Zu den beiden Plänen vgl. *Röh*, S. 43, Tabelle 4; *Lanier*, S. 65 ff. und S. 107–132.

12 Vgl. dazu den Beitrag von *Andreas Hilger* in diesem Band.

13 Vgl. die Unterlagen in BAK, B 102/6403; *Röh*, S. 80–83. Die Gutehoffnungshütte zog sich aus nicht weiter bekannten Gründen kurz vor Vertragsabschluss aus dem Geschäft zurück. Eine detaillierte Rekonstruktion des Rourkela-Geschäfts findet sich bei *Röh*. Allerdings reproduziert die wirtschaftswissenschaftliche Studie weitgehend unkritisch die Perspektive der westdeutschen Beteiligten, auf deren Aussagen sie sich stützt.

14 Vgl. Kabinettsvorlage betr. Finanzierung der Beteiligung an einem Hüttenwerksprojekt der indischen Zentralregierung (Abschrift), Oktober 1953, BAK, B 102/6403, Heft 2. Vgl. auch *Das Gupta*, S. 82; *Röh*, S. 102–106 und S. 352.

15 Vgl. Botschaft der BRD New Delhi, Bericht Nr. 352/53 betr. Deutschland und die Wirtschaftsentwicklung Indiens (Abschrift), 24.4.1953, BAK, B 102/6403, Heft 1. Vgl. auch *Das Gupta*, S. 52.

indische Staat Beschäftigungsmöglichkeiten für die Landbevölkerung schaffen und sie »mit der Technik und den Erfordernissen einer modernen Ökonomie vertraut« machen.¹⁶ In der mit der Industrialisierung verbundenen Phase der Neuorientierung könne die Bundesrepublik mit materieller und technischer Hilfe dazu beitragen, dass sich Indien nicht nach Osten, sondern nach Westen ausrichtete, so das Argument.¹⁷

Es wäre allerdings unzutreffend, anzunehmen, dass in Westdeutschland Übereinstimmung über die angemessene Entwicklungsstrategie für die Dritte Welt herrschte. Vertreter der ordoliberalen Schule übten heftige Kritik an der (liberalen) Modernisierungstheorie, dem staatlichen Interventionismus und den zentral geplanten Großprojekten. »Der Aberglaube, dass es nur auf Kapital, Energie und große Pläne ankomme, der Wahn, dass technisch-organisatorische Riesendimensionen unter allen Umständen das Beste seien und die bäuerlichen Kleinbetriebe der Eingeborenen verächtlich beiseite geschoben werden könnten [...]« bedingten Wilhelm Röpke zufolge das Scheitern vieler Entwicklungsprojekte.¹⁸ Aus Sicht (konservativer) Ordoliberaler wie Röpke musste es stattdessen darum gehen, die kleinbäuerliche Landwirtschaft in der Dritten Welt zu fördern und dabei auf die staatlich gezähmten Kräfte des Marktes sowie auf individuelles Engagement zu vertrauen. Doch diese Forderung traf in den Bundeswirtschafts- und Außenministerien auf nur begrenzten Zuspruch. Aus Sicht des BMWi durfte die Gelegenheit, westdeutschen Firmen zu ausländischen Großaufträgen zu verhelfen, nicht aus dogmatischen Gründen verpasst werden, und für die meisten Mitarbeiter im Auswärtigen Amt spielten sozialphilosophische Erwägungen über die angemessene Gesellschaftsordnung eine geringere Rolle als die Bewältigung der akuten internationalen Herausforderungen. Entsprechend bestimmte das Ziel der raschen Industrialisierung die westdeutsche Indienpolitik der Fünfzigerjahre.

Allerdings ließ sich ein agrarisch geprägtes Land wie Indien nicht von einem auf den anderen Tag industrialisieren. Dem BMWi zufolge musste zuerst das Kleingewerbe modernisiert werden, um jene Arbeitskräfte hervorzubringen, die gebraucht wurden, um den Ausbau der mittleren und Großindustrie zu bewältigen. Erst, wenn das Kleingewerbe ausreichend entwickelt sei, könne der Industrialisierungsprozess einsetzen und seinen »natürlichen« Gang in Richtung Moderne nehmen, lautete die Annahme.¹⁹ Auch aus diesem Grund finanzierte die Bundesrepublik seit Mitte der Fünfzigerjahre Ausbildungs- und Handwerksprojekte in Indien; zwischen 1956 und 1960 beliefen sich die Mittel für bilaterale Projekte auf fast DM 38 Mio.²⁰

16 Bundesministerium für Wirtschaft (BMW), V C 1 c, Vermerk betr. Ökonomische Gesichtspunkte der Cottage and Small-Scale Industries in den ECAFE-Ländern, 20.12.1955, BAK, B 102/55858.

17 Vgl. Botschaft der BRD New Delhi, Bericht Nr. 352/53 betr. Deutschland und die Wirtschaftsentwicklung Indiens (Abschrift), 24.4.1953, BAK, B 102/6403, Heft 1.

18 *Wilhelm Röpke*, Die unterentwickelten Länder als wirtschaftliches, soziales und gesellschaftliches Problem, in: *Albert Hunold* (Hrsg.), *Entwicklungsländer. Wahn und Wirklichkeit*, Erlenbach-Zürich 1961, S. 11–82, hier: S. 31. Zu Röpke vgl. *Dirk van Laak*, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960*, Paderborn 2004, S. 381 f. Vgl. auch *Quinn Slobodian*, *Against Modernization Theory. Ordoliberal Utopia and the Third World in the 1950s*. Unveröffentlichtes Manuskript. Ich danke Quinn Slobodian, der so freundlich war, mir seinen Aufsatz zur Verfügung zu stellen.

19 Vgl. BMWi, V C 1 – 53399/56 an das Auswärtige Amt (AA) betr. Bericht der Sachverständigen für Small Scale Industries Indien, 26.5.1956, BAK, B 102/55858.

20 Vgl. Protokoll der Sitzung des Interministeriellen Referentenausschusses, 6.5.1959 (Auszug), Politisches Archiv (PA), B 61–411/257; AA, Referat 407, Ergebniskurzbericht über die Sondersitzung der IRA für die Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern am 17.5.1961 über bilaterale Förderungsmaßnahmen für Indien, vertraulich, Mai 1961, PA, B 61–411/258.

Insofern kam das westdeutsche Stahlwerksprojekt eigentlich zu früh, denn Ende der Fünfzigerjahre waren die für die Industrialisierung erforderlichen Kapazitäten noch gar nicht in ausreichendem Maße vorhanden.²¹ Doch das indische Ziel, möglichst rasch die Schwerindustrie auszubauen, und das Anliegen der westdeutschen Exportindustrie, »der deutschen Wirtschaft [...] den indischen Markt zu öffnen«, überwogen derlei Einwände.²² Darüber hinaus unterstützte die BRD die Bemühungen des Stahlkonsortiums vor allem deshalb, weil sie sich von der Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen mit Indien eine Verbesserung der diplomatischen Beziehungen erhoffte, die für die Durchsetzung ihres deutschlandpolitischen Alleinvertretungsanspruchs gegenüber der DDR entscheidend waren. Außenminister Schröders Definition der westdeutschen Interessen gegenüber Indien von 1965 lässt sich auch auf die Indienpolitik der Fünfzigerjahre anwenden: Ziel der Bundesrepublik müsse es sein, »a) den indischen Subkontinent vor dem Abgleiten in den kommunistischen Machtbereich zu bewahren, b) unseren Alleinvertretungsanspruch zu sichern und c) an der wirtschaftlichen Entwicklung und Erschließung Indiens teilzunehmen.«²³

Mit Rückendeckung des Auswärtigen Amtes und des BMWi unterzeichnete das Rourkela-Konsortium 1956 einen Vertrag mit der indischen Regierung über den Bau eines Stahlwerks, das – abgesichert durch Hermes-Bürgschaften (d. h. Ausfuhrleistungsgarantien der Bundesregierung), aber ansonsten privat finanziert – eine Million Tonnen Rohstahl pro Jahr, also das Doppelte der ursprünglich vorgesehenen Menge, erzeugen sollte.²⁴ Auf indischer Seite zeichnete die Hindustan Steel Private Ltd. (HSL) verantwortlich. Mindestens 3.000 westdeutsche Firmen beteiligten sich als Zulieferer an der Konstruktion des Hochofens sowie am Bau einer angegliederten Modellsiedlung für 100.000 Werksangehörige und ihre Familien. Um Platz für die benötigten Anlagen und Siedlungen zu schaffen, wurden mehr als 30 Dörfer eingeebnet und ihre 13.000 Bewohner zwangsweise umgesiedelt. Im Zuge der Erweiterung Rourkela mussten in den folgenden Jahren noch einmal mehr als 30.000 Menschen ihre Dörfer verlassen. Hatte der Ort Anfang der Dreißigerjahre kaum mehr als 400 Einwohner gehabt, entstand mit dem Stahlwerk und den angegliederten Industrien innerhalb von drei Jahrzehnten eine Millionenstadt; 1991 hatte die Einwohnerzahl fast vier Mio. erreicht.²⁵

Der Bau des Stahlwerks war von Verzögerungen und Problemen gezeichnet. Die westdeutschen Lieferungen gelangten zwar pünktlich nach Indien, blieben dort aber häufig in den Häfen und auf Bahnstrecken liegen, bevor sie weitertransportiert wurden, oder die Ladungen konnten gar nicht erst gelöscht werden, weil der Hafen von Kalkutta verstopft war. Kamen die Materialien dann schließlich in Rourkela an, waren oft keine oder nicht ausreichend geschulte Arbeitskräfte vorhanden, um sie für den Bau des Stahlwerks einzusetzen.²⁶

21 1947 lag der Anteil der Fabrikarbeiter bei nur zwei Prozent der gesamten indischen Erwerbsbevölkerung. Vgl. *Fieldhouse*, S. 300; *Röh*, S. 37, Tabelle 2.

22 BMWi an den Staatssekretär des Bundeskanzleramts, Kabinettsvorlage betr. Finanzierung der Beteiligung an einem Hüttenwerkprojekt der indischen Zentralregierung (Abschrift), Oktober 1953, BAK, B 102/6403, Heft 2.

23 Zitiert in *Das Gupta*, S. 16. Das Gupta bezeichnet Indien als »Schlüsselland für die Durchsetzung des Alleinvertretungsanspruchs«. Ebd., S. 13.

24 Diese Marke hatte die indische Stahlproduktion erstmals im Zweiten Weltkrieg erreicht. Vgl. *Michael Mann*, *Geschichte Indiens. Vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Paderborn etc. 2005, S. 304. Vgl. auch *Röh*, S. 55–76.

25 Vgl. die historische Selbstdarstellung der Stadt, URL: <<http://www.rourkela.com/history.html>> [7.11.2007]; *Röh*, S. 146 f., S. 153 ff., S. 182–185 und S. 249 f. Der gesamte Auftragswert belief sich auf etwa eine Milliarde DM. Vgl. ebd., S. 250.

26 Vgl. Gutehoffnungshütte Sterkrade Aktiengesellschaft, Bericht über die Abwicklung und den Stand der Arbeiten Ende Dezember 1957 an der Hochofenanlage Rourkela, Kennwort »Blast«, 8.1.1958, PA, B 61–411/134. Vgl. auch *Röh*, S. 256–278.

Die Vertreter des Rourkela-Konsortiums betonten, dass all diese Probleme »ausschließlich auf [die] Unzulänglichkeit indischer Einrichtungen und mangelnde Leistungen beteiligter indischer Firmen zurückzuführen seien.«²⁷ Deshalb forderten sie, einen Generalbevollmächtigten des indischen Transportministeriums in Kalkutta einzusetzen und einen Mitarbeiter des Stahlministeriums nach Rourkela abzustellen, der die Arbeit der HSL koordinieren sollte.²⁸ Das Vorhaben, ein eigenes westdeutsches Baubüro zu etablieren, scheiterte am indischen Widerstand, denn Indien – wie viele dekolonisierte Länder mit ihm – wurde nicht müde zu betonen, dass es gar nicht auf ausländische Hilfe angewiesen sei, sondern selbst alle für die Industrialisierung nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten besitze. So hieß es in einem indischen Zeitungsartikel aus dem Jahr 1958: »The main trouble at Rourkela appears to be that Krupps-Demag [sic], the German steel octopus, were made both consultants and suppliers of equipment, ignoring Indian talents in the field of consultation.«²⁹ Immerhin gelang es, das Baubüro der HSL durch zehn westdeutsche Fachkräfte zu erweitern, und das indische Unternehmen und die Kreditanstalt für Wiederaufbau einigten sich auf halbjährliche Konsultationen unter Beteiligung des BMWi.³⁰ Die Vorstellung der westdeutschen Firmen, allein als Materiallieferanten tätig zu sein und sich aus allen internen Angelegenheiten Rourkela herauszuhalten, war damit faktisch unterlaufen.

Zu den Organisations- und Konstruktionsproblemen kamen gravierende Schwierigkeiten im sozialen Bereich. Die westdeutschen Ingenieure und Fachkräfte, die nach Rourkela entsandt worden waren, empfanden ihre neuen Lebensumstände als Belastung, denn in der Anfangsphase gab es keine ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, Trinkwasser und Strom. Die Lebenshaltungskosten waren hoch, es fehlte an Transportmöglichkeiten, Nachrichten waren nur schwer zu erhalten, und trotz der Etablierung des sogenannten *German Social Centre* – einer den Westdeutschen vorbehaltenen Freizeitanlage – konnte von einem anspruchsvollen Kultur- und Sozialleben, wie es sich die Organisatoren vorstellten, keine Rede sein.³¹ Vielmehr standen »Tanzmusik und Bier« im Mittelpunkt, und das wenig diskret behandelte »Bedürfnis der frauenlosen Deutschen nach fraulicher Wärme« schockierte viele Inder.³² Unter diesen Bedingungen war etwaigen Hoffnungen, die indische Bevölkerung für die deutsche Kultur zu interessieren und damit die internationale Reputation der Bundesrepublik zu verbessern, kaum Aussicht auf Erfolg beschieden.³³

27 Telegramm des AA an die Botschaft der BRD New Delhi, 24.12.1957, PA, B 61–411/134. Vgl. auch Telegramm des AA an die Botschaft der BRD New Delhi, 6.3.1958, ebd.

28 BMWi an AA, 17.1.1958, PA, B 61–411/134.

29 »German Herrenvolk Refuse to Work With Indian Men«, in: Blitz (Bombay), 26.7.1958, BAK, B 102/58481.

30 AA, III B 7, Geschichtliche Entwicklung des Hüttenwerks Rourkela, ohne Datum (1964), PA, B 61 III B 7/132.

31 »Offensichtlich ist auf der deutschen Seite das Konsumdenken einer satten bürgerlichen Schicht mit einer bereits ausbildungsmäßig bedingten technischen Kopflastigkeit ein wesentliches Hindernis bei der Entwicklung individueller Kulturbedürfnisse, wozu bei einem Großteil noch hinzukommt, dass sich in ihrer Vorstellung das Wort ›Kultur‹ mit dem Geruch eines Museums verbindet.« Gehl an Jüttner, German Social Centre Rourkela e. V., 22.11.1962, PA, B 61 III B 7/15.

32 »Rourkela. Russen auf dem Dach«, in: Spiegel, Nr. 14, 30.3.1960, S. 22–34, S. 32. Ausführlich zu den sozialen Konflikten die Darstellung des zeitweiligen Leiters des *German Social Centre*, Jan Bodo Sperling, Die Rourkela-Deutschen, Stuttgart 1965 (in englischer Übersetzung: The Human Dimension of Technical Assistance. The German Experience at Rourkela, India, Ithaca/NY 1969). Vgl. auch Röhl, S. 288–293.

33 Zu entsprechenden Bemühungen der Bundesrepublik vgl. die Beiträge in Johannes Paulmann (Hrsg.), Auswärtige Repräsentationen. Deutsche Kulturdiplomatie nach 1945, Köln etc. 2005.

Erschwerend wirkten die Frustration über den langsamen Fortschritt beim Bau des Hochofens und vielfacher Ärger über die mangelnde handwerkliche, organisatorische und Leistungsfähigkeit, die den Indern unterstellt wurde.³⁴ Ein Berichterstatter merkte im August 1958 vorsichtig an, dass die westdeutschen Firmen »die Schwere der Aufgabe, in einem Lande wie Indien ein Stahlwerk in den Dschungel zu stellen, vielleicht auch nicht stets in ihrer ganzen Größe gleich erkannt« hätten.³⁵ Dass der Bau des benachbarten, mit sowjetischen Mitteln konstruierten Hochofens in Bhilai viel rascher vor sich ging und die Ingenieure und Techniker aus der UdSSR bei den Indern beliebt waren, verdross die Vertreter der Bundesrepublik ungemein.³⁶ Schließlich sei Rourkela »für die deutsche Leistungsfähigkeit in Indien repräsentativ« und besitze im Systemwettbewerb eine hohe symbolische Bedeutung, wie das Auswärtige Amt betonte.³⁷ Das Indien-Konsortium war deshalb um Schadensbegrenzung bemüht und erklärte, dass sich Rourkela und Bhilai nicht vergleichen ließen, »denn ein totalitärer Staat wie Russland kann nach politischen Erwägungen über Menschen und Material verfügen und braucht auf Preise und Kosten keine Rücksicht zu nehmen.«³⁸ Letztlich gelang es den westdeutschen Ingenieuren auch ohne totalitären Zwang, dafür aber angetrieben von persönlichem Ehrgeiz, Rourkela so rasch fertig zu stellen, dass es genau einen Tag vor Bhilai eingeweiht werden konnte.³⁹

Über Rourkela's Bedeutung im Kontext des Kalten Krieges sollte seine Relevanz für die westdeutsche Exportwirtschaft nicht unterschätzt werden. Neben den Konzernen, die das Rourkela-Konsortium bildeten, war das Stahlwerk auch für die Zuliefererindustrie sowie für eine ganze Reihe benachbarter Branchen reizvoll, vor allem für die Chemieindustrie.⁴⁰ Denn aus den bei der Stahlerzeugung entstehenden Schlacken ließ sich u. a. Stickstoff gewinnen, der für die Produktion von Kunstdünger genutzt werden konnte. Da der Zweite und Dritte indische Fünfjahresplan das Ziel enthielten, die Düngemittelproduktion auszubauen, um Indiens Nahrungsmittelsituation zu verbessern, plante die indische Regierung den Bau einer Düngemittelfabrik in Anbindung an Rourkela.⁴¹ Dazu waren wiederum ausländische Investitionen nötig. Entsprechend bemühte sich die Friedrich Uhde GmbH 1958, den Zuschlag für den Auftrag sowie eine Fabrikationsrisiko- und Ausfuhrbürgschaft von der Bundesrepublik zu erhalten. Zwar verstieß dies gegen die Grundsätze der Hermes-Bürgschaften, doch aufgrund der politischen Bedeutung des Projekts setzte sich das Auswärtige Amt dafür ein, eine Ausnahme zu machen und dem Dortmunder Unter-

34 Die Arbeitsfähigkeit der Deutschen sei – selbst unter tropischen Bedingungen – doppelt so hoch wie die der Inder, meinten die in Rourkela tätigen westdeutschen Ingenieure und Handwerker. Vgl. *Röh*, S. 217.

35 Botschaft der BRD New Delhi, Vertrauliche Aufzeichnung: Langsame Fortschritte im Aufbau des Werkes Rourkela (Reisebericht), 6.8.1958, PA, B 61–114/134.

36 Botschaft der BRD New Delhi an das AA, 3.6.1959, PA, B 61–114/134. Vgl. auch »Rourkela. Russen auf dem Dach«, S. 31.

37 AA, Referat 411 an Referat 403, 26.7.1958, PA, B 61–114/134.

38 Indien-Gemeinschaft Krupp-Demag GmbH, Memorandum über die Erstellung des Hüttenwerkes Rourkela/Indien, 4.3.1958, PA, B 61–114/134.

39 Vgl. AA, III B 7, Geschichtliche Entwicklung des Hüttenwerkes Rourkela, ohne Datum (1964), PA, B 61 III B 7/132.

40 U. a. Daimler Benz, die Ruhrstahl AG und die AEG profitierten vom Rourkela-Geschäft. Vgl. *Das Gupta*, Handel, S. 83 f.; AA, III B 7, Geschichtliche Entwicklung des Hüttenwerkes Rourkela, ohne Datum (1964), PA, B 61 III B 7/132. Vgl. auch die Aufstellung der beteiligten Firmen im Schreiben der Indien Gemeinschaft Krupp-Demag GmbH, Zur Information von Herrn Bundeswirtschaftsminister Prof. Dr. Erhard und Herrn Ministerialdirektor Dr. Reinhard betr. Hüttenwerk Rourkela, 22.9.1958, PA, B 61–411/111.

41 Vgl. *Biswajit Dhar*, Technology Indigenization and External Influences. Case of the Fertilizer Industry in India, in: *Social Scientist* 13, 1985, H. 3, S. 32–48, hier: S. 33 f.; *Lanier*, S. 208 und S. 252.

nehmen eine Bürgschaft in Höhe von DM 126 Mio. zu gewähren.⁴² Dahinter stand auch die Erwartung des Außenministeriums, von der indischen Regierung eine Gegenleistung dafür zu erhalten, dass die Bundesrepublik im Februar 1958 die Umschuldung der indischen Verpflichtungen für Rourkela ermöglicht und sich bereit erklärt hatte, an Verhandlungen der Weltbank über Indiens Anleihewünsche teilzunehmen; die Vergabe des Vertrags an eine westdeutsche Firma schien deshalb nur angemessen.⁴³ Allerdings musste sich die Uhde GmbH erst gegen scharfe Konkurrenz behaupten, denn auch französische, italienische, niederländische und amerikanische Firmen boten mit.⁴⁴

Der Vertrag kam zustande, als die Bank of America der Hindustan Steel Ende 1958 einen Kredit in Höhe von DM zehn Mio. gegen eine indische Staatsgarantie zur Anzahlung des Stickstoffprojekts anbot. Damit waren die Voraussetzungen für die Gewährung einer Hermes-Bürgschaft erfüllt, und kurze Zeit später erhielt die Firma Uhde den Auftrag für den Bau der Düngemittelfabrik Rourkela.⁴⁵ So gelang es der Bundesregierung, unter dem Dach der Entwicklungshilfe »deutschen Industriebetrieben auf dem hiesigen [indischen] Markt die Wege zu ebnen« – oder, wie ein Mitarbeiter der bundesdeutschen Botschaft in New Delhi formulierte: »In Abänderung der These ›Der Handel folgt der Flagge‹ könnte es neuerdings heißen ›Der Handel folgt der technischen Hilfe‹.«⁴⁶

Das Stahlwerk als Katalysator der Modernisierung?

Doch der außenwirtschaftspolitische Erfolg war nicht ungetrübt. Kaum hatte Rourkela die Produktion aufgenommen, setzten gravierende Probleme ein: Die Arbeitsunfälle häuften sich und die indischen Arbeiter streikten, weil sie sich ungerecht behandelt und unzureichend bezahlt fühlten. Gewerkschaftsinterne Konflikte, Agitationsbemühungen kommunistischer Gruppen sowie ethnische und religiöse Konflikte innerhalb der Arbeiterschaft verschärften die Situation.⁴⁷ Angesichts dieser Herausforderungen überrascht es nicht, dass das Stahlwerk im ersten Jahrzehnt seiner Existenz seine volle Kapazität kaum erreichte. Gegen ihren Grundsatz, nur kurzfristige Kredite zu gewähren, musste die Bundesregierung 1958 mit einem langfristigen Kredit einspringen, um das Unternehmen zu retten, denn infolge einer Finanzkrise im Vorjahr hatte sich Indiens Zahlungsbilanz rapide verschlechtert. Neben dem wirtschaftlichen Verlust hätte das Scheitern des Rourkela-Projekts die Beziehungen zu Indien beeinträchtigt und sowohl die westdeutsche als auch die westliche Position im Kalten Krieg geschwächt. Dies zu verhindern und die Refinanzierung zu gewährleisten, kostete die Bundesrepublik allein bis 1964 DM 16 Mio.⁴⁸

42 Vgl. AA, Referat 403 an Referat 411, 31.7.1958, PA, B 61–114/134; AA an BMWi, 6.8.1958 (Fernschreiben), ebd.

43 Vgl. AA, Referat 411 an Dr. J. D. Gerstein, Geschäftsführer der Uhde GmbH, 21.3.1958, PA, B 61–114/134; AA, Referat 411 an Referat 403, 26.7.1958, ebd. Zur Umschuldung vgl. *Das Gupta*, S. 160–167; *Röh*, S. 356 ff.

44 Vgl. Telegramm (verschlüsselt) aus New Delhi an das AA (Nr. 114 vom 14. Juli 1958), 14.7.1958, PA, B 61–114/134.

45 BMWi an das AA und das Bundesministerium der Finanzen, 21.11.1958, PA, B 61–411/134.

46 Botschaft der BRD New Delhi an das AA betr. Planung der Zuwendungen aus dem Entwicklungsfonds im Haushaltsjahr 1959/60 für Indien, 25.5.1959, PA, B 61–411/257.

47 Vgl. AA, III B 7, Geschichtliche Entwicklung des Hüttenwerks Rourkela, ohne Datum (1964), PA, B 61 III B 7/132.

48 Vgl. *John White*, West German Aid to Developing Countries, in: *International Affairs* 41, 1965, H. 1, S. 74–88, hier: S. 78. Außerdem wurden Lieferbindungen eingeführt, um die Bundesrepublik und die beteiligten westdeutschen Unternehmen abzusichern; vgl. *Das Gupta*, S. 82 und S. 134 f. 1964 stundete die Bundesregierung der indischen Regierung Schulden in Höhe von mehr als DM 61 Mio. und gewährte einen Kredit über DM 400 Mio. für die Erweiterung des Stahlwerks. Vgl. ebd., S. 312.

Trotz dieser Schwierigkeiten stimmte Bonn 1962/63 der Erweiterung des Stahlwerks zu, um dessen Kapazität auf 1,8 Mio. Tonnen Rohstahl pro Jahr zu erhöhen.⁴⁹ Krupp konnte sein Indien-Exportgeschäft auf diese Weise weiter ausbauen. 1963 stellte das Unternehmen stolz fest, in den vergangenen Jahren »eine Kleinhochofenanlage mit einer Leistung von etwa 100 t/Tag Gießereiroheisen, 90 Lokomotiven, drei Zementfabriken, fünf Stauwehranlagen, eine Transportbandanlage für den Braunkohlen-Tagebau (mit 12 km die längste der Welt), eine Kohleverladeanlage, Krane, Ölmühlen, Kabel- und Ver-seilmaschinen, Blechpackungsmaschinen, Stahlkonstruktionen, Walzeisen« nach Indien geliefert zu haben.⁵⁰

Dieser unternehmerische Erfolg wurde jedoch durch die Schwierigkeiten beeinträchtigt, die Rourkela belasteten. Nachdem die akute Finanzierungs-krise behoben war, mussten die Verantwortlichen einsehen, dass es unrealistisch war, in einer bis dahin kaum »erschlossenen« Urwaldregion ein Stahlwerk zu bauen, das Land zu verlassen und zu erwarten, dass das Werk von einem Tag auf den anderen und ohne weitere Unterstützung hochwertigen Stahl produzierte.⁵¹ Folglich entsandte das Konsortium westdeutsche Ingenieure und Techniker, die den Indern die notwendigen Kenntnisse vermitteln und das Werk zur Auslastung führen sollten; die Kosten teilten sich die Lieferfirmen, die Bundesregierung (jeweils DM vier Mio.) und die HSL (Rs. acht Mio.).⁵² Außerdem stellte die Bundesrepublik Mittel bereit, um 200 indische Ingenieure zu schulen. Großbritannien bildete 250, die UdSSR 686 indische Ingenieure aus; in den USA wurden mit Mitteln der Ford Foundation 836 indische Ingenieure geschult.⁵³ Der Transfer von Wissen, Methoden und Technologien, der hier stattfand, berührt ein Kernproblem der Entwicklungshilfe: Während sich die Entwicklungsländer unter der Kolonialherrschaft auf den Export von *cash crops* hatten konzentrieren müssen, sanken die Preise für diese Waren in dem Maße, wie die Bedeutung technologischer Herstellungsverfahren und Produkte stieg. Um die Entwicklungsländer an diesem weltwirtschaftlichen Wandel teilhaben zu lassen, wäre ein umfangreicher Technologietransfer notwendig gewesen. Doch solche Transferleistungen waren viel aufwendiger als die Gewährung finanzieller Hilfe. Das soll nicht heißen, dass der Technologietransfer allein ausgereicht hätte, um den ehemaligen Kolonien zu wirtschaftlicher Eigenständigkeit und politischer Unabhängigkeit zu verhelfen. Biswajit Dhar argumentiert im Sinne eines »finance technology nexus«, dass die für die wirtschaftliche Entwicklung erforderlichen Technologien und Kenntnisse in Indien vorhanden gewesen seien; allerdings hätten das Ausland und die Weltbank ihre finanzielle Hilfe davon abhängig gemacht, dass Indien diese Ressourcen importierte, da sie die Qualifikation und Fähigkeiten der indischen Fachkräfte skeptisch beurteilten.⁵⁴

Selbst wenn sich die Geber entschieden, ihre Kenntnisse zu teilen und zu vermitteln, stießen sie dabei häufig an Grenzen, die teils strukturell, teils kulturell begründet waren. Im Falle Rourkela kritisierten die westdeutschen Spezialisten, dass zwar einige Inder »fleißig, willig und geschickt« seien, aber der Großteil der Arbeiter durch Untätigkeit die

49 Vgl. AA, III B 7, Geschichtliche Entwicklung des Hüttenwerks Rourkela, ohne Datum (1964), PA, B 61 III B 7/132; *Das Gupta*, S. 134 und S. 256.

50 Krupp. Informationen über den Konzern, seine Geschichte, seine Erzeugnisse, seine Leistungen, hrsg. von der Fried. Krupp AG, Essen 1963, S. 9.

51 So auch die Kritik des Generalkonsulats der BRD Kalkutta an das AA betr. Stahl- und Walzenwerk Rourkela, 14.10.1961, PA, B 61–411/270. Vgl. auch *Röh*, S. 124 ff. und S. 170 ff.

52 Vgl. AA, III B 7, Geschichtliche Entwicklung des Hüttenwerks Rourkela, ohne Datum (1964), PA, B 61 III B 7/132.

53 Vgl. *W.F. Rivers*, Program IN STEP. Technical Assistance in a New Form, in: *Far Eastern Survey* 28, 1959, H. 1, S. 12–16, hier: S. 13. Zur Problematik der Ausbildung indischer Techniker in der Bundesrepublik vgl. *Röh*, S. 311–316.

54 Vgl. dazu *Dhar*, S. 33, S. 38, S. 40 und S. 46 f.

Arbeitsmoral verderbe. Noch schlimmer als die mangelhafte Ausbildung sei, dass »der Inder [...] das Leistungsprinzip anscheinend ab[lehnt], er will nur *beschäftigt* sein.« Auch die Hoffnung, dass sich dieser Missstand durch Schulung und Anleitung beheben lasse, wurde enttäuscht: »Ist eine Arbeit fertig, so kümmert sich der Inder nicht mehr darum. [...] Selbst das geduldigste Vormachen und eine gut durchdachte psychologische Hinführung hilft nichts.« Deshalb müssten deutsche Betriebsleiter mit »allen notwendigen Vollmachten zum Eingreifen, Organisieren und Durchsetzen« eingesetzt, die Inder besser mit den Anlagen vertraut gemacht und ihnen die »Scheu vor der Verantwortung« genommen werden.⁵⁵ Aber auch solche Bemühungen waren nur begrenzt effektiv, wie ein westdeutscher Diplomat 1959 feststellte: »Die Änderung des Arbeits-Ethos, das heißt die Erweckung eines Arbeits-Ethos überhaupt, ist [...] eine Frage der Erziehung, deren Ergebnisse erst nach Generationen fühlbar werden könnten.«⁵⁶ Diese Formulierung erinnert auffällig an das koloniale Konzept der »Erziehung zur Arbeit«⁵⁷. Sie weist außerdem darauf hin, dass einige der westdeutschen Beteiligten glaubten oder hofften, die Arbeit im Stahlwerk besitze einen erzieherischen Eigenwert und mache die Arbeiter durch den Umgang mit modernen Maschinen zu modernen Menschen.

Diese Vorstellung war in der sozialwissenschaftlichen Forschung der Sechzigerjahre sehr populär. Sie findet sich u. a. in einer Studie des US-Soziologen Alex Inkeles über individuelle Modernisierungsprozesse in sechs Entwicklungsländern wieder. Inkeles argumentierte, dass die Erfahrung der Fabrikarbeit eine vergleichbare Funktion wie die Schule erfülle, die aus Kindern vernunftorientierte Erwachsene mache.⁵⁸ Ähnlich müsse die traditionell lebende Landbevölkerung die Denk- und Verhaltensweisen des modernen Lebens kennenlernen und einüben. Dazu sei die Fabrikarbeit hervorragend geeignet: Die Erfahrung der definierten Arbeitszeiten, der technisierten, automatisierten Massenproduktion, der Einordnung in ein rationalisiertes Arbeitssystem sowie die Einsicht, wie wichtig Bildung für das individuelle Fortkommen und den sozialen Aufstieg sei, lasse die ehemaligen Bauern und Handwerker modern werden. Gegenüber der universalen Erfahrung der Fabrikarbeit seien die nationalen und kulturellen Differenzen zweitrangig. Zu diesem Schluss kam Inkeles, nachdem er den jeweiligen Grad der individuellen Modernisierung (»Overall Measure of Modernization«) an Kriterien wie der »Offenheit für neue Erfahrungen«, dem »Glauben an die Wirkungskraft der Wissenschaft«, der »Aufgabe der Passivität und des Fatalismus gegenüber den Herausforderungen des Lebens« und der »zunehmenden Unabhängigkeit von traditionellen Autoritäten« gemessen hatte. Daraus folgerte er, dass die Anpassungsfähigkeit der traditionell lebenden Menschen an

55 BMWi, Bericht, ungezeichnet, ohne Datum (circa 1961), BAK, B 102/121996. Hervorhebung im Original.

56 Konsulat der BRD Dacca an das AA betr. Warenaustausch mit Indien, 29.9.1959, PA, B 61–411/204.

57 Vgl. »Erziehung des Negers zur Arbeit« – Ludwig Külz, Blätter und Briefe eines Arztes aus dem tropischen Deutschafrika, 1906«, abgedruckt in: *Horst Gründer* (Hrsg.), »... da und dort ein junges Deutschland gründen«. Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, München 1999, S. 271 f. Vgl. auch *Sebastian Conrad*, »Eingeborenepolitik« in Kolonie und Metropole. »Erziehung zur Arbeit« in Ostafrika und Ostwestfalen, in: *Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), *Das Kaiserreich transnational*, Göttingen 2004, S. 107–128. Zur preußischen Zivilisierungsmission in den östlichen Grenzregionen vgl. *Jeffrey K. Wilson*, Environmental Chauvinism in the Prussian East. Forestry as a civilizing Mission on the Ethnics Frontier, 1871–1914, in: *Central European History* 41, 2008, S. 27–70, hier: S. 60 ff.

58 »The factory evidently is a school for citizenship. It may work less efficiently, or more slowly, than does education, but it is effective in transforming attitudes, values, and behavior so as to make men more participant citizens.« *Alex Inkeles*, Participant Citizenship in Six Developing Countries, in: *The American Political Science Review* 63, 1969, S. 1120–1141, hier: S. 1137.

die Herausforderungen der Modernisierung erstaunlich groß und die psychische Belastung der Modernisierungserfahrung weit weniger dramatisch sei als befürchtet.⁵⁹

Doch die Geschichte Rourkela zeigt, dass eine solche ›Modernisierung durch Erziehung zur Arbeit‹ in der Praxis weit schwieriger war als von Inkeles beschrieben. Die indischen Arbeiter, die für das Stahlwerk rekrutiert worden waren, stammten aus ländlichen Gegenden, die sich »noch fast auf der Stufe der Steinzeit« befanden, wie die westdeutsche Botschaft formulierte. Deshalb fehle ihnen auch das notwendige »innere Verhältnis« zur Arbeit in einem modernen Hüttenwerk.⁶⁰ Dieses Manko ließ sich selbst durch die konkrete Erfahrung der Fabrikarbeit nicht ausgleichen. Anstatt die Beteiligten innerhalb kürzester Zeit in moderne, kapitalistisch funktionierende Menschen zu verwandeln, resultierte sie in sozialen und betrieblichen Konflikten sowie wirtschaftlichen Verlusten.

Neben den technischen und individuellen Herausforderungen hatten arbeitssoziologische Konflikte großen Anteil an Rourkela's Misere: Die indischen Arbeiter, denen rascher Wohlstand versprochen worden war, fühlten sich von der Hindustan Steel ausgenutzt – offenbar zurecht, wie der Berichterstatter einer Bundestagsdelegation 1965 feststellte, als er schrieb: »Das Stahlwerk Rourkela besitzt mehr Macht, als jemals ein Fürst im Zeitalter des Absolutismus besessen hat; denn die [indische] Werksleitung von Rourkela hat die ökonomische und soziale Existenz seines Arbeitnehmers und Mieters völlig in der Hand.«⁶¹ Die Frustration der indischen Arbeiter wurde dadurch verschärft, dass die westdeutschen Angestellten – anders als ihre sowjetischen Kollegen in Bhilai – isoliert in einer luxuriösen Wohnanlage lebten und durch mangelnde Disziplin und Desinteresse an ihren indischen Kollegen auffielen.⁶² Den Vorwurf, das »deutsche Herrenvolk« weigere sich, mit den Indern zusammenzuarbeiten⁶³, griff der *Spiegel* 1960 in einem kritischen Artikel über Rourkela auf, der noch dazu die NS-Karriere des deutschen Werkleiters, Hans Heinrich, minutiös nachzeichnete.⁶⁴ Die kritische Rourkela-Publizistik tat ihre Wirkung. 1961 folgte das Presse- und Informationsamt aus einer Emnid-Studie über die indische Sicht auf die Entwicklungshilfe: »Rourkela hat dem deutschen Ansehen geschadet«. Die West-

59 Vgl. Alex Inkeles, Making Men Modern. On the Causes and Consequences of Individual Change in Six Developing Countries, in: The American Journal of Sociology 75, 1969, S. 208–225, hier: S. 213, S. 210 und S. 224. Befragt wurden insgesamt 6.000 Männer aus Argentinien, Chile, Indien, Israel, Nigeria und Ostpakistan. Vgl. auch Alex Inkeles, Becoming Modern. Individual Change in Six Developing Countries, in: Ethos 3, 1975, H. 2, S. 323–342. Zum Overall Measure of Modernity vgl. David Horton Smith/Alex Inkeles, The OM Scale. A Comparative Socio-Psychological Measure of Individual Modernity, in: Sociometry 29, 1966, H. 4, S. 353–377. Die ausführliche Version der Studie erschien 1974: Alex Inkeles/David H. Smith, Becoming Modern. Individual Change in Six Developing Countries, Cambridge/MA 1974.

60 Botschaft der BRD New Delhi an das AA betr. Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen im Hüttenwerk Rourkela, Verschlussache – Nur für den Dienstgebrauch, 27.6.1967, PA, B 37/314. Ähnlich die Darstellung in *Röh*, S. 125 f. und S. 282.

61 Dr. Karl Atzenroth, Bericht über die Indienreise einer Delegation des Bundestagsausschusses für Entwicklungshilfe vom 2. April 1965 bis zum 26. April 1965, Nur zum persönlichen Gebrauch, BAK, B 213/3568.

62 Vgl. AA, III B 7, Geschichtliche Entwicklung des Hüttenwerks Rourkela, ohne Datum (1964), PA, B 61 III B 7/132.

63 »German Herrenvolk Refuse to Work With Indian Workmen«, in: Blitz (Bombay), 26.7.1958, in: BAK, B 102/58481.

64 »Rourkela. Russen auf dem Dach«. Im selben Jahr erschienen zahlreiche englischsprachige Artikel über Rourkela in der Zeitschrift *The Times of India News Service*, die in Bonn publiziert wurde, und gleich wurde spekuliert, ob der Autor von der DDR bezahlt werde, um das westdeutsche Ansehen zu beschädigen. Vgl. Telegramm aus New Delhi (verschlüsselt) an das AA, 4.5.1960, PA, B 61–114/134. Zur kritischen Berichterstattung über Rourkela vgl. auch *Das Gupta*, S. 232 f. und S. 256 f.

deutschen galten der indischen Mittelschicht als fleißig, autoritär, rassistisch und überheblich.⁶⁵

Noch im Februar 1960 hatte eine Gruppe westdeutscher Journalisten das Werk besucht und überlegt, was unternommen werden könne, »um künftige propagandistische Nachteile – insbesondere im Hinblick auf den Wettstreit mit dem sowjetischen Unternehmen in Bhilai – zu vermeiden.«⁶⁶ Mehrere von ihnen veröffentlichten nach ihrer Reise Berichte, in denen sie ein positives Bild von Rourkela zeichneten. Mitglieder der Gruppe waren u. a. Klaus Mehnert und Giselher Wirsing. Der Russlandexperte Mehnert, der den Krieg als Herausgeber der vom Auswärtigen Amt finanzierten Zeitschrift *The Twentieth Century* in Shanghai verbracht hatte, wurde Ende der vierziger Jahre Chefredakteur der evangelischen Wochenzeitung *Christ und Welt* und ging 1956 als Hörfunkkorrespondent der ARD nach Moskau. Als überzeugter Antikommunist beriet er die Adenauer-Regierung bei der Gestaltung ihrer UdSSR-Politik und setzte sich für eine »wissenschaftliche Eindämmung« des Kommunismus ein. 1958 plädierte er dafür, die westliche Entwicklungshilfe für die Dritte Welt zu erhöhen, um der sowjetischen Propaganda Einhalt zu gebieten.⁶⁷ Wirsing, der sich in der Weimarer Republik in der völkischen Bewegung engagiert hatte, war bereits 1933 in die SS eingetreten. Während des Krieges war er für den Sicherheitsdienst (SD), eine NS-Spionageabteilung, tätig und arbeitete zeitweise am Institut zur Erforschung der Judenfrage in Frankfurt am Main. Als »Mitläufer« eingestuft, übernahm er Anfang der Fünfzigerjahre das Amt des Chefredakteurs von *Christ und Welt* von Mehnert und engagierte sich ebenfalls in der Publizistik über die »kommunistische Gefahr« und die »Bevölkerungsproblematik« in der Dritten Welt.⁶⁸ Insofern lag es nahe, dass Mehnert und Wirsing Rourkela als bedeutsamen Faktor in der »geistigen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus« betrachteten und in ihrer Publizistik die westdeutschen Errungenschaften in Indien hervorhoben. Sie und ihre Kollegen argumentierten, »dass all den kleinen Skandalchen, die sich unvermeidlich dort ergeben, wo 1.500 Menschen in einem fremden Lande unter schwierigen Bedingungen leben müssen, nur relativ geringes Gewicht beizumessen« sei.⁶⁹

Doch solche Beschwichtigungen konnten Rourkelas Probleme nur überdecken, nicht lösen. Hinter der eindrucksvollen Fassade des modernsten Stahlwerks in Indien häuften sich die technischen Komplikationen: Die Hochöfen wurden ungleichmäßig gefahren und froren teilweise ein, die Koksversorgung stockte, die Kesselgießanlage verkam und die Walzenstraßen liefen nur stundenweise. Zwar stieg die Produktion von Koks, Roheisen, Rohstahl, Brammen, Grobblech, Warm- und Kaltwalzbändern kontinuierlich an, doch die projektierten Mengen wurden lange nicht erreicht. Aufgrund unzureichender Transportmöglichkeiten entstanden immer wieder Lieferengpässe. So sollte Rourkela die nötigen Bleche für den Eisenbahnwaggonbau der South Eastern Railway liefern, doch weil im Stahlwerk nicht genügend Waggons vorhanden waren, verspätete sich die Lieferung häufig. Fehlende Industriestandards führten ebenfalls zu Verzögerungen, und für die gefertigten Produkte fehlte vielfach die nötige weiterverarbeitende Industrie. Aus diesem Grund verschiffte die Hindustan Steel 1960 etwa 20.000 t Vorbrammen in die Bundesrepublik,

65 Presse- und Informationsamt der Bundesrepublik an das AA, 24.5.1961, PA, B 61–411/258.

66 Generalkonsulat der BRD Calcutta an das AA, 22.2.1960, PA, B 61–411/134.

67 Vgl. Michael Kohlstruck, Der Fall Mehnert, in: Helmut König (Hrsg.), Der Fall Schwerte im Kontext, Opladen 1998, S. 138–172; Corinna R. Unger, Ostforschung in Westdeutschland. Die Erforschung des europäischen Ostens und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1945–1975, Stuttgart 2007, S. 198–202 und S. 270.

68 Vgl. Norbert Frei/Johannes Schmitz, Journalismus im Dritten Reich, München 1989, S. 173–180; Giselher Wirsing, Die Menschenlawine. Der Bevölkerungszuwachs als weltpolitisches Problem, Stuttgart 1956.

69 Generalkonsulat der BRD Calcutta an das AA, 22.2.1960, PA, B 61–411/134.

um sie dort von der Firma Mannesmann auswalzen und zu Rohren verarbeiten zu lassen, die in Indien gebraucht wurden.⁷⁰ Solch ein Vorgehen war nicht nur unwirtschaftlich, sondern zeigte auch, dass die Annahme, Indien werde mit Rourkela's Hilfe von ausländischen Stahlimporten unabhängig, nur zum Teil aufging. Die Situation wurde dadurch verschärft, dass die Sowjetunion, die ihren Einfluss auf Indien vertiefen wollte, weitere Hüttenwerke zu bauen plante.⁷¹ Damit stieg auch der Druck auf das Vorzeigeprojekt Rourkela.⁷²

Reformen

Um Rourkela's soziale und politische Missstände zu beheben, gab der Interministerielle Ausschuss für Bildungs- und Sozialhilfe des Bundestages 1963 ein Gutachten über »Begleiterscheinungen der Industrialisierung im sozialen Bereich im Raume Rourkela (Indien)« in Auftrag. Als Gutachter wurden vier Experten bestellt: Dr. Erna Sailer, die Sonderbeauftragte der UNO für Flüchtlingsfragen, die sich mit Fragen der Sozialarbeit in Rourkela befassen sollte; Dr. Krista Rauhut, eine Mitarbeiterin der *Food and Agriculture Organization*, verantwortlich für das Problem der Werksfürsorge; Diplom-Volkswirt Jan Bodo Sperling vom Institut für Politische Wissenschaft der Universität Aachen, der für Fragen der Sozialbetreuung von Indern und Deutschen in Rourkela zuständig sein sollte; und Franz Lepinski, ein ehemaliger DGB-Funktionär, der den Bereich Arbeiterbildung und Gewerkschaftswesen übernahm.⁷³ Bemerkenswert scheint, dass zwei promovierte Frauen an der Begutachtung mitwirkten, die für zwei der größten internationalen Organisationen arbeiteten. Entwicklungspolitik war Anfang der Sechzigerjahre längst keine nationalstaatliche Angelegenheit mehr, und die Teilnahme von hochqualifizierten Frauen an entsprechenden Projekten (obwohl bzw. gerade im »klassisch weiblichen« Tätigkeitsbereich der Sozialarbeit) weist darauf hin, dass die Entwicklungspolitik ihren exklusiven Charakter als Instrument der Außen- und Außenwirtschaftspolitik einzubüßen begann.

Das Expertenkomitee erstellte ein Gutachten, das die soziale Situation Rourkela's als »außerordentlich unbefriedigend« beschrieb. Zum einen sei unübersehbar, »wie stark das Verhalten der Rourkela-Deutschen die Verhältnisse (auch die Produktionsverhältnisse!) in Rourkela mitbeeinflussen [sic].«⁷⁴ Zum anderen erweise sich der »Zusammenprall der traditionellen Sozialordnung des Kastenwesens mit den Erfordernissen einer auf moder-

70 Vgl. *Röh*, S. 376 und S. 410. Vgl. auch Berichte, ungezeichnet, ohne Datum [Sachverständigen-Bericht über den Zustand des Stahlwerks, 1961], BAK, B 102/121996; Botschaft der BRD Bangkok an das AA betr. Eindruck von »Rourkela« auf die Teilnehmer der ECAFE-Sitzung in Rourkela vom 10.–23.12.1960, ohne Datum (1960), PA, B 61–411/270; Botschaft der BRD Delhi an das AA, 11.8.1961, ebd.

71 Eines dieser Werke war Bokaro, an dessen Bau sich ursprünglich die USA hatten beteiligen wollen; aufgrund des Widerstands des amerikanischen Repräsentantenhauses kam diese Zusammenarbeit nicht zustande und die UdSSR übernahm das Projekt. Vgl. *K. Nagaraj*, Iron and Steel, in: *Social Scientist* 5, 1977, H. 6–7, S. 139–159, hier: S. 141 und S. 147; *Lanier*, S. 144 f.; *Bearth*, S. 20 f.

72 Vgl. Botschaft der BRD New Delhi an das AA betr. Sowjetische Hilfe beim Aufbau der indischen Wirtschaft, 10.7.1964, PA, B 37/38. Vgl. auch *Padma Desai*, The Bokaro Steel Plant. A Study of Soviet Economic Assistance, New York 1972. 1973 wurde die Aufsicht über die indischen Stahlwerke in der Steel Authority of India Ltd. zusammengeführt; seitdem ist SAIL einer der größten Industriekomplexe in Indien. Vgl. <http://www.sail.co.in/about_b_history.asp> [7.11.2007].

73 Vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ), II B 5 – T 7420 – 29/64, Schreiben an die Bundesministerien betr. Sozialgutachten Rourkela, 27.8.1964, BAK, B 116/21635.

74 Ebd.

nen Produktionsmethoden beruhenden Wirtschaft« als überaus problematisch. Von dieser Kollision sei nicht nur das Werk, sondern auch die Umgebung Rourkela betroffen, da die benachbarten Dörfer »immer mehr in den Sog des wirtschaftlichen und sozialen Umwandlungsprozesses [geraten], der vom Werk in Rourkela ausgelöst bzw. beschleunigt wird.« Mit Sorge betrachtete man in Bonn die »Zusammenballung der Arbeitslosen in unvorstellbaren Elendssiedlungen vor den Toren der Stadt«, die als »außerordentlich anfällig für kommunistische Infiltration« galten.⁷⁵ Die Hoffnung der indischen Regierung, dass mit dem Bau eines Industriekomplexes die umliegende Region vom wirtschaftlichen Aufschwung erfasst werde, erwies sich als verfehlt. Anstatt zu Ausstrahlungszentren moderner Lebens- und Wirtschaftsformen zu werden, entwickelten sich die meisten industriellen Anlagen in Indien weitgehend unabhängig von ihrer Umgebung, und der Gegensatz zwischen städtischem und ländlichem Leben verstetigte sich. So auch der Eindruck eines westdeutschen Besuchers, der 1965 schrieb: »Das Werk steht in einer fast unbesiedelten Gegend, die Bewohner der Stadt sind von dem Werk völlig abhängig, alles Leben ist ausschließlich auf das Werk bezogen. [...] Diese Stadt hat nicht den Charakter eines Gemeinwesens, sondern den eines Nebenbetriebes des Stahlwerks.«⁷⁶ Damit wuchs die westdeutsche Befürchtung, dass Indien doch anfälliger für den Kommunismus sei als angenommen. Hatte bis Ende der Fünfzigerjahre relative Zuversicht geherrscht, dass das Land unter Nehru dem Westen treu bleiben werde, trug die Intensivierung der indisch-sowjetischen Beziehungen unter dem Eindruck der sino-sowjetischen und sino-indischen Konflikte dazu bei, dass Indiens Position im Kalten Krieg wieder als zunehmend prekär wahrgenommen wurde.⁷⁷

Nicht nur aus ökonomischen Gründen schien es deshalb erforderlich, die Probleme in Rourkela zu beheben und damit die gesamte Region zu stabilisieren. In diesem Sinne entwickelten die Rourkela-Gutachter ein Drei-Stufen-Programm sozialer Maßnahmen. Es sah vor, Sozialarbeiter, Fachkräfte zur Arbeiterbildung und Lehrkräfte, einen Arzt sowie Ausstattungs- und Notfallhilfen nach Rourkela zu entsenden und die westdeutsch-indischen Beziehungen zu verbessern. Dazu sollte u. a. ein Entwicklungsprojekt im alten Teil der Stadt Rourkela durchgeführt werden, um die dortigen Lebensbedingungen zu erleichtern. Vorbild war ein von der amerikanischen Ford Foundation und dem *America Service Committee* initiiertes und betreutes Sanierungsprojekt in New Delhi, das auf Hilfe zur Selbsthilfe und nachbarschaftliches Engagement setzte.⁷⁸ Solche Maßnahmen waren aufgrund des rasanten Wachstums, das die Region Rourkela in den Sechzigerjahren erlebte – 91 Prozent zwischen 1961 und 1971 –, von unübersehbarer Dringlichkeit.⁷⁹ Die Kosten für das Rourkela-Programm wurden auf insgesamt mehr als DM drei Mio. geschätzt.⁸⁰

Vielleicht wichtiger als die recht schematischen Reformmaßnahmen war die mit dem Gutachten verbundene Einsicht in die entwicklungspolitischen Herausforderungen, die

75 Vgl. Bundeskanzleramt, Referat 6, Vermerk betr. Sozialgutachten Rourkela, 9.9.1964, BAK, B 136/2984.

76 Dr. Karl Atzenroth, Bericht über die Indienreise einer Delegation des Bundestagsausschusses für Entwicklungshilfe vom 2. April 1965 bis zum 26. April 1965, Nur zum persönlichen Gebrauch, BAK, B 213/3568. Vgl. auch *Abanti Kundu*, Urbanisation in India. A Contrast with Western Experience, in: *Social Scientist* 11, 1983, H. 4, S. 37–49, hier: S. 46; *Irvin Roth*, Industrial Location and Indian Government Policy, in: *Asian Survey* 10, 1970, H. 5, S. 383–396, hier: S. 389.

77 Vgl. *Das Gupta*, S. 189 ff. und S. 197 ff.

78 Vgl. BMZ, II B 5 – T 7420 – 29/64, Schreiben an die Bundesministerien betr. Sozialgutachten Rourkela, 27.8.1964, BAK, B 116/21635.

79 Vgl. *Kundu*, S. 47, Tabelle 3.

80 Vgl. BMZ, II B 5 – T 7420 – 29/64, Schreiben an die Bundesministerien betr. Sozialgutachten Rourkela, 27.8.1964, BAK, B 116/21635.

ein Industrialisierungsprojekt wie Rourkela mit sich brachte. So stellte das BMZ 1964 fest:

»Die Ergebnisse des Sozialgutachtens legen zwingend nahe, dass künftig Industrialisierungsmaßnahmen und andere wirtschaftliche Vorhaben, denen wegen ihres Umfangs oder aus sonstigen Gründen eine entwicklungspolitisch erhebliche Bedeutung zukommt, nur eingeleitet werden sollten, wenn vor ihrer Einleitung neben den technischen und wirtschaftlichen auch die voraussichtlichen sozialen Folgen der Maßnahmen eingehend geprüft worden sind.«⁸¹

Anders formuliert: »Mit der Finanzierung kostspieliger Stahlwerke wird meist nur wenigen genützt. Im Mittelpunkt unserer Bemühungen steht der *Mensch*, insbesondere seine Ausbildung. Keine Mark ohne Mann.«⁸² Darin war impliziert, dass das BMZ seine eigenen Strategien zu formulieren und realisieren beanspruchte und nicht länger gewillt war, seine Mittel für Prestigeprojekte auszugeben, die in erster Linie den außen- und deutschlandpolitischen Interessen der Bundesrepublik entsprachen.⁸³ Mit Blick auf Rourkela hieß es in diesem Sinne, die Auswahl der westdeutschen Mitarbeiter müsse künftig differenzierter gehandhabt werden: »Die Auslese darf sich nicht nur auf die berufliche Eignung und Erfahrung, sondern muss sich auch auf die charakterliche Haltung und Zuverlässigkeit erstrecken. Bei den deutschen Bewerbern muss Verständnis für den Sinn der deutschen Entwicklungspolitik in Indien vorausgesetzt werden.«⁸⁴

Dieses Umdenken schlug sich u. a. darin nieder, dass die Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (DSE) Mitte der Sechzigerjahre begann, Vorbereitungskurse für westdeutsche Ingenieure, Techniker und deren Familien abzuhalten, die nach Rourkela gingen. Auf diese Weise sollten die Fachkräfte und ihre Familien für die kulturellen Differenzen sensibilisiert werden, die sie dort erwarteten. In getrennten Kursen erhielten die Männer Einführungen in die Politik, Verfassung und Wirtschaft Indiens, während die Frauen mit dem kulturellen Leben, der Stellung der indischen Frau sowie Fragen der Haushaltsführung und Kindererziehung in der Fremde vertraut gemacht wurden. Der Schulungsfilm »Auch wenn Dir mal der Kragen platzt« sollte auf die bevorstehenden Herausforderungen vorbereiten und Konflikte am Arbeitsplatz vermeiden helfen.⁸⁵

Dass es in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre gelang, das Stahlwerk zur beinahe vollständigen Auslastung zu führen, die technische Leitung Ende 1965 in indische Hände zu übergeben und die Zahl des westdeutschen Fachpersonals auf 40 zu reduzieren, weist darauf hin, dass sich die Investitionen in die Verbesserung der sozialen Verhältnisse auszahlten.⁸⁶ 1975 hatte Indiens jährliche Stahlproduktion 6,26 Mio. Tonnen erreicht; Rourkela's Anteil daran betrug etwa ein Sechstel und machte das Werk zu einem der erfolgreichsten in Indien.⁸⁷ Gegen die Stagnation von Indiens industrieller Produktionsrate, die nach einem Jahresdurchschnitt von sieben Prozent zwischen 1951 und 1965 auf we-

81 Ebd.

82 BMZ, I B/1 an Herrn Dr. Ulshöfer betr. Redezettel für den Herrn Bundeskanzler, 4.8.1965, BAK, B 213/3568. Hervorhebung im Original.

83 Vgl. *Manfred Glagow/Andreas Stucke*, Die Etablierung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) und die Rolle seiner Gründungsmitglieder 1961–1963. Personelle Gestaltungsräume bei der Herausbildung administrativer Strukturen, in: *Glagow/Gotsch/Stucke*, S. 1–90, hier: S. 40–69.

84 BMZ, II B 5 – T 7420 – 29/64, Schreiben an die Bundesministerien betr. Sozialgutachten Rourkela, 27.8.1964, BAK, B 116/21635. Zur Kritik des BMZ an der Orientierung der Entwicklungshilfe an der Hallstein-Doktrin vgl. *Glagow/Stucke; Das Gupta*, S. 334.

85 Vgl. die Unterlagen in PA, B 61 III B 7/132; zu den Schulungen vgl. auch den Beitrag von *Hubertus Büschel* in diesem Band.

86 Vgl. 5. Sachverständigen-Bericht über das Hüttenwerk Rourkela, vertraulich, April 1966, BAK, B 116/21635.

87 *Nagaraj*, S. 140, Tabelle 1 und S. 146, Tabelle 4; *Röh*, S. 466–470.

niger als jährlich vier Prozent zwischen 1970 und 1975 absank, kam Rourkelas Erfolg allerdings nicht an; von 1969 bis 1975 verfünffachten sich die aufgewendeten Mittel für den Import von Eisen und Stahl nach Indien. Hindustan Steel konnte Mitte der Sechzigerjahre zwar erste Gewinne verzeichnen, doch insgesamt machte das Unternehmen von 1958 bis 1974 Verluste in Höhe von fast Rs. 2462 Mio.⁸⁸

Paradigmenwechsel: Von der Industrialisierung zur Grünen Revolution

Nach einem vorläufigen Höhepunkt Ende der Fünfzigerjahre verlangsamte sich der indische Industrialisierungsboom. Dies ging einerseits auf Indiens politische und militärische Konflikte mit Pakistan und China⁸⁹, andererseits auf die wachsende Brisanz der Ernährungsproblematik zurück. Die indische landwirtschaftliche Produktion wurde Ende der Fünfzigerjahre von einer Dürre erschüttert. In dieser Situation kamen die indischen Planer von ihrer Konzentration auf die forcierte Industrialisierung ab und begannen der Nahrungsmittelversorgung größere Aufmerksamkeit zu widmen.⁹⁰ In den späten Fünfzigerjahren initiierte die indische Regierung landesweite Projekte zur Steigerung der Agrarproduktion, die zu jener Zeit einen historisch niedrigen Stand erreicht hatte. Zwischen 1911 und 1947 war die Menge an verfügbaren Nahrungsmitteln um jährlich ein Prozent gesunken, und 1951 waren zwar etwa 80 Prozent der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt, doch die Agrarproduktion machte nur 59 Prozent des indischen Brutto-sozialprodukts aus.⁹¹ Die Dürren verschärften die Ernährungssituation nochmals und stellten eine gravierende Bedrohung sowohl für Teile der Bevölkerung als auch für Indiens politische Stabilität dar.

Aus diesem Grund erhöhten die USA und das *Aid India Consortium* (Mitglieder des Konsortiums, das die Finanzierung der indischen Fünfjahrespläne sichern sollte, waren die westlichen Staaten, die Weltbank und die *Agency for International Development* [AID]) im Verlauf der Sechzigerjahre sukzessive ihren Druck auf die indische Regierung und machten weitere Hilfe davon abhängig, dass Indien mehr zur Verbesserung der Ernährungslage unternahm. Geleitet von der Formel »toughness plus performance plus compassion« praktizierte US-Präsident Lyndon B. Johnson gegenüber Indien eine Politik der »kurzen Leine«, um Reformen zu befördern. Vor allem sollte Indien mehr Dünger importieren, produzieren und einsetzen, neue Getreidesorten anpflanzen, die Bewässerung und Schädlingsbekämpfung verbessern und eine gezielte Preispolitik durchsetzen, um Anreize zur Produktionssteigerung zu schaffen. Ziel dieser Maßnahmen war es, Indien auf dem Gebiet der Nahrungsversorgung von ausländischer Hilfe unabhängig zu machen, seine Position gegenüber dem mächtiger werdenden China zu stärken und die Region im Sinne des Westens zu stabilisieren. Unter der neuen Ministerpräsidentin Indira Gandhi, die Anfang 1966 ins Amt kam, stimmte Indien den geforderten wirtschafts- und finanzpolitischen Schritten (Abwertung der indischen Rupie, Liberalisierung der Importbestimmungen, weniger staatliches und mehr privates Engagement in der Entwicklungspolitik) zu und sicherte sich damit die finanzielle und politische Unterstützung des Westens.⁹²

88 Vgl. *Satish Mishra*, Industrialisation in India, in: *Social Scientist* 6, 1978, H. 8, S. 49–64, hier: S. 61; *Nagaraj*, S. 147 ff., Tabelle 6 und 7 und S. 152.

89 Vgl. *Das Gupta*, S. 206 ff. und S. 290–296.

90 Vgl. *Lanier*, S. 117–120, S. 131 f., S. 208–211 und S. 249–252; *Fieldhouse*, S. 309 f.; *Mann*, S. 188 f. und S. 305.

91 Vgl. *Fieldhouse*, S. 301.

92 Vgl. *Bearth*, S. 162, S. 174, S. 243 und Kapitel 5 (Zitat S. 176); *Kristine C. Harper/Ronald E. Doel*, Environmental Diplomacy in the Cold War. Weather Control, the United States, and India (1966–1967), in: *John R. McNeill/Corinna R. Unger* (Hrsg.), *Environmental Histories of the Cold War*, New York 2008 (im Erscheinen); *Lanier*, S. 237–257; *W. D. Posgate*, Fertilizers for India's Green Revolution. The Shaping of Government Policy, in: *Asian Survey* 14, 1974, H.

Das »Intensive Agricultural District Program« (später »Intensive Agricultural Area Program«), das die Ford Foundation Anfang der Sechzigerjahre in Kooperation mit indischen Behörden organisierte und finanzierte, war ein Paradebeispiel für die Neuorientierung des indischen Entwicklungsansatzes. In den Fünfzigerjahren hatte sich die indische Regierung auf die reformerische Methode des *community development* konzentriert, d. h. auf die Einbindung der Dorfbevölkerungen in das Bemühen, die landwirtschaftlichen Erträge und Einkommen sowie den allgemeinen Lebensstandard zu erhöhen und alle Regionen gleichmäßig zu fördern. In Abkehr von diesem Ansatz ging es nun, in den frühen Sechzigerjahren darum, innerhalb kürzester Zeit mit wissenschaftlich-technologischen Mitteln die Agrarproduktion in ausgesuchten Gebieten zu intensivieren. Institutionalisiert wurde die neue Strategie im Rahmen der sogenannten Grünen Revolution, die auf neugezüchtete Getreidesorten, Kunstdünger und verbesserte Bewässerungs-, Versorgungs- und Vermarktungsmöglichkeiten setzte.⁹³ Dank dieser Maßnahmen stieg die landwirtschaftliche Produktion in einigen Bezirken deutlich an, und 1972 kam Indien erstmals ohne amerikanische Weizenlieferungen aus. Der Erfolg hatte seinen Preis: Durch die Eingriffe in die traditionellen Bewässerungs- und Bewirtschaftungssysteme, die Konzentration auf Monokulturen und die Verwendung von Pestiziden und Herbiziden kam es zu schwerwiegenden ökologischen Schäden. Zugleich forderte die Kommerzialisierung der Landwirtschaft die dörfliche Solidarität in einigen Regionen so stark heraus, dass es zu teils gewaltsamen Konflikten kam. Parallel dazu vertieften sich die bestehenden sozialen und materiellen Ungleichheiten, denn von den Reformmaßnahmen profitierten in erster Linie die bereits wohlhabenden Bauern, während die arme Landbevölkerung nur geringen Anteil an der Einkommenssteigerung hatte.⁹⁴

Gegen die in diesem Zusammenhang an Einfluss gewinnende ländliche Elite kamen die Befürworter der ursprünglich vorgesehenen Landreform nicht an. Die Widerstände gegen sozialistische Ideen, die Nehru bis zu seinem Tod 1964 propagiert hatte, waren inzwischen zu stark, als dass sich eine Umverteilung hätte durchsetzen lassen, und angesichts der brisanten Ernährungssituation schien für langfristige, auf strukturelle Veränderungen setzende Konzepte keine Zeit. Der amerikanische Botschafter in Indien, Chester Bowles,

8, S. 733–750, hier: S. 741–746. Zur Entstehungsgeschichte des Aid India-Konsortiums und zur Beteiligung der Bundesrepublik vgl. *Das Gupta*, S. 167–173 und S. 106.

93 Vgl. *Nick Cullather*, *Miracles of Modernization. The Green Revolution and the Apotheosis of Technology*, in: *Diplomatic History* 28, 2004, H. 2, S. 227–254; *Lanier*, S. 131 f. und S. 209 ff.; *George Rosen*, *Western Economists and Eastern Societies. Agents of Change in South Asia, 1950–1970*, Baltimore etc. 1985, S. 76–83; *Corinna R. Unger*, *Modernization à la mode. West German and American Development Plans for the Third World*, in: *Bulletin of the German Historical Institute* 40, 2007, S. 143–159, hier: S. 150–153. Zum Anteil amerikanischer Stiftungen an der Einführung neuer Getreidesorten und dem Ausbau der Agrarforschung in Indien vgl. *Arthur A. Goldsmith*, *The Rockefeller Foundation Indian Agricultural Program. Why It Worked*, in: *Soma Hewa/Philo Hove* (Hrsg.), *Philanthropy and Cultural Context. Western Philanthropy in South, East, and Southeast Asia in the 20th Century*, Lanham 1997, S. 85–114; *Gary R. Hess*, *The Role of American Philanthropic Foundations in India's Road to Globalization During the Cold War Era*, in: *Soma Hewa/Darwin H. Stapleton* (Hrsg.), *Globalization, Philanthropy, and Civil Society. Toward a New Political Culture in the Twenty-First Century*, New York 2005, S. 51–71; *Corinna R. Unger*, *Investing in Modernity. Amerikanische Stiftungen in der Dritten Welt seit 1945*, in: *Thomas Adam/Simone Lässig/Gabriele Lingelbach* (Hrsg.), *Stifter, Spender und Mäzene. USA und Deutschland im historischen Vergleich*, Stuttgart 2008 (im Erscheinen).

94 Vgl. *Karanjot Kaur Brar*, *Green Revolution. Ecological Implications*, New Delhi 1999; *Pierre Spitz*, *The Green Revolution Re-Examined in India*, in: *Bernhard Glaser* (Hrsg.), *The Green Revolution Re-Visited. Critique and Alternatives*, London 1987, S. 56–75; *Vandana Shiva*, *The Violence of the Green Revolution. Third World Agriculture, Ecology and Politics*, Penang 1991; *Bearth*, S. 280; *Mann*, S. 188 f.

sprach sich 1964 nochmals für eine Bodenreform aus und plädierte dafür, die Bedürfnisse der indischen Kleinbetriebe stärker zu berücksichtigen, doch die Johnson-Administration zweifelte »an der Durchführbarkeit einer Landreform und gab, auf Kosten von sozialen Maßnahmen, der technologischen Lösung den Vorrang«.⁹⁵ Damit stützte sie die Position der indischen Instanzen, die moderne Methoden der landwirtschaftlichen Reform vorzogen. Somit fand Indien in den späten Sechzigerjahren nicht zuletzt über die technokratische Modernisierung der Landwirtschaft endgültig zum westlich-kapitalistischen Modell. Gegen die westlichen Technologien und Finanzhilfen kam die Sowjetunion, die ihre Unterstützung weitgehend ohne Rücksicht auf ökonomische Gesichtspunkte nach politischen Kriterien vergab und dadurch bald in wirtschaftliche Bedrängnis geriet, letztlich nicht an; ohnehin machte die Hilfe des Ostblocks nur zehn Prozent aller ausländischen Kapitalhilfen für Indien aus.⁹⁶ Dank der wirtschaftlichen Übermacht ging der Wettbewerb zwischen Ost und West um Indien eindeutig zu westlichen Gunsten aus, trotz der indischen Sympathien für sozialistische Ideen.

Indiens Entscheidung, bei der Modernisierung der Landwirtschaft den westlich-technologischen Weg einzuschlagen, brachte neue, wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeiten vom Westen mit sich. Bis die indische Wirtschaft in der Lage war, selbst ausreichend Kunstdünger zu produzieren, um die Agrarproduktion zu stabilisieren, vergingen etliche Jahre. Der Vierte Fünfjahresplan hatte vorgesehen, Indien auf dem Gebiet der Düngemittelproduktion autark zu machen, doch aufgrund des Konflikts mit Pakistan wurde der Plan ausgesetzt, so dass das Land länger als vorgesehen auf westliche Lieferungen angewiesen blieb.⁹⁷ Intensiviert wurde diese Abhängigkeit durch neuerliche, schwere Dürren in den Jahren 1964 bis 1967, die sich mit dem indisch-pakistanischen Krieg überschnitten. Die USA vergaben nach dessen Ende 1966 wieder Kredite an Indien, jedoch nur unter der Bedingung, dass die Regierung das Geld ausschließlich zum Import von Kunstdünger verwendete.⁹⁸ Auch die westdeutsche Düngemittelindustrie profitierte von dieser Situation, und das Auswärtige Amt zeigte sich 1967 zufrieden darüber, dass es gelungen sei, das Exportgeschäft der Bundesrepublik im Zuge ihrer Entwicklungshilfe zu erhöhen.⁹⁹ Dass sich gleichzeitig Indiens Schulden gegenüber dem Westen vervielfachten, wurde als unvermeidbar hingenommen bzw. kam den westlichen Staaten in gewisser Weise sogar entgegen, weil es die Kooperation mit Indien in Fragen des Ost-West-Konflikts und, im westdeutschen Fall, der Deutschlandpolitik erleichterte.

III. FAZIT

Das Beispiel Rourkela macht deutlich, wie eng die außenhandelswirtschaftlichen, geo- und bündnispolitischen sowie philanthropischen Interessen der Geberländer im Umgang

95 Bearth, S. 164. Zur Position der *Food and Agriculture Organization*, die einen konträren Ansatz vertrat, vgl. Amy L. S. Staples, *The Birth of Development. How the World Bank, Food and Agriculture Organization, and World Health Organization Changed the World, 1945–1965*, Kent/OH 2006, S. 105–112.

96 Vgl. Botschaft der BRD New Delhi an das AA, 10.7.1964, PA, B 37/38.

97 Noch 1980 produzierte Indien nur 60 % des benötigten Stickstoffdüngers selbst und importierte den Rest. Vgl. Bearth, S. 193. Vgl. auch Botschaft der BRD New Delhi an das AA, 19.11.1968, BAK, B 116/21637.

98 Vgl. Bearth, S. 173 und S. 256. Vgl. auch die Unterlagen zu den 1967 geführten Verhandlungen der westlichen Länder über Hilfsleistungen für Indien in BAK, B 136/2985. Zum Interesse der amerikanischen Chemie- und Düngemittelindustrie am indischen Markt vgl. Posgate.

99 Vgl. AA, III B 1 – 80.06/0, Anlage 3: Überprüfung der Ergebnisse unserer Entwicklungshilfe. Vorläufige Auswertung der Berichterstattung auf den RE Nr. 42 vom 5. Okt. 1966, 22.2.1967, BAK, B 213/3637. Vgl. auch Das Gupta, S. 459.

mit den dekolonisierten Ländern verwoben waren. Von Entwicklungshilfe im engeren Sinne lässt sich für Rourkela nur bedingt sprechen. Zwar war das Stahlwerksprojekt seitens des westdeutschen Firmenkonsortiums auch nicht als Entwicklungshilfe konzipiert, doch die Bundesregierung betonte immer wieder den uneigennütigen Charakter des Projekts, um die hohen Summen zu rechtfertigen, die sie in die privatwirtschaftliche Unternehmung investierte. Hinzu kam die Erfahrung, dass die Bundesrepublik nach dem Krieg selbst von ausländischer Hilfe profitiert hatte. So war in entwicklungspolitischen Grundsatztexten häufig von einem ›Marshallplan‹ für die Entwicklungsländer die Rede, womit nicht nur der wirtschaftliche Aufbau gemeint war: Es ging auch um die politische und kulturelle Modernisierung der ›rückständigen‹ Gesellschaften und ihre Integration in den Westen. Der eindrucksvolle Aufstieg der Bundesrepublik zu einer der führenden Wirtschafts- und Exportnationen innerhalb von wenigen Jahren hatte das Selbstbewusstsein der Westdeutschen ungemein gestärkt, und Rourkela spiegelte diesen Erfolg auf einmalige Weise. Dabei ging es nicht nur darum, die Ausfuhraten zu steigern: Der Export ›deutscher Leistung‹ gab den Westdeutschen auch die Möglichkeit, sich wieder als respektable Mitglieder der Weltgemeinschaft zu etablieren – und zwar nicht zuletzt dadurch, dass sie aktiv zur Stärkung des Westens beitrugen, indem sie Indiens Industrialisierung beförderten.

Dass sich westliche Politiker, Experten und Wirtschaftsvertreter bemühten, die Dritte Welt von den Vorteilen des kapitalistischen Systems zu überzeugen, überrascht angesichts der Herausforderungen des Ost-West-Konflikts und der Dekolonisation kaum. Interessanter ist, welche Annahmen über die Entwicklungsländer sie zugrunde legten, welcher Methoden sie sich bedienten und wie sie reagierten, wenn ihre ehrgeizigen ordnungspolitischen Konzepte auf Hindernisse stießen. An solchen Situationen wird deutlich, wie fragil die an sich so attraktive Vorstellung von der Modernisierung ganzer Gesellschaften ›aus einem Guss‹ war. Dahinter standen der Glaube, Gesellschaftsordnungen planen und mit Hilfe wissenschaftlich fundierter Konzepte realisieren zu können, und die Überzeugung, dass diese Konzepte universell gültig, da frei von ideologischem Ballast seien. Gegenüber dem Dogmatismus der Kalten Kriege und dem Enthusiasmus, mit dem die Experten ›ins Feld‹ zogen, verschwand der Reduktionismus, auf dem diese Selbst- und Fremdwahrnehmung basierte, weitgehend aus dem Blick.

Den Helfern ›vor Ort‹ zeigte die Erfahrung, dass ihre Modernisierungsansätze in Konflikt mit bestehenden Strukturen, Interessen und Werten gerieten, die Grenzen der Umsetzbarkeit der theoretischen Konzepte auf. Anstatt mit dem philanthropisch und exportorientierten Transfer hochmoderner Technologie zur Industrialisierung und wirtschaftlichen ›Erschließung‹ Indiens beizutragen und das Land auf diese Weise ökonomisch und politisch in den Westen zu integrieren, scheiterte das Projekt auf grandiose Weise. Rourkela wurde zum Inbegriff überhöhter Erwartungen, missverstandener Wertannahmen und geflissentlich ignorierte kultureller Differenzen. Die Hoffnung, das Stahlwerk könne als Ausstrahlungszentrum westlicher Werte dienen, erlitt eine herbe, aber letztlich heilsame Enttäuschung. Sie weckte die Sensibilität der Verantwortlichen für kulturelle Differenzen und verdeutlichte, wie wichtig es war, die Spezifika der Empfängergesellschaften in die Konzeption der Entwicklungsprojekte zu integrieren. Insofern stellte die ›Erfahrung Rourkela‹ einen Wendepunkt in der westdeutschen Entwicklungshilfepolitik dar. Die Entwicklungsexperten revidierten ihre Ziele und Methoden in direkter Reaktion auf den Verlauf des Stahlwerksprojekts, und das BMZ nutzte die Chance, um sich von der Vereinnahmung durch wirtschafts- und außenpolitische Interessen zu emanzipieren und seinen Gestaltungsspielraum zu erweitern.

Auf indischer Seite trug die Einsicht, dass die Industrialisierung weit komplizierter sei als ursprünglich gedacht, dazu bei, dass die zeitweilig vernachlässigte Agrar- und Ernährungsproblematik größere und ernsthaftere Aufmerksamkeit erhielt. Angesichts des poli-

tischen Drucks, dem Indien von vielen Seiten, vor allem von den USA ausgesetzt war, und der Begeisterung der indischen Planer für technokratische Modernisierungsansätze geriet dabei das Ziel, die Lebensbedingungen einer möglichst großen Zahl an Menschen auf möglichst demokratische Weise zu verbessern, in den Hintergrund. Output-Steigerungen mit modernen Mitteln und geleitet von dem Ziel, für den Weltmarkt zu produzieren, fanden bei der indischen Elite mehr Zuspruch als das Bemühen, den Dorfbevölkerungen durch strukturelle Maßnahmen zu größerer Eigenständigkeit zu verhelfen. Insofern brachte die indische Unabhängigkeit zwar erweiterte politische, aber nicht notwendig individuelle Freiheit. Und auch die politische Unabhängigkeit hatte ihre Grenzen. Die Konflikte mit China und Pakistan behinderten innenpolitische Reformen, und die Angewiesenheit auf Devisen, Kredite, Technologie- und Düngemittelimporte aus dem Westen schränkte Indiens politischen Handlungsfreiraum erheblich ein. Die Aufbruchsstimmung der Fünfzigerjahre, in denen Indiens Modernisierung allein als eine Frage der Zeit und des guten Willens gegolten hatte, verlor sich im folgenden Jahrzehnt. Sie machte einer pragmatischen Politik der Problembewältigung Platz, in der kaum mehr Raum für grundsätzliche gesellschaftliche Reformen war. Ihren vorläufigen Höhepunkt fand diese Entwicklung Mitte der Siebzigerjahre, als die indische Regierung einen mehrjährigen Ausnahmezustand verhängte, um politische Unruhen mit autoritären Mitteln einzudämmen.

Spätestens zu dieser Zeit wurde deutlich, dass das Modernisierungsversprechen der Fünfzigerjahre in vielerlei Hinsicht eine Illusion gewesen war, und die Erfahrung mit Projekten wie Rourkela vertiefte diesen Eindruck. Dass die Aussicht, früher oder später die Moderne mit all ihren sozialen, politischen und wirtschaftlichen Vorteilen zu erreichen, in weite Ferne rückte, bedeutete für viele der betroffenen Menschen einen tiefgreifenden visionären Verlust.¹⁰⁰ Es wäre lohnend, in einem weiteren Schritt nach den Hoffnungen und Erwartungen zu fragen, die jene Inderinnen und Inder mit Rourkela verbanden, die aktiv an dem Stahlwerksprojekt beteiligt oder von ihm betroffen waren. Die Geschlechterblindheit des Modernisierungsansatzes ist von der historischen Forschung bislang weitgehend übernommen worden; die Frage, inwiefern Frauen eine besondere Rolle im Modernisierungsprozess zukam und in welcher Weise sie für sich neue Chancen erkannten, ist noch nicht systematisch untersucht worden. Dabei wäre es überaus interessant zu erfahren, ob und auf welche Weise ein Stahlwerksprojekt wie Rourkela dazu beitrug, die tradierte indische Geschlechterordnung zu verändern, welche Diskussionen darüber in der indischen Gesellschaft geführt wurden und welche Bedeutung dies für die Wahrnehmung und Aktivität von Frauen in der Öffentlichkeit hatte. Nicht zuletzt das zunehmende Interesse an Demografie, »Bevölkerungspolitik« und Geburtenkontrolle in Zusammenhang mit den Debatten um die angebliche »Überbevölkerung« in der Dritten Welt seit den Fünfzigerjahren legt solche Untersuchungen dringend nahe.¹⁰¹

100 Vgl. *Ferguson*, S. 174 ff.

101 Vgl. *Matthew Connelly*, *Fatal Misconception. The Struggle to Control World Population*, Cambridge/MA 2008; *Marc Frey*, Experten, Stiftungen und Politik. Zur Genese des globalen Diskurses über Bevölkerung seit 1945, in: *Zeithistorische Forschungen* 4, 2007, H. 1+2, S. 137–159.

Andreas Hilger

Revolutionsideologie, Systemkonkurrenz oder Entwicklungspolitik?

Sowjetisch-indische Wirtschaftsbeziehungen in Chruschtschows Kaltem Krieg*

»Ja Indiju našla – ich habe Indien entdeckt!« Das ist das Leitmotiv einer poetisch-rührseligen Skizze des sowjetischen Schriftstellers Viktor Astafjew aus dem Jahre 1965. Sie handelt von der Vorkriegskindheit der Russin Sascha Krajuschkina, die in einer Stadt namens Kanawinsk aufwächst, eine Berufsausbildung absolviert und im Zweiten Weltkrieg fällt. Die Ansiedlung des sowjetisch-indischen Kontakts in den 1930er-Jahren erklärt sich aus dem Bemühen, aktuell relevante, unterschiedliche Themen wie Weltkrieg und »Dritte Welt«¹ literarisch zusammenzuhalten, und kann sich nicht etwa auf intensive historische Erfahrungen der Komintern-Jahre stützen.² Sascha findet ihr Indien in den Trümmern eines abgebrannten Hauses – es sind Bilder auf angekohltem Papier. »Von dem glänzenden, knisternden, wie durch ein Wunder erhaltenen Einschlagpapier«, so schildert Astafjew den Moment, »blickte ein schöner, blauäugiger Mann mit gelbem Turban und in rotem Mantel auf Sascha. Hinter seinem Rücken schimmerten grüne, verästelte Palmen mit gelben Stämmen, und zwischen ihnen schlich ein gelber, satter Tiger [...]. »Indien!«, flüsterte das Mädchen.«³

Astafjews Erzählung spiegelt Vorstellungen über Indien wider, wie sie in der Sowjetunion der 1950er- und 1960er-Jahre weit verbreitet waren. »Die Darstellung Indiens in unserer Literatur und im Kino ist primitiv«, beschwerte sich Chruschtschow nach seiner ersten Asienreise Ende 1955 bei seinen Kollegen im sowjetischen Machtzentrum, dem ZK-Präsidium.⁴ Doch auch er betrachtete während seines Staatsbesuchs das ganze Land mit den Augen eines »Touristen aus dem Norden« und nahm »Menschen und Natur Indiens« als »Spektakel« und als »Theaterschauspiel« wahr. Allein schon das Wort »Dschungel« habe »großen Eindruck« hervorgerufen. Da durfte auch der Ritt auf einem Elefanten – »das war nämlich Exotik!« – nicht fehlen.⁵ Ein »Elefant reitet auf einem Elefanten«, kommentierte Wjatscheslaw Molotow im Nachhinein süffisant.⁶

Der Außenminister und andere konservative Genossen taten sich ohnehin mit der post-stalinistischen Entschlackung internationaler Beziehungen schwer. Diese verfolgte zunächst einmal das Ziel, aus überkommenen Sackgassen in Europa und Asien herauszu-

* Der Beitrag entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts zu den sowjetischen Beziehungen zu Indien und Pakistan 1941 bis 1966, das durch Förderungen der DHI Moskau und London sowie der Gerda Henkel Stiftung, Düsseldorf, ermöglicht wird.

1 Zu Genese und Implikationen des Begriffs vgl. B. R. Tomlinson, *What was the Third World?*, in: JCH 38, 2003, S. 307–321. Der umstrittene Begriff wird im Folgenden aus Gründen der Lesbarkeit ohne Anführungszeichen geschrieben.

2 Zu den weder erfolgreichen noch nachhaltigen Aktivitäten der Komintern gegenüber Indien vgl. u. a. *Sobhanlal Datta Gupta*, *Comintern and the destiny of communism in India: 1919–1943. Dialectics of real and a possible history*, Kolkata 2006.

3 *Viktor Astaf'ev*, *Indija*, in: ders., *Voennye stranicy. Povesti i rasskazy*, Moskau 1986 (Originalausgabe 1965), S. 345–356, hier: S. 348.

4 Protokoll Nr. 175 der Sitzung des ZK-Präsidiums vom 22.12.1955, in: *A. A. Fursenko* (Hrsg.), *Prezidium CK KPSS 1954–1964, Band 1: Černovye protokol'nye zapisi zasedanij. Stenogrammy*, Moskau 2003, S. 72–74.

5 *N. S. Chrusčev*, *Vremja, ljudi, vlast'*, Bd. 3, Moskau 1999, S. 317, 322, 358 f.

6 Zit. nach *William Taubman*, *Khrushchev. The man and his era*, New York 2003, S. 354.

finden sowie ideologisch-politische Selbstblockaden aufzulösen. Ihr Motiv war, internationale Perspektiven und Handlungsspielräume zu erweitern, um *alle* Möglichkeiten, die auch unter dem Damoklesschwert des thermonuklearen Infernos für das antizipierte Fortschreiten des Sozialismus zu erwarten waren, zu erkennen und zu nutzen. Oder, um es in den Worten Chruschtschows auszudrücken: »den Sieg des Sozialismus in der ganzen Welt um den Preis der geringsten Kosten und Opfer zu gewährleisten«. ⁷ Gegen die erwähnten oppositionellen Standpunkte mussten Chruschtschow und seine Mitstreiter – hier ist vor allem Anastas Mikojan zu nennen – den optimistisch-offensiven internationalen Neustart nach innen machtpolitisch wie ideologisch absichern und verankern. Ersteres gelang etappenweise und resultierte systemgerecht in der hohen Dominanz des Ersten Sekretärs – der 1958 auch das Amt des Ministerratsvorsitzenden übernahm – in den internationalen Angelegenheiten der UdSSR. Die ideologische Legitimierung wurde u. a. mit den neuen Leitlinien des XX. Parteitags sowie mit dem Parteiprogramm von 1961 betrieben. ⁸

Die neuen Ansätze betrafen nicht zuletzt die sowjetischen Beziehungen zur Dritten Welt: Die bunten Erinnerungen Chruschtschows unterstreichen ja nicht nur die besondere Prägung internationaler Beziehungen durch die impulsive Persönlichkeit des Parteichefs, sondern auch den exploratorischen Charakter seiner frühen Reisediplomatie. Im Übrigen sprach man in der offiziellen UdSSR je nach ideologisch-staatspolitischem oder (plan-)wirtschaftlichem Kontext lieber von den »Ländern des Ostens«, von »jungen Staaten«, »ehemaligen Kolonien« oder von »in wirtschaftlicher Hinsicht schwach entwickelten Ländern«. ⁹ Daneben wurden Länder der Dritten Welt natürlich weiterhin mit strategischen Augen betrachtet. Anrainern wie Afghanistan, dem Iran oder der Türkei galt so ein spezifisches Interesse der UdSSR, das auch kontinuierliche außenwirtschaftliche Annäherungsversuche an Pakistan motivierte. Immer wieder boten Stalins Nachfolger der im westlichen Paktsystem von *South East Asia Treaty Organization* (SEATO) und Bagdadpakt (ab 1959 *Central Treaty Organization*, CENTO) eingebundenen Islamischen Republik sowjetische Waren und technische Hilfe an. Sie konnten aber erst ab Anfang der 1960er-Jahre bescheidene Erfolge verzeichnen, als das Militärregime Ayub Khans mit dem zielstrebigem Zulfikar Ali-Khan Bhutto in der Regierungsmannschaft die flexiblere Diplomatie pakistanischer »Äquidistanz« in Gang setzte. ¹⁰ Somit weist das Beispiel Pa-

7 Rede Chruschtschows auf der Beratung der Partei- und Regierungschefs der Mitgliedsstaaten des RGW, 6.–7.6.1962, Bundesarchiv-Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin (SAPMO-BArch), DY 30, Nr. 3481, Bl. 1 ff. Zu den sowjetischen internationalen Beziehungen allg. vgl. *Aleksandr Fursenko/Timothy Naftali, Khrushchev's cold war. The inside story of an American adversary*, New York 2006; *Vladislav M. Zubok, A failed empire. The Soviet Union in the cold war from Stalin to Gorbachev*, Chapel Hill 2007, S. 94 ff.; *Ted Hopf, Social construction of international politics. Identities and foreign policies, Moscow, 1955 and 1999*, Ithaca 2002; *Taubman, Khrushchev*.

8 Die Wechselbeziehungen internationaler Entwicklungen und ideologischer Positionierungen, komplexe Einflüsse Chinas oder anderer kommunistischer Projekte sowie die vielschichtigen Auseinandersetzungen innerhalb der UdSSR-Führung können hier nicht weiter nachvollzogen werden. Vgl. neben den in Anm. 7 genannten Titeln etwa die Detailstudie von *Jukka Renkama, Ideology and challenges of political liberalisation in the USSR, 1957–1961. Otto Kuusinen's »Reform Platform«, the state concept, and the path to the 3rd CPSU programme*, Helsinki 2006.

9 Zum sowjetischen Sprachgebrauch vgl. *S. Neil MacFarlane, Superpower rivalry & 3rd World radicalism: The idea of national liberation*, London 1985, S. 143 ff., 161 ff.; *Ragna Boden, Die Grenzen der Weltmacht. Sowjetische Indonesienpolitik von Stalin bis Brežnev*, Stuttgart 2006, S. 99–101.

10 *Stanley Wolpert, Zulfikar Ali Bhutto of Pakistan. His life and times*, New York 1993; *Altaf Gauhar, Ayub Khan. Pakistan's first military ruler*, Karachi 1996.

kistan auf zwei weitere wesentliche Aspekte sowjetischer Beziehungen zur Dritten Welt hin: Die post-stalinistische Führung konnte und wollte außenwirtschaftliche Beziehungen – Handelskontakte und verschiedene Formen der Entwicklungshilfe¹¹ – in einer neuen Qualität als Mittel der Politik einsetzen. Verlauf und Auswirkungen dieser Außenwirtschaftspolitik waren aber, das ist der zweite Punkt, in weitem Umfang von den nur scheinbar passiven »Nehmerländern« abhängig.

Dieser Befund gilt in besonderem Maße für die ungleich intensiveren sowjetisch-indischen Kontakte. Sie nahmen früh breite Dimensionen an und sollten die Chruschtschow/Nehru-Ära langfristig überdauern. Für die Erprobung der neuen internationalen Flexibilität an Indien sprach in post-stalinistischen Augen vor allem Indiens prononciert unabhängige China- und Blockpolitik, die zwangsläufig amerikanischen Vorhaben in Asien diametral zuwiderlief. New Delhi wiederum war aus globalen und noch viel mehr aus regionalpolitischen Gründen zutiefst über die amerikanisch-pakistanischen Militärkooperationen verstimmt und machte sich daran, durch eine intensivere Ostpolitik internationale und regionale Handlungsoptionen zu erweitern.¹² Nehru hatte sich schon 1946/1947 sehr an engeren Kontakten mit der UdSSR interessiert gezeigt, ohne auf sowjetische Gegenliebe zu stoßen. Nach einer gewissen innenpolitischen Konsolidierung, mit dem Ziel einer international aktiven Vermittlungs- und Friedenspolitik vor Augen und mit Blick auf die andauernde Anziehungskraft gerade wirtschaftspolitischer sowjetischer Systemkomponenten stand von indischer Seite dem Ausbau der Beziehungen zunächst kaum etwas im Wege.¹³

Vor diesem Hintergrund beförderten beide Seiten die wirtschaftlichen Kontakte – sei es im Handel, im Bereich der technischen oder der allgemeinen wirtschaftlichen Hilfe oder, wenn auch mit Verzögerung, auf militärischem Feld – aus wohlverstandenen Eigeninteressen. Diese waren nur zum Teil und kaum dauerhaft kompatibel. Ungeachtet der ambivalenten Fundierung gewannen die Beziehungen vor dem Hintergrund der alle Sphären erfassenden Systemkonkurrenz der Supermächte sowie mit Blick auf international wirksame Alternativentwürfe Nehrus in den Augen von Beteiligten wie Beobachtern Signalcharakter für die Beziehungen der UdSSR zu den neuen Staaten in Asien und Afrika. Ihre Ausgestaltung legt somit exemplarisch Kerncharakteristika und -probleme der »Wirtschaftsoffensive«¹⁴ der UdSSR in der Dritten Welt offen.

Die folgenden Ausführungen werden zeigen, dass diese vermeintliche Offensive im Kern vor allem an der Überladung derartiger Wirtschaftsbeziehungen mit Aufgaben sehr unterschiedlicher Zielrichtung krankte: Die Chruschtschow'sche Außenwirtschaftspolitik hatte dem globalen Wettbewerb der Systeme, der Binnenwirtschaft sowie dem Ausbau des sozialistischen Lagers zu dienen. Die sowjetische Politik zeigte sich mit der schwierigen Abstimmung dieser weitgefächerten Zielsetzungen in der Praxis ökonomischer Beziehungen mit Ländern der Dritten Welt, die ihrerseits über eigenständige Entwicklungsagenden und spezifische Rahmenbedingungen verfügten, dauerhaft überfordert. Dies wird nach einer eingehenden Diskussion der Grundlagen und -ausrichtungen sowjetischer Außenwirtschaftspolitik nach 1945 anhand dreier Fallbeispiele der sowjetisch-indischen Wirtschaftsbeziehungen erläutert. Die Kooperation beim Bau des Hüttenwerks Bhilai steht

11 Zur begrifflichen Diskussion und Abgrenzung vgl. *Boden*, *Die Grenzen*, S. 108 ff., 151 ff.

12 Zum Kontext des Kalten Kriegs in Südasien vgl. insb. *Robert J. McMahon*, *The Cold War on the periphery. The United States, India, and Pakistan*, New York 1994; *Bhabani Sen Gupta*, *The fulcrum of Asia. Relations among China, India, Pakistan, and the USSR*, Delhi 1988.

13 Zur indischen Außenpolitik der Nehruära vgl. immer noch *Sarvepalli Gopal*, *Nehru. A biography*, Bde. 2 u. 3, Cambridge 1979 u. 1984; *Charles H. Heimsath/Surjit Mansingh*, *A diplomatic history of modern India*, Bombay 1971.

14 So die Alarmmeldung des NSC: NSC 5909/1 vom 21.8.1959, in: *FRUS 1958–1960*, Vol. XV, S. 29 ff.

für die sowjetische Förderung der indischen staatlichen Schwerindustrie und die klassische sowjetische Entwicklungshilfe, der Export von landwirtschaftlichen Maschinen für die damit verzahnte Mechanisierung der Landwirtschaft und den sowjetischen Außenhandel. Beide Aspekte wiederum waren integraler Bestandteil indischer Wirtschaftsplanung, die auf die technische Hilfe sowjetischer Experten zurückgriff. In allen Feldern beanspruchte die UdSSR herausragende Kompetenzen und Vorbildcharakter. Dabei galten vor allem Planung und Industrialisierung sowjetischen und indischen Partnern als Schlüssel zum Fortschritt – aus Moskauer Sicht hin zum Sozialismus, aus indischer Perspektive hin zur Moderne.

Motive und Entwicklung der sowjetischen Außenwirtschaftsbeziehungen zur Dritten Welt im Allgemeinen und zu Indien im Besonderen haben sowohl die historische als auch die politikwissenschaftliche Literatur seit jeher beschäftigt.¹⁵ Mit dem Zusammenbruch der Zweiten und dem »Ende der Dritten Welt« wurden Forschungen zu den Ost-Süd-Beziehungen indes zunächst einmal weitgehend eingestellt¹⁶, sieht man von einzelnen Höhepunkten des Kalten Kriegs ab.¹⁷ Dieser Umstand war umso bemerkenswerter, als dass Analysen der West-Süd-Begegnungen in den letzten gut 15 Jahren nicht nur wesentlich neue Erkenntnisse zum komplexen Verhältnis von Dekolonisation und Kaltem Krieg vermittelt, sondern auch die Chancen der Erweiterung der Diplomatie- zur Internationalen Geschichte vor Augen geführt haben.¹⁸ Erst jüngst haben sich erste Fallstudien das Poten-

15 Von Bedeutung weiterhin *Elizabeth Kridl Valkenier*, *The Soviet Union and the Third World. An economic bind*, New York 1983; *Stephen Clarkson*, *The Soviet theory of development. India and the Third World in Marxist-Leninist scholarship*, Toronto 1978. Hervorzuheben aber ist *Ellen Brun/Jacques Hersh*, *Soviet-Third World relations in a capitalist world. The political economy of broken promises*, London 1990. Vgl. allg. *Anita Inder Singh*, *The Soviet Union and India: A bibliographical review of writing in English*, in: *The Journal of Communist Studies* 4, 1988, S. 300–326.

16 Als vorläufige Bilanz lesen sich *Alvin Z. Rubinstein*, *Moscow's Third World strategy*, Princeton 1988, sowie *Stephan Merl*, *Entstalinisierung, Reformen und Wettlauf der Systeme 1953–1964*, in: *Stefan Plaggenborg* (Hrsg.), *Handbuch der Geschichte Russlands*, Bd. 5: 1945–1991. Vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion, Stuttgart 2002, S. 175–318, hier: S. 304 ff. Aktuelle russische Arbeiten zu den sowjetisch-indischen Beziehungen sind reine Faktensammlungen oder arbeiten die frühere westliche Forschung auf: u. a. *Aleksandr A. Šilin*, *Strategičeskij balans v Južnoj Azii*, Moskau 2004. Desgleichen gehen neuere indische Darstellungen nicht über den bis 1991 erreichten Forschungsstand hinaus. Repräsentativ: *Jyotsna Bakshi*, *Russia and India. From ideology to geopolitics, 1947–1998*, New Delhi 1999.

17 *Jamil Hasanli*, *At the dawn of the Cold War. The Soviet-American crisis over Iranian Azerbaijan, 1941–1946*, Lanham 2006; *Kathryn Weathersby*, »Should we fear this?« Stalin and the danger of war with America, Washington 2002; *Ilya V. Gaiduk*, *Confronting Vietnam. Soviet policy toward the Indochina conflict, 1954–1963*, Washington 2003; *V. V. Naumkin* (Hrsg.), *Bližnevostočnyj konflikt 1947–1956. Iz dokumentov Archiva Vnešnej politiki Rossijskoj Federacii*, Moskau 2003; *Aleksandr Fursenko/Timothy Naftali*, »One hell of a gamble«. Khrushchev, Castro, and Kennedy, 1958–1964, New York 1997.

18 Aus der Fülle der Literatur beispielhaft *Andrew J. Rotter*, *Comrades at odds. The United States and India, 1947–1964*, Ithaca 2000; *Marc Frey*, *Dekolonisierung in Südostasien. Die Vereinigten Staaten und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche*, München 2006; *Anita Inder Singh*, *The limits of British influence. South Asia and the Anglo-American relationship, 1947–56*, London 1993. Schließlich sei an den Aufschwung der Forschungen über chinesische Außenbeziehungen erinnert: vgl. stellvertretend das Themenheft *Journal of Cold War Studies* 8, 2006, Nr. 3, mit weiterführenden Literaturangaben. Generell ist hier wie für die Gesamtthematik auf die Publikationen des Cold War International History Project (CWIHP), URL: <http://www.wilsoncenter.org/index.cfm?topic_id=1409&fuseaction=topics.publications> [8.4.2008], und des Parallel History Project on Cooperative Security (PHP), URL: <<http://www.php.isn.ethz.ch/publications/index.cfm>> [8.4.2008], zu verweisen.

zial derartiger Ansätze für die Geschichte der UdSSR im Kalten Krieg erschlossen.¹⁹ Sie sind mit einer quellengestützten Prüfung landläufiger, durchaus konkurrierender Deutungen zu verknüpfen, um Komplexität und Widersprüchlichkeit der bedeutsamen nicht-militärischen Aspekte der formativen Phase der Ost-Süd-Verbindungen unter Chruschtschow zu erfassen.²⁰ Bis zum 1. Januar 1965 stellte die UdSSR Entwicklungsländern Wirtschaftskredite im Umfang von über 3.306 Millionen Rubeln sowie Militärkredite in Höhe von 2.241 Millionen Rubeln zur Verfügung, von denen rd. 1.450 Millionen für militärische und 1.203 Millionen für zivile Zwecke abgerufen wurden. Im Falle Indiens stellte sich das Verhältnis von ziviler und militärischer Aufbauhilfe weitaus eindeutiger dar: Hier waren sowjetischerseits aus einem Gesamtvolumen von 846,6 Millionen Rubel 727 Millionen für den zivilen Sektor vorgesehen, und Indien hatte 435 Millionen an nicht-militärischen sowie 27,5 Millionen an militärischen Mitteln in Anspruch genommen.²¹

I. SOWJETISCHE WIRTSCHAFTSBEZIEHUNGEN ZUR DRITTEN WELT UNTER STALIN 1945 BIS 1953

Der Kreml war stets der Überzeugung, dass die Wirtschaftsbeziehungen der UdSSR zu Indien von der ideologischen und machtpolitischen Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus nicht zu trennen waren. Bereits Stalin hatte in seinen letzten zwei bis drei Lebensjahren vor dem Hintergrund der ökonomischen Nachkriegskonsolidierung der Sowjetunion, der Ausweitung des sozialistischen Lagers seit 1945 bzw. 1949, der restriktiven westlichen Wirtschaftspolitik gegenüber dem Ostblock sowie mit Blick auf die Lager übergreifende Friedens- und Anti-Rüstungspropaganda die Pflege auswärtiger Wirtschaftskontakte aktiver betrieben.²² Die Nehru-Regierung war hierfür ein denkbarer Partner von mehreren, ohne dass Stalin ihrer Schärfung des internationalen Profils seit 1949/1950 zu viel Bedeutung beimessen wollte: Die Außenpolitik Nehrus, ließ er Führungskräfte der indischen Kommunistischen Partei in einem Geheimgespräch Anfang 1951 wissen, sei »ein Spiel, Manöver, die vorspiegeln sollen, dass sie gegen die amerikanische Politik sind. In Wirklichkeit spielt Nehru zwischen England und Amerika.«²³

19 Julie Hessler, Death of an African student in Moscow: race, politics, and the Cold War, in: *Cahiers du monde russe*, 47, 2006, Nr. 1–2, S. 33–63; *Boden*, Grenzen, S. 115 ff., 277 ff.; *Susanne Schattenberg*, »Gespräch zweier Taubstummer«? Die Kultur der Außenpolitik Chruschtschows und Adenauers Moskaureise 1955, in: *Osteuropa* 57, 2007, Nr. 7, S. 27–46; *Zubok*, A failed empire, S. 163 ff. Vgl. allg. *David Caute*, The dancer defects. The struggle for cultural supremacy during the cold war, Oxford 2003.

20 Dieser Gesichtspunkt wird z. B. von *Odd Arne Westad*, The global Cold War. Third World interventions and the making of our times, Cambridge 2005, vernachlässigt.

21 Bericht des Ministers für Außenhandel (MVT), Patolitschew, des Vorsitzenden der Staatlichen Kommission des Ministerrats für Außenwirtschaftsbeziehungen (GKES), Skatschkow, u. a. vom 17.1.1966 an das ZK über die Wirtschaftshilfe der UdSSR, Russisches Staatsarchiv für Wirtschaft, Moskau (RGAE), Bestand (f.) 4372, Verzeichnis (op.) 81, Akte (d.) 1775, Blatt (Bl.) 30 ff.

22 Dieses Ursachenkonglomerat wird in den internen Beratungen über die Konferenz zur Förderung des Handels asiatischer und fernöstlicher Länder in Singapur (Oktober 1951), über die Moskauer Internationale Wirtschaftskonferenz (April 1952) sowie über die ECAFE- und ECOSOC-Sitzungen der Jahre 1951 und 1952 deutlich. Vgl. Politbüro-Beschlüsse vom 26.1.1951, 25.9.1951, 31.12.1951, 11.2.1952 und 22.4.1952, Russisches Staatsarchiv für Sozialpolitische Geschichte, Moskau (RGASPI), f. 17, op. 162, d. 45, Bl. 141, 146; op. 163, d. 1610, 1612, 1618; op. 3, d. 1090.

23 Gespräch Stalin mit Rao, Dange, Ghosh und Punnaia am 9.2.1951, RGASPI, f. 558, op. 11, d. 310, Bl. 71 ff., hier Bl. 85.

Dagegen war für das Moskauer Engagement in Südasien schon jetzt von Bedeutung, dass sich Indien selbst spätestens 1951 deutlich für die Intensivierung ökonomischer Verbindungen einsetzte;²⁴ auf die indischen Motive wird noch zurückzukommen sein.

Im Ganzen betrachtet blieb die Reichweite der außenwirtschaftlichen Aktivitäten im Spätstalinismus sehr begrenzt. Eines ihrer Anliegen war die Verbesserung der Konsumgütersituation im Lande.²⁵ Es hatte sich allerdings einem strikten haushälterischen Konservatismus unterzuordnen, den traditionelle Sorgen um die wirtschaftliche Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Stärke der UdSSR speisten. Aus Moskauer Perspektive galt es weiterhin vor allem, auch auf wirtschaftspolitischem Feld die strategische Absicherung der UdSSR (und ihres Lagers) gegen »imperialistische« Machenschaften des Westens zu gewährleisten: Demgemäß begründete Molotow Anfang 1949 die Gründung des Rats für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) damit, dass die mangelhafte Koordinierung von Wirtschafts- und Handelspolitik im sowjetischen europäischen Machtbereich »die Wirtschaftsinteressen [unserer] Länder« schädige und »objektiv den Vereinigten Staaten und England« helfe, »diese unkoordinierten Aktivitäten der Länder der Volksdemokratie und der UdSSR in ihrem Interesse auszunutzen« – bekanntermaßen, so fuhr Molotow fort, hätten die USA bereits mit Hilfe des Marshallplans die westeuropäische Wirtschaft gegen das östliche Lager in Stellung gebracht.²⁶ Ebenso folgerichtig ließ Stalin im Dezember 1949 sowjetisch-pakistanische Verhandlungen über ein Handelsabkommen platzen, da die von Karachi gewünschten Waren in der UdSSR, in Osteuropa sowie in China, Korea und in der Mongolei dringender benötigt würden.²⁷

Die vorsichtige Ausweitung außenwirtschaftlicher Beziehungen korrespondierte daher zu diesem Zeitpunkt vor allem mit der Suche nach Bruchlinien innerhalb des gegnerischen kapitalistischen Lagers, die zum wirtschaftlichen wie strategischen Vorteil des sozialistischen Lagers unter Führung der UdSSR ausgenutzt werden könnten.²⁸ Dabei war der Gedanke Stalins Moskau nicht fremd, dass nach sowjetischen Vorstellungen gestaltete bilaterale Wirtschaftsbeziehungen die willigen, bis zur Volksdemokratie gediehenen Partnerländer auf »den Weg der Entwicklung zum Sozialismus« brachten.²⁹ An analoge Aussichten von Ländern wie Indien, die sich außerhalb des sowjetischen Machtbereichs befanden, verschwendete Stalin jedoch keinen Gedanken. Diese mussten erst noch die wirtschaftliche Unabhängigkeit (vom Westen) erlangen, die die notwendige, vollständige außenpolitische wie innen- und gesellschaftspolitische Bewegungsfreiheit bot. Hierfür wiederum bedurfte es nach sowjetischer Überzeugung einer leistungsfähigen Schwerindustrie. Sie war, so Stalins Fazit aus sowjetischen Erfahrungen, klassenkämpferischer Logik und knappen Kassen, vorrangig aus landeseigener Kraft aufzubauen. Die, wie bereits erwähnt, pragmatisch angelegten sowjetischen Handelsbeziehungen zur Dritten Welt, er-

24 Vermerk des Leiters der Südostasienabteilung des Außenministeriums (MID), Bachitow, vom 29.6.1951, RGASPI, f. 82, op. 2, d. 1196, Bl. 90 f.

25 Ausführungen des Vertreters der UdSSR auf der Sitzung des RGW-Büros über den Handel mit kapitalistischen Ländern im 1. Halbjahr 1953, 27.10.1953, Bundesarchiv, Berlin (BArch), DL 2/3823.

26 Protokoll der 1. Sitzung der Regierungsvertreter der zukünftigen RGW-Mitgliedsländer, 5.1.1949, RGASPI, f. 82, op. 2, d. 1072, Bl. 1 ff. Unideologischer gab sich das offizielle Kommuniqué vom 25.1.1949, in: *Alexander Uschakow* (Hrsg.), *Integration im RGW (COMECON)*, 2. Aufl. Baden-Baden 1983, S. 18. Die Zielsetzung auch im Schreiben der sowjetischen Vertreter im RGW, Lawrischtschew und Loschtschakow, an Stalin über die 1. RGW-Tagung, 1.7.1949, RGASPI, f. 82, op. 2, d. 1077, Bl. 31 ff.

27 Politbüro-Beschluss vom 15.10.1949, RGASPI, f. 17, op. 3, d. 1078.

28 Vgl. Politbüro-Beschluss zur Internationalen Wirtschaftskonferenz in Moskau vom 11.2.1952, RGASPI, f. 17, op. 163, d. 1612.

29 Politbüro-Beschluss zur Bestätigung des Beschlussentwurfs der sechs osteuropäischen Länder über die Gründung des RGW vom 11.1.1949, RGASPI, f. 17, op. 162, d. 39.

gänzt durch technische Hilfestellung, ließen sich in diesem Geflecht von Realpolitik und Ideologie dann als Hilfe zur Selbsthilfe annonciieren.³⁰ Die Zufuhr westlichen Auslandskapitals in jeglicher Form musste dem Kreml, der in seinen Interpretationen des Marshallplans befangen war, dagegen durchweg als unerwünschte Einmischung in die inneren Angelegenheiten schwacher Länder und als imperialistisches Kampfinstrument gelten.³¹ Darüber hinaus betrachtete Moskau auch das zurückhaltende technische Hilfsprogramm der UN (*Expanded programme of technical assistance*, EPTA) höchst kritisch, da die UN als Arm der USA und damit das Programm mehr oder weniger als Auftragsarbeit zur Zementierung globaler Abhängigkeits- und Unterordnungsverhältnisse verstanden wurden.³² In dieser Zwickmühle zog Stalin allerdings das multilaterale Unternehmen gegenüber einseitigen westlichen Investitionen vor und verzichtete auf eine Totalblockade.³³ Erste, bescheidene sowjetische Beiträge gingen aber erst im Sommer 1953 auf UN-Konten ein.³⁴

II. SOWJETISCHE WIRTSCHAFTSBEZIEHUNGEN IM KALTEN KRIEG UNTER CHRUSCHTSCHOW 1953 BIS 1964

Die Beteiligung an dem UN-Programm läutete eine neue Etappe sowjetischer Außenwirtschaftsbeziehungen ein. Hierbei bauten Stalins Nachfolger auf vorhandenen Methoden und Argumentationen auf, erweiterten sie im Kontext internationaler Flexibilität und versahen sie mit neu dimensionierten Zielsetzungen. Diese Ziele fußten weiterhin auf einfachen ideologischen Grundüberzeugungen und bewegten sich im Rahmen der ererbten kapitalistisch-sozialistischen Gegnerschaft. Sie sollten jedoch, wie eingangs skizziert, die Chancen der dynamischen Binnenentwicklung eines entstalinisierten Sozialismus und den globalen Schwung der de-kolonialisierten Welt nutzen. Mit zunehmender Dominanz des optimistisch-sprunghaften Chruschtschows in sowjetischen Entscheidungsprozessen wurden diese Kernvorstellungen zudem immer offensiver und weiträumiger interpretiert.

Von daher stellte auch das sowjetisch-indische Handelsabkommen von Dezember 1953 keinen abrupten sowjetischen Bruch mit der Vergangenheit dar, sondern eine Weiterentwicklung überkommener Ansätze.³⁵ »Unser Lager wird stärker. Wir sehen einen Handel [sic!] mit dem kapitalistischen Lager vor«, lautete die entsprechende RGW-Parole ab März 1954.³⁶ Drei Monate später setzte die fünfte RGW-Ratstagung diese sowjetische

30 Vgl. bereits die Ausführungen der sowjetischen Delegation auf der 187. Sitzung des ECOSOC am 31.7.1948, in: UN, Economic and Social Council. Official records, 3rd year, 7th session, 19.7.–28.8.1948, New York 1948.

31 Bericht der sowjetischen Delegation über die Tätigkeit der ECAFE an Molotow, Mikojan u. a., 2.6.1948, Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation, Moskau (AVP), f. 7, op. 21-k, papka 54, d. 4, Bl. 3 f.

32 Rede Arkadjew, 7. Sitzungsperiode, 411. Sitzung der UN-Generalversammlung, 21.12.1952, in: UN General Assembly, 7. Session. Plenary meetings, Verbatim records of meetings, New York 1952.

33 Politbüro-Direktiven für die sowjetischen Delegationen zur 8. ECAFE- resp. 14. ECOSOC-Sitzung vom 31.12.1951 und 22.4.1952, RGASPI, f. 17, op. 163, d. 1610, 1618.

34 Dabei strebte die UdSSR an, dass die Empfänger die sowjetischen Beiträge für sowjetische Maßnahmen (wie Ausbildung in der UdSSR etc.) nutzten. Vgl. das Schreiben des sowjetischen Botschafters in Delhi, Menschikow, an das indische Außenministerium, R. K. Nehru, 30.3.1954, AVP, f. 90, op. 16, papka 12, d. 1, Bl. 81.

35 Abgedr. in: R. K. Jain (Hrsg.), Soviet South Asian relations 1947–1978, Vol. 1, New Delhi 1979, S. 206–209. Warenkatalog und begleitender Briefwechsel in AVP, f. 90, op. 16, papka 12, d. 12, Bl. 1–9. Das Abkommen wurde regelmäßig alle fünf Jahre verlängert.

36 Rede der sowjetischen Delegation auf der 4. RGW-Ratstagung, 26.–27.3.1954, BArch, DE 1, Nr. 12220, Bl. 1 ff.

Erkenntnis in genaue Vorgaben um: Es sei »zweckmäßig«, so folgte das oberste RGW-Organ Moskauer Vorstellungen, »dass die Teilnehmerländer des Rates die vorhandenen Möglichkeiten zur Erweiterung der Handelsbeziehungen mit allen kapitalistischen Ländern auf der Basis des gegenseitigen Nutzens und der Gleichberechtigung ausnutzen, insbesondere mit den ökonomisch schwach entwickelten Ländern und solchen Ländern, mit denen die Teilnehmerländer des Rates traditionelle Handelsbeziehungen haben.«³⁷ Die sowjetische Außenwirtschaft blieb weiterhin in Kaltem Krieg und Binnenwirtschaft eingebettet: Der Bezug von »am stärksten benötigten und defizitären Materialien« einschließlich eines entsprechenden Exportverbots, der »Kampf gegen die Diskriminationspolitik [sic!] der USA« mit Hilfe handelswilliger Westeuropäer sowie die allgemeine Abstimmung der RGW-Mitglieder gegenüber Dritten waren althergebrachte Forderungen der UdSSR; die »Steigerung des Lebensstandards der Bevölkerung« genoss dagegen einen höheren Stellenwert als unter Stalin. Im Handel mit der Dritten Welt war »deren Bestreben, den Absatz ihrer Waren – von Rohstoffen und Nahrungsmitteln – zu sichern« ebenso in Rechnung zu stellen wie der Umstand, »dass die Teilnehmerländer des Rates jetzt den Export von Maschinen und Ausrüstung breit entwickeln können«. Die höhere sozialistische Leistungsfähigkeit, Exporthoffnungen sowie die zwar noch frontale, aber ausdifferenzierte Sicht Moskaus auf das kapitalistische Lager führte zugleich zur Bereitschaft, den »ökonomisch schwach entwickelten Länder[n] Asiens«, des Nahen und Mittleren Ostens, Lateinamerikas »und andere[r] Gebiete« Ratenzahlungen für Importe aus sozialistischen Ländern sowie »technische Hilfe bei der Entwicklung und Erweiterung der Industrie und der Landwirtschaft« zu gewähren.³⁸

Der Ausbau der Wirtschaftsbeziehungen zur Dritten Welt lag »selbstverständlich im Interesse des sozialistischen Lagers«, wie Moskaus Hauptverwaltung für Wirtschaftsbeziehungen mit den Ländern der Volksdemokratie (GUES) die – sei es aus Gründen der Sparsamkeit, sei es aus grundsätzlichen Erwägungen heraus – zögerlichen Partnerländer beruhigte.³⁹ Doch auch in Moskau regte sich Widerstand gegen die ungewohnte Wirtschaftspolitik. »Wir treten in Konkurrenz zu den USA – das werden wir nicht aushalten«, sorgte sich Lazar Kaganowitsch noch am 16. Dezember 1955 über die von Chruschtschow betriebenen Kreditvereinbarungen mit Afghanistan. In Abwesenheit des Parteichefs war es Mikojan, der den Widerspruch beiseite wischte und die Idee des wirtschaftlichen Wettbewerbs verteidigte: »Man muss einigen Staaten helfen, wenn wir einen ernsthafteren Wettkampf mit den USA aufnehmen wollen«. »[D]as Geld wird sich bezahlt machen«, verließ er eher ideologischen Hoffnungen als belastbaren Lageanalysen Ausdruck.⁴⁰ Nur acht Tage später legte Chruschtschow ebenfalls im ZK-Präsidium nach und nahm, jetzt schon unwidersprochen, Kurs auf neue sowjetisch-indische Wirtschaftsprogramme.⁴¹

Insgesamt gesehen wollte der außenwirtschaftspolitische Aktivismus Chruschtschows innersowjetische bzw. -sozialistische sowie globale Entwicklungen auf verschiedenen Ebenen und zu unterschiedlichen Zwecken nutzen. Der laufende Dekolonisationsprozess wurde nun per se als Etappensieg des Sozialismus gewertet, der zu weiteren Terränge-

37 Beschluss der 5. RGW-Tagstagung, 24.–25.6.1954, SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/2A, Nr. 363, Bl. 43 ff. Der Beschluss folgte Grundsätzen, die der sowjetische Vertreter im RGW-Büro schon am 27.10.1953 zur Diskussion gestellt hatte, BArch, DE 1/21734, Bl. 161 ff.

38 Ebd.

39 Unterlagen zur Beratung der Partei- und Regierungschefs am 6.1.1956, SAPMO-BArch, DY 30/3473, Bl. 31 ff.

40 Protokoll Nr. 175 der Sitzung des ZK-Präsidiums vom 16.12.1955, in: *Fursenko*, Präsidium CK, Bd. 1, S. 71 f.

41 Protokoll Nr. 175 der Sitzung des ZK-Präsidiums vom 22.12.1955, in: ebd., S. 72–74. Bulganin äußerte sich am 10.6.1955 gegenüber Nehru noch vorsichtiger. Vgl. das Gesprächsprotokoll in: *Selected works of Jawaharlal Nehru*, Second Series, Vol. 29, New Delhi 2001, S. 218 f.

winnen ausgebaut werden sollte. Neue Staaten wie Indien waren als Handelspartner willkommen, die helfen konnten, sowohl westliche Wirtschaftsblockaden als auch sowjetische Versorgungsengpässe abzumildern.⁴² Der Kampf gegen westliche Boykotte blieb ein bestimmendes Moment post-stalinistischer Außenwirtschaftspolitik, und die Exportwirtschaft wurde weiterhin als wichtiges Instrument der Importsicherung betrachtet.⁴³ Gleichzeitig hatte die Außenwirtschaft in der Systemkonkurrenz höhere Aufgaben zu erfüllen. Durch eine zielgerichtete Koordinierung der Volkswirtschaften wollte Chruschtschow das sozialistische Weltsystem auf eine neue Stufe heben.⁴⁴

Daneben bemühte sich die Sowjetunion, mittels ihrer Außenwirtschaftspolitik bestehende Bande der jungen Länder zum Westen zu schwächen und neue, stärkere Süd-Ost-Verbindungen zu knüpfen;⁴⁵ hier gingen Außenwirtschaft und klassische Diplomatie Hand in Hand. Die Politik Chruschtschows mochte sich aber nicht auf die Bedienung unmittelbarer wirtschaftlicher Interessen der Dritten Welt beschränken. Sie zielte darüber hinaus darauf, die in den neuen Staaten angelaufenen Prozesse von Staats- und Gesellschaftsaufbau auf das sozialistische Modell hin auszurichten, zum Wohl der unabhängigen Staaten als auch zugunsten des Weltkommunismus. Moskau war sich Attraktivität und Ausstrahlungskraft der sozialistischen Ordnung aus ideologischer Überzeugung heraus sicher – direkte Wirtschaftsverbindungen konnten indes die vor Ort erforderlichen Umwälzungen mit ermöglichen oder beschleunigen und vor allem gegen Anschläge einheimischer oder westlicher Kapitalisten schützen. »Wichtig ist auch die richtige Wirtschaftspolitik gegenüber den schwach entwickelten Ländern«, dozierte Moskaus Erster Mann im Juli 1963 auf der Plenarsitzung der Partei- und Regierungschefs der RGW-Länder:

»Die imperialistischen Mächte sind bestrebt, diese Länder in ihr Fahrwasser zu nehmen und sie ökonomisch zu kolonialisieren. Aus diesem Grund gewinnt unsere Hilfe große Bedeutung für die Auseinandersetzung im Kampf gegen den Imperialismus. Sie benutzen jeglichen Anlass, um gegen uns aufzutreten. Aus diesem Grunde ist es unbedingt notwendig, dass wir unsere Maßnahmen koordinieren.«⁴⁶

Vor diesem Hintergrund empfahlen Nikolaj Bulganin und Chruschtschow Jawaharlal Nehru mehrfach den vorrangigen Ausbau der Schwerindustrie als die Lösung aller Entwicklungsprobleme.⁴⁷ Weniger öffentlich artikulierten Moskauer Führungskader dagegen

42 Vgl. Schreiben des MVT Kabanow an Chruschtschow über die Entwicklung des Außenhandels 1956–1960, 26.10.1955, Russisches Staatsarchiv für Neueste Geschichte, Moskau (RGANI), f. 5, op. 30, d. 113, Bl. 70 ff., hier Bl. 76.

43 Gromyko, Sowjetische Vorschläge für die Beratung der Regierungs- und Parteichefs des RGW, 6.5.1958, SAPMO-BArch, NY 4090, Nr. 474, Bl. 83 ff.; Rede der sowjetischen Delegation auf der IX. RGW-Tagung, 26.–30.6.1958, BArch, DC 20/13083 a.

44 MVT Kabanow an Chruschtschow über die Entwicklung des Außenhandels 1956–1960, 26.10.1955, RGANI, f. 5, op. 30, d. 113, Bl. 70 ff., hier Bl. 76.

45 Ebd., dazu das Schreiben Molotows von Anfang Januar 1956 an das ZK, SAPMO-BArch, DY 30/3473, Bl. 14 ff. Die neu gegründete GKES hatte sich gemäß der mehrdimensionalen Ausrichtungen der Außenwirtschaftspolitik um eine verbesserte Zusammenarbeit mit dem Ostblock sowie zugleich um die Verstärkung der Verbindungen zur Dritten Welt zu kümmern: Beschluss des Ministerrats Nr. 114 vom 28.1.1958 mit dem Statut der Kommission, Staatsarchiv der Russischen Föderation, Moskau (GARF), f. 9518, op. 1, d. 2, Bl. 81–83. Unmittelbare außenpolitische Instrumentalisierungen der Wirtschaftsbeziehungen (z. B. durch Lieferstopps usw.) lassen sich für die indisch-sowjetischen Beziehungen derzeit nicht nachweisen.

46 Rede Chruschtschows, SAPMO-BArch, DY 30, Nr. 3483, Bl. 163 ff. Dazu das Protokoll der XVIII. Ratstagung, SAPMO-BArch, DY 30/IV A 2/2.021, Nr. 776, Bl. 12 ff.

47 Gesprächsprotokolle der Unterredungen vom 10.6.1955 und 12.12.1955, in: Selected works of Jawaharlal Nehru, Vol. 29, S. 213–219; Vol. 31, New Delhi 2002, S. 334 ff.; *Chruščev*, Vremja 3, S. 320, 327–329, 358 f.

die weitergehenden Vorstellungen hinsichtlich der Systemkonkurrenz und des Weltsozialismus, die der Kreml mit seinen Modernisierungshilfen verband. »Die Position unserer Partei besteht darin«, so formulierte es Frol Kozlow als ZK-Sekretär und Mitglied des ZK-Präsidiums am 16. Juli 1960 vor dem ZK-Plenum,

»dass wir im Osten eine weitsichtige Politik der Ausweitung der Verbindungen mit neutralen Ländern betreiben. Wir müssen unseren Einfluss auf diese Länder festigen, um die Positionen des Imperialismus zu unterminieren, die nationale Befreiungsbewegung zu stimulieren und alle Reserven und Möglichkeiten im Interesse der Schaffung bestmöglicher Bedingungen für das Heranreifen einer sozialistischen Revolution dort zu nutzen«.⁴⁸

Durchschlagende Hilfsprojekte der UdSSR in ideologisch aufgeladenen und zentralen Wirtschaftssektoren, deutliche Erfolge des sozialistisch wirtschaftenden China⁴⁹, eine attraktive Kommunistische Partei im Land und das »Leben selbst«, sprich: der vermeintlich unaufhaltsame Gang der Geschichte, würden Indien schließlich zwangsläufig auf den »sozialistischen Entwicklungsweg« bringen und damit zum kommunistischen Sieg in der globalen Systemkonkurrenz beitragen, räsionierte Chruschtschow noch Jahre nach seinem Sturz.⁵⁰

Bei näherem Hinschauen erweist sich die »weitsichtige Politik«⁵¹ Moskaus indes als Stückwerk, in der Ad-hoc-Entscheidungen durch ideologische Glaubenssätze rationalisiert wurden. Die inneren Widersprüche, Kurzschlüsse und Überlastungen konnten mit Hilfe marxistisch-leninistischer Versatzstücke nur übertüncht, aber nicht überwunden werden, wie die Analyse der bereits erwähnten Fallbeispiele indisch-sowjetischer Wirtschaftsbeziehungen belegt.

Wirtschaftsplanung

Das sowjetische Interesse an Indien reichte bis in Lenins Zeiten zurück. Dieser hatte Indien schon aufgrund von dessen Einwohnerzahl besondere Bedeutung beigemessen, und auch Chruschtschow knüpfte bereits an die schiere Größe des unabhängigen Indiens weltpolitische Hoffnungen.⁵² Gegenüber dieser positiven, aber ignoranten Grundhaltung spielte es offenbar eine sekundäre Rolle, dass der innenpolitische Gehalt »sozialistischer« Lösungen der Nehru-Regierung sehr vage und kaum belastbar war. Die von Parlament und Kongress seit Mitte der 1950er-Jahre offiziell verabschiedete Politik in Richtung eines »socialistic [sic!] pattern of society« entsprach keineswegs den herrschenden sowjetischen Ordnungsvorstellungen.⁵³ Die Antwort indischer politischer sowie wirtschaftlicher Eliten

48 Bericht Kozlow »Über die Versammlung der Vertreter der Bruderparteien in Bukarest und über die fehlerhaften Positionen der Führung des CK der KPK in einigen prinzipiellen Fragen marxistisch-leninistischer Theorie und der gegenwärtigen internationalen Beziehungen«, RGANI, f. 2, op. 1, d. 476, Bl. 69 ff., hier Bl. 75; vgl. auch Suslow während der chinesisch-sowjetischen Debatten vom 6.–20.7.1963, SAPMO-BArch, DY 30/3608, hier Bl. 128 f.

49 So der Leiter der Fernostabteilung des MID, Kapiza, am 29.5.1959 im Gespräch mit DDR-Kollegen, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Berlin (PA AA), Bestand MfAA, A 151, Bl. 151 ff., hier Bl. 157 f.

50 Chruščev, *Vremja* 3, S. 82 f., 101, 358–360.

51 Wie Anm. 46.

52 Lenin, »Lieber weniger, aber besser«, hier zit. nach *Julius Braunthal*, *Geschichte der Internationale*, Bd. 3, unver. Nachdr. Berlin 1978, S. 260; Rechenschaftsbericht Chruschtschows auf dem 20. Parteitag, 14.2.1956, in: XX s-ezd Kommunističeskoj partii Sovetskogo Sojuza 14 – 25 fevralja 1956 goda. Stenografičeskij otčet, Bd. 1, Moskau 1956, S. 24 f.

53 Zur Wirtschaftspolitik der Nehru-Jahre v. a. *Francine R. Frankel*, *India's political economy, 1947–1977*, Princeton 1978 (erweiterte Ausgabe New Delhi 2005); *John P. Lewis*, *India's political economy. Governance and reform*, Delhi 1995; *Tarlok Singh*, *India's development experience*, London 1974; *Benjamin Zachariah*, *Developing India. An intellectual and social history*, c. 1930–50, New Delhi 2005.

auf die dräuende Armut im Lande, auf die Herausforderungen von postkolonialen Staats- und Gesellschaftsaufbau sowie auf das – explizit als solches empfundene – chinesische Konkurrenzunternehmen einer Entwicklung ohne Demokratie⁵⁴ teilte allerdings unter dem Schlagwort »Modernisierung«⁵⁵ das sowjetische Faible für planwirtschaftliche Methoden und eine schnelle Industrialisierung des Landes. Derlei Ansätze lockerten zugleich außenwirtschaftliche Abhängigkeiten und ließen sich damit in Nehrus Perspektive besser mit der eigenen Blockfreiheit in Einklang bringen. Der erste Fünfjahresplan Indiens (1951 bis 1955) hatte vorrangig bereits in den Vorjahren geplante oder begonnene Projekte gebündelt und unmittelbaren Versorgungszielen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Erst der zweite Plan konzentrierte sich verstärkt auf den staatswirtschaftlichen Sektor und hier wiederum auf die schwerindustrielle Entwicklung. Die vergleichsweise ambitionierten Wirtschaftsziele schienen nach den Erfolgen des ersten Plans durchaus realistisch. Sie spiegelten aber zugleich die dominante Machtstellung Nehrus im Land und den Einfluss seiner engen Weggefährten in der Planungskommission wider. »This was the goodliest fellowship of knights ever to be assembled in the service of a new state«, hat sie Benjamin Zachariah unlängst treffend beschrieben: »intellectuals, men of distinguished education and good breeding, whose commitment to socialism or to social change in less grandiose terms hinged on their sense of being the harbingers of modernity and the custodians of the future of the nation«.⁵⁶ Unter ihnen war der Direktor des in Kalkutta ansässigen Indischen Statistischen Instituts, P. C. Mahalanobis, von besonderer Bedeutung: Er formulierte im Wesentlichen den zweiten Fünfjahresplan.⁵⁷

Mahalanobis hatte sich seit langem um intensivere Kontakte mit Moskau bemüht.⁵⁸ Offenbar war ihm die Ausweitung indischer Beziehungen zur UdSSR aus linken Überzeugungen heraus ein wirkliches Anliegen. Er wusste aber zugleich das indische Modernisierungsprojekt und dessen angestrebte internationale Anbindung für die Beförderung der eigenen wissenschaftlichen wie politischen Karriere in Indien zu nutzen.⁵⁹ Die enge Verbindung nationaler Zukunftspläne auf der einen und elitärer Karrieren auf der anderen Seite lässt sich auch für andere Zentralbereiche des postkolonialen Indiens feststellen. Sie verweist auf die komplexen Wechselbeziehungen kolonialer und postkolonialer Entwicklungskonzepte sowie auf deren nicht unproblematische nationale Verankerung zurück.⁶⁰

54 Nehru am 15.11.1954 an Chief Ministers, zit. nach *Frankel*, *India's political economy*, S. 120 f.

55 Maßstäbe und Implikationen der zeitgenössischen »westlichen« Entwicklungs- resp. Modernisierungskonzepte diskutieren aktuell *Mark T. Berger*, *The battle for Asia. From decolonization to globalization*, London 2004; *David C. Engerman/Nils Gilman/Mark H. Haefele* u. a. (Hrsg.), *Staging growth. Modernization, development, and the global cold war*, Boston 2003. Auf die west-östlichen Berührungspunkte hat zuletzt *Zubok*, *A failed empire*, S. 343 f., hingewiesen. Pointiert zum indischen Beispiel *Itty Abraham*, *The making of the Indian atomic bomb. Science, secrecy and the postcolonial state*, London 1998.

56 *Benjamin Zachariah*, *Nehru*, London 2004, S. 190 f. Vgl. auch *Judith M. Brown*, *Nehru. A political life*, New Haven 2003, S. 240 f.

57 Zur Karriere vgl. *Ashok Rudra*, *Prasanta Chandra Mahalanobis. A biography*, Delhi 1996, S. 206 ff., zu wirtschaftstheoretischen Grundlagen ebd., S. 228 ff.

58 Aufzeichnung über ein Gespräch Mahalanobis' (als Mitglied einer indischen Kulturdelegation) mit dem Stellvertretenden Vorsitzenden der Allunions-Gesellschaft der UdSSR für Kulturelle Verbindungen mit dem Ausland (VOKS), Kalisjan, am 21.6.1951 an Molotow, Malenkov u. a., 22.6.1951, RGASPI, f. 17, op. 137, d. 743, l. 140 f.

59 Vgl. das Schreiben des GKES-Mitglieds Scheremetew an das ZK-Sekretariat, Muchitdinow, über ein bevorstehendes Treffen Mahalanobis' mit Chruschtschow, 6.4.1959, RGANI, f. 5, op. 30, d. 303, Bl. 175 ff.

60 Vgl. zum Atomsektor *Abraham*, *The making*. Dazu Schreiben des Wissenschaftlichen Hauptsekretärs des Präsidiums der AN, Toptschijew, an den Stellv. MID, Kusnezow, zu einem Besuch Bhabhas in Moskau, 6.9.1955, AVP, f. 47, op. 1, papka 43, d. 11, Bl. 60, 68 ff.

Ab Anfang 1954 betätigte sich Mahalanobis mit zunehmendem Erfolg als Katalysator der indisch-sowjetischen Beziehungen. Angesichts der anstehenden Arbeiten am zweiten Fünfjahresplan legte er der UdSSR »inoffiziell«, aber äußerst eindringlich die Entsendung diverser Planungsexperten nach Indien nahe.⁶¹ Nach mehrmonatigen Diskussionen des Moskauer Zentralkomitees reiste schließlich ein zehnköpfiges Expertenteam unter Leitung des Stellvertretenden Gosplan-Vorsitzenden D. D. Degtjar nach Kalkutta, um sowjetische Planungserfahrungen zu vermitteln.⁶² Die sowjetischen Vertreter arbeiteten sechs Monate lang mit indischen und internationalen Kollegen zusammen; letztere galten der Delegation durchweg als »progressiv«, da sie sich ebenfalls am sowjetischen Entwicklungsmodell orientierten.⁶³ Der Einfluss der sowjetischen Berater blieb jedoch begrenzt. Degtjar stellte in seinem Abschlussbericht den Verzicht auf einschneidende Agrarreformen als besonderen Mangel indischer Wirtschaftspolitik heraus – landwirtschaftliche Projekte in der indischen Provinz erinnerten die Besucher aus der UdSSR vielmehr an Versuche gutgläubiger Reformer des vorrevolutionären Russlands. Degtjar vermisste zudem effiziente Maßnahmen gegen die grassierende Arbeitslosigkeit und kritisierte ganz pauschal das Missmanagement im Staatssektor. Schließlich ließ die indische Planung in den Augen des sowjetischen Fachmanns die Notwendigkeit außer Acht, mit Hilfe entsprechender Planziele und -propaganda die »Massen« mental und politisch für das gesamte Modernisierungsunternehmen zu »mobilisieren«. Insgesamt schlug der indische Ansatz deutlich einen nicht-sowjetischen Weg ein. Das hinderte die UdSSR allerdings nicht daran, ihre Projekthilfe für den aus ideologischer Überzeugung heraus bevorzugten Staatssektor zu intensivieren.

Stahlindustrie für Indien: Das Hüttenwerk Bhilai

Das erste indisch-sowjetische Abkommen über den Aufbau eines Hüttenwerks (in Bhilai) datiert vom 2. Februar 1955.⁶⁴ Das Großprojekt ging auf eine Anfrage der Nehru-Regierung zurück⁶⁵, die ihrerseits Stahlwerke als Leitsektoren und Sinnbilder wirtschaftlicher Entwicklung und gesellschaftlicher Modernisierung betrachtete.⁶⁶

Die Akten der sowjetischen Behörden dokumentieren in detail die zahlreichen technischen Probleme und Verzögerungen des Großprojekts und legen schonungslos alle Schwächen der sowjetischen Planwirtschaft – und ihres indischen Pendants – bloß.⁶⁷ Es macht

61 Schreiben des Präsidenten der sowjetischen Akademie der Wissenschaften, Nesmjejanow, an Suslow, 25.2.1954; Schreiben des sowjetischen Kulturministers, Aleksandrow, an Pospjelow, Malenkow, Chruschtschow und Molotow über einen Empfang Mahalanobis' (als Leiter einer indischen Wissenschaftsdelegation) u. a. in Moskau, 7.7.1954, RGANI, f. 5, op. 28, d. 242, Bl. 7 f.; ebd., op. 30, d. 71, Bl. 94 ff.

62 Ebd. Der erste Entwurf einer entsprechenden ZK-Resolution lag im April 1954 vor.

63 Hierzu der Bericht des Delegationsleiters, Degtjar, an ZK-Sekretär Pospjelow, 24.5.1955, RGANI, f. 5, op. 30, d. 117, Bl. 4 ff.

64 Auszugsweise abgedr. in Jain, *Soviet South Asian relations*, Bd. 1, S. 209 ff.; Volltext in AVP, f. 90, op. 21a, papka 34a, d. 1, Bl. 80 ff.

65 Aufstellung über den sowjetisch-indischen Handel für Chruschtschow, 8.12.1954, RGANI, f. 5, op. 28, d. 243, Bl. 1 ff., hier Bl. 7. Eine Aufstellung der relevanten sowjetischen Entscheidungen zu Bhilai von 1954 bis 1958 findet sich in RGANI, f. 5, op. 30, d. 272, Bl. 237 ff.

66 Helmut Tischner, *Die wirtschaftliche Entwicklung Indiens in den Jahren 1951–1978 unter besonderer Berücksichtigung der Auslandshilfe*, Berlin 1981, S. 201 ff.; Sunil Khilnani, *The idea of India*, New York 1998, S. 61 ff., 135 ff.

67 Repräsentativ: Schreiben des Stellv. Leiters der ZK-Abteilung für Maschinenbau, Frolow, an Suslow, Breschnew u. a. über die Erfüllung des Beschlusses des ZK-Sekretariats vom 14.7.1958 über »Mängel in der Lieferung von Ausrüstung an das Metallwerk in Indien«, 20.9.1958, sowie die Stellungnahme des GKES zur Kritik des sowjetischen Botschafters in Delhi am Gang

hier wenig Sinn, am neuen Beispiel noch einmal Wesen und Unwesen staatlicher Wirtschaftslenkung zu diskutieren, zumal Spezialstudien Wert auf die Feststellung legen, dass sich die Gesamtbilanz des sowjetischen Werks im Endeffekt als durchaus konkurrenzfähig darstellte.⁶⁸ Die indische Politik sah das ähnlich. Sie brachte in den Folgejahren kontinuierlich weitere sowjetisch-indische Gemeinschaftsprojekte in den verschiedensten Wirtschaftszweigen auf den Weg.⁶⁹ Daneben bemühte sich die Regierung Nehru auch ganz gezielt um sowjetische Unterstützung für ein weiteres Stahlwerk, und zwar noch bevor sich ihre Hoffnungen auf eine indisch-amerikanische Kooperation in Bokaro endgültig zerschlugen.⁷⁰

An der innersowjetischen Entwicklungsfront machten sich nicht nur (plan-)wirtschaftliche Mängel bemerkbar. Die Unterlagen führen zugleich vor Augen, dass der Elan Chruschtschows in den außenwirtschaftlich relevanten Apparaten nur wenig Widerhall fand. Hier standen natürlich einmal die technischen Herausforderungen im Vordergrund, die die neu entdeckten »Länder mit tropischem Klima« an sowjetische Lieferungen stellten.⁷¹ Doch auch grundsätzlichere interne Debatten von Partei- und Staatsbehörden drehen sich nicht um die Erfolgsaussichten der revolutionär-ideologischen Gedankenspiele, sondern sorgten sich darum, dass im sowjetisch-westlichen Konkurrenzkampf in der Dritten Welt nicht, so die Begrifflichkeit, »Prestige« und »Autorität« des Staats UdSSR auf der Strecke blieben.⁷² Auf Dauer sollten sich auch auf dem Feld der außenwirtschaftlichen Beziehungen zur Dritten Welt etatistische Denkschulen, volkswirtschaftliche Analysten des praktizierten Internationalismus und kritische Stimmungen der Bevölkerung zur sowjetischen Wirtschaftsdiplomatie, wie sie schon Mitte der 1950er-Jahre laut geworden waren⁷³, zu einer breiten Front gegen Chruschtschow formieren.⁷⁴

der Bauarbeiten, 27.12.1963, RGANI, f. 5, op. 40, d. 97, Bl. 1 sowie d. 186, Bl. 123 ff. Sowjetische Kritik an den indischen Partnern bereits im Schreiben des Ministers für den Bau von Metallurgie- und chemischen Werken, Rajser, an den Stellv. MID, Kusnezow, 26.8.1955, AVP, f. 90, op. 17, papka 15, d. 13, Bl. 14 ff. Indische Beschwerden im Schreiben des Ministers für Schwarzmetallurgie, Scheremetew, an Chruschtschow, 5.11.1955, RGANI, f. 5, op. 30, d. 118, Bl. 170 ff.

68 *Santosh Mehrotra*, *India and the Soviet Union: Trade and technology transfer*, Cambridge 1990, S. 108 ff. Zum deutschen Projekt in Rourkela vgl. ausführlich *Amit Das Gupta*, *Handel, Hilfe, Hallstein-Doktrin. Die bundesdeutsche Südasienpolitik unter Adenauer und Erhard 1949 bis 1966*, Husum 2004, S. 81 ff., 163 f., 222 f., 232 f., 256 f. Die langfristigen Auswirkungen der Nehru'schen Wirtschaftspolitik und sowjetischer Hilfen auf die aktuellen indischen Möglichkeiten sind angesichts grundlegender Reformen Anfang der 1990er-Jahre schwer auszumachen und harren noch einer eingehenden Untersuchung. Vgl. *Harald Müller*, *Weltmacht Indien. Wie uns der rasante Aufstieg herausfordert*, Frankfurt/Main 2006, S. 60–62.

69 Vgl. etwa die Aufstellung des GKES-Vorsitzenden Archipow für das ZK, 24.4.1959, RGANI, f. 5, op. 30, d. 303, Bl. 1 ff. Einen detaillierten Überblick bis Ende der 1960er-Jahre vermittelt u. a. *M. Sebastian Stanislaus*, *Soviet economic aid to India. An analysis and evaluation*, New Delhi 1975, S. 56 ff.

70 Aufzeichnung vom 13.10.1962 über ein Gespräch mit dem indischen Botschaftsrat Jajpal für die Mitglieder des ZK-Präsidiums, 12.10.1962, RGAE, f. 4372, op. 64, d. 445, Bl. 44 ff. Zu diesem Zeitpunkt plante Indien mit fünf Werken. Zu amerikanischen Problemen mit dem öffentlichen Unternehmen Bokaro vgl. etwa *Dennis Merrill*, *Bread and the Ballot. The United States and India's economic development, 1947–1963*, Chapel Hill 1990, S. 176 ff., 200 f.

71 Beispielhaft der Leiter der ZK-Abteilung für Maschinenbau, Frolov, an das ZK, 27.7.1965, RGANI, f. 5, op. 40, d. 237, Bl. 55.

72 Termini u. a. im Tätigkeitsbericht des sowjetischen Botschafters in Indien, Benediktow, für 1963, sowie im Entwurf des Volkswirtschaftsrats für einen Beschluss des Ministerrats von Mai 1963, RGANI, f. 5, op. 55, d. 54, Bl. 197 ff.; RGAE, f. 233, op. 1, d. 437, Bl. 95.

73 Vermerk für den MID, Schepilow, 16.1.1957, RGANI, f. 5, op. 30, d. 245, Bl. 263 ff.

74 Vgl. Abschnitt IV.

Dass sich dessen zu Beginn beschriebene, langfristige Erwartungen, die an Projekte wie Bhilai geknüpft waren, zerschlugen, weist auf weitere Probleme sowjetischer Großprojekte im nicht-sozialistischen Ausland hin. Unabhängig vom Nutzen für die indische Volkswirtschaft sah sich die sowjetische Führung in Bhilai im nackten Leistungswettbewerb mit Hilfsprojekten britischer und bundesdeutscher Provenienz, dessen alleinige Maßstäbe Produktionsleistung und -schnelligkeit waren.⁷⁵ Daher verkündete Chruschtschow am 5. Februar 1959 dem 21. Parteitag der KPdSU voller Stolz den ersten Ausstoß von Roheisen in Bhilai, der trotz aller Widrigkeiten schneller erfolgt war, als es Engländern und Deutschen gelungen sei.⁷⁶

Schwerindustriellen Schlüsselwerken im Ausland kam in den Augen des Kreml jedoch generell eine noch weitergehende, wirtschafts- und gesellschaftspolitische Bedeutung zu. Hierfür steht als Chiffre »Magnitogorsk«: ein Großunternehmen, in dem sich eilige Industrialisierung, Aufbau des Sozialismus und stalinistische Kulturrevolution trafen⁷⁷ und das auch den sowjetischen Planern und Exporteuren von Bhilai als Vorbild diente.⁷⁸ Die zielgerichtete Unterstützung entsprechender Großprojekte durch die UdSSR – durch flächendeckende Zulieferung von Material, Design und Sachkenntnis – wurde folgerichtig zum integralen Teilinstrument des Auf- und Ausbaus des sozialistischen Lagers nach 1945.⁷⁹ Von den 644 bis Mitte 1962 von der UdSSR im Ausland aufgebauten Unternehmen lagen 549 in den sozialistischen Bruderstaaten Osteuropas und Asiens.⁸⁰ Die frühe Konzentration sowjetischer Hilfen auf analoge Projekte in der Dritten Welt liest sich als Versuch, die eigenen früheren Erfahrungen in den neuen Staaten wirksam werden zu lassen. Dieses Kalkül übersah, dass die Projekte beispielsweise unter den fundamental anderen Rahmenbedingungen Indiens keinen sozialistischen Sog entfalten konnten. Für gesellschaftspolitische Kettenreaktionen fehlten im demokratischen Indien schlicht die staatlich-planerischen Voraussetzungen, und es fehlte am politischen wie gesellschaftlichen Willen. Aus ideologiestrategischer Sicht musste der Export einzelner schwerindustrieller Projekte ohne einschneidende flankierende Maßnahmen vor Ort wirkungslos verpuffen, »gesetzmäßige« Auswirkungen im Nehmerland ausbleiben. Sowjetische Wirkungsanalysen der Chruschtschow-Ära konnten zwar nicht umhin, die fundamental unterschiedliche Ausgangssituation inner- und außerhalb des sowjetischen Hegemoniebereichs anzuerkennen. Jedoch stellten sie die ideologischen Grundgewissheiten des außenwirtschaftlichen Engagements nicht infrage, vielmehr passten sie ihre Problemaufrisse in diese ein: »Gerade hier«, erklärte die maßgebliche Staatliche Kommission des Ministerrats für Außenwirtschaftsbeziehungen (GKES) die mangelnde Durchschlagkraft der Auslandsprojekte in der Dritten Welt, »tritt der Wettkampf zweier Systeme hervor«, und der Gegner nutze

75 Vgl. dazu den Beitrag von *Corinna R. Unger* in diesem Band.

76 Abschlussrede Chruschtschows auf der 17. Sitzung, abgedr. in: *Vneočerednoj XXI S-ezd Komunističeskoj Partii Sovetskogo Sojuza 27 janvarja – 5 fevralja 1959 goda. Stenografičeskij otčet*, 2 Bde., Moskau 1959, hier Bd. 2, S. 397 f. Vgl. zum Ablauf der Parallelprojekte u. a. *Klaus-Dieter Müller*, *Die sowjetische Entwicklungspolitik gegenüber der Dritten Welt unter besonderer Berücksichtigung Indiens*, Stuttgart 1988, S. 320 f.

77 *Stephen Kotkin*, *Magnetic mountain. Stalinism as a civilization*, Berkeley 1995, S. 18 f., 32. Wirtschaftspolitische Hintergründe v. a. bei *Erik van Ree*, *The political thought of Joseph Stalin. A study in twentieth-century revolutionary patriotism*, London 2002, S. 95 ff.

78 Minister für Schwermetallurgie, Scheremetew, an Chruschtschow, 5.11.1955, RGANI, f. 5, op. 30, d. 118, Bl. 170 ff.

79 Vgl. die prägnante Einordnung von *Jan C. Behrends*, *Die erfundene Freundschaft. Propaganda für die Sowjetunion in Polen und in der DDR*, Köln 2006, S. 261 f.

80 Stellv. Vors. der GKES, Sulojow, an das ZK, 17.5.1962, RGANI, f. 5, op. 40, d. 174, l. 35 ff.; von den 644 Unternehmen waren 76 der Metallindustrie und 115 dem Maschinenbau zuzuordnen, dagegen nur 60 der Leicht- oder Lebensmittelindustrie.

jeden eigenen – gemeint war: technischen – Fehler direkt aus.⁸¹ Da die Erfolglosigkeit ideologiegeleiteter Ansätze im sowjetischen Bezugsrahmen nur mit dem angeblich wachsenden Einfluss »pro-amerikanischer«, »kapitalistischer« oder gar »reaktionärer« Kreise in der indischen Politik erklärt werden konnte, kam es zu keiner kritischen Durchleuchtung der systemimmanenten Problemlagen.⁸²

Die laute propagandistische Begleitmusik zu den Wirtschaftsbeziehungen sah sich im Übrigen mit analogen Problemen konfrontiert.⁸³ Einfach gestrickte Gewissheiten von der Verderblichkeit westlicher und der Uneigennützigkeit östlicher Hilfen gingen von einer grundsätzlichen Aufnahmebereitschaft vor Ort aus, die sie selbst nicht erzeugen konnten, und die trotz aller Mängel unverdrossen behaupteten materiellen Vorzüge mussten sich in der direkten Systemkonkurrenz und unter den kritischen Augen der indischen Öffentlichkeit erst noch erweisen. Das propagandistische Fernziel – »dass [wir] diesen Ländern helfen, sich selbst von den Vorzügen des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus zu überzeugen und sie auf die Seite des sozialistischen Lagers [...] ziehen«⁸⁴ – hing unter diesen Bedingungen letztlich im luftleeren Raum, ohne dass Chruschtschows Moskau ernsthaft an eine Korrektur gedacht hätte.

Modernisierung der Landwirtschaft: Traktoren für Indien

Im Export landwirtschaftlicher Maschinen, dem dritten Fallbeispiel, zeigt sich schließlich eine Kumulation ungelöster technischer und (außen-)wirtschaftspolitischer Probleme. Angesichts der zögerlichen indischen Reformansätze zur Neuordnung der Landwirtschaft erhielt die UdSSR wenig Gelegenheit, die behaupteten Vorzüge von Großwirtschaften vor Ort zu demonstrieren⁸⁵, doch erwiesen sich angesichts des indischen Bedarfs und sowjetischer Möglichkeiten landwirtschaftliche Maschinen als wichtiges Exportprodukt der UdSSR. Über alle praktischen Erwägungen hinaus war gerade der Traktor in sowjetischen Augen zudem Mittel und Symbol grundlegender Umwälzungen in der Gesellschaft.⁸⁶ Auch wenn der Außenhandel mit diesen Maschinen kaum als Instrument verdeckter Sozialisierungsversuche angesehen wurde, galten Traktoren doch als äußerst prestigeträchtiges, erprobtes und damit verlässliches Exporterzeugnis. Schon Stalin hatte

81 Ebd.

82 Rechenschaftsbericht des GKES für 1962, RGAE, f. 4372, op. 81, d. 411, Bl. 6 ff.

83 Aufstellung des Staatskomitees beim Ministerrat für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland (GKKS) von Oktober 1962, GARF, f. 9518, op. 1, d. 37, Bl. 24 ff. Über Bhilai waren gleich zwei sowjetische Filme gedreht worden (»Metall Bchilaj« sowie »Simvol družby« [Symbol der Freundschaft]). Zu den allfälligen Abstimmungs- und Organisationsproblemen der beteiligten Apparate vgl. das Schreiben des GKKS-Vorsitzenden, Schukov, an das ZK, 29.4.1959, RGANI, f. 5, op. 33, d. 94, Bl. 190 ff.

84 ZK-Beschluss »Über Maßnahmen zur Erweiterung der kulturellen und gesellschaftlichen Verbindungen mit den Ländern Asiens und Afrikas« vom 24.3.1958 sowie Empfehlungen sowjetischer Orientalisten zur Propaganda nach Asien und Afrika für das CK vom 1.11.1958, in: A. B. Davidson/S. V. Mazov (Hrsg.), *Rossija i Afrika. Dokumenty i materialy XVIII v. – 1960 g.*, Band 2, Moskau 1999, S. 158–165. Ferner Mikojan an das CK über die Propagierung sowjetischer Wirtschaftshilfe in der Dritten Welt, 27.8.1959, dazu der Beschluss der ZK-Kommission für Ideologie, Kultur und Internationale Parteiverbindungen, 24.9.1959, RGANI, f. 11, op. 1, d. 424, Bl. 3 ff. sowie d. 435, Bl. 119 ff.

85 1956 wurde eine Musterfarm in Rajasthan ausgestattet, erst 1964 kam eine zweite Anlage hinzu. *Stanislaus*, *Soviet economic aid*, S. 130–133. Allg. vgl. die Rede des Stellv. GKES-Vorsitzenden, Maljetin, auf der Sitzung sowjetischer Orientalisten zu Problemen in der Dritten Welt, 29.–31.10.1958, RGANI, f. 5, op. 35, d. 79, hier Bl. 223 ff.

86 So die Konnotationen in Reden Stalins 1929, zit. nach *David C. Engerman*, *West meets East: the Center for International Studies and Indian economic development*, in: *ders.* u. a., *Staging growth*, S. 199–223, hier S. 203 f. Vgl. ferner *Behrends*, *Die erfundene Freundschaft*, S. 75 f.

der Dritten Welt unter den bereits erläuterten Vorzeichen entsprechende Tauschgeschäfte angeboten.⁸⁷ Knapp 15 Jahre später, 1965, betrug der Anteil von Traktoren und anderen landwirtschaftlichen Maschinen am sowjetischen Export insgesamt bis zu 20 Prozent – für Indien changierte dieser Anteil Anfang der 1960er-Jahre zwischen zehn und 15 Prozent.⁸⁸

Doch auch der Traktorenexport litt unter den in der UdSSR real existierenden Wirtschaftsbedingungen. Die UdSSR war kaum in der Lage, ihren eigenen Bedarf an zuverlässigen landwirtschaftlichen Maschinen zu decken. Auf die qualitativen wie quantitativen Mängel der Traktorenproduktion reagierte die sowjetische Führung all die Jahre hindurch mit Beschlüssen des Ministerrats, mit Kaderkritik, Umorganisationen und Parteiarbeit in den Betrieben. Sie vermied aber die Auseinandersetzung mit systemimmanenten Schwächen und mit den durch die überbordenden Exportaufgaben geschaffenen Überlastungen. Noch 1961 musste das Außenhandelsministerium die fehlende Konkurrenzfähigkeit einheimischer Erzeugnisse im Ausland konstatieren und sah sich genötigt, den Export vorübergehend ganz einzustellen;⁸⁹ es ist im Übrigen noch ungeklärt, welche Rolle angesichts derartiger Erfahrungen die Konkurrenzfähigkeit – oft eher Konkurrenzlosigkeit – militärischer Exportgüter für die zunehmende Militarisierung der sowjetischen Exportwirtschaft gespielt hat.⁹⁰

Für den sowjetischen Außenhandel aber war entscheidend, dass die komplexen, konkurrierenden Zielsetzungen auf unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern der UdSSR: kompetitive Systemkonkurrenz, einheimische Wirtschaftsförderung, die Stärkung ausländischer Ökonomien für verschiedene Zwecke und Ausbau des sozialistischen Wirtschaftslagers, nicht aufeinander abgestimmt wurden und letztlich zusammenprallen mussten. Es wurde schon in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass die UdSSR den RGW ab 1954 nicht nur für die Stärkung des sozialistischen Lagers, sondern ganz konkret auch für den Ausbau der Wirtschaftsbande zur Dritten Welt in die Pflicht nahm.⁹¹ Auf dem RGW-Handelssektor betrieb die UdSSR ab 1956 die Umwandlung der früheren Kommission beim RGW-Büro für die Koordinierung des Außenhandels mit kapitalistischen Ländern in eine Ständige Kommission für den Außenhandel. Während sich die Kommission unter Stalin noch auf Importprobleme konzentriert hatte⁹², umfasste der Aufgaben-

87 Vgl. Abschnitt I.

88 Aufstellung des Vorsitzenden der Außenhandelsorganisation (V/O) Traktoreksport, Kutyrow, von Mai 1965 sowie Planungsdaten von 1960, RGANI, f. 5, op. 40, d. 236, Bl. 32 ff.; RGAE, f. 413, op. 13, d. 8034, Bl. 124 ff.

89 Amtsführender MVT, Borisow, an das ZK, 10.8.1961, sowie Stellungnahme des Stellv. Leiters der ZK-Abteilung für Maschinenbau, Grigorjew, 2.10.1961, RGANI, f. 5, op. 40, d. 155, Bl. 113 ff., 170 f. Neben Produktionsfehlern war die mangelhafte Versorgung mit Ersatzteilen ein Dauerbrenner sowjetischer Diskussionen und analoger Debatten im RGW. Vgl. den Beschluss des Ministerrats Nr. 717–238 vom 26.6.1963 »Über Maßnahmen zur Verbesserung der Versorgung mit Ersatzteilen« für exportierte Automobile, Traktoren, landwirtschaftliche und Straßenbaumaschinen, zit. in RGAE, f. 233, op. 2, d. 240, Bl. 291. Vgl. ferner die Protokolle der 10. und 15. Tagung der Ständigen RGW-Kommission für Außenhandel, 23.–25.4.1963, BArch, DL 2, VA 6765 sowie DC 20/20152.

90 So bereits *Brun/Hersh*, *Soviet-Third World*, S. 192 f.

91 Vorschläge der UdSSR für die Reorganisation und weitere Tätigkeit des RGW, 2.2.1954, SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/2A, Nr. 329, Bl. 142–144; Protokoll der 4. RGW-Tagung (26.–27.3.1954), BArch, DE 1/21735; Protokoll Nr. 1/5 der RGW-Tagung in Moskau, 24.–25.6.1954, RGANI, f. 5, op. 30, d. 73, Bl. 85 ff.

92 Sowjetischer Entwurf und Ratsbeschluss der 2. RGW-Tagung, 1.7. und 25.–27.8.1949, RGASPI, f. 82, op. 2, d. 1077, Bl. 31 ff., Bl. 77 ff. Bezeichnenderweise legte Moskau erst Ende 1950 das Statut der Kommission vor: Politbüro-Beschluss vom 11.11.1950, RGASPI, f. 17, op. 163, d. 1567.

katalog ihrer Nachfolgerin Koordinierungsaufgaben für Im- und Export sowie »auf dem Gebiet der Lieferungen von kompletten Betrieben und großen Parteien von Ausrüstungen in kapitalistische Länder«.⁹³ Vor dem Hintergrund der insgesamt begrenzten transnationalen Verbindlichkeit des RGW widmete sich die Kommission zunächst einmal der ausgiebigen Materialsammlung zu Ländern wie Indien, »an denen die Teilnehmerländer des RfgW [= RGW, A. H.] ihr größtes Interesse haben, ihre ökonomischen Beziehungen zu entwickeln«.⁹⁴ Im weiteren Verlauf ihrer Tätigkeit sollte aber das ständige Ringen um die »Verbesserung der Arbeit bei der Koordinierung des Handels« mit dem kapitalistischen Ausland – Zusammenarbeit bei Ver- und Einkäufen, gegenseitige Informationen über Möglichkeiten und Chancen auf den Auslandsmärkten sowie entsprechende Hilfestellungen – zum Hauptthema der Sitzungen avancieren.⁹⁵ Ob Moskau auf Dauer inter-sozialistischen Verbindungen innerhalb des RGW Modellcharakter für Wirtschaftsbeziehungen zwischen europäischen – entwickelten – und nicht-europäischen – unterentwickelten – Ländern zumessen wollte, dieser Frage kann hier nicht nachgegangen werden; zumindest wurde der Rat 1962 bewusst für asiatische Länder geöffnet.⁹⁶

Parallel zu diesen Entwicklungen lief die technische Aufrüstung und Kooperation der RGW-Mitgliedstaaten selbst, und die Traktoren waren wichtiger Bestandteil der sozialistischen Landwirtschaften. 1950 hatte sich der RGW auf Anregung Moskaus hin um Abstimmung und entsprechende Spezialisierung der nationalen Traktorenproduktion bemüht⁹⁷, und diese Ansätze wurden auch nach Stalins Tod fortgeführt.⁹⁸ Expansion des Handels mit der Dritten Welt, sozialistische Arbeitsteilung und nationale Interessen in Ost und Süd ließen sich in der Praxis indes kaum auf einen Nenner bringen. Im Detail zeugen sowjetische Dumpingpreise auf Auslandsmärkten oder osteuropäische Verstöße gegen Verkaufsabsprachen von der Problematik, innerhalb des RGW die Koordinierung von Ein- und Verkäufen in der Dritten Welt und eigenständige Entwicklungsprogramme durchzuhalten.⁹⁹ Im Endresultat der konkurrierenden Zielsetzungen tobte schließlich in

93 Protokoll Nr. 20/56 der Sitzung des SED-Politbüros zur Übernahme von RGW-Beschlüssen, 2.5.1956, BArch-SAPMO, DY 30/J IV 2/2, Nr. 474. Faktisch ging die RGW-Kommission für die Koordinierung der Projektierung und Lieferung kompletter Betriebe 1958 in der Außenhandelskommission auf, ab 1959 fungierte sie als Ständige Kommission für Außenhandel. Protokoll der IX. RGW-Tagung, 26.–30.6.1958, PA AA, MfAA, A 10095. Auf der XIV. Ratstagung des RGW (28.2.–3.3.1961) wurde zusätzlich eine Ständige Kommission für die Koordinierung der technischen Hilfe ins Leben gerufen: Sitzungsmaterial der Staatlichen Plankommission vom 29.3.1961, BArch, DC 20/13083.

94 Bericht über die 2. Tagung der Ständigen Kommission des RGW für Außenhandel, 10.–13.12.1957, BArch, DE 1/21974, Abkürzung im Original.

95 Bericht der Ständigen Kommission für die XII. Ratstagung, Anfang 1960, BArch, DE 1, Nr. 1418, Bl. 41 ff.; V. Beratung der Stellv. Außenhandelsminister, 12.–14.4.1962, BArch, DL 2, Nr. 4934.

96 Vgl. bereits den Bericht des RGW-Sekretärs Fadejew auf der X. RGW-Tagung (13.–16.5.1959), der die besondere Hilfe der UdSSR für unterentwickelte Länder in Osteuropa sowie die Entwicklungsbemühungen in sozialistischen Staaten Asiens herausstreicht, BArch, DC 20/12044. Insgesamt ist die Öffnung zuerst im Kontext des sowjetisch-chinesischen Konflikts zu verorten.

97 Die 3. RGW-Tagung legte Produktionszahlen und -typen für Polen, Rumänien, Ungarn und die Tschechoslowakei fest: Lawrischtschew und Loschtschakow an Stalin, 3.2.1950, ferner Lawrischtschew an Stalin, 6.5.1950, RGASPI, f. 82, op. 2, d. 1074, Bl. 84 ff. sowie d. 1075, Bl. 55 ff.

98 Protokoll der 6. RGW-Tagung (7.–11.12.1955), BArch, DE 1/21737; Protokoll der XVII. RGW-Tagung, 14.–20.12.1962, BArch-SAPMO, DY 30, Nr. 3407, Bl. 1 ff.

99 Aufstellung über den sowjetisch-indischen Handel für Chruschtschow, 8.12.1954, RGANI, f. 5, op. 28, d. 243, Bl. 1 ff., hier Bl. 6. Protokoll der 2. Tagung der Stellv. Außenhandelsminister des RGW, 12.–13.5.1960, BArch, DL 2/4934.

Indien ein innersozialistischer Verdrängungswettbewerb zwischen tschechoslowakischen und sowjetischen Traktorenmodellen: Es drohe, so die Alarmmeldung der hier maßgeblichen Außenhandelsorganisation, Traktoreksport, die Gefahr, »dass tschechische Traktoren den Markt Indiens vollständig beherrschen und dass wir gezwungen sind, den Markt zu räumen.«¹⁰⁰ Zudem gab sich die sowjetische Handelsvertretung in Delhi nach östlichen Hilfestellungen für den Aufbau einer indischen Traktorenindustrie¹⁰¹ trotz langjähriger indischer Hinweise überrascht, dass »die indische Regierung [...] die sich entwickelnden Zweige der nationalen Industrie [eifersüchtig]« verteidigte und die Ausgabe von Importlizenzen stoppte, sobald die Montage von Traktoren in Indien selbst gesichert war – dies galt trotz jahrelanger Handelsbeziehungen eben auch für sowjetische Traktoren.¹⁰² Chruschtschows Diktum: »Ein eigener Traktor ist kein Kennzeichen einer industriellen Entwicklung mehr« übersah schlicht Stufen und Implikationen der von der UdSSR ansonsten so hoch gehaltenen Verteidigung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit inner- und außerhalb des RGW.¹⁰³ Der gesamte Prozess fügt sich in die aufkommenden Diskussionen der *United Nations Conference on Trade and Development* (UNCTAD). Hier zeigte sich die Dritte Welt nicht nur mit der Ausrichtung und Tätigkeit bestehender, westlich dominierter internationaler Wirtschaftsorganisationen unzufrieden, sondern schlug, überspitzt ausgedrückt, auch die UdSSR dem »ausbeuterischen« Norden zu.¹⁰⁴ So unterstreicht der Vorgang aus anderer Perspektive erneut die Unmöglichkeit, die wirtschaftliche Systemkonkurrenz mit den Mitteln und unter den Bedingungen des kapitalistischen Systemgegens durchzustehen.

III. FAZIT

In der Bilanz erscheint es verwunderlich, dass Chruschtschows UdSSR sich auf diesen kontinuierlichen Wettkampf einließ: Bereits Ende der 1950er-Jahre hatte die UdSSR Defizite im systemüberschreitenden Außenhandel zu verzeichnen.¹⁰⁵ Da ihre Gold- und De-

100 Notiz des Vors. der Außenhandelsorganisation Traktoreksport, Kutyrow, an die ZK-Abteilung für Maschinenbau, Mai 1965, RGANI, f. 5, op. 40, d. 236, Bl. 32 ff. Allg. Schreiben der Leiter der ZK-Abteilung für Maschinenbau, Frolow, und der ZK-Abteilung für Kader für diplomatische und außenwirtschaftliche Organisationen, Panjuschkin, an das ZK, 20.8.1962, ebd., d. 174, Bl. 1.

101 Aufstellung des GKES-Vorsitzenden, Skatschkow, 3.6.1961, RGANI, f. 5, op. 30, d. 371, Bl. 28 ff.; Bericht über technische und wirtschaftliche Hilfe des RGW an Indien, Oktober 1962, BArch, DL 2, VA 6764.

102 Notiz des Vors. der Außenhandelsorganisation Traktoreksport, Kutyrow, für die ZK-Abteilung für Maschinenbau, Mai 1965, RGANI, f. 5, op. 40, d. 236, Bl. 32 ff. Vgl. bereits das Gespräch des Leiters der Exportabteilung der Handelsvertretung in Indien, Sakulin, mit dem Under-Secretary im indischen Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft, Singh, 21.9.1960, RGAE, F. 413, op. 13, d. 8034, Bl. 6 f.

103 Notizen über die Beratung beim Gen. Chruschtschow, 20.2.1963, BArch-SAPMO, DY 30, Nr. 3420, Bl. 18 ff.

104 Vgl. die Diskussionen und Beschluss des RGW zur ersten UNCTAD-Konferenz von April 1963 und Februar 1964, RGAE, f. 561, op. 29s/pp, d. 4, Bl. 1 ff.; BArch, DC 20/12073. Für indische Exportinteressen allg. die Unterredung des Botschafters in Moskau, Kaul, mit dem Stellv. MVT, Borisow, 28.8.1964, RGAE, f. 413, op. 31, d. 76, Bl. 42 ff. Zur UNCTAD allg. vgl. *John Toye/Richard Toye*, *The UN and global political economy. Trade, finance, and development*, Bloomington 2004.

105 Hierzu Aufstellungen u. a. der Zentralen Statistikverwaltung (CSU) für den neu ernannten MID, Schepilow, über die Handels- und Zahlungsbilanz sowie über Goldverkäufe der UdSSR, 5. und 12.6.1956, RGANI, f. 5, op. 30, d. 149, Bl. 13 ff., d. 245, Bl. 248; analog Ausarbeitungen für den Gosplan-Vorsitzenden und Stellv. Vors. des Ministerrats, Kusmin, 18.6.1957, RGAE, f. 4372, op. 76, d. 172, Bl. 281 ff.

visenvorräte schrumpften, plädierten etwa Gosplan und Staatsbank für eine Minderung von Industrie- und Rohstoffimporten.¹⁰⁶ Hinsichtlich der Wirtschaftsbeziehungen zur Dritten Welt standen zudem die ungleich höheren Warenumsätze, Kreditvolumen und Hilfslieferungen, die der Westen und allen voran die USA in die Waagschale werfen konnten, auch in Moskau nie außer Zweifel.¹⁰⁷ Das Ungleichgewicht wurde nicht nur in der sowjetischen Propaganda, sondern auch in internen Diskussionen mit den Schlagwörtern »historische Verantwortung« und »Neokolonialismus« eher verdrängt als diskutiert. Die hysterischen Reaktionen beispielsweise der amerikanischen Öffentlichkeit und Politik auf die sowjetische »Wirtschaftsoffensive« in der Dritten Welt belegen weniger eine ernsthafte Herausforderung als westliche ideologisch-mentale Blockaden und Empfindlichkeiten im Kalten Krieg.¹⁰⁸ Derlei Perzeptionen trugen unweigerlich dazu bei, die Ausstrahlung sowjetischer Programme zu erhöhen – das wurde in Moskau gerne gesehen, war aber kein bewusstes Kalkül und konnte die messbare Unterlegenheit im ökonomischen Wettkampf nur unzulänglich kaschieren. Die innenpolitische Entwicklung Indiens schließlich sprach, wie bereits erwähnt, indischen Proklamationen über und sowjetischen Hoffnungen auf eine sozialistische Entwicklung Hohn. Auch hierüber waren sich professionelle sowjetische Beobachter weitgehend einig.¹⁰⁹

Im Rückblick hat Chruschtschow mit Verve auf die seiner Meinung nach langfristig unausweichlichen wirtschaftlichen Vorteile seiner Entwicklungspolitik hingewiesen – wie im ideologischen, so hätte es demnach auch im wirtschaftlichen Sektor nur ausreichender Geduld bedurft, um die Früchte seiner Politik zu ernten.¹¹⁰ Es sei dahingestellt, inwieweit sich der unfreiwillige Pensionär ideologische Utopien erhalten hatte oder sich verbissen jeder Kritik verschloss. Angesichts eskalierender Widersprüche und deutlicher Notsignale – zu erwähnen sind die Massenunruhen von Nowotscherkassk (Juni 1962)¹¹¹ oder der indisch-chinesische Krieg und seine Nachwirkungen (ab Oktober 1962)¹¹² – mochten und konnten die Zeitgenossen der frühen 1960er-Jahre nicht auf eine in ihren Augen ungewisse Zukunft warten. Ab Anfang des Jahrzehnts wurden in der UdSSR und im RGW zunehmend wirtschaftswissenschaftlich informierte, staatspolitisch denkende Diskussionen über Fragen zukünftiger Importsicherung, die Sicherstellung der Versorgung der sowjetischen Bevölkerung, über die Zahlungsfähigkeit von Kreditnehmern, über den allgemein unklaren wirtschaftlichen Nutzen der Außenhandelsbeziehungen oder über

106 Schreiben des Gosplan-Vorsitzenden, Kusmin, an den Ministerrat, 30.8.1957, sowie Stellungnahme der Staatsbank zum Außenhandel 1958, o. D., RGAE, f. 4372, op. 76, d. 172, Bl. 120 ff.; op. 77, d. 243, Bl. 55 ff. Die abschließenden Beschlüsse des Ministerrats über jährliche Export- und Importmengen sind leider weiterhin unzugänglich.

107 Aufstellung des GKES-Vorsitzenden, Skatschkow, für das ZK (Chruschtschow) über Hilfsleistungen der USA und der UdSSR an Indien, 7.9.1959, RGANI, f. 5, op. 30, d. 305, Bl. 116 ff. Zur US-Politik ausführlich *Merrill, Bread*; *Marcel Bearth*, Weizen, Waffen und Kredite für den Indischen Subkontinent. Die amerikanische Südasienpolitik unter Präsident Johnson im Dilemma zwischen Indien und Pakistan, 1963–1969, Stuttgart 1990. Die Vergleiche haben jeweils private und öffentliche Gelder, Leistungen internationaler Einrichtungen wie der Weltbank sowie die verschiedenen unmittelbaren Hilfslieferungen in Rechnung zu stellen.

108 Vgl. NSC 5909/1 vom 21.8.1959, in: FRUS 1958–1960, Vol. XV, S. 29 ff.; *The Sino-Soviet economic offensive in the less developed countries*, Department of State, Washington 1958.

109 Vgl. stellvertretend die frühe kritische Bestandsaufnahme des Stellv. Leiters der Verwaltung für Außenpolitische Information des MID, Nesterenko, 25.12.1959, RGANI, f. 5, op. 30, d. 303, Bl. 156 ff.

110 *Chruščev, Vremja*, Bd. 3, S. 360, 425 f.

111 Vgl. u. a. *Vladimir A. Kozlov*, *Neizvestnyj SSSR. Protivostojanie naroda i vlasti 1953 – 1985 gg.*, Moskau 2006, S. 330 ff.

112 Vgl. u. a. *Steven A. Hoffmann*, *India and the China crisis*, Berkeley 1990.

Probleme der Warenstruktur des Außenhandels geführt¹¹³, ohne dass es zu einschneidenden Kursänderungen Chruschtschows gekommen wäre.

Daher trugen die Verschwörer von Oktober 1964 auch außenwirtschaftliche Anklagepunkte zusammen. Sie ließen die ideologischen Fundamente bisheriger internationaler Beziehungen im Wesentlichen unangetastet, sondern brachen ihre Widersprüche auf persönliche Schwächen des Ersten Sekretärs und Vorsitzenden des Ministerrats herunter. Man könne, so das Fazit, »die herausragende Rolle der Sowjetunion« bei der »Erweisung wirtschaftlicher und finanzieller Hilfe für andere Länder und vor allem für die Länder, die erst kürzlich ihre nationale Unabhängigkeit erlangt haben«, schwerlich überschätzen.

»Treu unserer internationalistischen Pflicht, leisten wir nach Kräften wirtschaftliche und andere Hilfe und werden sie weiterhin leisten, [wir] propagieren die Vorteile des sozialistischen Wegs, teilen die angesammelte Erfahrung unseres Aufbaus, helfen bei der Vorbereitung von Kadern, bei der Entwicklung der Kultur«.

Es herrsche jedoch auch in diesem Bereich die reine »Willkür, es fehlt ein überlegter politischer Zugang, eine Bilanzierung der Zweckmäßigkeit; es gibt nur den subjektiven Wunsch des Gen. Chruschtschow. Er strebt danach, auf Kosten der Interessen unseres Landes gut zu sein und sich dadurch Autorität zu verschaffen.«¹¹⁴ Chruschtschows Gegner bemängelten die fehlende ideologische Rendite der teuren Entwicklungshilfe einschließlich der äußerst begrenzten direkten Finanzgeschenke an Indien, die man undifferenziert und ohne genauere Kenntnisse über die Empfänger ausgeschüttet habe. Da sei es nicht überraschend, so die neue Mehrheit im ZK-Präsidium, dass sich einige Staaten schon wieder von der UdSSR abgewandt und den imperialistischen Mächten verschrieben hätten. Die zukünftigen Machthaber thematisierten die immanenten Zielkonflikte und Grenzen sowjetischer Entwicklungspolitik mitsamt der letztlich unvereinbaren Zielvorgaben von Ost und Süd. Doch auch sie stellten Ziele und Antriebskräfte des sowjetischen Engagements nicht in Frage, sondern sahen die zweite Ursache mangelhafter Erfolgsperspektiven bei den Partnern. Die Empfänger sowjetischer Unterstützung würden schon nicht mehr »bitten, sondern fordern«, und hätten »sogar eine ›Theorie‹ entwickelt: die reichen Länder müssen den armen helfen«.

Chruschtschows Nachfolger beließen es in ihren außenwirtschaftlichen Beziehungen zur Dritten Welt bei wirtschaftlich begründeten Neuakzentuierungen, die mehr Rücksicht des außenpolitischen Engagements auf den sowjetischen Lebensstandard und, damit eng verbunden, eine Reduzierung und zielgerichtete Fokussierung der Mittel einforderten. Mit diesem Anspruch gaben die neuen Machthaber im Februar 1965 bei den Außenwirtschaftsexperten von Partei und Administration eine Bestandsaufnahme über die sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen zur Dritten Welt in Auftrag. Die Spitzen von Außenhandelsministerium, GKES und ihre Kollegen aus dem ZK-Apparat konzentrierten sich befehlsgemäß auf wirtschaftliche Aspekte und konnten die tiefer sitzenden Widersprüche

113 Stellv. MVT, Borisow, an das ZK, 21.8.1961, RGANI, f. 5, op. 30, d. 371, Bl. 227 ff.; Aufzeichnung Gosplan zum Exportplan 1966/1970, RGAE, f. 4372, op. 66, d. 436, Bl. 211–213; Vermerk der CSU (1962) sowie Schreiben des Stellv. Vors. des Gosplan, Tichonow, an den Ministerrat über die Effektivität von Exporten/Importen, Januar 1964, RGAE, f. 4372, op. 81, d. 843, Bl. 1 ff.; d. 1790; Beschluss des RGW-Exekutivkomitee vom 17.4.1963, BArch, DL 2, VA/N 92; Sitzung der Ständigen RGW-Kommission für Außenhandel vom 27.–29.5.1964, ebd., f. 561, op. 29s/pp, d. 5, Bl. 131 ff.

114 Vortrag des ZK-Präsidiums, vorbereitet für das Oktoberplenum am 14.10.1964, zuletzt in: A. N. Artizov/V. P. Naumov/M. Ju. Prozumenščikov u. a. (Hrsg.), Nikita Chrusčev 1964. Stenogrammy plenuma CK KPSS i drugie dokumenty, Moskau 2007, S. 182 ff., hier S. 200 ff. Vgl. dazu bereits Paul Du Quenoy, The role of foreign affairs in the fall of Nikita Khrushchev in October 1964, in: The International History Review, 25, 2003, S. 334–356, hier S. 348 ff.

von ideologischen Motivationen, vorhandenem Instrumentarium und Eigenständigkeiten der Partnerländer nicht auflösen.¹¹⁵

Die Wissenschaft interpretierte die Aufgabe des Neuanfangs ebenso begrenzt. Im März 1966 legte der langjährige Direktor des Instituts der Akademie der Wissenschaften für die Völker Asiens, Bobodschan Gafurow, der noch 1961 am bombastischen Parteiprogramm mitgewirkt hatte, dem »teuren Leonid Ilitsch« Breschnew seine Reformideen vor.¹¹⁶ Auch er beklagte zunächst einmal die Kosten, die »unsere wirtschaftliche, technische und Militärhilfe« »unserem Vaterland« verursacht hätten, ohne dass sich der frühere Parteichef ernsthaft über die »Resultate für uns, für die sozialistische Staatengemeinschaft, für die progressiven Kräfte der Welt« Gedanken gemacht habe. Bis heute, so Gafurow, fehle es an einer realistischen Einschätzung der tatsächlichen Verluste, die der Imperialismus durch den Zusammenbruch des Kolonialsystems erlitten habe, und es fehle an Erkenntnissen darüber, »für wen Bhilai [und] die anderen Unternehmen der Schwerindustrie Indiens, die mit unseren Mitteln gebaut wurden, arbeiten, welche Klassen und sozialen Schichten in Asien und Afrika aus den Unternehmen, die von uns ausgerüstet werden, direkten Nutzen ziehen.« Auch Gafurow konstatierte damit das Fehlen einer Konzeption, die – in seiner Reihenfolge –, die Interessen von Vaterland und Staat, Partei und Weltkommunismus hätte bedienen können. Doch der leitende Wissenschaftler begnügte sich ebenfalls damit, die Verantwortung für diese Negativbilanz vor allem auf Chruschtschow abzuwälzen sowie Reorganisationen anzuregen, die besonders seinem Institut zusätzliche Kompetenzen und Mittel verschafft hätten.

Schließlich beschränkte man sich auch auf RGW-Ebene darauf, Fehler der Vergangenheit einzugestehen und die Ursachenforschung auf systemunabhängige, externe Faktoren einzugrenzen: die »Hilfe, die die USA jetzt Indien zugesagt und gegeben haben«, ließ der sowjetische Außenhandelsminister Nikolaj Patolitschew seine RGW-Kollegen am 14. Mai 1966 wissen, können »unsere Länder nicht leisten«. »Mit diesen Problemen sind Nehru und Shastri nicht fertig geworden.«¹¹⁷ Danach machte man sich erneut an die Quadratur des Kreises und beschwor die Notwendigkeit verbesserter Koordinierung und Kooperation.

Mangels fundierter Alternativen konnte auch Breschnew im Juli 1968, also knapp vier Jahre nach dem Sturz Chruschtschows, nur althergebrachte Probleme beklagen: »Heute geben wir allen ein wenig«, notierte sich der Generalsekretär müde, »und können im Endergebnis die ›Konkurrenz‹ mit den imperialistischen Gegnern nicht aushalten«.

»Vielleicht müssen wir die Zonen unserer erstrangigen Interessen definieren und die Anstrengungen auf die Gewährleistung dieser Interessen konzentrieren. Wenn wir von den Entwicklungsländern sprechen, dann würde es dieser Zugang erlauben, uns dauerhaft in den ›Knoten‹punkten der ›Dritten Welt‹ festzusetzen und diese Länder zu einem anziehenden Beispiel für die anderen Entwicklungsstaaten zu machen.«¹¹⁸

Dies gelang bekanntlich auch in den letzten 23 Jahren der UdSSR nicht. Die versuchte Dynamisierung sowjetischer Außenbeziehungen konnte mit der Dynamik der Dekolonisation und der Entwicklung der Dritten Welt nicht Schritt halten. Neben ideologischen Grundüberzeugungen trugen die Herrschafts- und Verwaltungsmechanismen in der

115 MVT, Patolitschew, Vors. der GKES, Skatschkow, u. a. an das ZK, 17.1.1966, RGAE, f. 4372, op. 81, d. 1775, Bl. 30 ff.

116 RGANI, f. 5, op. 30, d. 489, Bl. 147 ff.

117 Niederschrift über die Beratung der Außenhandelsminister anlässlich der 18. Tagung der Ständigen RGW-Kommission für Außenhandel, 14.5.1966, BArch, DL 2 VA/N 53.

118 Entwurf einer Aufzeichnung Breschnews für das Politbüro vom 6.7.1968, in: General'nyj sekretar' L. I. Brežnev, 1964–1982, Sonderausgabe des Vestnik Archiva Prezidenta, Moskau 2006, S. 70–79, hier S. 76.

UdSSR zur Perpetuierung einer Politik bei, die sich zwischen Revolutionsideologie, Systemkonkurrenz und selbstständigen Modernisierungsprojekten der Dritten Welt aufrieb.¹¹⁹

119 *Brun/Hersh*, Soviet-Third World relations, S. 75 f., 191, 271 f. heben mit Recht hervor, dass die sowjetische (Außen-)Wirtschaft keine echte Alternative zum kapitalistischen System bot. Sie unterschätzen in ihrer Bewertung aber die ideologischen wie individuellen Antriebskräfte resp. Stoßrichtungen in den Kontexten von direkter Systemkonkurrenz und Entwicklungshoffnungen eines weltweiten Sozialismus.

Patrik von zur Mühlen

Entwicklungspolitische Paradigmenwechsel am Beispiel der Friedrich-Ebert-Stiftung vom Ende der 1950er- bis zu den 1990er-Jahren

Entwicklungshilfe und Entwicklungspolitik begleiteten nach dem Zweiten Weltkrieg die Geschichte der Dekolonisation und bilden auch heute ein wichtiges Feld der internationalen Beziehungen. Ihre Entstehung ist sowohl vor dem Hintergrund der Dekolonisation als auch des Ost-West-Konflikts zu sehen, die beide in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzten. Aber trotz des gemeinsamen weltpolitischen Rahmens waren und sind die entwicklungspolitischen Zielsetzungen und Methoden ebenso vielfältig wie die Länder, in denen sie praktiziert wurden, und die Initiatoren, die ihre Projekte anregten, vorbereiteten, durchführten und vor allem finanzierten. Auf historische Vorbilder konnte man dabei nicht zurückgreifen. Hier stellten sich Aufgaben, die als Folge politischer, wirtschaftlicher und sozialer Veränderungen in den Entwicklungsländern, aber auch aufgrund von Misserfolgen und dadurch ausgelösten Lernprozessen, ständig neue Lösungen erforderten, so dass sich die Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern schubweise veränderte und weitgehende Paradigmenwechsel nach sich zog.

Der Begriff Paradigmenwechsel stammt aus der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte und kennzeichnet die Krise einer bislang weitgehend anerkannten Theorie mitsamt ihren wissenschaftlichen Praktiken und Traditionen aufgrund der Tatsache, dass sie neu auftauchende Probleme mit bisherigen Hilfsmitteln nicht zu lösen vermag. Dieser ursprünglich nur für den Geltungsbereich der Naturwissenschaften geprägte Begriff wurde frühzeitig von Sozial- und Geisteswissenschaften aufgegriffen und findet heute auch in stärker praxisorientierten Feldern wie Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Anwendung.¹

Die Übertragung dieses Begriffs auf die Entwicklungspolitik rechtfertigt sich dadurch, dass auch sie in aller Regel von theoretischen Prämissen ausgeht und sich um einen Einklang von theoretischen Entwicklungskonzeptionen und der praktischen Anwendung ihrer Methoden bemüht. Sobald die Methoden die von der Theorie vorgegebenen Ziele nicht erreichen, stellt sich die Notwendigkeit, beide kritisch zu hinterfragen, was nach einer Phase der Neuorientierung zur Korrektur entweder der Theorie oder der Praxis oder beider führen kann.

Diese Studie untersucht im Besonderen die Entwicklung dieses Prozesses. Dabei steht die Frage im Hintergrund, ob und wie weit letztlich vom Kolonialismus geprägte Bilder von den Ländern der Dritten Welt oder zumindest eurozentrische oder westliche, aus den Erfahrungen der Industriegesellschaft abgeleitete Sichtweisen die Paradigmen der Entwicklungspolitik beeinflusst haben. Dazu wird zunächst nach den Anfängen und den Bedingungen der Entwicklungspolitik gefragt, bevor die Arbeit der Stiftung vornehmlich in den 1960er- und 1970er-Jahren vorgestellt wird. Die fast gleichzeitig zur Ausweitung der Arbeit aufkommende Kritik an der Entwicklungspolitik und die eigene Überprüfung der Arbeit lösten einen Umbruch Mitte der Siebzigerjahre aus. Diese Zeit markiert einen Wendepunkt in der internationalen Arbeit der Stiftung. Hier bahnte sich ein Paradigmenwechsel an, der – wie gezeigt wird – fast schleichend vonstatten ging und neue Prinzipien

¹ Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 7, Darmstadt 1989, Sp. 79 f.

der Arbeit einföhrte, die auch durch den Umbruch 1989/90 nicht in Frage gestellt wurden.

I. DIE WESTDEUTSCHE ÖFFENTLICHKEIT UND DIE ANFÄNGE DER ENTWICKLUNGSPOLITIK

Die Friedrich-Ebert-Stiftung gehörte zu den frühen Pionieren der bundesdeutschen Entwicklungspolitik. Neben dem DGB und einigen Einzelgewerkschaften sowie einigen Wirtschaftsverbänden, Kirchen und anderen Organisationen und Institutionen begann sie bereits in den späten 1950er-Jahren mit Maßnahmen und Projekten für Länder in Afrika, Asien und Lateinamerika, von denen manche damals noch den Status von Kolonialgebieten hatten oder gerade in die Unabhängigkeit entlassen worden waren. Dieses Arbeitsgebiet hatte zunächst nicht zu ihren primären Aufgaben gehört. Ursprünglich nach dem Tode des Reichspräsidenten Friedrich Ebert 1925 als eine Art Spendenfonds gegründet, lag ihre Zweckbestimmung primär in der politischen Bildung und der akademischen Förderung begabter junger Menschen aus sozial schwachen Familien durch Stipendien. Die dritte Bestimmung betraf internationale Kontakte und diente vor allem der Völkerverständigung zwischen Deutschen und Angehörigen der früheren Feindnationen aus dem Ersten Weltkrieg. Ein Engagement in Ländern, die damals noch weitgehend unter Kolonialherrschaft standen, war nicht vorgesehen.²

1933 wurde die deutsche Sozialdemokratie und mit ihr auch die ihr angeschlossene Stiftung verboten und erst nach dem Kriege wieder neugegründet. 1954 erhielt die Friedrich-Ebert-Stiftung den Status einer Rechtsperson, und zwar als eingetragener Verein. Diesbezüglich handelt es sich bei ihr nicht um eine echte Stiftung, die ihre Arbeit aus dem Zinsertrag eines vorgegebenen Stiftungsvermögens finanziert, sondern um eine sog. uneigentliche Stiftung, deren Haushalt im Wesentlichen auf Zuwendungen von dritter Seite oder auf Spenden beruht. An diesem Status hat sich bis heute nichts geändert, und auch die Arbeit der anderen politischen Stiftungen in Deutschland, die nach dem Vorbild der Friedrich-Ebert-Stiftung gegründet wurden, beruhte auf ähnlichen Grundlagen.³

Kamen die Mittel für entwicklungspolitische Projekte zunächst überwiegend vom Auswärtigen Amt, so erhielt die Stiftung nach der Bildung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) 1961/62 einen festen Ansprechpartner innerhalb der Bundesregierung; ihre Finanzierung wurde aus Haushaltstiteln des Bundeshaushalts getragen. Dies galt und gilt auch für die Auslandsarbeit der anderen politischen Stiftungen, und die Sachzwänge des internationalen Engagements föhrten dazu, dass auch die organisatorischen und institutionellen Strukturen ihrer Auslandsarbeit denen der Friedrich-Ebert-Stiftung ähneln.⁴

Für den weiteren Werdegang der Friedrich-Ebert-Stiftung war von Bedeutung, dass sie von der Sozialdemokratischen Partei gegründet worden war und – ungeachtet einer demonstrierend gezeigten Überparteilichkeit – ein sozialdemokratisches Profil behielt. Wichtig war daneben gerade in der Frühzeit ihr enges Verhältnis zu den Gewerkschaften und zum DGB, das sich aus personellen Querverbindungen, aus engen Kontakten der Vorstände und vielen gemeinsamen Aufgaben ergab. Dies gilt auch für die entwicklungspolitische Arbeit, deren Thematik in den Statuten der 1954 gegründeten Stiftung noch nicht auftauchte. Vielmehr war es so, dass der DGB der Stiftung Aufgaben im internationalen

2 Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), 80 Jahre Friedrich-Ebert-Stiftung. Dokumentation der Jubiläumsveranstaltung am 8. März 2006 in Berlin, Berlin 2005.

3 Für die Arbeit der FES heute vgl. den Internetauftritt der Stiftung, URL: <<http://www.fes.de>> [22.4.2008] (FES international).

4 Vgl. Carsten Werner, Der Auslandsbereich der Parteistiftungen der Bundesrepublik Deutschland (FU Berlin, Forschungsgebiet Schwerpunkt Außenpolitik), Berlin 1982.

Bereich abtrat, die er selber nicht erfüllen konnte oder wollte, und dafür die Kosten übernahm. Besonders Kontakte zu den Gewerkschaften in der Dritten Welt gehörten zu diesem Maßnahmenkanon sowie Besuchsreisen, Ausbildungs-, Schulungs- und Qualifizierungsmaßnahmen für Funktionäre ausländischer Gewerkschaften und Mitarbeiter gewerkschaftlicher Presseorgane und Unternehmungen.⁵

Die Notwendigkeit, sich von nationalstaatlich oder gar nationalistisch konzipierten Zielvorstellungen abzuwenden und sich an den Prinzipien einer internationalen – europäischen und weltweiten – Zusammenarbeit zu orientieren, war Gemeingut der nach 1945 sich wieder neu konstituierenden deutschen Gewerkschaften. Hier machte sich auch der Einfluss ehemaliger Emigranten bemerkbar, die nach ihrer Remigration nach Deutschland ihre im britischen, amerikanischen oder skandinavischen Exil gewonnenen politischen und persönlichen Erfahrungen in die Gewerkschaftsarbeit einbrachten.⁶ Als ein markantes Beispiel für viele sei hier Ludwig Rosenberg genannt, der 1946 aus Großbritannien zurückgekehrt war, 1949–1954 als Vorstandsmitglied des DGB für dessen internationale Kontakte fungierte und schließlich 1962 den Vorsitz des DGB übernahm.⁷

Den gleichen Hintergrund lieferte natürlich auch die Tatsache, dass die Friedrich-Ebert-Stiftung der Sozialdemokratie nahe stand, unter deren maßgeblichen Vertretern sich gleichfalls zahlreiche Remigranten befanden, von denen einige wiederum – ebenso wie Ludwig Rosenberg – zeitweilig als Vorsitzende, Vorstands- oder Kuratoriumsmitglieder an verantwortlicher Stelle der Friedrich-Ebert-Stiftung wirkten.⁸ Wenn man diese internationale Orientierung von Sozialdemokratie und Gewerkschaften mit der Zeit vor 1933 vergleicht, so kann man diese selbst als einen Paradigmenwechsel im Bereich internationaler politischer Aktivitäten bezeichnen.

In den ersten zehn Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erlangten zahlreiche ehemalige Kolonien und Protektorate ihre Unabhängigkeit, vor allem in Asien (Indien, Pakistan, Indonesien, Burma, Malaya/Malaysia, Vietnam, Kambodscha, Laos u. a.) und in der arabischen Welt (Syrien, Libanon, Libyen, später Marokko und Tunesien). Afrika sowie Teile der karibischen und pazifischen Inselwelt blieben vorerst noch unter der Kolonialverwaltung europäischer Mächte. Dennoch wurde die Präsenz der hier genannten Weltteile als aktueller oder künftiger Faktor der Weltpolitik in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik Deutschland schon deutlich wahrgenommen. Von Parteien, Gewerkschaften, Wirtschaftsverbänden, Kirchen und anderen Organisationen und Institutionen wurde daher auch schon frühzeitig ein Engagement in den Entwicklungsländern angemahnt, wobei die Motive und Argumentationsmuster durchaus unterschiedlich waren.

Einerseits sah man in den Ländern der in den 1950er-Jahren bereits so bezeichneten ›Dritten Welt‹⁹ künftige Wirtschaftspartner, von denen man Rohstoffe beziehen und in die man industrielle Produkte exportieren wollte. Diese Erwartung setzte stabile Staaten

5 Patrik von zur Mühlen, Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung. Von den Anfängen bis zum Ende des Ost-West-Konflikts, Bonn 2007, S. 51 ff.

6 Julia Angster, Wertewandel in den Gewerkschaften. Zur Rolle gewerkschaftlicher Remigranten in der Bundesrepublik der 1950er Jahre, in: Claus-Dieter Krohn/Patrik von zur Mühlen (Hrsg.), Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Emigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands, Marburg 1997, S. 111–138, hier: S. 115 ff.

7 Frank Ahland, Ludwig Rosenberg. Der Bürger als Gewerkschafter, Diss. Univ. Bochum 2002, S. 353, 388; vgl. <<http://www-brs.ub.ruhr-uni-bochum.de/netahtml/HSS/Diss/AhlandFrank/diss.pdf>> [22.4.2008].

8 Hartmut Mehringer, Impulse sozialdemokratischer Remigranten auf die Modernisierung der SPD, in: Krohn/von zur Mühlen, S. 91–110. Als Vorsitzender der FES wirkten zeitweilig Heinz Kühn, als Vorstandsmitglieder Willi Eichler und Fritz Heine, als Kuratoriumsmitglieder Walde-mar von Knoeringen und Willy Brandt; vgl. von zur Mühlen, S. 49.

9 Im Folgenden wird der umstrittene Begriff der ›Dritten Welt‹ aufgrund der besseren Lesbarkeit nicht mehr in Anführungszeichen gesetzt.

voraus, deren Wirtschaftsstrukturen bereits einen gewissen Entwicklungsstand hinsichtlich der Infrastrukturen vorwiesen. Daher bemühte sich die 1950 gegründete und von Bund, Ländern und Wirtschaft gemeinsam getragene Carl Duisberg Gesellschaft, die seit 1956 sowohl deutsche Nachwuchskräfte der Wirtschaft auf ihren Auslandseinsatz in der Dritten Welt vorbereiten als auch Ausländer, die überwiegend aus der Dritten Welt stammten, durch Praktika und Hospitanzen in deutschen Einrichtungen ausbilden ließ.¹⁰ Ähnliche Motive lagen auch den Frühformen staatlicher Entwicklungshilfe zugrunde, die damals noch in die Zuständigkeit des Bundesministeriums für Wirtschaft fiel und als Ziel die »Förderung des Erfahrungsaustauschs«, konkret also die Kontaktpflege auf internationalen Märkten, verfolgte.¹¹

Eine andere Zielsetzung besaßen Missionsorden und Missionsgesellschaften sowie verschiedene andere kirchliche und christliche Organisationen. Sie verbanden humanitäres und karitatives Engagement mit missionarischen Absichten, wobei ihre Aktivitäten sich auch mit der Verbesserung von Infrastrukturen im medizinischen Sektor, im Bildungsreich sowie in der Landwirtschaft kombinieren ließen. 1959 wurde das katholische Hilfswerk Misereor gegründet; ein Jahr später schlossen sich 30 katholische Verbände, Vereine, Missionsorden und andere Organisationen zur Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe zusammen. Ebenfalls 1959 wurde als evangelisches Pendant das Hilfswerk Brot für die Welt gegründet, das in Zusammenarbeit mit dem Diakonischen Werk und protestantischen Missionsgesellschaften die Dachorganisation Dienste in Übersee (DÜ) schuf.¹²

Weitere Organisationen und Hilfswerke konzentrierten sich auf das, was man später in der Entwicklungspolitik »Sozialstrukturhilfe« nannte und sich auf die Verbesserung der Infrastrukturen konzentrierte. Wie bei den kirchlichen Organisationen reichte das Spektrum von Projekten der Gesundheitsfürsorge über Bildungsmaßnahmen bis zum Straßen- und Brunnenbau. Von den zahlreichen Organisationen, auf die hier verwiesen sei, soll hier nur die 1959 gegründete Deutsche Stiftung für die Entwicklungsländer (DSE, seit 1974 Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung) genannt werden.¹³

Die gemeinsame Basis aller dieser Bemühungen beruhte auf dem Anspruch, nach dem die Aktivitäten deutscher Organisationen in der Dritten Welt im Wesentlichen als unpolitisches Engagement zu verstehen waren. Sie stellten dabei die materiellen, technischen und strukturellen Defizite der Entwicklungsländer in den Vordergrund und betrachteten die gesellschaftlichen Verhältnisse als sekundär. Nun muss hierzu angemerkt werden, dass auch diese sachorientierte (>unpolitische<) Arbeit in der Dritten Welt natürlich eingebettet war in politische Rahmenbedingungen, die sich auf die konkrete Projektarbeit auswirkten. Dies waren der Kalte Krieg und der Ost-West-Konflikt. Man betrachtete auf westlicher Seite und auch in der Bundesrepublik die Unterentwicklung in der Dritten Welt gewissermaßen als Machtvakuum, in das sowjetische und andere kommunistische Einflüsse eindringen könnten, wenn ihnen nicht die Präsenz westlicher Einflüsse zuvor kommen und die Anfälligkeit der Entwicklungsländer für die Nachahmung kommunistischer Vorbilder dadurch reduzieren würde.

Derartige im ganzen Westen gehegte Befürchtungen lagen den Aktivitäten der unpolitischen, an Prinzipien der Fürsorge orientierten Entwicklungshilfe zugrunde, wobei im speziellen Fall der Bundesrepublik auch das Konkurrenzverhältnis zur DDR und deren Bemühungen um internationale Anerkennung gegen die sog. Hallstein-Doktrin hinzuka-

10 »Zehn Jahre Carl Duisberg Gesellschaft«, in: Das Parlament Nr. 4, 27.1.1960.

11 Vgl. Jürgen Dennert, Entwicklungshilfe geplant oder verwaltet? Entstehung und Konzeption des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Bielefeld 1968, S. 11 f.

12 Bastian Hein, Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte, München 2006, S. 60–64, 70.

13 Vgl. Hein, S. 77 ff.

men. So wurde in der Öffentlichkeit auch die Arbeit der Carl Duisberg Gesellschaft unter dem Blickwinkel gesehen, dass »[...] auch das Sowjetzonenregime mit dem Namen ›Deutschland‹ auftritt und sein Programm für ausländische Praktikanten gewaltig angekurbelt hat«. Und in der Presse wurde um 1960 wiederholt auf die umfassenden Stipendienprogramme der DDR und die vergleichsweise spärlichen Summen für entsprechende Aktivitäten vonseiten der Bundesrepublik hingewiesen.¹⁴ Dieser Hintergrund erklärt die starke Rückendeckung aller mit Entwicklungshilfe befassten Organisationen in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik. Die westdeutsche Hilfe für die Dritte Welt war also auch ein Beitrag im Wettlauf der Systeme, der sich – wie dies am Konkurrenzverhältnis zwischen der DDR und den USA erkennbar wurde – auch auf vermeintlich unpolitische Themen wie Hygiene oder Milchproduktion erstreckte.¹⁵

Die entwicklungspolitische Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung indessen wich von den Konzeptionen der bisher genannten Organisationen ab, indem sie an die Stelle von *Entwicklungshilfe* die *Entwicklungspolitik* setzte. Diese Unterscheidung wurde vor allem von sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Seite unterstrichen¹⁶, wobei hier der SPD-Bundestagsabgeordnete Hellmut Kalbitzer als einer der rühmlichsten Vorkämpfer einer auf die Veränderung gesellschaftlicher Strukturen zielenden Entwicklungspolitik zu nennen ist. Allerdings führten auch die Befürworter einer *Entwicklungspolitik* als zusätzliche Argumente den Ost-West-Konflikt oder mitunter auch wirtschaftliche Gesichtspunkte hinsichtlich der Förderung künftiger Handelspartner an.¹⁷

Indem die Friedrich-Ebert-Stiftung das entwicklungspolitische Engagement des DGB fortsetzte, übernahm sie auch die von Gewerkschaften und SPD getragenen Vorstellungen einer auf die Veränderung gesellschaftlicher Strukturen zielenden *Entwicklungspolitik*. Sie ging dabei von den Erfahrungen der Geschichte der Arbeiterbewegung aus und übertrug deren Modellcharakter auf die Länder der Dritten Welt. Was früher in den Industrieländern maßgeblich dazu beigetragen hatte, die Lage der Arbeiterschaft zu verbessern und diese als politischen Faktor an Staat und Gesellschaft partizipieren zu lassen, wurde in doppelter Weise auch auf die kolonialen oder halbkolonialen Gebiete Asiens, Afrikas und Lateinamerikas projiziert: So sollte Entwicklungspolitik sowohl die arbeitenden Bevölkerungsschichten dieser Länder in ihrem Kampf um Verbesserung ihres sozialen, wirtschaftlichen und politischen Status unterstützen als auch die Länder, gewissermaßen die »Proletariat« dieser Welt, in ihrem Bemühen fördern, gleichberechtigte Partner in Politik und Wirtschaft innerhalb der internationalen Staatenwelt zu werden.

Die Aktionsfelder, die der europäischen und insbesondere der deutschen Arbeiterbewegung als Werkzeug zur Veränderung der Gesellschaft gedient hatten, waren im Wesentlichen drei: 1. die Gewerkschaftsbewegung, zu deren Aufgabe es gehörte, die bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zugunsten der Arbeiterschaft zu verbessern; 2. die politische Arbeiterbewegung, konkret also die Sozialdemokratie als Partei mitsamt ihrem Umfeld, und 3. die Genossenschaften, die gewissermaßen ein Muster für eine künftige sozialistische Gemeinwirtschaft, fern von privaten Profitinteressen, liefern

14 »Zehn Jahre Carl Duisberg Gesellschaft« (Zitat); Dieter Bielenstein, Mehr tun für die Entwicklungsländer!, in: Sozialdemokratischer Pressedienst, 3.6.1960, S. 2 f.

15 Vgl. Young-Sun Hong, Kalter Krieg in der Ferne. Dekolonisierung, Hygienediskurse und der Kampf der DDR und der USA um die Dritte Welt, in: Uta A. Balbier/Christiane Rösch (Hrsg.), Umworbener Klassenfeind. Das Verhältnis der DDR zu den USA, Berlin 2006, S. 77–94, hier: S. 82–86.

16 Dennert, S. 21; Hendrik Grote, Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik. Voraussetzungen, Strukturen und Mentalitäten der bundesdeutschen Entwicklungshilfe 1949–1961, in: *vorgänge* 166 (2004), S. 24–35, hier: S. 26 f., 31.

17 Hellmuth Kalbitzer, Eine Verpflichtung der Bundesrepublik, in: Sozialdemokratischer Pressedienst, 6.3.1956.

sollten. Zu diesen Kernelementen der Arbeiterbewegung wurde 4. noch die sozialdemokratische Presse gerechnet, die in der Systematik zwar einen Teilaspekt der Sozialdemokratie bildete, aber aufgrund ihrer spezifischen Aufgabenstellung gesondert behandelt wurde.¹⁸

Man ging hierbei von einigen modernisierungstheoretischen Prämissen aus, die eine schematische Übertragung europäischer bzw. westlicher Entwicklungsprozesse auf Länder darstellte, deren Probleme auf gänzlich unterschiedlichen historischen Voraussetzungen beruhten.¹⁹ So nahm man mit einer gewissen Selbstverständlichkeit an, dass die Gesellschaften der Dritten Welt sich im Laufe ihrer Entwicklung gleichfalls in Industriegesellschaften umwandeln würden. Man fragte nicht danach, ob die Voraussetzungen für die Industrialisierung und für die Entstehung einer Arbeiterbewegung in den Entwicklungsländern ebenso gegeben waren wie etwa in den west- und mitteleuropäischen Staaten. Dort wo noch feudale Verhältnisse, stark ausgeprägte religiöse und ethnische Strukturen, Tribalismus, Kastenwesen, archaische Traditionen und andere Phänomene sich als Hemmschwellen für eine Modernisierung nach europäischem Vorbild auswirken, ist es zumindest problematisch, eine parallele Entwicklung zu erwarten wie in Europa oder Nordamerika, wo traditionelle Strukturen seit der Französischen Revolution aufgehoben, beseitigt oder zumindest in ihren Auswirkungen stark zurückgedrängt worden waren.²⁰ Mit einem Wort: die Vorstellungen von einer an Modernisierung, Demokratisierung, Industrialisierung, Partizipation und sozialer Emanzipation orientierten Entwicklungspolitik trugen ein stark eurozentrisches Gepräge und standen darin, wenngleich in weitläufiger Vermittlung, in einem Kontext mit kolonialen Weltbildern.

Zu Beginn des Engagements der Friedrich-Ebert-Stiftung in der Entwicklungspolitik standen hauptsächlich Bildungsmaßnahmen, die sich thematisch mit den genannten vier Arbeitsgebieten befassten. Seit 1958 wurden Gruppen meist jüngerer Vertreter aus Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas in die Bundesrepublik eingeladen, in mehrmonatigen Sprachkursen im Goethe-Institut sowie in weiteren Seminaren sprachlich und fachlich auf ihre Aus- und Fortbildung vorbereitet, um dann als Hospitanten oder Praktikanten Einblick in deutsche Organisationen und Institutionen zu nehmen. Die Kontakte zu den Kandidaten derartiger Bildungsmaßnahmen wurden mit Hilfe des Internationalen Gewerkschaftsbundes, der Internationalen Arbeitsorganisation der UNO (IAO, engl. ILO) und von befreundeten Parteien und Gewerkschaften im Ausland hergestellt. Im Laufe der Jahrzehnte entwickelte die Stiftung eigene Netzwerke, so dass die Mitwirkung der genannten Stellen an Bedeutung verlor. Bei den Stellen, zu denen die Gäste delegiert wurden, handelte es sich um Institutionen vor allem der Gewerkschaften und Genossenschaften, also um Sekretariate, Verwaltungen, Schulen und Akademien, aber auch um Redaktionen der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Presse sowie öffentlicher Rundfunkanstalten. Parallel hierzu wurden an Personen aus der Dritten Welt auch Stipendien für ein Hoch- oder Fachschulstudium in der Bundesrepublik vergeben.²¹

Ziel dieser Maßnahmen war es, junge Asiaten, Afrikaner und Lateinamerikaner in politischen, administrativen und wirtschaftlichen Fragen sowie im Medienbereich soweit zu qualifizieren, dass sie in der Lage sein würden, mit ihren in Deutschland gewonnenen Kenntnissen in ihrer Heimat ähnliche parteipolitische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Strukturen sowie solche in Presse und Rundfunk aufzubauen wie in den west-

18 Vgl. *Manfred Bardeleben* (Hrsg.), Grundsätze für die Förderung von Selbsthilfeorganisationen, Bonn 1979, S. 7–11.

19 Für die Konjunktur der Modernisierungstheorie v. a. in der amerikanischen Außen-/Entwicklungspolitik vgl. den Beitrag von *Sönke Kunkel* in diesem Band.

20 Zur Industrialisierung in Europa am Beispiel Großbritanniens vgl. *Eric J. Hobsbawm*, Industrie und Empire. Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750, Bd. 1, Frankfurt/Main 1969, S. 33 ff.

21 Hierzu von zur Mühlen, S. 56.

lichen Ländern. Nach einigen Jahren erwies sich diese Art der entwicklungspolitischen Maßnahmen als zu kostspielig. Die dreimonatigen Sprachkurse reichten nicht aus, um den Gästen ausreichende Sprachkenntnisse zu vermitteln, der Aufenthalt in Deutschland war teuer, und die lange Trennung von Familien und Heimat verursachte weitere Probleme. Die Friedrich-Ebert-Stiftung beschloss daher 1964, ihre entwicklungspolitische Arbeit in die Länder der Dritten Welt zu verlagern. Wichtige Voraussetzung hierfür war dabei, dass mit der Gründung des BMZ 1961/62 ein politischer Partner entstanden war, über dessen Ressort ein verstärktes Engagement in Übersee finanziert werden konnte. Natürlich stellte das neue Ministerium Vergaberichtlinien auf, wobei aber die vier genannten Arbeitsschwerpunkte der Friedrich-Ebert-Stiftung nicht in Frage gestellt, vielmehr als förderungswürdig anerkannt wurden.²²

II. DER ENTWICKLUNGSPOLITISCHE EINSATZ VOR ORT

1964 wurden erstmals 19 Mitarbeiter in die Dritte Welt entsandt. Ihre Zahl lag in den ersten fünf Jahren bei 20, um dann 1969 sprunghaft auf 72 anzusteigen, bis sie sich 1972 um 100 bewegte. Erste Einsatzgebiete waren u. a. Ceylon/Sri Lanka, Indonesien, Sambia, Madagaskar, Chile, Peru, Venezuela, Costa Rica. Zu dieser Zeit verfügten die Auslandsmitarbeiter über geringe Mittel und konnten nur als Berater einheimischer Parteien, Gewerkschaften oder Verbände auftreten, denn es gehörte und gehört zu den Grundsätzen der entwicklungspolitischen Arbeit, dass die Stiftung nur auf Anforderung von und in Zusammenarbeit mit einheimischen Partnerorganisationen in einem Lande tätig wird.

Die Arbeit in den ersten Jahren erforderte oft Improvisation. In Ermangelung von Büros mussten die Auslandsmitarbeiter beispielsweise ihre Arbeit in der Regel von ihrer Wohnung aus erledigen. Für Veranstaltungen waren sie auf die Anmietung von entsprechenden Räumlichkeiten angewiesen. Erst mit der Erhöhung der Zuwendungen des BMZ konnte hier Abhilfe geschaffen werden. Erwähnenswert sind die in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre errichteten Heimvolkshochschulen der Stiftung in bzw. bei Colombo, Lusaka, Tananarive, San José de Costa Rica, Djakarta und Kampala, die das in Deutschland erfolgreiche Modell der Erwachsenenbildung in die Dritte Welt exportierten.²³ Sie dienten für Bildungsmaßnahmen für alle vier Arbeitsgebiete, auf die im Folgenden näher einzugehen ist.

Die Gewerkschaftsarbeit – das älteste internationale Arbeitsgebiet der Friedrich-Ebert-Stiftung, das sie noch vom DGB übernommen hatte – konzentrierte sich in den ersten Jahren im Wesentlichen auf Bildungsarbeit zur Qualifizierung von Gewerkschaftsfunktionären, auf die Förderung der organisatorischen Infrastruktur der Gewerkschaften, die Herstellung von Lehrmitteln sowie Publikationen zu gewerkschaftsrelevanten Themenbereichen, schließlich auch die materielle Ausstattung gewerkschaftseigener Einrichtungen, von denen Presseorgane im Vordergrund standen.²⁴ Ziel war der umfassend qualifizierte und vielseitig gebildete Funktionär, wie man sich ihn in Deutschland als Vorbild vorstellte. Davon zeugt ein sechswöchiges Seminar, das die Friedrich-Ebert-Stiftung im März/

22 *Manfred Glagow/Andreas Strucke*, Die Etablierung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) und die Rolle seiner Gründungsmitglieder 1961–1963. Personelle Gestaltungsräume bei der Herausbildung administrativer Strukturen, in: *Manfred Glagow/Wilfried Gotsch/Andreas Strucke* (Hrsg.), Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ): Entstehungszusammenhänge, Personalpolitik, Steuerungsfähigkeit, Pfaffenweiler 1981, S. 1–92, hier: 18–32; vgl. *von zur Mühlen*, S. 63 ff.

23 Vgl. *von zur Mühlen*, S. 122.

24 *Horst Heidermann*, Methoden und Möglichkeiten gewerkschaftlicher Bildungshilfe in Entwicklungsländern, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 1968, H. 18, S. 80 ff.

April 1964 im chilenischen Viña del Mar durchführte. Das Curriculum sah eine breite Themenpalette vor: Grundlagen der Industriegesellschaft; die Arbeiterklasse und die internationale Lage; Formen und Ziele der Gewerkschaftsbewegung; Fragen der sozialen Sicherheit; aktuelle Fragen des Genossenschaftswesens in Chile und in der modernen Welt. Zu den aktuellen politischen Themen kamen noch hinzu: Sowjetmarxismus; Taktik und Strategie der Sowjetunion und der sowjetisch-chinesische Konflikt. Die Dozenten waren teilweise Professoren aus Santiago de Chile, aber auch Mitarbeiter der Friedrich-Ebert-Stiftung und des DGB. Am Ende der Veranstaltungen wurden den Teilnehmern Diplome ausgehändigt.²⁵

Dieses anspruchsvolle Programm konnte in dieser Form nur durchgeführt werden, weil die chilenische Gewerkschaftsbewegung eine relativ hoch entwickelte Organisationsstruktur besaß, die von interessierten und motivierten Gewerkschaftsmitgliedern getragen wurde. In anderen Ländern musste die Gewerkschaftsarbeit der Stiftung erst die Voraussetzungen für eine weitere Arbeit schaffen. So beriet der FES-Auslandsmitarbeiter in Sambia, das gerade erst als Kolonie Nordrhodesien in die Unabhängigkeit entlassen worden war, 1964 den *Zambian Trade Union Congress* bei der Abfassung von dessen Statuten. Vor allem in Asien waren (und sind) Gewerkschaften vielfach an religiös oder ethnisch orientierte Parteien gebunden, zwischen denen der FES-Vertreter vermitteln musste, um sie zu einer engeren Kooperation zu bewegen, – beispielsweise in Ceylon (Sri Lanka). Und in Indonesien stieß das Programm der Stiftung für einen Abendkurs zur Qualifizierung gewerkschaftlicher Nachwuchskräfte auf den heftigen Widerstand einer konservativ-islamisch ausgerichteten Gewerkschaft, die sich beim Parlament darüber beschwerte, dass jetzt ausländische Ideologien importiert würden. In Venezuela zerstritten sich die dortigen Richtungsgewerkschaften und brachten den Mitarbeiter der Friedrich-Ebert-Stiftung dadurch in Schwierigkeiten, dass die Partnergewerkschaft sich in zwei etwa gleich große Flügel spaltete, die beide mit der Stiftung kooperieren wollten. Um nicht in den Verdacht einer innenpolitischen Parteinahme und Einmischung zu geraten, brach die Stiftung ihr Engagement in Venezuela vorerst ab.²⁶

Und in manchen Ländern war die Situation der Gewerkschaften so desolat, dass überhaupt keine Ansatzpunkte für Formen von Bildungsarbeit zu finden waren. Hier zeigte sich, dass ein entwicklungspolitisches Engagement prinzipiell dort erfolgversprechend war, wo bereits gewisse zivilgesellschaftliche Strukturen vorhanden waren. Wo sie vollständig fehlten, gab es auch keine Partner, mit denen man hätte kooperieren können. Dies drückt auch der Bericht eines verzweifelten FES-Vertreters aus Somalia im Jahre 1964 aus:

»Es mag ziemlich pessimistisch klingen, was ich ausführe, aber es hat keinen Sinn, hier mit Wunschvorstellungen zu arbeiten. Nach allem, was ich über andere afrikanische Länder gehört habe, und auch nach meinen eigenen Erfahrungen mit anderen westafrikanischen [sic!] Gewerkschaften, ist Somalia ein Land, das noch überhaupt keinen Vergleich mit anderen afrikanischen Ländern aushält. Dieses Land steht noch vor der Stunde Null.«²⁷

Das zweite Arbeitsgebiet der Friedrich-Ebert-Stiftung hatte die engere politische Aufgabenstellung zum Gegenstand, wobei ein wesentlicher Programmpunkt – die Förderung sozialdemokratischer, sozialistischer oder verwandter Parteien – niemals direkt beim Namen genannt wurde. Das Arbeitsgebiet firmierte vielfach unter dem Begriff (politische) Erwachsenenbildung, wobei hiermit aber keine allgemeinbildenden Ziele verbunden waren, sondern die Qualifizierung von Funktionären von Parteien, politischen Verbänden,

25 Vgl. von zur Mühlen, S. 134 f.

26 Ebd., S. 133; Heinz Bendt, Als Gewerkschaftsberater in Indonesien, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 1972, H. 23, S. 464–466; Walter Nocker, Als Gewerkschaftsberater in Venezuela, in: ebd., S. 460–463.

27 Zitat nach von zur Mühlen, S. 133 f.

Gremien und Institutionen, aus Verwaltung und Öffentlichkeit. Vor allem für diese Aufgaben errichtete die Stiftung in mehreren Ländern die bereits genannten Heimvolkshochschulen nach dem Vorbild ihrer entsprechenden eigenen Einrichtungen in Deutschland. Natürlich wurden in ihnen auch Bildungsveranstaltungen für den gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bereich sowie für die Medienarbeit abgehalten. Im Vordergrund stand jedoch die politische Schulung politischer Entscheidungsträger und Multiplikatoren. Gewöhnlich gehörten sie einer Regierungspartei an, wobei eine sozialdemokratische Programmatik nicht als unbedingt erforderlich angesehen wurde. Erforderlich war, dass die Partnerpartei sich zumindest zu Demokratie, Freiheit, Menschenrechten und sozialer Gerechtigkeit bekennen musste.²⁸

Die politische Bildungsarbeit erfuhr in einigen Ländern eine starke Förderung durch die einheimischen Regierungen, so in Madagaskar durch den Präsidenten Philibert Tsiranana, in Sambia durch Kenneth Kaunda und in Uganda durch Milton Obote. Dies hatte vordergründige Vorteile infolge der wohlwollenden Protektion durch Staatsoberhaupt und Regierung, warf aber Probleme nach einem Machtwechsel auf, da die Institution nun als vermeintlicher Parteigänger der abgelösten bzw. gestürzten Vorgängerregierung diskreditiert war. In Uganda und Madagaskar führte dies letztlich zur Schließung der Schulen, während sie in Sambia, Costa Rica, Sri Lanka und Indonesien ungestört weiterwirken konnten. Aber auch dort, wo die Stiftung in Zusammenarbeit mit einheimischen Institutionen politische Bildungsarbeit leistete, konnten Putsche, Revolutionen und Bürgerkriege die meistens konstruktive Arbeit beenden.²⁹

Das dritte Arbeitsgebiet befasste sich mit dem Aufbau des Genossenschaftswesens. Dadurch sollten Initiativen gefördert werden, um Bürger am wirtschaftlichen Entscheidungsprozess zu beteiligen und die Lebensbedingungen benachteiligter Bevölkerungsgruppen spürbar zu verbessern. Hier wurde die Stiftung in Zusammenarbeit mit einheimischen Partnern in vielfältigen Projekten aktiv. Zu den frühesten gehörten Konsumgenossenschaften, mit denen die Monopolstellung von Zwischenhändlern mit ihren vielfach überhöhten Preisen unterlaufen werden sollte. In einigen Ländern konnten auf diese Weise prosperierende gemeinwirtschaftliche Unternehmen geschaffen bzw. unterstützt werden, so in Kenia, Ghana, Mauritius und im Libanon.³⁰

Ein weiteres gemeinwirtschaftliches Projekt waren die sog. Siedlungsgenossenschaften, mit denen dem Wildwuchs von ländlichen und großstädtischen Slums entgegengewirkt werden sollte. Das 1960 begonnene Siedlungsprojekt in Pindorama im nordöstlichen Brasilien, an dem sich die Stiftung einige Jahre später durch Berater und Fachkräfte beteiligte, sollte das größte dieser Art werden. Auf 34.000 ha Land sollte eine Agrarsiedlung für etwa 2.000 Personen geschaffen werden. 1974 war das Projekt soweit entwickelt, dass es in die alleinige Regie der brasilianischen Partnerseite entlassen werden konnte. Insgesamt lag der Schwerpunkt der von der Friedrich-Ebert-Stiftung betreuten Projekte auf dem landwirtschaftlichen Bereich. Die Förderung des Genossenschaftswesens umfasste ein breites Spektrum von Aufgaben, von der besseren Vermarktung bis zur Beratung bei Fragen des ertragreicheren Anbaus oder der effizienteren Finanzadministration und Organisation. Auch Fragen gemeinwirtschaftlicher Kapitalbildung zur Finanzierung von Genossenschaftsprojekten gehörten dazu; hier beriet die Stiftung beispielsweise den *Banco Obrero* in Mexiko sowie ähnliche Institutionen in Thailand und Singapur. Zu den Aufgabengebieten gehörte schließlich die Ausbildung von Genossenschaftsberatern nach dem Vorbild der deutschen Raiffeisen-Genossenschaftsschulen, zu denen die Stiftung ausnahmsweise auch wieder Fachkräfte nach Europa einlud. So führte sie beispielsweise

28 Horst Heidermann, Gesellschaftspolitik für Entwicklungsländer?, in: Solidarität. Festschrift für Alfred Nau zum 65. Geburtstag, Bonn 1971, S. 99–115.

29 Vgl. von zur Mühlen, S. 252–254.

30 Ebd., S. 158 f.

1968 sieben Lehrgänge für 95 Fachkräfte, Genossenschaftsleiter und Lehrer an Genossenschaftsschulen durch.³¹

Als letztes Arbeitsgebiet der Friedrich-Ebert-Stiftung in der Dritten Welt ist die Medienarbeit zu nennen. Sie lag etwas abseits des traditionellen Aufgabenkanons der deutschen Arbeiterbewegung, wurde jedoch frühzeitig als mögliches Instrument entwicklungspolitischer Impulse erkannt.³² Auch hier folgte die Entwicklungslinie der Stiftung gewollt oder ungewollt den modernisierungstheoretischen Modellen, die auf die Kommunikationsstrukturen der Entwicklungsländer besonders großen Wert legten.³³ Der Schwerpunkt lag hierbei auf dem Hörfunk, seit den späten 1960er-Jahren auch auf dem Fernsehen, da die Verbreitung der Printmedien in Ländern mit unterentwickelter verkehrsmäßiger Infrastruktur und starkem Analphabetismus nur sehr begrenzt ist. Der Hörfunk kann auch von Analphabeten konsumiert werden und ist in Form des relativ erschwinglichen Transistors unabhängig von festen Stromquellen und anderen technischen Voraussetzungen. Er kann zudem in den Sprachen kleinerer und abgelegener Ethnien senden, die noch keine Schriftsprache entwickelt haben. Hier sah die Stiftung ihre Aufgabe in der Aus- und Fortbildung von Medienfachleuten: Journalisten, Programmgestalter, Techniker, Rechts-, Management- und Organisationsberater.³⁴ Mit der Verbreitung des Fernsehens in der Dritten Welt in den späten 1960er-Jahren dehnte sich dieses Spektrum noch aus.³⁵

Der geografische Schwerpunkt der Medienarbeit lag zunächst in Afrika. 1966 gründete die Stiftung in Zusammenarbeit mit dem nationalen Fernsehsender von Ghana in Accra ein Produktionszentrum, in dem bis 1971 insgesamt 150 Lehrfilme hergestellt wurden. Angeschlossen an diese Institution war ein weiteres Studio, in dem 18 einheimische Praktikanten als Regisseure, Kameraleute, Cutter und Toningenieure ausgebildet wurden. 1971 wurde zusätzlich ein Filmwagen eingesetzt, mit dem die in Accra hergestellten Filme auch in abgelegenen Regionen vorgeführt werden konnten. Das Projekt lief so erfolgreich, dass andere afrikanische Länder – so Uganda und Kenia – sich gleichfalls um eine Kooperation mit der Friedrich-Ebert-Stiftung bemühten. Sehr bald weitete sie ihre Medienarbeit auf weitere Länder Afrikas, Asiens und Lateinamerikas aus.

III. ENTWICKLUNGSPOLITIK IN DER ÖFFENTLICHEN KRITIK

Die Entwicklungspolitik, die nunmehr eine mehr als 50-jährige Geschichte hinter sich hat, erlebte immer wieder Phasen, in denen sie und ihre Akteure und Initiatoren im Mittelpunkt öffentlicher Kritik standen. Solche Erfahrungen, dazu Misserfolge und enttäuschende Bilanzen lösten vielfach Selbstzweifel bei den Verantwortlichen aus, aber auch Diskussionen über neue Wege und Konzeptionen. Aram Ziai und andere diagnostizieren eine solche Krise in den 1980er- und 1990er-Jahren.³⁶

31 Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), Jahresberichte 1974, S. 81 f., und 1971, S. 41; *Bardeleben*, S. 8. Als konkretes Beispiel vgl. *Ingrid Heidermann*, Genossenschaftliche Unternehmensformen in Madagaskar, Bonn o. J. (ca. 1967).

32 Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), Der Beitrag der Massenmedien zur Entwicklungsarbeit in den Entwicklungsländern, Bonn 1960.

33 Vgl. z. B. *Wilbur Schramm*, Mass media and national development, Stanford 1964.

34 *Gunter Lehrke*, Medienförderung als Teil der Internationalen Entwicklungszusammenarbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1994.

35 Vgl. zur Rolle der Medien im *nation building* nach der Unabhängigkeit den Beitrag von *Robert Heinze* in diesem Band.

36 *Aram Ziai*, Globale Strukturpolitik? Die Nord-Süd-Politik der BRD und das Dispositiv der Entwicklung im Zeitalter neoliberaler Globalisierung und neuer Weltordnung, Münster 2007, S. 66 ff.; dort weitere Literatur zu dieser Frage.

Aber auch zu anderen Zeiten wurden Ziele, Methoden und Bilanzen der Entwicklungspolitik einer grundlegenden Kritik unterzogen. In den späten 1960er und vor allem in den 1970er-Jahren, aber auch noch zu späterer Zeit, setzte in der Bundesrepublik, aber auch weltweit, eine Diskussion über Sinn, Nutzen und Nachhaltigkeit der bisher geleisteten entwicklungspolitischen Arbeit ein. Gerade von linker Seite wurde ihr eine zu enge Verbindung mit Exportinteressen der westlichen Industrieländer vorgeworfen, ihre Liaison mit teilweise korrupten autokratischen Regimen, ihre Instrumentalisierung im Ost-West-Konflikt und vielfach ihre Ineffizienz. Bemängelt wurde die enge Verbindung der Mittelvergabe mit außen- und deutschlandpolitischen Grundsätzen, insbesondere mit der Hallstein-Doktrin zur Verhinderung einer weltweiten Anerkennung der DDR.³⁷ Vielfach gipfelte die Kritik in der These, dass die westdeutsche und generell die westliche Entwicklungshilfe zu stark den Status quo anstelle einer evolutionären Veränderung im Blick habe³⁸, dabei sehr von eurozentrischen Vorstellungen ausgehe und damit letztlich spätkolonialistische Weltbilder reproduziere.³⁹ Von kommunistischer Seite, etwa von Kritikern aus der DDR, wurde die westdeutsche Entwicklungspolitik sogar als Teil einer imperialistischen Strategie dargestellt.⁴⁰ Auch der Entwicklungshelfer selbst geriet in die Kritik. Ihm wurde Mangel an Einfühlungsvermögen und die schematische Übertragung westlicher Politik- und Gesellschaftsmodelle auf die Länder der Dritten Welt vorgeworfen.⁴¹ Viele Kritikpunkte waren bereits einige Jahre früher am Beispiel einzelner Entwicklungsprojekte aufgegriffen worden. So kritisierten Presse und Fachwelt an dem von der Bundesrepublik in Zusammenarbeit mit westdeutschen Unternehmen errichteten und betriebenen Stahlwerk im indischen Rourkela Konzeptionsfehler, Fehlplanung, Missmanagement, das Verhalten der deutschen Entwicklungshelfer und insgesamt die enge Verknüpfung mit außen- und wirtschaftspolitischen Interessen im Kalten Krieg.⁴²

Die deutsche Entwicklungspolitik, in die das Engagement der Friedrich-Ebert-Stiftung eingebettet war, erlebte eine Zäsur durch die seit 1969 regierende sozialliberale Koalition, die sich in einigen wesentlichen Fragen von den Vorgängerregierungen absetzen wollte. Zwar hatte der bis 1969 amtierende Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit Hans Jürgen Wischnewski (SPD) schon 1968 eine Neuorientierung angemahnt, aber mit seinem Nachfolger Erhard Eppler wurden die Probleme der Dritten Welt in besonders prononcierter Weise in den Vordergrund gestellt. In seiner Amtszeit wandte sich die Entwicklungspolitik von folgenden bisher geltenden Prinzipien ab: 1. Gleichsetzung von Entwicklung und (industriellem) Wachstum, 2. Entwicklungspolitik als Teil und Mittel der Blockpolitik im »Wettlauf der Systemen«, 3. Entwicklungspolitik als Mittel der Exportförderung und Absatzsicherung. Zwar wurden diese Prinzipien niemals vollständig

37 Klaus Bodemer, *Entwicklungshilfe – Politik für wen? Ideologie und Vergabepraxis der deutschen Entwicklungshilfe in der ersten Dekade*, München 1974, S. 98 ff.

38 Karl Jettmar, *Unterstützt Entwicklungshilfe eine »Status quo«-Politik?*, in: Helga Engelbrecht (Bearb.), *Materialien zur Entwicklungshilfekritik. Aktuelle Beiträge zur Diskussion um die deutsche Entwicklungspolitik*, (Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer, Tagungen und Dokumentation, Dok. 462), Bonn 1969, S. 24–29.

39 Auf diese Gefahr wurde bereits zu Beginn der praktischen entwicklungspolitischen Arbeit hingewiesen; vgl. Dieter Danckworts, *Zur Psychologie der deutschen Entwicklungshilfe. Eine Analyse von Meinungen, Motiven und Gefühlen um die deutsche Entwicklungshilfe*, Baden-Baden/Bonn 1962. Aus späterer Zeit vgl. Reinhard Stockmann/Wolf Graebe (Hrsg.), *Hilft Entwicklungshilfe langfristig? Bestandsaufnahme zur Nachhaltigkeit von Entwicklungsprojekten*, Opladen 1993.

40 Manfred Teresiak, *Ideologische Funktion der Friedrich-Ebert-Stiftung*, in: IPW-Forschungshefte 8, 1973, H. 2 (»Friedliche Koexistenz – ideologischer Kampf«), S. 70–71.

41 Sandra Maß, *»Eine Art sublimierter Tarzan«*. Deutsche Entwicklungshilfe als Menschentechnik in den 1960er Jahren, in: *WerkstattGeschichte* 15, 2005, S. 77–90.

42 Vgl. den Beitrag von Corinna R. Unger in diesem Band.

aufgegeben, wohl aber durch neue Grundsätze zurückgestellt: 1. Orientierung an den von den Entwicklungsländern selbst gesetzten Zielen ohne bevormundende gesellschafts- und wirtschaftspolitische Vorgaben, 2. keine bzw. eine differenzierte Instrumentalisierung der Entwicklungspolitik für kurzfristige außenpolitische Interessen, 3. Betonung der sozialen Komponente der Entwicklungspolitik als »Strategie der Befriedigung der Grundbedürfnisse« und 4. günstigere Vergabedingungen.⁴³

Dieser Wandel der Entwicklungspolitik wurde unter der Kanzlerschaft von Helmut Schmidt (1974–1982) teilweise revidiert oder neu akzentuiert, gab aber Anstöße zur Diskussion über Konzeptionen, Ziele und Nachhaltigkeit des Engagements in der Dritten Welt. Die öffentlichen Diskussionen über nachhaltige Methoden der Arbeit in der Dritten Welt wurden auch in der Friedrich-Ebert-Stiftung rezipiert. Die Anstöße, die seit 1969 vom Kurswechsel der Bundesregierung ausgingen, ebneten neue Wege der Entwicklungspolitik. Allerdings berührte ein derartiger Kurswechsel auf höchster Ebene die konkrete Projektarbeit der mit Entwicklungshilfe und Entwicklungspolitik befassten Institutionen nur indirekt und auch nur langfristig. Manche Projekte waren noch vor einem solchen Regierungswechsel konzipiert, beantragt und begonnen worden, so dass Paradigmenwechsel der offiziellen Politik vielfach nur mit zeitlicher Verzögerung Gestaltungskraft gewannen.

Die Friedrich-Ebert-Stiftung hatte aber inzwischen selbst umfassende Erfahrungen sammeln können, um Anfang der 1970er-Jahre eine Zwischenbilanz ziehen zu können. Sie hatte trotz ihrer überwiegend erfolgreichen Arbeit einige herbe Rückschläge erleben müssen. Einige gingen auf politische Ereignisse zurück, die von ihr nicht vorhergesehen und auch nicht verantwortet werden konnten. In Ghana, Uganda, Madagaskar, Chile und in anderen Ländern setzten Putsche, Umstürze, Unruhen und Diktaturen der teilweise fruchtbringenden Arbeit ein jähes Ende, bei dem nahezu alle geschaffenen Ansätze einer konstruktiven Arbeit zerstört wurden. In anderen Fällen stellten sich unerwartete Schwierigkeiten dadurch ein, dass die Partner bestimmte Erwartungen nicht erfüllten. In manchen Ländern wurden die Gewerkschaften entweder an den Rand gedrängt oder sie verkümmerten zu bloßen Transmissionsriemen autoritärer Regime. Parteien mit sozialdemokratischem oder sozialistischem Programm entpuppten sich als Interessengruppen einzelner Volksstämme oder Clans. Genossenschaften wurden von den einheimischen Behörden gegängelt und in ihrem Handlungsspielraum eingeengt oder Medien durch Regierungen kontrolliert und missbraucht.⁴⁴

Zwar war mit einigen entwicklungspolitischen Projekten der Friedrich-Ebert-Stiftung gelegentlich auch eine technische und materielle Hilfe verbunden. Das Gros der Projektarbeiten aber bestand aus bildungspolitischen Maßnahmen, aus Schulung, Aus- und Fortbildung, um Mitglieder der Partnerorganisationen für politische, gewerkschaftliche, genossenschaftliche oder journalistische Aufgaben zu qualifizieren. Im Laufe der 1970er-Jahre begann man, die bisher geleistete Arbeit zu bilanzieren und sich zu fragen, welchen Nutzen Bildungsmaßnahmen nach sich ziehen, wenn es im Einsatzgebiet keine Strukturen gibt, in denen sie sich sinnvoll auswirken können. Welchen Sinn machten geförderte Parteien, Gewerkschaften, Genossenschaften oder Medieneinrichtungen, wenn sie sich unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen im Leerlauf bewegten und nur wenig bewirkten?⁴⁵ Auf diesen gesellschaftlichen Kontext der einzelnen Projektarbeit hatten Kritiker der Entwicklungspolitik bereits gegen Ende der 1960er-Jahre nachdrücklich hingewiesen.⁴⁶

43 Gerhard Weiher, Die Entwicklungspolitik, in: Gert-Joachim Glaeßner/Jürgen Holz/Thomas Schlüter (Hrsg.), Die Bundesrepublik in den siebziger Jahren. Versuch einer Bilanz, Opladen 1984, S. 286–299, hier: S. 287 f.

44 Zu Beispielen vgl. von zur Mühlen, S. 136–138, 145, 166, 244 ff.

45 Ebd., S. 252 f.

46 Vgl. Karl H. Pfeffer, Kritik an der Durchführung der Entwicklungshilfe, insbesondere in Bezug auf ihre gesellschaftspolitischen Folgen, in: Engelbrecht, S. 73–77.

Die kritische Bilanzierung führte dazu, in allen vier Arbeitsgebieten von eurozentrischen Modellen abzugehen und Begriffe wie Entwicklung, Fortschritt, Emanzipation und Demokratie zu überdenken und auf der Grundlage der jeweiligen politischen und kulturellen Traditionen und gesellschaftlichen Bedingungen der Einsatzgebiete neu zu formulieren. Das Ziel bildeten von nun an in geringerem Maße Partner, die man sich nach dem Vorbild der europäischen Arbeiterbewegung ausgesucht hatte, sondern generell solche, von denen Impulse für eine reformorientierte Entwicklung in Richtung gesellschaftlicher und politischer Partizipation, wirtschaftlichem Wohlstand und sozialer Verbesserung erwartet werden konnten.

Im Verlauf einer längeren Entwicklung, die man in einem Zeitraum von den späten 1970er- bis zu den frühen 1990er-Jahren verorten kann, änderten sich auch die Paradigmen – übrigens nicht nur der Friedrich-Ebert-Stiftung. In dieser Hinsicht stimmte sie voll mit dem entwicklungspolitischen Diskurs in der Bundesrepublik Deutschland, aber auch auf internationaler Ebene, überein. Nicht mehr die Stärkung staatlicher Institutionen oder komplexer Betriebsstrukturen bildeten im internationalen entwicklungspolitischen Diskurs den Handlungsrahmen, sondern Partizipation und Zivilgesellschaft sowie die stärkere Mitwirkung der angesprochenen Bevölkerungsschichten als Produzenten und Konsumenten an den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Das Bewusstsein eines selbstbestimmten Handelns sollte an die Stelle einer als Fremdbestimmung empfundenen Übernahme westlicher Modelle treten. Die Suche nach neuen Methoden und Zielen der entwicklungspolitischen Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung sind vor dem Hintergrund dieses veränderten Entwicklungsdiskurses zu sehen.⁴⁷

IV. PARADIGMENWECHSEL DER ENTWICKLUNGSPOLITISCHEN ARBEIT

Die Neuorientierung der Entwicklungspolitik wirkte sich am wenigsten auf die Gewerkschaftsarbeit aus. Nach wie vor förderte die Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung durch Bildungsmaßnahmen, Besucherprogramme, Forschungs- und Dokumentationsprojekte auf bilateraler Ebene solche Organisationen, von denen sie eine wirksame Vertretung von Arbeitnehmerinteressen meinte erwarten zu können. Neu war aber die multilaterale Zusammenarbeit, bei der die Stiftung für die Gewerkschaften der Dritten Welt Kontakte zum Internationalen Bund Freier Gewerkschaften, zum Internationalen Arbeitsamt in Genf (IAA), zu den Internationalen Berufsssekretariaten, aber auch zur damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), zur OECD und anderen Organisationen ebnete. Die indirekte Zusammenarbeit setzte dort ein, wo eine bilaterale Zusammenarbeit aufgrund politischer und anderer Gegebenheiten Schwierigkeiten bereitete, und konzentrierte sich im Wesentlichen auf Bildungs- und Forschungsmaßnahmen, von deren Ergebnissen indirekt auch die Gewerkschaften profitierten. Schließlich weitete die Stiftung auch die Zahl ihrer potenziellen Partner aus, indem sie auch Bauernverbände, Frauengruppen und andere Selbsthilfegruppen in ihr Förderprogramm aufnahm, von denen sie Impulse für eine stärkere Partizipation benachteiligter Gruppen und deren materielle Besserstellung erwartete.⁴⁸

Eine starke Veränderung erlebte die (politische) Erwachsenenbildung. Weitaus mehr als in den Gewerkschaften hatte man sich in den politischen Parteien der Dritten Welt getäuscht. Aus Befreiungsbewegungen waren in manchen Fällen Regierungsparteien, aus diesen wiederum Staatsparteien geworden, die sich schließlich vielfach zu autoritären Einparteieregimen entwickelten. Den Weg zu einer Demokratie nach westlichem Vorbild, wie ihn die früheren Kolonialmächte hatten einleiten wollen, beschritten nur wenige. Und

⁴⁷ Ziai, S. 86 f.

⁴⁸ Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), Internationale Gewerkschaftsförderung, Bonn 1987, S. 6–8.

die zeitweilig als »afrikanischer Sozialismus« gerade auch in der Friedrich-Ebert-Stiftung bewunderte, vermeintlich soziale und interethnische Harmonie zeigte eher ernüchternde Resultate. Am ehesten gab es Ansätze zu einer demokratischen Entwicklung in latein-amerikanischen Ländern, die aufgrund ihrer spanisch-portugiesischen und katholischen Prägung den westlichen Industriegesellschaften näher stehen als andere Weltregionen. Hier waren Korrekturen in der Stiftungsarbeit erforderlich. Das Arbeitsgebiet wurde in der Folgezeit auch nicht mehr als Erwachsenenbildung definiert, sondern als im weitesten Sinne als Gesellschaftspolitik.⁴⁹

Natürlich wurden vereinzelt Projekte in der Art der früheren Erwachsenenbildung fortgesetzt oder auch neu begonnen. Als besonders erfolgreich erwies sich dabei die 1980 einsetzende Zusammenarbeit mit der senegalesischen Regierung unter Präsident Léopold Sédar Senghor und dessen (Staats-)Partei *Union Sénégalaise Progressiste*, die sich bald darauf in *Parti Socialiste* umbenannte. Offizieller Partner war die parteiamtliche *École des cadres* (später *Centre d'Études et de Formation Socialiste*, CEFOS), an deren Trägerschaft die Stiftung mitbeteiligt war und die von ihr mit technischen Ausrüstungen ausgestattet wurde. Die Seminare und mehrwöchigen Abendkurse befassten sich mit dem Aufbau der Sozialistischen Partei des Senegals, der Rolle der Gewerkschaften, mit Ein- und Mehrparteiensystemen, dem Aufbau der Republik Senegal, der Kontroverse Sozialismus/Kommunismus sowie mit Fragen der Entwicklungspolitik. Die Schule fand so viel Anklang in Staat, Gesellschaft und Bevölkerung des Landes, dass die Friedrich-Ebert-Stiftung sich 1984 aus ihrer Trägerschaft zurückziehen konnte, um fortan nur noch einige spezielle Veranstaltungen anzubieten.⁵⁰

Erweitert wurde das Spektrum der potenziellen Partner. Wie bereits erwähnt wurde, hatte die Friedrich-Ebert-Stiftung auch früher schon nicht nur mit lupenreinen Demokratien zusammengearbeitet. Der »Wettkampf der Systeme« hatte zur Folge, dass ihr von offizieller Seite auch Projekte in »gelenkten Demokratien« und mehr oder minder autoritären Staaten empfohlen wurden, um deren Abdriften ins kommunistische Lager verhindern zu helfen. Voraussetzung war allerdings, dass sie ein Mindestmaß an rechtsstaatlichen Verhältnissen aufwiesen und dass die Projekte mit einer reformorientierten Zielsetzung nicht behindert wurden. Das mögliche Spektrum der Partner wurde nun ausgedehnt auf Parteien (und Regierungen), wenn in ihren Programmen reformorientierte Ziele aufgeführt wurden und es innerhalb ihrer Strukturen wenigstens auf unterer Ebene Ansätze von innerparteilicher Demokratie gab: z. B. Programmdiskussionen, Wahlen von Funktionsträgern usw. Sofern sie sich zu derartigen Zielen und einer solchen Praxis bekannten, nahm die Stiftung in den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren auch Kontakte zu Befreiungsbewegungen auf, beispielsweise im südlichen Afrika oder in Nicaragua.⁵¹

Neuartig war die veränderte Aufgabenstellung. An die Stelle der politischen Erwachsenenbildung trat die sog. Politikberatung. Dabei setzte die Stiftung auch eine andere Vorgehensweise gegenüber den potenziellen Partnern ein. Man ging über von der Nachfrage- zur Angebotspolitik, indem den Partnern vonseiten der Stiftung das Spektrum der möglichen Dienstleistungen und Hilfestellungen dargelegt wurde. Die künftige Arbeit der Stiftung konzentrierte sich zu wesentlichen Teilen auf die Beratung von Politikern und Funktionären und die Ausbildung von Kommunalpolitikern.⁵²

Als Beispiel für ein besonders intensives Engagement sei an dieser Stelle Nicaragua nach dem Sturz der Somoza-Diktatur 1979 genannt. Um einen Rückfall in rechtsautoritäre Strukturen einerseits und ein Abdriften ins kommunistische, von Kuba beeinflusste Fahr-

49 Vgl. von zur Mühlen, S. 149 ff.

50 Volker Vinnai, Demokratieförderung in Afrika. Die Zusammenarbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung mit politischen Parteien und Befreiungsbewegungen, 1965–1990, Münster 2007, S. 57.

51 Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), Internationale Gewerkschaftsförderung, Bonn 1987, S. 6–8.

52 Vinnai, S. 51 ff.

wasser andererseits verhindern zu helfen, arbeitete die Stiftung hier mit gemäßigten Sandinisten zusammen. Die Stiftung lud Parlamentarier, Gewerkschafter, Parteifunktionäre, Journalisten und andere Multiplikatoren zu Lehrgängen ein, die vor Ort oder im FES-eigenen Bildungszentrum im benachbarten Costa Rica abgehalten wurden. Verschiedene Delegationen wurden auch in die Bundesrepublik eingeladen, um moderne und demokratische Formen von Staat, Wirtschaft, Verwaltung und Justiz kennenzulernen. Vertreter des Obersten Gerichtshofs von Nicaragua informierten sich in der Bundesrepublik über den Aufbau einer unabhängigen Justiz sowie über einen modernen Strafvollzug. Weitere Themen, bei denen die Stiftung beratend mitwirkte, waren der Aufbau einer Sozialversicherung, die Alphabetisierungskampagne des Erziehungsministeriums und Hilfe bei der Lösung von Problemen des Hochschulwesens.⁵³

Die Dezentralisierung der Verwaltung war ein Thema, das die Stiftung auch mit anderen Ländern in Form gemeinsamer Projekte thematisierte. In vielen Entwicklungsländern bildete die Staatsverwaltung einen Wasserkopf, der in spezifischer Weise mit der Unterentwicklung des jeweiligen Landes kontrastierte. Hier stellten föderative Strukturen des Staatsaufbaus eine Alternative dar, ebenso die Verlagerung von Verwaltungs-, Lenkungs- und Entscheidungsprozessen auf eine mittlere Ebene zwischen Regierung und Bevölkerung. In diesen Fragen beriet die Friedrich-Ebert-Stiftung beispielsweise die namibische Befreiungsbewegung (und spätere Regierungspartei) SWAPO, in Südafrika den Afrikanischen Nationalkongress (ANC) sowie nach dem Ende der Apartheid dessen Verfassungskommission in der Frage einer territorialen Neugestaltung Südafrikas.⁵⁴

Als neues Themenfeld der Politikberatung entdeckte die Stiftung auch die Förderung des Dialogs zwischen verfeindeten Staaten, Parteien oder Volksgruppen. So vermittelte sie Dialoge zwischen Singhalesen und Tamilen in Sri Lanka, zwischen verfeindeten Parteien im südlichen Afrika oder auch zwischen Staaten, beispielsweise zwischen den Republiken Zentralamerikas über gemeinsame bildungspolitische Projekte.⁵⁵ Vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte wurden also in konfliktbelasteten Ländern Diskussionen über Fragen angeregt und gefördert, die das Fernziel einer Aussöhnung verfeindeter Volksgruppen oder Parteien verfolgten.

Schließlich versuchte die Stiftung mehrfach, den Dialog zwischen Parteien in afrikanischen Staaten zu institutionalisieren, so z. B. in dem 1979 in Dakar gegründeten Politischen Informationssystem (POLIS). Beteiligt wurden sozialistische, sozialdemokratische oder jedenfalls reformorientierte Parteien aus Botswana, Kenia, Obervolta (Burkina Faso), Sambia, dem Senegal, Tansania und Uganda. Bei POLIS handelte es sich um ein von der Friedrich-Ebert-Stiftung im senegalesischen Dakar unterhaltenes Büro, das die Kontakte zu den beteiligten Parteien aufrecht hielt und alle zwei Monate in englischer und französischer Sprache einen Nachrichtenbrief herausbrachte. Außerdem wurde mehrmals im Jahr ein Telex-Informationsdienst für politische Führungskräfte herausgegeben. Fachinformationen, Beratungsdienste, kleinere Materialhilfen sowie jährlich drei bis vier gemeinsame Konferenzen ergänzten die Arbeit. Der Nachrichtenbrief, der 1982 eine Auflagenhöhe von 2.800 Exemplaren erreichte, berichtete über die deutsche und europäische Sozialdemokratie, über die Sozialistische Internationale sowie afrikanische Länder, Regierungen, Parteien und Politiker. Diese Vernetzung politisch ähnlich gelagerter Parteien löste eine durchaus zustimmende Resonanz aus, jedoch scheiterte das Projekt beim Versuch, es vollständig in afrikanische Hände zu übergeben. Ideologische Differenzen zwi-

53 Friedrich-Ebert-Stiftung, Jahresbericht 1984, S. 89.

54 Günter Esters, Verwaltungsförderung aus der Sicht einer politischen Stiftung. Die Friedrich-Ebert-Stiftung, in: Klaus König, Die Verwaltungsförderung der Politischen Stiftungen in der Dritten Welt (Verwaltungswissenschaftliche Informationen, Sonderheft 6), Bonn 1983, S. 44–48.

55 Friedrich-Ebert-Stiftung, Jahresbericht 1987, S. 61.

schen den Parteien, Sprachprobleme, mentale Unterschiede zwischen West-, Ost- und Südafrikanern und vor allem die mangelnde Bereitschaft zur anteiligen Kostenübernahme führten 1984 zum Ende dieses ursprünglich hoffnungsvoll angelaufenen Projekts.⁵⁶

Als Äquivalent zur Dezentralisierung ist auch die in den 1970er-Jahren verstärkte Hinwendung der Stiftung zu Nichtregierungsorganisationen (NGO) zu sehen, also Frauengruppen, Vertretungen ethnischer Minderheiten, Umweltinitiativen usw., von denen wichtige Impulse zur Entwicklung demokratischer und zivilgesellschaftlicher Impulse erwartet wurden. Mit dieser Ausweitung des Arbeitsgebietes griff die frühere (politische) Erwachsenenbildung immer stärker in die Nachbargebiete Gewerkschaften, Genossenschaften und Medien über und wandelte sich zur Gesellschaftspolitik, deren Grenzen zu diesen dadurch fließender wurden.⁵⁷ Die Profile der einzelnen Fachgebiete verblassten zugunsten einer immer stärker ganzheitlichen, auf komplexe Strukturen hin ausgerichteten Konzeption von Entwicklungspolitik.

Die größten Veränderungen erlebte das dritte Aufgabengebiet der Friedrich-Ebert-Stiftung, die Förderung des Genossenschaftswesens. Hier hatte die Stiftung höchst unterschiedliche Erfahrungen gesammelt. Einige Projekte waren erfolgreich, andere scheiterten an politischen, wirtschaftlichen und anderen Schwierigkeiten, weil die strukturellen Voraussetzungen, die der Konzeption zugrunde gelegt worden waren, nicht oder nicht ausreichend gegeben waren. Aber auch dort, wo die Genossenschaftsprojekte zunächst prosperierten, führten Eingriffe des Staates dazu, dass sie mehr und mehr verkümmerten. In manchen Ländern der Dritten Welt wurde nach dem Vorbild kommunistischer Staaten ein starker wirtschaftlicher Dirigismus eingeführt, der auch die Genossenschaften gänzelte, ihre Entscheidungsmöglichkeiten einengte und ihre Gewinne zugunsten des Staatshaushaltes abschöpfte, so dass die beteiligten Personen weder aus materiellen Gründen noch aus solchen der Partizipation an einer ordnungsgemäßen Fortführung der Arbeit interessiert waren. In solchen Fällen scheiterte das Projekt, sobald sich die Friedrich-Ebert-Stiftung zurückzog.⁵⁸

Noch eine andere Entwicklung trug dazu bei, dass der Genossenschaftsgedanke zumindest für die Stiftung an Attraktivität und Überzeugungskraft einbüßte. Bereits Ende der 1970er-Jahre war die Gemeinwirtschaft ins Gerede gekommen. In der Bundesrepublik hatte 1982 der Zusammenbruch des gemeinwirtschaftlichen Bauunternehmens Neue Heimat auch die Entwicklungspolitik in dem Sinne beeinflusst, dass man die Gemeinwirtschaft nicht mehr uneingeschränkt als Vorzeigebild für die Dritte Welt ansprechen konnte. Seit Mitte der 1970er-Jahre setzte sich in den zuständigen Fachreferaten der Stiftung die Überzeugung durch, dass die Zielvorgaben geändert werden mussten. Die Genossenschaften als sog. Basisorganisationen waren für sich zu schwach, um sich gegen die dominanten Strukturen des Staates und der Wirtschaft durchzusetzen. Zwar wurden in auslaufenden Projekten Genossenschaften noch weiter gefördert und in Einzelfällen auch neue begonnen, jedoch beanspruchten sie zu Beginn der 1990er-Jahre nur noch 20 Prozent der für dieses Arbeitsgebiet aufgewandten Projektmittel. Der Schwerpunkt der Arbeit verlagerte sich auf andere Bereiche.

Der Paradigmenwechsel auf diesem Arbeitsgebiet zeigte sich auch in der Umbenennung der zuständigen Fachreferate der Friedrich-Ebert-Stiftung. Der ursprüngliche Name »Genossenschaften« wurde mehrfach geändert in: »Ländliche Entwicklung und Genossenschaften« (1972), »Genossenschaften und Wirtschaftsförderung« (1985) und »Wirtschafts- und Sozialentwicklung« (1990).⁵⁹ Diese Namensänderungen signalisierten neue Fragestellungen, die durch den in der Fachwelt geprägten Begriff der »Deoffizialisierung«

⁵⁶ Vinnai, S. 67 ff.

⁵⁷ Vg. von zur Mühlen, S. 156 ff.

⁵⁸ Zu Beispielen vgl. von zur Mühlen, S. 161.

⁵⁹ Ebd., S. 78 f., 162.

gekennzeichnet wurde. Gemeint war damit die Stärkung der mittleren Ebene (»Meso-Ebene«) zwischen der dominanten Staatsverwaltung und den Basisorganisationen, zu denen die Genossenschaften gerechnet wurden. Ansprechpartner waren hier also solche Organisationen und Institutionen, die eine wirtschaftliche Interessenvertretung für ihre Mitglieder mit fachlicher Kompetenz und einem Einfluss auf politische Entscheidungsprozesse verbinden konnten. Charakteristische Partner waren hier Industrie- und Handelskammern, Handwerkskammern, Genossenschafts- und Kleinbauernverbände sowie staatliche Institutionen und Entwicklungsgesellschaften.⁶⁰

Ein markantes Beispiel für diese neue entwicklungspolitische Konzeption war die Förderung neuer Vertriebs- und Vermarktungsstrukturen in Nord-Sumatra. Kleinbäuerliche Produzenten und auch Genossenschaften waren in starkem Maße abhängig von monopolartigen Landhandelssyndikaten, die wesentlich Produktionsbedingungen, Aufkaufpreise und Kreditvergabe bestimmten. Auf Anregung indonesischer Partnerorganisationen sowie des Genossenschaftsministeriums in Jakarta initiierte die Stiftung 1983 ein Pilotprojekt, dessen Name PASMAKOP in der indonesischen Abkürzung so viel wie »Genossenschaftliches Vermarktungsprojekt« bedeutete, mit dem den Bauern feste Abnahmepreise, allerdings in Verbindung mit bestimmten Qualitätsstandards, garantiert werden sollten. Die Vermarktungsgenossenschaft zahlte dafür einen realen Preis und übernahm zugleich das Risiko der Vermarktung. Die erste Testphase (1984–1986) zeigte ernüchternde Resultate. Die politisch einflussreichen Landhandelssyndikate arbeiteten gegen dieses Projekt. Sie nutzten den chronischen Geldmangel der Bauern und boten ihnen gegen Barbezahlung den vorzeitigen Aufkauf der Ernte an, allerdings erheblich unter dem späteren Marktpreis. Dadurch wurden die Bauern an die Landhandelssyndikate gebunden und davon abgehalten, sich an der Vermarktungsgenossenschaft zu beteiligen.⁶¹ In einer zweiten Testphase, die bis 1989 lief, konnte dann insofern ein gewisser Erfolg verbucht werden, als die Vermarktungsgenossenschaft sich auf den Ankauf von speziellen Produkten für den Export konzentrierte, an denen die Landhandelssyndikate weniger interessiert waren.

Ein weiteres Projektfeld, das zumindest in einem weiteren Sinne als Folge des beschriebenen Paradigmenwechsels anzusehen ist, erstreckte sich auf das Gebiet der Kleinkredite. Es hatte sich in vielen Ländern der Dritten Welt herausgestellt, dass der Zugang zu Kapital für kleine Handwerker und Landwirte schwierig war. Banken gewährten ihnen wegen mangelnder Sicherheiten höchst ungern Kredite. Seit Mitte der 1980er-Jahre reiften in der internationalen Entwicklungspolitik Konzeptionen von Kreditgarantiegemeinschaften oder Finanzierungsfonds, mit denen nicht nur die wirtschaftliche Lage benachteiligter Bevölkerungsgruppen verbessert, sondern auch Unternehmen, Verbände und Genossenschaften von der Abhängigkeit von staatlichen Zuwendungen befreit werden sollten. Die Tatsache, dass auch das BMZ sich dieser neuen Richtung der Entwicklungspolitik anschloss und hierfür größere Summen zur Verfügung stellte, erleichterte die Arbeit.⁶²

Ein erstes Pilotprojekt war bereits in Kenia durchgeführt worden. Dort erhielten Kleinhändler einen zinslosen Kredit über umgerechnet 2.000 DM mit einer Laufzeit von acht Jahren. Sie schlossen sich zu einer Kreditgarantiegemeinschaft zusammen und zahlten jährlich einen festgelegten Betrag ein. Die Friedrich-Ebert-Stiftung stockte den Gegenwert der angesparten Summe in gleicher Höhe als Darlehen auf, und die Entwick-

60 Ebd., S. 162; *Manfred Bardeleben*, Projekte der Wirtschafts- und Sozialentwicklung im Rahmen der IEZ, in: Referat Wirtschafts- und Sozialentwicklung (Hrsg.), Fachkonferenz Hanoi 19.9.–24.9.1993, Bonn 1993, S. 15. Zur Problematik von »Deoffizialisierung« und »Meso-Ebene« vgl. *Hans F. Illy/Eugen Kaiser/Klaus Schimitzek*, Verwaltungsinstitutionen und Selbsthilfemaßnahmen in Entwicklungsländern. Problemaufriß, Fallstudien, Ansatzpunkte für die entwicklungspolitische Förderung, München 1988.

61 Friedrich-Ebert-Stiftung, Jahresbericht 1986, S. 78–84.

62 Friedrich-Ebert-Stiftung, Jahresbericht 1985, S. 69 f.

lungsbank *Small Enterprises Finance Company* stockte diese Summe wiederum so weit auf, dass sie verfünffacht wurde und die erforderliche Höhe für einen künftigen Bürgerschaftsfonds erreichte. Die Stiftung übernahm als Starthilfe für die ersten vier Jahre die Gemeinschaftskosten, danach sollten sie sich aus den Zinserträgen refinanzieren.⁶³ – Bereits zwei Jahre nach Projektbeginn bildeten sich in Kenia fünf weitere Kreditgarantiegemeinschaften.

Diese Erfolge bewogen die Stiftung, ähnliche Projekte in Mosambik, Sambia, Tansania, Simbabwe, Botswana, Ägypten, Honduras, Chile und den Philippinen durchzuführen. Als Beispiel sei hier das in dem von Bürgerkriegen noch stark geschädigten Mosambik näher vorgestellt. Gemeinsam mit der einheimischen Volksbank für Entwicklung (*Banco Popular de Desenvolvimento*, BPD) wurde eine Entwicklungsgesellschaft (GAPI, Lda) gegründet, die bis 1992 insgesamt 109 derartiger Projekte durchführte. Dazu gehörten im Wesentlichen Getreidemühlen, Ölpresen (für Seifenfabriken), Tischlereien und Schreinereien sowie Ziegeleien. Acht Betriebe wurden durch Einwirkungen des noch anhaltenden Bürgerkrieges zerstört, vier weitere scheiterten aus anderen Gründen; aber immerhin konnten 97 florierende Kleinunternehmen mit zusammen 820 Arbeitsplätzen geschaffen werden, die überdies Impulse für einen im Entstehen begriffenen Binnenmarkt gaben. Die Entwicklungsgesellschaft GAPI, Lda ist inzwischen in die Eigenverantwortung der beteiligten Partner übergegangen.⁶⁴

Beispiele für revolvingierende Kreditfonds in Verbindung mit genossenschaftlich betriebenen ländlichen Beratungs- und Informationsdiensten für Anbaumethoden, Organisationsfragen, Management und Finanzierung wurden auch in Lateinamerika durchgeführt, so in Chile, Costa Rica, Honduras und Mexiko; auf die für diese Zwecke gegründeten Organisationen und ihr Wirken sei hier nur hingewiesen.⁶⁵ Kleinkredite als Mittel der Entwicklungspolitik waren und sind inzwischen im internationalen Diskurs als nachhaltige Instrumente der Sozial- und Wirtschaftsförderung anerkannt. Dies belegt auch die Tatsache, dass Muhammad Yunus aus Bangladesch für seine *Grameen Bank*, die seit Jahren auf diesem Gebiet aktiv ist, im Jahre 2006 den Friedensnobelpreis erhielt. Die Friedrich-Ebert-Stiftung lag mit ihrem Paradigmenwechsel voll im Trend der internationalen Entwicklungspolitik.

Verstärkt wurde die Arbeit auch in der Frauenförderung. Zwar hatte die Stiftung bereits in den frühen 1960er-Jahren Frauengenossenschaften in Madagaskar gefördert. Aber seit Beginn der 1980er-Jahre und intensiv seit 1983 konzentrierte sie sich auf frauenspezifische Projekte. In der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre gab es 20 solcher Initiativen, in der Regel Projekte zur Beratung und Unterstützung von Frauengruppen und -kollektiven. Die von der Stiftung mitgetragene Entwicklungsorganisation *Consultoría Agro-Económica* in Costa Rica beispielsweise beriet zwei Frauen-Kaffee-genossenschaften. Andere Projektunternehmen berieten Kredit- und Sparzusammenschlüsse, kleinindustrielle, handwerkliche und landwirtschaftliche Genossenschaften in Guatemala, Tansania oder Mosambik.⁶⁶

63 Ebd., S. 70–72.

64 Wolfgang Lange, Zweckmäßigkeit der Förderung von Kleinunternehmen in Moçambique. Unter Berücksichtigung der speziellen Möglichkeiten der Gesellschaften zur Förderung von Kleininvestitionen (GAPI, Lda), Berlin 1993, S. 7–13.

65 Central para el desarrollo y la participación social (CEDEPAS), Guía de investigación campesina para la acción »Autodiagnóstico«, México D.F.; Comité Gestor del Sector Social de la Economía/Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), Inventario nacional del sector social, Tegucigalpa 1985; dies. (Hrsg.), Diagnóstico de las empresas de interés social, Tegucigalpa 1985.

66 Margareth Hammer, Bestandsaufnahme der Frauenförderung in Projekten des Referates Genossenschaften und Wirtschaftsförderung der FES, [Gutachten] o. O., 1988, S. 7f.

Mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime in Osteuropa endete auch der »Wettlauf der Systeme« um das erfolgreichere Wirtschaftssystem. Auch solche Entwicklungsländer, die sich einen Staatssozialismus zum Vorbild genommen hatten, schwenkten um und ließen neben einem politischen Parteienpluralismus auch privatwirtschaftliche Initiativen zu. Damit entstand aber auch ein Bedarf an Beratung von Regierungen in Fragen der sozialen Sicherungssysteme, von Verbänden und anderen Organisationen, die bereits von der Gesellschaftspolitik betreut wurden. Es wurde bereits angedeutet, dass sich unter diesem Begriff die entwicklungspolitischen Aufgaben der Friedrich-Ebert-Stiftung immer mehr überlappten. Dies spürte das frühere Genossenschaftsreferat, das spätere Referat für Wirtschafts- und Sozialentwicklung, wahrscheinlich am allerstärksten.

Das vierte entwicklungspolitische Arbeitsgebiet der Friedrich-Ebert-Stiftung, die Medienarbeit, erlebte gleichfalls starke Veränderungen, die gewisse Parallelen zu denen der anderen Arbeitsgebiete aufwiesen. Die frühe Medienarbeit hatte sich dem technischen und organisatorischen Aufbau von Hörfunk- und später auch von Fernsehsendern zugewandt. Aber auch sie vollzog eine Abkehr von diesen Aufgaben. Als eher zweitrangiger Grund hierfür kann gelten, dass viele Entwicklungsländer diese primären Aufgaben sehr rasch selbst erledigen konnten. Einen starken Impuls zum Paradigmenwechsel der Medienarbeit gab vielmehr der Gedanke einer zwischenstaatlichen, überregionalen Zusammenarbeit benachbarter Länder in Fragen gemeinsamen Interesses. Bereits im Zeitraum 1969/71 hatte die Stiftung zusammen mit zwölf südostasiatischen Staaten als gemeinsame Institution das *Asian Mass Communication Research and Information Center* (AMIC) in Singapur gegründet, das sich auf die Sammlung, Aufbereitung und Weitergabe von Materialien der Massenmedien Asiens spezialisierte. Etwa im gleichen Zeitraum initiierte die Stiftung eine weitere überstaatliche Institution, das *Center for Production & Training for Adult Education Television* (CEPTA-TV), zu dessen Aufgaben vor allem Herstellung und Vertrieb von Erwachsenenbildungsprogrammen im Fernsehen und die Ausbildung entsprechender Fachleute gehörten. Dieses Projekt scheiterte zwar recht bald als zwischenstaatliche Institution, arbeitete jedoch anschließend mit Erfolg als nationale Institution der Republik Singapur.⁶⁷ Aber die entwicklungspolitische Medienarbeit der Stiftung hatte damit ein Feld betreten, das fortan ihren weiteren Kurs bestimmen sollte – die medienpolitische Zusammenarbeit von Entwicklungsländern.

So arbeitete die Stiftung seit 1972 und erneut seit 1976 gemeinsam mit dem 1959 von der UNESCO und der Republik Ecuador gegründeten *Centro Internacional de Estudios Superiores de Periodismo para América Latina* (CIESPAL) in Quito. Schwerpunkt der Arbeit war eine Medienakademie, die für etwa 200 Kommunikationsschulen Curriculumplanung, Fortbildungshilfe und technische Ausbildungsgänge entwickelte. Als der Projektauftrag 1988 auslief, konnte die Stiftung es vollständig an die Partnerorganisation übergeben, die es nun in Zusammenarbeit mit der UNESCO und der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) selbständig weiter betreibt.⁶⁸

Neben einer Reihe von weiteren medienpolitischen Projekten, die hier nicht im Einzelnen vorgestellt werden sollen, verlagerte die Stiftung ihre Arbeit in den 1980er-Jahren immer stärker auf die Förderung von Netzwerken und Medienverbundsystemen (in der Fachsprache ComNet genannt), für die die Eurovision als Vorbild angesehen wurde. Durch Zusammenarbeit und Austausch sollten Länder der Dritten Welt befähigt werden, sich von der nach wie vor bestehenden Mediendominanz der westlichen Welt und vor allem der früheren Kolonialmächte zu emanzipieren. Verbunden damit war auch die Erwartung, dass dadurch auch der Blickwinkel aus den einzelnen Ländern sich mehr den

67 Ralf Siepmann, *Medien entwickeln in der Dritten Welt. Beispiele aus der Praxis*, Bonn 1990, S. 26–29; Friedrich-Ebert-Stiftung, *Jahresbericht 1972*, S. 67; Gunter Lehrke, *Medienförderung als Teil der Internationalen Entwicklungszusammenarbeit*, Bonn 1994.

68 Siepmann, S. 71; vgl. auch von zur Mühlen, S. 175.

benachbarten Regionen zu- und von den europäischen und nordamerikanischen Metropolen abwenden und so eine kulturelle Selbstfindung erleichtern würde. Schon 1978 hatte die UNESCO eine Deklaration verabschiedet, nach der die medienpolitische Abhängigkeit von den Industrieländern als Teil der Unterentwicklung der Dritten Welt betrachtet wurde.⁶⁹

Gemeinsam mit regionalen Organisationen schuf die Stiftung Netzwerke nach dem Vorbild von Eurovision: mit der *Arab States Broadcasting Union* (ASBU) in Kairo das Nachrichtenaustauschprogramm Arabvision, mit der *Asia-Pacific Broadcasting Union* (APBU) Asiavision und mit den entsprechenden Organisationen in Afrika, in der Karibik und im Pazifik vergleichbare Austauschprogramme wie Afro-Vision, Carib-Vision und PACBROAD. Nur in Lateinamerika scheiterte Latin-Vision an den stark von nordamerikanischen Sendern dominierten Medienstrukturen. Anfang der 1990er-Jahre waren diese Projekte weitgehend abgeschlossen oder wenigstens soweit entwickelt worden, dass sie nach und nach in die Eigenregie der beteiligten Länder übergeben werden konnten. Heute haben die Medienverbundsysteme infolge der technischen Entwicklung ihre Bedeutung verloren, da über das Internet Sendeprogramme aus aller Welt konsumiert werden können. Aber für fast zwei Jahrzehnte konnte die Stiftung dazu beitragen, dass Entwicklungsländer auf der Ebene der Kommunikation einen Weg zu sich selber ebnen konnten.⁷⁰

Zwar dehnte die Stiftung nach den historischen Zäsuren von 1989/91 ihr medienpolitisches Engagement auch auf Osteuropa und die Nachfolgestaaten der Sowjetunion aus, jedoch mit geringeren Mitteln. In der ersten Hälfte der 1990er-Jahre sah die Stiftung diesen Arbeitsbereich ohnehin als weitgehend abgeschlossen an. Teilweise geschah dies aus der erfreulichen Erkenntnis, dass viele Projekte in der Eigenregie der Partner auch ohne fremde Hilfe fortgesetzt wurden; teilweise sah man die Medienpolitik nicht mehr als Kernbereich der Stiftungsaufgaben an. Soweit vereinzelte auslaufende Medienprojekte noch betreut wurden, betrachtete man sie als speziellen Teil der Gesellschaftspolitik, in der ja auch die meisten anderen entwicklungspolitischen Arbeitsgebiete aufgegangen waren.

Der Paradigmenwechsel machte sich schließlich auch in der Organisationsstruktur der Friedrich-Ebert-Stiftung bemerkbar, wobei hier natürlich auch noch andere Faktoren mitwirkten. Das Ende des Ost-West-Konflikts, die deutsche Wiedervereinigung und die Auflösung der Sowjetunion hatten ein vermehrtes Engagement der Stiftung in den neuen Bundesländern sowie in den Staaten Osteuropas zur Folge. Gleichzeitig standen vonseiten des BMZ weniger öffentliche Mittel für entwicklungspolitische Projekte zur Verfügung. Neben diesen eher vordergründigen Ursachen war aber entscheidend, dass die vier Arbeitsgebiete entweder (wie die Medienarbeit) zurücktraten oder sich thematisch so sehr einander annäherten, dass sie sich schließlich unter dem gemeinsamen Begriff »Gesellschaftspolitik« subsumieren ließen. Gewerkschaftsarbeit, politische Bildung, Wirtschaftsförderung und in nachlassendem Umfang auch Medienpolitik erschienen jetzt nur noch als verschiedenartige Aspekte eines übergeordneten größeren Arbeitsbereichs. 1996 zog die Stiftung daraus die Konsequenz und strukturierte ihre für die Entwicklungspolitik zuständige Abteilung (»Internationale Entwicklungszusammenarbeit«) neu. Die alten Fachreferate wurden aufgelöst, die Abteilung nach geografisch-regionalen Arbeitsgebieten neu strukturiert, wobei kleine Arbeitsgruppen die Verbindungen zu speziellen Themenbereichen aufrecht erhielten.⁷¹

69 Vgl. Reinhard Keune, *An International Information Order? A Short Survey on the History and the Present State of a Challenging Concept*, Bonn 1984.

70 Vgl. von zur Mühlen, S. 174–179.

71 Vgl. ebd., S. 168 f.

V. ZUSAMMENFASSUNG

Lässt man die Geschichte der Projekte in der Dritten Welt Revue passieren, so kann man ihren Wandel als eine Art Emanzipationsprozess charakterisieren. In der ersten Phase übertrug die Friedrich-Ebert-Stiftung politische Ansätze aus der Geschichte der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung auf die Entwicklungsländer: Gewerkschaften, (politische) Erwachsenenbildung (Parteiförderung), Genossenschaftswesen und Medien. Man war von der Annahme ausgegangen, dass Gewerkschaften und Parteien, Wirtschaft und Medienlandschaft sich nach einem ähnlichen Muster wie in den Industrieländern entwickeln und demokratische, sozialstaatliche und pluralistische Strukturen mit einem hohen Maß an Partizipation schaffen würden.

Diese Erwartungen wurden zwar nicht überall, aber doch vielfach enttäuscht. Gewerkschaften verkümmerten oder wurden zu bloßen Transmissionsriemen autoritärer Regime, was letztlich auch von den Medien gesagt werden kann. Die Parteien selbst entwickelten sich von Regierungs- zu Staatsparteien und damit sehr oft zu Instrumenten einer charismatischen, aber eben keinesfalls demokratischen Führerfigur. Die Genossenschaften erstickten in den Vorgaben staatlicher Lenkungsorgane. In solchen Fällen zeigte sich die Notwendigkeit, das strukturelle Umfeld der einzelnen Projekte in das Zentrum der Zielplanungen zu rücken.

Damit löste sich die entwicklungspolitische Arbeit von ihren frühen Mustern, die letztlich von einem demokratischen Etatismus ausgegangen waren, und wandte sich stärker der Gesellschaft zu, innerhalb derer die entwicklungspolitische Arbeitsplanung die größten Defizite erkennen zu können glaubte. Für die Gewerkschaften bedeutete dies, dass nicht mehr die Organisationen und die Führungskader im Vordergrund der Projektarbeit standen, sondern Kommunikations- und Dialogformen zwischen Gewerkschaften verschiedener Länder sowie ihre Kontakte zu internationalen Organisationen. Dies stärkte die Stellung der Gewerkschaften innerhalb ihrer Länder und führte teilweise auch zu offeneren, demokratischen Strukturen innerhalb ihrer Apparate. Hinzu kam die Einsicht, dass auch Organisationsformen außerhalb der klassischen Arbeiterbewegung emanzipatorische und partizipatorische Ziele verfolgen können: Bauernverbände, Frauengruppen, Bürgerinitiativen und andere.

Für die Erwachsenenbildung ergab sich die Notwendigkeit, von der Kaderschulung für Regierungs- und Staatsparteien überzugehen zu einer internationalen und interdisziplinären Vernetzung von Parteien, aber auch Befreiungsbewegungen, in Form von institutionalisierten Dialogstrukturen. Auch hier wirkten sich derartige Veränderungen teilweise auf die internen Organisationen aus. Letztlich stellt auch die Politikberatung, die schließlich einen wesentlichen Teil der Projektarbeit ausmachte, nichts anderes dar als eine Art Dialog.

Ähnliches kann auch für die Genossenschaftsarbeit gesagt werden. Durch die Stärkung der sog. Meso-Ebene, also den Ausbau von Interessenverbänden, Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern und anderen Organisationen sollten Dialogstrukturen zwischen Staats- und Regierungsebene einerseits und Basisunternehmen hergestellt werden, wo vorher allenfalls ein staatlicher oder regierungsamtlicher Monolog bestimmend war. Schließlich mündete auch die medienpolitische Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung ein in die Förderung von Medienverbänden und -zusammenschlüssen oder doch zumindest von Kooperationsstrukturen, durch die die informationelle Kommunikation gestärkt und erweitert werden sollte.

Die Rolle der politischen Stiftungen ist einmal als die von »Mediatoren in einer entgrenzten Welt« definiert worden.⁷² Für die Friedrich-Ebert-Stiftung gilt dies auch für die

72 Ernst Hillebrandt/Uwe Optenhögel, Mediatoren in einer entgrenzten Welt. Zur außenpolitischen Rolle der politischen Stiftungen, in: Internationale Politik und Gesellschaft 2001, H. 2, S. 165–172.

Arbeit in und mit Industrieländern, wie dies die Kontakte zu osteuropäischen Partnern vor 1989 gezeigt haben. Sie waren hier nicht Gegenstand der Untersuchung. Für die Dritte Welt kann festgestellt werden, dass die Stiftung ihre Projekte im Laufe von über vier Jahrzehnten immer stärker auf Kommunikation und Dialog ausgerichtet und hierbei in der Tat vielfach die Rolle eines Mediators, also eines Vermittlers anstelle der eines Lehrmeisters, angenommen hat. Die wichtige Weichenstellung zugunsten dieser Rollenfindung verlief in den 1970er-Jahren mit der kritischen Prüfung der eigenen Tätigkeit und dem Wandel der offiziellen Ausrichtung der Arbeit seitens des BMZ.

Wenn wir die eingangs gestellte Frage aufgreifen, ob und wie weit die Paradigmenwechsel eine Art Lernprozess darstellen, bei dem Misserfolge eine kritische Bilanzierung der bisher geleisteten Arbeit und notfalls Kurskorrekturen notwendig machten, so kann diese mit Einschränkungen bejaht werden. Diese beziehen sich auf solche Fälle, in denen Entwicklungsprojekte beispielsweise durch unvorhersehbare politische Ereignisse wie Bürgerkriege oder Putsche gewaltsam beendet wurden. Umgekehrt kann man aber sagen, dass der Erfolg neuer Wege der Entwicklungspolitik sehr wohl auch als Folge einer Abkehr von kolonialen Vorstellungen und als Konsequenz eines vertieften Verständnisses der politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in den Entwicklungsländern anzusehen ist.

Véronique Dimier

Bringing the Neo-Patrimonial State back to Europe

French Decolonization and the Making of the European Development Aid Policy

»Des décennies d'aide au développement ne semblent pas avoir donné les résultats escomptés. Cela tient essentiellement au fait que notre relation était fondée et figée sur un principe de dépendance donateur-bénéficiaire. Notre partenariat fut, de ce fait, trop souvent mis en échec par des non dits, les embarras de l'Histoire, les suspicions, voire les humiliations. Ce schéma archaïque ne correspond plus à la réalité ni aux aspirations et aux défis qui se posent à l'Afrique comme à l'Europe. Il nous faut aujourd'hui changer la nature de ce partenariat. Il s'agit de redéfinir une relations privilégiée et de nature nouvelle entre l'Afrique et l'Europe. J'irais même plus loin: il faut changer la psychologie de notre relation héritée de l'expérience coloniale et post-coloniale.«¹

This judgement from Louis Michel, Commissioner for Development, was brought forward on the EU-African Summit in Lisbon, 7 December 2007. At this conference, the African and European Union heads of states met for the second time. They meant to adopt a joint EU-Africa strategy for development and discuss again a 50 years old partnership, what had been for years the main, if not the only, external action of the European Economic Community, the EEC: the Cotonou agreement with the African Caribbean and Pacific states (2000), previously and successively called the »Association« with Overseas Territories, the Yaoundé and Lomé Conventions with the African Caribbean and Pacific countries. In his speech, Michel was all too right in insisting on the colonial aspect of this partnership. The Association was born on the corps of dying empires, those of France and Belgium in Sub-Saharan Africa. Quickly, it became the recycling ground for the very leaders and gravediggers of colonial institutions: ex-colonial officials.

Earlier, those officials had been exerting authorities in the name of France, Belgium and Britain in large territories where they supervised the first development plans launched in the 1940s. Then quickly, they had to leave behind states and administrations which largely bore the mark of their own government and practices, what Africanists referred to as »neo-patrimonial« systems:² from outside, those states resembled any bureaucracy, with its procedural kind of control, its hierarchies, transparency and impersonal rules. From inside, they were taken over by the very elite with whom ex-colonial officials used to work and who replicated the kind of government they were involved in for years, a patrimonial kind of authority and legitimacy which rested on bonds of trust, loyalty, mutual dependence and permanent exception to the rules. In that system, characterised by opacity and personal relationships, the distribution of resources to »clients«, usually restricted to a specific clan, was the basis of power. To say that colonial officials left behind this »neo-patrimonial system« is inaccurate, however. It would be more appropriate to state that they brought part of it back to the heart of Europe...

Indeed, as decolonization proved impending, finding new building sites became a necessity. Development, this new white man's burden, was the natural site to start a second

1 »L'Europe-Afrique: l'indispensable alliance« conférence des Parlements Européen et Panafricain, Lisbonne, 7 décembre 1997.

2 On this system see *J. F. Bayart*, *L'Etat en Afrique: la politique du ventre*, Paris 1989; *F. Cooper*, *Africa since 1940: the past of the present*, Cambridge 2002; *J. F. Médard* (ed.), *Etats d'Afrique Noire*, Paris 1991; *T. Chafer*, *The end of empire in French West Africa. France's successful decolonization*, Oxford 2002.

career. From Dakar some of these French colonial officials directly sailed to Brussels and engaged in the most challenging venture of the time: the building of a European Economic Community, more precisely of the services responsible for the Association within the European Commission, the Directorate General 8 (DG 8). As will be shown, they eventually »transfused« their colonial »psychology« to some of the nascent EEC institutions, i. e. they built up administrative methods which resembled or were well adapted to the neo-patrimonial style of their African political »clients«. This adaptation was all the more necessary because of the main paradox the DG 8 had to face during the first years of its existence. The mission it had to serve was largely influenced by the colonial interests of France, but was less and less accepted by most territories concerned. To convince them that the Association was not the continuation of the colonial past but »a grande œuvre de solidarité«, to gain the support of the nascent African political elite when independence became impending, the DG 8 had to compromise with them as well as to adapt its action and discourse to their political needs and way of working. In this context, the expertise, knowledge and networks of former ex-colonial officials who started working in the DG 8 were a great asset, and allowed them to build their own authority and power within the Directorate General. As a result, DG 8's legitimacy and identity, i. e. its ideal for action, *esprit de corps* and its administrative system, became largely linked to the colonial and post-colonial psychology of ex-colonial officials and of their African clientele.

Starting from a historical point of view but also borrowing from a sociological perspective, this article will address the question of the transfer of values, norms, practices and methods of public action, from colonial to development administrations. Within the framework of the building of a multi-national administration, it will also deal with the issue of loyalty and autonomy of the Commission officials vis-à-vis their member states. The article will proceed as such: we will first present the context in which this process took place. Then, we will consider the role played by French ex-colonial officials in building the DG 8, its identity, autonomy and legitimacy. Finally, we will analyse their confrontation with the main stakeholder of the Association, France.

I. FRENCH BURDEN IN AFRICA

There is no doubt that France saw the nascent European Economic Community as an opportunity to maintain its influence in Africa and perpetuate its colonial mission, at a time when it did not have any more means, financially speaking and politically, to fulfil its ambition.³ As Maurice Faure, then French Secretary of State for Foreign Affairs, put it:

»What a better chance for Europe than this agreement with Africa? The authority of Europe in the world affairs will overtake the authority of the member states [...]. The union of the two continents will have some weight on the world balance of power and will have some weight in favour of the peace and entente between the peoples of the world. Should France be frightened by the association of the overseas territories to the economic community? No. By opening to its overseas people new and large perspectives of an union with Europe, [...] we will perpetuate our influence.«⁴

3 Special number of the Journal *Matériaux pour l'Histoire de notre Temps* 77, Europe et Afrique au tournant des indépendances, edited by G. Bossuat, 2005; *Gérard Bossuat/Marie-Thérèse Bitsch* (eds.), *L'Europe unie et l'Afrique: de l'idée d'Eurafrrique à la convention de Lomé I*, Paris 2004; *R. Schreurs*, Un leg historique: l'Eurafrrique dans les négociations du Traité de Rome, in: *Politique Africaine* 49, 1993, pp. 82–92. *P. Guillen*, L'avenir de l'Union Française dans les négociations du traité de Rome, in: *Relations Internationales* 57, 1989, pp. 103–112.

4 *Faure*, quoted by *Guido Thiemeyer*, West German Perceptions of Africa and the Association of the Overseas Territories with the Common Market 1956–1957, in: *Bossuat/Bitsch*, pp. 269–286.

In 1956, France was still recovering from the war in Indochina. It had to face the Suez Crisis, the independence of Tunisia and Morocco and it was more and more involved in the Algerian ›disorder‹. For the French post-war elite, the maintenance of an empire was considered as essential if France was to regain its status as world power.⁵ When France renamed its empire ›French Union‹ in 1946, it had to engage in a new ›white man's burden‹: the social and economic development of what was then called its ›overseas territories‹ in Tropical Africa. Since the 1930s, the development discourse had progressively replaced the old civilising mission to justify its colonial status.⁶ The 1946 Constitution clearly mentioned that France's aim was to ensure the security and welfare of overseas peoples while developing their respective civilisations. Concretely, a specific Fund, the ›Fonds d'Investissement pour le Développement Economique et Social‹ (FIDES) was set up for development purposes in 1946, but its scope remained limited for financial reasons. Indeed, weakened economically by the war, France did not have any longer the means to pursue its imperial role. Between 1950 and 1958, French public investments overseas represented between 3,5 and four percent of the expenses of the French State. Maintaining such an empire became more and more ruinous, especially as the elite of its overseas territories were claiming equality of treatment, politically and socially speaking.⁷

The constitution of 1946 only partially answered their demands:⁸ a common citizenship was created for all the inhabitants of the French Union and the principle of ›equality of rights and obligations‹ was declared, but the rights that were granted to the former subjects of empire were different to those of the French citizens: the right to vote was limited to certain categories of persons and these could only send a limited number of representatives to the French National Assembly in Paris, even though those representatives were allowed to take part in special commissions and could be appointed ministers in the French government, like e.g. Houphouët Boigny who became a deputy minister in 1956. Federal institutions were set up (like the Assembly of the French Union, the Council of the French Union), but were purely advisory bodies without legislative powers. Territorial assemblies were elected for each territory, but their power was left unresolved, later on carefully circumscribed by the law of 25 October 1946 which specified the constitution. Campaigns launched locally by trade unions for the extension of social security benefits to overseas workers, family allowances, a labour code similar to the French labour legislation, equal pay for equal work and a real local education system could only lead to piecemeal reforms, especially when the costs of such project became unacceptable to metropolitan tax payers.⁹

The *loi-cadre Defferre*, as finalised by the French Parliament in June 1956, was a new framework legislation for the overseas territories. It constituted a more definite landmark towards local political autonomy: government councils were set up in the territories. Also, it was decided to give a partial devolution of power to the territorial assemblies, especially in the field of social and economic development.¹⁰ This represented a step forward towards

5 *Chafer*, pp. 85, 92.

6 See *F. Cooper*, *Decolonization and African society. The labour question in French and British Africa*, Cambridge 1996; *V. Dimier*, *For a Republic ›diverse and indivisible‹? Experience from the colonial past*, in: *Journal of Contemporary European History* 13, 2004, pp. 45–66.

7 *J. Marseille*, *Empire colonial et capitalisme français, histoire d'un divorce*, Paris 1989, p. 104. This represented 1740 millions of dollar between 1946 and 1955, according to the OECE figures, quoted by *D'Elmeida Topor/M. Lakroum*, *L'Europe et l'Afrique. Un siècle d'échanges économiques*, Paris 1984, p. 58. See *Cooper*, *Decolonization*.

8 On this evolution see *Chafer*, pp. 65–66; *Dimier*, *For a Republic*.

9 See *Chafer*; *Cooper*, *Decolonization*.

10 The French government remained responsible for: ›foreign affairs, defence, police (apart from municipal and rural police), customs service and certain other areas of policy deemed important for ›maintaining the solidarity of the elements comprising the Republic‹, such as financial

the confederation called *Communauté Française*, as it was intended by De Gaulle and written in the French constitution of 1958. The constitution granted full internal autonomy to the territories while maintaining French predominance in the confederation – the President of the *Communauté* being the French President of the Republic. It allowed the territories to choose by a referendum between being part of the Community or becoming independent. Following this referendum on 28 September 1958, all French colonies, Guinea excepted, agreed to be part of it. However, as the *Communauté* failed to convince them of the potential benefits they could draw from it, and when France was accused of too much interference in the internal affairs of some of these countries, they eventually followed Guinea's example. Thus very quickly, they opted one by one for independence in the early 1960s, which led this Community to be short-lived.

At that time, France was already well engaged in building a new Community in Europe itself. Indeed, while trying to save its Franco-African empire, it was also negotiating with its European partners how to participate in the future Common Market. The idea of finding some arrangements for French overseas territories within that context, already envisaged earlier at different stages of the European integration, was proposed again during the negotiations of the Treaty of Rome.¹¹ Gaston Defferre, then Minister for colonies, raised the issue within the Mollet government in April 1956, just before the Parliament decided about the *loi-cadre Defferre*. His plan led to numerous discussions amongst various ministries as to how the Common Market could become a »eurafriquean common market«.¹² Soon, it was recognised that those territories were too diverse as well as too different economically, institutionally and politically to be fully integrated together with France into the future European Economic Community. Thus, some different arrangements and guarantees, soon to be called »Association«, had to be found and proposed to France's European partners.

In order to justify this proposal, the French government developed the following economic argument: France formed with its overseas territories a »common market«¹³ which was much more integrated than the one envisaged in Europe and which could not be disrupted without ruining years of efforts and a lot of money for the development of those territories. Indeed, thanks to the West African currency Franc CFA (*Franc de la Communauté Financière d'Afrique*) and the system of colonial preferences, France constituted with its overseas territories a large trade and monetary zone. The trade barrier which was set around itself and its empire largely protected its products and those of its overseas territories from external competition. The system of colonial preferences meant that French enterprises had free access to the market of the overseas territories and vice versa. Those commercial links were vital to the colonies: »In 1953, 85 % of French West Africa's imports came from France and nearly all of its exports went to France. [...] As well as depending on the French to buy their product at inflated prices the Africans depended on

and monetary regime, communication, the media and higher education«. *Chafer*, p. 166. »The territorial assemblies were given budgetary responsibility for those areas of policy concerned with African economic and social development that posed the most serious financial and therefore also political, difficulties for the colonial authorities«. *Ibid.*, p. 167.

11 *Guillen*, p. 106, and seq. *C. Twitchett*, *Europe and Africa: from association to partnership*, Farnborough 1978, pp. 3 f.; *M. Lister*, *The European Community and the Developing world*, Aldershot 1988, p. 15.

12 *Guillen*, p. 106

13 Word used by G. Defferre, French Overseas Minister during the French preparatory works for the Venice Conference: Archives du Ministère des Affaires Étrangères (A. M. A. E.), série Affaires économiques et financières, sous-série, service de la coopération économique, Box 719: letter from G. Defferre to the French Foreign Minister (Pineau) 17 May 1956. He compared directly the economic links between France and its overseas territories with the future economic links of the European Common Market.

French capital (from 1947 to 1956, 70 % of public capital in French West Africa came from France).¹⁴ So it was clear that »any sudden change in the economic relations of the colonial African economies and France would have seriously damaged the Africans. The EEC's application of its common external tariff to the colonies' exports to France would have been such detrimental change.«¹⁵

In so far as France was less and less able to absorb the agricultural production of its empire and less and less able to cope financially with its African »burden«, it proposed the following deal to its European partners: it would open progressively the African market to other member states' goods and enterprises in exchange of them taking part into the financing of a European Development Fund and opening their border to French colonial products. These proposals were supported by important personalities of the French business colonial circles, e. g. neo-liberals like Robert Lemaigen, the future European Commissioner for Development, who, within European economic movements (especially the *Ligue Européenne de coopération Economique*), militated in favour of closer relationships between the future Common Market and Africa.¹⁶ Their position may not have been shared unanimously by all French businessmen in Africa, however: many were hostile to the opening of the colonial markets to enterprises and industries of other member states and feared the destruction of the Franc area, which gave French firms in Africa a real monopoly.¹⁷ The latter ones tried to inhibit these steps towards an arrangement by lobbying against it at the French Ministry of Finance, but failed. Indeed, the French Minister of Finance supported the argument of the French Minister for Colonies concerning the Association: given the weakness of the Franc and the deficit of the French budget, the financial burden of the empire had become unbearable for the French economy, which may have ended up in a situation of inferiority vis-à-vis the economic comeback of the Germans.¹⁸ Sharing this African burden had become an economic necessity.

The other argument advanced by the French government to justify the Association was more political: France and its overseas territories constituted a *Union Française* fully recognised in the 1946 Constitution, and nobody would agree that »it should sacrifice its African vocation for a European one«.¹⁹ Those territories were an integral part of the Republic, so leaving them out of the European Economic Community would simply be anti-constitutional and would surely lead to what was still called »secession«²⁰, namely independence. It was also feared that this would facilitate the access of the USSR to the new states.²¹ At a time when the USA followed the domino theory and were pressing West European countries and especially Germany to have a development policy that would support the American approach, this was a strong argument.²² Besides, with its colonies and their 40 millions inhabitants, it was assumed that France would have more weight and power within the European institutions. Additionally, it was argued that with such pro-

14 »While trade in Africa was only a small proportion of French trade«, *Lister*, p. 16.

15 *Ibid.*

16 Lemaigen had been President of the *Société commerciale des ports africains* (1941–1958). He had also been a member of the governing board of the *Compagnie de l'Afrique Orientale et de la Banque d'Afrique Occidentale*. From 1942 to 1958 he was Vice President of the *Chambre de Commerce Internationale*. After 1945 he also became a leading personality of the *Conseil National du Patronat Français*. C. Hodeir, *Stratégies d'Empire: le grand patronat colonial face à la décolonisation*, Paris/Berlin 2003.

17 *Guillen*, p. 106.

18 *Ibid.*, p. 106, 110.

19 Letter from G. Defferre to the French Foreign Minister (Pineau) 17 May 1956.

20 Word used by G. Defferre, *Ibid.*

21 *Guillen*, p. 105.

22 H. I. Schmidt, Pushed to the front: the foreign assistance policy of the federal republic of Germany, 1958–1971, in: *Contemporary European History* 12, 2005, pp. 473–507.

posals African representatives within the French Assembly would be less tempted to vote against the European project, as they did in 1954, during the European Defence Community debates. »The pattern of shifting alliances between parties, which provided French governments with small and often fragile majorities in parliament, meant that overseas députés could on occasion exert influence disproportionate to their small numbers«.²³

Armed with those arguments, the French representatives went into the negotiations of the Venice Conference of May 1956. They made it clear that France would not agree to build a European Economic Community without specific arrangements for its overseas territories, thus making it a pre-condition to their entering the EEC.²⁴ Of course, the main task was for »our representatives in the negotiations to convince our partners that our offer is extremely constructive and that the accomplishment of a common mission in Africa is probably the greatest task which can be proposed to a Common Europe«.²⁵ However, this proved to be difficult, because it did not meet the interests of those partners.²⁶ After long debates, the French proposal was finally accepted with some modifications, and with reluctance from Germany and the Netherlands. As defined in the Treaty of Rome, the Association with overseas territories and countries »shall serve primarily to further the interests and prosperity of the inhabitants of these countries and territories in order to lead them to the economic, social and cultural development to which they aspire« (art. 131 of the Treaty, part IV), a mission which was consistent with the Charter of the United Nations. In 1958, only 18 overseas territories and countries which had »special relations«, not to say colonial, with some of the member states, were included in those arrangements. They were mostly French and Belgian colonies in Tropical Africa.²⁷ The Association included two aspects regarding the economic integration of the African territories, one commercial, left mainly into the hands of the member states, the other financial, run by the European Commission. After a close look at the situation, it seems that this European mission was less accepted for itself and the sake of the African peoples than for the sake of the European Economic Community ... Indeed, there is no doubt that for none of the member states but France and Belgium it constituted a new servitude.

II. EUROPEAN SERVITUDES

However, for the French government and the majority in the French Assembly, the inclusion of the Association within the Treaty of Rome was a great success. It bore an opportunity to preserve the future of the French Union and enhance the international position of France, not to say of the future European Economic Community.²⁸ Surely France struck a very good financial bargain: the Association envisaged the creation of a European Development Fund for overseas territories (FEDOM), a grant in aid of 581 millions of units

23 *Chafer*, p. 87.

24 *Guillen*, p. 106; *Schreur*, p. 88; *Lister*, p. 15.

25 Letter from G. Deffere.

26 See on the discussions of the Treaty of Rome concerning the Association: *Bossuat/Bitsch*; *V. Dimier*, *Legitimizing the DG 8: a small family business (1958–1975)*, presentation at the European Consortium for Political Research, Grenoble, 6–10 April 2001; *Guillen*; *Schreur*; *Lister*; *Twitchett*.

27 French West Africa; French Equatorial Africa; Saint-Pierre and Miquelon, the Comoro Archipelago, Madagascar and dependencies, French Somaliland, New Caledonia and dependencies, French settlements in Oceania, Southern and Antarctic territories; the autonomous Republic of Togoland; the Trust territories of the Cameroons under French administration; the Belgian Congo and Ruanda-Urundi; the Trust territory of Somaliland under Italian Administration; Netherland New Guinea.

28 *Guillen*, p. 111.

of accounts (equivalent in dollars), more than a half of what France initially required. This fund, implemented in 1958, would be paid over a period of five years (1958–1962) by an annual contribution from the budget of the member states. It would only complement their bilateral aid and not substitute for them. It was small compared to the size of bilateral aid of the member states. This was the case in both, absolute and relative terms, since it represented no more than ten percent of the total amount of aid delivered by the member states.²⁹ But half of its resources would be provided by member states which did not have any links with Africa. Indeed, France would participate for only 200 millions of units of account, on an equal footing with Germany, not a small sacrifice for the latter, since most of the money would be allocated to the French overseas territories in Tropical Africa.³⁰

Given French influence on the FEDOM, it came to no surprise that its mechanisms were borrowed from the FIDES, with procedures designed to work in the context of colonial administration.³¹ the implementing convention established that the associated countries and territories' authorities (later on transformed from colonial into African governments) were responsible for putting forward economic and social projects which should be financed by the European Economic Community and then to realise them (launch the calls for tenders etc.) under the supervision of the Commission. The Fund would be run by the European Commission, but following German demands, a distinction between social investments and economic ones was inserted.³² The social projects would be entirely run by the European Commission. For economic projects, the Council of Ministers of the EEC would have to give its favourable opinion (at the qualified majority)³³ for a project to be adopted. The Commission had to appraise and advise on the economic development projects proposed by associated territories (with the power to accept or reject projects), after that to bring forward financing proposals to the Council of Ministers for approval. Criteria to assess the development projects were not specified but could be deduced from the broad aim set in Article 131 of the Treaty »to contribute to the interests and prosperity of the inhabitants of the associated territories«. The Commission's right of initiative was here translated into the role of a mediator and negotiator between associated territories and Member States. Its role (as far as implementation was concerned) became rather that

29 *E. Grilli*, *The European Community and the developing countries*, Cambridge 1993, pp. 51, 74, 122. According to *Lister*, French aid in 1958 to French Africa totaled around 350 million of dollars.

30 Member States contribution (millions of units of account): France (200), Germany (200), Belgium (70), the Netherlands (70), Italy (40), Luxembourg (1,25). Overseas territories share of the fund: French (511,25); Belgium (30); the Netherlands (35); Italy (5). These figures are clearly set in the implementing convention on the Association of the overseas territories included in the Treaty of Rome.

31 See the FIDES régulations: OJ, *Lois et Décrets de la République Française*, 4 June 1949, p. 5482.

32 »The general program shall contain projects for financing: a) certain social institutions, in particular hospitals, teaching or technical research establishments and institutions for vocational guidance and advancement among the people concerned. b) economic investments which are in the public interest and are directly connected with the implementation of a program containing specific productive development projects«. The implementing convention set also that »at the beginning of each financial year the Council shall, acting by a qualified majority after consulting the Commission, determine what fund would be devoted to social or economic investments« and to see to it that »a rational geographical distribution of the funds be made available.« art. 3 and 4 of the implementing convention of the FEDOM.

33 »The qualified majority voting shall be 67 votes. The number of votes were based on the size of each member state's contribution to the EDF. Member States shall have the following number of votes: Belgium (11 votes), Germany (33 votes), France (33 votes), Italy (11 votes), Luxemburg (1 vote), Netherlands (11 votes)« (art. 7 of the Convention).

of monitoring projects implemented by associated territories and of supervising calls for tenders; its mission as guardian of the treaties was transformed into a supervising role which meant to control the equal share of tenders and contracts amongst companies from both the Member States and associated territories. Indeed, the Treaty insisted that »for investments financed by the Community, participation in tenders and supplies shall be open on equal terms to all natural and legal persons who are citizens of a member state or of one of the countries and territories« (art. 132). Principles of non discrimination also applied to private investments, as wanted by the Germans even though the means to implement them were not specified:

»In relations between Member States and the countries and territories the right of establishment of nationals and companies or firms shall be regulated in accordance with the provisions and procedures laid down in the chapter relating to the right of establishment and on a non-discriminatory basis, subject to any special provisions laid down pursuant to article 136« (art. 132).

As far as the practical implementation of the FEDOM was concerned, it was decided that within six months of the entry into force of the Treaty, the Council would, acting by a qualified majority on a proposal from the Commission, lay down some regulations. With the Treaty coming into force in January 1958, and the Association not being a major priority of the Six, the first regulations were not adopted before the end of 1958, which means that the Fund did not become operational before March 1959.³⁴ They were supplemented by the Commission's rules specifying the detailed management and financial procedures.³⁵ Those regulations sought to establish a systematic framework by which the feasibility and eligibility of the projects could be judged, even though criteria for approval remained very vague. They provided outlines for projects and country dossiers to be included in any project proposal. In terms of information to provide, these documents were so ambitious as to preclude the authorities of the associated territories (even during colonial times) to fulfil the expected requirements. The fact that those needed help to devise their projects proposals raised the thorny issue of technical assistance, especially at decolonization.³⁶ The Commission regulations also provided for the appointment of a chief authorising officer (the Director General) responsible for the final commitment and disbursement. They envisaged the presence on the spot of technical supervisors (*contrôleurs techniques*) whose function was to control the implementation of the projects. This, as we will see, became another controversial issue between some of the member states and the Commission. Local authorising officers (*ordonnateur local*) were also to be appointed in each associated territory (normally the local planning minister): they were responsible for implementing the project. They authorised expenditures, launched calls for tenders, received the bids, notified results, and awarded contracts under the close supervision of the *contrôleur technique*. In so far as in 1958 some of the member States were both donors and recipients, projects proposals were channelled through them and they had to notify who were the responsible authorities in each associated territories for proposing and implementing the projects. However, »the Commission's crucial role in receiving and evaluating requests for development assistance, even though channelled via metropolitan authorities«, gave the DG 8 effective power and, as we shall see, the opportunity to get in direct contacts with the associated territories.³⁷

³⁴ Twitchett, p. 25.

³⁵ Regulation 5 of the Council, 2 December 1958; Commission regulation n°6, 3 December 1958; regulation n°7, 23 February 1959. For details concerning those regulations, see Twitchett, p. 28.

³⁶ Ibid, p. 29.

³⁷ Ibid., p. 36.

III. THE ASSOCIATION AS A *PACTE COLONIAL*?

Those territories remained at once highly sceptical about the Association, marked as it was by French colonial style. The Association was itself a very colonial concept which was used by France since the 1930s to describe its relations within the empire:³⁸ »The Treaty of Rome did not declare the associated dependencies to be the equals of the European six, just as French colonial association had not made the dependencies the equals of Metropolitan France.«³⁹ Accordingly, signs of this unequal relation were to be found in the negotiations of the Treaty of Rome. Indeed, at a time when France granted more and more political autonomy to its overseas territories, these were not asked or even consulted about their possible association with the EEC. As one commentator had put it some years earlier: »To engage the overseas territories in the European Community without their consent would be most questionable form of colonialism.«⁴⁰ It is quite significant that African representatives were not present at the 1957 debate of the Assembly of the French Union on the Common Market, which, as some MPs deeply regretted⁴¹, took place in a hurry.« In the absence of our colleagues from overseas territories, whose silence had so much weight on the debate«⁴², the Assembly, which was supposed to represent those territories, adopted the project. As some French representatives in the Assembly noted, fears and opinions of the African politicians were not considered or even calmed down by the French authorities or politicians.⁴³ Despite several claims of that sort (some by Africans themselves), local assemblies were not consulted on or even informed of such an important matter at a time when they were granted important power and autonomy by the *loi-cadre Defferre* already mentioned.⁴⁴ An amendment was proposed to the Commission responsible for analysing the issue of the Common Market (in the Assembly of the French Union). It requested the official consultation of the local assemblies in the overseas territories. However, this amendment was refused. Sure, some African representatives were associated to the negotiation process: Houphouët Boigny, representative of the Ivory Coast and then *Ministre d'Etat* in the Mollet government, was sent to Brussels to help Maurice Faure, Secretary of State for Foreign Affairs, who led the French delegation. However, his presence was merely strategic. It was a means to convince the other Member States of the interests of the French proposals rather than a means to involve the African elite.⁴⁵

Considering the participation of these African representatives and the context of the time, it is even more surprising that there did not exist any provision for the continuation of the Association for the case that any of the associates would become independent.⁴⁶ The provisions of part IV of the Treaty of Rome were concluded for an unlimited period,

38 Lister, pp. 5, 12. On the concept of Association during colonial times see: A. Sarraut, *La mise en valeur des colonies française*, Paris 1923.

39 Lister, p. 13.

40 R. Moreux, *La République française doit entrer avec ses TOM dans une Europe instituée, mais la France seule pourra négocier et décider dans nos pays d'outre-mer*, in: *Marchés Coloniaux du Monde*, 24 October 1953, p. 2882.

41 Antonini, JO, *Union Française*, Debates, 25 January 1957, p. 91.

42 F. Mitterrand, JO, *Union Française*, Debates, 29 January 1957, p. 106.

43 See C. Cros (Socialist): JO, *Union Française*, Debates, 24 January 1957, p. 69; G. Oudard, JO, *Union Française*, Debates, 25 January 1957, p. 85; Antonini, p. 91; J. J. Boucavel, p. 93.

44 La participation des TOM au Marché Commun européen est étudié au Comité central de la FOM, in: *Marchés Coloniaux du Monde*, 2 February 1957, p. 351. C. Cros (Socialist): JO, *Union Française*, Debates, 24 January 1957, p. 69; Antonini, JO, *Union Française*, Debates, 25 January 1957, p. 104. All deplored the fact that African politicians were not associated directly to the discussion and negotiations of the Treaty of Rome.

45 Guillen, p. 109.

46 Lister, p. 21.

even though the implementing convention was in effect for only five years. »The EEC council of Ministers was empowered, before the five years elapsed, to determine the provisions to be made for a further period«. But »this procedure for concluding a new implementing convention did not call for any consultation with the associates«. ⁴⁷ Additionally, there was no opportunity for the overseas territories to withdraw from the Association. ⁴⁸ Later on, »the European Commission held that any associated state which became independent still remained associated with the Community through the Treaty of Rome«. ⁴⁹ This represented a very colonial reflex indeed.

On the African side however, it seems that nobody was fooled by this marriage of convenience concluded without the consent of the main actors concerned. ⁵⁰ Léopold Sédar Senghor, who had always supported the idea of an Eur-African community, referred to the general disappointment of the African public opinion and of African politicians after not having been consulted before the ratification of the Treaty of Rome. ⁵¹ The fact that the Association did not envisage any representation for overseas territories in the future EEC institutions or any participation in the running of the European Development Fund was also a great delusion for African politicians like him who kept asking for the full political integration of these territories into the EEC. In that context, the argument put forward by France that overseas representatives in the National Assembly would vote against the European project if they were not associated with it, as they did in 1954 for the European Defence Community, emerged as a pure artefact. The most fervent opponents of the project like Sourou Migan Apithy, deputy of Dahomey, voted against it, not because overseas territories were not associated with it, but because they considered the arrangements proposed for these territories as a new kind of *pacte colonial*, the perpetuation of the colonial division of labour and power. ⁵²

Such scepticism and mistrust remained very strong after the Treaty was signed. Following the trip of one of its delegations to Africa in 1959, the European Assembly concluded that »the idea of Association was fought against by propaganda and actions coming from different sides«. ⁵³ In April 1960, an »information visit« in Brussels organised by the Commission for African Students and Academics, ended up in an uncontrolled tide of criticism: the Association was branded by the latter as a new colonialism, as serving European and not African interests, as stopping the industrial development and progress

47 Ibid., p. 20.

48 Ibid. She is quoting here *PNC Okigbo*, Africa and the Common market, London 1967.

49 Ibid., p. 29. Although Sekou Toure made it clear that Guinea (which became independent from France in 1958) did not want to be associated, the commission continued to regard Guinea as one, *ibid.*, p. 30.

50 See especially *Senghor's* discourse: JO, Assemblée Nationale, Debates, 18 January 1957, pp. 166–167; 4 July 1957, p. 3262–64. See also: A plus de 100 voix de majorité l'Assemblée Nationale a ratifié les traités d'Euratom et de Marché Commun, *Marchés Tropicaux du Monde*, 13 July 1957.

51 *L. Senghor*, JO, Assemblée Nationale, Debates, 4 July 1957, p. 3264.

52 *Sourou-Migian Apithy*, (Député of the Dahomey), Les projets de construction européenne et les TOM, in: *Marchés Coloniaux du Monde*, 22 January 1955, pp. 177–178; See the position of the African representatives in the debates of the French Union, OJ, Union Française, Debates, 26 August 1954, pp. 916–979.

53 Rapport Assemblée parlementaire Européenne, doc. n° 67, octobre 1959, rapporteur: Duvieusart, rapport fait au nom de la Commission des Pays et Territoires d'Outre-mer et de la délégation chargée d'une mission d'étude et d'information dans certains pays et territoires associés d'Afrique Centrale, sur les problèmes juridiques et politiques relatifs à l'association de la CEE avec les PTOM, sur les problèmes de l'information sur les objectifs et réalisation des Communautés Européennes tant en Europe qu'en Afrique.

of Africa etc.⁵⁴ The same year, the Belgian journal *écho de la brousse* published an interview with Modibo Keita, the future president of Mali, who insisted on the fears of the African elite about Africa becoming a huge market for European products and a mere producer of raw materials. Those fears, he said, may come from a lack of knowledge about the provisions of the Treaty of Rome, but also from a lack of clarity about Europe's intention. In any case, he concluded, Europe had to forget about this idea of Africa as potentially exploitable.⁵⁵

This overall criticism accounts for the main paradox that the nascent European development policy had to face. Its principles were devised to serve the interests of France and were taken over from the French colonial mission at a time when this mission was less and less accepted by the main overseas territories concerned. Hence, restoring confidence amongst the African elite became the most urgent task for the DG 8, especially because many of these territories were clearly on the verge of independence. This brought about a huge problem, since the Association could not proceed without their consent. As a French official noted, »the Commission is determined to refute any accusation of neo-colonialism [...]. We have to fight misunderstandings on this point, and make an effort on information, [...] in order to clearly specify the intentions of the Community, which are peaceful and positive«.⁵⁶ As part of this strategy, the European Development Fund for Overseas Territories was quickly renamed the European Development Fund (EDF), a way to avoid too much resemblance with that compromising colonial past and spare »the susceptibility of the political circles in associated states«.⁵⁷ Ironically, the main task of information or rather »propaganda« was left in the hands of French ex-colonial officials, those who colonised the DG 8.

IV. »DEALING WITH NEGRO KINGS«⁵⁸

To foster its interests at the community level, France ascribed itself the position of Commissioner for development. This position was responsible for the services which had been created within the European Commission to deal with the associates countries, i. e. the DG 8. The first one to be appointed was Robert Lemaïgnen, formerly a renowned businessman in Africa. In 1958, Lemaïgnen asked Jacques Ferrandi to become his head of cabinet. Ferrandi, a French ex-colonial official in West Africa, had been working for the French colonial ministry, and had been appointed Director General in charge of the economic services which oversaw the implementation of development projects of the FIDES in French West Africa (1953–1958).⁵⁹ As such, he was widely recognised as an expert in

54 See Archives of the European Commission (A. E. C.), 25/1980/1493, minute of a »stage d'informations« for African students, Brussels, 6–7 April 1960, 18 April 1960 (it includes questions and comments by African students).

55 A. M. A. E., Box 722, Letter from Bousquet, French ambassador in Belgium to the French Minister of Foreign Affairs, 3 March 1960.

56 A. M. A. E., Box 721, Letter from Bousquet to the French Minister of Foreign Affairs, January 1959.

57 A. E. C., 25/1980/1034, note from Allardt, 17 December 1959; positive answer from Ferrandi, 23 December 1959.

58 J. Ferrandi, interview, 26 August 1999: According to him, in other services of the European Commission, the DG 8 was considered with despise as the DG »dealing with negro kings«.

59 Ferrandi was a former student at the colonial school and then assistant to the district officer in Casamance, Senegal, from 1941 to 1943. In 1945 he moved to the Overseas Territories Ministry in Paris to the direction responsible for implementing the FIDES. In 1947, he was promoted as head of the service in charge of International Affairs within that ministry, in 1949 French delegate to the Overseas Territories Committee at the OECE. Two years later, he became technical

overseas development issues and had a huge network amongst the African elite. Very quickly Ferrandi was able to dispose of DG 8's officials who might have disturbed him or had competing expertise. The first one concerned was the Director General of DG 8, by convention a German, Helmuth Allardt. Within the hierarchy of the Commission, relations between a Commissioner and a Director General were not clearly set. In the case of DG 8, Allardt, a former ambassador in Indonesia had the unfortunate idea of criticising the Franco-African side of the Association in public. He proposed that it should be extended to all underdeveloped countries, following the idea of German business circles.⁶⁰ Such statements were considered as unacceptable by Lemaigen, the French government and French businessmen in Africa: the latter ones regarded Allardt »as not having any clue of the African mentality« and »not being in harmony with his African interlocutors«.⁶¹ From the German point of view, »the Commissioner for development was willing to exert on the activities of Allardt a control that he could accept only in so far as it was coming from the whole body of the Commission«.⁶² After some pressure imposed by the French government on the German and the agreement of both Lemaigen and Walter Hallstein, the President of the Commission⁶³, Allardt was called back in 1960, »a decision commented with much emotion«, not to say criticism, by the German press.⁶⁴ He was replaced by a former ambassador in Algeria, Heinrich Hendus »whom by his culture and his character was much closer to the French character«⁶⁵ and more »acquainted with French preoccupations in Africa«.⁶⁶

This context largely helped Ferrandi to impose himself in DG 8: when in 1962 Lemaigen left the Commission, Ferrandi was promoted head of one of the directions of DG 8 that was responsible for the EDF, Direction B (Etudes et programmes).⁶⁷ His function was to appraise the preparatory studies that had to be included in the project proposals submitted to DG 8 by the associated states. At that time, the only official who could have disturbed Ferrandi in this function was the director in charge of the second direction responsible for the financial management of the EDF, with whom he had to share his power: Jacques Lefebvre. The latter had formerly worked within the Belgian colonial ministry and took part in the negotiations of the Treaty of Rome. Both had to agree on development project proposals before they were submitted to the Council of Ministers for approval.⁶⁸

adviser to the Minister for Overseas Territories. In 1953 he was sent to Dakar (*Gouvernement Général*) and was promoted as head of the direction responsible for implementing the FIDES in French West Africa (*Directeur Général des services économiques de l'Afrique Occidentale Française*).

60 A. M. A. E., box 722, letter from the secretary general in charge of the relationships with African countries of the Communauté Française (Foyer) to the French Ministry of Foreign Affairs (service des relations avec la Communauté Française), 21 March 1960.

61 Article published in *Marchés Tropicaux du Monde*, La politique européenne en Afrique doit rester solidaire, 18 June 1960, unsigned; Il n'y pas de divergences politiques fondamentales entre la Commission de la CEE et le Dr Allardt, 16 July 1960, unsigned.

62 Article published in *Marchés Tropicaux*, 18 June 1960.

63 See on this point *Twichett*, p. 36.

64 A. M. A. E., Box 722, letter from the German ambassador to Couve de Murville, French Minister of Foreign Affairs, 15 June 1960.

65 J. Chapperon, interview, 23 June 2000. See his biography below.

66 A. M. A. E., box 722, letter from the French ambassador in Germany to the French Minister of Foreign Affairs, 15 June 1960.

67 The DG 8 chart before 1963: Direction A: Affaires Générales. Direction B: Etudes de Développement. Direction C: Direction financière et technique du Fonds de Développement. Direction D: Echanges commerciaux. After 1963: Direction A: Affaires Générales. Direction B: Etudes de Développement. Direction C: Fonds de Développement. Direction D: Echanges commerciaux.

68 As far as preliminary studies for project proposals were concerned, they had to be forwarded by the associated territories to a *comité de coordination* made up of direction B and C. After

This necessity aroused a huge problem, because precisely they did not agree on those proposals.⁶⁹ Therefore, the whole management procedure of the EDF was blocked and Ferrandi quickly sought a way to »get rid of him«. ⁷⁰ Also, in May 1963, Hendus decided to reform the administrative structure of DG 8: backed by the Commissioner, he decided to merge the two directorates. Lefebvre was entrusted with »general studies« which seemed to be adapted to »his large knowledge of the world«. ⁷¹ As a consequence, Lefebvre preferred to depart the DG. The new Directorate that run the EDF (Directorate C) was led by the man Hendus trusted the most: Ferrandi. Additionally, Hendus quickly delegated his power as chief authorising officer to him.

The reorganisation went hand in hand with an overall reform of the EDF after the first years of work. It was decided to suppress the distinction between social and economic projects and to rationalise the procedures of selection in order to simplify its mechanisms. A Development Fund Committee was created which represented the member states and was presided over by the Commission (only the first ones being entrusted to vote). In that new system, the Commission's task was again to appraise the development projects submitted by the associated countries, then make a financing proposal to be forwarded to the EDF Committee for approval. ⁷² Besides, the chief authorising officer was given discretionary powers for speeding up selections and financing processes. His role was further formalised: the national authorising officer (the African Minister of Finance in most cases) was still responsible for authorising expenditures, launching the call for tenders, receiving, notifying the result of the tenders, and concluding contracts, but the chief authorising officer, already responsible for the final commitment and disbursement, had to supervise the whole process. He had to make sure that the tenders and contracts were proceeded in the best conditions of competition and gave priority to the best offers. Hence, the national authorising officer could decide nothing without his endorsement and vice versa the chief authorising officer depended on the decision of the former. This means that they had to collaborate. The fact that Ferrandi knew personally many African officials made things easier, but also, along with the reform of the EDF, gave him tremendous power: he and his team were well placed to control the whole tendering process and so the allocation of the EDF money to the African associates and the European businesses which were interested in the execution of the projects. Indeed, since their actual task was to appraise development projects and as far as the criteria for that appraisal remained very vague, not to say »secret«, Ferrandi and his team had considerable scope to act on their own.

Until then, Ferrandi had built up a considerably strong team of ex-colonial officials around him in order to use the given power. He could trust his former collaborators in Africa who he had managed to place in strategic positions in DG 8. With this structure he had copied the clanic structures of African politics and was well aware of that when he

appraisal of the proposed studies, those were supposed to make a proposal to the Director General: AEC, 25/1980/1045, Minute of a meeting in Hendus' office, 28 November 1961.

69 See on this: A. E. C., 25/1980/1045, Note to Hendus, by Lefebvre, 24 November 1961, sending him a counter-project proposed to that of Direction B, and complaining about the repartition of competencies between the two directions.

70 Chapperon, Interview.

71 Article published in *Marchés Tropicaux du Monde* when J. Ferrandi was promoted *Directeur du Fonds Européen de Développement*, 25 May 1963, unsigned.

72 This approval followed a decision by a qualified majority. This meant that 67 votes were needed for a project to be accepted. France and Germany each disposed of 33 votes, thus no project could be adopted without an additional country's vote. Most of the French representatives on the committee came from the Ministry of Finance. Proposals which have been approved by the EDF Committee are forwarded to the Commission which then take the decision. Proposals which have not been accepted by the EDF Committee are forwarded to the Permanent Council of Ministers, then forwarded to the Commission for it to take a final decision.

even called this team his »mafia«. Or rather, he said, »let's put it that way, a large family«.⁷³ All the French ex-colonial officials who were recruited had been former students at the colonial school.⁷⁴ Some of them (André Auclert, Pierre Cros, Jean Chapperon)⁷⁵ had a long experience both, in the bush, where they had served as assistants to the district officer (territorial administration) as well as in the central services, in Dakar or the Colonial ministry: Pierre Cros⁷⁶ was recruited by the Press and Information Office of the European Commission, and seconded by this service to DG 8 in order to organise what was soon called »propaganda«. As colonial official, he had formerly been seconded to the French National Assembly where he had become acquainted with many African representatives. André Auclert⁷⁷ came directly with his former »patron«⁷⁸ at the Direction »Générale des Affaires Economiques et du Plan« in French West Africa to Brussels. In 1958, he was positioned at the Division »études« (in Ferrandi's *Direction des Etudes et Programmes de Développement*) of DG 8. After the reorganisation of the DG in 1963, he became assistant to Ferrandi and later on he was promoted head of the division »opérations financières« in Ferrandi's direction. Jean Chapperon⁷⁹, one of Ferrandi's best »associates« in Paris like in Dakar, succeeded him as head of cabinet of the successive commissioners for Development, Henri Rochereau (1962–67), then Jean François Deniau (1967–1973).

Numerically speaking, French ex-colonial officials were not dominant, but they formed the only coherent group within DG 8, with strong ties and a recognised expertise in »development« and Africa. From my interviews and from what Lemaigren wrote in his biography⁸⁰, it seems that during the first years of DG 8's existence, most of its members did not have any recognised knowledge of that specific field. Since there does not exist any social survey of the DG 8's officials for that period of time, one cannot judge whether they were the only »experts«, but one can assume that the team possessed a strong *esprit de corps*. As the case of Lefevre exemplified, Ferrandi was quick in disposing of those who may have provided any rivalling expertise. He was even quicker in presenting himself and his team as having the only valuable and legitimate expertise in dealing with Af-

73 Ferrandi, interview.

74 Pierre Emile Fay, former student at the colonial school (Promotion 1935). He worked in the Overseas Territories Ministry with Ferrandi (*Direction Général des Services Economiques et du Plan*) from 1946 to 1948. He became head of the service »import« in that direction from 1953. He followed Ferrandi in Dakar: he served in the direction »plan équipement« and became assistant director to the economic services, 1954–1957. From 1957 to 1958, he worked in the World Bank; Michel Cellerier, a former student at the colonial school (promotion 1943). From 1956 to 1958, he served in the Ministry for Overseas Territories (*Direction Générale des Services Economiques et du Plan au Ministère de la France d'Outre-Mer*); Petit Laurent, a former student at the colonial school (promotion 1939). He became head of one of the service of the *Direction des Affaires Economiques et du Plan* (Overseas Territories Ministry 1953–1958); Salmon, a former student at the colonial school (promotion 1946), had been assistant to the district officer in Cameroon (1948–1962); see also Pierre Cros, Jean Chapperon and André Auclert.

75 P. Cros, Interview, 2 March 2002; Interview Auclert, 16 May 1999; Interview Chapperon.

76 Pierre Cros, a former student at the colonial school (promotion 1949), he had been working as assistant district officer, then from 1956 in the colonial ministry, seconded to the French parliament.

77 André Auclert, a former student at the colonial school (promotion 1945), had been working in Dakar with Ferrandi (*Direction Générale des Affaires Economiques et du Plan*) from 1953 to 1957.

78 Auclert, Interview.

79 Jean Chapperon, a former student at the colonial school, (promotion 1940), he worked in the Overseas Territory Ministry (1945–1946, 1950–1953), then as chef de cabinet of the general secretary of the *Afrique Occidentale Française* (1953–1958).

80 R. Lemaigren, *L'Europe au berceau: souvenirs d'un technocrate*, Paris 1964, p. 117.

rican countries and development. As these ex-colonial officials justified it, this expertise rested on »a practical knowledge of African reality« and »capacity to deal with the African elite«. These aspects had been two main elements of their socialisation at the colonial school where they were trained to be »spécialiste de l'indigène«.⁸¹ In the absence of any strong competing group and with their huge network in Africa, it was rather easy for them to convince other DG 8's officials that they were indeed the only »experts«. Hence, these networks and expertise were used by Ferrandi to justify, legitimate and enhance his power within DG 8. Conversely, this power helped him to impose his own definition of DG 8's mission and methods along the lines of his colonial expertise. It allowed him and his team to socialise other officials to certain ideals for action, what soon constituted a certain identity of DG 8, its *esprit de corps*. As reckoned by a German official, »Jacques Ferrandi was the only one who truly believed in development within the European Commission. He transmitted us his faith, he indoctrinated us«.⁸²

In its general terms this faith or the »belief«⁸³ in development was neither different from the paternalistic discourse of the colonial time nor was it specific to DG 8. It was part of the »historic task of the West to help the developing countries in overcoming want and poverty«.⁸⁴ However, in the DG 8 discourse, »development« and »under-developing countries« were never really defined except in very materialistic and negative terms such as »countries which are still at the dawn of material progress«.⁸⁵ The modernisation theories of the 1950s, which were developed by leading American economists like Walt Rostow and influenced many national policies like the US-American one towards »developing« countries⁸⁶, had few repercussions within DG 8. Any attempt at conceptualising development was regarded as unnecessary, as Allardt, the Director General expressed it: »A uniform and clear definition does not and probably cannot exist.«⁸⁷ As a matter of fact, the ultimate aims of development remained as vague as the concept itself.

Practically speaking, it seems, from early figures, that the EDF's purpose was to invest mainly in physical infrastructures, which reflected the general orthodoxy of the donors in the 1950s as well as a clear continuity with the colonial priorities of the FIDES.⁸⁸ However, this was only part of a broader mission well presented by Allardt:

»We wish to help and to mitigate want and poverty, but this help is not to be an end in itself – we want to look upon it as a means of attaining that relationship of mutual confidence between the

81 V. Dimier, Le Commandant de Cercle: un »expert« en administration coloniale, un »spécialiste« de l'indigène?, in: La Revue d'histoire des sciences humaines 9, 2004, n° spécial sur les sciences coloniales, pp. 5–17.

82 B. Haffner, interview, 26 April 2002. A German technician, he was one of the first *contrôleurs techniques* recruited by J. Ferrandi in 1960. He retired in 1996.

83 G. Rist, Le développement. Histoire d'une croyance occidentale, Paris, 1996.

84 Address by Hendus, to the meeting of ambassadors of the Congo Republic at Leopoldville on 25 January 1963. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

85 Ferrandi, EEC action in the associated countries. Address delivered to the African and Malagasy economic conference (Marseilles, 18, 19, 20 October 1962). EC delegation's in USA, 448/3.

86 For the role of Rostow and his modernisation theory for US-American foreign policy see the contribution of *Sönke Kunkel* in this volume.

87 Allardt, The tasks and aims of the EEC in Africa, lecture given on the occasion of the African Day at the German Industries Fair, Hanover, 30 April 1959. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

88 Transport and communication projects alone absorbed nearly 45 % of the EDF resources when the EDF was set up: *Grilli*, pp. 115–117. By its decision of the 31st March 1962, DG 8 allocated 39,7 % of the EDF to infrastructure (transport and communications), in DG du développement de l'outre-mer, note sur les activités du FED, situation 31 mars 1962, 6th April 1962. Archives of the EC Delegation in the USA, 448/3.

free and equal men and nations which is the foundation of a peaceful and happy future for us all.»⁸⁹

Within the context of the Cold War, this mission could have had a clear political function, as Rochereau emphasised: »Nowadays the industrialised countries are under a moral obligation to grant aid« and the EEC is especially »conscious of its duty to assist developing countries«. At the same time, »the political motives in the wider sense have assumed greater importance since it is probable that, if the EEC member countries had decided not to maintain their special relations with Africa, a vacuum would have been created that other powers would have tried to fill with perhaps less experience and less disinterest.«⁹⁰

If the objectives of the EEC development policy were unclear, the approach followed by Ferrandi was more specific, as it drew directly from the repertoire of the colonial school and French native policy in the thirties, with their core ideas of evolution within tradition, pragmatism, respect for and adaptation to African cultures and reality.⁹¹

»As far as development is concerned [...] there are only two ways of considering things: either one can start from an a-priori conception, from the beginning establishing principles for action and acting according to it, in brief having a doctrine. Or, one can draw from his own experience and from others and model, revise permanently his line of action according to reality. I must say I am opposed to the first approach and prefer the second one.«⁹²

For that reason, »it is in fact our constant concern to try and place each project in its economic or social context, since it is there that its real justifications are found«.⁹³ This statement, typical of the colonial school, stood in sharp contrast with the technocratic discourse of economic experts which prevailed at the World Bank. Indeed, the modernisation theories which inspired the priorities of the World Bank proposed a universal model of development based on the pursuit of economic growth.⁹⁴ They implied standardised recipes, regardless of the economic, social, cultural and political specificities of each country. As such, they were despised by Ferrandi and his team, whose expertise was drawn from a practical experience of African politics and societies.

Ironically, and much against Ferrandi's assertion, his pragmatic style soon became the »doctrine« of DG 8, the core belief and ideal for action of its officials. To some extent, this approach, what Hendus called the »fundamentally pragmatic nature of our association«, was a good way to justify the absence of any clear identified goals to pursue, and of any clear criteria in the selection of the projects: »It obliges us periodically to submit our original doctrine to the test of experience, to draw up each successive contract in the light of the lessons learnt from the difficulties that obstructed the implementation of the previous contract.«⁹⁵ Whether this approach was really followed in practice is out of scope

89 Allardt, The tasks and aims of the EEC in Africa, lecture given on the occasion of the African Day at the German Industries Fair, Hanover, 30 April 1959. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

90 H. Rochereau to the symposium on Africa, organised by the Afrika Institut, the Hague, 29 October 1962. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

91 V. Dimier, *Le gouvernement des colonies: regards croisés franco-britanniques*, Bruxelles 2004; Dimier, *For a Republic*.

92 A. E. C., Bac 25/1980/1323, J. Ferrandi, Assistance et association, communication à l'Académie des Sciences d'Outre-mer, Paris, 22 mai 1964.

93 Ferrandi, EEC action in the associated countries. Address delivered to the African and Malagasy economic conference (Marseilles, 18, 19, 20 October 1962). Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

94 On this modernisation theory see N. Gilman, *Mandarins of the future*, Baltimore 2003.

95 Address by Hendus, to the meeting of ambassadors of the Congo Republic at Leopoldville on 25 January 1963. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

of this analysis.⁹⁶ Suffice here to say, that after the independence of the overseas territories, it also became the main justification for that core principle of the Yaoundé, later Lomé Conventions: the absence of any conditionality, economic or political, to this »co-operation between equal partners«.⁹⁷ This becomes particularly clear in Rochereau's statement:

»[...] we are not theoreticians of development, we are men of action and of good will. [...] They [the associates, V.N.] have not made this choice to adopt our European way of life or our political conception, they did it in order to encourage, within a partnership between friends, progress in their own way. This way has to lead men of Africa and Madagascar rooted in their soils of their homeland, towards a modern and free economic order.«⁹⁸

The idea of »progress in their own way« resembles the old colonial idea of evolution within the respect of tradition, on which the French and British native policies rested in the thirties. These ideas could not have been more contradictory and vague, but they helped to justify the respect and strategic use of local leaders, what was called the *gouvernement indirect*. As advocated by the colonial school, this indirect rule referred to an ideal of government based on very personal relationships, opaque bonds of loyalty and mutual trust between colonial officials and the local elite. The same ideal for action constituted the basis of Ferrandi's »style«. Indeed, according to him, the only possible method in development action could be summarised as followed:

»Competence, modestie, courage, realism [...] all these qualities can only open out in a context of loyal co-operation with the legitimate government and administrations of those countries. As was already said, and it is now a kind of banality: the way we give is much more important than what we give. Everything is based on the style, by this I mean human relations.«⁹⁹

In DG 8's system it was difficult »to make a hard and fast distinction between contacts made on a personal basis and those thought officially«.¹⁰⁰ Ferrandi himself recognised that »I was very much criticised later on for these personal relationships, but everything is made of personal relationships in politics, isn't it?«¹⁰¹ This means that he considered development not to be a pure technical problem but also a political one, to be treated politically, in a way which could be politically understandable and acceptable to its interlocutors in Africa. Also, his approach to politics drew from a conception of power as unbounded by formal rules and where personal relationships constitute the main basis of authority and legitimacy. As such, it was well adapted to the concerns and ways of working of the main public concerned, i. e. the African elite. It mirrored their political practices and the functioning of their neo-patrimonial states. Being the basis of his own authority and legitimacy within DG 8, it resulted in a specific system, the Ferrandian »style« as many of the DG 8 officials would call it: individual projects were presented and appraised by Ferrandi's team on an ad-hoc basis, according to vague criteria, which were not linked to the possible social impact or economic profitability of the project proposed, or the poverty of the country. Rather, they were based on Ferrandi's personal relationships, reciprocal

96 See V. Dimier, *Recycling empire: the invention of a European aid bureaucracy, 1958–2008* (forthcoming).

97 Exposé Rocherau, conférence parlementaire de l'Association, 8/11 décembre 1964, Dakar. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3; Address by Hendus, to the meeting of ambassadors of the Congo Republic at Leopoldville on 25 January 1963. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

98 Exposé Rocherau, Commissioner for development, conférence parlementaire de l'Association, 8/11 Décembre 1964, Dakar. Archives of the EC delegation in the USA, 448/3.

99 Talk given by J. Ferrandi in front of the Comité européen d'ingénieurs-conseils, Brussels, published in *Marchés Tropicaux*, 1974, p. 1055–56 (emphasis in original).

100 Twitchett, p. 35.

101 Ferrandi, Interview.

bonds of loyalty and compromises with the African heads of states. To some extent, they were linked to French or European political considerations.

Indeed, political strategic considerations were never absent in EEC aid distribution, even though criteria for these considerations were never set clearly.¹⁰² Despite EEC's official political neutrality, they even may have been at the centre of the system. Community aid certainly meant to be a stabilising factor in the context of the Cold War. According to some analysts, its »intangible and unquantifiable benefits in practice included keeping or courting the favour of the African governments«. It encouraged them to have friendly relations with Europe. »In some cases, it also allowed the governments (African governments) to pass on benefits in the form of a project to a favoured region or group of supporters.«¹⁰³ In this way, EEC assistance contributed to the rules of power in Africa. It fuelled neo-patrimonial practices: African leaders could distribute those benefits to their »clients« and, in doing so, maintained their authority and legitimacy. This may explain why »prestigious projects – under-used railroads and over-equipped schools«¹⁰⁴ – were particularly favoured, as it was for the benefits of both sides: on one hand, it gave the EEC visibility and credibility; on the other hand, it provided the African leaders with a display of power and new resources to reinforce their bonds of loyalty and dependence. This also explains why rich countries like Gabon, one of France's favourite, got so much money compared to the poorest ones.¹⁰⁵

This unfair distribution of funds and the arbitrary side of the system did not remain without criticism within DG 8. By the end of the 1960s, young economists amongst the newly recruited officials began to advocate a more rational approach in term of programming and evaluation, like the one Robert MacNamara tried to develop at the World Bank. They asked for more precise criteria in appraising the projects and allocating funds amongst the associates. This criticism gained momentum in the 1970s when Great Britain joined the EEC. Ferrandi was then accused of being a mere »tool« of the French government, but this accusation missed the point, as we shall see in the next section. In so far as most African leaders of the former French colonies still depended on French financial, military and political support for their own legitimacy and power, Ferrandi could hardly ignore their political needs, and the political priorities of France. Also, notwithstanding some criticism, his methods were largely accepted within DG 8 thanks to the successful socialisation process led by his team. They were considered as »efficient« by many DG 8's officials, whether French or not.¹⁰⁶ And indeed they were very efficient in »selling« the Association to the African heads of state, in convincing them that it was »a grande œuvre de solidarité«, and not the mere continuation of the colonial past. This »efficiency« was largely due to Ferrandi's capacity to adapt DG 8's mission to its environment and main constituency, the African elite. He and his team even resorted to very old colonial practices like touring: regular tours through Africa by DG 8 officials and frequent visits of African leaders, journalists and civil servants to Brussels were organised and orchestrated by Pierre Cros.¹⁰⁷ This communication strategy paid off: following Cameroon's example

102 *Grilli*, p. 121.

103 *Lister*, p. 135.

104 *Ibid.*

105 *Ibid.*, p. 50.

106 See on this aspect *V. Dimier*, Administrative reform as political control: lessons from DG 8 (1958–1975), in: *D. Dimitrakopoulos* (ed.), *The Changing European Commission*, Manchester 2004, pp. 74–88.

107 *V. Dimier*, Du bon usage de la tournée: stratégies de légitimation et propagande au sein de la DG 8 (Développement), in: *Pôle Sud* 15, 2001, pp. 19–32; *V. Dimier*, The invention of the DG 8, in: *A. Smith* (ed.) *Politics and the European Commission, actors, interdependence, legitimacy*, London 2004, pp. 83–95.

in January 1960, all African states, with the exception of French Guinea, agreed in 1961 to renegotiate their association with the EEC.

Indeed, the Convention of Yaoundé was signed on the 20 July 1963 for a period of five years and ratified by the 18 *Associated African and Malagasy States* (AAMS). In order to emphasise their newly acquired sovereignty, the Convention stated in its preamble that all signatories agreed to »cooperate on a basis of complete equality and friendly relations in the respect of the UN Charter«. In DG 8 official statements »the Convention was not a type of neo-colonial domination but a free alliance«¹⁰⁸, i. e. a »contractual« agreement with mutual rights and obligations. As a proof of this equality between partners, joint institutions (*Council of the Association, Parliamentary Conference of the Association*) were set up which mirrored those of the EEC.¹⁰⁹ The fact that they largely reproduced the colonial institutions of the defunct French Union or *Communauté Française* and, like the latter one, had mere advisory powers, was left unnoticed.¹¹⁰ Procedures which were originally devised by France to keep a firm control on the EDF, i. e. procedures by which the authorities of the associated territories were responsible for devising and implementing the development projects, were presented in ideal terms as allowing an equal participation in the decision of the EDF. Later on, Edgar Pisani (Commissioner for Development 1982–1985) called this procedure »joint-management«.¹¹¹

Whether this Convention was really like it was presented, »unique in the world« and »based on a real equality between partners«, is doubtful. It was based, like any other development assistance on »asymmetrical relations« between North and South¹¹² and »remained a relationship between the have countries which set its parameters and the have not which sought its benefits«.¹¹³ The main paradox is that while the discourse on »cooperation based on dialogue and consultation« was repeated by African representatives themselves during the negotiations of the first Yaoundé Convention¹¹⁴, they were offered to »take or leave it« by the Europeans.¹¹⁵ Despite the setting up of joint institutions, »it was a Convention designed mainly by the EEC which reserved to the Community most of the crucial decisions over aid and trade«.¹¹⁶ In the same way, the idea of an active participation of beneficiaries in the management of aid resources, the total respect of their national development objectives largely remained an ideal. In a context where those countries lacked the expertise to propose »good« projects, technical assistance could become a useful tool for the Commission to impose their projects and priorities.¹¹⁷

108 *J. van der Lee*, Association between the European Economic Community and African states, in: *African Affairs*, 1967, quoted by *Lister*, p. 31.

109 These joint institutions were: the council of the Association which consisted of the EEC Council of Ministers and Commission as one part, and one member of the government of each associate as the other. This council was assisted by a specific committee which »was composed of one representative of each of the Six and one Commission representative, and one representative from each associate«. A Parliamentary conference of the Association which met once a year and was »composed of equal numbers of European and AAMS parliamentaries«; an arbitration court, *Ibid.*, p. 41.

110 *Ibid.*, p. 5.

111 *Pisani*, *La main et l'outil*, p. 225, quoted by *Grilli*, p. 93.

112 *Lister*, pp. 107–108.

113 *Ibid.*, p. 12.

114 A. E. C., Bac, 79/182/4, J. R. Yaouné, ambassadeur du Gabon en Allemagne, »Ce que les Africains attendent de la coopération économique au sein du Marché Commun«, paper presented at the conference organised in Hamburg by the Europa Union and Afrika Verein, 17 November 1961.

115 *Lister*, p. 37.

116 *Ibid.*

117 *Grilli*, p. 108

However, there is no doubt that the ability of Ferrandi's team to mediate between DG 8's priorities and the political needs of the African elite through their personal networks, accounted for the quick acceptance of the Convention by the AAMS. In the same way ex-colonial officials had had to compromise with the local elite in order to get some legitimacy, DG 8 had to compromise with the nascent African political leaders in order to »sell« them the Association and achieve some legitimacy in return. Eventually, this meant dealing with leaders as different as Léopold Senghor and later Jean-Bédél Bokassa, even when it became clear for everybody that these leaders would not take the path of democracy and follow the basic principles of the UN Charter, as it was still hoped in the early 1960s. This was the price to be paid for DG 8's adaptation to African realities and its »discrete entente« with its African clientele.¹¹⁸ The identity and legitimacy of DG 8 were defined in interaction with the African elite so strongly that it became impossible to change its methods and mission in the short run.¹¹⁹ To some respect, DG 8 and the associates became »allies in the quest for more and more stable Community development aid«.¹²⁰ They also depended on each other to carve out for themselves some autonomy vis-à-vis their main stakeholder or former »mentor«, France. At some point, this »growing autonomy of DG 8«¹²¹ and the links established between Brussels and many African capitals came to »irritate« Paris.

V. FRENCH PATERNALISTIC CRISIS

Indeed, as early as 1958 the French permanent representative in Brussels complained that »recent debates in the Strasbourg Assembly and Hallstein's press conference have highlighted a certain tendency by the European Commission, already perceptible from sometimes now, to establish and intensify contacts with the authorities and the local population of the overseas territories«.¹²² Even worse, the Commission »makes sometimes the mistake of leaving its officials to give political indications to the Africans«.¹²³ This was typical of what Jacques René Rabier (head of the Commission's Press and Information Office) called »the allergy of the French government, of the French Minister of Foreign Affairs, Couve de Murville [...] towards the activities of information of the EEC, considered as »too communautarian«, i.e. going beyond the mere technical and economic aspect of the application of the Treaties«.¹²⁴ Indeed, for Michel Debré, then Prime Minister, there was no doubt that the Commission »exceeded their rights«¹²⁵ as far as relationships with the overseas territories were concerned. Complaining about the fact that experts and correspondence were sent directly by Brussels to Africa without French authorisation, he asked Couve de Murville to give precise instructions to the French permanent repre-

118 *Lister*.

119 *V. Dimier*, Constructing conditionality: the bureaucratization of EC development aid, in: *Journal of European Foreign Affairs* 11, 2006, pp. 263–280.

120 *Grilli*, p. 98.

121 A. M. A. E., box 721, letter from the French permanent representative to the EC (Carbonnel) to the French Minister for Foreign Affairs, 16 March 1959.

122 A. M. A. E., Box 721, letter from the French permanent representative to the EC (Carbonnel) to the French Minister for Foreign Affairs, 25 October 1958.

123 A. M. A. E., box 721, letter from the French permanent representative to the EC (Carbonnel) to the French Minister for Foreign Affairs, 16 March 1959.

124 *J. R. Rabier*, Les origines de la politique d'information européenne (1953–1973), in: *M. G. Melchionni* (ed.), *Fonti e luoghi documentazione europea. Istruzioni per l'uso*, Rome 2000, pp. 84–98.

125 Letter from M. Debré to Couve de Murville, 3 March 1960, Archives Couves de Murville (Cm7, 1960).

sentative in Brussels to remind European officials what they apparently forgot, »that sole France did sign the Treaty of the Common Market and sole France is eventually politically responsible for the French Community with regard to the European cooperation«.¹²⁶ Arguing in the same way that »officially the relations between African governments and Brussels' headquarters can only be established through France in a diplomatic way«¹²⁷, the French government demanded that European civil servants should be accompanied in their »journey (to Africa) by a French civil servant appointed by the French Community«.¹²⁸ This measure was presented as »a courtesy gesture towards foreign visitors«¹²⁹, but became a source of growing irritation to European officials.¹³⁰ France also asked the Commission »to show the greatest reserve in their public statement on the Association and refrain from any comment on the behaviour of the member states«.¹³¹ Lemaignan himself was criticised for having, during one of his trips in Madagascar,

»adopted attitudes and pronounced some words, for which [...] he had rather asked the approval of the French government. [...] Indeed, without even having consulting us on that issue, Mr Lemaignan decided to announce to Madagascar that the country would be a pilot state for the EEC, that he would agree to finance several investments that are currently analysed by our Secretary of State. He advised the Malagasy government to open an embassy in Brussels, which will be paid by the French government of course. I think that Gorse [the French permanent representative, V.D.] should point out to Mr Lemaignan the disadvantages – the word is weak – of his current attitude and the necessity in the future, not to say or do anything without preliminary conversation with a qualified French authority.«¹³²

This »haute surveillance«¹³³ exercised by the French government on DG 8, similar to the one exercised on the Press and Information Office, was only the beginning of a long »paternalistic crisis« from the part of a dying colonial power. Once decolonization became impending and the issue of the representation of the overseas territories in Brussels was raised, the French government found it necessary »to influence those in Brussels who are prone to anticipate this event« »to orientate in the direction we wish the doctrine that the Commission will adopt on that question«¹³⁴ and to »guide the choice of the African leaders«.¹³⁵ Indeed, leaders like Felix Houphouët-Boigny and Gilchrist Olympio soon informed Paris that »they wished to remained associated to the EEC« and wanted to have »direct links with them«, i. e. »to have their own representation in Brussels in order to assert their independence«.¹³⁶ In Paris, however, every means were used to convince the new African states to be represented in Brussels through the French permanent representation:

126 Ibid.

127 A. M. A. E., Box 722, letter from Morand (French ambassador in Liberia) to the French Foreign Minister, 5 February 1960.

128 A. M. A. E., Box 721, telegram from Brunet (Brussels), to the French Foreign Minister, 20 February 1959.

129 A. M. A. E., Box 721, letter from the French permanent representative to the EC (Carbonnel) to the French Minister for Foreign Affairs, 16 March 1959.

130 A. M. A. E., Box 722, letter from Morand (French ambassador in Liberia) to the French Foreign Minister, 5 February 1960.

131 A. M. A. E., Box 722, telegram from Carbonnel, 15 July 1960.

132 Private archives of M. Debré (2 DE (21), letter from Debré to Couve de Murville, 30 January 1961.

133 Rabier, p. 91.

134 A. M. A. E., Box 722, letter from the French permanent representative to the EC (Carbonnel) to the French Minister for Foreign Affairs, 16 March 1959.

135 A. M. A. E., Box 722, letter from the French permanent representative to the EC (Gorse) to the French Foreign Minister, 22 September 1960, included a report from his visit to Africa, 18 August – 3 September 1960.

136 Ibid.

»One of the most convenient formula would be for them to accredit their representation in Paris to the European institutions. These representations may detach one of their officials to Brussels [...]. Other African countries may ask us to represent them directly, which means, that, according to the international customs, their instructions should be addressed to the French government [...]. In any case, there may be some interest for us that projects presented by these countries should not go without intermediary to the Commission. We could propose to these states to forward their proposals through our permanent representation as long as they do not have their own representation in Brussels.«¹³⁷

As early as November 1960, during a Franco-African meeting, the Ivory Coast, Dahomey (later Benin), Niger, and Haute Volta (later Burkina Faso) made it clear that their government would set up their own representation in Brussels.¹³⁸ In the face of such eagerness, the French government felt obliged to remember its former ›pupils‹ in Africa that the European Economic Community could not be reduced to the Commission. It also consisted of the member states, particularly France which had been the main initiator of the Association.¹³⁹ They made it clear that African states were free to have their own representation, but that this was a »possibility, not an obligation.[...] The French permanent representation in Brussels remains at their service. They can entrust it with the defence of their interests«.¹⁴⁰ In the end, all African governments opted for their own representations¹⁴¹, to the great disappointment of Michel Debré who went on insisting that »concerning Africa there should not be two capitals. Brussels must not compete with Paris«, or worse become a »resort against Paris«.¹⁴² Indeed, there is no doubt that the African leaders used their direct links with Brussels to gain some political autonomy vis-à-vis their former ›mother country‹. Whether they eventually succeeded or even wished to become totally independent from France is more questionable. Indeed, their legitimacy and power were often too dependent upon French support and money, what became the French-African networks, to allow a real autonomy.¹⁴³ Meanwhile, in order to maintain its position, France did its best to keep the Commission aside from the preparation of the two Yaoundé Conventions.¹⁴⁴ This task was granted by the Council to the COREPER (*Comité des Représentants Permanents*)¹⁴⁵, despite the protests of a desperate European Commission. The latter one could only remark, that »unfortunately the communautarian spirit has not made any headway within the Council«.¹⁴⁶

137 Ibid.

138 A. M. A. E., Box 723, minute of a Euro-African meeting, Paris, conference of the 8 November 1960.

139 Ibid.

140 Ibid.

141 As remarked by Twitchett, »new procedures introduced within the framework of the Rome Treaty regime, included, among other innovations, provision for the direct submission of projects by the independent associates to the Commission, and the sending of associates' representatives to Community Institutions with ad hoc meetings between these representatives and the EEC Committee of Permanent Representatives. By March, 1961, some ten associates had requested such representation to the EEC«. Twitchett, p. 39.

142 Letter from Debré (Prime Minister) to Couve de Murville (Foreign Minister), 23 July 1960, following a conversation with Hallstein. Archives Couve de Murville (cm7, 1960).

143 Chafer.

144 A. M. A. E., Box 722, telegram from Lucet (direction politique, French Foreign Ministry) to the French Foreign Minister, 11 June 1960.

145 »The Council never gave the Commission a mandate to negotiate on EEC's behalf [...]. The Commission was present throughout the formal negotiations but its role was limited«. Twitchett, p. 78.

146 A. C. E., Bac 25/1980, Box 39, minute of a meeting of the European Parliament committee in charge of the relations with the AAMS, speech by Rochereau, 3 February 1969.

VI. GAINING AUTONOMY

In that context, a direct confrontation between Ferrandi and the French government, became impending, focusing on the issue of the technical assistance and control. The problem of the control of the EDF projects was first raised during the negotiations of the Treaty of Rome: from the beginning it had been clear for all member states that their participation in the funding of a European Development Fund meant also a common control on the way the funds were used on the spot. This was regarded as a share of »political responsibility« on territories which were still at that time under French sovereignty.¹⁴⁷ For the French however, it was also clear that the organisation of the Fund should allow to find a compromise between this common responsibility and the necessity to limit foreign intervention on French territories. This meant that France wanted to keep some dominant position in the decision making process and the implementation of the Fund.¹⁴⁸ Later discussions around the setting up of the EDF showed that Germany was not really satisfied with that position and wanted to prevent France from interfering directly between the associated territories and the Commission.¹⁴⁹ The issue became even more explosive when the first territories became independent. Then, the question arose as to which administration should be responsible for proposing and implementing the projects. From the point of views of other member states than France, there was no doubt that the administrations of the new independent African States should be responsible for that. France, in contrast, insisted that it should still be consulted or even associated in one way or another to the process. Given the clear opposition of other member states on that issue, it had to find more subtle means to keep its hands on the EDF. This was the technical control on the implementation of the projects.¹⁵⁰

Regulations concerning the implementation of the EDF stated that this control would be done by someone named by the Commission and notified in the financing agreement. To be worked out, this agreement had to be signed by the Commission, the associated territories and the member states. Any of these three actors could refuse to sign it, if they had found some clauses unacceptable, which would have blocked the whole process. This happened in the year 1960, when the Commission (on an idea developed by Ferrandi) proposed to hire its own technicians to control the implementation of the EDF. The French government disagreed arguing that this solution was

»not adapted to certain local situations and would possibly disturb it in the responsibilities it still exercises overseas. [...] We can assume that the action of those controllers would evolve from control to technical assistance and that the authorities of the beneficiary countries would eventually regard them as a kind of representation of the Commission at an embryonic state«.¹⁵¹

Thus, the French government asked »the Commission to revise its choice and to entrust as far as possible the controlling mission to associations of control which would be made up of French companies possibly associated with foreign ones«.¹⁵² As far as most of these companies were under the control of the French government, it was not difficult to see how they could be a useful tool to control or even propose the projects. Indeed, most of the future African states would need assistance to build up their own projects. This task

147 A. M. A. E., Box 719, report of the 24th May 1956, French Ministry of Foreign Affairs (Direction Générale des Affaires Economiques et financières, service de la coopération économique).

148 A. M. A. E., box 719, report (July 1956), from the inter-ministerial commission of the Common Market, working group on the overseas territories.

149 A. M. A. E., box 721, Council of Ministers of the EEC CEE, 8th session, 1st and 2nd July 1958.

150 A. M. A. E., box 722, telegram from Carbonnel (French Permanent representative to the EEC) received by the French Foreign ministry, 15th July 1960.

151 A. M. A. E., Box 722, note of the French Foreign Ministry, 21 December 1959.

152 Ibid.

could be handed to *bureaux d'études* (consultancy offices) more or less connected with French companies, at least it was the hope of the French officials. Now the following scenario was clearly envisaged by the Germans:¹⁵³ an office would advise one of these states to build up a bridge, or even worse would offer money to the head of state and would want him to propose such a project where a specific company would have a clear advantage. This project would be proposed to the Commission and by getting some strong support by some of the member states, it would be accepted by the council. The bridge would be built by the company linked to that office and the implementation of the works controlled by the same company. »You see what kind of abuses could follow.»¹⁵⁴ In that scenario, Ferrandi would also lose control of the whole process, from the selection of the projects to the control of their implementation. Since French companies were predominant on the spot, it is not difficult to see how the system could have been prejudicial to German interests as well.¹⁵⁵ As no agreement could be reached on that issue between France and the Commission, the former went on refusing to sign the financing agreement. Finally, it was asked by its partners to stop »its practices which were not compatible with the Convention«.¹⁵⁶

Benefiting from German support, Ferrandi proposed again to set up local *contrôleurs* of the EDF who could advise the future African states for their projects (technical assistance) and control their implementation. The proposal was several times refused by the Council of Minister of the EEC.¹⁵⁷ In the end, the issue was solved »pragmatically, and in a provisional way«.¹⁵⁸ From 1960 onwards, French and Belgian, Italian, and German technicians were hired by J. Ferrandi through consultancy firms and sent as *contrôleur-techniques* (technical controllers) to the newly independent states. As the system remained very unsatisfactory, a new regulation was adopted in 1965 which created the *contrôleur délégué*. Those were hired through a non-profit making association under Belgian law: the »Association Européenne de Coopération« (AEC), a kind of »annex« to the DG 8, largely dominated by Ferrandi who was the chief administrator of the AEC. Ferrandi could then hire his own men according to his own criteria, as long as a certain share between nationalities was respected. He could also move them freely within his own »empire«. Many of these controllers were ex-colonial officials. Hence, he could have on the spot people whom he could trust, who were loyal to him as they owed him their job. Again, he installed a very neo-patrimonial system.¹⁵⁹

Indeed, the administrative system Ferrandi built within DG 8 during his 13 years as head of the EDF (1962–1975) was of an hybrid kind. From outside it was not different from any bureaucracy: the broad aim to »lead the overseas territories to the economic,

153 A. M. A. E., box 724, letter from the German ambassador to the French Minister for Foreign Affairs, Couve de Murville, 7th October 1959. A. E. C., Bac 25/1980, box 1035, report from the Director General to the Direction C (1962).

154 Ferrandi, interview.

155 See the criticism by Germany against French discrimination vis-à-vis the German enterprises: A. E. C., Bac 25/1980, box 1035, report from the Director General to the Direction C (1962, sd), on the problem of that discrimination. Bac 25/1980/1316, DG 8 note of the 5th June 1964 on the same issue. Bac 25/1980, box 37, minutes of the meeting of the European Parliament commission (in charge of the relationships with the EAMA), 9 February 1968.

156 A. M. A. E., box 722, letter from the French ambassador in Germany to the French Minister for Foreign Affairs, 15 June 1960.

157 A. E. C., Bac, 15/1969, box 27, minute of the European Parliament committee in charge of the relationships with the EAMA, 20th July 1965.

158 A. M. A. E., box 724, report on the implementation of the EDF, 5th November 1960.

159 V. Dimier/M. McGeever, Diplomats without a flag: the institutionalization of the delegations of the European Commission in ACP countries, in: *Journal of Common Market Studies* 44, 2006, pp. 483–505.

social and cultural development to which they aspire» was set up in the Treaty of Rome and the subsequent Conventions which constituted the legal basis of the Association. Rules were adopted to determine how these aims should be pursued, through several regulations concerning the functioning of the EDF. According to its organisational chart, DG 8 was structured along a clearly defined hierarchy like any bureaucracy. Nonetheless, inside that bureaucratic framework, a patrimonial system of authority based on very personal relationships, and bonds of loyalty and patronage were built and extended to the African associates through a kind of »collective clientelism«.¹⁶⁰ The idea of adaptation to African realities became a good justification to keep the aims of the Association and the criteria to select the projects very vague, in sum to justify what could be seen as a permanent exception to the rules. To some extent, this system resembled the neo-patrimonial character of the post-colonial state in Africa which inherited from the same influence. Rather, it was well fit to deal with it, and this was precisely one of Ferrandi's strength as a leader: his very capacity to adapt DG 8 to its environment and main clientele. Whether this system was specific to DG 8 or was a more general feature of the early Commission is still an open question. In its study of the Hallstein Commission, Coombes described it as a »porous organisation« characterised by very informal and personal relationships and dominated by strong leaders and their »clans«¹⁶¹. Rosenthal in her book on the early Commission also mentioned this »clanic« aspect as a strong feature of its nascent administrative system.¹⁶² However, in the case of DG 8, this clanic system was central to Ferrandi's authority and a method to run the EDF. It also constituted the very basis of DG 8's identity and its legitimacy. For many years, within the European Commission, DG 8 kept its image as the DG »dealing with negro kings«.

160 Ravenshill.

161 *D. Coombes*, *Politics and bureaucracy in the European Community*, London 1970.

162 *G. Rosenthal*, *The men behind the decisions: cases in European policy-making*, Lexington/MA 1975.

Forschungsberichte und Rezensionen

Stephanie Decker

Dekolonisation der Wirtschaft?

Wirtschaftsnationalismus in Afrika nach 1945

In den letzten Jahrzehnten hat die anglo-amerikanische Forschung zu den Ursachen und Auswirkungen der Dekolonisation stark zugenommen. Neben den Debatten über die Bedeutung der Kolonialreiche für die Metropolen, insbesondere Großbritannien und Frankreich, ist dabei auch der Prozess innerhalb der Kolonien und die Rolle der internationalen Politik in den Mittelpunkt gerückt. Wirtschaftliche Fragen sind dagegen häufig ausgeklammert worden. Dabei spielte die wirtschaftliche Konjunktur für die afrikanische Staatswerdung eine maßgebliche Rolle, wurden Instabilität und unvollendete Reformen durch Rezessionen und Strukturschwächen verstärkt. Die Wechselwirkungen zwischen Unternehmen, Wirtschaft und Politik ist erst in den letzten Jahren von Historikern wiederentdeckt worden. Dies ist umso erstaunlicher, da das erste englischsprachige Standardwerk zum Imperialismus, J. A. Hobsons Studie von 1902, die Kolonialreiche als eine Folge von wirtschaftlichem Druck und industrieller Einflussnahme interpretierte.¹ Die historische Forschung wurde jedoch häufig von einem Primat der Politik geleitet, und überließ wirtschaftliche Themen den verwandten Disziplinen der Gesellschaftswissenschaften oder auch der Entwicklungszusammenarbeit. Daher hat es bis heute nur wenige Studien gegeben, die sich mit der Bedeutung der Dekolonisation in Afrika für die Wirtschaft und ihren langfristigen Folgen auseinandersetzen. Dies wird außerdem erschwert durch die Vielzahl der Ansätze, die in anderen Disziplinen verwandt werden und die die Geschichte oft nur sehr oberflächlich in ihre Analysen mit einbeziehen. Und so verbleibt die Dekolonisation als ein nebulöses Hintergrundereignis, wenn die Art und Weise der gegenwärtigen Einbindung Afrikas in die Weltwirtschaft diskutiert wird.

Dieser Forschungsbericht beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit Studien, die sich im weitesten Sinne mit der Thematik der Dekolonisation und ihren wirtschaftlichen Aspekten beschäftigt (im ersten Teil) und mit dem Phänomen des Wirtschaftsnationalismus (im zweiten Teil), insbesondere, jedoch nicht ausschließlich, mit Bezug auf Afrika. Hierbei sei darauf hingewiesen, dass Nationalismus in Afrika eher dem europäischen Nationalismus des 20. Jahrhunderts gleicht; die Verwendung der Begriffe »Nationalismus« und »nationalistisch« ist nicht im Sinne faschistischer oder rassistischer Bewegungen gemeint. Im Vergleich dazu ist Wirtschaftsnationalismus ein relativ schlecht definierter Begriff, der sich im Wesentlichen auf einen Katalog von Maßnahmen bezieht, mit dem der Staat in das Privatkapital eingreift mit dem Ziel, das Eigentum und die Kontrolle darüber an nationale (staatliche wie nicht-staatliche) Akteure zu übertragen. Diese Maßnahmen richten sich gegen Ausländer, Minoritäten und solche Gruppen, die mit diesen »kollaborieren«. Wirtschaftsnationalismus folgt also der Logik des politischen Nationalismus, der versucht, eine »nationale« Gemeinschaft zu definieren, indem er externe und interne »Fremde« ausschließt und damit die »Nation« durch die Mobilisierung gegen diese Außenseiter eint.

Wirtschaftsnationalismus bezieht sich hier im Besonderen auf eine weltweite Welle von Enteignungen von Privatfirmen, die in den späten Sechziger- und Siebzigerjahren zunahm. Dabei werden Enteignungen gerne mit Nationalisierungen gleichgesetzt, aber bisherige Forschung hat oft nur unzureichend thematisiert, dass es unter diesem Stichwort sehr unterschiedliche Formen gibt. Meistens wurde nur ein Anteil des Firmenkapitals verstaat-

1 John Atkinson Hobson, *Imperialism: A Study*, London 1902.

licht, und dies war häufig weniger als die Hälfte. In Afrika fanden die meisten Enteignungen in der Form von sogenannten Indigenisierungen statt: Afrikanische Privatleute und Institutionen kauften Anteile an Firmen, und der Prozentsatz, der nationalen Eigentümern gehören musste, wurde gesetzlich festgelegt (eine ähnliche Regelung ist zurzeit in Südafrika in Kraft, bei der Firmen mit einem hohen Prozentsatz an schwarzen Anteilseignern Vorzüge genießen). In einigen Fällen, besonders in kleinen bis mittelständischen Firmen, die Minoritäten wie Indern (besonders in Ostafrika) und Libanesen (Westafrika) gehörten, bedeutete Indigenisierung, dass sie ihren gesamten Betrieb an Afrikaner abtreten mussten (oder die Staatsbürgerschaft des betreffenden Landes annahmen).

Die »Dekolonisation der Wirtschaft« ist damit ein Schlagwort der politischen Auseinandersetzung geworden, in der Propaganda und theoretisch unausgereifte Ansätze ein Verständnis der Problematik eher verstellen denn erhellen. Hier wird der Begriff verstanden als die wirtschaftlichen Folgeerscheinungen der Dekolonisation. An diesem Thema gab es ein relativ großes Interesse in den Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahren, aber seitdem ist es als Forschungsgegenstand weitestgehend ignoriert worden, im Gegensatz zu Themen wie dem Imperialismus oder der politischen Dimension der Dekolonisation.

Die historische Erforschung des britischen Empire hat hingegen in den letzten Jahrzehnten von großem Forschungsinteresse profitiert. So wurden zwei wichtige Meilensteine gesetzt mit dem fünfbandigen Handbuch »Oxford History of the British Empire« und einer Sammlung von Archivmaterial des Nationalarchivs in Kew, London, »British Documents on the End of Empire«, die die Dekolonisation sowohl von zentral-britischer Seite wie auch periphar-kolonialer Seite verfolgen.² Während dies schon zu Warnungen führte, dass Forschungsfelder nach der Herausgabe maßgeblicher Handbücher und Archivaliensammlungen oft der Stagnation anheimfallen, scheint es, dass das Interesse an Kolonialthemen in Großbritannien und auch den USA indes anhält oder noch weiter wächst. Das ist nicht zuletzt der Reizwirkung des Wortes »Empire« zu verdanken, das in populärwissenschaftlichen Studien gerne sehr umfassend definiert wird. So verhält es sich zum Beispiel in Michael Hardts und Antonio Negris »Empire«, die argumentieren, dass die USA, mit einigen Einschränkungen, ein modernes »Empire« darstellen.³ Obwohl diese Erweiterung des Begriffes Empire Gefahr läuft, die Definition bis zur Belanglosigkeit zu strecken, hat sie Interesse an historischen Kolonialthemen geweckt.

Andererseits hat die Globalisierung dem Wissen um nicht-westliche Geschichte eine neue Relevanz und Dringlichkeit verliehen. Dahinter steckt auch die Angst vor dem Verlust der wirtschaftlichen Vormachtstellung der westlichen Welt, die durch den Aufstieg Chinas und Indiens wie auch anderer Länder, die als BRICS (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika) zusammengefasst werden, zunehmend in Frage gestellt wird. Dies ist ein weiterer Grund, weshalb ein erneutes Interesse am Ende der Kolonialherrschaft besteht: Sie bietet eine Möglichkeit, die Beziehungen zwischen Entwicklungs- und Schwellenländern sowie den Industrienationen aus ihrer gemeinsamen Geschichte heraus zu verstehen. Und in vielen Fällen (wenn auch nicht in allen) basiert diese Geschichte auf imperialen Verhältnissen.

Aus diesem Grund wird die Dekolonialisierung Afrikas und Asiens als eine grundlegende Zäsur in der Geschichte des 20. Jahrhunderts erachtet, und in konstitutioneller und politischer Hinsicht ist dies auch ohne Zweifel gerechtfertigt. In Bezug auf die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas und die Einbindung des Kontinents in die Weltwirtschaft hat schon Frederick Cooper argumentiert, dass der maßgebliche Umbruch tatsächlich erst in den Siebzigerjahren stattfand.⁴ Ebenso kann argumentiert werden, dass ein nachhaltiger

2 Wm. Roger Louis (Hrsg.), *The Oxford History of the British Empire*, 5 Bde., Oxford 1999; *British Documents on the End of Empire*, London 1998–99.

3 Michael Hardt/Antonio Negri, *Empire*, Cambridge 2000.

4 Frederick Cooper, *Africa since 1940. The Past of the Present*, Cambridge, Mass. 2002, S. 85–86.

Paradigmenwechsel in den Achtzigerjahren eintrat. Die sogenannten Strukturanpassungsprogramme (*Structural Adjustment Programs*) der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds (IMF), zuerst in Ghana und Kenia eingeführt, brachen mit den alten entwicklungspolitischen Grundsätzen von staatlicher Planung und schneller Industrialisierung (hier besteht eine große Ähnlichkeit zur Wirtschaftspolitik vieler lateinamerikanischer Staaten). Stattdessen setzten die internationalen Organisationen eine Wirtschaftspolitik nach neoliberalen Grundsätzen durch, was zwar einige Missstände behob (extreme Fälle von Korruption, Vetternwirtschaft und ineffizienter staatseigener Betriebe), jedoch gleichermaßen große Armut als Folge des brutalen Strukturwandels nach sich zog.

Da für die afrikanische Wirtschaftsgeschichte erst die Siebziger- und Achtzigerjahre eine maßgebliche Zäsur darstellen, stellt sich die Frage, wie bedeutend die Dekolonialisierung der beiden größten Kolonialreiche, Großbritanniens und Frankreichs, überhaupt für die Wirtschaft war. Vertreter des Neo-Kolonialismus haben schon immer die Dekolonisation als »Flaggenunabhängigkeit« kritisiert: de facto unabhängig, aber informell durch wirtschaftliche Machtverhältnisse nach wie vor von den Industrienationen dominiert. Diese Position wird außerhalb Afrikas nur noch selten vertreten, aber die dahinter stehenden Fragen sind nach wie vor relevant und wenig erforscht.⁵ Insbesondere in den zwei Dekaden nach der Dekolonisationswelle der späten Fünfziger- und Sechzigerjahre, wurde sowohl in der Politik und den Medien als auch in der Wissenschaft stark diskutiert, inwieweit die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen einem unabhängigen Afrika angemessen seien.

Diese Diskussionen haben in mannigfaltigen Formen viele wissenschaftliche Disziplinen beeinflusst, und machen es für Historiker schwer, eine solch umfangreiche und divergente Forschungslandschaft zu sondieren und zu bewerten. Daher wird der zweite Teil dieses Berichts den verschiedenen Argumenten aus anderen gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen nachgehen, nachdem der erste Teil die großen Thesen zum Imperialismus, der Dekolonisation, und der politischen Rolle von Unternehmen in diesem Zeitraum behandelt. Die Auswahl der Titel für die zwei Teile basiert allerdings nicht auf akademischen Disziplinen, sondern bezieht sich auf inhaltliche Aspekte, d. h. anderen Perspektiven und, damit zusammenhängend, anderen Zäsurensetzungen: Die Arbeiten nehmen entweder (im ersten Teil) politische Unabhängigkeit als maßgeblichen Einschnitt wahr und definieren häufig ihren Forschungszeitraum dementsprechend oder sie bevorzugen übergreifende Darstellungen oder wählen vergleichende Ansätze (im zweiten Teil).

Der Schwerpunkt liegt dabei auf der englischsprachigen Literatur der letzten 30 Jahre, insbesondere mit Bezug auf das Britische Kolonialreich⁶, und klammert in vielerlei Hinsicht die Nachzügler der Dekolonisation (die ehemals portugiesischen Kolonien und die Siedlungskolonien im Süden Afrikas) aus.⁷ Viele Prozesse, die hier für die Siebzigerjahre beschrieben werden, insbesondere die Enteignungen oder »Zwangsverkäufe« von Firmen- und Privateigentum von Minderheiten, scheinen in einigen südafrikanischen Ländern zeitverzögert einzutreten, siehe beispielsweise Simbabwe. Diese Versuche, die Ungerechtigkeit des Kolonialismus ungeschehen zu machen, sind notwendig, werden aber häufig von verschiedenen Gruppen zum Schaden der Gesellschaft instrumentalisiert. Die-

5 Als Einführung in die Hintergründe dieser Debatten siehe *Toyin Falola*, West Africa, in: *Wm. Roger Louis* (Hrsg.), *The Oxford History of the British Empire*, Oxford/New York 1999, S. 486–99; *Frederick Cooper*, Africa and the World Economy, in: *African Studies Review* 24, 1981, S. 1–86, hier: S. 54.

6 Das britische Empire umfasste die wirtschaftlich vielversprechenderen Territorien im Vergleich zu Frankreichs hauptsächlich westafrikanischen Gebieten. Im Gegensatz zu Frankreich, das bis heute einen großen Einfluss auf die Wirtschaftspolitik der ehemaligen Kolonien ausübt, hatte Großbritannien deutlich weniger Erfolg.

7 Eine sehr gute generelle Einführung in die Geschichte des postkolonialen Afrika bietet *Paul Nugent*, *Africa since independence: a comparative history*, Basingstoke 2004.

se postkolonialen Prozesse unterstreichen die Bedeutung der wirtschaftlichen Langzeitwirkung der Dekolonisation in Afrika.

I. DIE DEKOLONISATION IN DER WIRTSCHAFT UND IHRE POLITISCHE INTERPRETATION

Die Mehrzahl der modernen Studien zur Dekolonisation beschränkt sich auf die politischen Aspekte, und in Anbetracht der umfangreichen Komplexität dieses Themas ist dies wenig überraschend. In den letzten 50 Jahren hat es in Großbritannien allein mehrere Standardwerke, große Thesen und Forschungsströme gegeben. In der schon erwähnten »Oxford History of the British Empire« ist der fünfte Band ausschließlich der Historiografie gewidmet, und John Darwins Beitrag zur Dekolonisation ist eine der besten Kurzeinführungen zu den Kernthesen, ihren Vertretern und ihrem Einfluss auf die weitere Forschung.⁸ Die folgende kurze Besprechung der wichtigsten Werke räumt diesen großen Forschungsdebatten weniger Raum ein, als sie verdienen, da der Schwerpunkt hier auf dem schlechter erforschten Gebiet der wirtschaftlichen Folgen der Dekolonisation liegt. Es ist jedoch kaum möglich, diese maßgeblichen historischen Thesen zu ignorieren, da sie grundlegend für die weitere Forschung sind. Danach werden die Themenfelder der wirtschaftlichen Entwicklung und des Neo-Kolonialismus wie auch die Rolle privater Unternehmen während der Dekolonisation weiter besprochen.

Imperialismustheorien und die Dekolonisation

In den Fünfzigerjahren, als Großbritanniens Regierung den Schritt von Kolonialreformen in Afrika zu endgültiger Dekolonisation vollzog, begann eine neue Phase der Auseinandersetzung mit den imperialen Anfängen der Inselnation, die die Weltkarte »rot« gefärbt hatten (traditionell wurden britische Kolonien in dieser Farbe markiert). Auf dieser Karte gab es aber auch Territorien, die eigentlich als »rosa« hätten eingezeichnet werden müssen, und dieses Verständnis des Britischen Empire, oder »Imperialreiches«, führte zu einer der wichtigsten Arbeiten der Imperialismusforschung. Die Unterscheidung zwischen dem »formal empire«, also dem Kolonialreich, und dem »informal empire«, dem Territorien wie zum Beispiel Persien, Ägypten, Argentinien und Teile Chinas zu verschiedenen Zeitpunkten zugerechnet wurden, wurde zur Basis der These von Ronald Robinson und John Gallagher über die Ausdehnung des Britischen Empire im späten 19. Jahrhundert.⁹ Sie beschrieben das Kolonialreich als einen Eisberg, dessen sichtbarer Teil, die formalen Kolonien, auf dem informellen Empire basierte, das sozusagen unter der Wasseroberfläche mitschwamm. »The Imperialism of Free Trade« wurde 1953 veröffentlicht, und ihre Kernthese, dass das »informal empire« von Wirtschaftsinteressen und indirekter Einflussnahme geprägt war, und dass nur der Zusammenbruch dieser Form der Kontrolle zu politischer Aktivität in Form des Kolonialismus führte, ist bis heute einer der wichtigsten Ansätze zum Verständnis der Dekolonisation.

Auch wenn wirtschaftliche Gesichtspunkte für die Interpretation der Ausdehnung des Britischen Empire im 19. Jahrhundert von Bedeutung waren, rückten politisch-administrative Ansätze immer mehr in den Mittelpunkt, wie zum Beispiel in Gallagher und Robinsons Folgestudie, »Africa and the Victorians«, in der sie die Idee der »official minds« entwickelten.¹⁰ Der Schwerpunkt ihrer Analyse lag hier auf der administrativen Sicht imperial-

8 John Darwin, Decolonisation and the End of Empire, in: *Louis*, The Oxford History, S. 541–57.

9 John Gallagher/Ronald Robinson, The Imperialism of Free Trade, in: *Economic History Review* (EHR) 6, 1953, S. 1–15.

10 Ronald Robinson/John Gallagher, *Africa and the Victorians: The Official Mind of Imperialism*, London 1961.

ler Beamter und wie diese die Möglichkeiten der Kollaboration und Kontrolle ausschöpften. Das Ende des Kolonialismus wurde fast immer unter dem Primat der Politik interpretiert. Dies geschah nicht nur vonseiten der abtretenden europäischen Kolonialisten¹¹, sondern auch von deren afrikanischen Nachfolgern, man denke nur an die berühmten Worte Kwame Nkrumahs, des ersten Präsidenten des unabhängigen Ghana: »Seek ye first the political kingdom and all other things shall be added unto you« (Suche zuerst das politische Reich, dann wird dir alles andere gegeben).

Dieses Primat der Politik wurde auch von der Forschung weitestgehend akzeptiert. In seiner einflussreichen Studie, »Britain and Decolonisation« (1988), legte John Darwin dar, wie Großbritanniens Verlust des Großmachtstatus nach dem Zweiten Weltkrieg zusammen mit dem weltpolitischen Gefüge des Ost-West Konfliktes die Abwicklung des Kolonialreichs nach sich zog.¹² Da die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion beide offensichtlich anti-imperialistische Ideologien vertraten, standen Kolonialmächte wie Frankreich und Großbritannien unter großem Druck, sich ihrer imperialen Altlasten schnellstmöglich zu entledigen. Da beide Länder nach dem Zweiten Weltkrieg wirtschaftlich, politisch und militärisch von amerikanischer Unterstützung abhängig waren, wurde der Kalte Krieg und der damit verbundene Weltanschauungskampf zum Antrieb einer schnellen Dekolonisation.¹³ Aus ähnlichen Gründen war Portugal ein verspäteter Dekolonisierer, da unter Salazar die internationale Anerkennung durch die USA innenpolitisch weniger Relevanz besaß.¹⁴

Darwins Analyse folgt dem Ansatz Gallaghers und Robinsons aus 1953, dass das britische Empire zwischen verschiedenen Formen der Herrschaft, von formell bis informell, fluktuierte. Robinson und William Roger Louis entwickelten diese Idee weiter in der Studie »The Imperialism of Decolonisation«, die 1994 erschien.¹⁵ Der Unterschied zwischen formalem und informalem Kolonialismus, so die Argumente von Darwin, Gallagher und Robinson, erlaubte Großbritannien, die politische Macht an verlässliche lokale »Kollaborateure« zu übergeben.¹⁶ Im Kontext des Kalten Krieges bedeutete dies lediglich, dass die politische Elite pro-westlich und pro-kapitalistisch eingestellt war. Keiner der Autoren behauptet jedoch, dass Großbritannien ein informelles Kolonialreich beibehielt, da dem Land die politische und wirtschaftliche Macht wie auch der Wille dazu fehlte.

Im Gegenzug präsentierten Peter Cain und Antony G. Hopkins ein zweibändiges Werk, »British Imperialism«, das die Wirtschaft, insbesondere das Finanzwesen der City of London, in den Mittelpunkt stellte.¹⁷ Die Autoren verbinden in ihrer Arbeit die Entste-

11 Larry J. Butler, *Copper Empire: Mining and the Colonial State in Northern Rhodesia, c. 1930–64* (Cambridge Imperial and Post-Colonial Studies), Palgrave Macmillan, Houndmills 2007, 448 S., geb., \$ 95,00, S. 300.

12 John Darwin, *Britain and Decolonization: The Retreat from Empire in the Post-War World*, Basingstoke 1988.

13 Dabei war Frankreich aber besser in der Lage, informell alte Kolonien zu kontrollieren, da sich das Land durch die europäische Integration wirtschaftlich besser erholte, als das Großbritannien mit dem fallenden Pfund Sterling vermochte. Außerdem war das französische Kolonialreich kompakter als das britische, und Frankreich konnte auch den Zugang zum europäischen Binnenmarkt für die ehemaligen Kolonien erleichtern. Vgl. zu dem letzten Aspekt den Beitrag von Véronique Dimier in diesem Band.

14 Vgl. auch Rainer Tetzlaff/Cord Jakobeit, *Das nachkoloniale Afrika. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft*, VS-Verlag, Wiesbaden 2005, 304 S., kart., 29,90 €, S. 119, die auf die Bedeutung von »kolonialen Extraprofiten« verweisen.

15 Wm. Roger Louis/Ronald Robinson, *The Imperialism of Decolonisation*, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 22, 1994, S. 462–511, hier: S. 483.

16 Die Rolle von lokalen Kollaborateuren des Imperialismus fußte auf ihrem Buch »Africa and the Victorians«. Da der Begriff Kollaborateur auch im Englischen nicht wertneutral ist, ist diese Wortwahl vielfach diskutiert worden.

17 Peter J. Cain/Antony Gerald Hopkins, *British Imperialism, 1688–2000*, Longman 2001, S. 275–291.

hung des Kolonialreiches im späten 17. Jahrhundert mit der Expansion in der Zeit des Hochimperialismus im späten 19. Jahrhundert und dem Ende des Empire in der Mitte des 20. Jahrhunderts. In ihrer Darstellung lag der Ursprung der Dekolonisation auf der einen Seite in den steigenden Kosten, um die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien anzutreiben, und auf der anderen Seite in der Bedeutung des Pfund Sterling für die City. Ende der Fünfzigerjahre sank die Bedeutung der Stabilität des britischen Pfundes, und die wirtschaftlichen Wachstumsmöglichkeiten wurden außerhalb des Empire gesehen. Das mangelnde Interesse der Wirtschafts- und Finanzeliten Großbritanniens erleichterte es den Politikern, sich des Kolonialreiches zu entledigen, das drohte, durch Entwicklungsprojekte und politische Opposition in den abhängigen Gebieten zum Albatross zu werden. Diese Interpretation hat ihre Anhänger und Gegner gefunden, insbesondere mit Blick auf die Kernthese der Londoner »Gentlemanly Capitalists«, die laut verschiedener Autoren das Ende des Empire bestimmten.¹⁸

Die »Tragödie der Dekolonisation« und der afrikanische Nationalismus

Darüber hinaus gibt es eine ganze Reihe von Studien, die sich mit der Dekolonisation in Großbritannien oder auch vergleichend mit anderen Ländern Europas beschäftigen, die hier jedoch nicht weiter diskutiert werden können.¹⁹ Viele dieser Ansätze verschreiben sich letztendlich einer zentralistisch-metropolitanen Ansicht, die die Geschichte der Unabhängigkeit der einzelnen Kolonien weniger detailliert analysiert und daher häufig Gefahr läuft, die Rolle der ehemaligen Kolonialherren überzubewerten. Frederick Cooper, einer der einflussreichsten Historiker der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Afrikas, gelang der Brückenschlag mit seinem »Decolonization and African Society«, nicht nur zwischen einer europäisch wie auch afrikanisch fundierten Betrachtung des Entkolonisationsprojektes, sondern auch zwischen politischen und wirtschaftlichen Erklärungen.²⁰ Er argumentiert, dass die Konzeption und Umsetzung der geplanten wirtschaftlichen Entwicklung in französischen und britischen Kolonien nicht nur zu kostspielig wurde, sondern auch afrikanische Untertanen zu Bürgern mit politischen, sozialen und wirtschaftlichen Rechten machte. Die Ansprüche, die so erweckt wurden, waren weder politisch noch finanziell tragbar. Sie erleichterten es Kolonialpolitikern, sich das Ende des Empire vorzustellen und dies auch schleunigst umzusetzen. Kolonialverwalter liefen zunehmend in Gefahr, sich in den Untiefen afrikanischer Politik zu verlieren und langfristig international zur Verantwortung gezogen zu werden in Situationen, in denen sie die Kontrolle vollständig verloren hatten.

Dabei nahm die Dekolonisation ihren Anfang in sozialen Protesten über wirtschaftliche Missstände und mangelnde politische Partizipation (besonders in den Vierziger- und frühen Fünfzigerjahren), die die Kolonialregierungen erschütterten. Dies führte zu einem umfassenden kolonialen Reformprojekt, welches bereits in den späten Dreißigerjahren angedacht, aber aus Geld- und Motivationsmangel kaum umgesetzt worden war. In den

18 Vgl. hierzu eine Vielzahl von Beiträgen, insb. *Raymond E. Dumett* (Hrsg.), *Gentlemanly capitalism and British imperialism: the new debate on empire*, Longman 1999; *Shigeru Akita* (Hrsg.), *Gentlemanly Capitalism, Imperialism and Global History*, Basingstoke 2002. Noch bevor das Buch von Peter Cain und Tony Hopkins erschien, wurde ihr Beitrag bereits umfassend kritisiert, vgl. *Andrew Porter*, »Gentlemanly Capitalism« and Empire: The British Experience since 1750?, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 18, 1990, S. 265–295.

19 Für eine gute Einführung in die Debatten des Imperialismus besonders in Großbritannien sei hier auf den schon erwähnten historiografischen Band 5 der »Oxford History of the British Empire« verwiesen.

20 *Frederick Cooper*, *Decolonization and African society: the labor question in French and British Africa*, Cambridge 1996.

Fünfzigerjahren geschah dann der Umbruch von der Reform zur Dekolonisation, und Großbritannien wie auch Frankreich entledigten sich ihrer Kolonialreiche zumeist durch einen unspektakulären politisch-konstitutionellen Prozess – die brutalen Eingriffe in Kenia und Algerien sind hier die großen Ausnahmen.

Für Cooper stellt die intellektuelle und politische Hegemonie, die der Nationalismus in Afrika während der Dekolonisation ausübte, eine Tragödie dar – sie liegt in der Art und Weise begründet, wie die Dekolonisation in Afrika vollzogen wurde.²¹ Diese Aussage sollte in Verbindung gesehen werden mit jahrzehntelanger Forschung zum Nationalismus in Afrika (und in diesem Sinn wird die Terminologie »Nationalismus« und »nationalistisch« hier gebraucht). In der berühmten »Wind of Change«-Rede im Jahre 1960 stellte der britische Premier Harold Macmillan fest: »Der Wind der Veränderung weht durch diesen Kontinent. Ob es uns gefällt oder nicht, dieser Zuwachs an Nationalbewusstsein ist eine politische Tatsache.«²² Neben Nkrumahs schon zitierten »Seek ye first the political kingdom« ist dies die bekannteste öffentliche Anerkennung der Bedeutung des Nationalismus während der Dekolonisation. Die fast schon klassische Beschreibung der Rolle des afrikanischen Nationalismus stammt wahrscheinlich von Thomas Hodgkins »Nationalism in Colonial Africa«, das 1956 erschien.²³ Jede soziale, antikoloniale Bewegung wurde von ihm als Nationalismus interpretiert, was auch durch seine große persönliche Nähe zu den afrikanischen Politikern der Unabhängigkeitsbewegung bedingt war.

Die grundlegende Kritik dieser Interpretation stammt von James Coleman, der einen völlig neuen Ansatz der Nationalismusforschung begründete, die großen Wert auf eine engere, stringente Definition des Nationalismus legte.²⁴ Er kritisierte an den vorhergehenden Interpretationen hauptsächlich, dass alle anderen sozialen und kulturellen Phänomene dem Paradigma des Nationalismus unterworfen wurden. »Nationalistische« Parteien und Propaganda befanden sich zunehmend unter der Kontrolle von kleinen elitären Gruppierungen afrikanischer Gesellschaften, deren Legitimität durch Misswirtschaft oder Diktaturen zunehmend verloren ging. (Ähnliche Debatten existieren in den Politikwissenschaften zur Rolle des Staates in Afrika, deren Bedeutung für die Wirtschaft im zweiten Teil besprochen wird.) In diesem Zusammenhang benutzt Cooper die Formulierung der »Tragödie der Dekolonisation«, da die Ansprüche der Arbeiterschaft, mit der er sich in seiner Studie besonders auseinandergesetzt hat, durch den afrikanischen Nationalismus unterdrückt wurden.²⁵

Zu beachten ist dabei, dass Nationalismus wie auch Wirtschaftsnationalismus in Afrika dem Charakter des europäischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts näher standen als den extremen faschistisch-nationalistischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts. Zwar hat es auch Vertreibungen gegeben (besonders berühmt ist hier das Beispiel von Idi Amins Ausweisung der Inder aus Uganda), aber diese folgten keiner rassistischen Logik; viele afrikanische Länder haben weiße Minoritäten wie die Libanesen (insbes. in Westafrika) und Inder (insbes. Ostafrika) ausgewiesen, aber in vielen Fällen ebenso andere afrikanische Nationalitäten, die häufig als Wirtschaftsmigranten oder Flüchtlinge aus benachbarten Ländern kamen.²⁶

21 Ebd., S. 468 f.

22 Harold Macmillan in Cape Town, Südafrika, 3. Februar 1960.

23 Thomas Hodgkin, *Nationalism in colonial Africa*, London 1956.

24 James S. Coleman, *Nigeria: Background to Nationalism*, Berkeley, CA 1971; *ders.*, *Political parties and national integration in tropical Africa*, Berkeley/Los Angeles, CA 1964.

25 Das Beispiel der Gewerkschaften ist hier besonders wichtig – zumeist wurden diese den Parteiorganisationen untergeordnet. Starke nationale Gewerkschaften gab es in Afrika, mit der Ausnahme Südafrikas, dementsprechend fast gar nicht, auch wenn regionale oder firmenspezifische Gruppierungen zeitweise großen Einfluss ausübten.

26 Vgl. zum Beispiel Margaret Peil, *The expulsion of West African Aliens*, in: *Journal of Modern African Studies* 9, 1971, S. 205–229. Für eine generelle Darstellung vgl. Nugent.

Die postkoloniale Entwicklung afrikanischer Staaten hat die ehemals positive Beurteilung des afrikanischen Nationalismus weitestgehend revidiert. Forschungsthese, die das Ende des britischen oder französischen Kolonialreichs als Resultat erfolgreicher Nationalbewegungen interpretieren, werden heute bestenfalls als ein nur beschränkt relevanter Erklärungsansatz eingestuft.²⁷ Nichtsdestominder ist das Primat der Politik in der Dekolonisationsforschung weitestgehend erhalten geblieben.

Entwicklungswissenschaften und Neo-Kolonialismus

Das politische Primat der Dekolonisation wurde nicht nur von Zeitgenossen akzeptiert, sondern avancierte gar zum Paradigma für die Imperialismusforschung. Ursache dafür war auch, dass weder die abtretenden Kolonialmächte noch die neuen afrikanischen Nationalpolitiker eine schnelle, leicht umsetzbare politische Lösung für die komplexen wirtschaftlichen Probleme (und die damit verbundene Sozialproblematik) afrikanischer Kolonien finden konnten. Die Idee der kolonialen Reform, die stark sozial und wirtschaftlich orientiert war, wurde von den Kolonialregierungen aufgegeben und durch den politisch-konstitutionellen Prozess der Dekolonisation ersetzt.²⁸ In vielerlei Hinsicht erscheint dies als der wirkungsmächtigste Aspekt der »Tragödie der Dekolonisation« (auch wenn sich Frederick Cooper im Original auf die Rolle der Arbeiterschaft bezog). In den Fünfziger- und Sechzigerjahren wurde die Entwicklungswissenschaft (*development studies* oder auch *development economics*) als eine der neuesten Unterdisziplinen der Wirtschaftswissenschaft zum Gralshüter der Theorien, mit deren Hilfe die Experten die Kolonialregierungen und unabhängige Staaten berieten. Der berühmteste Fall ist wahrscheinlich W. Arthur Lewis, der durch seinen Beitrag »Development with unlimited supplies of Labour« zu einem der Gründerväter der Entwicklungswissenschaft zählt.²⁹ Die Tendenz, die Wirtschaft von den Dekolonisationsdebatten auszuklammern, bedeutete, dass Fragen des wirtschaftlichen Wachstums im Rahmen der Modernisierungstheorien entpolitisiert wurden.³⁰

Wie sich dieses Verhältnis zwischen der Politik und den Entwicklungswissenschaften über die Jahrzehnte entwickelte, dem geht der Sammelband »International Development and the Social Sciences« nach.³¹ Im Gegensatz zu anderen Versuchen, sich mit dem Zusammenspiel von Entwicklungswissenschaft und Kolonialismus auseinanderzusetzen, wird hier analysiert, welche Funktion die Entwicklungsdiskurse für Politiker, Wirtschaftsexperten, öffentliche Meinung und internationale Diplomatie erfüllten.³² In der Einleitung argu-

27 Hierzu vgl. wiederum die »Oxford History« wie auch die Arbeiten von *John Darwin*. Eine Ausnahme hierzu ist *Robert L. Tignor*, *Capitalism and nationalism at the end of empire: state and business in decolonizing Egypt, Nigeria, and Kenya, 1945–1963*, Princeton, N. J. 1998. Seine Arbeit bezieht sich jedoch auf die Wirtschaft, und wie dieser Forschungsbericht im zweiten Teil argumentiert, gibt es ein großes Erklärungsdefizit zur Rolle des Nationalismus in der Wirtschaft.

28 *Stephanie Decker*, *Building up Goodwill: British Business, Development and Economic Nationalism in Ghana and Nigeria, 1945–1977*, Liverpool 2006, S. 201–203.

29 *W. Arthur Lewis*, *Development, with unlimited supply of labor*, in: *Manchester School of Economic Studies* 22, 1954, S. 131–191. Vgl. auch die kürzlich erschienene Biografie *Robert L. Tignor*, *W. Arthur Lewis and the Birth of Development Economics*, Princeton 2006.

30 Für eine vergleichsweise positive Bewertung der Modernisierungs-»Technokraten« vgl. *Miatta Fahnbulleh*, *The Elusive Quest for Industrialisation in Africa: A Comparative Study of Ghana and Kenya, c. 1950–2000*, Ph.D. thesis, London School of Economics, University of London, 2006. Vgl. zur Rolle der Wirtschaftswissenschaften den Beitrag von *Daniel Speich* in diesem Band.

31 *Frederick Cooper/Randall M. Packard* (Hrsg.), *International development and the social sciences: essays on the history and politics of knowledge*, Berkeley, CA/London 1997.

32 Zum Beispiel *Catherine Coquery-Vidrovitch* u. a., *Pour une histoire du développement: états, sociétés, développement*, Paris 1988.

mentieren Frederick Cooper und Randall Packard, dass *development* zur Anspruchsgrundlage nicht nur der Entwicklungshilfe, sondern auch von internationaler sozialer Gerechtigkeit, Grundbedürfnissen und Armutsbekämpfung wurde. Wichtig ist hier, dass die Dekolonisationsbewegung, im Gegensatz zu ihren Anfängen in Wirtschafts- und Sozialprotesten, zu einem rein politischen Projekt mit manchmal millenialen Zügen (z. B. Nkrumahs »politisches Reich«) wurde.³³ Für Ghana und Nigeria erfolgte dieser Umbruch in den frühen Fünfzigerjahren³⁴, aber die Erleichterung des Dekolonisationsbegriffs um wirtschaftliche und soziale Fragen, die daraufhin zum Entwicklungsproblem zusammengefasst wurden, war ein generelles Phänomen in ganz Afrika. Dies soll nicht heißen, dass wirtschaftliche Fragen unwichtig wurden. Umfangreiche Studien von P. T. Bauer, W. Arthur Lewis, Dudley Seers und anderen wurden noch zu Kolonialzeiten angefertigt.³⁵ Wie Cooper und Packard in ihrem Sammelband klar dokumentieren, wurde dieser neue Ansatz außerordentlich einflussreich und hat sich, trotz einer zeitweiligen Herausforderung durch die »normale« Wirtschaftswissenschaft in den Achtziger- und frühen Neunzigerjahren, weiterhin behaupten können. Dies mag zwar eine umstrittene Behauptung sein, aber der Einfluss von Jeffrey Sachs und Joseph Stiglitz auf die Politik und internationale Meinungsbildung scheint auf eine Renaissance der Entwicklungsidee zu schließen. Ob Entwicklungsländer allerdings eine »andere« wirtschaftswissenschaftliche Forschung brauchen als Industrieländer, ist nach wie vor umstritten, und die planwirtschaftlichen Ansätze der Fünfziger- und Sechzigerjahre werden in ihrer alten Form wohl kaum ein Comeback erleben.

Wie allgemein bekannt ist, hat die Entwicklungswissenschaft bislang zu keinem echten Durchbruch in Afrika geführt.³⁶ Der mangelnde Erfolg von Entwicklungsprojekten zeichnete sich zuerst in den Sechzigerjahren ab. In Verbindung mit den Versprechungen der Unabhängigkeit waren diese Fehlschläge, verbunden mit steigender Armut, besonders bitter. Die Hoffnungen und wachsenden Ansprüche auf Sicherheit und bescheidenen Wohlstand konnten nicht erfüllt werden, obwohl im Rückblick in den meisten afrikanischen Ländern die Wachstumsraten der Sechziger- und Siebzigerjahre tatsächlich deutlich besser waren als die der folgenden Dekaden.³⁷

Als sich das »politische Reich« der Staatsoberhäupter, die ihre Länder in die Unabhängigkeit führten, zunehmend als unzureichend herausstellte, wurde zum Beispiel Ghanas Präsident Kwame Nkrumah schnell zum Ankläger des Neo-Kolonialismus.³⁸ Die Macht ehemaliger Kolonialmächte und deren Verbündeter wurden nun in der Form wirtschaft-

33 Dies wurde schon von Clifford Geertz in den Siebzigerjahren hervorgehoben. *Clifford Geertz*, *After the Revolution: The Fate of Nationalism in the New States*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Interpretation of Cultures: selected essays*, New York 1973, S. 234–254.

34 *Decker*, S. 201–203.

35 *Peter T. Bauer*, *West African Trade: A Study of Competition, Oligopoly and Monopoly in a Changing Economy*, Cambridge 1954; *Dudley Seers/C. R. Ross*, *Report on the financial and physical problems of development in the Gold Coast*, Accra 1952; *W. Arthur Lewis*, *Report on the industrialisation and the Gold Coast*, Accra 1953.

36 Mit der Frage nach den Ursachen dieses Versagens beschäftigt sich *Miatta Fahnbulleh*, *In Search of Economic Development in Kenya: Colonial Legacies and Post-independence Realities*, in: *Review of the African Political Economy* 33, 2006, S. 33–47.

37 Zu den Hoffnungen vgl. *Geertz*, *After the Revolution*, S. 235–238. Zu Wachstumsraten vgl. *Tetzlaff/Jakobeit*, S. 247; *Morten Jerven*, *The Quest for the African Dummy*, *Economic History Society Conference 2008*, *New Researchers' Papers*, URL: <<http://www.ehs.org.uk/ehs/conference2008/Assets/JervenNRID.doc>> [13. Juni 2008].

38 *Kwame Nkrumah*, *Neo-colonialism: the last stage of imperialism*, New York 1965. Ob Nkrumah tatsächlich der Autor dieses Buches war, ist umstritten. Henry Bretton vermutete unter anderem Professor Willie Abraham, Michael Dei-Anang, Nkrumah's Sekretärin Erica Powell, Thomas Hodgkin und H. M. Basner als alternatives Autorenteam. *Henry L. Bretton*, *The rise and fall of Kwame Nkrumah: A study in personal rule in Africa*, London 1967, S. 20, 190 Fußnote 2.

licher Einflussnahme gesehen, und die internationalen Firmen, die in Afrika ansässig waren, gerieten zunehmend ins Kreuzfeuer von Politikern und Journalisten in den Medien. Ihre engen Kontakte zu den neuen Eliten, den Machthabern und Unternehmern in diesen Ländern, wie auch ihre oft hohe Profitabilität (oder ihre Fähigkeit, Gewinne unter der Hand aus dem Land zu transferieren) machten sie zu Zielscheiben, als sich das Wirtschaftswachstum in den Sechzigerjahren abschwächte oder Rezessionen eintraten. Der Neo-Kolonialismus hauchte der Idee des informellen Empire neues Leben ein, wenn auch nicht auf die Art und Weise, wie Robinson und Gallagher das Konzept interpretiert hatten.

Dass Nkrumah diese intellektuelle Kehrtwendung vom Primat des Politischen über alle anderen Aspekte der Staatswerdung zur Kontrolle durch ausländische private Wirtschaftsinteressen so relativ unproblematisch vollziehen konnte, ist erstaunlich. Insbesondere Frantz Fanon hatte bereits die Rolle kollaborierender Eliten während des Kolonialismus angeprangert, doch Nkrumah bezog dies auf Ghanaische Unternehmer, die er nach Kräften politisch aushebelte, da sie langfristig eine alternative, staats- und parteiunabhängige Machtposition hätten aufbauen können.³⁹ Diese Dynamik ist Teil der Entwicklung des sogenannten postkolonialen Staates in Afrika, der den Wirtschaftsnationalismus der Sechziger- und Siebzigerjahre zum Teil erklären kann, wie im zweiten Teil argumentiert werden wird.

Es waren häufig nicht-europäische Akademiker, die maßgeblich Einfluss nahmen auf die Debatten zum Neo-Kolonialismus. Samir Amin, der ägyptische Politik- und Wirtschaftswissenschaftler, legte mehrere Studien zu diesem Problemkreis vor, und der nigerianische Historiker Toyin Falola hinterfragte das ehemals koloniale Verhältnis in »Britain and Nigeria – Exploitation or Development?«⁴⁰, Walter Rodneys einflussreiches Buch »How Europe underdeveloped Africa« formte die Diskussion darüber, wie der Kolonialismus und der Neo-Kolonialismus Afrika kontinuierlich ausbeutete.⁴¹ Rodney nutzte Ansätze der lateinamerikanischen *Dependencia*-Theorien (Rodney kam aus Guyana), um die weltpolitisch marginale Rolle Afrikas als eine wirtschaftliche Kontinuität aus der Kolonialzeit zu erklären.

Der Neo-Kolonialismus wie auch die Interdependenz-Schule produzierten eine Vielzahl von Titeln, die heute nur noch selten beachtet werden, jedoch in den Siebziger- und Achtzigerjahren bedeutend waren. Insbesondere zu lateinamerikanischen Werken gibt es mehrere gute englischsprachige Einführungen.⁴² Wichtig in diesem Zusammenhang sind auch die Arbeiten Immanuel Wallersteins zur Weltsystemtheorie, die die Unterentwicklung der Peripherie zugunsten der Kernländer makrosoziologisch erklärt.⁴³ Eine fundierte

39 Frantz Fanon, *Peau Noir, Masque Blanc*, Paris 1952; *ders.*, *Les damnés de la terre*, Paris 1961. Zur gesellschaftlichen Machtpolitik in Ghana und anderen afrikanischen Staaten vgl. John D. Esseks, *Government and indigenous private enterprise in Ghana*, in: *Journal of Modern African Studies* 9, 1971, S. 11–29; *ders.*, *Political Independence and Economic Decolonization: the Case of Ghana under Nkrumah*, in: *The Western Political Quarterly* 24, 1971, S. 59–64. Eine allgemeine Interpretation dieser Dynamik stammt von Bayart.

40 Samir Amin, *Neo-colonialism in West Africa*, Harmondsworth 1973; *ders.*, *Unequal Development: an Essay on the Social Formations of Peripheral Capitalism*, Hassocks 1976; Toyin Falola, *Britain and Nigeria: exploitation or development?*, London 1987. Toyin Falola hat ebenfalls darauf hingewiesen, das Themen wie Unterentwicklung und Neokolonialismus nach wie vor auf größeres Interesse in akademischen Kreisen in Afrika als außerhalb stoßen: Falola, *West Africa*. In Ostafrika wurde insbesondere die Daressalam Schule für ihre radikalen Ansätze berühmt.

41 Walter Rodney, *How Europe underdeveloped Africa*, London 1972.

42 Cristóbal Kay, *Latin American Theories of Development and Underdevelopment*, London 1989; Walter L. Bernecker/Thomas Fischer, *Rise and Decline of Latin American Dependency Theories*, in: *Itinerario* 22, 1998, S. 25–45; Dudley Seers (Hrsg.), *Dependency theory: a critical reassessment*, London 1981.

43 Immanuel Wallerstein, *The modern world-system*, New York 1980.

Kritik der Unterentwicklungsansätze, die zwischen marxistischen und *Dependencia*-Ansätzen unterscheidet, stammt von Colin Leys.⁴⁴ Trotz der Vielzahl von Studien aus dieser Richtung haben sich diese Strömungen nicht halten können, und gegenwärtig gibt es kaum noch Autoren, die mit diesen Interpretationen arbeiten.

Politische Strategien von Unternehmen während der Dekolonisation

Da Neo-Kolonialismus- und *Dependencia*-Strömungen seit den späten Achtzigerjahren deutlich an Interesse wie auch Glaubwürdigkeit verloren, wurde Wirtschaftsfragen wieder wenig Beachtung geschenkt. Dieser Paradigmenwechsel, weg von Argumenten der Unterentwicklung, stärkte die politischen Ansätze. In den letzten Jahren hat es allerdings vonseiten der Imperial- und Unternehmenshistoriker in Großbritannien eine ganze Reihe neuer Veröffentlichungen gegeben, die sich mit der Rolle der Unternehmen während der Dekolonisation befassen. Sie greifen Fragestellungen älterer Arbeiten auf, insbesondere die des Imperialhistorikers David Fieldhouse von der Cambridge Universität. Fieldhouse wandte sich ausdrücklich gegen die Interpretation, dass Firmen Teil oder sogar Architekten eines neo-imperialen Systems seien.⁴⁵

Diese These wird von den neuen Studien weitestgehend unterstützt, was jedoch diskutiert wurde, ist die Frage, wie aktiv Firmen an der Dekolonisation mitgewirkt haben, oder ob sie tatsächlich passiv und gewissermaßen ahnungslos von der Unabhängigkeit der Kolonien überrascht wurden. In einer der frühesten Studien zu diesem Thema kam Josephine Milburn 1977 zu dem Ergebnis, dass britische Unternehmer in Ghana politisch passiv waren und der eventuellen Unabhängigkeit unvorbereitet gegenüber standen.⁴⁶ Diese These führte zunächst zu keinen weiteren detaillierten Studien mit Ausnahme von David Fieldhouses Werk, das an anderer Stelle noch detailliert diskutiert wird.

In den letzten zehn Jahren sind allerdings einige Untersuchungen erschienen, die das Verhältnis zwischen Unternehmen und Kolonialregierungen während der Dekolonisation erneut erforscht haben. Für Ghana hat Sarah Stockwell die Ergebnis Milburns hinterfragt und kommt zu dem Ergebnis, dass Unternehmer alles andere als unvorbereitet von der Unabhängigkeit getroffen wurden.⁴⁷ Im Gegenteil, die meisten britischen Firmen entfalteten großen politischen Aktivismus, wurden aber im Laufe der Dekolonisation immer weiter aus dem Entscheidungsprozess herausgedrängt und zumeist von ihrer eigenen Kolonialregierung vor vollendete Tatsachen gestellt. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Nicholas White im Falle Malaysias.⁴⁸ In einem Forschungsbericht von 2000 fasst er die zu diesem Zeitpunkt existierenden Arbeiten zu Afrika und Asien zusammen und kommt zu dem Urteil, dass die Autoren mehrheitlich übereinstimmen, dass Unternehmen aktiv waren, aber die abtretenden Kolonialregierungen kaum mit den Firmen zusammen arbeiteten.

44 Colin Leys, *The rise and fall of development theory*, London 1996.

45 David Kenneth Fieldhouse, »A New Imperial System?« The Role of the Multinational Reconsidered, in: Wolfgang J. Mommsen/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Imperialism and After*, London 1986, S. 225–40.

46 Josephine F. Milburn, *British business and Ghanaian independence*, Hanover, NH 1977.

47 Sarah E. Stockwell, *The business of decolonization: British business strategies in the Gold Coast* (Oxford historical monographs), Oxford University Press, Oxford 2000, 265 S., geb., \$ 80,00.

48 Nicholas J. White, *The Frustrations of Development: British Business and the Late Colonial State in Malaya, 1945–57*, in: *Journal of Southeast Asian Studies* 28, 1997, S. 103–119; ders., *The Survival, Revival and Decline of British Economic Influence in Malaysia, 1957–70*, in: *Twentieth Century British History* 14, 2003, S. 222–242; ders., *British business in post-colonial Malaysia, 1957–70: »Neo-colonialism« or »disengagement«?* (Routledge Curzon Studies in Modern History of Asia, Bd. 21), Routledge, London 2004, 272 S., geb., £ 85,00. Die Dekolonisation in Asien ist neben Afrika ebenfalls in weiteren Studien erfasst, vgl. hier z. B. Maria Misra, *Business, Race and Politics in British India, c.1850–1960*, Oxford 1999.

ten.⁴⁹ Hier sieht White sogar einen fundamentalen Unterschied zwischen den Weltanschauungen der staatlichen Organe und der Unternehmer.

In einem kürzlich erschienenen Buch zur Kupferminenindustrie in Sambia legt Larry Butler besonderes Augenmerk auf die Aktivitäten der industriellen Führungskräfte, deren politische Einstellung und Engagement maßgeblich dazu beitrugen, das Verhältnis zwischen Politik und Privatwirtschaft zu gestalten.⁵⁰ Wie auch andere Studien über Unternehmen während der Dekolonisation kommt er zu dem Ergebnis, dass kein Einvernehmen zwischen der Kolonialregierung und den britischen Firmen bestand, ja das noch nicht einmal die Firmen oder auch die verschiedenen Regierungsorgane untereinander übereinstimmten. Auch wenn er somit die These von Nicholas White von den ideologischen und psychologischen Klüften zwischen Beamten und Unternehmern wiederholt, so weist er doch auf die Ausnahme von Sir Ronald Prain hin, der als Direktor einer der Kupferproduzenten für eine Zeit lang einen Konsens zwischen Kolonialregierung und Firmen schuf.⁵¹

In einer vergleichenden Studie über Ägypten, Kenia und Nigeria hebt Robert Tignor besonders die Bedeutung des Nationalismus für die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Privatwirtschaft hervor. Dieses Ergebnis ist relativ ungewöhnlich, da sowohl Kenia wie Nigeria normalerweise als nicht gerade erfolgreiche Fälle der Nationsbildung eingestuft werden (in beiden Länder müssen immer wieder ethnische Ressourcenkonflikte entschärft werden), und liegt unter Umständen an einer Überbewertung der Situation in Ägypten.⁵² Seine Hauptthese, dass sich diese drei Fallstudien in Bezug auf staatliche Einflussnahme auf die Organisation der Wirtschaft während der Dekolonisation in einem Kontinuum befinden, ist überzeugend: Ägypten verstaatlichte viele Betriebe aus einer nationalistischen Argumentation heraus, Nigeria entwickelte ein vermischtes System mit Elementen der Staats- wie auch der Privatwirtschaft, während Kenia einer privatwirtschaftlichen Organisation treu blieb. Tignors Buch bleibt dem Forschungsansatz der britischen Imperialhistoriker verbunden, da auch er seinen Forschungszeitraum mit dem Erreichen der Unabhängigkeit beendet. Diese Zäsur birgt jedoch erkenntnistheoretische Probleme, denn so bezieht Tignor nicht mehr mit ein, dass sowohl Kenia wie auch Nigeria Firmen zu einem späteren Zeitpunkt enteigneten.

Die Mehrheit der Studien zu Unternehmen während der Dekolonisation kommt ebenso wie die weitere Dekolonisationsforschung zu dem Schluss, dass Firmen und Wirtschaftsthemen nicht im Mittelpunkt der Unabhängigkeitsbestrebungen standen. Dabei ist ihnen allen gemein (mit der Ausnahme von Nicholas White), dass sie ihren Forschungszeitraum auf den Prozess der politischen Dekolonisation beschränken. Obwohl das Interesse an der Haltung der Privatwirtschaft während der Dekolonisation durch die Kritik an ihrem späteren Einfluss in postkolonialen Afrika geweckt wurde, setzen sich die meisten Arbeiten also nicht mit der langfristigen Firmenstrategie jenseits der Unabhängigkeit auseinander.

49 *Ders.*, The business and the politics of decolonization: the British experience in the twentieth century, in: EHR 53, 2000, S. 544–564.

50 *Butler*.

51 Vgl. den Beitrag von *Larry J. Butler* in diesem Band zu unternehmerischen Strategien.

52 *Tignor*, Capitalism and nationalism; *ders.*, The Suez Crisis of 1956 and Egypt's Foreign Private-Sector, in: Journal of Imperial and Commonwealth History 20, 1992, S. 274–297; *Caroline Piquet*, The Suez Company's Concession in Egypt, 1854–1956: Modern Infrastructure and Local Economic Development, in: Enterprise & Society: The International Journal of Business History 5, 2004, S. 107–127; *dies.*, Decolonization and Business: The Case of Egypt, in: JMH 59, 1987, S. 479–505.

II. WIRTSCHAFTSNATIONALISMUS IN AFRIKA UND DER DRITTEN WELT

Der Begriff der wirtschaftlichen Dekolonisation wurde zu einem propagandistischen Modewort in den späten Sechziger- und Siebzigerjahren. In diesem Jahrzehnten wurde der Forschungszweig der »neuen politischen Ökonomie« (*political economy*) relevant: im 19. Jahrhundert entsprach *political economy* im Wesentlichen der Nationalökonomischen Schule (Friedrich List, David Ricardo, Adam Smith etc.), jedoch im späten 20. Jahrhundert war die *new political economy* bedeutend weniger klassisch liberal und häufig radikaler in ihrer Ausrichtung. Im Folgenden nehme ich ausschließlich auf die moderne politische Ökonomie Bezug, die Politik und Wirtschaft mit ihren mannigfaltigen Zusammenhängen zum Forschungsgegenstand machte und von Politikologen, Soziologen und Wirtschaftswissenschaftlern definiert wurde.

Außerdem wurde in den frühen Siebzigerjahren der Begriff des multinationalen Unternehmens, kreiert durch David Lilienthal in 1960⁵³, zu einem so weit verbreiteten Schlagwort, dass ein Direktor des britisch-holländischen Konzerns Unilever 1973 kommentierte:

»An einem strahlenden Morgen in den frühen Sechzigerjahren wurde ich wach und erfuhr, dass ich der Direktor eines multinationalen Unternehmens war. Es war als hätte jemand diesen seltsamen neuen Begriff übernacht erfunden. [...] Ich wurde wach und stellte fest, dass multinationale Unternehmen ein Stereotyp einer bestimmten Sorte Firma war: groß, böse und unverantwortlich.«⁵⁴

In den Entwicklungsländern rückten die multinationalen Unternehmen zunehmend ins Zentrum von Untersuchungen zur wirtschaftlichen Dekolonisation oder wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Die politische Ökonomie, und, im gewissen Maße unabhängig davon, die Disziplin des *international business* (internationale Unternehmensforschung), dominierten alsbald die Debatten zu diesem Thema. Die internationale Unternehmensforschung war ähnlich multidisziplinär geprägt wie die politische Ökonomie, nur dass sie Unternehmensstrategien in den Mittelpunkt stellte anstatt wirtschaftspolitische Strukturentscheidungen der Staaten. Organisatorisch war sie an *business schools*, *departments of international studies*, *international politics* oder manchmal auch in der Geografie angesiedelt.

Ein besonders gutes Beispiel für die Suche nach neuen Ansätzen in den Siebzigerjahren, denen sowohl die neue politische Ökonomie wie auch internationale Unternehmensstudien entstammen, bietet Richard Sklars Arbeit zur Kupferminenindustrie in Sambia, in der er die Rolle der Industrie mit der Methodik der Politologie hinterfragt.⁵⁵ In einer faszinierenden Analyse, die auf der einen Seite auf große Sympathie für die politischen Ziele des ersten Präsidenten Kenneth Kaunda schließen lässt, aber auf der anderen Seite die Argumentation und kooperativen Ansätze der Industrie würdigt, zeichnen sich eine Reihe von Fragen ab, die in der Auseinandersetzung zwischen multinationalen Firmen und Gaststaaten in den Siebzigerjahren bestimmend waren: die Effektivität von Verstaatlichungen und Indigenisierung (Übernahme durch staatliche oder private Hand), die Kontrolle der wirtschaftlichen Produktion, die Rolle der Anreize aus der Besteuerung und Lizenzierung für das wirtschaftliche Wachstum. Auch wenn die Ansätze, die sich mit diesen komplexen Problemen auseinandersetzen, unterschiedlicher kaum sein könnten, so werden sie doch geeint durch diese Thematik. Diese große Bandbreite von disziplinären Ansätzen unterstreicht, dass die Fragestellung kaum zufriedenstellend beantwortet wurde, und dass die Funktion und der gesellschaftliche Nutzen multinationaler Firmen in Entwicklungsländern nach wie vor sehr unterschiedlich bewertet werden. Die geschichtliche

53 David E Lilienthal, *The Multinational Corporation*, New York 1960, S. 1.

54 Zitiert nach: Geoffrey Jones, *Renewing Unilever. Transformation and Tradition*, Oxford 2005, S. 326 (eigene Übersetzung).

55 Richard L. Sklar, *Corporate Power in an African state: the political impact of multinational mining companies in Zambia*, Berkeley, CA 1975.

Entwicklung ist in diesem Zusammenhang allerdings der am stärksten vernachlässigte Aspekt.

Historische Ansätze zur wirtschaftlichen Dekolonisation

Auch wenn sich die Geschichtswissenschaft weniger mit multinationalen Firmen befasste, so gab es doch einige Arbeiten zur Verbindung von Dekolonisation und den Enteignungen von privatem Fremdeigentum im Afrika der Siebzigerjahre. Zumeist wurde es als Indigenisierung oder Afrikanisierung bezeichnet, wenn das Eigentum auf Privatleute übertragen wurde. Verstaatlichungen kamen seltener vor. Sie stammen insbesondere von David Fieldhouse, der zunächst generell in »Black Africa 1945–1980: Economic Decolonization and Arrested Development« nach einer historischen Interpretation der Ereignisse suchte. Später führte er diese Analyse in »Merchant Capital and Economic Decolonization« anhand einer umfassenden Unternehmensgeschichte der United Africa Company (UAC), eine Tochtergesellschaft der niederländisch-britischen Unilever Gruppe, fort.⁵⁶ Fieldhouse sieht in der zunehmenden Politisierung der Wirtschaft einen der Hauptgründe für das letztendliche Scheitern der UAC. Der Protektionismus der jüngst unabhängig gewordenen afrikanischen Staaten in den Sechzigerjahren, gekoppelt mit zunehmendem Wirtschaftsnationalismus und schlechter Konjunktur, wird von ihm als ein »Schatten« beschrieben, der sich in Etappen über Afrika ausbreitete: zuerst in Guinea, Ghana und Kongo/Zaire, in Gambia, Sierra Leone, Tansania, Sambia, Uganda und Nigeria, und dann in anderen französischsprachigen Ländern in den späten Siebzigerjahren.

Diese Interpretation ist in dreierlei Hinsicht problematisch:

1. In vielen Fällen stellten Handelsbeschränkungen und Devisenbewirtschaftung eine Reaktion auf drastisch einbrechende Handelsbedingungen auf internationalen Märkten dar. Dagegen waren Enteignungen, auch wenn diese häufig unter dem Druck sich verschlechternder Wirtschaftsbedingungen stattfanden (obwohl das natürlich nicht für die Enteignungen in OPEC-Ländern galt), ausdrücklich nationalistische Eingriffe ins Privatunternehmertum. Diese beiden Extreme des Wirtschaftsnationalismus waren jedoch nicht immer Reaktionen auf dieselben Hintergründe. Noch dazu lag ihnen zumeist eine ganz andere politische Logik zugrunde. Devisenbewirtschaftung war meistens eine Krisenstrategie, während Unternehmensenteignungen normalerweise durch internen sozialen Druck zugunsten einer Umverteilung von wirtschaftlichen Gewinnen und Möglichkeiten zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb der Elite und des Mittelstandes verursacht wurden.⁵⁷ Auch wenn dies nicht im Detail für mehrere afrikanische Länder erforscht wurde, deuten sowohl die Forschungsergebnisse zur politischen Dynamik innerhalb afrikanischer Staaten als auch Fälle von Ausweisungen und Vertreibungen von Minoritäten (Inder, Libanesen, andere Afrikaner) darauf hin, dass dies ein allgemeines Phänomen in der postkolonialen afrikanischen Wirtschaft ist.

Diese Trends sollten als Teil eines Spektrums gesehen werden, da die Intensität dieser Maßnahmen unterschiedlich stark ausgeprägt war: Enteignungen waren am umfangreichsten in Nigeria, Zaire, Ghana und Kenia und fanden zum Beispiel gar nicht in Botswana statt.⁵⁸

56 David Kenneth Fieldhouse, *Black Africa 1945–80: economic decolonization and arrested development*, London 1986; *ders.*, *Merchant Capital and Economic Decolonisation: The United Africa Company 1929–1987*, Oxford 1994.

57 Mehrere Autoren argumentieren so mit Blick auf Nigeria: Biersteker; Paul Collins, *The political economy of indigenization: The case of the Nigerian enterprises promotion decree*, in: *African Review* 4, 1974, S. 491–508, und auch von mir für Ghana und Nigeria: Decker. Darüber hinaus bin ich der Ansicht, dass dies für eine ganze Reihe afrikanischer Staaten der Fall ist, basierend auf den Arbeiten zum Staat in Afrika.

58 L. L. Rood, *Nationalization and Indigenization in Africa*, in: *Journal of Modern African Studies* 14, 1976, S. 427–447.

Natürlich gab es auch Ausnahmen zu dieser Logik. Tansania unter Julius Nyerere wurde von staatlichen Enteignungen geprägt, die einer eindeutigen politisch-ideologischen Strategie eines sozialistischen Strukturwandels folgten. Im Großen und Ganzen bin ich allerdings davon überzeugt, dass man von einer wirtschaftspolitischen Dynamik sprechen kann, die zeitverzögert auf die Unabhängigkeit folgte. Wie schon erwähnt hat es in den letzten Jahren eine Gesetzgebung in Südafrika gegeben, die versucht, die Eigentumsverhältnisse in der Privatwirtschaft von weißen Afrikanern und Briten zugunsten der schwarzen Südafrikaner zu verschieben, und dies ist auch schon mit Vorgängen in anderen afrikanischen Ländern der letzten vier Jahrzehnte verglichen worden.⁵⁹

2. Auch die auf der Deutung als »Schatten« beruhende zugespitzte These Fieldhouse', dass die wirtschaftliche Dekolonisation das Ende für Firmen wie die UAC darstelle, ist fragwürdig. Viele dieser ursprünglich imperialen Firmen haben in Großbritannien und auch Frankreich überlebt.⁶⁰ Die UAC wurde letztlich erst in den Achtzigerjahren aufgelöst, als der Hauptmarkt Nigeria in einer tiefen Rezession steckte und der Eigentümer Unilever eine zentralisierende Konzernstrategie verfolgte. Auch wenn der Prozess, den Fieldhouse als wirtschaftliche Dekolonisation bezeichnet, sicherlich eine Rolle spielte, ist er als alleinige Erklärung nicht überzeugend und im Falle anderer Firmen auch nicht unproblematisch anwendbar.

3. Darüber hinaus ist seine Definition der wirtschaftlichen Dekolonisation unklar. In »Black Africa« beschreibt er diese noch als eine zeitverzögerte Reaktion auf die Unabhängigkeit: »die Emanzipation einer Kolonialwirtschaft von der formalen Kontrolle des imperialen Systems durch den Transfer politischer Souveränität.«⁶¹ In »Merchant Capital« wandelt sie sich. Dort definiert er die Dekolonisation der Wirtschaft mittels politischer Forderungen wie der Öffnung des Handelssektors für Afrikaner,⁶² Industrialisierungsbestrebungen und staatlicher Eingriffe in die Wirtschaft durch eine Entwicklungspolitik, die Unternehmer zwang, sich dieser Politik weitestgehend anzupassen.⁶³ In vielerlei Hinsicht erinnern seine Beschreibungen dieser zweiten Dekolonisation an Thomas Hodgkins Definition des afrikanischen Nationalismus, die er zum Teil als »revolt against an inferior economic status« (Aufstand gegen einen niedrigen wirtschaftlichen Status) beschrieb.⁶⁴ Auch wenn die Argumentation von Fieldhouse problematisch ist, so zählt er doch zu den maßgeblichen Autoren, die die Fragen der wirtschaftlichen Nachwirkung der afrikanischen Unabhängigkeit als zentral für die Entwicklung Afrikas einstufen und auch explizit behandeln.

Von unternehmenshistorischer Seite hat auch Geoffrey Jones diese Fragen in mehreren Studien behandelt, und die Ursachen und Folgen des Wirtschaftsnationalismus für Firmen

59 Diese Vergleiche sind allerdings eher selten, vgl. *Grietje Verhoef*, Economic Empowerment and Performance: Strategies towards indigenisation/Black economic empowerment and the performance of such enterprises in Nigeria and South Africa, since the early 1970's to 2002, in: *Journal of Contemporary History [South Africa]* 29, 2004, S. 92–118; oder auch einen demnächst erscheinenden Beitrag von mir im *Journal of Management Studies* (2009).

60 Vgl. das französische Handelshaus CFAO oder die britisch-ghanaische (und in den letzten Jahren auch südafrikanische) Goldmine Ashanti Goldfields Corporation. *Hubert Bonin*, CFAO (1887–2007): La réinvention permanente du commerce outre-mer, Bordeaux 2008; *A. A. Taylor*, Sam Jonah and the Remaking of Ashanti, Johannesburg 2006.

61 *Fieldhouse*, *Black Africa 1945–80*, S. xviii–xix (eigene Übersetzung).

62 Hierzu hat Axel Harneit-Sievers eine umfangreiche Studie vorgelegt: *Axel Harneit-Sievers*, Zwischen Depression und Dekolonisation: Afrikanischer Handel und Politik in Süd-Nigeria, 1935–1954, Saarbrücken 1991. Ein ähnliches Thema wird auch von Jan-Georg Deutsch aufgegriffen: *Jan-Georg Deutsch*, *Educating the Middlemen: A Political and Economic History of Statutory Cocoa Marketing in Nigeria, 1936–1947*, Berlin 1995.

63 *Fieldhouse*, *Merchant Capital and Economic Decolonisation*, S. 413.

64 *Hodgkin*, *Nationalism in colonial Africa*, S. 115.

in unterschiedlichen Branchen (Petroleum, Bank- und Finanzgeschäfte, Handel und Konsumgüterindustrie) hinterfragt. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der Handlungsspielraum für Unternehmen in solchen Situationen erstaunlich gering war.⁶⁵ Dabei identifiziert er verschiedene Phasen der Weltwirtschaft, die zwischen globaler und nationalistischer Gesinnung schwanken.⁶⁶ Eine relativ globale Phase wie die des Imperialismus forderte durch die mit ihr verbundene Ungerechtigkeit eine Gegenbewegung heraus. Hierin sieht er einen Appell, in Phasen einer zunehmenden Internationalisierung oder Globalisierung eine Polarisierung zwischen Gewinnern und Verlierern zu vermeiden und sicherzustellen, dass in internationalen Verhältnissen die schwächeren Parteien fair behandelt werden müssen, insbesondere im Zusammenhang mit den negativen Effekten einer freien Weltwirtschaft. Gemeint sind dabei staatliche Akteure wie die Entwicklungsländer oder auch soziale Gruppen innerhalb von Staaten, wie zum Beispiel Niedrigverdiener.

Der postkoloniale Staat in Afrika

Um die Handlungsmöglichkeiten von multinationalen Unternehmen in Afrika adäquat einschätzen zu können, ist es notwendig, sich mit dem Charakter des postkolonialen afrikanischen Staates auseinander zu setzen. Eine gute Einführung bietet Rainer Tetzlaffs und Cord Jakobeits »Das nachkoloniale Afrika«, in der sie auf den hohen Grad der personenabhängigen Informalität verweisen, der sowohl die Politik wie auch die Wirtschaft bestimmt.⁶⁷ Die zentrale Debatte dreht sich um die Frage, ob der Staat in Afrika als schwach oder stark einzustufen ist. Da afrikanische Staaten den schwachen institutionellen Aufbau der ehemaligen Kolonialregierungen geerbt haben, wird das Erstere gern angenommen, insbesondere in der Politikwissenschaft wie auch von Organisationen wie der Weltbank.⁶⁸ Jean-Francois Bayarts alternative Vorstellung eines starken afrikanischen Staates hat dagegen einen großen Einfluss in der Afrikanistik. In seiner Interpretation funktioniert das westliche Staatsmodell lediglich als Maskerade, die von Eliten kontrolliert wird. Diese Eliten sind wiederum durch Klientelverhältnisse tief in der afrikanischen Gesellschaft verwurzelt; daher stammt seine Einschätzung eines starken, wenn auch nicht institutionalisierten Staates.⁶⁹ Das Argument des Patronats- und Klientelstaates ist auch Grundlage der meisten Ansätze aus der Politologie und politischen Ökonomie, wie zum Beispiel Robert Bates' Studie zum Verhältnis von staatlicher Politik und der Struktur von Märkten in Afrika.⁷⁰

Eine gute einführende Zusammenfassung dieser Interpretationen des afrikanischen postkolonialen Staates stammt von Frederick Cooper, der den Staat als einen »Torwächter« (gatekeeper state) beschreibt.⁷¹ Als Folge des kolonialen Erbes hatten die gerade unab-

65 Jones, *Renewing Unilever*. Weitere Studien von *Geoffrey Jones*: *Banking and Empire in Iran*, Cambridge 1986; *Banking and Oil*, Cambridge 1987; *British Multinational Banking, 1830–1990*, New York 1993; *Merchants to multinationals: British trading companies in the nineteenth and twentieth centuries*, Oxford 2000.

66 *Ders.*, *Multinationals and Global Capitalism from the nineteenth to the twenty-first century*, Oxford 2005.

67 Tetzlaff/Jakobeit, insb. Kapitel 4.

68 Eine Übersicht zu einigen Titeln dieser Richtung gibt *John Quinn*, *W(h)ither the State (System)?*, in: *International Politics* 38, 2001, S. 437–446.

69 *Jean-Francois Bayart*, *The state in Africa: the politics of the belly*, London 1993. Eine einflussreiche Fallstudie vonseiten der Afrikanistik ist außerdem *Larry Diamond*, *Democracy and Prebendal Politics in Nigeria: The Rise and Fall of the Second Republic*, Cambridge 1987.

70 *Robert H. Bates*, *Markets and States in Tropical Africa: The Political Basis of Agricultural Policies*, Berkeley/Los Angeles, CA/London 1981. Vgl. auch sein neu erschienenes Buch: *When Things Fell Apart: State Failure in Late-Century Africa*, Cambridge 2008.

71 *Cooper*, *Africa since 1940*, S. 156–190.

hängig gewordenen Staaten vor allem Kontrolle über die Ein- und Ausfuhren, über den Nexus zu internationalen Märkten. Hier wurde Mehrwert produziert, der von der politischen Klasse effektiv abgeschöpft werden konnte, mit denen alternative, lokal basierte Einkommensmöglichkeiten nicht konkurrieren konnten. Dies war vor allem für die Entwicklung der Privatwirtschaft von großer Bedeutung, da somit Unternehmer in hohem Maße von der Qualität ihrer politischen Verbindungen abhängig sind.

Ein problematischer Aspekt in vielen Interpretationen des postkolonialen Staates ist die Tendenz, den Ländern im Bürgerkrieg, den Diktaturen und der zerfallenden Staatsgewalt besonderes Augenmerk zu schenken. Es gibt eine Reihe von Staaten, die »funktionieren«: Einige asiatische Länder sind im eingeschränkten Maße sogar erfolgreich, trotz Korruption, Cliquenwirtschaft und Günstlingskapitalismus (*crony capitalism*).⁷² Daher ist es wichtig zu unterstreichen, dass das Chaos in Afrika als politische Methode in vielen Fällen durchaus funktioniert.⁷³

Politik- und wirtschaftswissenschaftliche Studien zur Rolle von Unternehmen in Afrika

Die Studien zum Wirtschaftsnationalismus aus dem Bereich der politischen Ökonomie und der *international studies* integrieren politische mit wirtschaftlichen Erklärungsmustern und verweisen dabei häufig auf die historische Entwicklung hinter diesen Zusammenhängen. Thomas Biersteker zum Beispiel arbeitet in seinem Buch über Unternehmen und Enteignungen im Nigeria der Siebzigerjahre die lange Tradition von wirtschaftsnationalistischen Forderungen heraus, die bis in die Fünfzigerjahre hineinreicht.⁷⁴ Tatsächlich haben Afrikanisten wie Jan-Georg Deutsch, Axel Harneit-Sievers und auch Antony Hopkins mit ihren Arbeiten gezeigt, dass diese Diskurse bereits in den Dreißigerjahren bestanden hatten.⁷⁵ Trotz dieser langen Vorgeschichte waren sich die meisten Forscher des postkolonialen Afrika einig, dass die Dekolonisation nach wie vor als eine der Ursachen des Wirtschaftsnationalismus einzustufen war. Nichtsdestoweniger gab es kaum historische Erklärungsansätze in den gesellschaftswissenschaftlichen Arbeiten. Stattdessen wurde das Phänomen besonders im internationalen Kontext analysiert, vonseiten der internationalen Unternehmensstudien besonders von Stephen J. Kobrin und Charles Kennedy, die sich mit der weltweiten Zunahme von Firmenenteignungen auseinandersetzten (siehe Abbildung 1).⁷⁶ Diese Form der Gesetzgebung nahm in den späten Sechzigerjahren zu, erreichte ihren Höhepunkt in den Siebzigerjahren und schwächte sich Anfang der Acht-

72 Für europäische Historiker ist der Vergleich zum mittelalterlichen Lehnswesen hilfreich, auch wenn derlei Parallelen nicht überstrapaziert werden sollten. Das gegenwärtige Afrika mit dem historischen Europa zu identifizieren, birgt die Gefahr, die zukünftige Entwicklung von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft auf dem Kontinent nach dem Muster der westlichen Welt vorauszusagen. Dafür wurde zum Beispiel W. W. Rostows Arbeit zu Recht kritisiert: *Walt Whitman Rostow, The stages of economic growth: a non-communist manifesto*, Cambridge, Mass. 1960.

73 Hier sei auf die einflussreiche Studie von Patrick Chabal und Jean-Pascal Daloz verwiesen, die jedoch häufig auf besonders extreme Fälle verweist: *Chabal/Daloz*. Manchmal erinnert diese Argumentation, wie politische Kontrolle trotz schwacher Institutionen aufrecht erhalten wird, an die Beschreibung des Staatsapparates (des *non-state*) in *Franz Neumann*, *Behemoth: The Structure and Practice of National Socialism*, New York 1942.

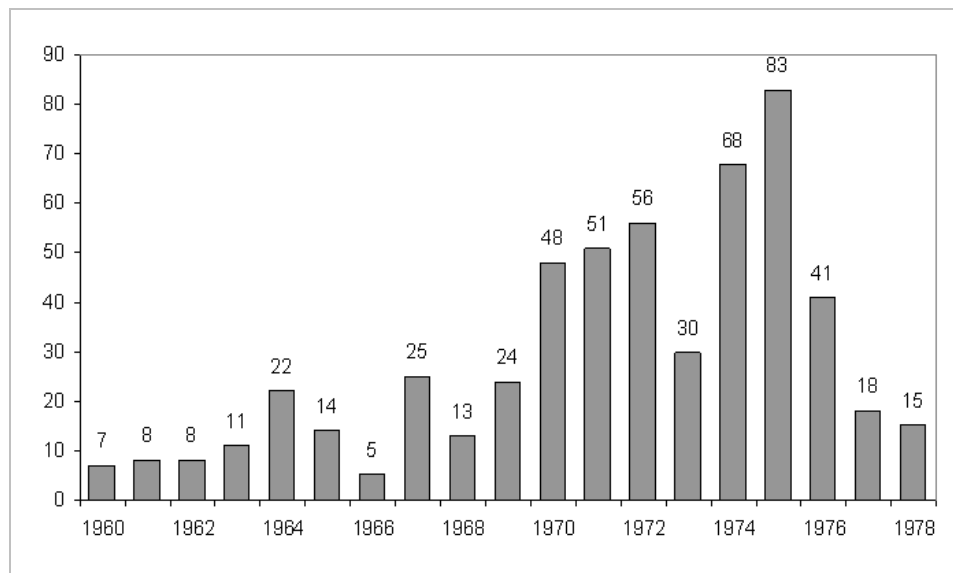
74 *Thomas J. Biersteker*, *Multinationals, the State, and the Control of the Nigerian Economy*, Princeton, NJ 1987, S. 53–62.

75 *Harneit-Sievers*; *Deutsch*; *Antony G. Hopkins*, *Economic Aspects of Political Movements in Nigeria and the Gold Coast 1918–1939*, in: *Journal of African History* 7, 1966, S. 133–152.

76 *Stephen J. Kobrin*, *Expropriation as an Attempt to Control Foreign Firms in LDCs*, in: *International Studies Quarterly* 28, 1984, S. 329–348; *Charles R. Kennedy*, *Relations between Transnational Corporations and Governments in Host Countries: a look into the Future*, in: *Transnational Corporations* 1, 1992, S. 67–91.

zigerjahre stark ab. Die Mehrzahl der Enteignungsgesetze wurde in Afrika ratifiziert, gefolgt von Lateinamerika.

Abbildung 1: Gesetzgebung zur Firmenenteignung weltweit



Eigene Zusammenstellung. Quellen: *Stephen J. Kobrin*, Expropriation as an Attempt to Control Foreign Firms in LDCs, in: *International Studies Quarterly* 28, 1984, S. 329–348, hier: S. 336; *Charles R Kennedy*, Relations between Transnational Corporations and Governments in Host Countries: a look into the Future, in: *Transnational Corporations* 1, 1992, S. 67–91, hier: S. 69; *Fiona Boyd*, Expropriation of Alien Property in International Law: A Study of Recent State Practice concerning British Nationals, M. Phil. Law, University of Nottingham, 1988, S. 29.

Es gab sehr wenige Überblicksdarstellungen zum Wirtschaftsnationalismus, und diese, wie zum Beispiel die von Peter Burnell⁷⁷, lieferten selten überzeugende Gesamtkonzepte, die den Wirtschaftsnationalismus weltweit und historisch durch die Jahrzehnte überzeugend erklären konnten. Im Gegensatz dazu bietet der kanadische Wirtschaftswissenschaftler Harry G. Johnson ein Konzept an, das wiederum auf eine Studie von Albert Breton zu Kanada zurückgreift und das sich auf die politischen und gesellschaftlichen Determinanten des Nationalismus bezieht.⁷⁸ Bretons Ansatz geht davon aus, dass der Nationalismus in der Wirtschaft in erster Linie der Redistribution von Vermögen und Einkommen hin zur (gebildeten) Mittelschicht dient. Diese Gruppe hatte häufig einen eher unsicheren wirtschaftlichen Status, bezog abhängige Einkommen im Beamten- oder Angestelltenverhältnis und profitierte unverhältnismäßig von nationalistischer Wirtschaftspolitik, die Beschäftigungsmöglichkeiten in der Privatwirtschaft und in Staatsunternehmen schuf.

⁷⁷ *Peter J. Burnell*, *Economic Nationalism in the Third World*, Brighton 1986.

⁷⁸ *Harry Gordon Johnson*, A Theoretical Model of Economic Nationalism in New and Developing States, in: *ders.* (Hrsg.), *Economic Nationalism in Old and New States*, London 1967, S. 1–16; *Albert Breton*, The Economics of Nationalism, in: *The Journal of Political Economy* 72, 1964, S. 376–386.

Diese Analyse ist durchaus zutreffend für die stark redistributiv organisierten Staaten Afrikas, die häufig als neopatrimonialistische oder auch Rentierstaaten bezeichnet werden.⁷⁹ Harry Johnson entwickelte Bretons Idee weiter, insbesondere mit Bezug auf die sogenannten neuen Staaten und argumentierte, dass im Wirtschaftsnationalismus eine Gemeinschaft tatsächlichen privaten Konsum aufgab im Austausch für ein Gemeinschaftsgut (*public good*), das normalerweise als die wie auch immer gestaltete »Kontrolle der Nationalwirtschaft« beschrieben wurde. Dies konnte entweder zur gesellschaftlichen Modernisierung beitragen, indem ein entwicklungsorientierter Staat (wie zum Beispiel Südkorea oder Singapur) diese nationalen Ressourcen fortschrittlich einsetzte, aber auch als »Opium fürs Volk« den sozialen Umbruch ersetzen, indem die nationalen Ressourcen lediglich zum privaten Griff ins Staatssäckel führten (was in den Debatten zum Staat in Afrika durch die Begriffe Redistribution oder Korruption erfasst wird). In Afrika war die zweite Option eindeutig häufiger anzutreffen.

Die gesellschaftswissenschaftlichen Ansätze erschweren es, eine klare Verbindung zwischen radikaler nationalistischer Wirtschaftspolitik und der Dekolonisation zu ziehen, eben weil hier Vergleiche zwischen ähnlichen Systemen in Zeit und Raum vorgenommen wurden. Wirtschaftsnationalismus und Enteignungen fanden auch in Südostasien und Lateinamerika in diesem Zeitraum statt, auch wenn man hier von Kolonialismus oder den Nachwirkungen des informellen Imperialismus sprechen könnte. Ebenso stellen die kommunistischen Enteignungen in Russland, China und Kuba sowie die nationalistischen Bestrebungen in der Zwischenkriegszeit in Osteuropa alternative Formen des Wirtschaftsnationalismus dar. Und nicht nur Alexander Gerschenkron hat mit seinem »Economic Backwardness in Historical Perspective« auf die deutsche Wirtschaftspolitik im 19. Jahrhundert aufmerksam gemacht, denn einige Autoren verweisen auch auf Friedrich Lists Werk, der nationale Interessen stärker in die Wirtschaftspolitik einbinden wollte als es zu diesem Zeitpunkt üblich war.⁸⁰ Tatsächlich reichen die Wurzeln des modernen Wirtschaftsnationalismus zurück bis zur merkantilistischen Politik vieler europäischer Länder im 18. und 19. Jahrhundert und so weit wie die Wirtschaftspolitik Japans und Südkoreas im 20. Jahrhundert.

Der Wirtschaftsnationalismus in Osteuropa ist in den letzten Jahren umfassend erforscht worden durch eine Gruppe an der Viadrina-Universität Frankfurt/Oder, deren Arbeit in dem Sammelband »History and Culture of Economic Nationalism in East Central Europe« gebündelt vorgelegt wurde.⁸¹ Hierin stellt vor allem Joseph Love klar, inwieweit wirtschaftsnationalistische Bewegungen weltweit miteinander in Bezug stehen, indem er aufzeigt, wie die Ideen des rumänischen Wirtschaftswissenschaftlers Mihail Manoilescu von lateinamerikanischen Autoren, insbesondere dem Argentinier Raúl Prebisch, aufgegriffen wurden.⁸² Wie die Studien von Harry G. Johnson und die der Frankfurt/Viadrina-Gruppe zeigen, ist es nach wie vor hilfreich, einen internationalen Vergleich auch zu nicht-kolonialen Gesellschaften herzustellen.

Gibt es also einen Wirtschaftsnationalismus speziell in Afrika, den man als eine zeitverzögerte Dekolonisation der Wirtschaft bezeichnen könnte? Die Parallele mit dem po-

79 Vgl. z. B. Bates.

80 Alexander Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective: A book of essays*, Cambridge 1962; Friedrich List, *Das nationale System der politischen Ökonomie*, Stuttgart 1841.

81 Helga Schultz/Eduard Kubû (Hrsg.), *History and Culture of Economic Nationalism in East Central Europe*, Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2006, 327 S., geb., 51,00 €.

82 Joseph L. Love, *Flux and Reflux: Interwar and Post-war Structuralist Theories of Development in Romania and Latin America*, in: Schultz/Kubû, *Economic Nationalism*, S. 71–86. Dies basiert auf seinem Buch: *ders.*, *Crafting the Third World: Theorizing Underdevelopment in Rumania and Brazil*, Stanford 1996.

litischen Prozess der Unabhängigkeit ist vielleicht nicht immer hilfreich, da andere Länder ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Allen Fällen ist aber gemeinsam, dass weite Bevölkerungsteile die wirtschaftliche und soziale Ordnung als ungerecht empfanden, in der gewisse Gruppen, ob ethnisch, sprachlich oder sozial definiert, einen Vorteil genossen. Wenn als Folge eines politischen Umbruchs die vormalig (relativ oder absolut) benachteiligten Bevölkerungsteile Zugang zu der Gesetzgebungsmacht und den Ressourcen des Staatsapparats erhielten, eröffneten sich Möglichkeiten (bei wachsendem Reformdruck), die gesetzlichen Rahmenbedingungen so umzustrukturieren, dass neue Gruppen Vorteile erhielten und unter Umständen andere Favoriten ausbooten konnten. Für Afrika wird dieser Prozess durch die Dekolonisation bestimmt, in anderen Ländern hat es historisch anders gelagerte, aber ähnlich geartete Umwandlungen gegeben, die den gleichen Effekt hatten. So kann man nur von der Dekolonisation der Wirtschaft sprechen, wenn man sich im Klaren ist, dass man es gleichermaßen mit einem Wirtschaftsnationalismus zu tun hat, der über eine rein imperialistische Folgeerscheinung hinausgeht. Da die meisten Definitionen der wirtschaftlichen Dekolonisation noch unschärfer sind als die des Wirtschaftsnationalismus, ist die Begrifflichkeit hier nicht unbedingt eine einfache Wahl.

International Business und die Erforschung multinationaler Konzerne

Inwieweit spielten die multinationalen Konzerne eine Rolle im Rahmen der gesellschaftswissenschaftlichen Erklärungen des Wirtschaftsnationalismus? In vielerlei Hinsicht wurden diese Firmen als internationale Akteure wahrgenommen, die sich staatlicher Macht weitestgehend entziehen konnten (auch wenn das nicht immer der Selbstwahrnehmung vieler Unternehmen entsprach) und deren Wirtschaftsmacht die der einzelnen Entwicklungsländer bei weitem übertraf.⁸³ In den Siebziger- und Achtzigerjahren kam eine unüberschaubare Flut von Titeln zur Rolle der multinationalen Unternehmen auf den Markt, mit sehr unterschiedlichen ideologischen Orientierungen. Im Folgenden werden die bedeutendsten Studien kurz erläutert.

Besonders einflussreich war Raymond Vernons Buch »Sovereignty at Bay« von 1973, in dem er darauf hinwies, dass die staatliche Souveränität nicht allein durch die Aktivitäten der multinationalen Unternehmen beschränkt wird, sondern vor allem durch die zunehmende Interdependenz zwischen Staaten und Wirtschaftssystemen weltweit.⁸⁴ Wie auch schon von Biersteker, Collins, Breton und Johnson argumentiert wurde, »haben multinationale Unternehmen häufig als nichtsahnende und unwillige Blitzableiter für eine Reihe von sehr verschiedenen gesellschaftlichen Kräften [besonders aus den gehobenen Schichten] in den Entwicklungsländern gedient.«⁸⁵ Seine Empfehlung an die Politik lautet vielmehr, dem japanischen Beispiel einer *unbundling*-Strategie zu folgen, das heißt einheimische Firmen zu veranlassen, unabhängige Quellen für Kapital und technologische Bedürfnisse zu erschließen, um sich so politisch unabhängig Zugang zu internationalen Märkten zu verschaffen.⁸⁶

83 Diese Behauptungen erfreuen sich bis heute großer Beliebtheit, sind aber problematisch. Ein bekannter Vergleich ist der von Staaten und Firmen, in der das Bruttosozialprodukt mit dem gesamten Absatz von Großkonzernen verglichen wird. Diese Konzepte sind aber nicht wirklich vergleichbar – würden alle Kaufgeschäfte in einer Nationalwirtschaft erfasst, wären auch die ärmsten Länder bedeutend größer als die Konzerne. Noch dazu wird in Entwicklungsländern nur ein kleiner Teil der Wirtschaftsverhältnisse statistisch erfasst – die sogenannte duale Wirtschaft, die sich in einen formalen und einen größeren informellen Sektor aufteilt. Vgl. zu dieser Problematik den Beitrag von *Daniel Speich* in diesem Band.

84 *Raymond Vernon*, *Sovereignty at bay: the multinational spread of US enterprises*, Harmondsworth 1973.

85 Ebd., S. 145 (eigene Übersetzung).

86 Ebd. S. 172.

Er führt die Idee des multinationalen Blitzableiters weiter, indem er die Unternehmen in den Kontext der postkolonialen Debatte um Entwicklungshilfe und Handelsvergünstigungen stellt:

»Die Regierungsvertreter der Entwicklungsländer sind jedoch entschlossen, diese kleinen Vergünstigungen nicht als eine Form der Wohltätigkeit zu erhalten, sondern als ein Anrecht. In der sich daraus entwickelnden Debatte werden die multinationalen Firmen als Instrument vergangener Ungerechtigkeit und gegenwärtiger Ungleichheit dargestellt.«⁸⁷

Hier sieht Vernon dieselbe Dynamik, die Jahrzehnte später von Frederick Cooper und Randall Packard für die Ideen der Entwicklungszusammenarbeit detailliert untersucht wurde. Die historische Erfahrung von Ungerechtigkeit und Benachteiligung führte dazu, dass Entwicklungsländer eine oft unnachgiebige Handlungsposition einnahmen, wenn sie in der Lage waren, Vergünstigungen einzufordern. Dabei wurden moralische Argumente verwendet, auch wenn der tatsächliche langfristige Nutzen dieser Eingeständnisse oft hinter den Erwartungen zurückblieb.

Raymond Vernons Buch war lediglich eines der meistbeachteten aus einer ganzen Reihe von wichtigen Studien vonseiten der internationalen Unternehmensstudien. Louis Wells schrieb umfassend über die Verhandlungen zwischen multinationalen Unternehmen, insbesondere der Bergwerk- und Metallminenbranche, und Entwicklungsländern in Afrika, Asien und Lateinamerika und war auch in vielen Fällen als Berater sowohl auf Seiten der Staaten wie auch der Firmen involviert.⁸⁸ Theodore Moran untersuchte die Kupferminenindustrie in Chile, und Stephen Kobrin trug maßgeblich zur Weiterentwicklung der Analyse von politischen Investitionsrisiken (*political risk assessment*) in Firmen bei.⁸⁹ All diese Autoren haben die gemeinsame Grundannahme, dass die Aufrechterhaltung von Eigentumsverhältnissen (*property rights*) die Grundlage jeglichen Wirtschaftswachstums darstellt, die für eine effektive und langfristige Armutsbekämpfung unabdinglich sind.

Multinationale Firmen standen auch im Mittelpunkt von marxistisch geprägten Kritikern unternehmerischer Macht. Interessant ist in diesem Zusammenhang Stephen Hymer, dessen frühes Werk grundlegende Thesen zur Internationalisierung von Firmen lieferte, der aber in späteren Jahren zu ihrem Kritiker wurde.⁹⁰ Hier bestehen enge Verbindungen zu den Arbeiten von Walter Rodney und Immanuel Wallerstein, und viele Studien aus dieser Tradition sind auch häufig schwächer in der detaillierten Diskussion von Firmen als in wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Rahmenargumenten. Da multinationales Kapital generell als unmoralisch und schädlich eingestuft wurde, wurde eine genaue und substanzielle Erforschung der Logik, die hinter dem Aufbau und der Strategie dieser Un-

87 Ebd., S. 149.

88 Louis Wells/David N. Smith, *Negotiating Third World Mineral Agreements: Promises as Prologue*, Cambridge, Mass. 1976; Louis T. Wells/N. Fagre, *Bargaining Power of Multinationals and Host Governments*, in: *Journal of International Business Studies* 13, 1982, H. 3, S. 9–23; Louis T. Wells, *Social Cost/Benefit Analysis for MNC's*, in: *Harvard Business Review* 53, 1975, H. 2, S. 40–154 (8 S. insgesamt).

89 Theodore H. Moran (Hrsg.), *Multinational corporations: the political economy of foreign direct investment*, Lexington, Mass. 1985; Stephen Kobrin, *Expropriation as an Attempt to Control Foreign Firms*; ders., *Assessing Political Risk Overseas*, in: *Wharton Magazine*, 6, 1982, S. 24–31; ders., *Political Assessment by International Firms – Models or Methodologies*, in: *Journal of Policy Modeling* 3, 1981, S. 251–270.

90 Stephen H. Hymer, *The international operations of national firms: a study of direct foreign investment*, Cambridge, Mass. 1976; ders., *The multinational corporation: a radical approach: papers by Stephen Herbert Hymer*, in: Robert B. Cohen (Hrsg.), *Selected works*, Cambridge 1979. Für eine Würdigung seiner Arbeit siehe Christos N. Pitelis, *Stephen Hymer: Life and the Political Economy of Multinational Corporate Capital*, in: *Contributions to Political Economy* 21, 2002, S. 9–26.

ternehmen stand, von diesen Kritikern oft nicht vorgenommen. Genauso wenig wurden die potenziellen Gefahren eines zu aggressiven Wirtschaftsnationalismus thematisiert. Die Schäden dieser Politik waren erst nach ein paar Jahren wirklich sichtbar, und wurden dann auf das weltwirtschaftliche System geschoben, das arme Länder ausbeutete. Dass diese Länder jedoch innerhalb dieses Systems agierten und sich behaupten mussten, wurde dabei ignoriert. Letztendlich hat der Erfolg der asiatischen »Tigerstaaten«, Chinas und Indiens dazu geführt, dass diese Tradition, auf die sich auch die Anti-Globalisierungsbewegung vor einigen Jahren bezog, an Glaubwürdigkeit verlor.

In den Siebziger- und Achtzigerjahren stand die Kommission für Handel und Wirtschaftsentwicklung der Vereinten Nationen (UNCTAD) zwischen diesen ideologischen Fronten und wurde alsbald zu einem wichtigen Zentrum der statistischen Erfassung und Forschung. Mehrere Publikationen zu multinationalen Firmen weltweit, die zunächst im Fünfjahrestakt erschienen, entwickelten sich langfristig zum *World Investment Report*, der nun jedes Jahr erscheint, eine umfassende statistische Erfassung von globalem Kapital bietet und sich mit wechselnden Themen befasst. So hat sich aus dieser Debatte langfristig eine regelmäßige Standardveröffentlichung für internationale Unternehmensforschung entwickelt.⁹¹

Die Bedeutung von Eigentumsrechten für die wirtschaftliche Entwicklung

Der grundlegende Unterschied zwischen diesen diametral entgegengesetzten Interpretationen ist, wie in vielen anderen Debatten (man denke hier an den Patentschutz von Medikamenten in Entwicklungsländern) die Bedeutung, die der Sicherstellung der *property rights* für die nachhaltige Entwicklung eines Landes beigemessen wird. Vertreter einer marxistischen Ideologie waren jeglichem Eigentum selbstverständlich abgeneigt, von liberal-marktwirtschaftlichen Ansätzen wurden sie dagegen als die Basis einer funktionierenden Sozial- und Wirtschaftsordnung eingestuft.

Als ein klarer Verfechter der Eigentumsrechte und ihrer internationalen Sicherstellung fasste Charles Lipson die wechselnden Einstellungen und politischen Kräfteverhältnisse in seiner historischen Studie »Standing Guard: Protecting Foreign Capital in the Nineteenth and Twentieth Centuries« zusammen.⁹² Für ihn ist der Imperialismus eine Form der politischen und militärischen Sicherung von Eigentumsrechten. Diese Form der Sicherung ist jedoch problematisch, da die Rechtsverhältnisse bestehender vorkolonialer Ordnungen häufig missachtet wurden. Daher mangelte es den imperial durchgesetzten Rechtssystemen häufig an Legitimität, auch wenn vorkoloniale Rechtssysteme ebenso problematisch sein konnten (aber gerne durch eine verklärende Brille gesehen werden). Somit trug die Art und Weise der Durchsetzung der Eigentumsrechte gewissermaßen den Keim ihrer späteren Umstrittenheit in sich.

In diesem Zusammenhang sollte man aber nicht alle Kolonialreiche über einen Kamm scheren, da selbst innerhalb des Empire Unterschiede zwischen Siedler- und nichtbesiedelten Kolonien bestanden, ja sogar innerhalb verschiedener Regionen einer einzelnen

91 United Nations Commission on Transnational Corporations, *Transnational Corporations in World Development: A Re-examination*, New York 1978; dies., *Transnational Corporations in World Development: Third Survey*, New York 1983; dies., *Transnational Corporations in World Development: Trends and Prospects*, New York 1988. In den letzten Jahren hat der *World Investment Report* Themen wie zum Beispiel »FDI from Developing and Emerging Economies«, 2006, aufgegriffen. Die Berichte sind auf der Webseite frei verfügbar, URL: <<http://www.unctad.org/WIR>> [29. April 2008].

92 Charles Lipson, *Standing Guard: Protecting Foreign Capital in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, Berkeley, CA/London 1985.

Kolonie.⁹³ Dies hatte großen Einfluss darauf, wie vorkoloniale Rechtsverhältnisse von Kolonialverwaltungen übernommen wurden. Und wie zu allen Debatten gibt es auch hier eine Gegenposition, die besagt, dass insbesondere die unvollständige Einführung von individuellem Immobilieneigentum die wirtschaftliche Entwicklung vieler afrikanischer Länder bis heute beeinträchtigt – man stelle sich ein Land vor ohne Katasteramt, mit Großfamilien und einem komplexen, nicht eindeutigen Erbrecht, welches im Wesentlichen Gewohnheitsrecht ist.⁹⁴

Die Ursachen des Wirtschaftsnationalismus in Afrika

Obwohl Landbesitz und Rechtsverhältnisse zu den maßgeblichen Problemen in Afrika zählen, so verbirgt sich doch eine andere Dynamik hinter den Enteignungen und dem Wirtschaftsnationalismus. Auch wenn diese oft propagandistisch als wirtschaftliche Dekolonisation verkauft wurden, ist der Zusammenhang mit dem Imperialismus weniger eindeutig als häufig angenommen. Diese Verbindung wurde vom Anthropologen Clifford Geertz mit großem Verständnis beschrieben:

»Das Bewusstsein, dass das Machtungleichgewicht zwischen den neuen Staaten und dem Westen nicht nur nicht korrigiert wurde durch das Ende des Kolonialismus, sondern sich in vielerlei Hinsicht noch verstärkte, während gleichzeitig die abmildernde Wirkung der kolonialen Herrschaft gegenüber den direkten Auswirkungen dieses Ungleichgewichts entfiel, führte zu einer viel intensiveren und generalisierten Sensibilisierung gegenüber ausländischer Einflussnahme, da sich nun diese jungen Staaten allein gegenüber stärkeren, erfahreneren und etablierteren Ländern behaupten mussten.«⁹⁵

Die Wahrnehmung einer ungerechten bestehenden oder vergangenen Wirtschaftsordnung führte zu extremen Gegenbewegungen, die als Wirtschaftsnationalismus, oder wie im Falle Afrikas zwischen 1960 und 1980, als wirtschaftliche Dekolonisation bezeichnet wurden. Dies bedeutet nicht, dass Afrikas Erfahrung nicht vergleichbar ist mit dem Nationalismus anderer Regionen oder historischer Epochen, sondern dass in diesem Zusammenhang insbesondere die enttäuschten Hoffnungen einer Dekolonisationsbewegung die Form dieser Handlungen maßgeblich bestimmten.

Dieser sozusagen internationale Faktor wird ergänzt durch die interne Dynamik der postkolonialen Staaten und gesellschaftlichen Entwicklung, die dazu führten, dass soziale oder auch ethnische Gruppierungen den Zugang zum Staatsapparat suchten, um die eigene Lebensgrundlage und Macht, wie auch die ihrer (in verschiedenen afrikanischen Ländern verschieden definierten) Klientel, zu stärken. Die Kontrolle über die Ein- und Ausfuhr von Produkten und Rohmaterialien wie auch das Anrecht, über Investitionen im Land zu entscheiden, waren im kolonialen Staat verankert gewesen und wurden anschließend übernommen (Torwächter-These). Da die Entwicklung afrikanischer Länder durch umfassende und rapide Industrialisierung in den Sechziger- und Siebzigerjahren eindeutig gescheitert war, wurde die Kontrolle der Zugangsrechte ins Staatsgebiet zur einzig wirtschaftlich relevanten Einkommensquelle, von der Eliten auf westlichem Niveau leben konnten. Dieser Prozess des Ringens um staatliche Kontrollmöglichkeiten wurde in seiner extremen Formen vom Soziologen Claude Ake für Nigeria 1981 beschrieben:

93 Als Beispiel hierfür vgl. *Gareth Austin*, *Labour, land, and capital in Ghana: from slavery to free labour in Asante, 1807–1956*, Rochester 2005. In dieser Studie untersucht Gareth Austin u. a. die komplizierte Landrechtssituation in Asante vor und während der Kolonialzeit.

94 Vgl. zum Beispiel *Andreas Eckert*, *Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel: Douala 1880 bis 1960*, Stuttgart 1999; *Austin*.

95 Geertz, S. 237 (eigene Übersetzung).

»Gegenwärtig scheint sich der nigerianische Staat überall einzumischen und dem Staat scheint praktisch alles zu gehören und alles zu kontrollieren, insbesondere den Zugang zu Status und Vermögen. Dementsprechend entwickelt sich ein verzweifelter Kampf darum, wer den Staat kontrolliert, denn dies bedeutet, dass man praktisch allmächtig wird und alles besitzt. Politik wird zum Krieg, es geht um Leben und Tod.«⁹⁶

Bis heute gibt es nur wenige große afrikanische Unternehmen, die nur für den nationalen Markt produzieren und keinen Zugang zum Weltmarkt haben (das Gegenteil ist der Fall für die Mikro-Firmen, Klein- und Mittelständler, insbesondere im informellen Sektor). Natürlich ist das überspitzt formuliert, auch in den Industrieländern sind die größten Firmen international, aber in vielen afrikanischen Ländern sind die alternativen Einkunfts-möglichkeiten schlichtweg begrenzt, da afrikanische Absatzmärkte im globalen Vergleich einfach sehr klein waren und immer noch sind.

Multinationale Firmen fanden sich im Zwiespalt zwischen dem internen Ringen um eine Umverteilung von staatlichen Einkommensquellen und der internationalen Dynamik, die afrikanischen Staaten eine Etablierung im internationalen politischen und wirtschaftlichen System erschwerte.⁹⁷ Viele Autoren der internationalen Unternehmensstudien, insbesondere Stephen Kobrin, haben behauptet, dass die Enteignungen ein Versuch der Entwicklungsländer darstellen, ihre nationale Wirtschaft zu kontrollieren.⁹⁸ Meiner Ansicht nach ist das eine Überbewertung der internationalen Aspekte des Phänomens des Wirtschaftsnationalismus, auch wenn dies für andere Formen von Enteignungen als die in Afrika (und Kobrin bezieht sich auf den weltweiten Trend) durchaus zutreffen mag.

Wie bereits am Anfang erwähnt, traten in Afrika die sogenannten Indigenisierungsgesetze viel häufiger auf als Nationalisierungen. Der Staat ermöglichte Privatpersonen, billig Anteile an internationalen Firmen zu erwerben (und die kleinen bis mittelständischen Betriebe der Libanesen, Inder und anderer Afrikaner vollständig zu übernehmen), und erwarb häufig nur in bestimmten Wirtschaftszweigen selbst Anteile. Noch seltener waren Totalenteignungen, wie die in Tansania, die ideologisch beeinflusst waren und hier ausgenommen werden. Selbst wenn der Staat Firmen teilverstaatlichte, so war der Staatsapparat häufig dermaßen von Privatinteressen dominiert (im Englischen als »captured« bezeichnet), so dass dies ebenso zur finanziellen Einkommensquelle einflussreicher Personen und ihrer Klientel wurde.⁹⁹

Die Form der Enteignungsgesetzgebung in Afrika ist letztendlich ein Beweis dafür, dass die weltweite Welle von Enteignungen nicht unbedingt ein Gesamtphänomen darstellte, sondern dass kontinentale Unterschiede zum Beispiel zwischen Lateinamerika (Nationalisierungen) und Afrika (mehrheitlich Indigenisierung) durch landesspezifische Eigenheiten auftreten. Auch wenn alles zu Recht als Wirtschaftsnationalismus bezeichnet wird, gibt es eine Reihe von Ursachen, die nicht immer alle zutreffen und so zu großen Unterschieden in der tatsächlichen Form des Wirtschaftsnationalismus führen – und somit eine umfassende Definition erschweren. In Afrika war dabei nicht der Faktor der wirtschaftlichen Dekolonisation entscheidend, sondern vielmehr die interne Dynamik der postkolonialen Staatswerdung – also das Resultat der politischen Dekolonisation, und zum gewissen Grad auch der damit verbundenen Entscheidung, wirtschaftliche Fragen im politischen Prozess der Staatswerdung auszuklammern.

96 Claude Ake, Presidential Address to the 1981 Conference of the Nigerian Political Science Association, in: West Africa, 25.5.1981, S. 1163 (eigene Übersetzung). Diese Beschreibung ähnelt Jean-Francois Bayarts Darstellung des Staates, vgl. Bayart.

97 Collins; Biersteker; Decker, S. 315–318.

98 Kobrin.

99 Vgl. hier die Debatten zum Staat in Afrika.

III. FAZIT

Die Dekolonisation in Afrika, auch wenn sie einer sozialen Protestbewegung entsprang, verwandelte sich in ein rein politisch-administratives Projekt, das die Hoffnung auf sozialen Aufbruch, zukünftigen Wohlstand und internationalen Respekt enttäuschte. Es besteht ein allgemeiner Konsens, insbesondere im anglo-amerikanischen Forschungsfeld, dass zeitgenössische wirtschaftliche Fragen von den Architekten der Dekolonisation als nicht zentral für die politische Machtübergabe eingestuft wurden. Problematisch hingegen erscheint, dass die historische Forschung ebenso angenommen hat, dass wirtschaftliche und soziale Fragen im Bezug auf die Dekolonisation nicht wichtig waren, da sie in den Bereich der Entwicklungswissenschaften ausgegliedert worden waren. Die Gesellschaftswissenschaften haben sich jedoch mit einer historischen Integration ihres Forschungsgegenstandes schwer getan. In den letzten Jahren haben insbesondere die Arbeiten von Frederick Cooper gezeigt, dass dies ein Feld von nachhaltiger Bedeutung ist.

Der Wirtschaftsnationalismus der Siebzigerjahre ist generell weniger von Historikern beachtet worden, doch in Anbetracht dessen, dass gegenwärtig Archive für diesen Zeitraum zugänglich werden, bleibt zu hoffen, dass sich dies in Zukunft ändern wird. Insbesondere für die transnationale und Kulturgeschichte sollten die ideologisch-politischen Ambitionen dieser Periode und ihre gegenwärtigen Echos in den verschiedenen Anti-Globalisierungsbewegungen von Interesse sein. Das Verschieben von wirtschaftlichen und sozialen Fragen von der Dekolonisation auf das spezifische Konzept des *development* hat zu einer zeitlich verzögerten Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Inhalten der Unabhängigkeit geführt. Die Hoffnungen, die in der Endphase des Kolonialismus geweckt wurden, stellten sich als zu optimistisch heraus, als sie mit der Wirklichkeit von Armut, Unterentwicklung und mangelnder Infrastruktur konfrontiert wurden. Diesem politischen Sprengstoff konnten sich die Kolonialregierungen und ihre direkten Nachfolger zunächst erfolgreich entledigen. Eine historisch fundierte Auseinandersetzung mit der Entwicklung des postkolonialen Staates und dem wirtschaftlichen Umbruch hat in einigen Fällen bereits zu neuen Interpretationen geführt.

Was bedeutet es für das heutige Afrika, dass wirtschaftliche Fragen während der Dekolonisation den politischen Realitäten untergeordnet wurden? Die Unabhängigkeit zu verschieben, bis die Kolonien wirtschaftlich unabhängig wurden, war politisch untragbar und hätte bedeutet, dass manche afrikanische Staaten wahrscheinlich noch heute Teil eines Kolonialreiches wären. Die Verschiebung des Entwicklungsproblems auf die Schultern von Experten einer neuen akademischen Disziplin, die sich langfristig institutionell mit der Sachlage auseinandersetzen würde, erscheint als eine Lösung, die besonders im Zusammenhang mit kontinuierlicher Wirtschaftshilfe der ehemaligen Kolonialstaaten politisch mehrheitsfähig war. War dies »die Tragödie der Dekolonisation«? In gewisser Hinsicht ja: die Entpolitisierung der Armut und der Entwicklungshilfe, die zu rein wirtschaftswissenschaftlich-technischen Problemen werden, die objektiv am Reißbrett zu lösen sind, ist ebenso problematisch wie die hochgradige Politisierung eines wirtschaftlichen Problems, das eine effektive Lösung durch die Anspruchshaltung der gesellschaftlich Mächtigen in armen Ländern unterläuft.

Wirtschaftsnationalismus war so einflussreich in afrikanischer Politik, weil dies eine Haltung war, die moralische Ansprüche aus der Kolonialgeschichte mit der zeitgenössischen Situation verband, und somit legitimierte, dass Afrikaner Anteil an allen Firmen und wirtschaftlichen Aktivitäten in ihrem Staatsgebiet beanspruchen konnten.¹⁰⁰ Dabei

100 Zur Rolle der Moral in der Wirtschaft und dem politischen Diskurs Afrikas vgl. *James Ferguson*, *De-Moralizing Economies: African Socialism, Scientific Capitalism, and the Moral Politics of Structural Adjustment*, in: *ders.*, *Global Shadows: Africa in the neoliberal World Order*, Durham 2006, S. 69–88.

griffen Politiker auf eines der wichtigsten Ereignisse in der eigenen Zeitgeschichte zurück: die Dekolonisation. Armut und mangelndes Wirtschaftswachstum wurden zurückgeführt auf multinationale Firmen als Urheber, die als eine neue Form der Kolonisation dargestellt wurden. In den Siebzigerjahren wurde Afrikas schlechte Wirtschaftssituation international durch koloniale Altlasten begründet. Innerhalb afrikanischer Gesellschaften waren Forderungen nach größerer wirtschaftlicher Unabhängigkeit attraktiv, da sie eng mit dem lokalen Verständnis von Moral verbunden waren. Tatsächlich fand jedoch gleichzeitig eine Auseinandersetzung um staatliche Einkommen statt, in die multinationale Unternehmen wie auch andere Organisationen verwickelt wurden. Langfristig unterminierte die Politik die wirtschaftliche Basis, wie Robert Bates argumentierte, und führte letztendlich zum »verlorenen Jahrzehnt« Afrikas in den Strukturanpassungsprogrammen der Achtzigerjahre.¹⁰¹ Trotz dieser Tatsache ist nach wie vor eine Politik, die die moralische Dimension der Armut thematisiert, sowohl für Afrika wie auch international wichtig. Somit sehen sich heute immer noch afrikanische Politiker und ausländische Entwicklungsinstitutionen vor einer ähnlichen Problematik, effektive Strategien, basierend auf wirtschaftlich sinnvollen Aktivitäten, anzubieten, die gleichzeitig sozial und politisch tragfähig sind.

101 Bates; Tetzlaff/Jakobeit, S. 247–248.

Ulrike Lindner

Plätze an der Sonne?

Die Geschichtsschreibung auf dem Weg in die deutschen Kolonien

Kaum ein Feld der deutschen Geschichtsschreibung konnte in den letzten zehn Jahren einen so starken Aufschwung verzeichnen wie die Forschungen zum Kolonialismus. Bis Anfang der 1990er-Jahre schien die deutsche Kolonialgeschichte eine von wenigen Personen betriebene, relativ »exotische« Fachrichtung zu sein, die in der hiesigen Forschungslandschaft eher auf geringes Interesse stieß. Dennoch wurden in den 1960er- und 1970er-Jahren bereits etliche bis heute wichtige Studien geschrieben, die sich meist in sozialgeschichtlicher Perspektive mit den Herrschaftsverhältnissen und der wirtschaftlichen Entwicklung in verschiedenen deutschen Kolonien in Afrika befassten.¹ Besonders die Arbeit von Helmut Bley über die deutsche Kolonialherrschaft in Deutsch-Südwestafrika gilt als eines der grundlegenden Bücher zur Entwicklung dieser deutschen Kolonie. Auch einige englische und amerikanische Historiker setzten sich schon früh in verschiedenen Monografien und Sammelbänden mit dem deutschen Kolonialismus auseinander, unter anderem der in Cambridge lehrende Afrika-Forscher John Iliffe.² In der historischen Forschung der DDR trifft man ebenfalls bereits seit Ende der 1950er-Jahre auf verschiedene Arbeiten zur deutschen Kolonialgeschichte, die kritisch die Folgen deutscher Kolonialherrschaft analysieren und sich damit vor allem vom »imperialistischen Erbe« der Bundesrepublik distanzieren wollten.³

1 Helmut Bley, *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894–1914*, Hamburg 1968; Karin Hausen, *Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914*, Zürich/Freiburg i. Br. 1976; Detlef Bald, *Deutsch-Ostafrika 1900–1914. Eine Studie über Verwaltung, Interessengruppen und wirtschaftliche Erschließung*, München 1970; vgl. auch allgemeinere Arbeiten zum Kolonialismus wie Rudolf von Albertini, *Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940*, Zürich/Freiburg i. Br. 1976. Vgl. für frühere Literaturüberblicke zum deutschen Kolonialismus Jost Dülffer, *Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika*, in: NPL 26, 1981, S. 458–473; Klaus J. Bade, *Imperialismusforschung und Kolonialhistorie*, in: GG 9, 1983, S. 138–150; Jürgen Zimmerer, *Deutsche Kolonialgeschichte in neuerer Forschung*, in: AfS 43, 2003, S. 475–485. Die für diesen Aufsatz nötige Kenntnis der Literatur zum deutschen Kolonialismus konnte ich mir im Wesentlichen während eines von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung geförderten Forschungsaufenthalts aneignen, dafür herzlichen Dank. Ich danke außerdem Geoff Eley, der mir das Manuskript seines Vortrags »Writing the History of German Colonialism. Some Overarching Thoughts?« zur Verfügung gestellt hat, den er bei der Konferenz »Germany's Colonialism in International Perspective«, San Francisco State University, 6.–9. September 2007, gehalten hat. Seine Gedanken waren für diesen Rezensionssatz sehr inspirierend.

2 Vgl. z. B. John Iliffe, *Tanganyika under German rule 1905–1912*, London 1969; Ralph Austen, *Northwest Tanzania under German and British Rule 1889–1939*, New Haven/London 1968; außerdem auch verschiedene Aufsätze in dem von Roger Louis und Prosser Gifford herausgegebenen Sammelband zu deutscher und britischer Kolonialherrschaft in Afrika: Prosser Gifford/William Roger Louis (Hrsg.), *Britain and Germany in Africa. Imperial Policy and Colonial Rule*, New Haven 1967; vgl. z. B. auch L. H. Gann/Peter Duignan, *The Rulers of German Africa*, Stanford 1977.

3 Vgl. insgesamt Ulrich van der Heyden, *Kolonialgeschichtsschreibung in Deutschland. Eine Bilanz ost- und westdeutscher Kolonialhistoriographie*, in: NPL 48, 2003, S. 401–429, hier: S. 404, 407–409. Die Studie von Horst Drechsler über die Aufstände in Deutsch-Südwestafrika gilt bis heute als wichtiger Schritt in der Erforschung der südwestafrikanischen Kolonie, Horst Drechsler, *Aufstände in Südwestafrika. Der Kampf der Herero und Nama 1904 bis 1907 gegen die Kolonialherrschaft*, Berlin (Ost) 1984.

Ungeachtet dieser Ansätze erfuhr die Kolonialgeschichte im Vergleich zu vielen anderen Themenfeldern der Kaiserreichsforschung eher geringe Aufmerksamkeit; gleichzeitig waren Studien zur afrikanischen oder Südsee-Geschichte in der stark auf Deutschland bzw. Europa fixierten deutschen Geschichtswissenschaft traditionell rar.⁴ Dies steht ganz im Gegensatz zu britischen Forschungstraditionen; die Auseinandersetzung mit den britischen Kolonien wurde nicht nur von einer höchst differenzierten Empire-Forschung geleistet, sondern konnte sich darüber hinaus in viel stärkerem Maße auf Studien zur außereuropäischen Geschichte stützen.⁵ Die kurze Zeitspanne des deutschen Kolonialismus wurde dagegen auch in der internationalen Forschung meist nur wenig beachtet und als »marginal colonialism«, wie es Lewis H. Gann in einem Aufsatz von 1987 ausdrückte, eingestuft.⁶

Im letzten Jahrzehnt erschien nun eine Fülle von Studien, die sich sowohl mit der Geschichte der verschiedenen deutschen Kolonien als auch mit Herrschaftsformen, kolonialen Imaginationen, kolonialen Kulturen, kolonialer Erinnerungskultur und dem Einfluss kolonialer Traditionen auf die Metropole, d. h. das Mutterland, beschäftigen.⁷ Zudem haben in den letzten Jahren einige Afrika-Historiker Arbeiten über die deutschen Kolonien vorgelegt, die stärker die Perspektive der afrikanischen Bevölkerung in den Mittelpunkt stellen.⁸

4 Als Ausnahme vgl. z. B. die Untersuchungen von Hermann Hiery zum deutschen Kolonialreich in der Südsee: *Hermann Joseph Hiery*, Das Deutsche Reich in der Südsee (1900–1921). Eine Annäherung an die Erfahrungen verschiedener Kulturen, Göttingen etc. 1995; *ders./John MacKenzie* (Hrsg.), *European impact and Pacific influence. British and German colonial policy in the Pacific Islands and the indigenous response*, London etc. 1997.

5 Vgl. insgesamt als neueren Überblick über die britische Empire-Forschung *Benedikt Stuchtey*, Nation und Expansion: Das britische Empire in der neuesten Forschung, in: HZ 274, 2002, S. 87–118. Vgl. das umfassende Sammelwerk zur Geschichte des britischen Empire von *William Roger Louis* (Hrsg.), *The Oxford History of the British Empire*, Bd. 1–5, Oxford 1999; sowie die ergänzenden Sammelbände zu verschiedenen Themen z. B. *Philippa Levine* (Hrsg.), *Gender and Empire*, Oxford 2004. Vgl. als Beispiel für die Studien aus der afrikanischen Geschichte, die sich mit den britischen Kolonien beschäftigen, einige Arbeiten über Britisch-Ostafrika/Kenia: *John M. Lonsdale*, *Three Aspects of Crisis in Colonial Kenya*, Syracuse 1975; *Frederick Cooper*, *From Slaves to Squatters: Plantation Labor and Agriculture in Zanzibar and Coastal Kenya, 1890–1925*, New Haven 1980; *G. H. Mungeam*, *British Rule in Kenya, 1895–1912: The establishment of administration in the East Africa Protectorate*, Oxford 1966.

6 *Lewis H. Gann*, *Marginal Colonialism: The German Case*, in: *Arthur J. Knoll/Lewis H. Gann* (Hrsg.), *Germans in the Tropics. Essays in German Colonial History*, New York etc. 1987, S. 1–18.

7 Vgl. z. B. *Fatima El-Tayeb*, *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um »Rasse« und nationale Identität 1890–1933*, Frankfurt/Main/New York 2001; *Pascal Grosse*, *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918*, Frankfurt/Main/New York 2000; *Alexander Honold/Oliver Simons* (Hrsg.), *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*, Tübingen/Basel 2003; *Patricia Mazon/Reinhild Steingröver* (Hrsg.), *Not so Plain as Black and White. Afro-German Culture and History 1890–2000*, Rochester 2005; *Jürgen Zimmerer*, *Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia*, Münster etc. 2002; *Gesine Krüger*, *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*, Göttingen 1999; *Birthe Kundrus*, *Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien*, Köln 2003; *Andrew Zimmermann*, *Anthropology and Anti-humanism in Imperial Germany*, Chicago 2001; *Michael Schubert*, *Der schwarze Fremde. Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre*, Stuttgart 2003.

8 Hier geht der Untersuchungszeitraum mitunter deutlich über die Zeit der deutschen Kolonialherrschaft hinaus, vgl. z. B. *Michael Pesek*, *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880*, Frankfurt/Main/New York 2005; *Jan-Bart Gewald*, *Herero Heroes. A Socio-political History of the Herero of Namibia, 1890–1923*, Oxford 1999; *Andreas Eckert*, *Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880 bis 1960*, Stuttgart 1999.

Dieses seit Mitte der 1990er-Jahre wachsende Interesse an der Kolonialgeschichte geht auf unterschiedliche Einflüsse zurück, die in den folgenden Abschnitten näher erörtert werden: neue Ansätze aus dem Bereich der *postcolonial studies* sowie der globalen und transnationalen Geschichte; damit verbunden ein verstärktes außerwissenschaftliches Interesse an globalen Vernetzungen, das den Blick ebenfalls auf den Kolonialismus lenkt; ein durch verschiedene Jahrestage und insbesondere durch den Jahrestag des Herero-Kriegs 2004 angeregtes, weiter zunehmendes Interesse an den deutschen Kolonien in der öffentlichen Wahrnehmung; Stimmen aus den ehemaligen Kolonien in Afrika, die verstärkt eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus fordern; generell eine wachsende Forschung zu Erinnerungskultur, die nun auch koloniale Erinnerung einbezieht; und schließlich neue Studien im Bereich der Nationalismus- und Rassismus-Forschung, die Kolonialismus und Imperialismus stärker in ihre Fragestellungen aufnehmen.

Zunächst werden zwei Überblicksstudien vorgestellt, die diese neuen Tendenzen größtenteils aufnehmen, bevor Literatur zu einzelnen Teilbereichen der Forschung genauer diskutiert wird.

I. NEUE ÜBERBLICKSDARSTELLUNGEN

Im Zusammenhang mit dem wachsenden Interesse an der deutschen Kolonialvergangenheit sind sowohl zur deutschen Kolonialgeschichte als auch allgemein zum Kolonialismus zwei knappe Zusammenfassungen erschienen. Während jahrelang Horst Gründers Buch zum deutschen Kolonialismus als einzige Gesamtdarstellung galt, steht dem nun der bei Reclam erschienene Band von Winfried Speitkamp zur Seite.⁹

Nach einer kurzen chronologischen Betrachtung der Vorgeschichte und Inbesitznahme der Kolonien gliedert Speitkamp seine Darstellung weitgehend thematisch und folgt dabei eher traditionellen Mustern (Verwaltung, Rechtsprechung, Wirtschaft, Missionen und Sozialpolitik). Grundsätzlich versucht er – auch in Abgrenzung zu Gründer –, die Handlungsmöglichkeiten der Kolonisierten stärker in seine Darstellung einzubeziehen und Wechselwirkungen zwischen Metropole und Kolonie aufzuzeigen, auch wenn sein Blick deutlich auf Europa fixiert bleibt. Er analysiert z. B. die unterschiedlichen Wahrnehmungen der Kolonisierten und Kolonisierenden bei Vertragsabschlüssen im Zuge der Inbesitznahme der Kolonien, geht auf verschiedene Formen der Kooperation der deutschen Kolonialherren mit der indigenen Bevölkerung ein und zeigt, dass die Kolonien keineswegs nur durch die Dichotomie zwischen kolonialen Herrschern und unterdrückten Kolonisierten geprägt waren. Gleichzeitig arbeitet er heraus, in welchem Maße die deutsche Herrschaft in den Kolonien einen improvisierten und prekären Charakter besaß. Allerdings erscheinen durch die Betonung dieser Faktoren Gewalt und Brutalität als zentrale Merkmale kolonialer Herrschaft etwas unterrepräsentiert. Innovativ ist sein Kapitel über die Stadtentwicklung in den deutschen Kolonien, das sich ausführlich mit der räumlichen Repräsentation von Herrschaft auseinandersetzt. Nicht ganz überzeugen kann dagegen der Abschnitt über die ›Aufstände‹ der Kolonisierten; hier erscheint bereits die Begrifflichkeit fragwürdig, die in der neueren Forschung vermieden wird, um die höchst brutalen Kolonialkriege nicht zu bagatellisieren. Auch die zunächst getrennte Beschreibung des Herero-und-Nama-Kriegs in Deutsch-Südwestafrika sowie des Maji-Maji-Kriegs in Deutsch-Ostafrika und die sich daran anschließende gemeinsame Behandlung der verheerenden Folgen dieser Kriege trägt nicht unbedingt zum besseren Verständnis der Vorgänge bei.

⁹ Horst Gründer, *Geschichte der deutschen Kolonien*, 5. Auflage Paderborn etc. 2004; Winfried Speitkamp, *Deutsche Kolonialgeschichte*, Reclam Verlag, Stuttgart 2005, 207 S., kart., 6,00 €.

Einblicke in drei Forschungsfelder bietet dann der letzte Teil des Buches, der sich zunächst mit Verflechtungen zwischen Kolonie und Metropole beschäftigt. Einerseits zeigt Speitkamp, dass der Kolonialismus im Deutschen Kaiserreich weder wirtschaftlich noch gesellschaftlich große Bedeutung erreichen konnte. Koloniale Karrieren waren in Deutschland im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern eher verpönt. Gleichzeitig macht der Autor deutlich, wie sehr koloniale Diskurse das Selbstverständnis und die Kultur des Kaiserreichs prägten.¹⁰ In dem darauf folgenden Kapitel über den Kolonialrevisionismus nach 1918 geht er differenziert auf die Kontinuitäten der Kolonialbewegung ein, die auf eine Rückgewinnung der Kolonien hinarbeitete und gerade in den Anfangsjahren des Nationalsozialismus noch einmal große Popularität erreichte, weist aber gleichzeitig auf die gesellschaftliche Marginalität der Bewegung und die ambivalente Haltung des Nationalsozialismus zu überseeischen Kolonien hin. Der letzte Abschnitt widmet sich kolonialer Erinnerungskultur sowohl in der Metropole als auch in den ehemaligen Kolonien. Die in der Forschung in letzter Zeit intensiv diskutierten Themen des Genozids in Deutsch-Südwestafrika und der möglichen Verbindungslinien zwischen dem deutschen Vorgehen in der südwestafrikanischen Kolonie und der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik werden hier ebenfalls analysiert.¹¹ Gerade die Kapitel über Verwaltung und Kooperation in den Kolonien, über Kolonialstädte sowie über koloniale Kultur im Mutterland machen Speitkamps Darstellung zu einer überaus lesenswerten Einführung in die Geschichte des deutschen Kolonialismus.

Auch die beiden knappen systematischen Überblicksdarstellungen zum Kolonialismus, zum einen von Jürgen Osterhammel¹², welche in Deutschland als das Standardwerk zum Kolonialismus gilt, zum anderen von Wolfgang Reinhard¹³, werden nun durch das bei »Fischer kompakt« erschienene Taschenbuch des Afrika-Historikers Andreas Eckert ergänzt.¹⁴ Während es Osterhammel vor allem um eine systematische Beschäftigung sowohl mit dem Begriff als auch mit den Ausformungen des Kolonialismus geht, versucht sich Eckert an einer knappen allgemeinen Geschichte des Kolonialismus, die geografisch nach den verschiedenen Kontinenten, in denen koloniale Machtausübung stattfand, eingeteilt ist (Amerika, Asien und der Nahe Osten, Afrika). In seiner kurzen theoretischen Einführung bezieht er sich im Wesentlichen auf Osterhammels Definitionen. Die geografische Gliederung des Themas bei Eckert überzeugt vor allem bei den zwei letzten Kapiteln über Asien und Afrika. Gerade die Abhandlung über den Kolonialismus in Afrika ist ein dichter, instruktiver Essay, der dem Leser eine überzeugende Einführung in die Thematik gibt. Auch das Kapitel Asien besticht durch eine gemeinsame Analyse der französischen, britischen und niederländischen Herrschaft in Südostasien, gleichzeitig diskutiert Eckert hier relativ ausführlich die Handlungsspielräume der Kolonisierten und geht besonders auf die einheimischen Händler in Südasiens ein. Nord- und Südamerika in einem Kapitel zu verhandeln – wenn auch teilweise getrennt – vermag bei den großen, auch zeitlichen Unterschieden zwischen der nordamerikanischen Siedlungskolonisation und der spanischen Kolonisation in Südamerika dagegen nicht völlig zu überzeugen. Trotz des äußerst knappen Umfangs von neun Seiten wird auch das schwierige Thema der Dekolonisation am Beispiel Indiens, Kenias und des Kongos gut zusammengefasst. Informativ sind schließlich die »thematischen Vertiefungen«, die sich den geografischen Kapiteln anschließen und Überlegungen zu den Themen Staat, Wirtschaft, Mission sowie

10 Vgl. hierzu ausführlich die Diskussion in Kapitel II und IV.

11 Vgl. hierzu Kapitel IV. Speitkamp selbst kritisiert die zu starke Fixierung dieser Diskussion auf die deutsche Nationalgeschichte, die wiederum den Blickwinkel der indigenen Bevölkerung vernachlässige.

12 Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995.

13 Wolfgang Reinhard, *Kleine Geschichte des Kolonialismus*, Stuttgart 1996.

14 Andreas Eckert, *Kolonialismus*, S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 2006, 128 S., kart., 8,95 €.

zu den Verflechtungen zwischen Kolonie und Metropole enthalten, wobei jeweils die neueste Forschung berücksichtigt wird. Eckert macht dabei deutlich, wie sehr Gewalt einen beständigen und prägenden Aspekt kolonialer Ordnung darstellt, und zeigt gleichzeitig, wie schwierig und prekär die Herrschaftsverhältnisse in kolonialen Staaten stets waren. Eckerts Einführung erlaubt nicht nur eine schnelle Orientierung im komplizierten Feld der Kolonialismusforschung, sondern gibt auch einen prägnanten Überblick über die wichtigsten Entwicklungen in der Geschichte des Kolonialismus. Im Abschnitt über Verflechtungen führt er zudem in die neuesten Debatten der *postcolonial studies* ein, durch die Phänomene des Kolonialismus während der letzten Dekaden in den Vordergrund gerückt sind.

II. EINFLÜSSE DER *POSTCOLONIAL STUDIES*, KULTURGESCHICHTE DES KOLONIALISMUS UND KOLONIALE ERINNERUNGSKULTUR

Mit der Ausbreitung der *postcolonial studies* vor allem in den USA stieg das Interesse an Untersuchungen zu Wechselbeziehungen zwischen Kolonie und Metropole und an der Analyse der kulturellen Auswirkungen von kolonialer Herrschaft nicht nur in den Kolonien, sondern auch in den europäischen Metropolen.¹⁵ Zu diesen Themen entstand in der angloamerikanischen Forschung eine Fülle an Studien, die sich vor allem mit den Verflechtungen zwischen den ehemaligen Kolonien des britischen Empire und dem Mutterland Großbritannien auseinandersetzen.¹⁶ Sehr einflussreich war in dieser Hinsicht der sich vergleichend auf die europäischen kolonialen Imperien beziehende, programmatische Sammelband von Frederick Cooper und Ann Laura Stoler zu »Tensions of Empire« aus dem Jahr 1997, in dessen Beiträgen die *entangled histories* zwischen Kolonie und Metropole analysiert werden. Zugleich wird dabei in zahlreiche neue Themenfelder eingeführt und unter anderem auch der deutsche Kolonialismus thematisiert.¹⁷ Dieser intellektuelle Trend übte auf die Geschichtsschreibung zu den deutschen Kolonien einen erheblichen Einfluss aus. Direkt auf den deutschen Kolonialismus bezog sich der von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox und Susanne Zantop herausgegebene Band aus dem Jahr 1998, der mit seinem neuen Fokus auf koloniale und imperiale Imagination eine Vielzahl von kulturgeschichtlich geprägten Studien sowohl in Deutschland als auch in den USA anregte.¹⁸ Die Einschätzung, der deutsche Kolonialismus sei zu unbedeutend gewesen, um einen Einfluss auf nationale Kultur und nationale Selbstdefinition zu haben, wurde nun auch in der deutschen Forschung gründlich hinterfragt und die gegenseitigen Einflüsse zwischen

15 Vgl. als Anstoß für die Auseinandersetzung mit diesen Themen *Edward W. Said*, *Orientalism*, New York 1978. Vgl. grundlegend für die Diskussion postkolonialer Theorie *Homi K. Bhabha*, *The location of culture*, London 2007; *Robert Young*, *Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race*, London/New York 1995. Vgl. für den neuen Blick auf Europa z. B. *Dipesh Chakrabarty*, *Provincializing Europe. Postcoloniality and the Critique of History*, in: *Cultural Studies* 6, 1992, S. 337–357.

16 Vgl. z. B. *John M. MacKenzie* (Hrsg.), *Imperialism and Popular Culture*, Manchester 1986; *Antoinette Burton* (Hrsg.), *After the Imperial Turn: Thinking with and through the Nation*, Durham 2004; *Ann Stoler*, *Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule*, Berkeley 2002; *Catherine Hall*, *Civilising Subjects. Metropole and Colony in the English Imagination 1830–1867*, Cambridge 2002; *dies.* (Hrsg.), *Cultures of Empire. Colonizers in Britain and the Empire in the 19th and 20th Century*, New York 2000.

17 *Frederick Cooper/Ann Laura Stoler* (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997; als Artikel zum deutschen Kolonialismus darin *Lora Wildenthal*, *Race, Gender, and the Citizenship in the German Colonial Empire*, S. 263–283.

18 *Sara Friedrichsmeyer/Sara Lennox/Susanne Zantop* (Hrsg.), *The Imperialist Imagination: German Colonialism and Its Legacy*, Ann Arbor 1998.

Kolonie und Metropole für die deutsche Entwicklung betont.¹⁹ Dabei wurde nicht geleugnet, dass der deutsche Kolonialismus nur eine geringere Wirkung auf das Selbstverständnis der deutschen Nation entfalten konnte, als dies in Großbritannien oder Frankreich der Fall war. Beide Länder besaßen im Gegensatz zu Deutschland nicht nur über lange Zeit ein Kolonialreich, sondern waren auch von einem schwierigen Entkolonialisierungsprozess und von einer starken Migration aus den ehemaligen Kolonien in die Metropolen geprägt. Doch gerade die mit den Kolonien verbundenen Weltgeltungsansprüche des Deutschen Kaiserreichs und das ausgeprägte »colonial desire«, welche in Deutschland noch lange nach dem Verlust des Kolonialreichs nach dem Ersten Weltkrieg fortbestanden, wurden nun als prägende Elemente des deutschen Selbstverständnisses und des deutschen Nationalismus identifiziert.

Basierend auf diesen neuen Ansätzen wandte sich die Kolonialgeschichtsschreibung verstärkt Themen wie der Analyse von *gender*-Konzepten, von Erinnerungskulturen, von Wissensproduktion, von kolonialer Imagination und kolonialen Sehnsüchten zu, auch jenseits der Existenz eines tatsächlichen Kolonialreichs. Typisch für diese neuen Zugänge sind z. B. die Beiträge eines 2003 von Birthe Kundrus herausgegebenen Sammelbandes, der sich den deutschen Kolonien als »Phantasiereiche« nähert: Über die Beschäftigung mit kolonialem Konsum, kolonialen Bildern in der Literatur oder kolonialen Vereinen werden die deutschen Kolonien weit über ihre kurze Geschichte hinaus als Orte kolonialer Imagination verstanden, die eine wichtige Rolle im nationalen Selbstverständnis der Deutschen spielten.²⁰ Andere, von der kulturgeschichtlichen Wende der Kolonialhistoriografie angeregte Studien haben sich z. B. intensiv mit Geschlecht und Sexualität im Kontext der deutschen Kolonien beschäftigt.²¹ Hier sind auch die Untersuchungen zur Debatte um die Mischehen zu verorten; der Diskurs um diese Ehen gewann im Gegensatz zu der verschwindend geringen Zahl der tatsächlichen Mischehen eine enorme Bedeutung für die Definition einer deutschen Identität.²²

Durch die neuen kulturgeschichtlichen Ansätze erfuhr auch die Weimarer Republik, die von einem sehr präsenten Kolonialrevisionismus geprägt war, ein verstärktes Interesse. Koloniale Konzepte erwiesen sich für die Selbstdefinition der Epoche in vielerlei Hinsicht als bedeutend. In diesem Bereich hat Sandra Maß eine innovative Studie zu kolonialen Männlichkeitskonzepten in der Zeit von 1918 bis 1964 vorgelegt.²³ Zunächst richtet sie den Blick auf das Konzept der soldatischen Männlichkeit, das sie mit Hilfe von Erinnerungsliteratur an den Ersten Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika analysiert und das besonders in der Person Paul von Lettow-Vorbeck seinen Ausdruck fand. Lettow-Vorbeck, Kommandeur der deutschen »Schutztruppe«, ergab sich mit den Resten dieser aus Weißen und Schwarzen bestehenden Streitmacht erst nach Kriegsende in Europa der Entente und

19 Vgl. vor allem *Sebastian Conrad/Shalini Randeria* (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/Main/New York 2002; *Sebastian Conrad*, *Schlägt das Empire zurück? Postkoloniale Ansätze in der deutschen Geschichtsschreibung*, in: *WerkstattGeschichte* 31, 2001, S. 73–83.

20 *Birthe Kundrus* (Hrsg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt/Main/New York 2003.

21 Vgl. z. B. *Lora Wildenthal*, *German Women for Empire 1884–1945*, Durham/London 2001; *Katharina Walgenbach*, »Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur«. Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich, Frankfurt/Main/New York 2005.

22 Vgl. z. B. *Frank Becker* (Hrsg.), *Rassenmischehen*, Stuttgart 2004; *Birthe Kundrus*, Von Windhoek nach Nürnberg? Koloniale »Mischehenverbote« und die nationalsozialistische Rassengesetzgebung, in: *Kundrus*, *Phantasiereiche*, S. 110–131; *Fatima El-Tayeb*, *Dangerous Liaisons. Race, Nation, and German Identity*, in: *Mazon/Steingröver*, *Not so Plain as Black and White*, S. 27–60.

23 *Sandra Maß*, *Weißer Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918 – 1964*, Böhlau Verlag, Köln etc. 2006, 370 S., kart., 49,90 €.

war somit »im Felde unbesiegt« geblieben. Als guter deutscher Feldherr, so hieß es, sei er stets durch seine treuen schwarzen Soldaten, die sogenannten Askaris, unterstützt worden. Er konnte in der Weimarer Republik somit als Beweis sowohl für das unbesiegte Deutschland als auch für die gerechte deutsche Kolonialherrschaft und gegen die »Kolonialschuldlüge« der Alliierten gelten (mehr zu Lettow-Vorbeck in Abschnitt V). Maß legt dar, wie Lettow-Vorbeck in Weimar für die Konstruktion einer heldenhaften kolonialen weißen Männlichkeit benutzt wurde, die dem Bild des im Ersten Weltkrieg besiegten und gedemütigten deutschen Mannes entgegengestellt wurde. Die Autorin analysiert im Anschluss die »Schwarze-Schmach«-Kampagne gegen afrikanische Besatzungssoldaten in der französischen Armee im Ruhrgebiet, welche zur eigentlichen Bedrohung des »weißen ritterlichen Mannes« ebenso wie der »weißen Frau« stilisiert wurden. In ihrem zentralen Kapitel zu »kolonialen Vorstellungswelten« gelingt es Maß, die vielfältigen Bezüge und Spannungsverhältnisse der Geschlechterdefinitionen in rassistisch, militärisch und hierarchisch geprägten Kolonialgesellschaften aufzuzeigen. Sie arbeitet das Konzept einer weißen, kolonialen Männlichkeit anhand eines Gegensatzpaares heraus, dem des schwarzen, treuen Askari-Kriegers als Lehrling des weißen Kolonialhelden in einem ritterlichen Krieg und dem des schwarzen Besatzungssoldaten, der pauschal für die Niederlage und Demütigung des »weißen Mannes« verantwortlich gemacht wird und als Negativfolie fungiert. Auch andere koloniale Vorstellungswelten, so die Konstruktion des kolonialen Haushalts mit seinen stets prekären rassistischen Grenzen zwischen Herrschaft und Dienerschaft sowie die gleichzeitige Bedrohung und Verführung durch die »wilde Natur« der Kolonien bezieht sie in ihre Analyse ein. In ihren weiteren Ausführungen beschäftigt Maß sich mit »kolonialen Heldenphantasien« im Nationalsozialismus und zeigt, wie koloniale Männlichkeitsvorstellungen des Ersten Weltkriegs und der Zwischenkriegszeit zum Teil in den neuen Heldenkult des Nationalsozialismus integriert wurden. Problematisch erscheinen die thematischen Sprünge zwischen den einzelnen Kapiteln, so dass der Gesamtstudie mitunter argumentative Stringenz fehlt. Insgesamt gelingt der Autorin aber eine originelle, zeitlich übergreifende Analyse von weißer Männlichkeit. Im letzten Kapitel kann sie abschließend zeigen, wie diese männlichen Identifikationskonzepte in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend ihre Bedeutung verloren.

Dem Thema der der kolonialen Erinnerungskultur widmen sich seit einigen Jahren einige auch für eine breitere Leserschaft konzipierte Bände zu Spuren des Kolonialismus in deutschen Städten. Diese Arbeiten versuchen, deutsche Kolonialvergangenheit an verschiedenen Erinnerungsorten und in der Geschichte unterschiedlicher Institutionen aufzuspüren²⁴, so auch die jüngste Veröffentlichung von Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller, die sich als Fortsetzung des von den beiden Herausgebern bereits 2002 edierten Bandes zur Kolonialmetropole Berlin versteht.²⁵ Der neue Band, dem man eine etwas sorgfältigere formale Redaktion gewünscht hätte, fokussiert unter dem Titel »Macht und Anteil an der Weltherrschaft« stärker als sein Vorgänger auf das Streben des imperialen Deutschlands nach einem Platz unter den anderen europäischen Kolonialreichen.²⁶ Wie schon im ersten Sammelband informiert eine Vielzahl von kurzen, sehr anregenden und interessanten, manchmal allerdings etwas an der Oberfläche bleibenden Artikeln über verschiedene Facetten der kolonialen Thematik. Die meist reich bebilderten Artikel, die

24 Vgl. z. B. Heiko Möhle (Hrsg.), *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – Eine Spurensuche* in Hamburg, Hamburg 1999.

25 Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin 2002. Die beiden Autoren geben auch zusammen mit Mechthild Leutner die für eine breitere Leserschaft konzipierte Reihe »Schlaglichter der Kolonialgeschichte« im Links Verlag heraus. Mittlerweile sind bereits sieben wichtige Studien und Sammelbände erschienen.

26 Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), »... Macht und Anteil an der Weltherrschaft«. Berlin und der deutsche Kolonialismus, Unrast Verlag, Münster 2005, 288 S., geb., 28,00 €.

zeitlich von der vorkolonialen Epoche bis in die Phase des Nationalsozialismus reichen, sind von ausgewiesenen Experten zum Kolonialismus verfasst. Interessante neue Aufschlüsse geben z. B. Pascal Grosses Artikel über die kaum erforschten Deutschen Kolonialkongresse sowie Jan Henning Böttgers Abhandlung über eine Berliner Tagung des in der Forschung weitgehend vernachlässigten Brüsseler *Institut Colonial International*. Ein gegenüber dem Vorgängerband neues Thema greift der letzte Abschnitt des Buches auf, der sich mit antikolonialen Vereinigungen der 1920er-Jahre beschäftigt und dabei insbesondere auf die in diesen Verbänden engagierten Afrikaner eingeht.

Ebenfalls großen Einfluss auf das aktuelle Interesse an der deutschen Kolonialgeschichte hatte die jüngste Konfrontation mit Stimmen aus den ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika, die eine neue Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialvergangenheit forderten.²⁷ In diesem Zusammenhang sind die verschiedenen Jahrestage zu nennen, an die in einer Vielzahl von Veranstaltungen und Ausstellungen erinnert wurde – vor allem der 100. Jahrestag des Herero-Kriegs 2004, aber auch der 100. Jahrestag des Maji-Maji-Kriegs 2005 und der 120. Jahrestag der Kongo-Tagung in Berlin im Jahr 2004.²⁸ Gerade der Jahrestag des Herero-Kriegs führte in Namibia zu einer wachsenden Beschäftigung mit der deutschen Kolonialvergangenheit.

Der von Steffi Hobuß und Ulrich Lölke herausgegebene Sammelband zum deutschen Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Deutschlands, der die Tagung »Die Last des Erinnerns« an der Universität Lüneburg im Jahr 2005 dokumentiert, widmet sich dem Thema Erinnerungskultur aus einer doppelten Perspektive.²⁹ Den beiden Herausgebern geht es um Zugänge zur deutschen Kolonialerinnerung in afrikanischen und deutschen Diskursen und um Aushandlungsprozesse bezüglich stets umkämpfter kollektiver Erinnerung. Den thematisch etwas disparaten Beiträgen, die sich zum Teil auf hohem theoretischen Niveau mit der Problematik kollektiver Erinnerung auseinandersetzen – so die Artikel von Johannes Fabian, Jacob Emmanuel Mabe und Steffi Hobuß –, stehen eher persönlich formulierte Reminiszenzen wie Peter Sebalds Beitrag über Togo gegenüber. Dennoch geben sie insgesamt einen interessanten Blick frei auf problematische und umkämpfte Prozesse des Gedenkens. Stefanie Michels erkundet beispielsweise Spuren der deutschen Kolonialherrschaft in der Erinnerung und der Topografie des heutigen Kamerun, Heiko Möhle diskutiert die koloniale Erinnerungskultur in Deutschland anhand der

27 Vgl. hierzu vor allem die von Marianne Bechhaus-Gerst herausgegebenen Sammelbände: *dies.* (Hrsg.), *Die (koloniale) Begegnung: AfrikanerInnen in Deutschland 1880–1945*, Frankfurt/Main 2003; *dies.* (Hrsg.), *AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart*, Münster 2004; *dies.* (Hrsg.), *Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*, Frankfurt/Main etc. 2006.

28 Besonders wichtig war in diesem Zusammenhang die Rede der Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Heidemarie Wiecezorek-Zeul, in Namibia am 14.8.2004, bei der sich die Ministerin für die deutschen Kolonialverbrechen in Namibia entschuldigte. Vgl. als Veranstaltungen z. B. die Ausstellung »Deutschland Namibia. Eine geteilte Geschichte«, 2004 im Rautenstrauch-Richarz-Museum in Köln; die Anticolonial Africa Conference 2004 in Berlin; die Veranstaltungen um »hamburg postkolonial«, die Ausstellung »1904–2004. Eine Spurensuche zum Kolonialismus am Beispiel Namibia« im Übersee Museum Bremen 2004–2005 sowie zahllose Konferenzen zum Thema im Jahr 2004. Vgl. hierzu die ausführlich aufgelisteten Gedenkveranstaltungen in Deutschland und Namibia in: *Joachim Zeller*, *Genozid und Gedenken. Ein dokumentarischer Überblick*, in: *Henning Melber* (Hrsg.), *Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt/Main 2005, S. 163–188; vgl. auch *Larissa Förster/Dag Henrichsen/Michael Bollig*, *Namibia – Deutschland, eine geteilte Geschichte*, Wolfenbüttel 2004.

29 *Steffi Hobuß/Ulrich Lölke* (Hrsg.), *Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas*, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2007, 245 S., kart., 24,90 €.

Geschichte des Askari-Reliefs in Hamburg, das kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 in der dortigen Lettow-Vorbeck-Kaserne enthüllt wurde und wenig beachtet die Zeit bis zur Auflösung der Kaserne im Jahr 1999 überstand. Erst im Zuge der Diskussion um eine mögliche neue Aufstellung des Reliefs, bei der einige höchst umstrittene Konzepte verhandelt wurden, begann eine kritische Auseinandersetzung mit dem Denkmal. Dessen Geschichte zeigt so exemplarisch den problematischen Umgang mit kolonialen Erinnerungsorten in Deutschland. Methodisch sehr interessant ist der Beitrag von Astrid Kusser und Susann Lewerenz über Kolonialpostkarten. Sie zeigen, dass diese Postkarten nicht nur koloniale Machtverhältnisse widerspiegeln, sondern dass eine genaue Analyse des rassistischen Blicks die Widersprüche und Irritationen in den Beziehungen zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten reflektieren kann.

In den Debatten um Erinnerung an den deutschen Kolonialismus ist auch der von Henning Melber herausgegebene interdisziplinäre Sammelband zu verorten, der sich mit Genozid und Gedenken in der namibisch-deutschen Geschichte und Gegenwart aus juristischer, historischer sowie sozialwissenschaftlicher Sicht befasst.³⁰ Melber hat zahlreiche Veröffentlichungen zu diesen Themen vorgelegt und ist selbst in der namibisch-deutschen Verständigungsarbeit engagiert.³¹ Der Band stellt nochmals die wichtigsten Standpunkte der bereits durch verschiedene Veröffentlichungen hervorgetretenen Autoren zusammen – allerdings handelt es sich hier nur um deutsche und einen holländischen Wissenschaftler, namibische Stimmen kommen nicht zu Wort. Henning Melber setzt sich zunächst sehr differenziert mit den Zusammenhängen zwischen Kolonial- und NS-Herrschaft auseinander, während Jürgen Zimmerer in einer überblicksartigen Darstellung des Herero- und Nama-Kriegs nochmals dessen Einordnung als Genozid begründet (mehr dazu im Abschnitt V). Besonders interessant ist der gemeinsame Beitrag von Jan Bart-Gewalt und Henning Melber, die die Bedeutung der Erinnerung an den deutschen Kolonialkrieg für die Herero in Namibia analysieren. Sie wird von den Herero als einigendes Identifikationsmuster gegenüber der von der *South West African People's Organisation* (SWAPO) und vom Volk der Ovambo dominierten, offiziellen Perspektive des *nation building* in Namibia benutzt. Während die SWAPO den Herero-Krieg als einen von vielen Befreiungskriegen gegen die Kolonialherrschaft einstuft, die schließlich von ihren eigenen Kämpfern erfolgreich überwunden wurde, sieht die Herero-Bevölkerung den Krieg gegen die Deutschen dagegen als einen einmaligen, an ihrem Volk begangenen Genozid. Als Volksgruppe machen die Herero daher auch Entschädigungsansprüche gegenüber der Bundesrepublik Deutschland geltend, wohingegen die namibische Regierung dies ablehnt. Reinhart Kössler beschäftigt sich danach aus eher übergreifender Perspektive mit Problemen der Erinnerungskultur in Staaten, in denen verschiedene Völkergruppen leben, die ganz unterschiedliche Traditionen pflegen. Weitere Beiträge behandeln die Diskussion um die Reparationsfrage in Deutschland und betrachten die Kolonialherrschaft in Namibia aus völkerrechtlicher Perspektive. Christoph Marx verwahrt sich in seiner pointiert formulierten Polemik vor allem gegen einen in der deutschsprachigen Publizistik in Namibia dominanten Diskurs, der den Genozid an den Herero leugnet und deutschen Historikern, die über dieses Phänomen forschen, jegliche Fachkenntnis abspricht; seine mitunter sehr scharf formulierte Kritik an postkolonialen Positionen, die seiner Meinung nach ebenfalls den Kolonialkrieg in vieler Hinsicht verharmlosen, kann jedoch nicht immer überzeugen. Insgesamt bietet der Band einen recht guten Überblick über die aktuelle Diskussion zur Frage des Genozids in Namibia.

30 Henning Melber (Hrsg.), Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt/Main 2005, 204 S., kart., 16,90 €.

31 Vgl. z. B. ders., Der Weißheit letzter Schluß. Rassismus und kolonialer Blick, Frankfurt 1992; ders., Kontinuitäten totaler Herrschaft: Völkermord und Apartheid in ›Deutsch-Südwestafrika‹, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 1, 1992, S. 92–114.

Die *postcolonial studies* haben den Blick nicht nur auf Themenfelder wie *gender*-Konzepte, koloniale Imagination oder koloniale Erinnerungskultur gelenkt, sondern auch koloniale Wissensproduktion als wichtiges Forschungsfeld etabliert. Koloniale Wissensaneignung entwickelte sich oft in der gegenseitigen Rezeption und im Austausch zwischen den verschiedenen Kolonialmächten. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert waren ähnliche Tendenzen bei vielen europäischen Kolonialmächten zu beobachten; Institutionen wie das Brüsseler *Institut Colonial International* sollten zudem für einen besseren Austausch unter den Kolonialmächten sorgen.³² In Deutschland wuchs das Verlangen, das Kolonialunternehmen durch wissenschaftliche Untersuchungen und Erkenntnisse zu begleiten, ebenfalls seit 1900 deutlich an; dies spiegelt sich nicht nur in zahllosen Veröffentlichungen in der vielfältigen deutschen Kolonialpresse wider, sondern auch in Veranstaltungen wie den deutschen Kolonialkongressen von 1902, 1905 und 1910, die Wissenschaftler, Kolonialagitatoren und Kolonialpolitiker zusammenbrachten und auf denen Methoden der Kolonisation besprochen wurden. Institutionen wurden eingerichtet, in denen sich Kolonialwissenschaften etablieren konnten und die zur Ausbildung von Kolonialbeamten dienten.³³

Zu einzelnen deutschen wissenschaftlichen Kolonialinstitutionen, wie etwa dem Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, liegen allerdings nur kleinere Aufsätze oder Abrisse vor.³⁴ Jens Ruppenthal kann daher mit seiner Studie zum Hamburgischen Kolonialinstitut in den Jahren 1908 bis 1919 eine Lücke in der Forschung schließen.³⁵ Besonders in seinem ersten Kapitel gelingt ihm eine überzeugende Analyse der Kolonialwissenschaften bis 1907, in der er die deutsche Entwicklung instruktiv in den europäischen Kontext einordnet. Mit der Inbesitznahme der Kolonien entwickelte sich in Deutschland eine Kolonialverwaltung, deren Karrierewege zunächst wenig attraktiv blieben und die von meist von relativ schlecht ausgebildeten und mit der Lage in den Kolonien kaum vertrauten Juristen und Militärs dominiert wurde. Dies wurde bereits zeitgenössisch scharf kritisiert und als Ursache für die verschiedenen Kolonialskandale identifiziert. Mit dem Blick auf die Kolonialausbildung in anderen europäischen Ländern, besonders in niederländischen und britischen Einrichtungen, setzte sich auch in Deutschland die Haltung durch, dass die Kolonialwissenschaften die Grundlage für eine Ausbildung der Kolonialbeamten schaffen sollten. Zwar hatte das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin bereits seit den 1890er-Jahren Kolonialbeamten, die nach Ostafrika gingen, Sprachunterricht erteilt, eine umfassende Ausbildung für den Kolonialdienst gab es aber nicht. Unter dem neuen Ko-

32 Vgl. Benedikt Stuchtey (Hrsg.), *Science across the European Empires*, Oxford 2005; Dirk van Laak, *Kolonien als »Laboratorien der Moderne«?*, in: Conrad/Osterhammel, *Das Kaiserreich transnational*, S. 257–279; Jan Henning Böttger, *»Bienvenue dans la capitale de l'Empire!«* Die Tagung des »Institut Colonial International« in Berlin (1897), in: Heyden/Zeller, *Macht und Anteil*, S. 109–115.

33 Pascal Grosse, *Die Deutschen Kolonialkongresse in Berlin*, in: Heyden/Zeller, *Macht und Anteil*, S. 95–100. Zu kolonialen Wissenschaften liegen mittlerweile einige Studien vor, vgl. z. B. Andrew Zimmermann, *Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany*, Chicago 2001; oder Pascal Grosse, *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918*, Frankfurt/Main/New York 2000.

34 Vgl. Wolfgang Stoecker, *Das Seminar für orientalische Sprachen*, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialmetropole Berlin*, Berlin 2002, S. 115–121. Lothar Burchardt, *The School of Oriental Languages at the University of Berlin – Forging the Cadres of German Imperialism?*, in: Benedikt Stuchtey (Hrsg.), *Science across the European Empires*, Oxford 2005, S. 63–106; Wolfgang U. Eckart, *From Questionnaires to Microscopes: Founding and Early Years of the Hamburg Institute of Nautical and Tropical Diseases*, in: Stuchtey, *Science*, S. 309–328.

35 Jens Ruppenthal, *Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«*. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 273 S., geb., 56,00 €.

lonialstaatssekretär Bernhard Dernburg, der 1907 angetreten war, um die Kolonialverwaltung insgesamt zu reformieren und zu professionalisieren, wurde nun die Gründung einer kolonialen Ausbildungsstätte anvisiert. Ruppenthal macht hier allerdings deutlich, dass die Tendenzen zu einer Änderung der kolonialen Verwaltung bereits vor Dernburgs Amtsantritt bestanden und die Gleichsetzung von Dernburgs Amtsantritt mit dem Beginn kolonialer Reformen in Deutschland zumindest relativiert werden sollte. Weiter analysiert Ruppenthal, wie es letztlich zur Gründung des Kolonialinstituts in Hamburg kam, und ordnet dies in den größeren Kontext der Hamburger Wissenschaftspolitik und in die Bemühungen um eine Universitätsgründung ein, bevor er sich ausführlich mit dem Institut und dessen heterogener Lehrerschaft beschäftigt. In seinem letzten Kapitel widmet er sich mitunter etwas zu detailliert den Ausbildungsinhalten, die versuchten, praktische und wissenschaftliche Fertigkeiten für die zukünftigen Kolonialbeamten zu verknüpfen. Anhand einer Analyse der Curricula, der Matrikel und verschiedener Einzelbeurteilungen kann er schließlich demonstrieren, dass die Ausbildung der deutschen Kolonialbeamten in vielerlei Hinsicht oberflächlich und einer sehr experimentellen Herangehensweise verhaftet blieb, bevor das Institut schließlich mit dem Verlust der deutschen Kolonien im Ersten Weltkrieg überflüssig wurde. Solche institutionsgeschichtlichen Arbeiten können, besonders wenn sie wie bei Ruppenthal ihre Ergebnisse vergleichend einbetten, zu einem besseren Verständnis des deutschen Kolonialprojekts entscheidend beitragen.

III. TRANSNATIONALE UND GLOBALE ANSÄTZE IN DER DEUTSCHEN KOLONIALGESCHICHTE

Nicht nur von den *postcolonial studies*, sondern auch von der neueren Globalgeschichte, die sich besonders in den USA seit den 1990er-Jahren zu einer wichtigen Forschungsrichtung entwickelte, wurden neue Herangehensweisen an die deutsche Kolonialgeschichte beeinflusst.³⁶ Mit den Ansätzen einer neueren Globalgeschichte reagierte die Geschichtswissenschaft auf politische Veränderungen einer dekolonisierten und zunehmend globalisierten Welt und auf die Kritik an einem eurozentrischen, westlichen Geschichtsmodell. Die Globalgeschichte widmet sich infolgedessen vor allem der Geschichte der zunehmenden Vernetzung der Weltregionen und geht sowohl auf politische als auch auf ökonomische und kulturelle Zusammenhänge ein. Diese Zugangsweise ist eng verbunden mit einer transnationalen Geschichtsschreibung, die sich bewusst abgrenzt von der klassischen internationalen Geschichte und deren Konzentration auf diplomatische Beziehungen zwischen Nationalstaaten. Demgegenüber nimmt die transnationale Geschichte sowohl symbolische, kulturelle und ökonomische Aspekte als auch nicht-staatliche Akteure in den Blick.³⁷

Die deutschen Studien, die verschiedene Perspektiven dieser Herangehensweise aufnehmen, zielen vor allem darauf, die meist einer streng nationalen Geschichtsschreibung verhaftete Sicht auf das deutsche Kaiserreich aufzubrechen, die Epoche in einer zunehmend globalisierten Welt zu verorten und gleichzeitig das Spannungsverhältnis zwischen wachsender Vernetzung und dem übersteigerten Nationalismus der Zeit zu analysieren.

36 Vgl. z. B. Michael Geyer/Charles Bright, *World History in a Global Perspective*, in: AHR 100, 1995, S. 1034–1060; Patrick Manning, *Navigating world history: Historians create a global past*, Houndmills 2003; vgl. für Deutschland z. B. Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson, *Geschichte der Globalisierung*, München 2003; Hanna Schissler, *Weltgeschichte als Geschichte der sich globalisierenden Welt*, in: APuZ 01–02/2005, S. 33–39.

37 Vgl. z. B. Kiran Klaus Patel, *Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte*, in: ZfG 52, 2004, S. 626–645; Gunilla Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz (Hrsg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Bonn 2005.

Als in diesem Sinne programmatisch kann man den 2004 von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel herausgegebenen Sammelband »Das Kaiserreich transnational« einstufen, der ökonomische Globalisierungsprozesse, die Verschränkungen zwischen Herrschaft in den Kolonien und in der Metropole ebenso wie die Repräsentation der transnationalen Vernetzungen, wie z. B. Völkerschauen, thematisiert und so insgesamt einen höchst anregenden Perspektivwechsel vollzieht.³⁸

Im Kontext der Globalgeschichte sind mittlerweile auch verschiedene Arbeiten zu kolonialen Produkten und zu kolonialem Konsum entstanden, die sowohl ökonomischen als auch kulturellen Einflüssen kolonialer Produkte nachspüren und versuchen, die globalen Netzwerke nachzuzeichnen, die bei Produktion, Transport und Konsum dieser Produkte entstanden.³⁹ Auch Sebastian Conrads jüngste Monografie⁴⁰ ist im Forschungsbeereich der neueren Globalgeschichte anzusiedeln. Conrad nähert sich dem Kaiserreich mit einem wirklich neuen, bahnbrechenden Ansatz, indem er sich auf Fragen der Mobilität, insbesondere der Arbeitsmobilität, konzentriert, bewusst über die territorialen Grenzen ausgreift und so versucht, die Bedeutung von globalen Verflechtungen auf die Nationalisierungsprozesse in Deutschland und auf die Eigendefinition des deutschen Kaiserreichs auszuloten. Er zeigt zum einen, in welchem Maße das Kaiserreich international vernetzt war und wie sehr ökonomische, technische, wissenschaftliche und kulturelle Globalisierungstendenzen diese Phase prägten. Er macht zum anderen deutlich, dass diese Entwicklungen keineswegs im Widerspruch zu einem wachsenden, zunehmend übersteigerten Nationalbewusstsein stehen mussten, sondern dass diese Vorgänge auch gleichzeitig das nationale Bewusstsein prägten und verstärkten, indem viele Aspekte der internationalen Vernetzung von Nationalstaaten unternommen wurden. Dies macht Conrad an verschiedenen Punkten für das deutsche Kaiserreich deutlich: Erstens stabilisierte die zunehmende Mobilität sowohl der Wirtschaftsströme als auch der Menschen Abgrenzungen und verstärkte Kontrollen, die die Außengrenzen des Reiches verfestigten. Zum zweiten entstand mit der Migration eine immer stärkere Debatte über das Wesen des »eigentlichen Deutschums«, was sich z. B. auch in der Neuordnung des Staatsbürgerrechtes von 1913 niederschlug. Das Rassedenken in Deutschland wiederum, das das Selbstverständnis und die Eigendefinition als Nation um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zunehmend prägte, ist ohne globale und koloniale Erfahrungen kaum nachzuvollziehen.

Conrad erläutert seine Thesen anhand eines breiten Tableaus von Themenfeldern, das geografisch von Polen über Afrika und Brasilien bis nach China reicht. Er beschäftigt sich zunächst mit der Erziehung zur Arbeit bei der indigenen Bevölkerung in Deutsch-Ostafrika und verknüpft dies überzeugend mit der Erziehung »Arbeitsscheuer« in Ostwestfalen, analysiert die Verflechtungen zwischen beiden Phänomenen und hebt auf die gegenseitige Beeinflussung der Praktiken ab. Zu Recht verweist er allerdings auch darauf, dass diese Art der Arbeitserziehung vor dem Ersten Weltkrieg ein Konzept aller europäischen Kolonialmächte darstellte und von der »Vernichtung durch Arbeit« während des Nationalsozialismus noch weit entfernt war. Dann widmet er sich der großen Gruppe der

38 Conrad/Osterhammel, *Das Kaiserreich transnational*; vgl. auch Sebastian Conrad, *Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte*, in: GG 28, 2002, S. 145–169.

39 Vgl. z. B. Sven Beckert, *Das Reich der Baumwolle. Eine globale Geschichte*, in: Conrad/Osterhammel, *Das Kaiserreich transnational*, S. 280–301; David Ciarlo, *Rasse konsumieren. Von der exotischen zur kolonialen Imagination in der Bildreklame des Wilhelminischen Kaiserreichs*, in: Kundrus, *Phantasiereiche*, S. 135–179; Angelika Epple, *Das Auge schmeckt Stollwerck. Die Bildsprache einer »Weltmarke« zwischen Imperialismus und Globalisierung*, in: WerkstattGeschichte 45, 2007, S. 13–32.

40 Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, Verlag C. H. Beck, München 2006, geb., 445 S., 39,90 €.

polnischen Arbeitsmigranten im deutschen Kaiserreich und diskutiert einerseits die aggressive Germanisierungspolitik der Regierung ihnen gegenüber und andererseits den Diskurs um eine angeblich zu befürchtende Polonisierung Deutschlands. Die östliche Grenze des Kaiserreichs ist für ihn somit ein zentraler Ort der Konstruktion der deutschen Nation. Conrad plädiert dafür, sowohl den öffentlichen Diskurs als auch die rechtlichen und sozialen Praktiken der deutschen Regierung gegenüber den polnischen Arbeitern in den preußischen Ostgebieten als eine innere Kolonisation zu beschreiben. Ein wichtiges Element sei die Unterschichtung der deutschen Arbeiter durch die polnischen Immigranten, die dadurch eine »höhere Kulturstufe« erreichen könnten, andererseits habe man im Sinne einer Kulturmission so auf eine Zivilisierung der polnischen Arbeiter selbst hingearbeitet. Gleichzeitig seien die ethnische Differenz und die Angst vor einer Vermischung mit den Polen immer stärker betont worden. Alles dies seien koloniale Phänomene, die nach Conrad nur im Kontext einer zunehmenden Globalisierung des Kaiserreichs verstanden werden könnten. Allerdings handelt es sich dabei um Erscheinungen, die eigentlich jede Form von Migration begleiten, weswegen seine Argumentation hier nicht völlig überzeugt. Besonders interessant ist Conrads viertes Kapitel, das die Diskurse über eine mögliche Einwanderung von chinesischen Arbeitern sowohl in die Metropole als auch in die deutschen Kolonien analysiert. Diese Diskussion blieb jedoch hypothetisch, da es sich um eine Einwanderung handelte, die – außer in sehr begrenztem Umfang in den pazifischen Kolonien – nie stattfand. Er zeigt hier, dass einerseits die Globalisierung und Austauschbarkeit von Arbeit auch in Deutschland zunehmend als normal empfunden wurde, dass andererseits aber eine mögliche Immigration von Chinesen als Bedrohung der eigenen Kultur durch die »gelbe Gefahr« wahrgenommen und »hysterisch« diskutiert wurde. Dies beweist nach Conrad, in welchem Maße in der Zeit des Kaiserreichs die Vorstellung von der Nation mit globalen Prozessen verbunden wurde. Diese Perspektive auf das Kaiserreich hätte man vielleicht noch etwas stärker in Beziehung zur Politik des britischen Empire setzen können, das *indentured workers* im großen Stil über den ganzen Erdball verschifft. In der kamen nach Ostafrika, Südafrika und in die Karibik, Chinesen nach Südafrika, Australien und in zahlreiche andere Kolonien. Man könnte die »Chinesenpolitik« so auch als missglückte Nachahmungsversuche des Kaiserreichs interpretieren, dem daran lag, seine Weltläufigkeit und Weltgeltung unter Beweis zu stellen. Die deutschen Kolonien spielen bei Conrad generell keine große Rolle. Hier wäre es wohl möglich gewesen, einige der aufgestellten Thesen noch stärker zu unterfüttern, da gerade die Auseinandersetzung um die deutsche Nation in vieler Hinsicht im Rassendiskurs in den Kolonien und an den Kolonialgrenzen geführt wurde – nicht nur in Abgrenzung von der indigenen Bevölkerung, sondern auch in Abgrenzung von anderen europäischen Kolonialmächten. Auch wenn Conrads Buch von mancher Seite kritisch beurteilt wurde und die Auswahl seiner Themenfelder nicht vollständig überzeugen kann, ist ihm ein wirklich faszinierender, neuer Blick auf das Kaiserreich gelungen, der weitere Debatten auslösen wird.

Dirk van Laak hat sich in seinen Forschungen ebenfalls seit langem mit transnationalen Entwicklungen beschäftigt, so in seiner Arbeit zu imperialer Infrastruktur in Afrika, die sich mit europäischen Planungen und Herrschaftsvorstellungen in Afrika im Zeitraum von 1890 bis 1960 befasst.⁴¹ In seinem neuen Buch über den deutschen Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert, das als eine knappe Zusammenfassung in der »Beck'schen Reihe« erschienen ist⁴², widmet er sich dem deutschen »Weltaneignungswillen« nicht nur während der Phase der formalen Kolonisation bzw. der Epoche des Hochimperialis-

41 Dirk van Laak, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas*, Paderborn 2004.

42 Ders., *Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert* (Beck'sche Reihe), Verlag C. H. Beck, München 2005, 229. S., kart., 14,90 €.

mus, sondern auch während der kleineren Kolonialisierungsversuche seit Beginn des 19. Jahrhunderts, in der Zeit des Kolonialrevisionismus in der Weimarer Republik, in der Phase des extremen Expansionsstrebens im Nationalsozialismus, um schließlich beim »Neokolonialismus« in Afrika in der Nachkriegszeit zu enden. Van Laak geht es vor allem darum, bestimmte Denkmuster des Imperialismus über verschiedene Epochen zu verfolgen und anhand unterschiedlichster Themen zu analysieren, so z. B. am deutschen Engagement in China in den 1860er- und 1870er-Jahren, an der Bagdadbahnpolitik des Kaiserreichs oder anhand der vielfältigen kolonialrevisionistischen Bewegungen. Das deutsche Expansionsstreben während des Nationalsozialismus interpretiert er ebenfalls als eine Form der »Weltaneignung« und deutet dieses infolgedessen als die extremste Ausprägung des expansiven und imperialistischen Denkens in Deutschland. Die Zeit nach 1945 charakterisiert er als Übergang vom »nehmenden zum gebenden Imperialismus«. Dabei rekurriert er auf die bundesdeutsche Haltung, die Entwicklung Afrikas in den 1950er-Jahren als gemeinsamen europäischen Auftrag zu definieren, um sich so neben den anderen europäischen (Noch-)Kolonialmächten an den neuen Formen der geopolitischen Einflussnahme zu beteiligen.⁴³ Dabei bleibt sein Imperialismusbegriff zwangsläufig sehr weit gefasst, um die doch sehr verschiedenen Phänomene überhaupt darunter vereinen zu können. Ökonomische Aspekte werden dagegen im ganzen Buch weitgehend ausgeblendet, obwohl diese für das Verständnis imperialer Politik oftmals zentrale Faktoren darstellen. Van Laak versteht Imperialismus vielmehr als »herrschaftlichen Versuch einer ›Weltaneignung‹, der das Eigene möglichst vorteilhaft mit dem Fremden in Beziehung zu setzen versucht und dabei die eigene Überlegenheit ausspielt.«⁴⁴ Gerade bei der Analyse der Nachkriegszeit bleibt es fraglich, inwiefern hier diese Imperialismus-Definition zum besseren Verständnis der vielfältigen Verflechtungen zwischen Europa und Ländern der sogenannten Dritten Welt beitragen kann. Interessant ist z. B. auch van Laaks Versuch einer Kategorisierung der verschiedenen Methoden der Weltaneignung in der Zeit um 1900, die er in vier Idealtypen aufteilt: den des Technikers, der eine gemeinsame Weltzivilisation der europäischen Länder anstrebt, des Ökonomen, der eine friedliche marktwirtschaftliche Expansion verfolgt, des Politikers, dem es um eine politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung Deutschlands gegenüber anderen Imperialmächten geht, der diese auch erkämpfen will, und des Geografen, der ein Gleichgewicht der europäischen Imperialmächte und ihrer Großräume anstrebt. Allerdings wird diese Kategorisierung dann kaum weiter verfolgt. So finden sich in dem Buch immer wieder hochinteressante Überlegungen zur imperialistischen Ideologie und Praxis, die sich dem Leser in vielfältigen Perspektiven präsentieren, die aber zu keiner durchgehenden Analyse verknüpft werden. Dirk van Laak hat insgesamt ein sehr anregendes Buch geschrieben, das zahlreiche Fragen aufwirft, das aber in der knappen Analyse der Einzelphänomene nicht immer überzeugen kann.

IV. RASSISMUS UND NATIONALISMUS IM KOLONIALEN KONTEXT

Imperiale Weltaneignungspläne waren in Deutschland eng mit einem übersteigerten Nationalismus und fast immer mit ausgeprägten rassistischen Vorstellungen verbunden. Zum Nationalismus im Kaiserreich gibt es mittlerweile eine fast unübersehbare Fülle an Forschungsliteratur, die sich mit den unterschiedlichen Erscheinungsformen des Natio-

43 Véronique Dimier betont hingegen den Druck durch Frankreich auf Deutschland, um die eigene koloniale Last auf europäische Schultern zu verteilen – vgl. ihren Beitrag in diesem Band.

44 Ähnlich in seinem Buch »Imperiale Infrastruktur«: »Imperialismus wird so *auch* zu einem Teilaspekt der technisch induzierten Globalisierung«, vgl. van Laak, Infrastruktur, S. 43; vgl. zur Definition van Laak, Über alles in der Welt, S. 12.

nalismus, den verschiedenen nationalistischen Verbänden in der Phase des Kaiserreichs und mit deren gesellschaftlicher Bedeutung auseinandersetzt.⁴⁵ Auch die Rassismusforschung ist mittlerweile ein hoch ausdifferenziertes, riesiges Forschungsfeld, das sich kaum noch überblicken lässt.⁴⁶ In den letzten Jahren sind nun einige Studien entstanden, die beide Forschungsschwerpunkte verbinden und auch explizit den kolonialen Kontext in ihre Überlegungen einbeziehen. Hier ist vor allem Christian Geulens Studie zu nennen, die sich mit dem Rassendiskurs unter anderem im Zusammenhang mit imperialer Weltordnung und Kolonialismus auseinandersetzt.⁴⁷

Rassismus und Nationalismus in der Zeit des Kaiserreichs behandeln auch zwei neue Arbeiten der letzten beiden Jahre aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Peter Walkenhorst konzentriert sich in seiner Untersuchung auf die Vorstellungswelt und politische Praxis verschiedener radikalnationaler Verbände des Kaiserreichs zwischen 1890 und 1914.⁴⁸ Obwohl zum radikalen Nationalismus im Kaiserreich und seiner gesellschaftlichen Bedeutung bereits eine reiche Literatur vorliegt⁴⁹, erlaubt Walkenhorsts Studie zahlreiche neue Einblicke. In seiner Untersuchung dominiert der Alldeutsche Verband, dennoch werden ebenso die Vorstellungswelten der Deutschen Kolonialgesellschaft, des Verbands für Deutschtum im Ausland, des Flottenvereins und des Ostmarkenvereins in die Analyse einbezogen. Der neueren Forschung folgend versteht Walkenhorst Nationalismus als ein kulturelles Konstrukt, das stets historischem Wandel unterliegt. Dem Autor geht es vor allem darum, die für den radikalen Nationalismus konstitutiven Deutungsmuster zu entschlüsseln. Im ersten Abschnitt seiner Untersuchung widmet er sich der Entstehung des radikalen Nationalismus in Deutschland und beschreibt dessen Funktionswandel in den 1880er- und 1890er-Jahren. Walkenhorst zeigt, wie imperialistische Expansion, Kolonialbegeisterung, Diskurse um ein nicht länger nur nationalstaatlich verortetes »völkisches« und kulturelles Deutschtum sowie der gesellschaftliche und politische Wandel in den 1890er-Jahren zur Formierung der radikalnationalen Vereinigungen führten.

Sein zweites Kapitel beschäftigt sich mit radikalnationalen Vorstellungen und Kategorisierungen der Begriffe Nation, Volk und Rasse. Er analysiert, wie sich Nation und Volk, oft synonym verwendet, zum wichtigsten Deutungsmuster der Radikalnationalen entwickelten. Man sah eine homogene deutsche Volksgemeinschaft als das Ziel der Bemühungen und grenzte diese Idee vom realen deutschen Staat ab, in dem »Millionen von Fremden« lebten (vor allem Polen, Juden, Dänen), die nach nationalistischer Definition nicht zum deutschen Volk gehören konnten. Diese Deutungsmuster einer völkischen Gemeinschaft verbanden sich mit rassistischen und biologistischen Vorstellungen, die Ende des

45 Vgl. z. B. Rolf-Ulrich Kunze, *Nation und Nationalismus*, Darmstadt 2005; Jörg Echternkamp/Sven Oliver Müller (Hrsg.), *Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960*, München 2002; oder den älteren Forschungsüberblick bei Dieter Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat. Forschungsstand und Forschungsperspektiven*, in: NPL 40, 1995, S. 593–617.

46 Vgl. z. B. Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein, *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*, Hamburg 1990; George L. Mosse, *Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt/Main 1990; Mark Terkessidis, *Psychologie des Rassismus*, Opladen 1998; Nora Räthzel (Hrsg.), *Theorien über Rassismus*, Hamburg 2000; vgl. als Literaturüberblick Wulf D. Hund, *Der Weißheit letzter Schluss. Neue Studien zur Rassismusforschung*, in: AfS 44, 2004, S. 580–605.

47 Christian Geulen, *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburg 2004, insb. S. 309–367; vgl. auch ders., *Geschichte des Rassismus*, München 2007.

48 Peter Walkenhorst, *Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890 – 1914*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 400 S., kart., 49,90 €.

49 Vgl. zu den radikalnationalen Verbänden z. B. Roger Chickering, *We Men Who Feel Most German. A Cultural Study of the Pan-German League 1886–1914*, Boston 1984; Geoff Eley, *Reshaping the German Right, Radical Nationalism and Political Change after Bismarck*, London 1980.

19. Jahrhunderts in allen europäischen Staaten eine Hochkonjunktur erlebten und die radikalnationalen Auffassungen so mit modernen »wissenschaftlichen« Ansätzen zu untermauern schienen. Sehr gelungen ist dabei Walkenhorsts Analyse der Entstehung des Staatsangehörigkeitsgesetzes von 1913. Hier zeigt er exemplarisch, wie nationale Vorstellungen die politische Praxis in erheblichem Maße beeinflussen konnten. Die radikalnationalen Verbände betrieben seit Mitte der 1890er-Jahre eine Änderung des geltenden Rechts. Die deutsche Kolonialgesellschaft und der Verein für Deutschtum im Ausland wollten vor allem den Verlust der Staatsangehörigkeit nach zehnjährigem Auslandsaufenthalt abschaffen, die Alldutschen setzten sich zusätzlich für eine Erschwerung der Einbürgerung von Ausländern ein und strebten eine rein über Abstammung definierte Staatsangehörigkeit an. Nach langem Zögern der Regierung wurde schließlich 1913 ein neues Staatsangehörigkeitsrecht implementiert, das die wesentlichen Forderungen der Radikalnationalen aufnahm, die inzwischen einen breiten Konsens in der Gesellschaft erreicht hatten. Walkenhorst legt weiterhin dar, wie sehr für die radikalnationalen Vereine territoriale Expansion als Voraussetzung galt für das »Überleben des deutschen Volkes im imperialistischen Daseinskampf« mit den drei anderen Imperialmächten England, Russland und den Vereinigten Staaten. Da sich die deutschen überseeischen Gebiete kaum als Siedlungskolonien eigneten, sei die deutsche Kolonialpolitik gerade von den Alldutschen zunehmend als Problem empfunden worden, insbesondere nach dem Scheitern der deutschen Südafrikapolitik und der Bestätigung der britischen Vorherrschaft. Die Zielrichtung der Expansion richtete sich nach einem weiteren Scheitern deutscher Pläne in Marokko auf Mittel- und Osteuropa und fokussierte auf eine radikale, zum Krieg entschlossene Rüstungspolitik. Weltmachtpolitik sollte nun letztlich mit militärischen Mitteln durchgesetzt werden. Walkenhorst analysiert, wie diese expansionistischen Vorstellungen Hand in Hand gingen mit einer Exklusionspolitik im Innern: Ethnische Minderheiten wurden als Bedrohung des Deutschtums empfunden und sollten von der angestrebten rein deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossen werden.⁵⁰ Gleichzeitig setzte sich vor allem in der jüngeren Generation der Radikalnationalen ein wachsender Rassenantisemitismus durch, der gegen den »jüdischen Feind im Innern« vorgehen wollte.

In seinem Fazit weist Walkenhorst zu Recht darauf hin, dass der Einfluss der radikalnationalen Ideologie auf die Regierungspolitik relativ gering blieb, dass sich aber ihre Vorstellungswelt als extrem einflussreich für die politische Kultur des Kaiserreichs erwies. Interessant ist seine knappe Einordnung des radikalen Nationalismus im internationalen Vergleich, die man sich im Gegensatz zu anderen Kapiteln ausführlicher gewünscht hätte. Hier kann er zeigen, dass der deutsche Radikalnationalismus weit weniger als der englische parteipolitisch eingebunden war, während wiederum der französische des expansiven Dranges des deutschen entbehrte, und resümiert, dass sich die Bewegungen dennoch in vielen Punkten glichen.

Eine andere Zielrichtung verfolgt Frank Oliver Sobich in seiner ideologiegeschichtlichen Studie über Rassismus und Antisozialismus im Kaiserreich.⁵¹ Sobich geht der Frage nach der Rezeption des Herero-und-Nama-Kriegs 1904–1908 im Kaiserreich nach. Er analysiert insbesondere den Reichstagswahlkampf von 1906/1907 zu den sogenannten Hottentotten-Wahlen im Januar 1907, die von der Diskussion um die Kriege in Deutsch-Südwestafrika und um das Vorgehen des deutschen Militärs gegen die indigene Bevölkerung geprägt waren. Die Diskurse werden einerseits als Vorgeschichte der »Schwarze-Schmach«-Kampagne gegen die afrikanischen Besatzungssoldaten im Ruhrgebiet 1919

50 Die von Sebastian Conrad dargelegte Verknüpfung von Polenpolitik und Kolonialpolitik nimmt Walkenhorst allerdings in seiner Argumentation nicht auf.

51 *Frank Oliver Sobich*, »Schwarze Bestien, rote Gefahr«. Rassismus und Antisozialismus im deutschen Kaiserreich (Campus-Forschung, Bd. 909), Campus-Verlag, Frankfurt/Main/New York 2006, 424 S., kart., 45,00 €.

eingeordnet, andererseits eng mit der Entwicklung des deutschen Sozialismus verknüpft und als Etappe des Nationalisierungsprozesses der Arbeiterbewegung interpretiert. Als etwas problematisch erweisen sich seine methodischen Überlegungen: Nationalismus interpretiert er als Gemeinschaftsgefühl und staatsbildende Integrationsideologie und geht zu wenig auf die Konstruktivität von Nationalismen ein. Er nimmt zudem für sich in Anspruch, eine implizit geschlechtergeschichtliche Fragestellung zu betreiben, doch eine Auseinandersetzung mit den einschlägigen Veröffentlichungen zu Geschlecht und Kolonialismus sucht man in seiner Studie vergebens.⁵²

Zunächst referiert der Autor kurz die mittlerweile sehr gut erforschte Geschichte des Herero-und-Nama-Kriegs in Deutsch-Südwestafrika, um dann auf die Rezeption im Reichstag und in verschiedenen Presseorganen, besonders in der kritischen sozialdemokratischen Presse, einzugehen. Im folgenden Kapitel hebt Sobich darauf ab, dass das Bild des Schwarzen seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer stärker abgewertet und im Diskurs um den Herero-und-Nama-Krieg endgültig bestialisiert worden sei. Allerdings übersieht er, dass zur selben Zeit auch in den englischen Siedlerkolonien Afrikas die *Black Peril*-Diskussion stark an Bedeutung gewann und dass biologistische Rassenvorstellungen in ganz Europa enorm an Popularität gewannen.⁵³ Hierbei handelte es sich also keineswegs um eine nur an den Herero-und-Nama-Krieg gebundene Wahrnehmungsverschiebung, sondern um eine vielschichtigere, komplexere Entwicklung, zu deren Gründen auch die zunehmend prekäre Situation der weißen Siedler in den schwarzafrikanischen Kolonien gehörte. Die in dieser Hinsicht sehr überzeugende Analyse von Dane Kennedy über Siedlerkulturen in Britisch-Afrika bezieht Sobich in seine Überlegungen nicht mit ein.⁵⁴ Auch die direkte Verbindungslinie, die er zur »Schwarze-Schmach«-Kampagne gegen die afrikanischen Besatzungssoldaten im Ruhrgebiet von 1919 zieht, vermag nicht ganz zu überzeugen.

Nach einem Exkurs, der ihn bis zur Französischen Revolution zurückführt, um die Verquickungen von Rassismus und Antisozialismus genauer zu analysieren, widmet er sich der Diskussion seiner zweiten These, die die Wahlen 1907 als Nationalisierungsprozess der Arbeiterbewegung interpretiert. Die Sozialdemokratie habe sich unter dem Druck des Wahlkampfes nicht eindeutig genug gegen den Krieg in der Kolonie gestellt, sondern versucht, ebenfalls patriotisch zu argumentieren und das Recht auf Selbstverteidigung der deutschen Siedler zu unterstützen. Sobich referiert hier nochmals ausführlich die Kritik an der Kolonialpolitik im Reichstag, die schließlich zur Verweigerung des Nachtrags Haushalts für die Kolonien, zur Auflösung des Reichstags und zu den Neuwahlen im Januar 1907 führte, und glaubt eine langfristige Strategie Bülow's identifizieren zu können. Interessant sind seine Analysen der Wahlkampfmaterialien, mit denen die konservativen und liberalen Parteien versuchten, die Sozialdemokraten als Kolonialkritiker und Vaterlandsverräter zu diskreditieren. Dem schließt sich eine genaue Untersuchung der sozialdemokratischen Argumente an, die einerseits Kritik an der Kolonialpolitik übten, andererseits einen alternativen Patriotismus propagierten. Auch wenn Sobich hier interessante Einzelanalysen vorlegt, vermag seine Verknüpfung der Argumentation von Rassismus

52 Vgl. z. B. Frances Gouda, Das »unterlegene« Geschlecht der »überlegenen« Rasse. Kolonialgeschichte und Geschlechterverhältnisse, in: Hanna Schissler (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/Main/New York 1993, S. 185–203; Anne McClintock, Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest, London/New York 1995; Stoler, Carnal Knowledge.

53 Vgl. z. B. Gareth Cornwell, George Webb Hardy's »The Black Peril« and the social meaning of »Black Peril« in early twentieth-century Africa, in: Journal of Southern African Studies 22, 1996, S. 441–453; vgl. zum wachsenden Rassismus Geulen, Wahlverwandtschaften.

54 Dane Kennedy, Islands of White. Settler Society and Culture in Kenya and Southern Rhodesia 1890–1939, Durham 1987.

und Antisozialismus durch die ständigen Themenwechsel und die Einbeziehung einer Überfülle von Themen letztlich nicht zu überzeugen. Es stellt sich zudem die Frage, ob man das Spezifische des deutschen Nationalismus, Rassismus und Antisozialismus ohne eine vergleichende Betrachtung oder zumindest Einordnung der Phänomene in den europäischen Kontext tatsächlich sinnvoll klären kann.

V. DIE DEUTSCHEN KOLONIEN: KRIEG UND GENOZID, NEUE FORSCHUNGSGEBIETE

Zu einem weiteren zentralen Feld der deutschen Kolonialismusforschung hat sich in den letzten Jahren die Auseinandersetzung mit den kolonialen Kriegen und insbesondere mit dem Herero-und-Nama-Krieg in Deutsch-Südwestafrika während der Jahre 1904–1908 entwickelt. Die verstärkte Aufmerksamkeit in der Forschung hat, wie schon erwähnt, sicherlich mit dem Jahrestag des Kriegsbeginns im Jahr 2004 zu tun, der auch publizistisch große Aufmerksamkeit fand. Das Thema wurde in den letzten Jahren vor allem durch Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller aufgegriffen.⁵⁵ Besonders Jürgen Zimmerer lenkte mit einigen Veröffentlichungen die Aufmerksamkeit auf den Genozid in Deutsch-Südwestafrika und betonte Kontinuitäten zwischen der deutschen Herrschaft in der südwestafrikanischen Kolonie und den Herrschaftsformen des Nationalsozialismus.⁵⁶ Andere Forscher widersprechen eher dieser Betonung der Kontinuität⁵⁷ oder verweisen darauf, dass ein Vergleich der deutschen Kolonialkriege mit den Kriegen anderer europäischer Kolonialherren mehr Erkenntnisgewinn versprache.⁵⁸

Eines der wichtigsten und anregendsten Bücher zu diesem Thema hat Isabel Hull mit ihrer viel beachteten Studie »Absolute Destruction« vorgelegt, in der sie die deutschen Kolonialkriege an den Anfang ihrer Argumentation über die Besonderheit deutscher Militärkultur stellt und letztlich zu einer Neuinterpretation der Sonderwegsthese ansetzt.⁵⁹ Hull verneint zunächst, dass die »kleinen Kriege« einen ganz anderen Charakter gehabt hätten als der große europäische Konflikt des Ersten Weltkriegs. Sie betont vielmehr, dass gerade das deutsche Militär in den Kolonialkriegen Konzepte und Techniken der Krieg-

55 Jürgen Zimmerer, *Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia*, Münster etc. 2002; Jürgen Zimmerer/Joachim Zeller (Hrsg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika*, Berlin 2003; Andreas Heinrich Bühler, *Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904–1913*, Frankfurt/Main 2003; Tilman Dederling, *War and Mobility in the Borderlands of South Western Africa in the Early Twentieth Century*, in: *International Journal of African Historical Studies* 39, 2006, S. 275–294; Jon M. Bridgeman/Leslie J. Worley, *Genocide of the Hereros*, in: Samuel Totten u. a. (Hrsg.), *Century of Genocide. Eyewitness Accounts and Critical Views*, New York/London 1997, S. 3–40. Vgl. allgemein als neuere Literatur zu Kolonialkriegen Thoralf Klein/Frank Schumacher (Hrsg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg 2006.

56 Vgl. z. B. Jürgen Zimmerer, *The Birth of the ›Ostland‹ out of the Spirit of Colonialism. A Post-colonial Perspective on Nazi Policy of Conquest and Extermination*, in: *Patterns of Prejudice* 39, 2005, S. 197–219.

57 Vgl. als neuesten Beitrag Robert Gerwarth/Stephan Malinowski, *Der Holocaust als »kolonialer Genozid«? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg*, in: GG 33, 2007, S. 439–466; vgl. auch Birthe Kundrus, *Kontinuitäten, Parallelen, Rezeptionen. Überlegungen zur »Kolonialisierung« des NS*, in: *WerkstattGeschichte* 43, 2006, S. 45–62; dies., *Die Grenzen der Gleichsetzung. Kolonialverbrechen und Vernichtungspolitik*, in: *Informationszentrum 3. Welt* 275, 2004, S. 30–33.

58 Vgl. z. B. Dierk Walter, *Warum Kolonialkrieg?*, in: Klein/Schumacher, *Kolonialkriege*, S. 14–43.

59 Isabel V. Hull, *Absolute destruction. Military culture and the practices of war in Imperial Germany*, Cornell University Press, Ithaca, NY etc. 2006, 384 S., kart., \$ 45,00.

führung ausprobierte und für den Kampf in Europa weiterentwickelte. Dabei operiert sie mit dem aus der Kulturtheorie und Soziologie abgeleiteten Begriff einer *military culture*, die sich ihrer Ansicht nach in Deutschland bereits im französischen Krieg von 1870/71 herausbildete und in den Kolonialkriegen bis 1914 weiter geprägt wurde. Für diese deutsche *military culture* sei kennzeichnend gewesen, dass sich ein totaler militärischer Sieg und eine Vernichtung des Gegners zur alternativlosen Militärstrategie entwickelt habe, was destruktive Praktiken begünstigte.

Da das Kaiserreich zwischen 1871 und 1914 nur in kolonialen Territorien militärische Auseinandersetzungen führte, unterzieht Hull diese Kriege einer profunden Analyse, die sich für die Geschichtsschreibung zum deutschen Kolonialismus als höchst anregend erweist. Im ersten Teil ihres Buches zeigt sie zunächst anhand einer genauen Untersuchung des Herero-und-Nama-Kriegs unter Führung des Generalleutnants Lothar von Trotha in Deutsch-Südwestafrika, wie sehr sich im deutschen Militär ein Kult der Offensive durchgesetzt hatte, der jede defensive Taktik ablehnte, eine zunehmende Verrohung des Militärs begünstigte und der schließlich in Form einer institutionellen Radikalisierung zum Genozid an den Hereros führte. Am Umgang mit Gefangenen verdeutlicht sie, inwiefern das eigentlich den ökonomischen Interessen der Kolonie zuwiderlaufende Lagersystem in Deutsch-Südwestafrika vor allem einer militärischen Argumentation geschuldet war. Der in vielerlei Hinsicht dysfunktionale Extremismus in Deutsch-Südwestafrika, argumentiert Hull, sei keineswegs von Deutschland aus geplant worden, sondern habe sich aus Erwartungshaltungen des Generalstabs, der Prägung des deutschen Offiziercorps und aus militärtaktischen Überlegungen vor Ort entwickelt. Die Entstehung der deutschen Militärkultur wird in einem weiteren Kapitel behandelt. Ihre Begründung für die Dysfunktionalität des deutschen Militärs ist nicht neu: Sie betont den besonderen Platz der Armee sowohl in der Verfassung als auch in der Gesellschaft des Kaiserreichs und benennt die fehlende zivile Kontrolle der militärischen Institutionen als entscheidendes Problem der deutschen Situation.

Dann widmet sie sich einer systematischen Analyse der deutschen Kolonialkriege. Das Hauptproblem aller europäischen Armeen in den Kolonien, so Hull, liege in der Planung: Meist kamen die Europäer mit ehrgeizigen Zielen, aber geringer Vorbereitung in die Kolonien; das so erzeugte administrative Chaos führte fast immer zu einer mangelhaften Versorgung der Truppen. Dies galt umso mehr für Deutschland, das über keine reguläre Kolonialarmee verfügte. Das mangelhafte Training und die Versorgungsprobleme sollten im Selbstverständnis des deutschen Militärs durch Selbstdisziplin und eisernen Willen überwunden werden, was eine Radikalisierung der Kriegführung stark begünstigt habe. Dazu gehörte die extreme Grausamkeit gegenüber den Kriegsgegnern, Gefangene wurden in China wie auch in Südwest- und Ostafrika meist getötet. Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika entwickelte sich darüber hinaus zu einem »totalen Krieg«, der die Lebensgrundlage der Zivilbevölkerung durch eine Vernichtung von Feldern und Lebensmitteln auf Jahre hinaus zerstörte, obwohl ein Massentod der Einwohner ursprünglich kein Ziel der Politik gewesen war – so Hulls Resümee dieser institutionellen Radikalisierung. Bei dem Vergleich des deutschen Herero-und-Nama-Kriegs mit dem südafrikanischen Krieg, den die Briten ebenfalls mit großer Brutalität gegen die ihnen zahlenmäßig weit unterlegenen Buren führten, kommt Hull zu dem Schluss, dass sich zwar viele Praktiken glichen, sieht aber einen entscheidenden Unterschied in der Kontrolle des Kriegs durch zivile Organe. Im Gegensatz zum Herero-und-Nama-Krieg sei das extreme Verhalten des britischen Militärs durch zivile Kontrolle gestoppt und verurteilt worden. Die auch in Deutschland z. T. scharfe öffentliche Kritik am Vorgehen des Militärs in Südwestafrika, die besonders im Reichstag laut wurde, wird von ihr aber weitgehend übersehen.

In ihrem dritten großen Kapitel analysiert sie schließlich das Vorgehen des deutschen Generalstabs im Ersten Weltkrieg, bei dem sie zahlreiche der vorher beschriebenen Muster

einer deutschen *military culture* wieder findet. Auch hier sei es zu einer zunehmenden Radikalisierung militärischer Gewalt gekommen, obwohl diese Tendenzen sich in vieler Hinsicht als völlig kontraproduktiv erwiesen. Ein totaler militärischer Sieg wurde – wie in den Kolonien – zum eigentlichen Kriegsziel. Schließlich entwickelte sich auch im Ersten Weltkrieg ein destruktiver Extremismus, der den Generalstab dazu trieb, eher Deutschlands Vernichtung im »Endkampf« hinzunehmen als sich zu ergeben. Auch wenn Isabel Hulls Schlussfolgerungen nicht unbedingt überraschend sind und ihrer These einer von ziviler Seite un widersprochenen *military culture* in Deutschland manches entgegengehalten werden kann, so besticht ihre glänzend geschriebene, sich auf eine Fülle von archivalischen Quellen und zeitgenössischen Materialien stützende Arbeit durch eine wirklich profunde Analyse der deutschen militärischen Tradition. Gerade für die Kolonialgeschichtsschreibung liefern ihre detaillierten Analysen der deutschen Kolonialkriege und ihr höchst instruktiver Vergleich mit dem südafrikanischen Krieg neue und aufschlussreiche Ansätze, die noch viele historische Arbeiten anregen werden.

Der in der Forschung gegenüber dem Vernichtungskrieg in Deutsch-Südwestafrika in den Hintergrund getretene Maji-Maji-Krieg in Ostafrika, der von der indigenen Bevölkerung ca. 300.000 Todesopfer forderte, wurde mittlerweile in einem von Felicitas Becker und Jigal Beez herausgegebenen Band sowie in einer Monografie von Jigal Beez genauer untersucht.⁶⁰ Auch der Erste Weltkrieg in Ostafrika, bei dem die Bevölkerung unter horrenden Verlusten zu leiden hatte, entwickelt sich zunehmend zum Gegenstand der Forschung. In diesem Zusammenhang ist nun in der Reihe »Schlaglichter der Kolonialgeschichte« des Berliner Ch. Links Verlags – die sich eher an ein breiteres Publikum wendet und in der auch der Band zum Maji-Maji-Krieg herausgekommen ist – eine Biografie zu Paul von Lettow-Vorbeck erschienen. Dieser wurde durch seinen Feldzug in Deutsch-Ostafrika im Ersten Weltkrieg zu einem militärischen Mythos, den zu entlarven sich der Autor Schulte-Varendorff zur Aufgabe gemacht hat.⁶¹ In der gut recherchierten, reich bebilderten Biografie wird zunächst sehr knapp der Weg Lettow-Vorbecks von seiner Herkunft aus einer preußischen Offiziersfamilie über seine militärische Ausbildung und seine Offizierskarriere geschildert, die ihn zur Niederschlagung des Boxeraufstandes nach China und in den Herero- und Nama-Krieg in Deutsch-Südwestafrika führte. Deutlich arbeitet der Autor hier bereits Lettow-Vorbecks Einstellung zur kolonialen Kriegsführung heraus, die das Vorgehen General von Trothas im Vernichtungskrieg gegen die Herero eindeutig billigte, und zeigt seine extrem rassistische Haltung gegenüber der indigenen Bevölkerung. Im Teil über den Ersten Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika kann Schulte-Varendorff zeigen, wie sehr die Überlieferung, Lettow-Vorbeck habe mit Hilfe seiner treuen Askaris und mit Unterstützung der indigenen Bevölkerung jahrelang tapfer den übermächtigen Alliierten standgehalten, ein zum großen Teil selbst kreierter Mythos war. Lettow-Vorbeck widersetzte sich vielmehr zunächst dem amtierenden Gouverneur Heinrich Schnee, der eigentlich einen Krieg vermeiden wollte, und führte dann mit zunehmender Grausamkeit gegenüber der Bevölkerung eine Art Guerillakrieg gegen die alliierten Verbände. Seine Truppen beschlagnahmten stets alle Nahrungsmittel und hinterließen meist nur verbrannte Erde; Träger für seine Truppen wurden mit äußerster Brutalität rekrutiert. Durch seine Kampfaktionen, die ihn schließlich bis in die portugiesische Kolonie Moçambique führten, konnte er zwar einige alliierte Truppen binden, dies hatte aber im Gegensatz zu seiner Selbsteinschätzung für den Krieg in Europa praktisch keine

60 Felicitas Becker/Jigal Beez (Hrsg.), Der Maji-Maji Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905–1907, Berlin 2005; Jigal Beez, Geschosse zu Wassertropfen. Sozio-religiöse Aspekte des Maji-Maji-Krieges in Deutsch-Ostafrika (1905–1907), Köln 2003.

61 Uwe Schulte-Varendorff, Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck – Mythos und Wirklichkeit, Ch. Links Verlag, Berlin 2006, 217 S., kart., 22,90 €; vgl. zu diesem Thema auch Maß, Weiße Helden, S. 40–46.

Bedeutung. Lettow-Vorbeck ergab sich erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Europa und konnte so in den 1920er-Jahren zu einem gefeierten, »unbesiegten Helden« avancieren, der – selbst 1920 am Kapp-Lüttwitz-Putsch beteiligt – stets gegen die Weimarer Republik argumentierte und den Kolonialrevisionismus förderte. Unter den Nationalsozialisten setzte er seine kolonialrevisionistische Agitation fort. Der Autor stellt schließlich dar, wie Lettow-Vorbecks Mythos relativ ungebrochen in die Bundesrepublik transportiert wurde, und beschäftigt sich besonders mit der Erinnerungspolitik der Bundeswehr, die sich nur schwer von der Vorbildfunktion Lettow-Vorbecks distanzieren konnte. Seine Analysen wirken allerdings mitunter oberflächlich, insbesondere wenn er vieles damit zu erklären versucht, dass Lettow-Vorbeck ein typischer Militarist sei, dabei aber nicht klarmacht, was denn das Typische an Lettow-Vorbecks militärischer Karriere im Kaiserreich war, in welchen Punkten er sich heraushob und warum ausgerechnet er eine solche Vorbildfunktion einnehmen konnte.⁶² Auch das Verhältnis zwischen Lettow-Vorbecks Eigendarstellung als »Vater der Askaris« und der vom Autor benannten »Wirklichkeit«, in der er als rücksichtsloser Rassist identifiziert wird, der Afrikaner als »primitive Schwarze« einstufte, war sicherlich weit komplizierter und facettenreicher und ließe interessantere Interpretationen zu. Darauf hat Sandra Maß in ihrer Arbeit deutlich hingewiesen.⁶³ Insgesamt gelingt Schulte-Varendorff aber eine recht griffige Biografie, die Lettow-Vorbecks Leben kritisch beleuchtet und mit zahlreichen Mythen aufräumt.

Eine ganz andere Perspektive auf den Krieg in Deutsch-Ostafrika nimmt Marianne Bechhaus-Gerst's Studie ein, die ebenfalls im Links Verlag erschienen ist und das Leben des Afrikaners Mahjub bin Adam Mohamed beschreibt.⁶⁴ Dieser diente während des Ersten Weltkriegs als schwarzer Kindersoldat in der deutschen Truppe in Ostafrika und versuchte danach, sich eine Karriere in Deutschland aufzubauen. Er trat als Schauspieler auf und arbeitete als Sprachlehrer; unter dem nationalsozialistischen Regime wurde er schließlich nach einer Denunziation verhaftet und starb im Konzentrationslager Sachsenhausen. Weitere Aufschlüsse über Kriege und Militär im kolonialen Deutsch-Ostafrika versprechen zudem Michelle Moyds und Stephanie Michels Forschungen zu geben, die sich ausführlich mit der sozialen und kulturellen Geschichte der als Askari bezeichneten afrikanischen Soldaten in den deutschen Truppen in Ostafrika beschäftigen – und dies explizit aus Sicht der Afrikaner.⁶⁵

Generell ist die Geschichte Ostafrikas gegenüber der starken Konzentration auf Deutsch-Südwestafrika und dem Genozid an den Hereros in der deutschen Kolonialismusforschung etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Dennoch liegen zur Entwicklung Deutsch-Ostafrikas bereits einige wichtige Darstellungen aus den 1970er-Jahren vor, die sich vor allem mit der Durchsetzung kolonialer Herrschaft sowie mit Unterdrückung und Ausbeu-

62 Eine weitere Biografie zu Lettow-Vorbeck erscheint im Sommer 2008, die gerade hinsichtlich der militärischen Karriere Lettow-Vorbecks und seiner Verortung in der Gesellschaft des Kaiserreichs mehr Aufschluss verspricht, vgl. *Eckard Michels*, »Der Held von Deutsch-Ostafrika«. Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn 2008.

63 Vgl. Maß, *Weißer Helden*, S. 34–46.

64 Vgl. z. B. *Marianne Bechhaus-Gerst*, *Treu bis in den Tod. Von Deutsch-Ostafrika nach Sachsenhausen – eine Lebensgeschichte*, Berlin 2007.

65 Vgl. bis jetzt *Michelle Moyd*, *All people were barbarians to the askari. Askari identity and honour in the Maji Maji war*, in: *James Griblin/Jamie Monson* (Hrsg.), *The Maji Maji War as Local Event and National Legacy*, London 2008 (im Erscheinen); *Stephanie Michels*, »Reichsadler und Giraffe« – Askari am Grab von Lettow-Vorbeck, in: *Marianne Bechhaus-Gerst/Sunna Gieseke* (Hrsg.), *Koloniale und postkoloniale Konstruktion von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*, Frankfurt/Main 2007, S. 315–338. Weitere Studien zum Thema der Askaris werden von beiden Wissenschaftlerinnen in Kürze vorgelegt; vgl. auch *Eric J. Mann*, *Mikono ya damu. »Hands of blood«. African mercenaries and the politics of conflict in German East Africa 1888–1804*, Frankfurt/Main 2002.

tung beschäftigen.⁶⁶ Auch zu dieser Kolonie sind in den letzten Jahren neue Arbeiten – vor allem von Afrika-Historikern – entstanden, die stärker kulturgeschichtliche Aspekte aufnehmen und die wie Michael Pesek in seiner Studie die deutsche Kolonialherrschaft stärker unter den Aspekten der Repräsentation und der symbolischen Politik analysieren. Das lokale Machtgefüge in der kolonialen Situation tritt bei ihm in den Vordergrund, die Interaktionen mit der indigenen Bevölkerung werden detailliert untersucht.⁶⁷

Philippa Söldenwagner nimmt in ihrem Buch einige dieser neuen kulturgeschichtlichen Ansätze auf und versucht, die Mentalitäten und kulturellen Praktiken der kleinen Gruppe der deutschen Siedler in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1900–1914 zu analysieren, einer Gruppe, die bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs lediglich ca. 600 Personen umfasste.⁶⁸ Sie befasst sich zunächst mit den deutschen Debatten über mögliche Siedlungen in Ostafrika und arbeitet dabei die beiden widerstreitenden Strategien über eine mögliche Erschließung des Landes heraus – zum einen die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas zu einer weißen Siedlerkolonie, zum anderen die Förderung der indigenen Landwirtschaft, um vor allem Produkte für den Export zu erzeugen, mit deren Hilfe die Kolonie stabile Gewinne erwirtschaften sollte. Letzteres wurde vor allem von Ökonomen vertreten, auch spätere Gouverneure wie Albrecht Freiherr von Rechenberg und Kolonialstaatssekretär Dernburg favorisierten eindeutig diese Richtung. Die deutsche Politik lavierte bis 1914 stets zwischen beiden Konzepten, was sich für die Entwicklung der Kolonie als problematisch erwies. Nach diesen Ausführungen beschreibt Söldenwagner die höchst heterogene Zusammensetzung der Siedlergruppe, bevor sie sich mit dem tatsächlichen Prozess des Landkaufs bzw. der Landaneignung beschäftigt, der meist von Gewalt gegenüber der indigenen Bevölkerung gekennzeichnet war. Als sehr aufschlussreich erweisen sich die folgenden Kapitel. Die Autorin zeigt zunächst, dass das Siedlerleben keineswegs den in Europa vorherrschenden Vorstellungen einer gutsherrlichen Lebensweise entsprach. Die meisten Siedler kämpften mit schwankenden Produktpreisen, schlechten Transportmöglichkeiten, Konkurrenz durch afrikanische Bauern und geringer Erfahrung im Plantagenanbau. Viele mussten am Existenzminimum leben, wohnten nicht in repräsentativen Steinhäusern, sondern in Hütten oder waren gezwungen, sich eher halblegale Nebenbeschäftigungen zu suchen wie bei der Rekrutierung indigener Arbeiter oder im Viehhandel. Die Kolonialverwaltung versuchte sogar, erfolglose, verarmte Siedler, die »wie Eingeborene lebten«, wieder nach Europa zu schicken, da sie das Prestige des weißen Mannes schädigten. In einem weiteren Kapitel widmet sich Söldenwagner den verschiedenen Formen afrikanisch-europäischen Kontaktes und betont besonders die verschiedenen Handlungsräume – »spaces of negotiation«, so auch ihr Buchtitel – die es zwischen Kolonisierenden und indigener Bevölkerung gab. Sie untersucht die Kulturkontakte in den Häusern, auf den Farmen, bei der Arbeiterrekrutierung sowie in sexuellen Beziehungen. Dabei werden die einzelnen Themen mitunter etwas kursorisch und lediglich auf der Grundlage weniger Quellen behandelt. Deutlich weist die Autorin allerdings auf die stets präsente Gewalt

66 Detlef Bald, *Deutsch-Ostafrika 1900–1914. Eine Studie über Verwaltung, Interessengruppen und wirtschaftliche Erschließung*, München 1970; Rainer Tetzlaff, *Koloniale Entwicklung und Ausbeutung: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas 1885–1914*, Berlin 1970; Iliffe, *Tanganyika*. Vgl. als neuere Arbeit Juhani Koponen, *Development for Exploitation. German Colonial Policies in Mainland Tanzania, 1884–1914*, Münster 1995.

67 Pesek, *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika*; Albert Wirz/Andreas Eckert/Katrin Bromber (Hrsg.), *Alles unter Kontrolle. Disziplinierungsprozesse im kolonialen Tansania 1850–1960*, Köln 2003; Jan-Georg Deutsch, *Celebrating power in everyday life: the administration of law and the public sphere in colonial Tanzania 1890–1914*, in: *Journal of African Cultural Studies* 15, 2002, S. 93–103.

68 Philippa Söldenwagner, *Spaces of Negotiation. European Settlement and Settlers in German East Africa 1900–1914*, Martin Meidenbauer Verlag, München 2007, 286 S., geb., 49,90 €.

der Siedler gegenüber der indigenen Bevölkerung und auf die in Ostafrika extrem ausgeprägte brutale Kultur des Prügelns mit der Nilpferdpeitsche hin. Im letzten Kapitel, das sich mit der Frage auseinandersetzt, ob sich innerhalb der wenig homogenen Siedlerschaft in Deutsch-Ostafrika überhaupt eine Form von Gemeinschaft entwickeln konnte, scheint die Quellenbasis ebenfalls etwas dünn zu sein; die Ausführungen gehen hier nicht weit über Detlef Balds Analysen hinaus.⁶⁹ Insgesamt ist Söldenwagner aber eine interessante Analyse der ostafrikanischen Siedlergesellschaft gelungen, die einige neue Aspekte aufzeigen kann.

VI. DESIDERATA DER KOLONIALGESCHICHTE

Auch wenn die Kolonialgeschichtsschreibung in den letzten Jahren eine enorme Konjunktur erfahren hat und gleichzeitig die Geschichte des Kaiserreichs mittlerweile stärker unter transnationalen und globalen Aspekten betrachtet wird, gibt es in diesem Forschungsfeld noch zahlreiche wenig erforschte Aspekte. Grundsätzlich findet man in der deutschen Forschungslandschaft selten Verbindungen zwischen den wenigen Forschern, die außereuropäische Geschichte betreiben, und einer Kolonialgeschichtsschreibung, die sich eher in der Kaiserreichsforschung verortet. Hier wäre eine verstärkte Vernetzung sicherlich höchst produktiv.

Wie schon anfangs diskutiert, hat sich in der deutschen Kolonialgeschichtsforschung – beeinflusst von den *postcolonial studies* – zuletzt ein deutlicher Trend hin zu kulturgeschichtlichen Ansätzen entwickelt. Während sich in der internationalen Forschung zu postkolonialen Themen die sogenannten *subaltern studies* gerade auch mit der Unterordnung und der Unterdrückung von Bevölkerungsgruppen in kolonialen und postkolonialen Systemen beschäftigen und auf die ambivalente Rolle von indigenen Eliten hinweisen, werden diese Ansätze in Forschungen zum deutschen Kolonialismus noch wenig wahrgenommen; hier gäbe es sicherlich noch zahlreiche wichtige Themenfelder, die einer Analyse harren. Dies gilt generell für Themen, die die indigene Bevölkerung in den Kolonien, deren Vorstellungswelten, deren Handlungsspielräume und Kooperationsmöglichkeiten in den Vordergrund stellen. Bei den von geschlechtergeschichtlichen Ansätzen geprägten Forschungen zum deutschen Kolonialismus findet man mittlerweile zahlreiche Untersuchungen über die Rolle von »weißen« Frauen in den Kolonien und über die Mischenproblematik. Untersuchungen über die Männlichkeitskonzepte von Siedlern oder über den Einfluss der Kolonialherrschaft auf die *gender*-Konzepte der indigenen Bevölkerung sind dagegen rar. Auch die Forschungen zu Kolonialprodukten sowie zum Konsum in Metropole und Kolonie stehen noch am Anfang.

Bei der Betrachtung der einzelnen deutschen Kolonien fällt eine starke Konzentration auf Südwestafrica und mittlerweile Ostafrika auf, während Kamerun, Togo und die Südseekolonien eher ein Schattendasein führen. Zum Boxeraufstand in China sind jüngst einige Arbeiten erschienen⁷⁰, sonst wurde das Thema des deutschen Kolonialengagements in China weniger erforscht, obwohl man gerade bei dem gemeinsamen europäischen Vorgehen dort den deutschen Kolonialismus im internationalen Kontext sehr gut analysieren könnte.⁷¹

69 Vgl. Bald, Deutsch-Ostafrika.

70 Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hrsg.), Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007; Susanne Kuss/Bernd Martin (Hrsg.), Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, Bamberg 2002; Thoralf Klein, Straffeldzug im Namen der Zivilisation. Der Boxerkrieg in China, 1900–1901, in: Klein/Schumacher, Kolonialkriege, S. 145–181.

71 Vgl. als Ausnahme die wichtige Studie von Klaus Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand in der Musterkolonie Kiautschou, München 2000.

Ein wirkliches Desiderat stellt die vergleichende Forschung zum deutschen Kolonialismus dar. Komparative Studien, die den deutschen Kolonialismus im Kontext mit anderen europäischen Kolonialmächten – nicht nur in der Zeit des Imperialismus – untersuchen, würden eine bessere Einschätzung ganz verschiedener Phänomene erlauben.⁷² Komparative Analysen zu nationalen Vorstellungen und zu Ausprägungen des Rassismus in den verschiedenen europäischen Kolonialreichen liegen ebenfalls kaum vor.⁷³ Dies wäre für eine bessere Einordnung der deutschen Kolonial- und Imperialpolitik ein äußerst fruchtbarer Forschungsansatz. Auch die unterschiedlichen nationalen Vorstellungen von Zivilisierungsmissionen der europäischen Kolonialmächte sind kaum analysiert worden.⁷⁴ Dies ist umso erstaunlicher, als solche Vorstellungen große Wirkungsmacht entwickeln konnten; sie lassen sich zum Teil in den unterschiedlichen Migrationspolitiken der einzelnen europäischen Länder wieder identifizieren.⁷⁵ In diesem Zusammenhang sind internationale Institutionen des Kolonialismus wie das Brüsseler *Institute Colonial International* zu nennen, die ebenfalls Aufschlüsse über gemeinsame europäische Vorstellungen hinsichtlich einer Kolonisierung der Welt geben dürften, aber noch wenig in der Forschung wahrgenommen wurden. Ein stärker die europäischen und internationalen Zusammenhänge wahrnehmender Blick auf den deutschen Kolonialismus könnte so einerseits deutlich machen, in welchen Bereichen sich koloniale Ideologien, Vorstellungswelten und Praktiken nur graduell von den kolonialen Nachbarn unterschieden. Eine solche Perspektive könnte andererseits Besonderheiten und spezifische Charakteristika der deutschen Entwicklung, auf die ja auch die deutsche Kolonialismusforschung in vieler Hinsicht fixiert ist, mit einer größeren Trennschärfe herausarbeiten.

72 Vgl. die wenigen komparativen Sammelbände wie z. B. *Klein/Schumacher*, Kolonialkriege, oder *Boris Barth/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserungen seit dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005, die sich aber nicht direkt auf den deutschen Kolonialismus beziehen; vgl. auch in Kürze *Ulrike Lindner*, Encounters over the border: The shaping of colonial identities in British and German African colonies, in: *Ulrike Lindner/Maren Möhring/Mark Stein u. a.* (Hrsg.), Hybrid Cultures – Nervous States. Germany and Britain in a (post)colonial world, Amsterdam 2008.

73 Geulen geht in seiner Studie nur in zwei Unterkapiteln vergleichend auf Rassismus im amerikanischen Kontext ein, vgl. *Geulen*, Wahlverwandte; zum Vergleich von britischem und deutschem Nationalismus gibt es nur wenig Literatur, vgl. z. B. den älteren Sammelband von *Paul Kennedy/Anthony Nicholls* (Hrsg.), Nationalist and Racist Movements in Britain and Germany before 1914, London 1981.

74 Vgl. als einer der wenigen Sammelbände, die hierzu einen knappen Überblick geben, *Barth/Osterhammel*, Zivilisierungsmissionen.

75 Vgl. für einen Vergleich von deutschen und britischen kolonialen und postkolonialen Identitätsvorstellungen in Kürze *Lindner/Möhring/Stein*, Hybrid Cultures.

Jens Jäger

Fotografiegeschichte(n)

Stand und Tendenzen der historischen Forschung

I. WAS IST FOTOGRAFIEGESCHICHTE?¹

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Zunächst liegt das an der Ungenauigkeit des Begriffs Fotografiegeschichte, der sämtliche historisch angelegte Forschungen zur Fotografie als Technik, Medium, gesellschaftliches und kulturelles Phänomen einschließt. Eine so verstandene Fotografiegeschichte bestünde aus der Untersuchung der zeitlich sich aus- und umformenden Praktiken optisch-chemischer Bilderproduktion sowie aus der Analyse von Gebrauch und Deutung der so erzeugten Bilder. Doch in dieser Beschreibung steckt erhebliches Konfliktpotenzial, das sich schon aus den Großbegriffen ›Technik‹, ›Medium‹, ›Gesellschaft‹, ›Kultur‹, ›Geschichte‹ und ›Bild‹ ergeben muss, die jeder für sich umstritten sind und dies schon, bevor der Begriff ›Fotografie‹ selbst ins Spiel kommt, der die Verhältnisse zusätzlich verkompliziert. So muss eigentlich unklar bleiben, was denn eine Fotografiegeschichte überhaupt sein soll, und von kenntnisreicher kunstwissenschaftlicher Seite ist dann auch die Existenz eines solchen Feldes abgestritten beziehungsweise seine Ausmessung für sehr schwierig erklärt worden.²

Auch der Entwurf einer Mediengeschichte der Fotografie hätte bereits Probleme auf der grundsätzlichen Ebene, ob denn eine Aufzeichnungstechnik allein schon als Medium begriffen werden könnte; Werner Faulstich würde dies bejahen. Das Handbuch »Medienwissenschaft« böte dazu jedoch keinerlei Handhabe, während Knut Hickethiers »Einführung« zwar Fotografie berücksichtigt, die aber nicht die notwendige Komplexität eines Mediums erreiche und daher doch eher ein Werkzeug darstelle.³

Anders differenzierend wird in der Literaturwissenschaft mit Fotografie umgegangen, wobei dort Fragen nach dem metaphorischen Potenzial oder ihrer poetologischen oder narratologischen Folgen im Vordergrund stehen und nicht so sehr die Bilder selbst. Michael Neumann schreibt: »In der Literatur ist der Ort gegeben, der Schauplatz und Formationsraum von Denkfiguren, die den fotografischen Diskurs strukturieren werden.«⁴ Dies mag in seiner Absolutheit zunächst irritieren, doch ist es nützlich, sich die Ausgangsposition zu vergegenwärtigen: Literaturwissenschaftlicher Umgang mit Fotografie hat seinen Fluchtpunkt stets in Texten und Erzählformen; vornehmlich – wenngleich nicht nur – in literarischen. Steht die Analyse der (literarischen) Äußerungen über Fotografie im Zentrum des Interesses, wird notwendigerweise der Diskurs mit und zur Fotografie zu einem sekundären Gegenstand literarisch ausgehandelter Positionen.

1 Vgl. dazu das Themenheft »Die Geschichte der Geschichte. Aspekte der Fotogeschichtsschreibung« der Fotogeschichte 17, 1997, H. 64, als letzten Forschungsüberblick.

2 So fasst Douglas Nickel eine verbreitete Auffassung innerhalb der kunstwissenschaftlich orientierten Fotografiegeschichte in den USA zusammen: *Douglas Nickel*, *History of Photography: The State of Research*, in: *Art Bulletin* 83, 2001, S. 548–558, hier: S. 555.

3 Als exemplarischer Ausschnitt: *Werner Faulstich*, *Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830–1900)*, Göttingen 2004, S. 85–107; *Joachim-Felix Leonhard* u. a. (Hrsg.), *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*, Bd. 1.3, Berlin etc. 1999, S. 5 f. *Knut Hickethier*, *Einführung in die Medienwissenschaft*, Stuttgart 2003, S. 19 f. und zur Fotografie S. 82–100.

4 *Michael Neumann*, *Eine Literaturgeschichte der Photographie* (Kulturstudien Bd. 4), Thelem, Dresden 2006, 354 S., kart., 35,00 €, hier: S. 17.

Nun schuldet die Fotografietheorie der Literatur selbst wie der Literaturwissenschaft mit Sicherheit sehr viel; nicht zuletzt auch weil wichtige Autoren eine entsprechende Bildung mitbrachten (Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Roland Barthes) und die angrenzenden Disziplinen sich demgegenüber sehr offen zeigten, wie Teile der Kunstgeschichte, wofür Rosalind Krauss, John Tagg, W. J. T. Mitchell stehen können. So ist eine besonders starke Betonung der Austauschbeziehung zwischen Literatur und Fotografie leicht nachvollziehbar. Problematisch wird es jedoch, wenn diese Betonung vergessen lässt, dass sich Fotografie mit zahllosen anderen wissenschaftlichen Diskursen ebenso überschneiden und vernetzt hat: Beispielsweise Human- und Geowissenschaften oder Pädagogik wären hier zu nennen. Fast noch wichtiger ist die Einbettung fotografischer Praktiken in den Alltag und die ihn bestimmenden Diskurse. Am Ende stellt der literaturwissenschaftlich geprägte Weg, auch »nur« eine Art dar, sich Fotografie zu nähern. Deren Ziel ist es, aus den Texten eine Wahrnehmungs- oder Theoriegeschichte der Fotografie zu destillieren, um ein spezifisches Denken über Fotografie im historischen Verlauf zu systematisieren.⁵ Der Umgang mit und das Produzieren von Fotografie geht in diesen Deutungen aber ebenso wenig auf, wie damit ein weltweiter oder auch alle sozialen Gruppen übergreifender Gebrauch des Mediums beschrieben wird. Wichtig ist aber, dass die Arbeiten der letzten Jahre die sorgsame Einordnung von Texten über Fotografie wesentlich erleichtert haben und so anachronistische Lesarten der Fotografie und ihrer Bilder vermeiden helfen. Da Fotografie in allen Bereichen des Lebens Eingang gefunden hat, macht dies eine umfassende Thematisierung aller damit verbundenen Diskurse äußerst schwierig.

Was kann und soll ein Forschungsbericht zur Fotografiegeschichte also leisten? Ange deutet ist hier, welche vielfältigen Längs- und Querschnitte durch das Feld Fotografiegeschichte vorgenommen werden können, die das Feld je anders strukturieren und abgrenzen. Und es ließe sich die bisherige Aufzählung noch verlängern, indem die Disziplinen im Einzelnen abgehandelt werden, in denen fotografiehistorische Fragestellungen wichtig sind: Anthropologie, Kunstwissenschaft, Philosophie usw. Das Ergebnis aber bliebe stets das Gleiche: Gebrauch und historische Bedeutung der Fotografie wird jeweils ausschnitts haft analysiert. Zudem ist zu betonen, dass eine so zentrale kulturelle Praxis wie das Fotografieren und die Verwendung und das Betrachten von Fotografien in fast allen Disziplinen ein eher randständiges Forschungsfeld darstellt, auch wenn beispielsweise in der Anthropologie ein neues Gebiet wie die *visual anthropology* stark auf der Auseinandersetzung mit fotografischen Forschungs- und Aufzeichnungspraktiken fußt.

Insgesamt liegt darin aber auch die Chance, dass die Arbeit mit fotohistorischen Themen sich für experimentelle Zugänge eignet, etwa durch theoretische und methodologische Übernahmen aus anderen Disziplinen oder durch einen frischen Zugang zu einem Thema. So gilt auch für den Forschungsstand, dass sich ein pragmatischer Einstieg zum Feld fotografiehistorischer Studien anbietet. Es kann als etablierte Erkenntnis gelten, dass Fotografie als eines der bedeutendsten Aufzeichnungsmittel seit Mitte des 19. Jahrhunderts anzusehen ist, welches sich tief in den individuellen wie kollektiven gesellschaftlichen Praktiken verankert hat und nicht ohne ihre historische Bedingtheit begriffen werden kann, zumal sie medial überaus wandlungsfähig und präsent ist. Darüber hinaus stellt die Fotografie ein gesellschaftliches Phänomen dar, das entsprechend auf vielfältige Weise untersucht werden kann. Fotografiegeschichte im engeren Sinn ist dann die Geschichte der technischen und apparativen sowie kulturellen und sozialen Einrichtungen, die den Gebrauch der Technik und ihrer Produkte ermöglichen und regeln. Fotografiegeschichte im weiteren Sinne ist immer Teil der (visuellen) Kultur und damit immer Element ge-

5 Mustergültig: Bernd Stiegler, Theoriegeschichte der Photographie, Fink, München 2006, 472 S., kart., 39,90 €; vgl. auch ders., Bilder der Photographie. Ein Album photographischer Metaphern, Frankfurt/Main 2006; ders., Philologie des Auges. Die photographische Entdeckung der Welt im 19. Jahrhundert, München 2001.

sellschaftlicher Erscheinungen, deren je historische Ausprägungen und Veränderungen sich in Fotografie niederschlagen oder auch durch sie (mit) bedingt sind.

In diesem Sinne wird im Folgenden das Feld der »Fotografiegeschichte(n)« in vier Abschnitte gegliedert, die wichtige Themen und Perspektiven abbilden: Aus dem sehr breiten Feld werden zunächst einige herausragende Forschungsbereiche vorgestellt, in der die fotohistorische Auseinandersetzung historiografisch besonders fruchtbar ist (II). Dazu gilt es zunächst, gemeinsame sehr grundlegende Fluchtpunkte – darunter die Lexika zur Fotografiegeschichte – zu benennen. Anschließend ist es erforderlich, etwas zur *fotografie-theoretischen* Debatte und ihrer Genealogie zu sagen, da dies Auswirkungen auf Themenwahl und Fragestellungen zu fotografiegeschichtlichen Themen hat und/oder die Herangehensweise und Vorstellungswelt der Forschenden mitprägt (III). Im Anschluss wird eine Reihe von Forschungsfeldern vorgestellt, die in besonderer Weise von fotohistorischen Zugangsweisen oder der Berücksichtigung fotografischer Quellen profitieren (IV). Das sind Arbeiten zu strafrechtlichen und medizinischen Institutionen, Untersuchungen zur Konstruktion des Fremden oder Anderen, darunter insbesondere solche zur Entstehung kolonialer Gesellschaften mit ihren rassistischen Grundordnungen. Dabei spielen die Verbreitungsformen der Fotografie auch immer eine Rolle, sei es im privaten Gebrauch oder bei der mehr oder weniger öffentlichen Verwendung von Fotografien in Printmedien und Ausstellungen. Abschließend sollen ein Blick auf die Institutionalisierung der Fotografiegeschichte in Deutschland geworfen und einige Perspektiven fotohistorischer Forschung, v. a. bezogen auf »Erinnerung und Krieg«, skizziert werden (V).

II. ANNÄHERUNG: ÜBERBLICKE ZU »FOTOGRAFIEGESCHICHTE« UND GRUNDLEGENDE ZUGANGSWEISEN

Grundsätzlich stehen für eine historische Zugangsweise, die interdisziplinär offen ist, zwei Einführungen in die Thematik zur Verfügung: Die englische Medienwissenschaftlerin Liz Wells hat ein gut strukturiertes und vor allem thematisch-theoretisch aktuelles Buch vorgelegt, das inzwischen in der dritten Auflage (2004) vorliegt.⁶ Die Einführung des Historikers Jens Jäger (2000) ist geschichtswissenschaftlich ausgerichtet, knapper gehalten und dadurch lückenhafter in den theoretischen Ansätzen und bearbeiteten Thematiken.⁷ Über aktuelle Themen informiert im deutschen Sprachraum vor allem die Zeitschrift *Fotogeschichte*, die seit 1981 erscheint und deren Inhalte inzwischen auch online recherchierbar sind.⁸

6 Liz Wells (Hrsg.), *Photography: A Critical Introduction*, 3., veränd. Aufl., London/New York 2004. Wells bearbeitet praktisch ausschließlich die englischsprachige Forschung.

7 Jens Jäger, *Photographie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die Historische Bildforschung*, Tübingen 2000. Eine neue Auflage ist für 2009 geplant. Vgl. als knappen Überblick Karin Hartewig, *Fotografien*, in: Michael Maurer (Hrsg.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 4: Quellen, Stuttgart 2002, S. 427–448, oder auch Gerhard Paul, *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006. Auf Nennung weiterer Einführungen in die Bildquellenproblematik (z. B. von Michael Sauer, Hans-Jürgen Pandel) muss an dieser Stelle verzichtet werden, da sie weit über fotohistorische Fragestellungen hinaus relevant sind.

8 *Fotogeschichte*. Beiträge zur Ästhetik und Geschichte der Fotografie, URL: <<http://www.fotogeschichte.info/>> [27.5.2008]. Zum Komplex Geschichte und Fotografie sind u. a. die folgenden Themenhefte relevant: »Fotografie als historisches Dokument« (5, 1985, H. 15); »Die Geschichte der Geschichte. Aspekte der Fotogeschichtsschreibung« (17, 1997, H. 64). Vgl. auch die französischen *Études Photographiques*, URL: <<http://www.etudesphotographiques.org/>> [27.5.2008] sowie die englischsprachige *History of Photography*, Inhaltsverzeichnis der letzten Jahrgänge abrufbar unter der URL: <<http://www.tandf.co.uk/journals/archive/thph-con.asp>> [27.5.2008]. Eine Suche über die Datenbanken des historischen Fachportals Clio-Online ergibt für den Zeitraum von 1993 bis 2008 in den gut 980 ausgewerteten Zeitschriften einen Trefferbestand von 349 Aufsätzen mit dem Stichwort »photography«, allerdings inklusive Rezensionen, URL: <http://www.clio-online.de/site/lang__de/40208093/default.aspx> [30.5.2008].

Lexika bieten immer einen ersten historischen Einstieg. Allerdings erfassen die Lexika zur Fotografie das Feld der Geschichte stets »nur kumulativ« und erwecken zudem vielleicht zu sehr den Eindruck breiten, gesicherten Wissens.⁹ Zu nennen ist vor allem der umfangreiche Band Michel Frizots, »Nouvelle Histoire de la Photographie« von 1994, der enzyklopädischen Charakter besitzt und mit 30 Autoren und 40 Beiträgen jedoch schwerlich als kompakte Darstellung gelten kann.¹⁰ Ebenso haben alle monografischen Abhandlungen zur Gesamtheit der Fotografiegeschichte zunehmend Handbuchcharakter. Oft beschränken sie sich auf Regionen, Personen oder Zeitperioden, wobei stets ein bestimmter Blickwinkel (Technikgeschichte, Kunstgeschichte) auf den Untersuchungsgegenstand angelegt wird.¹¹ Gesamtdarstellungen zur Fotografiegeschichte sind trotz ihres umfassenden Anspruchs bisher also immer Abhandlungen einzelner oder einiger Aspekte von Fotografie. Üblicherweise sind es Übersichten der Erfindungsgeschichte, der Technikgeschichte und ihrer Protagonisten und/oder der ästhetischen (meint zumeist: künstlerischen) Gebrauchsweisen.

Diese Zugangsweisen besitzen ihre jeweiligen Klassiker: Die Arbeit des österreichischen Chemikers und Physikers Josef Maria Eder¹² (1855–1944) kann für die Wissenschafts- und Technikgeschichte stehen, die des amerikanischen Kunsthistorikers und Kurators am *Museum of Modern Art*, Beaumont Newhall (1908–1993), als sehr wichtiger Impulsgeber für die Auffassung von Fotografiegeschichte als der Entfaltung eines künstlerischen Mittels.¹³

Daran zeigt sich exemplarisch, dass sich vergleichsweise frühzeitig, d. h. schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, eine Analyse der Fotografie in zwei Sparten heraus-

9 John Hannavy (Hrsg.), *Encyclopedia of nineteenth-century photography*, 2 Bde., New York etc. 2008; Lynne Warren (Hrsg.), *Encyclopedia of twentieth century photography*, 3 Bde., New York etc. 2006; Michael R. Peres (Hrsg.), *Focal encyclopedia of photography: digital imaging, theory and applications, history, and science* (elektron. Ressource, CD-ROM), Amsterdam etc. 2007; Robin Lenman (Hrsg.), *The Oxford Companion to the Photograph*, Oxford etc. 2005; Marie-Loup Sougez/Helena Pérez Gallardo, *Diccionario de historia de la fotografía*, Madrid 2003; Michel Guillemot, *Michel Dictionnaire mondial de la photographie: des origines à nos jours*, Paris 2000; Felix Freier, *DuMont's Lexikon der Fotografie: Technik – Geschichte – Kunst*, Köln 1997.

10 Deutsche Ausgabe: Michel Frizot (Hrsg.), *Neue Geschichte der Fotografie*, München 1998.

11 Vgl. die Arbeit von Mary Warner Marien, *Photography: A Cultural History*, L. King, 2., überarb. Aufl., London 2006, 544 S., kart., £ 30,00, die sich explizit als Kulturgeschichte versteht, offenbar aber einen engeren, auf Hochkultur ausgelegten Kulturbegriff zu Grunde gelegt hat. Technische und bildliche Pionierleistungen sowie künstlerische Arbeit und Reportagefotografie in Nordamerika und Europa bilden das Rückgrat Warner Mariens Studie. Hierunter wären die Monografien über einzelne Fotografen (oder Fotografengruppen) oder auf einzelne Staaten bezogene Geschichten der Fotografie zu fassen. Dazu kommen noch die chronologisch gegliederten Arbeiten, die z. B. die Fotografie der 1920er- und 1930er-Jahre bearbeiten, oder die Fotografie nach 1945. Eher als Kaffeetisch-Publikation muss gelten: Anne H. Hoy, *Enzyklopädie der Fotografie. Die Geschichte. Die Technik. Die Kunst. Die Zukunft*, National Geographic Deutschland, Hamburg 2006, 400 S., geb., 49,95 €.

12 Josef Maria Eder, *Geschichte der Photochemie und Photographie bis in die Gegenwart* (Ausführliches Handbuch der Photographie Bd. 1.1), 2. Aufl. Halle/S. 1891. Die 4., völlig umgearb. und erw. Auflage von 1932 gilt noch immer als wertvolles Nachschlagewerk. Diese Version wurde auch 1945 ins Englische übersetzt (Titel: *History of Photography*, New York 1945).

13 Beaumont Newhall, *Photography, 1839–1937* (Ausstellungskatalog des Museum of Modern Art), New York, 1937. Ausgebaut zu *The History of Photography: From 1839 to the present day*, New York [1949]; von da aus in mehreren Auflagen erweitert und in zahlreiche Sprachen übersetzt; in deutscher Übersetzung erschien zuerst die erweiterte und überarb. Ausgabe von 1982 u. d. T.: *Geschichte der Photographie*, München 1982. Vgl. zu einer knappen Einschätzung der Wirkungsgeschichte: Nickel, S. 548–558. Nickel weist als Basis von Newhall dessen Rezeption der sogenannten »Wiener Schule« der Kunstgeschichte nach (Alois Riegl, Heinrich Wölfflin).

gebildet hat: erstens, Geschichte der Fotografie als Geschichte von Technik und Innovation, Erfindern und wichtigen Anwendern und zweitens, die Geschichte einer künstlerischen Entwicklung des Mediums.¹⁴ Damit entstand eine Vorstellung von Fotografie als einem relativ autonomen Gegenstand, der entweder in Abhängigkeit von wissenschaftlichem Denken, individuellen (technischen) Fähigkeiten oder ästhetischen Strömungen – jeweils der westlichen Welt – angesehen wurde. Auffällig ist dabei das Bemühen, Fotografie tief in der westlichen Kultur zu verankern und – das haben bereits die Apologeten der jeweiligen Erfinder im 19. Jahrhundert betrieben¹⁵ – die einzelnen Elemente des fotografischen Verfahrens konsequent auf ihre Vergangenheit zu befragen. Schnell war man dann im antiken Griechenland und bei Aristoteles. Fotografie wurde so zu einem überzeitlichen Phänomen, welches konzeptuell und ästhetisch sehr viel älter als seine technische Umsetzung war und gleichsam einen Urtraum des Menschen nach realitätskonformer Abbildung der Welt seine Existenz verdankte. Damit erschien Fotografie in den Kern einer Fortschrittsgeschichte der europäischen Zivilisation gerückt und gleichzeitig ihre Originalität und Spezifität jenseits rein technischer Bedingungen letztendlich relativiert.

Diese Formen der Fotografiegeschichte besitzen ein Gegengewicht in kulturkritisch-medienhistorisch ausgerichteten Arbeiten. Die hier alles überragende Referenz bildet – auch international – Walter Benjamin (1892–1940).¹⁶ Benjamin bettete Fotografie als Phänomen in soziale und kulturelle Veränderungsprozesse ein und lotete Fragen nach Verschiebungen von Wahrnehmungsbedingungen und Voraussetzungen von Kunst aus, die durch technische Innovationen begründet sind. Benjamin nahm hierbei eine längere historische Perspektive in den Blick, die mit dem Beginn der Fotografie in Europa Ende der 1830er-Jahre ansetzt und durch die Zeit seiner Analyse, also die 1930er-Jahre, begrenzt ist. Zwar war Benjamin weder der erste noch der einzige Autor, der sich auf diese Weise über die Zusammenhänge zwischen Gesellschaft und Fotografie Gedanken gemacht hat und hierbei auch zu pointierten Aussagen über das Wesen des Mediums gekommen ist, aber seine seit den 1960er-Jahren weithin rezipierten Texte sind mit Sicherheit die fruchtbarsten im Sinne der kulturwissenschaftlichen Annäherung an Fotografie.

Wie die eben angesprochenen Ansätze der technischen und künstlerischen Betrachtungsweise hat auch Benjamins Umgang mit der Fotografiegeschichte beträchtliche Wirkung darauf, was unter »Fotografiegeschichte« verstanden wurde. Nach Bernd Stiegler ist Benjamins »geschichtliche wie theoretisch-philosophische Betrachtung [...] nur als Theoriegeschichte zu fassen«.¹⁷ Es ist vor allem die Theoriebildung und die Debatte um die gesellschaftlich-kulturelle Auseinandersetzung zum Problem Realität, Wahrnehmung, mediale Vermittlungsformen und der Möglichkeiten von Kunst, die auf Benjamin Bezug nimmt. Daraus hat sich ein fotohistorischer Zweig ergeben, der mehr und mehr zum *phototheoretischen* geworden ist, da die philosophischen Grundfragen in den Vordergrund ge-

14 Beides wird gegenwärtig meist verbunden, so z. B. in dem verbreiteten Werk von *Helmut Gernsheim*, *Geschichte der Photographie. Die ersten Hundert Jahre* (Propyläen Kunstgeschichte, Sonderbd. 3), Frankfurt/Main/Berlin etc. 1983. Dies ist die übersetzte und erweiterte Ausgabe von: *Helmut u. Alison Gernsheim*, *The History of Photography, from the Camera Obscura to the Beginnings of the Modern Era*, 2., überarb. und verm. Aufl., London 1969.

15 Um den Erfinderstatus wurde aus nationaler oder professioneller Warte heraus gestritten: So bestanden die Apologeten von Daguerre, Talbot oder Bayard auf der je unabhängigen Erfindungsgeschichte; verhandelt wurden aber auch Protagonisten aus Deutschland, Österreich, Brasilien sowie die Frage nach den Entdeckern weiterer Fortschritte in Optik, Fotochemie und Kamerabau.

16 *Walter Benjamin*, *Kleine Geschichte der Fotografie*, in: *Literarische Welt* 1931 (18.9., 25.9., 2.10). Dazu kommen noch verschiedene Aufsätze und Abschnitte in Benjamins Gesamtwerk, die hier im Einzelnen aufzuzählen nicht der Ort sein kann. Vgl. dazu die sehr gute Einführung zu Benjamins Arbeit über Fotografie: *Stiegler*, *Theoriegeschichte*, S. 255–278.

17 *Stiegler*, *Theoriegeschichte*, S. 255.

treten sind, während die Verankerung der fotografischen Praxis in konkreten gesellschaftlichen Kontexten, die Benjamin selbst noch im Blick hatte, notwendigerweise vernachlässigt werden musste.

Während also die Technik-, Personen-, und Kunstgeschichte der Fotografie den größeren wie gesellschaftlichen Kontext und theoretische Fragen eher streifte, sind die theoretischen Arbeiten zur Fotografie oft, auch wenn sie die ausgesprochen historiografische Frage nach den Veränderungen gesellschaftlicher Wahrnehmung thematisieren, abstrakterer Art und teils weit von konkreten historischen Entwicklungen der fotografischen Praxis, ihrer lebensweltlichen Verankerung und den je zeitgenössischen Gebrauchsweisen entfernt.

III. VOM WESEN DES FOTOGRAFISCHEN UND DEN KONSEQUENZEN FÜR DIE HISTORIOGRAPHIE

Dieser etwas weitere Ausflug in die Geschichtsschreibungen der Fotografiegeschichte verdeutlicht, dass die Möglichkeiten, ihre Geschichte zu schreiben oder zu konstruieren, selbst historisch gewachsenen Konventionen folgen, die sich voneinander abgrenzen. Auch die neuere Medienwissenschaft und -geschichte hat diese Zergliederung eher gefördert, als zusammenfassende Tendenzen zu begünstigen, was vor allem von dem je unterschiedlichen Stellenwert der Fotografie (Medium, Werkzeug, technisches Hilfsmittel) im Rahmen der Forschungskonzeptionen abhängt.

Allen Ansätzen gemeinsam, ob historisch, philosophisch, kulturwissenschaftlich oder kunst- und technikgeschichtlich, ist aber die Dominanz europäischer Vorstellungswelten über das, was Fotografie bedeutet und bedeuten kann. Auch die Frage nach dem Wesen der Fotografie – implizit oder explizit gestellt – wird erstens für höchst bedeutsam und zweitens als ausschließlich in der Tradition der abendländischen Philosophie beantwortbar gehalten. Nun ist dieser grundsätzliche Rahmen weit gesteckt, aber dennoch ist er nicht universal. Diese Prämissen gilt es, zunächst im Bewusstsein zu halten, wenn es um die Geschichte der (oder: Geschichte mit) Fotografie geht. Das wird im Zusammenhang mit der ethnologisch/anthropologisch inspirierten Forschung zur Fotografie noch etwas intensiver diskutiert werden.

Grundsätzlich gilt es, jede Darstellung, die einen universalen Anspruch trägt oder hervorrufen könnte, auf ihre Begrenzungen und Voraussetzungen hin zu prüfen. Mit anderen Worten: Das vorhandene Wissen über Fotografie als Technik, Praxis, gesellschaftliches und kulturelles Phänomen ist nach wie vor recht lückenhaft und begrenzt generalisierbar. Am sichersten noch bewegt man sich vielleicht auf dem Terrain der technischen und apparativen, chemischen und optischen Entwicklung der Fotografie.¹⁸ Die ästhetisch-künstlerische Auseinandersetzung mit fotografischen Bildern, sei es bezüglich der Versuche, Möglichkeitsbedingungen für fotografische Kunst zu formulieren, sei es die institutionelle Verankerung fotografischer Bilder in europäischer Kunst, Museumslandschaft und auf dem Kunstmarkt nachzuvollziehen, ist ebenfalls schon über einen längeren Zeitraum hinweg erforscht worden. Eng damit zusammenhängend, lassen sich die Versuche, das Wesen der Fotografie im Rahmen westeuropäischer Denktraditionen zu bestimmen, historisch recht gut nachvollziehen.¹⁹

18 Dies leisten die o. g. Lexika oder die Gesamtdarstellungen von *Josef Maria Eder* oder *Wolfgang Baier*, *Quellendarstellung zur Geschichte der Fotografie*, München 1980 – beide jedoch vor allem für die Zeit bis ca. 1930.

19 Vgl. hierzu *Stiegler*, *Theoriegeschichte*, aber auch *André Rouillé*, *La Photographie*, Paris 2005, sowie die nach wie vor unersetzliche Ausgabe von *Wolfgang Kemp/Hubertus von Amelunxen* (Hrsg.), *Theorie der Fotografie*, 4 Bde., München 2006 (zuerst, Bd. 1–3, 1980–1983 sowie Bd. 4, 2000), wobei die Auswahl von Bd. 4, den Zeitraum 1980 bis 1995 abdeckend, sicherlich durch die zeitliche Nähe weniger überzeugend ist.

Ausgangspunkt von Fragen nach dem Wesen der Fotografie ist das Verhältnis zwischen ihr (als Technik und Bild) und einer wie auch immer gearteten Realität oder Realitätsvorstellung. Ausgetragen wurde und wird die Auseinandersetzung um dieses Verhältnis vor allem in kunst- und medienwissenschaftlichen sowie philosophischen Zusammenhängen.²⁰ Hier ist in den vergangenen Jahrzehnten besonders zeichentheoretisch nach Charles Sanders Pierce (1839–1914) argumentiert worden. Nach weit verbreiteter Auffassung lässt sich, in grober und vereinfachender Form, das Verhältnis zwischen Bild und Objekt auf drei Arten beschreiben: indexikalisch, ikonisch und symbolisch. Index bezeichnet hier die Idee vom Bild als Spur und Abdruck eines Objekts beziehungsweise als Ausdruck einer konkreten und/oder ursächlichen Verbindung zum Objekt. Ikon meint das Bild als visuell dem Objekt ähnlich und/oder in mehreren Eigenschaften gleichartig. Symbol wäre das Bild als willkürliches Zeichen, welches durch Konventionen an ein Objekt gebunden wird.

Spätestens seit den Überlegungen der amerikanischen Kunstwissenschaftlerin Rosalind Krauss²¹ und des französischen Kritikers und Philosophen Roland Barthes (besonders in dessen letztem Werk »La Chambre Claire« von 1980²²), ist die Verbindung zwischen Bild und Objekt (dem Referenten) vor allem als ein indexikalisches theoretisiert worden, um den Unterschied zu den meisten anderen Abbildungstechniken zu verdeutlichen. Zumeist geht es darum, das Wesen, die Essenz der Fotografie zu bestimmen, ihre – wenn man so möchte – ureigene Charakteristik und Eigenschaft heraus zu präparieren.

Der in Belgien und Frankreich lehrende Medienwissenschaftler Philippe Dubois hat dies in Anlehnungen an Sprechakttheorien zu einer kohärenten Theorie des »fotografischen Aktes« ausgebaut.²³ Dubois betont dabei vor allem die unauflösliche Verbindung zwischen Objekt und seinem fotografischen Abbild, welche im Akt des Fotografierens performativ hergestellt werde. Der französische Fotografiehistoriker André Rouillé wendet dagegen ein, dass diese einseitige Konzentration den Blick auf Praktiken, Kontexte und andere Eigenschaften der einzelnen fotografischen Bilder verstellen würde.²⁴ Aus geschichtswissenschaftlicher Sicht ist das ein gewichtiger Einwand und verweist auf ein generelles Problem, denn für historische Untersuchungen, die sich dem Gebrauch und der Rezeption von Fotografie in bestimmten Zeiträumen und spezifischen kulturellen Zusammenhängen widmen, sind Fragen nach dem (überzeitlichen) Wesen oder dem Kern, der Fotografie gegenüber anderen Bildformen auszeichnet, mitunter nebensächlich. Letztlich kann in konkreten Zeitperioden und gesellschaftlichen Kontexten das »Wesen« der Fotografie anders aufgefasst worden sein, oder aber es können ganz andere Erklärungsmuster wirken, welche die Auffassung und den Gebrauch steuerten. Abgesehen davon, dass eine sehr starke Verallgemeinerung von Rezeptionshaltungen immer fragwürdig blei-

20 Vgl. hierzu die Debatten um die Kunstwissenschaft/Kunstgeschichte als Disziplin, die unter dem Stichwort *iconic* oder *pictorial turn* verfolgt werden kann. Als Übersicht vgl. *Christa Maar/Hubert Burda* (Hrsg.), *Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder*, Köln 2005; *Doris Bachmann-Medick* (Hrsg.), *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2006, S. 329–380. Fotografiezentriert: *Herta Wolf* (Hrsg.), *Paradigma Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, Band I, Frankfurt/Main 2002; *dies.* (Hrsg.), *Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, Band II, Frankfurt/Main 2003.

21 *Rosalind Krauss*, Notes on the Index. Seventies Art in America, in: *October* 3, 1977, S. 68–81.

22 *Roland Barthes*, *La Chambre Claire. Note sur la Photographie*, Paris 1980 (dt.: *Die helle Kammer*, Frankfurt/Main 1985).

23 *Philippe Dubois*, *L'Acte Photographique*, Paris etc. 1983 (dt.: *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv*, Amsterdam 1998). Vgl. generell zu den modernen Theoretisierungen von Fotografie: *Stiegler*, *Theoriegeschichte*, S. 337–401.

24 *Rouillé*, S. 14–16; wobei der Autor sich ausgesprochen scharf gegen, wie er meint, Essentialisierungen der Fotografie, wendet. Für eine nüchternere Auseinandersetzung vgl. *Annette Geiger*, *Urbild und fotografischer Blick. Diderot, Chardin und die Vorgeschichte der Fotografie in der Malerei des 18. Jahrhunderts*, Fink, München 2004, 208 S., kart., 32,90 €, insb. S. 181–195.

ben muss, wird die mögliche Vielfalt solcher Haltungen gegenüber verschiedenen Arten und Nutzungen von Fotografie ausgeblendet.²⁵

An dieser Stelle gilt es aber noch eine zweite Dimension des Problems zu erörtern. Wenn in theoretischer Hinsicht vor allem die Indexikalität der Fotografie die Forschung leitet, mithin die Vorstellung, dass das eigentlich Wichtige an dieser Quelle ihr gleichsam natürlicher beziehungsweise naturgesetzlicher Zusammenhang zwischen Objekt und Bild darstelle, so spiegelt sich ein ähnliches Problem mittelbar in einem anderen, ebenfalls häufig in historischen Arbeiten anzutreffenden Umgang mit Fotografie. Ilse About und Clément Chéroux nennen dies in einer kritischen Überlegung zum historiografischen Umgang mit Holocaust-Fotografie die »Faszination für den Referenten«, die durch Fotografie erzeugt werden könne.²⁶ Das bedeutet, dass in der Analyse das Mediale der Fotografie und die unmittelbaren Entstehungskontexte mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden zugunsten der dargestellten Objekte und ihrer Geschichte. Die einzelne Fotografie wird dann stärker als Symbol und illustrativ verwendet, weil – so lässt sich ergänzen – in ihr eine Spur des Vergangenen direkt erfahrbar erscheint. Im Bild wird eine Verdichtung des Geschehens gesucht, eine Aussage, die überzeitlichen Charakter besitzen soll. Damit wird ihr symbolischer Wert sowie die emotionalisierende Kraft der Quellen betont und beschworen. Für About/Chéroux entwickelt sich so ein Kardinalproblem der Historiografie: Die Quellen werden nicht mehr sorgfältig kontextualisiert und kritisch gewürdigt. Wo fotografische Bilder emotional besonders anrühren können – was wiederum vom Vorwissen um Kontexte abhängt – besteht dann immer die Gefahr, sie lediglich als Bestätigung dieses Vorwissens (oder eines Vor-Urteils) zu lesen. So werde aber das Potenzial der Quelle verschenkt: Wer mit vorab bestehenden Überzeugungen über das, was in Bildern zu sehen ist, an einen Quellenkorpus herangeht, wird zwangsläufig nur dieses sehen können und Abweichendes ausblenden.

Es gilt also immer: Um einige Überlegungen, wie die Quelle Fotografie grundsätzlich einzuschätzen ist, wird man nicht herumkommen. Die Indexikalität von Fotografien ist bei zeichentheoretischer Argumentation sicherlich unbestreitbar, aber zweifellos kommt den Fotografien auch ein ikonischer Charakter und ein symbolisches Potenzial zu. Diese drei Eigenschaften werden im gesellschaftlichen Gebrauch je stärker oder schwächer bewertet. Es kommt also in historischen Studien darauf an, das Verhältnis der drei zu beachten und den konkreten Gebrauch innerhalb eines historischen Kontextes zu überprüfen. Die noch anhaltende bildwissenschaftliche Debatte um die Spezifität des Bildlichen generell zeigt ferner, dass Bilder – und somit auch die Fotografie – einen »Mehrwert« besitzen, der sich wohl nicht zeichentheoretisch auflösen lässt. Im individuellen wie gesellschaftlichen Gebrauch ist die Wahl eines Mediums niemals willkürlich, und der Umgang ist auch je verschieden eingeübt: Die Fotografie in einer Illustrierten ist etwas anderes als eine Grafik und der sie begleitende Text – sie sind nicht austauschbar oder ohne Substanzverlust in ein anderes Medium übersetzbar. Neben der grundsätzlichen Überlegung, was das Verhältnis fotografischer Bilder zu den dargestellten Objekten ausmacht, wird daher immer die Frage nach der Wahl des Mediums und den Bedingungen des Gebrauchs sowie der möglichen Deutungen sein, die fotografiehistorisch wichtig sind.

Eine weitere, speziell kulturhistorische Aufgabe ist es, die theoretischen Versuche selbst zu historisieren und einzuordnen. Warum und in welcher Weise wurde in zu be-

25 So ist gerade bei Roland Barthes entscheidend, dass er sich in »Die helle Kammer« fast ausschließlich der Personenfotografie widmet, seine Schlussfolgerungen aber als für alle Formen der Fotografie gültig angenommen werden können.

26 Ilse About/Clément Chéroux, L'histoire par la photographie, in: *Études Photographiques* 2001, Nr. 10, S. 8–33. Vgl. auch die deutsche Version: dies., Fotografie und Geschichte: Vortrag an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig, Leipzig 2004.

stimmenden Zeiträumen überhaupt Fotografie zum Thema?²⁷ Welche gesellschaftlichen, intellektuellen oder akademischen Entwicklungen haben dazu beigetragen, dass sich in einer Reihe von Fachrichtungen, z. B. Philosophie, Kunstwissenschaft sowie Literatur- und Sprachwissenschaft, Debatten an und um Fotografie entzündeten? Das lässt sich exemplarisch sehr gut an einem breiten Forschungsfeld zeigen, in dem Fotografie eine erhebliche Rolle spielt. Dort ist zudem die historische Forschung zur und mit Fotografie sehr lebendig und vermittelt einen guten Eindruck zum gegenwärtigen Stand einer wie auch immer zu definierenden Fotografiegeschichte.

IV. FOTOGRAFIEHISTORISCHE FORSCHUNGSFELDER: ALTERITÄT VS. IDENTITÄT – DER ANDERE VS. DAS EIGENE

In den vergangenen Jahren sind einige Themenbereiche besonders intensiv Gegenstand der Forschung geworden, die sich vielleicht etwas holperig mit dem Begriff der »Alteritätsforschung« zusammenfassen lassen. Gemeint ist damit Forschung, die danach fragt, auf welche Weise und mittels welcher medialen Prozesse Trennungen zwischen dem Eigenen und Fremden, Norm und Abweichung ausgehandelt und hergestellt werden. Damit gehen Fragen nach den Mitteln und Konsequenzen von Subjektivierungsprozessen einher, oder anders gewendet: Wie und von wem in welcher Form werden Identitäten konstruiert, stabilisiert (oder gefährdet), ausgehandelt und zugeschrieben?

Im Zuge der großen Infragestellung von Meistererzählungen der Geschichte sind alle scheinbaren Selbstverständlichkeiten und Prämissen kulturwissenschaftlicher Forschung einer teils radikalen Überprüfung unterzogen worden, darunter ganz entscheidend die Annahme fester sozialer und gesellschaftlicher Identitäten. Eine Reihe von »Wenden« können dafür stichwortartig ins Feld geführt werden: *linguistic, cultural, pictorial/iconic, spatial, performative turn* und andere mehr. Hierbei werden die Wege philosophischer Analysestrategien beschritten und Phänomenologie, Strukturanalyse, Semiotik sowie das Instrumentarium von Psychoanalyse, Feminismus, Post-Strukturalismus, Marxismus und den entsprechenden Verzweigungen angewendet. Die archäologischen und genealogischen Ansätze Michel Foucaults, seine Macht- und Herrschaftsanalyse haben hier weitere wichtige Impulse geliefert.

Wie ist dabei Fotografie ins Spiel gekommen? Erstens ist das, was man als Moderne bezeichnen kann – und die Postmoderne erst recht – zweifellos durch einen hohen Grad an Visualisierung gekennzeichnet; Fotografie hat, zunächst in der westlichen Welt, gleichermaßen das private, mediale und öffentliche Leben durchdrungen. Zweitens gehört Fotografie, wie erwähnt, zu den randständigen Gegenständen der sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen. Beides zusammen erleichtert(e) es, neue methodische und theoretische Wege zu beschreiten. Drittens war und ist Fotografie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein äußerst vielfältiges und zentrales Abbildungs- und Vervielfältigungsmittel, welches mit besonderen Eigenschaften (Versprechen des authentischen, intersubjektiv überprüfbaren Abbilds) verbunden worden ist. Keine der sonst verfügbaren Aufzeichnungstechniken für visuelle Sinneseindrücke scheint so unmittelbar mit historischen Sehweisen zusammenzuhängen und insofern auf die je zeitgenössische Wahrnehmung der Welt zu verweisen.²⁸

27 Einen guten Einstieg liefern *Stiegler*, Theoriegeschichte, sowie *Kemp/Amelunxen* mit ihren jeweiligen Kontextualisierungen der theoretischen Texte.

28 Vgl. dazu exemplarisch *Jonathan Crary*, *Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 1996. Grundsätzlich hierzu Siegfried Kracauer, der für Überlegungen zur Parallelität von Historismus und Fotografie wichtig ist. Vgl. *Dagmar Barnouw*, *Critical Realism. History, Photography, and the Work of Siegfried Kracauer*, Baltimore 1994.

Zahllose Analogien und Synchronisationen zu anderen säkularen Entwicklungen in den Wissenschaften, der Gesellschaft, Ökonomie und Kunst haben sich aufgrund der chronologischen Gleichzeitigkeit geradezu aufgedrängt: Positivismus und fotografische Technik harmonisieren ebenso wie bestimmte Konzeptionen der Geschichtswissenschaft mit fotografischer Aufzeichnung und Archivierung. Produktionsweise und Vertrieb von Bildern können gut mit der Entfaltung hochkapitalistischer Wirtschaftsweisen in Einklang gebracht werden. Da Fotografie an allen diesen Veränderungen beteiligt ist, teils sogar entscheidend mitgewirkt hat (oder zu haben scheint), versprochen kulturwissenschaftliche und historische Analysen besonders fruchtbar zu sein, um einerseits empirische Nachweise für theoretische Annahmen zu liefern und andererseits das theoretische Instrumentarium zu prüfen und gegebenenfalls zu verfeinern. Ferner erlaubte die Marginalität des Forschungsfeldes die relative Freiheit des Denkens, die weniger Widerstände in Form zu diskutierender Paradigmen zu überwinden hatte und dadurch weniger Kritik auf sachlicher Ebene ausgesetzt war.

Ansatzpunkte waren Fragen nach den Mechanismen und Funktionsweisen von Ausgrenzungen. Wie wurden aus Sicht der dominanten (europäischen, männlichen) Mittelschichten marginale beziehungsweise marginalisierte gesellschaftliche Gruppen markiert und auf ihre zugeschriebenen Eigenschaften befragt, die sie zeitgenössisch zu definieren schienen? Im Blick waren Unterschichten, geistig Kranke, Gefängnisinsassen, ethnische Minderheiten beziehungsweise Nicht-Europäer. Der englische Kunstwissenschaftler John Tagg hat für die ersten drei Gruppen Aufsätze vorgelegt, die mit dem analytischen Instrumentarium Michel Foucaults die Rolle der Fotografie ausleuchteten.²⁹ Diese exemplarischen Texte der 1980er-Jahre können für Arbeiten stehen, die in der Folgezeit entstanden sind, wenngleich diese eher nicht Fotografie als Schwerpunkt wählten (wie bei Tagg), sondern die gesamte Macht-Wissen-Konstellation, zu der Fotografie zu zählen war, zum Gegenstand nahmen.

Ein auffälliges Phänomen im 19. Jahrhundert war die zunehmende Verwendung fotografischer Techniken zur Erfassung und Verwaltung von Insassen mehr oder weniger geschlossener Anstalten, allen voran die psychiatrische Klinik und das Gefängnis. Gefängnisse als die modernen Institutionen des Strafvollzuges mit dem Auftrag der ›Humanisierung‹ von Strafe, der Resozialisierung der Täter (und Täterinnen) und der effektiven Durchführung staatlicher Repression sind jene staatlichen Einrichtungen, deren fotografische Tätigkeit inzwischen im Ansatz recht gut erforscht ist.³⁰ Dabei ist aber die Zurückhaltung zahlloser Gefängnisbeamter und verantwortlicher Behörden nicht zu unterschätzen, wenn es um die Einführung fotografischer Techniken ging, die keinesfalls, wie gelegentlich noch zu lesen, sofort eingeführt wurden.³¹

In der Forschung geht es jedoch nicht allein darum, den Einzug neuer Techniken in die staatlichen Repressions- und Ordnungsorgane nachzuverfolgen, sondern hauptsächlich darum, die Strategien und Techniken dingfest zu machen, mit denen sich die bürgerliche Gesellschaft selbst definiert und Menschen, die den dort herrschenden Normen nicht entsprechen, identifiziert. Hierbei sind fotografische Aufzeichnungstechniken im Rahmen der Verwaltung besonders interessant, weil in ihnen Vorstellungswelten von der Kontrollierbarkeit der Gesellschaft, von der Sichtbarkeit ›normaler‹ wie ›unnormaler‹ Dispo-

29 John Tagg, *The Burden of Representation, Essays on Photographies and Histories*, London 1988.

30 Allerdings fehlen noch zahlreiche Studien zur Fotografie von Straftätern, Verurteilten und im Rechtssystem registrierten Personen in Europa und auf den anderen Kontinenten.

31 Jens Jäger, *Photography: A Means of Surveillance? Judicial Photography, 1850 to 1900*, in: *Crime, History & Societies* 5, 2001, S. 27–51. Zu nennen ist der inzwischen klassische Text von Allan Sekula, *The Body and the Archive*, in: Richard Bolton (Hrsg.), *The Contest of Meaning: Critical Histories of Photography*, Cambridge, Mass. 1989, 343–388.

sitionen und der Objektivität technischer Apparaturen zusammenfinden. Das Ergebnis einer Identifikationsprozedur mit Porträtfotografie ist damit ebenso Ausdruck dieser Ideenwelt, wie es ein Dokument darstellt, welches eben diese als mit allerlei Phantasmen behaftet nachweist. Denn über die Vorschriften und die mit ihrer Hilfe produzierten Dokumente lassen sich die keinesfalls »rein objektiven« Verfahren recht gut rekonstruieren. Ideologische Annahmen werden als solche gekennzeichnet und medientechnische Eigendynamiken erkennbar. Die engen Zusammenhänge zwischen fotografischen Aufzeichnungstechniken und dem Diskurs über Strafen und Gefängnis sind in der historischen Forschung eine ergiebige Verbindung eingegangen.³²

Indes lassen weitere Forschungen zur Praxis der Fotografie in den Strafverfolgungsbehörden, wozu neben der Identifikationsfotografie auch die Tatortfotografie und das weite Feld der forensischen Anwendungen gehören, noch interessante und aufschlussreiche Ergebnisse erwarten. Nicht nur das Rechtswesen³³ ist von diesen Praktiken beeinflusst, sondern auch die öffentliche Wahrnehmung von Strafverfolgung und Verbrechen insgesamt. Ferner sind ähnliche Prozesse von Normbildung und -verbreitung auf zahlreichen gesellschaftlichen Ebenen auszumachen, von der Familie bis zur Produktwerbung, von Verbindungen in die Wissenschaften und zu deren epistemischen Systemen³⁴ ganz zu schweigen.

Die Fragen nach den Konsequenzen fotografischer Verfahren innerhalb eines Wissenssystems sind im Zusammenhang mit einem weiteren fotografiehistorischen Themenfeld, der Analyse medizinischer, insbesondere der psychiatrischen Fotografie relevant. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts gingen vereinzelt psychiatrisch interessierte Mediziner davon aus, dass Fotografie einerseits eine gute Ergänzung der Aktenführung liefern, andererseits aber auch als diagnostisches und therapeutisches Mittel eingesetzt werden könnte (Hugh W. Diamond³⁵, Jean-Martin Charcot³⁶). Aus kulturgeschichtlicher Perspektive sind die Bilder aber vor allem als mediale Vermittlungsformen von Vorstellungen über Krankheit (körperliche wie psychische) und Gesundheit von Bedeutung.³⁷ Die Erforschung der un-

32 Susanne Regener, *Fotografische Erfassung: zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen*, München 1999; *Milos Vec*, *Die Spur des Täters. Methoden der Identifikation in der Kriminalistik (1879–1933)*, Baden-Baden 2002; *Franziska Brons*, *Sachverständige Fotografie. Der Mikrokosmos vor Gericht*, in: *Fotogeschichte* 24, 2004, H. 94, S. 15–23; *Peter Becker*, *Strategien der Ausgrenzung, Disziplinierung und Wissensproduktion: Überlegungen zur Geschichte der Kriminologie*, in: *GG* 30, 2004, S. 404–433; *Jens Jäger*, *Verfolgung durch Verwaltung. Internationales Verbrechen und internationale Polizeikooperation 1880–1933*, Konstanz 2006, insb. S. 199 ff.

33 Es liegen mehrere Studien zur Rechtsikonografie in Mittelalter und Früher Neuzeit vor, die den Ausgangspunkt für eine neuzeitliche und damit auch fotografisch reproduzierte Ikonografie von Recht, Strafverfolgung und Justiz bilden können. Vgl. *Norbert Schnitzler* (Hrsg.), *The Law and its Images in Medieval Europe (The Medieval History Journal, Special Issue)* New Delhi/London etc. 2000, Inhaltsverzeichnis, URL: <<http://mhj.sagepub.com/content/vol13/issue1/>> [30.5.2008].

34 Hier sei verwiesen auf den Abschnitt zur wissenschaftlichen Fotografie. Der Begriff »epistemische Dinge« und »Experimentalsystem« als Möglichkeitsbedingungen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion geht auf Hans-Jörg Rheinberger zurück. Vgl. z. B. *Hans-Jörg Rheinberger*, *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007.

35 *Caroline Bloore*, *Hugh Welch Diamond 1808–1886. Doctor, Antiquarian, Photographer*, [Richmond] 1980.

36 *Georges Didi-Huberman*, *Die Erfindung der Hysterie. Die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot*, Paderborn 1997; *André Gunthert*, *Klinik des Sehens. Albert Londe. Wegbereiter der medizinischen Photographie*, in: *Fotogeschichte* 21, 2001, H. 80, S. 27–40.

37 *Helen Bömelburg*, *Der Arzt und sein Modell. Porträtfotografien aus der deutschen Psychiatrie 1880 bis 1933*, Stuttgart 2007; *Marianne Schuller/Claudia Reiche/Gunnar Schmidt* (Hrsg.), *BildKörper: Verwandlungen des Menschen zwischen Medium und Medizin*, Hamburg 1998, *Daniel M. Fox/Christopher Lawrence*, *Photographing medicine: images and power in Britain and America since 1840*, New York 1988.

terschiedlichen Praktiken in einzelnen Kliniken und Ländern hat bereits begonnen, und erste Ergebnisse liegen vor. Prozesse der Pathologisierung abweichenden Verhaltens oder Aussehens spielen hier ebenso eine Rolle wie die Funktion fotografischer Dokumentation zur Verbreitung von Forschungsergebnissen oder -vorhaben.³⁸ Die Röntgenfotografie ist hierbei ein Spezialfall, der ebenfalls bezüglich seiner medizinischen, aber auch kulturhistorischen Bedeutung analysiert wird.³⁹

Die enge Verzahnung dieser Forschung mit der Wissenschaftsgeschichte ist naheliegend und berührt grundlegende epistemologische Fragen nach den Grundbedingungen von Wissen und Erkenntnis. Hier bilden die Arbeiten David Gugerlis und Barbara Orlands⁴⁰ einen Referenzpunkt sowie die Forschungen, die am Zentrum für die Geschichte des Wissens in Zürich und im Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin angesiedelt sind.⁴¹ Auch das Projekt »Das technische Bild« (Leitung: Horst Bredekamp) am Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik befasst sich immer wieder mit fotografischen Bildern und bietet daher stets eine Möglichkeit, Fragen nach der medizinischen-psychiatrischen Fotografie in ihrem größeren Kontext zu betrachten.⁴² Grundlegend kann der Band von Peter Geimer Aufschlüsse zu den Verbindungen zwischen Fotografie und Wissenschaft Auskunft geben.⁴³ Weitere Auseinandersetzungen und Diskussionen von Quer- und Längsverbindungen zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Fotografie haben ein Ausstellungskatalog von Andreas Kruse und Agnes Matthias aufgezeigt.⁴⁴ Die im späteren 19. und 20. Jahrhundert betriebene Trennung zwischen den Formen des Wissens (Wissenschaft versus Kunst und Mischformen) erscheint in diesen Publikationen in einem neuen Licht und verweist auf die sich verändernden Betrachtungsweisen fotografischer Bilder.

In jedem Fall ist der spezifische Anteil fotografischer Verfahren an der Ansammlung von Wissen zunehmend erkannt worden. Eigentlich lässt sich in vielen Bereichen der Forschung im 19. und 20. Jahrhundert die fotografische Dokumentation und Kommunikation von Ergebnissen kaum fortdenken; und hier hat gerade die anthropologische, ethnologische und geografische Fotografie besondere Aufmerksamkeit der Forschung gefunden. Hintergrund ist die historische Aufarbeitung der eigenen Forschungsgeschichte, aber auch die Untersuchung des Anteils der Visualisierungen als Bestandteil von Forschungen für Kolonialismus, Imperialismus und Rassismus.

38 In den vergangenen fünf Jahren hat eine Reihe von Tagungen zu dem Thema stattgefunden, die sich über die Stichwortsuche »Medizin« und »Fotografie« im Internet (z. B. über den HSozKult) leicht erschließen lassen.

39 Vgl. Denis Bernard, *L'images des Rayons X et la Photographie*, in: *Études Photographiques* 2005, Nr. 17, S. 87–111, sowie den knappen Überblick bei Stiegler, *Theoriegeschichte*, S. 131–137.

40 David Gugerli/Barbara Orland (Hrsg.), *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002.

41 MPI für Wissenschaftsgeschichte, URL: <<http://www.mpiwg-berlin.mpg.de/en/index.html>> [30.5.2008].

42 »Das technische Bild« im Internet, URL: <<http://www2.hu-berlin.de/hzk/dtb.php?show=startseite>> [30.5.2008]. Einschlägig zur Fotografie in der Wissenschaft vgl. Horst Bredekamp/*Franziska Brons*, *Fotografie als Medium der Wissenschaft. Kunstgeschichte, Biologie und das Elend der Illustration*, in: Maar/Burda, S. 365–381.

43 Peter Geimer (Hrsg.), *Ordnungen der Sichtbarkeit: Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie*, Frankfurt/Main 2002.

44 Andreas Kruse/Agnes Matthias (Hrsg.), *Wahr-Zeichen. Fotografie und Wissenschaft (Katalogbuch zur Ausstellung der Technischen Sammlungen Dresden)*, Dresden 2006. Nicht zu vergessen ist auch die angloamerikanische Forschung hierzu, vgl. lediglich Ian Jeffrey, *Revisions: An Alternative History of Photography*, National Museum of Photography, Film & Television, Bradford 1999, 119 S., kart., £17.95.

Fotografie zählte zu den bedeutsamsten Visualisierungspraktiken und verdient daher besondere Aufmerksamkeit. Nicht nur besaßen die auf Expeditionen angefertigten Bilder hohe Relevanz als authentische Zeugnisse, sie schufen auch Vorstellungen von den Gegebenheiten vor Ort und flossen in den europäisch-amerikanischen Bilderhaushalt ein. Fotografie bürgte dabei noch für eine Besonderheit. Da die betroffenen Menschen aufgezeichnet wurden – hier findet die Hervorhebung des indexikalischen Charakters fotografischer Bilder einen Widerhall – liegen Dokumente vor, die die Ausgegrenzten und Marginalisierten als Individuen zumindest »sichtbar« machten. Da seit längerem kaum mehr davon ausgegangen wird, dass die Menschen vor der Kamera überhaupt keinen Einfluss auf ihre Bildwerdung haben/hatten, sondern im Gegenteil, hier durchaus auf die ein oder andere Art mitwirkten, wird darin eine Chance gesehen, die Handlungsmöglichkeiten dieser Menschen genauer zu erfassen. Das gilt sowohl für die konkrete Bildgestaltung, die nun nicht mehr (als einzig wahrscheinlich angenommene Option) in Schemata von Über- und Unterordnung gelesen, sondern auch auf andere Gebrauchsmöglichkeiten hin befragt wird.

Wichtige Impulse gingen dabei von der Anthropologie/Ethnologie aus. Indem dort die Dokumente älterer Forschung neu gelesen wurden, erfolgte eine Neueinschätzung gerade der fotografischen (und auch filmischen) Ergebnisse von Expeditionen und Feldforschungen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert. Indem die Fotografien nun historisiert und analysiert wurden, ergab sich eine kritische Aufarbeitung des eigenen Faches. Insbesondere die deutsch-amerikanische Afrikanistin Christraud M. Geary und die britische Anthropologin Elizabeth Edwards legten Ende der 1980er- und zu Beginn der 1990er-Jahre Überlegungen zum theoretischen und methodologischen Umgang mit historischen Fotografien vor.⁴⁵ Dabei ging es vor allem um zweierlei: Aufarbeitung der komplexen Bedingungen wissenschaftstheoretischer, technischer und kultureller Art, die Motivauswahl, Inszenierung und Kontextualisierung der Fotografien lenkten, sowie um die Beteiligung der Aufgenommenen, deren Möglichkeiten und auch die Instrumentalisierung des Aufzeichnungsmittels der europäischen Forscher.

Diese umfassende Historisierung anthropologischer/ethnologischer Forschungspraxis hat rasch zu tiefen Einsichten über die Bedingungen der Fotografie in diesen Forschungsfeldern geführt.⁴⁶ Auch wenn Fotografen zum Personal der Forschungsreisen gehört hatten, waren deren Bilder keinesfalls immer im Sinne der von Gustav Fritsch schon in den 1870er-Jahren festgehaltenen Prinzipien produziert worden.⁴⁷ Nicht nur wurden zahllose

45 Christraud M. Geary, Photographs as Materials for African History: Some Methodological Considerations, in: *History in Africa* 13, 1986, S. 89–116; *dies.*, Text und Kontext: Zu Fragen der Methodik bei der quellenkritischen Auswertung historischer Photographien aus Afrika, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 40, 1990, S. 426–439; Elizabeth Edwards (Hrsg.), *Anthropology and Photography 1860–1920*, New Haven/London 1992.

46 Edwards hat zuletzt Überlegungen zu den Fotografien als Objekte vorgelegt, die in der wissenschaftlichen und semiwissenschaftlichen Welt zirkulierten: Elizabeth Edwards, Shifting representation. The making of the ethnographic in nineteenth century photography, in: Hans-Peter Bayerdörfer/Bettina Dietz/Frank Heidemann/Paul Hempel (Hrsg.), *Bilder des Fremden. Mediale Inszenierung von Alterität im 19. Jahrhundert* (Kulturgeschichtliche Perspektiven Bd. 5), LIT, Berlin 2007, 424 S., kart., 39,90 €, S. 41–62. Einen fundierten Überblick zur deutschen ethnografischen Fotografie liefert Thomas Theye, *Ethnologie und Photographie im deutschsprachigen Raum (1839–1884)*, Frankfurt/Main 2004. Theye zeichnete auch verantwortlich für die erste große Aufarbeitung des Themas.

47 Gustav Fritsch, Praktische Gesichtspunkte für die Verwendung zweier dem Reisenden wichtigen technischen Hilfsmittel: Das Mikroskop und der photographische Apparat, in: G. von Neumayer (Hrsg.), *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen*, Bd. 2, 3., völlig umgearb. u. verm. Aufl., Hannover 1906, S. 731–814. Ähnliche Anleitungen und Prinzipien wurden beispielsweise auch für die britische Forschung formuliert. Ein Beispiel ist der aufbereitete Nachlass des Privatiers Hermann Burchardt, der um 1900 auf der arabischen Halbinsel

Zuschreibungen nun infrage gestellt, auch die Praxis der Bildaneignung durch die Forscher entkleidete viele der »Expeditionsfotografien« ihres wissenschaftlichen Nimbus, waren sie doch oft von lokal ansässigen oder anderen durchreisenden Fotografen erworben oder nachträglich den Expeditionsberichten hinzugefügt worden.

Der »ethnografische Stil« entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einem Produktmerkmal, welches den Absatz entsprechender Fotografien förderte. Diesen Bildern gemeinsam war eine Darstellungsform, die den »Typus«⁴⁸ und die regionale oder ethnische Eigenheit eines Menschen betonte und damit vor allem die Differenz zum (urbanen) Europäer als Verkaufsmerkmal besaß. Diese Art der Darstellung war im Übrigen nicht für überseeische Völker reserviert, sondern wurde auch innerhalb Europas angewendet: Ländliche Volksgruppen in Tracht und bei anscheinend traditionellen Verrichtungen erfuhren erhöhte fotografische Aufmerksamkeit. Auf diese Weise wurde auch innerhalb Europas hochdifferenzierte und hierarchisch strukturierte Völkerkunde betrieben, die zwischen Exotismus, Sehnsucht nach stabiler Ordnung und Natürlichkeit sowie einem antiquarischen Motiv des Bewahrens schwankte.⁴⁹

Diese Konstruktionen von Differenz beschäftigt die kulturwissenschaftliche Forschung seit einiger Zeit intensiv.⁵⁰ Nicht nur, weil es hier um einen Kern der europäischen Selbstvergewisserung und Wissensordnung geht, sondern auch, weil die Fotografien über ihre zeitgenössische Funktion hinaus in Museen, Publikationen und historischen Darstellungen Wirksamkeit entfalten und zudem als historische Dokumente für das Selbstverständnis der Gesellschaften ein Rolle spielen, die seinerzeit durch Fotografie repräsentiert wurden.

In den Themenkomplex führen eine Reihe von Bänden ein, von denen hier exemplarisch jene von Anne Maxwell sowie die Sammelbände von Christopher Pinney und Nicolas Peterson sowie Eleanor Hight und Gary D. Sampson erwähnt werden.⁵¹ Trotz vieler Gemeinsamkeiten lässt sich die »koloniale« Fotografie dennoch nicht als eine Einheit fassen.⁵² Hier sind regionale Studien von überragender Bedeutung, denn die Interaktion zwischen den Beteiligten muss differenziert nach Raum und Zeit betrachtet werden. Christopher Pinney ist für den indischen Subkontinent zu nennen⁵³, Christraud Geary und Heike Behrend für Afrika⁵⁴, James R. Ryan für die britischen Kolonien⁵⁵ und Stuart Hall⁵⁶ –

fotografierte. *Annegret Nippa/Peter Herbstreuth* (Hrsg.), *Unterwegs am Golf – Along the Gulf. Von Basra bis Maskat – Photographien von Hermann Burchardt*, Berlin 2005.

48 Zuletzt: *Paul Hempel*, *Facetten der Fremdheit. Kultur und Körper im Spiegel der Typenphotographie*, in: *Bayerdörfer* u. a., S. 177–205.

49 Vgl. die Sammelbände *Irene Ziehe/Ulrich Hägele* (Hrsg.), *Fotografien vom Alltag – Fotografieren als Alltag*, Münster 2004; *dies.* (Hrsg.), *Fotos – »schön und nützlich zugleich«*. Das Objekt Fotografie, LIT, Berlin 2006, 281 S., kart., 19,90 €.

50 Einen knappe Einführung zum internationalen Forschungsstand liefert: *Hermann Joseph Hiery*, *Bilder aus der deutschen Südsee: Fotografien 1884–1914*, Paderborn/München etc. 2005.

51 *Anne Maxwell*, *Colonial Photography and Exhibitions. Representations of the Native and the Making of European Identities*, London/New York 1999; *Christopher Pinney/Nicholas Peterson* (Hrsg.), *Photography's Other Histories*, Duke University Press, Durham 2003, 286 S., geb., 23,95 €; *Eleanor Hight/Gary D. Sampson* (Hrsg.), *Colonialist Photography. Imag(in)ing Race and Place*, Abingdon/New York 2004. Gerade der Band von *Pinney/Peterson* versucht, die Praktiken der kolonialen Fotografie auf allen Kontinenten außerhalb Europas abzudecken.

52 Vgl. *Edwards*.

53 *Christopher Pinney*, *Camera Indica. The Social Life of Indian Photographs*, London 1997; *dies.*, *The phenomenology of colonial photography*, in: *Bayerdörfer* u. a., S. 19–39.

54 *Christraud Geary/Virginia Lee-Webb* (Hrsg.), *Delivering Views. Distant Cultures in Early Postcards*, Washington 1998, sowie ihren Beitrag in dem Sammelband: *Alessandro Triulzi* (Hrsg.), *Fotografia e storia dell'Africa*, Neapel 1992; vgl. *Heike Behrends* Beiträge in *Lenman* sowie *Tobias Wendt/Heike Behrend* (Hrsg.), *Snap me One! Studiofotografen in Afrika*, München/London etc. 1998.

ein sehr wichtiger Autor für das gesamte Feld der *visual studies* – für Einwanderer aus den Kolonien in die britische Metropole. Kürzlich hat Susan Close⁵⁷ eine wichtige Studie über Kanada und den fotografischen Umgang mit den Indigenen vorgelegt. Hatte sich für den amerikanischen Doppelkontinent die Forschung bisher vor allem auf den Norden konzentriert, sind in letzter Zeit auch Studien zu Lateinamerika publiziert worden, die Fragen nach der fotografischen Repräsentation in diesem ersten ›postkolonial‹ geprägten Kontinent aufwerfen.⁵⁸

Zunehmend werden neben den Kategorien der Differenzierung, welche Menschen und Kulturen in klare hierarchisch strukturierte Ordnungen organisieren, auch die jeweiligen Rück- und, wenn man so möchte, Nebenwirkungen des Bilderaustausches berücksichtigt. So sind zwar zu Zwecken der kolonialen Durchdringung Visualisierungstechniken breit verwendet worden; die Folgen dieses Austausches aber sind keinesfalls nur auf der einen Seite zu suchen. Weder die kolonisierte noch die kolonisierende Gesellschaft sind unverändert geblieben. Tatsächlich scheinen sich überall auch Mischformen (Hybride) gebildet zu haben, die sich auch in den fotografischen Bildern zeigen lassen. Fotografie ist in dieser Beziehung vor allem als ein – wenngleich sehr wichtiger – Agent zu sehen. Für die französische und britische Kolonialerfahrung ist dies bereits ansatzweise erforscht worden.⁵⁹ Für die deutsche koloniale Erfahrung liegen ebenfalls Studien vor, die visuellen Repräsentations- und Präsentationsformen große Bedeutungen zumessen.⁶⁰

Zweifelsfrei können diese Arbeiten zeigen, welchen hohen Stellenwert seit Mitte des 19. Jahrhunderts gerade Fotografie als Aufzeichnungsmittel und Kommunikationsmedium besessen hat. Zwar müssen die zeitgenössischen Gebrauchs- und Umgangsweisen mit Fotografie noch genauer untersucht werden, aber es wird sich nichts an der Tatsache ändern, dass sich das Wissen um die Welt auch stark aus Fotografie in allen ihren Erscheinungsformen (Abzug, Sammelbild, Stereofotografie, Postkarte, Bildband usw.) speiste.

Auf welche Weise diese Bilder ›gelesen‹ oder decodiert wurden, ist bisher vor allem in Beziehung zu anthropologischem Alltagswissen gesetzt worden. Rassistische Grundannahmen über die Ordnung der Welt, wie sie in Europa gängig waren, sind unzweifel-

55 James R. Ryan, *Picturing Empire. Photography and the Visualization of the British Empire*, London 1997; ders.,/Joan M. Schwartz (Hrsg.), *Picturing Place: Photography and the Geographical Imagination*, London/New York 2003. Zu den französischen Kolonien vgl. Anm. 59.

56 Aus der Vielzahl von Halls' Beiträgen sei nur eine deutsche Übersetzung erwähnt: *Stuart Hall*, Rekonstruktion, in: *Wolf*, Diskurse der Fotografie, S. 75–91.

57 Susan Close, *Framing Identity. Social Practices of Photography in Canada (1880–1920)*, Arbeiter Ring Publishing, Winnipeg 2007, 211 S., kart., \$ 29,95.

58 Deborah Poole, *Vision, Race, and Modernity: A Visual Economy of the Andean Image World*, Princeton 1997; dies., *An Excess of Description: Ethnography, Race, and Visual Technologies*, in: *Annual Review of Anthropology* 34, 2005, S. 159–179; Jens Andermann/William Rowe (Hrsg.), *Images of Power. Iconography, Culture and the State in Latin America (Remapping Cultural History, Bd. 2)*, Berghahn Books, New York/Oxford 2005, 299 S., kart., 27,50 €.

59 Pascal Blanchard/Sandrine Lemaire (Hrsg.), *Culture Coloniale. La France conquise par son Empire 1871–1931*, Paris 2003, sowie Ryan, *Picturing Empire*. Vgl. auch Paul S. Landau/Deborah D. Kaspian (Hrsg.), *Visuality in Colonial and Postcolonial Africa*, Berkeley 2002.

60 Udo Krautwurst, *The Joy of Looking. Early German Anthropology, Photography and Audience Formation*, in: *Visual Anthropology Review* 18, 2002, H. 1–2, S. 55–79. Zur Rolle von Visualisierungen im Zusammenhang mit zeitgenössischen Rassenvorstellungen vgl. Felix Axster, *Die Angst vor dem Verkaffern – Politiken der Reinigung im deutschen Kolonialismus*, in: *WerkstattGeschichte* 39, 2005, S. 39–53, sowie ders., *Vom Sinken. Figurationen von Handlungsmacht im deutschen kolonialen Diskurs*, in: Ilka Becker/Michael Cuntz/Astrid Kusser (Hrsg.), *Unmenge. Wie verteilt sich Handlungsmacht?*, München 2008, S. 321–335; zur Zirkulation von Bildern und Bühnenkünstlern afrikanischer bzw. afro-amerikanischer Herkunft um 1900 vgl. Astrid Kusser, *Cakewalking. Fluchtlinien des Schwarzen Atlantiks um 1900*, in: Becker/Cuntz/Kusser, S. 251–281.

haft ein Lektüremuster gewesen. Dennoch erschöpft sich darin wahrscheinlich nicht die gesamte Bedeutungsdimension der Fotos. Schließlich wurden sie nicht nur und vielleicht auch nicht hauptsächlich als anthropologische Bilder gelesen, sondern viel stärker in Bezug auf die imperiale Politik und das in Europa kursierende koloniale Selbstverständnis betrachtet. Auch erfordert die Analyse ›kolonialer‹ Fotografie noch eine stärkere Fundierung durch empirische Studien zu ihrer Produktion und Verfügbarkeit. Dazu wiederum wären Untersuchungen des fotografischen Gewerbes und weitere Mikro- und Makroanalysen notwendig. Schließlich müssten beispielsweise auch die Erkenntnisse der Analyse aus volkscundlicher Perspektive eingearbeitet werden, da koloniale wie heimatliche Fotografie im Alltag nebeneinander existierten und miteinander in Bezug zu setzen sind.

Wenden wir uns einem historischen Phänomen zu, das überraschenderweise bisher wenig untersucht worden ist, obwohl es einen Kern fotografischer Praxis darstellt: Amateurfotografie im weitesten Sinne. Egal, wozu im Einzelnen fotografiert wurde: im Grunde genommen sind auch hier stets Identifikationsmodelle und Subjektivierungsprozesse am Werk. Zudem bildet die private Bildproduktion auch immer eine Schnittstelle zwischen Formen individueller und kollektiver Verwendungsweisen der Bilder. Und gerade weil Fotografie im 19. Jahrhundert zu einer Ware wurde, wurde sie immer mehr zu einem Alltagsgegenstand. Damit ging einher, dass auch immer mehr Menschen die Möglichkeit bekamen, selbst Fotografien herzustellen. Die private und semi-private Fotosammlung, sei es als Bildergalerie, Album oder Anhäufung loser einzelner Fotografien stellt somit einen zentralen Aspekt individueller oder familiärer Selbstdarstellung und -vergewisserung dar.

Die Grundlage der Forschung bildet hierbei die von Pierre Bourdieu geleitete Studie zur fotografischen Praxis in Frankreich um 1960.⁶¹ Einen kurzen Forschungsüberblick bietet Nora Mathys, die selbst über private Fotografie in Fotoalben zwischen 1890 und 1960 arbeitet.⁶² Einen ersten Überblick zur privaten Fotografie legte Timm Starl vor.⁶³ Inzwischen wurden diverse Einzeluntersuchungen gegenwärtiger wie historischer Praxis unternommen, die Einblicke ermöglichen. Dabei stellt das Kardinalproblem sicherlich die individuelle Kontextualisierung dar, die sich meist nicht ohne Weiteres aus den Sammlungen ableiten lässt. Dies gilt auch, gerade weil das private Fotografieren (und Arrangieren der Sammlungen) selten in anderen Medien, sprich: Texten, reflektiert wird.

Wer sich für Familie als historisches Phänomen, für die Vernetzung von Personen in freundschaftlicher oder sonst wie geartete Loyalitäten interessiert, wird – im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend, im 20. Jahrhundert immer selbstverständlicher – auf fotografische Zeugnisse stoßen. Für die Untersuchung visueller Kultur ist die private Fotografie eine überaus fruchtbringende Quelle. Aber sie erfordert auch ein hohes Maß an Sorgfalt und Kontextualisierung. Methodisch ist ihr nicht einfach beizukommen; einfache seriell-ikonografische Zugänge bedürfen der Ergänzung und Anpassung. Private Fotografie konzentriert sich zumeist auf die Themenbereiche: Familie, Freunde, Reisen/Ausflüge, Freizeit, Schule. Abweichende Praktiken sind vielfältig; untersucht sind ansatzweise Fotoalben und private Formen der Fotografie, die im Krieg entstanden.⁶⁴

61 Bourdieu, Pierre/Luc Boltanski/Robert Castel u. a., *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*, Frankfurt/Main 1983 (Zuerst frz.: *Un Art Moyen. Essai sur les Usages Sociaux de la Photographie*, Paris 1965).

62 Nora Mathys, *La photographie privée: une source pour l'histoire de la culture visuelle*, abrufbar auf den Seiten der L'Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, URL: <<http://www.arhiv.lhivc.org/index.php/2008/02/27/649-la-photographie-privee-une-source-pour-lhistoire-de-la-culture-visuelle>> [30.5.2008]; dies., *Ein Fotoalbum als visuelle Spur einer Lebensgeschichte*, in: Schweizer Volkskunde/Folklore suisse/Folklore svizzero Nr. 95, 2005, S. 88–97.

63 Timm Starl, *Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980*, München/Berlin 1995.

64 Vgl. für grundsätzliche Überlegungen zur Einbettung der Geschichte fotografischer Praktiken in Forschung Gerhard Hirschfeld, *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg: Kriegserfahrungen in*

Schon Pierre Bourdieu hat in seiner empirischen Untersuchung ermittelt, dass die Bekräftigung der Familie auf der Folie eines sozialen Selbstverständnisses handlungsleitend für die Produktion, den Gebrauch und die Rezeption der Fotografie gewesen ist. Methodisch und theoretisch ist die Studie noch immer höchst anregend – ein Problem für historische Untersuchungen ist jedoch, dass deren Hauptwerkzeug, das Interview und dessen Auswertung, in den meisten Fällen nicht zur Verfügung steht.⁶⁵ Hier wird man sich entweder mit einer vertieften individuellen Analyse behelfen müssen und seriell-ikonografische Methoden anlegen⁶⁶, die Auskunft über sich wiederholende Muster von Motiven und Anordnungen in Alben geben können. Ergebnisse solcher Untersuchungen können dann über gesellschaftliche Funktionen und Gebrauchsweisen informieren, die überindividuell sind, aber dennoch die individuelle Praxis bestimmten. Auf der individuellen Ebene helfen die Ermittlung narrativer Muster und die Analyse von Text-Bild Beziehungen (in Alben)⁶⁷, eine Einordnung in größere Zusammenhänge vorzunehmen. Diese Vorgehensweisen sind nicht allein in der Erforschung der privaten Fotografie von Bedeutung, sondern generell bewährte Analysestrategien.

Indem Fotografie auf der Mikro- wie Makroebene an den Selbstvergewisserungen von Individuen und Kollektiven mitwirkt, das Eigene vom Fremden in der Gegenwart unterscheidet oder zumindest Unterscheidungen nahelegt und zur Diskussion stellt, fließt sie auch in die individuellen und kollektiven Erinnerungen ein. Hochkonjunkturen fotografischer Produktion sind in diesem Zusammenhang immer Phasen kriegerischer Auseinandersetzungen, in denen die individuelle wie kollektive Identität stark gefährdet ist, sei es im existenziellen oder im übertragenen Sinn. Ferner werden Auswahlmechanismen fotografischer Produktion und Distribution besonders deutlich. So erklärt sich neben der Besonderheit des Krieges für die mediale Kommunikation zwischen Kriegsschauplatz und Heimat und zwischen Staat und Bürgern das hohe kulturwissenschaftlich-historische Interesse an der Fotografie im Krieg und ihren Folgen für die Erinnerungen an diese Zeiten.

V. ERINNERUNG UND KRIEG

Jede Form der Untersuchung von Fotografie als Mittel, um Differenzen zu zeigen, zu reproduzieren und auch zu erzeugen, streift zumindest auch Fragen der Erinnerungskultur oder Formen kollektiver Erinnerung. Zwei eng miteinander verknüpfte Themen haben die

Deutschland. Neuere Ansätze und Überlegungen zu einem diachronen Vergleich, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe 2, 2005, H. 2, URL: <www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-Hirschfeld> [30.5.2008]; *Petra Bopp*, Fremde im Visier. Private Fotografien von Wehrmachtssoldaten, in: *Holzer*, Mit der Kamera bewaffnet, S. 97–117 (ein gleichnamiges Projekt führt Petra Bopp an der Universität Jena durch), und *Bernd Boll*, Vom Album ins Archiv. Zur Überlieferung privater Fotografie im Zweiten Weltkrieg, in: ebd., S. 167–178.

65 *Richard Chalfen*, Interpreting Family Photography as Pictorial Communication, in: *Jon Posser* (Hrsg.), *Image-based Research. A Sourcebook for Qualitative Researchers*, London 1998, S. 214–234; *Ulrike Pilarczyk/Ulrike Mietzner*, Methoden der Fotografieanalyse, in: *Yvonne Ehrenspeck/Burkhard Schäffer* (Hrsg.), *Film- und Fotoanalyse in der Erziehungswissenschaft. Ein Handbuch*, Opladen 2003, S. 19–36.

66 *Ulrike Pilarczyk/Ulrike Mietzner*, *Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften*, Bad Heilbrunn 2006.

67 Zum Fotoalbum unter diesen Aspekten vgl. *Matthias Bickenbach*, Das Dispositiv des Fotoalbums. Mutation kultureller Erinnerung. Nadar und das Pantheon, in: *Jürgen Fohrmann/Andrea Schütte/Wilhelm Vosskamp* (Hrsg.), *Medien der Präsenz. Museum, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert*, Köln 2001, S. 87–128.

Geschichtswissenschaft in dieser Beziehung in den vergangenen zwei Jahrzehnten bewegt: Zweiter Weltkrieg und Holocaust. Beide Themen haben gerade aufgrund der Verfügbarkeit von fotografischen und Filmbildern eine erhöhte Präsenz in der Öffentlichkeit. Lange wurde seitens der historischen Disziplinen nicht über die Medialität der Zeugnisse intensiver nachgedacht, aber: welche Rolle spielten Fotografie und Film für die Erinnerung und die Auseinandersetzung mit der jüngeren Vergangenheit? Was unterschied diese Zeugnisse von anderen Quellen? Auf welche Weise transportierten sie ihre Botschaft und worin bestand diese? Die ästhetischen und formalen Merkmale der Quellen werden vermehrt berücksichtigt und insgesamt ein Forschungsfeld erschlossen, das inzwischen eigene Konturen aufweisen kann.

Die Initialzündung für eine breitere Debatte in Deutschland dürfte in der Auseinandersetzung um die sogenannte »Wehrmachtsausstellung«⁶⁸ in den 1990er-Jahren zu verorten sein. Im Rahmen der Auseinandersetzung um die Aussagen der Ausstellung wurde auch wiederholt der Umgang mit dem fotografischen Material bemängelt und daraufhin eine Reihe von präzisierenden Analysen vorgenommen. Insgesamt ist so die Aufmerksamkeit auf die mediale Präsentationsform von Krieg und Kriegsverbrechen gelenkt worden. Gleichzeitig war auch ein Interesse an den Fotodokumenten aus den Vernichtungs- und Konzentrationslagern des Dritten Reiches zu verzeichnen, so dass sich eine breitere, im Übrigen stark international ausgerichtete Forschung zu den Bildern von Krieg und Holocaust entwickelte.

Neben der teils akribischen Rekonstruktion der Entstehung von Fotografien in den Lagern liegen sehr gute Studien über den späteren Gebrauch und die erinnerungskulturelle Dimension der Bilder vor. Vor allem Cornelia Brink hat in ihren Arbeiten wichtige Impulse für die Forschung gegeben.⁶⁹ Diese Arbeiten sind in die umfassende Dissertation Habbo Knochs eingearbeitet und dort diskutiert worden: »Die Tat als Bild« breitet das gesamte Panorama der fotografiegestützten Erinnerungskultur der frühen Bundesrepublik Deutschland aus und kann so gut nachweisen, auf welche Weise Bilder von Krieg und Kriegsverbrechen in der Öffentlichkeit präsent waren und wie sie kontextualisiert wurden.⁷⁰ Einen Überblick zu der daran anknüpfenden Forschung (u. a. mit Beiträgen von Brink und Knoch) bietet der Sammelband von Sven Kramer »Die Shoah im Bild« von 2003⁷¹, der aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive als Einstieg in das Forschungsfeld dienen kann. Analysen von Bildern des Holocaust haben stets das Potenzial, Debatten um den »richtigen« Umgang mit den Zeugnissen auszulösen. Ein Beispiel dafür bildet die Arbeit von Georges Didi-Huberman zu vier Fotografien, die Häftlinge 1944 in Auschwitz produziert haben. Hier werden nochmals Fragen nach dem Status der Fotografien als »Spur« aufgeworfen und ausführlich diskutiert.⁷² Interessant ist hier vor allem die eher bildablehnende Haltung der Kritiker Didi-Hubermans, die den Bildern einen eher neben-

68 Konzipiert und durchgeführt vom Hamburger Institut für Sozialforschung, in der ersten Fassung von 1995: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944, in der überarbeiteten Fassung von 2001: Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944.

69 Cornelia Brink, *Ikone der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Photographien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945*, Berlin 1998; *dies.*, »Auschwitz in der Paulskirche«. Erinnerungspolitik in Fotoausstellungen der sechziger Jahre, Marburg 2000; *dies.*, *Klage und Anklage: Das »Auschwitz-Album« als Beweismittel im Frankfurter Auschwitz-Prozess, 1963–1965*, in: *Fotogeschichte* 25, 2005, H. 95, S. 15–28; vgl. auch *About/Chéroux*.

70 Habbo Knoch, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001.

71 Sven Kramer (Hrsg.), *Die Shoah im Bild, edition text + kritik*, München 2003, 300 S., kart., 19,50 €. Für die internationale Dimension wäre noch heranzuziehen: Barbie Zelizer (Hrsg.), *Visual Culture and the Holocaust*, New Brunswick 2001.

72 Georges Didi-Huberman, *Bilder trotz allem*, München 2007 (zuerst frz.: *Images malgré tout*, Paris 2004).

sächlichen (und damit eher nicht beachtenswerten) Charakter zuordnen. Hier sind auch die Gedankengänge von Ilse About und Clément Chéroux einzuordnen, die bereits weiter oben angesprochen worden waren. Für About/Chéroux ließen sich Widersprüchlichkeiten lösen, wenn die Bilder selbst, nicht vor allem ihr Sujet oder das ontologische Verhältnis zwischen Bild und Objekt, mehr Aufmerksamkeit in der Analyse erhielten.⁷³

Im Grundsatz bestätigt diese Auseinandersetzung nochmals, dass Forschungen zur Erinnerungskultur gerade des Holocausts nicht nur intellektuell eine Herausforderung sind, sondern sich in einem höchst emotionalen Feld abspielen. Und gerade auch diese potenzielle Fähigkeit fotografischer Bilder, emotional ansprechen zu können, gibt ihnen einen spezifischen Stellenwert in der Debatte. Auch dies ist ein Bereich, der intensivere Forschungen über die Bedingungen emotionaler Ansprache durch Bilder beziehungsweise durch einen Bilderdiskurs verdienen würde.

Die Emotionalität ist als Element auch in der Forschung zur Kriegsfotografie erkennbar. Nicht nur aufgrund der gegenwärtig in den Medien präsenten Kriege ist diese ebenfalls ein in den letzten Jahren stärker geschichtswissenschaftlich beforschtes Thema. Spätestens seit der intensiveren Beschäftigung mit Kriegserfahrung, etwa im Sonderforschungsbereich der Universität Tübingen »Kriegserfahrung. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit« (1999–2008), sind medial vermittelte Darstellungen kriegerischer Ereignisse im Blickpunkt historischer Forschung. Zwei grundsätzliche Fragebündel sind hier zu nennen: Zum einen geht es um die Perspektive auf die zeitgenössischen Bildproduzenten – wie äußerte sich ihre individuelle Kriegserfahrung in den Bildern? Zum zweiten – damit zusammenhängend – dreht sich die Forschung darum, wie und zu welchen Zwecken »Krieg« in der Öffentlichkeit repräsentiert wird. Für beide Fragekomplexe sind mit der zunehmenden Präsenz von fotografierenden Personen (Militärangehörige, Zivilisten, Journalisten) die Bilder aus der Kamera bedeutsame Quellen. Gewissermaßen quer dazu liegen Fragen, die auf die Dichte bestimmter Überlieferungen und deren Präsenz für Zeitgenossen und in der Gegenwart zielen: Verhältnisse zwischen Militär und Zivilisten, Repräsentation von Gefangenen, von Leid und Gewalt, von Zerstörung und Wiederaufbau usw.

Ute Daniel hat unlängst einen Sammelband zur Kriegsberichterstattung vorgelegt, in dem sie auch verdeutlicht, dass zwar die Forschung erheblich angewachsen ist, aber dennoch große Wissenslücken und Forschungsbedarf auszumachen sind.⁷⁴ Als ein einführender Sammelband kann Anton Holzers »Mit der Kamera bewaffnet. Krieg und Fotografie« gelten.⁷⁵ In Verbindung mit Holzers Band ist vor allem auch an Gerhard Pauls große Studie zur visuellen Geschichte des Krieges zu denken, die, wie ein ähnliches Unterfangen von Phillip Knightley, 200 Jahre Kriegsgeschichte abzubilden versucht.⁷⁶ Zu verschiedenen kriegerischen Ereignissen liegen Monografien vor, die zur Bedeutung und zu den Umständen fotografischer Bilderproduktion in Kriegen informieren: Krimkrieg (1855–1856)⁷⁷, amerikanischer Bürgerkrieg (1861–1865), Erster Weltkrieg⁷⁸, Spanischer Bürger-

⁷³ About/Chéroux.

⁷⁴ Ute Daniel, *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Göttingen 2006. Zum Forschungsstand vgl. Daniels Einleitung in dem Band, S. 8.

⁷⁵ Holzer, *Mit der Kamera bewaffnet*.

⁷⁶ Gerhard Paul, *Bilder des Krieges, Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges*. Paderborn 2004; Phillip Knightley, *The Eye of War. Words and Photographs from the Front Line*, London 2003.

⁷⁷ Ulrich Keller, *The Ultimate Spectacle: A Visual History of the Crimean War*, Amsterdam 2001.

⁷⁸ Hier ist die Forschung bereits recht weit vorangekommen: Grundlegend und für die Zusammenschau noch wichtig sind die Beiträge von Bodo von Dewitz, Jane Carmichael und Alain Sayag in Rainer Rother (Hrsg.), *Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges*, Berlin 1994. Vgl. ferner Thilo Eisermann, *Pressephotographie und Informationskontrolle im Ersten Weltkrieg: Deutschland und Frankreich im Vergleich*, Hamburg 2000, Bodo von Dewitz, *So wird bei uns der Krieg geführt! Amateurfotografie im ersten Weltkrieg*, München 1989, Anton

krieg⁷⁹, Zweiter Weltkrieg⁸⁰ und die Irakkriege (1991, 2003)⁸¹ bilden hier die einschlägigen Referenzpunkte. Die Aufzählung sollte bereits verdeutlichen, dass es punktuelle Studien etwa auch zur Kriegsberichterstattung, aber noch zahlreiche Lücken und wenige systematische Überblicke gibt. So sind vor allem auch zu den kolonialen Kriegen des späten 19. und des 20. Jahrhunderts kaum Arbeiten vorhanden. Natürlich wird man zum Vietnamkrieg einschlägige Studien finden⁸², aber solche zu Korea 1951–1953, den Nahost-Kriegen seit 1948 und den zahllosen Konflikten ohne direkte westliche Beteiligung bleiben die Ausnahme.

Wie schon erwähnt, ist die Forschungslage zu den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts am dichtesten – nicht zuletzt auch deswegen, weil zu beiden Kriegen im Rahmen der Forschungen zu Erinnerungskultur und visueller Kultur viel gearbeitet worden ist. Inzwischen ist das Wissen um die Möglichkeiten der Fotografie im Ersten Weltkrieg halbwegs untersucht. Die Frage der offiziellen Zensur – und ihrer relativen Ohnmacht – und Lenkung der Bildberichterstattung ist in allgemeinen Zügen erforscht.⁸³ Die zunächst irritierende und scheinbare Ähnlichkeit zwischen »offizieller« und amateurhafter Fotografie ist inzwischen einer differenzierteren Sichtweise gewichen, die auch den individuellen Gefährdungen, ästhetischen Traditionen und Funktionen der Fotografie in den Kampfzonen Rechnung trägt. Die Erschütterung einer gesamten kulturellen Ordnung konnte sich in der fotografischen Aufzeichnung zerstörter Infrastruktur niederschlagen: Das Festhalten an zivilen Ritualen (Ausflug, Pause, Feste usw.) in militärischem Gewand erscheint dann eher als eine die Individualität stabilisierende Maßnahme, nicht so sehr als rein systembejahender und realitätsverdrängender Abwehrmechanismus. Letztere Deutung ist vor allem auf unzureichende Kontextualisierungen zurückzuführen oder legt implizit ein Normengefüge an, welches sich nach gegenwärtigen westlichen Standards kritischer Kriegsberichterstattung richtet.⁸⁴

Ferner zeichnet sich immer klarer ab, dass die Formen der Fotografie auf den Kriegsschauplätzen voneinander abweichen konnten. Jay Winter und Anton Holzer haben zeigen können, dass die fotografische Repräsentation des Krieges an West- und Ostfront keines-

Holzer, Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Primus, Darmstadt 2007, 368 S., geb., 39,90 €.

79 *David Bellsells*, La Guerra Civil Espanyola. Fotògrafs per a la Historia, Barcelona 2001; *Caroline Brothers*, War and Photography: A Cultural History, London 1997.

80 *Paul*, Bilder des Krieges, *Holzer*, Mit der Kamera bewaffnet; *Knightley*; *Michail Trachman*, Diesseits/jenseits der Front. Kriegsfotografie 1941–1945, hrsg. vom Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst, Berlin 2002, Themenheft »Krieg und Fotografie« der Fotogeschichte 22, 2002, H. 85/86; zum Spezialthema Kriegsgefangene vgl. exemplarisch *Margot Blank* (Hrsg.), Beutestücke. Kriegsgefangene in der deutschen und sowjetischen Fotografie 1941–1945, Ch. Links Verlag, Berlin 2003, 128 S., geb., 19,90 €.

81 *Gerhard Paul*, Der Bilderkrieg: Inszenierungen, Bilder und Perspektiven der »Operation Irakische Freiheit«, Göttingen 2005, sowie *ders.*, Bilder des Krieges. Signifikanterweise ist der iranisch-irakische Krieg (1980–1988) dabei nicht untersucht worden, so wie überhaupt Kriege seit 1945 vor allem dann in das Blickfeld der Forscher geraten, wenn die USA oder ein europäischer Staat direkt beteiligt sind.

82 Vgl. den Bildband von *Catherine Leroy* (Hrsg.), Under Fire: Great Writers and Photographers in Vietnam, New York 2005. Eine Tiefenanalyse eines der ikonisierten Bilder des Vietnamkrieges hat *Gerhard Paul* vorgelegt: *Gerhard Paul*, Die Geschichte hinter dem Foto. Authentizität, Ikonisierung und Überschreibung eines Bildes aus dem Vietnamkrieg, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2, 2005, H. 2, URL: <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Paul-2-2005>> [30.5.2008]. Vgl. zu anderen Kriegen, auch Kolonialkriegen, das Wenige in den einschlägigen Lexika, z. B. bei *Marien*, S. 112–125.

83 Vgl. *Eisermann*.

84 Vgl. dazu *Susan Sontag*, Das Leiden Anderer betrachten, München 2003.

wegs gleichzusetzen ist.⁸⁵ Wahrscheinlich können erst Arbeiten zu Kriegsschauplätzen im Nahen Osten und den Kolonien sowie Einzelstudien zur medialen Präsenz des Krieges fernab der Fronten das Bild nachhaltig differenzieren. Hier ist neben den Presseerzeugnissen – ebenfalls wenig systematisch und kaum international vergleichend untersucht – noch die Vertriebsform der Bildpostkarte zu nennen: Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass milliardenfach Postkarten, davon ein erheblicher Teil fotografisch illustriert, von den Fronten in die Heimat versendet wurden, aber auch innerhalb der kriegführenden Staaten kursierten. Diese Karten dienten der Korrespondenz, waren aber auch in erheblichem Maß Sammelobjekte.⁸⁶ Welches Kriegsbild schufen sie in Ergänzung oder Herausforderung zur Presse? Hier liegt ein weiteres Forschungsfeld brach, welches einmal für sich genommen von Interesse ist, dann aber auch ein Korrektiv der Forschungen zum Kriegserleben und der Kriegserinnerung darstellen kann.

Ebenfalls zu wenig Beachtung hat bisher diejenige fotografische Form gefunden, die im Ersten Weltkrieg zum ersten Mal von großer militärischer, aber wohl auch wahrnehmungshistorischer Bedeutung ist: das Luftbild. Zumindest die organisatorische und technologische Grundlage auf Seiten der deutschen Armee ist inzwischen untersucht worden.⁸⁷ Auf diese Weise wird erst die militärische Bedeutung des Luftbildwesens in seinem gesamten Ausmaß greifbar, denn ohne fotografische Luftaufklärung ist kaum eine der großen Operationen des Ersten Weltkrieges nach 1915 vorstellbar. Diese Erkenntnis fordert neben weiter gefassten militärhistorischen jedoch ebenso Fragen nach der tieferen kulturellen Bedeutung dieser Entwicklung heraus. Aber auch hier darf nicht verschwiegen werden, dass es kaum oder keine Studien zum Luftbildwesen in anderen Ländern (oder in anderen Kriegen) oder auch in zivilen Zusammenhängen gibt. So stellt sich das gesamte Feld als weitgehendes Desiderat der Forschung dar: Welche Effekte für ökonomische Entscheidungen oder wissenschaftliche Verfahren brachte es mit sich? Wie verschoben oder veränderten sich die Wissensordnungen und welche Auswirkungen auf ›Weltbilder‹ lassen sich beobachten?

Die gleichen Fragen lassen sich auch auf die Forschung zum Zweiten Weltkrieg beziehen. Allerdings hat das fotografische Erbe dieses Krieges noch eine ganz andere Präsenz in der Gegenwart. Die Bilder, wenngleich es vor allem um Filmbilder geht, werden sehr häufig gezeigt und besitzen daher gegenwärtig einen anderen Stellenwert. Dies vorausgeschickt, wird die Forschung zur Fotografie im Zweiten Weltkrieg zum einen durch erinnerungskulturelle Fragen und den Themenkomplex Holocaust und Kriegsverbrechen gekennzeichnet, die beide bereits angesprochen worden sind. Zum anderen ist die gegenüber dem Ersten Weltkrieg verstärkte staatliche Steuerung der Medien ein wichtiges Thema. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht hier Deutschland. Gleichwohl ist die Fotografie in diesem Zusammenhang erst verhältnismäßig spät monografisch gewürdigt worden. Zwar steht die große Studie zu den Propagandakompanien, in denen auch die Bildberichterstatte organisiert waren, noch immer aus, doch gibt Rolf Sachsse einen Über-

85 Jay Winter, *Remembering War. The Great War between Memory and History in the Twentieth Century*, Yale University Press, New Haven/London 2006, 340 S., geb., £ 20,00; Holzer, *Die andere Front*.

86 Zur Bildpostkarte im Ersten Weltkrieg vgl. Sigrid Metken, »Ich hab' diese Karte im Schützengraben geschrieben ...«, in: Rother, *Die letzten Tage der Menschheit*, S. 137–149; Christine Brocks, *Die bunte Welt des Krieges: Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg 1914–1918*, Essen 2008 (im Erscheinen); zur Bildpostkarte in Deutschland allgemein: Karin Walter, *Die Ansichtskarte als visuelles Massenmedium*, in: Kaspar Maase/Wolfgang Kaschuba (Hrsg.), *Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900*, Köln/Weimar etc. 2001, S. 46–61; vgl. ferner auch Rudolf Jaworski, *Deutsche und tschechische Ansichten. Kollektive Identifikationsangebote auf Bildpostkarten in der späten Habsburgermonarchie*, Innsbruck 2006.

87 Helmut Jäger, *Erkundung mit der Kamera. Die Entwicklung der Photographie zur Waffe und ihr Einsatz im 1. Weltkrieg*, München 2007.

blick zur Fotografie im Nationalsozialismus, und eine Reihe biografischer Studien ergänzt die Mikroebene.⁸⁸ Zentrale Figuren, wie der allgegenwärtige und weite Teile der offiziellen Fotografie kontrollierende Heinrich Hoffmann und einer der Leibfotografen Adolf Hitlers, Walter Frentz, sind bereits monografisch in Bildbänden erfasst worden.⁸⁹ Weniger stark ist die Lenkung der Bilder für die Alliierten thematisiert worden⁹⁰, wenngleich auch hier die personenzentrierte Forschung über einzelne, aktive Pressefotografen Auskunft gibt, etwa über Tony Vaccaro oder Robert Capa.⁹¹ Die Quellenlage an sich ist mit Sicherheit sehr gut: Weder ist ein Mangel an überliefertem Fotomaterial zu beklagen noch sind die Bestimmungen über das Fotografieren, Verbote wie Richtlinien, im Krieg archivalisch verschüttet worden. Auch die Publikationen (Illustrierte, Plakate, Postkarten usw.) sind verhältnismäßig einfach zu erschließen.⁹²

Der Befund exemplarischer Dichte bei gleichzeitig vorhandenen großen Lücken, teils auch bezüglich einfacher Fakten, wiederholt sich also auch für die Fotografie im Zweiten Weltkrieg. Es bedarf oft auch vergleichsweise geringer Impulse, um das Material zumindest an die Oberfläche zu spülen beziehungsweise in das Bewusstsein der Forschenden zu bringen. So beispielsweise über die Debatte zum Bombenkrieg: In nur wenigen Jahren entwickelte sich eine fruchtbare Forschung auch zur visuellen Überlieferung von Luftkrieg und Bombenschäden, die neben einer intensiven Neuperspektivierung dieses Kriegsschauplatzes auch rasch mit der Forschung zu Erinnerungskultur und kollektivem Gedächtnis verknüpft worden ist und damit noch einmal die Fragen nach den gesellschaftlichen Identifikationsprozessen und Konflikten reformuliert und differenziert.⁹³

Außerordentlich ertragreich wird die Auseinandersetzung mit dem Material, wenn nach den Auswahlprozessen gefragt wird, nach denen Bilder zur Veröffentlichung ausgewählt worden sind. Dies geschieht einmal auf Ebene der militärischen wie staatlichen Zensur,

88 Rolf Sachsse, *Die Erziehung zum Wegsehen. Fotografie im NS-Staat*, Dresden 2003; Ahlrich Meyer (Hrsg.), *Der Blick des Besatzers: Propagandaphotographie der Wehrmacht aus Marseille 1942–1944*, Bremen 1999; vor allem vom Material her von Interesse: Roger Orlik, *Bilder eines Wüstenkriegs: Der Afrikafeldzug Erwin Rommels aus der Sicht des Ebinger Kriegsberichterstatters Erwin Seeger*, Albstadt 2005; Christian Stadelmann/Regina Wonisch (Hrsg.), *Brutale Neugier: Walter Henisch, Kriegsphotograf und Bildreporter*, Wien 2003, um eine Auswahl zu geben.

89 Rudolf Herz, *Hoffmann & Hitler. Fotografie als Medium des Führer-Mythos*, München 1994; Hans Georg Hiller von Gaertringen (Hrsg.), *Das Auge des Dritten Reiches. Hitlers Kameramann und Fotograf Walter Frentz*, Deutscher Kunstverlag, München 2006, 256 S., geb., 39,90 €.

90 Häufig sind Bildbände anzutreffen, die entweder von einzelnen Waffengattungen berichten oder individuelle Fotografen in den Vordergrund stellen. Antony Penrose, *Lee Miller's War. Photographer and Correspondent with the Allies in Europe, 1944–45*, Boston 1992; Peter Maslowski, *Armed with Cameras. The American Military Photographers of World War II*, New York 1993. Für das besetzte Frankreich vgl. Françoise Denoyelle, *La Photographie d'Actualité et de Propagande sous le Régime de Vichy*, Paris 2003.

91 Laure Beaumont-Maillet (Hrsg.), *Robert Capa*, Paris 2005; Tony Vaccaro, *Entering Germany*, Köln 2001. Andere im Zweiten Weltkrieg aktive Fotografen sind ebenfalls monografisch gewürdigt worden, z. B. Margaret Bourke-White, Edward Steichen, Cecil Beaton.

92 Zur Kontextualisierung unter Einschluss der Weimarer Republik liegt für den deutschen Fall auch grundlegende Literatur vor: Gerhard Paul, *Aufstand der Bilder: die NS-Propaganda vor 1933*, Bonn 1992; Diethart Kerbs (Hrsg.), *Die Gleichschaltung der Bilder: Zur Geschichte der Pressefotographie 1930–36*, Berlin 1983 [sic!]; ders./Walter Uka (Hrsg.), *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik*, Bönen 2004; Karl Christian Führer/Corey Ross (Hrsg.), *Mass Media, Culture and Society in Twentieth-Century Germany*, Palgrave, Basingstoke/New York 2006, 264 S., geb., £ 50,00.

93 Statt einer umfangreichen Fußnote sei verwiesen auf die Sammelrezensionen zur Forschung zum Bombenkrieg auf HSozKult: Jörg Arnold, 28.6.2004, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-2-062>> [30.5.2008], und Winfried Mönch, 9.7.2007, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-3-020>> [30.5.2008].

dann aber auch in der aktiven Erinnerungspolitik, die von einzelnen gesellschaftlichen Gruppen und Parteien oder Medien betrieben wurde und wird.⁹⁴ Erinnerungspolitik im Sinne der bewussten Archivierung und Bereithaltung (fotografischer) Bilder sowie deren öffentliche Zirkulation sind Themen, die fotografiegeschichtlich bei weitem noch nicht ausgeschöpft sind und vor allem auch jenseits kriegerischer Bezüge mehr Aufmerksamkeit verdienten.

Damit ist der weite Bereich der Reportage- und Pressefotografie angesprochen, der hier abschließend nur kurz thematisiert wird. Hier liegt ebenfalls der Schwerpunkt auf der »Frühzeit«, womit meist die 1920er-/1930er-Jahre gemeint sind, obwohl eine ausgeprägte Pressefotografie bereits vor dem Ersten Weltkrieg in Europa und Nordamerika etabliert war.⁹⁵ Davon zu unterscheiden ist die Fotografie in der Presse, denn trotz der wachsenden Bedeutung von Fotojournalismus und Agenturbildern darf nicht vergessen werden, dass Teile der veröffentlichten Bilder in und für andere Zusammenhänge produziert worden waren.

Die oben besprochenen Themen unter der Überschrift »Alteritätsforschung« verdeutlichen, dass auch Fotografien in die Presse kamen, die nicht mit einem journalistischen oder publizistischen Vorverständnis produziert worden waren. Gleichwohl ist der Rahmen, in dem die Bilder dann erschienen, ein anderer, der die Deutung entscheidend mitlenkte. Allerdings gibt es bisher wenige Untersuchungen, die einzelne fotografisch illustrierte Publikationen analysieren; die vorhandenen Querschnitte durch Illustrierte wie die amerikanische *Life*, die deutsche *Berliner Illustrirte*, die französische *VU* oder die britische *Picture Post*, um nur einige Beispiele zu nennen, sind weniger analytisch als Bildbände, die schlaglichtartig vorführen, was in den Publikationen möglich war. Inzwischen liegt eine Studie zu einer wichtigen spezialisierten Zeitschrift, der Kulturzeitschrift *magnum*, vor, die von Karl Pawek herausgegeben wurde. Diese Zeitschrift war in den 1950er- und 1960er-Jahren durchaus stilbildend für einen Zweig der Reportagefotografie und Pawek selbst eine gewichtige Stimme im deutschsprachigen fotografischen Diskurs.⁹⁶

Die Konstruktion des Anderen, die Selbstvergewisserung, Fragen nach dem Kolonialen und die Problematik von Krieg und Erinnerung sind mit den Themen der individuellen (privaten) und kollektiven (öffentlichen) Archivierung und Verbreitung fotografischer Bilder eng verbunden. So formuliert, eröffnen sich Perspektiven einer fotografie-

94 Vgl. dazu *Knoch*, Tat als Bild; *Führer/Ross*.

95 Vgl. die jeweiligen Einträge in den einschlägigen Lexika, auch in solchen zur Medien- und Kommunikationswissenschaft. Ferner sei verwiesen auf: *Astrid Deilmann*, Bild und Bildung. Fotografische Wissenschafts- und Technikberichterstattung in populären Illustrierten der Weimarer Republik (1919–1932), Osnabrück 2004, und eine Artikelserie von *Bernd Weise*, Pressefotografie I. Die Anfänge in Deutschland ausgehend von einer Kritik bisheriger Forschungsansätze, in: *Fotogeschichte* 9, 1989, H. 31, S. 15–40; *ders.*, Pressefotografie II. Fortschritte der Fotografie- und Drucktechnik und Veränderungen des Pressemarktes im Deutschen Kaiserreich, in: *Fotogeschichte* 9, 1989, H. 33, S. 27–62; *ders.*, Pressefotografie III. Das Geschäft mit dem aktuellen Foto: Fotografen, Bildagenturen, Interessenverbände, Arbeitstechnik. Die Entwicklung in Deutschland bis zum ersten Weltkrieg, in: *Fotogeschichte* 10, 1990, H. 37, S. 13–36; *ders.*, Pressefotografie IV. Die Entwicklung des Fotorechts und der Handel mit der Bildnachricht, in: *Fotogeschichte* 14, 1994, H. 52, S. 27–40; *ders.*, Pressefotografie V. Probleme zwischen Fotografen und Redaktionen und der Beginn der Bildtelegrafie in Deutschland bis 1914, in: *Fotogeschichte* 16, 1996, H. 59, S. 33–50. Vgl. ferner *Jens Jäger*, Fotografen des globalen Dorfs? Bildjournalismus der zwanziger und dreißiger Jahre, in: *Clemens Zimmermann/Manfred Schmeling* (Hrsg.), Die Zeitschrift – Medium der Moderne, Bielefeld 2006, S. 85–109; *Habbo Knoch*, Living Pictures. Photojournalism in Germany 1900 to the 1930s, in: *Führer/Ross*, S. 217–233. Ein neueres Beispiel für Agenturfotografie in den USA stammt von *Gary Haynes*, Picture this! The inside Story and Classic Photos of UPI Newspictures, New York 2006.

96 *Margarethe Szeless*, Die Kulturzeitschrift »magnum«. Photographische Befunde der Moderne, Jonas-Verlag, Marburg 2007, 188 S., geb., 25,00 €.

geschichtlichen Forschung, die sich noch kaum ausmessen lassen. Damit ist einmal mehr ein Ausblick auf mögliche zukünftige Forschung gegeben. Bevor dies aber noch einmal abschließend aufgegriffen wird, empfiehlt sich ein Blick auf die Institutionalisierung der Fotografiegeschichte im deutschsprachigen Raum.

VI. INSTITUTIONALISIERUNG DER FOTOGRAFIEGESCHICHTE UND AUSBLICK AUF LEERSTELLEN UND THEMEN

Geschichte der Fotografie, selbst wenn sie mit einem ausgesprochen kunstwissenschaftlichen Schwerpunkt konzipiert ist, findet sich an deutschsprachigen Universitäten eher selten – um es vorsichtig auszudrücken. Soweit eine Form von Fotografiegeschichte den inhaltlichen Schwerpunkt einer Stelle bildet, liegt dies eher an den Personen, die die Position inne haben, als an der expliziten Ausgestaltung. Vor allem in Kunsthochschulen oder im Rahmen der Kunstwissenschaften finden sich entsprechende Orte.⁹⁷ Das Gleiche gilt für die Medien- und Kommunikationswissenschaften. Sofern hier *visual studies* oder *visual culture* eine Rolle spielen, ist Fotografiegeschichte immer eine Kann-Option, selten ein Muss. Auch in Anthropologie und Ethnologie stellt sich die Lage ähnlich dar.⁹⁸ Der Umstand trägt der Erkenntnis Rechnung, dass Fotografie immer mit anderen Medien vernetzt ist und in vielerlei Ausgestaltung begegnet: als einzelner Abzug, als Identifikationsmittel in Ausweispapieren oder in Karteien, als lose Sammlung, als Bild an der Wand oder im Album, als Illustration in Printmedien oder Gegenstand in Film und anderen dynamischen Bildmedien, womit keine erschöpfende Aufzählung geleistet ist. Zudem steuert der Ort, an dem Fotografie präsent ist, die Deutungsmöglichkeiten ebenso wie begleitende andere Bilder oder Texte. Fotografie ist zutiefst in gesellschaftliche Organisationsformen und mediale Konstellationen eingebettet, so dass es wenig sinnvoll erscheint, sie aus diesen Zusammenhängen zu nehmen und für sich allein analysieren zu wollen.

Diese Tatsache hat aber ihren Preis: Es bleibt dabei, dass spezialisierte fotogeschichtliche oder -theoretische Professuren oder wissenschaftliche Stellen selten sind oder entsprechende Expertise nur im Rahmen von Mediengeschichte oder -theorie ihren Platz findet. Damit fehlt aber der systematische Ort, um notwendige empirische Forschung zu betreiben, etwa über die historische Entwicklung des fotografischen Gewerbes, der fotografischen Industrie⁹⁹ oder darüber, wie der Beruf des Fotografen/der Fotografin sich entfaltet. Das sind Forschungsfelder mit viel größeren Leerstellen, als man bei einer groben Übersicht vermuten dürfte. Und der vorliegende Forschungsüberblick ist auch nicht gerade dazu angetan, jenseits der ›dicht beforschten‹ Themen große Lücken vermuten zu lassen. Dennoch ist die gesamte Frage nach der europäischen und internationalen Vernet-

97 Essen: Prof. Dr. Herta Wolf (explizit für Fotografie); Trier: Prof. Dr. Viktoria Schmidt-Linsenhoff; Zürich: Prof. Wolfgang Kersten (explizit auch für Fotografie), oder in Fachbereichen für Gestaltung beispielsweise in Mannheim: Prof. Dr. Jürgen Berger, Hochschule der Bildenden Künste Saar, Prof. Dr. Rolf Sachsse oder Prof. Dr. Peter Herbstreuth (Literaturwissenschaftler und Professor für Fotografie an der Universität der Künste in Berlin). Insgesamt ist die Forschung institutionell auch in den einschlägigen Museen angesiedelt.

98 Hervorzuheben wäre hier das Ludwig-Uhland-Institut an der Universität Tübingen, das ein DFG-gefördertes Projekt »Volkskunde und Fotografie« beheimatet hat. Inzwischen aber gehört dies nicht mehr zum Schwerpunkt des Instituts, wohl aber Medienforschung.

99 Dies obwohl die folgenden Arbeiten einen oberflächlich anderen Eindruck vermitteln: *Herbert Blumtritt*, Die Geschichte der Dresdner Fotoindustrie, Lindemanns, Stuttgart 2001, 256 S., geb., 19,90 €; *Günther Kadlubek*, Agfa. Geschichte eines deutschen Weltunternehmens von 1867 bis 1997, Neuss 1997 [inzwischen 2. Aufl. 2004]. Für die USA noch immer maßgeblich: *Reese W. Jenkins*, Images and Enterprises. The American Photographic Industry, 1839–1925, Baltimore 1976 (als Taschenbuch unter dem gleichen Titel 1987 aufgelegt).

zung kaum formuliert worden, unbekannt ferner, wie sich der Technologietransfer (jenseits der Frühphase der Daguerreotypie) vollzogen haben mag.

Auch die gesamten ökonomischen Faktoren des Produzierens von Gerätschaften, Zubehör und den Bildern sind nur schlaglichtartig erhellt, aber nicht umfassend untersucht. Gleiches gilt für den Markt für fotografische Bilder. Zwar sind auch hier einzelne Agenturen bereits Gegenstand von Untersuchungen gewesen¹⁰⁰, doch das Buch von Paul Frosh über die Konzentration im weltweiten Bildermarkt von 2003 ragt einsam hervor, wenngleich es sich vor allem mit der Entwicklung seit den 1970er-Jahren befasst.¹⁰¹

Extrem ungleichmäßig ist nach wie vor die Erforschung der Verbreitung und Gebrauchsgeschichte der Fotografie, wenn man sich auf die Ebene der Kontinente, Regionen und Staaten begibt. Auch die Perioden der Fotografiegeschichte sind nicht mit gleicher Intensität untersucht worden, und Schwerpunkte bilden noch immer Frühzeit, 1920er-/1930er-Jahre und – künstlerisch – die Nachkriegsfotografie. Auf der Schnittstelle zwischen Kunst und Reportage liegend, ist die »dokumentarische Fotografie« seit den 1920er-Jahren auffallend häufig untersucht worden – das hat mit dem Stellenwert dieses Zweiges der Fotografie in der US-amerikanischen Geschichte zu tun, wie Michael Leicht anschaulich nachgewiesen hat.¹⁰²

VII. FAZIT

Die großen und vitalen Forschungsthemen, die neben einer grundsätzlich in den vergangenen Jahrzehnten immer aktiven kunstgeschichtlichen Auseinandersetzung mit Fotografie auf die Geschichtswissenschaft ausstrahlen, können auf gemeinsame Fluchtpunkte bezogen werden. Fotografie als Praxis und Form der Bilderzeugung steht in einem besonderen Verhältnis zu Weltaneignung und Welterklärung, die gesellschaftlich ausgehandelt werden. Dazu gehört auch der je verschiedene Umgang mit Fotografie als Botschaft der Vergangenheit. Welche Geschichte kann mit fotografischen Bildern erzählt, abgestützt oder herausgefordert werden? Dabei können nebeneinander unterschiedliche Versionen existieren, das ist bei einer rein auf Texten basierenden Geschichtsschreibung sicherlich nicht anders. Die relative Stärke der fotografischen Zugänge liegt in deren Vielschichtigkeit und Vielfalt. Fotografien besitzen eine Anschaulichkeit, die trotz des Bewusstseins um ihre Konstruiertheit und Uneindeutigkeit gegeben bleibt. Wie Texte auch immer Auskunft über Sprache geben, zeigen Bilder auch immer etwas über Wahrnehmungsweisen und Visualisierung. Ohne die philosophischen Tiefendimensionen abstreiten zu wollen, zeigen Fotografien in jedem Fall etwas – und zwar in einer für ein »westlich« geprägtes Bild- und Medienverständnis realitätskonformen Weise, selbst wenn eine Aufnahme in höchstem Maße inszeniert und sonst wie durch optische, chemische oder andere Eingriffe

100 Zumeist handelt es sich um Selbstdarstellungen der Unternehmen. Keystone: *Walter Ummiger* (Red.), *Weltsensationen im Bild: Dokumentarfotos aus d. internat. Keystone-Archiven* Hamburg, London, New York, Paris u. Tokio, Dortmund 1973; magnum: *Brigitte Lardinois* (Hrsg.), *Magnum Magnum*, München 2007, und *Russell Miller*, *Magnum: Fifty Years at the Front Line of History. The Story of the Legendary Photo Agency*, London 1999. Akademische Werke mit Hinweisen auf Agenturen: *Sachsse*. Für Frankreich: *Françoise Denoyelle*, *Le marché et les usages de la photographie à Paris pendant l'Entre-deux-guerres*, Diss. Paris 1991.

101 *Paul Frosh*, *Image Factory. Consumer culture, photography and the visual content industry*, Oxford etc. 2004.

102 *Michael Leicht*, *Wie Katie Tingle sich weigerte, ordentlich zu posieren und Walker Evans darüber nicht grollte. Eine kritische Bildbetrachtung sozialdokumentarischer Fotografie*, transcript, Bielefeld 2006, 190 S., kart., 22,80 €. Leicht liefert einen guten Überblick zur internationalen Literatur zum Thema der dokumentarischen Fotografie.

verändert worden ist. Die bildliche Botschaft ist relevant, schon aufgrund der massiven Präsenz in öffentlichem und privatem Gebrauch.

Was und wie eine Gesellschaft sich in der Welt verortet und was umstritten ist, ist auch immer eine Bilderfrage. In Fotografien wird sichtbar, was in Gesellschaften auch als abbildbar bestimmt wird. Hier ist im Einzelfall zu fragen, wie diese Abbildbarkeit geregelt, kontrolliert, sanktioniert und gesteuert wird. Die Frage, wer unter welchen Umständen was zu sehen bekommen darf, wird für soziale Statusgruppen, Altersgruppen, die Geschlechter oder auch ethnische Gruppen je verschieden beantwortet. Hier bilden Untersuchungen zum fotografischen Ausstellungswesen einen besonderen und instruktiven Fall. Gerade große Ausstellungen, wie die sogenannten Weltausstellungen seit 1851, haben Fotografie zum Ausstellungsgegenstand, aber ihre Überlieferung ist auch häufig fotografisch erfolgt. Sie bilden einen exemplarischen Fall der Bilderwahl, -kontrolle, und gesteuerten Deutung.¹⁰³

Ebenso erfolgen die Regelungen der Bildlektüre zwar teilweise bildimmanent (und mit ergänzendem Medieneinsatz, etwa durch begleitende Texte), sind aber veränderlich in Raum und Zeit. Diese Veränderungen lassen sich erfassen und untersuchen. Fotografie ist hier, wie jedes andere Medium auch, nicht willkürlich eingesetzt worden: Wohl kaum können die Botschaften oder Inhalte von einem Medium verlustfrei ins andere übertragen werden. Es ist schon mit Sinn behaftet, warum eine bestimmte Form zur Übermittlung spezifischer Inhalte genutzt wurde. Das gilt es auch ernst zu nehmen.

Allerdings ist es hierbei notwendig, auch die grundsätzlichen empirischen Informationen zu besitzen. Um einschätzen zu können, wie Fotografie erlebt und eingeordnet wurde, ist es sinnvoll, die zeitgenössischen Wissenshorizonte zu kennen – so ist es immer verdienstvoll, wenn regionale Studien wie beispielsweise jene über die Frühzeit der Fotografie in Mecklenburg-Schwerin das Thema akribisch erforschen.¹⁰⁴ Ebenso ist es einfach notwendig, sich über Möglichkeitsbedingungen klar zu werden: So hat Henrick Stahr in großen Illustrierten der Weimarer Republik und des Dritten Reiches nachgeforscht, wie diese in Fotoreportagen ein Bild von Afrikanern und südamerikanischen Indigenen an das deutsche Lesepublikum vermittelten.¹⁰⁵ Diese Form von Inhaltsanalyse schafft erst die Grundlagen für eine differenzierte und fundierte Theoriebildung bezüglich der Formen und Funktionen fotografischer Bildberichterstattung. Von letzterer sind auch zahllose Einzelformen noch unzureichend erforscht: Modelfotografie, Werbefotografie, Sportfotografie, Wissenspopularisierung¹⁰⁶ usw., in ihren formalen und praktischen Leistungen sowie in ihrer Beziehung zu gesellschaftlichen Diskursen zur Normierung und Re-Normierung in geschlechtlicher, körperlicher und sozialer Hinsicht. In allen genannten Bereichen finden Forschungen statt, die für das äußerst lebendige historische Forschungsfeld Fotografiegeschichte sprechen. Dieses Feld muss stets als Plural formuliert werden und ver-

103 Zuletzt: *Ulrike Felber/Manuela Fellner-Feldhaus/Elke Krasny/Carla Camilleri* (Hrsg.), *Welt ausstellen*. Schauplatz Wien 1873, Technisches Museum Wien, Wien 2004, 127 S., kart., 19,50 €.

104 *Sandra Schwede*, *Mit Licht und Tücke. Die Frühzeit der Photographie im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin (1839–1880)*, Tectum-Verlag, Marburg 2006, 402 S., kart., 29,90 €. Marburg 2006; *Altwaterland. Gustav Ulrich – ein Photograph aus Reutenhau vor 100 Jahren*, Kant, Prag 2002, 152 S., kart. Zugleich sind dies Beispiele für zahlreiche Regionalstudien, die in den vergangenen Jahrzehnten entstanden sind.

105 *Henrick Stahr*, *Fotojournalismus zwischen Exotismus und Rassismus. Darstellungen von Schwarzen und Indianern in Foto-Text-Artikeln deutscher Wochenillustrierten 1919–1939* (Schriften zur Kulturwissenschaft, Bd. 57), Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2004, 565 S., kart., 128,00 €.

106 Zur Darstellung von Wissenschaft und Technik in Illustrierten der Weimarer Republik vgl. *Deilmann*.

teilt sich über die Disziplingrenzen hinweg, die den Dialog über den Forschungsgegenstand Fotografie nicht gerade erleichtern.

Fotografiegeschichte findet an vielen Orten statt. Die auf den vorangegangenen Seiten ausbreiteten Forschungen zeigen ausschnittshaft, in welchen kulturwissenschaftlichen Perspektiven Fotografie sowohl eine wichtige (weil zuweilen einzige) Quelle als auch einen unverzichtbaren Bestandteil darstellt, wenn es um Fragen nach der visuellen Kultur einer Gesellschaft (oder einer ihrer Teile) geht. Fotografie ist, je weiter das 19. Jahrhundert voranschreitet, wortwörtlich überall zu finden und daher integraler Bestandteil von Kultur und Gesellschaft. Entsprechendes gilt auch für die historische Forschung mit und über Fotografie.

Rüdiger Hachtmann

Wissenschaftsgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Wissenschaft, Forschung und Lehre lassen sich nicht über einen Leisten schlagen. Universitäten wurden (und werden) im Vergleich zur – außeruniversitären – Forschung oft eher stiefmütterlich behandelt. Dieser Trend gilt keineswegs nur für die Zeit des Nationalsozialismus, die im Folgenden im Zentrum stehen wird; er war in den Jahren ab 1933 allerdings besonders ausgeprägt. Dass das NS-Regime die universitäre Lehre jedenfalls in den ersten Jahren mindestens materiell vernachlässigte, ist inzwischen gleichfalls eine Binsenweisheit.¹ Anders die Forschung. Sie stieß schon frühzeitig auf reges Interesse einschlägiger Institutionen des »Dritten Reiches«², denn, das war allen führenden Nationalsozialisten und ebenso den maßgeblichen Vertretern der alten Eliten bewusst: Um erfolgreich Kriege zu führen, benötigte man auch moderne Wissenschaften, die sich mindestens auf demselben Niveau wie die der künftigen Kriegsgegner befanden.

Aber auch wenn von Forschung die Rede ist, muss genauer hingesehen werden. Es ist stets zu fragen, um welche Disziplin es sich handelt. Historiker ohne Doppelqualifikation sind leicht geneigt, sich in ihren Untersuchungen auf die Geistes- und Sozialwissenschaften als ihnen vertraute Fächer zu fokussieren. Da insbesondere die Geisteswissenschaften, trotz ideologischer Anbiederung zahlreicher ihrer ohnehin überwiegend nationalkonservativer Repräsentanten vom Hitler-Regime als nicht kriegsrelevant erachtet und daher materiell tendenziell stiefmütterlich behandelt wurden, hatte die ältere NS-Forschung die Neigung, dies als Indiz für eine *generelle* nationalsozialistische Wissenschaftsfeindlichkeit zu werten. Dieses recht einseitige Bild verändert sich indes gravierend, wenn man insbesondere die für die von der Hitler-Diktatur geplanten Kriege unverzichtbaren Natur- und Technikwissenschaften einbezieht.

Zu differenzieren ist außerdem nach der Reichweite der Forschungsfelder – die in der älteren NS-Forschung simplifizierend oft auf das überdies nur scheinbar polare Begriffspaar »angewandte« versus »Grundlagenforschung« reduziert wird – und nach institutioneller Anbindung. Zwischen den Universitäten einschließlich der dort beheimateten Forschungsinstitute und den außeruniversitären Wissenschaftseinrichtungen lagen oftmals Welten. Und auch die Unterscheidung in universitäre und außeruniversitäre Wissenschaft ist grob und ungenau. Gerade die außeruniversitäre Forschung wies für sich genommen zahllose Facetten auf: Es machte einen erheblichen Unterschied, ob Wissenschaftler in der Industrieforschung tätig waren, in Forschungseinrichtungen der Wehrmacht und der Luftwaffe beschäftigt wurden, ob z. B. das Reichsernährungsministerium ihre Projekte förderte und ob sie schließlich im Rahmen der Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG), als der institutionalisierten Spitzenforschung, ihren wissenschaftlichen Untersuchungen nachgingen.³

1 Vgl. die grundlegende Arbeit von Michael Grüttner, *Studenten im Dritten Reich*, Paderborn 1995.

2 Um der besseren Lesbarkeit willen werden gängige Eigenbegriffe des Nationalsozialismus wie Drittes Reich, Machtergreifung, Deutsche Physik, Anschluss und Generalplan Ost im Folgenden nur in der ersten Nennung, danach nicht mehr in Anführungszeichen gesetzt.

3 Aus naheliegenden Gründen wird hier darauf verzichtet, die insgesamt 18 Bände des von der Präsidentenkommission der Max-Planck-Gesellschaft unter Leitung von Reinhard Rürup und Wolfgang Schieder initiierten Forschungsprogramms zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus vorzustellen. Zu einigen dieser Bände finden sich Hinweise in den Anmerkungen.

Das Bild, das der folgende Forschungsbericht zeichnet, wird entsprechend facettenreich sein. Zunächst werden einige Aufsatzbände vorgestellt, in denen wichtige konzeptionelle Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu finden sind, bevor in einem kürzeren Abschnitt auf neuere Veröffentlichungen zur Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft/Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) sowie zum Anfang 1937 gegründeten Reichsforschungsrat eingegangen wird. Im zweiten Teil werden Publikationen zur Universitätsgeschichte vorgestellt, im Ausblick dann einige Desiderata skizziert.

I. FORMATIONEN, BRÜCHE UND NATIONALE PFADE – WISSENSCHAFTSHISTORISCH WEGWEISENDE SAMMELBÄNDE

An dem von Rüdiger vom Bruch und Brigitte Kaderas herausgegebenen, 2002 erschienenen Band über »Wissenschaften und Wissenschaftspolitik« in Deutschland⁴ wird auf absehbare Zeit niemand vorbeikommen, der sich intensiver mit der deutschen Wissenschaftsgeschichte während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts befasst. Zwar bildet das gesamte »kurze« 20. Jahrhundert bis in die Siebzigerjahre den zeitlichen Rahmen; Schwerpunkte des Bandes sind jedoch die Weimarer Republik, die NS-Herrschaft sowie die unmittelbare Nachkriegszeit. Spannend ist der Band, weil in ihm die ganze Vielfalt moderner Ansätze der neueren Wissenschaftsgeschichte präsentiert wird und mindestens einzelne Beiträge die anschließende Forschung zum Teil kräftig stimuliert haben.

Zu den zentralen Aufsätzen des Bandes gehört ohne Zweifel der von Mitchell Ash über »Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander« – ein Titel, der bereits die zentrale These Ashs markiert: »Im Hinblick auf das Verhältnis von Wissenschaft und Politik sind wissenschaftliche Kontinuität und Wissenschaftswandel am produktivsten als Fortsetzung bzw. als Um- oder Neugestaltung von Ressourcenensembles zu begreifen« (S. 32).⁵ In impliziter Anlehnung an Pierre Bourdieus Kapitalbegriff verwendet Ash einen weiten Ressourcenbegriff; jene seien nicht nur finanzieller, sondern können ebenso gut »kognitiver, apparativer, personeller, institutioneller oder rhetorischer Art sein« und grundsätzlich vor allem »gegenseitig mobilisierbar«, d. h., dass »Wissenschaftler genauso gut Ressourcen aus der politischen Sphäre für ihre Zwecke mobilisieren, wie die Politiker die Wissenschaftler und ihre Ressourcen für ihre Zwecke zu benutzen versuchen können« (S. 33). Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass für die NS-Herrschaft, aber auch für andere politische Systeme von einer »Indienstnahme« oder einem »Mißbrauch der Wissenschaften« durch »irgendwelche politischen Diktate vom Staat«, denen sich die Wissenschaftler dann »widerwillig« untergeordnet hätten, meist nicht gesprochen werden kann, da »die Initiative weit häufiger eher von den Wissenschaftlern ausgegangen ist« (S. 32) und jene bewusst politische Ziele und ideologische Postulate seitens »der Politik« nutzten, um eigene Interessen durchzusetzen. Dies gilt keineswegs nur für spezifische Epochen (und lediglich den deutschen Raum), sondern tendenziell für alle modernen Industriegesellschaften seit Ende des 19. Jahrhunderts. Ash löst den Wissenschaftsbegriff aus allzu engen Verklammerungen, indem er ausdrücklich feststellt, »dass wissenschaftliche Ressourcenensembles im Prinzip *politisch multivalent* sind – d. h., es lassen sich mit deren Hilfe Allianzen mit zuweilen sehr unterschiedlichen Staatsformen konstruieren, wie das deutsche Beispiel besonders krass zeigt« (S. 32 f.).

4 Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 2002, 476 S., geb., 96,00 €.

5 Hier und im Folgenden verweisen Seitenzahlen im Text auf die entsprechenden Passagen der jeweils vorgestellten Publikationen (inkl. Zitatcheitung). Alle Hervorhebungen im Original.

Ressourcenkonstellationen wurden ausgehandelt – und nicht einseitig von »der Politik« diktiert. Denn selbst während der NS-Zeit blieben die Herrschenden auf moderne Wissenschaften angewiesen, wollten sie die geplanten Kriege erfolgreich durchstehen. Infolgedessen war auch »Autonomie«, so Ash, »kein Selbstzweck, sondern das Ergebnis von Verhandlungen«. Es gelte mithin, »nicht nur danach zu fragen, ob eine (Teil-)Autonomie möglich gewesen ist, sondern vielmehr zu fragen, von wem oder von welcher Instanz an wen, zu welchem Zweck und vor allem auf wessen Kosten eine (Teil-)Autonomie erlangt bzw. gewährt worden ist«. Mit einem solcherart historisierten Autonomie-Begriff wird im Übrigen auch die nach 1945 oft in durchsichtiger apologetischer Absicht verwendete Kategorie der Autonomie, die zu wahren unter der NS-Herrschaft gelungen sei, relativiert. Beteiligte Zeitgenossen wie die frühe Nachkriegshistoriografie insistierten bekanntlich darauf, dass man die organisatorische Eigenständigkeit habe erhalten können, und setzten dies dann gern mit moralischer Integrität der beteiligten Wissenschaftler oder gar deren »Widerstand« gleich. Autonomiebestrebungen konnten während der NS-Zeit jedoch, so Ash zu Recht, mit der Begründung vorgebracht und durchgesetzt werden, auf diese Weise »dem Regime noch effektiver dienen zu können« (S. 47).

Die Vorteile des von Ash vorgeschlagenen, im Begriff der »Ressourcen für einander« angelegten Perspektivenwechsels liegen auf der Hand: Wissenschaft und Politik werden einander nicht mehr polar als homogene und gegeneinander abgeschlossene Blöcke gegenübergestellt; ihre vielfältigen Verzahnungen werden in den Blick genommen, »flexibel und realitätsnäher [die] Allianzen als Vernetzungen von Akteuren [...], die einander doch nicht so fremd waren«, herausgearbeitet (S. 32 f.). Der von Ash vorgeschlagene neue Zugriff ist überzeugend und seitdem insgesamt ja auch sehr positiv rezipiert worden. Er muss allerdings um die »subjektive Seite« ergänzt werden. Allzu schnell geht bei einer allzu starken Orientierung auf Ressourcenensembles unter, dass deren Mobilisierung nicht allein von einem instrumentell angelegten Kalkül, sondern oft außerdem – meist gleichzeitig – von innerer Überzeugung getragen war. Der offensiven Mobilisierung und Nutzung der vom NS-Regime angebotenen Ressourcen entsprach eine sehr häufig emotional tief verankerte nationalistisch grundierte Überzeugung, die durch den barbarischen Antisemitismus des Regimes oft nur vorübergehend irritiert wurde und eine vielfach geradezu euphorische Selbstmobilisierung der wissenschaftlichen Akteure für die Ziele der Diktatur begünstigte. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass für Ash im impliziten Anschluss an Detlev K. Peukert feststeht, dass das Dritte Reich nicht aus der »Moderne« herausdefiniert werden kann.⁶ Mitunter hätten sich bestimmte »strukturelle Entwicklungen, die schon lange vor 1933 einsetzten«, während der NS-Herrschaft »eher beschleunigt«, etwa »die Auslagerung von Forschungsgebieten aus der Universität in die Industrie und in staatliche bzw. halbstaatliche Forschungseinrichtungen«⁷ oder auch die »Technisierung der Grundlagenforschung« (S. 42).

6 Den Begriff »Moderne« oder »Modernisierung« vermeidet Ash wohlweislich. Wenn hier das Dritte Reich als eine spezifische Variante der Moderne bezeichnet wird, dann ist dabei unterstellt, dass der Modernitäts-Begriff nicht normativ aufgeladen ist, also mit demokratischen Werten oder meist normativ verwendeten Begrifflichkeiten wie »Zivilgesellschaft«, »Westernization« etc. assoziiert wird. Dieser wertneutrale Moderne-Begriff, der auch deren Verwerfungen nicht ausspart, geht zurück auf Detlev K. Peukert, *Max Webers Diagnose der Moderne*, Göttingen 1989, hier insb. S. 64 ff., 82 ff.; *ders.*, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982, hier insb. S. 14 ff., 289 f.

7 Zur Industrieforschung vgl. unten, S. 605. Zu den halbstaatlichen Forschungseinrichtungen vgl. die im Rahmen des KWG-Forschungsprogramms herausgegebenen Bände (Fußnote 2) sowie exemplarisch für die Luftfahrtforschung *Helmuth Trischler*, *Raum- und Luftfahrtforschung in Deutschland 1900–1970. Politische Geschichte einer Wissenschaft*, Frankfurt/Main/New York 1992.

So wie Ash bereits im Titel seines Aufsatzes seine zentrale Überlegung pointiert – und darüber hinaus auch sonst zahlreiche Anregungen bietet –, bringt auch Ulrich Wengenroth seine Hauptthese bereits in der Titelgebung auf den Punkt: Die deutsche Wissenschaft habe sich während der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert auf die »Flucht in den Käfig« begeben. Diese Feststellung, die von der Wissenschaftsgeschichte in der Folgezeit kontrovers diskutiert wurde, hat einiges für sich. Die deutschen Natur- und Technikwissenschaften hätten ihre Forschungsanstrengungen darauf ausgerichtet, »in größtmöglicher Autarkie alle Rohstoffe aus dem eigenen Hof erwirtschaften zu wollen« (S. 53). Tatsächlich war das Wissenschaftssystem des imperialistischen *latecomers* seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend autarkistisch orientiert – ein wichtiger Hinweis, der manche Spezifika der wissenschaftshistorischen Entwicklung in Deutschland plausibel macht. Wengenroth entwertet freilich seine zentrale These von der »Käfighaltung« der deutschen Wissenschaften selbst, indem er sie überspitzt und mit unhaltbaren Behauptungen glaubt abstützen zu müssen: Die Meinung, dass die reichsdeutsche Forschung »aus ungeeigneten Ressourcen mit hohem Aufwand Zweitklassiges herzustellen« versuchte, muss seit den Untersuchungen namentlich Helmut Maiers⁸ mindestens relativiert werden. Ebenso wenig sind überkommene Thesen wie die vom »Rückbau«, »Kahlschlag« oder »Abbau des deutschen Innovationssystems« während der Dreißigerjahre oder die vom »Verbot, »artfremde« Wissenschaft zu lehren«, zu halten – so Wengenroth in offensichtlicher Anspielung auf die »Deutsche Physik« (S. 56 f.); darauf, dass die Deutsche Physik lediglich in der Phase der ideologisierten Systemetablierung für kurze Zeit Einfluss gewinnen konnte, danach das unter dem Primat des Krieges pragmatisch agierende NS-Regime der modernen Physik wie überhaupt innovativen Ansätzen Raum ließ, wird noch einzugehen sein.⁹

Abgesehen davon, dass (wie Susanne Heim betont hat) das »Denken in voneinander abgeschlossenen Großwirtschaftsräumen« auch in anderen Ländern Tradition hatte¹⁰, verkennt die These vom wissenschaftlichen »Isolationismus«, ferner die in der Weimarer Republik und auch nach 1933 bis Ende 1938¹¹ starke Einbindung der deutschen Spitzenforschung in die internationale *scientific community*. Wengenroth suggeriert mit seiner Käfigthese, dass der in Deutschland seit Ende des 19. Jahrhunderts starke, durch die Nationalsozialisten dann schließlich rassistisch aufgeladene Nationalismus im Widerspruch stand zur herausragenden Teilnahme an der internationalen wissenschaftlichen Kommunikation. Dem war jedoch keineswegs so. Bis 1939/45 wird man kaum von einem »Abschied [des Deutschen Reiches] aus der technisch-wissenschaftlichen Spitzengruppe« (S. 53) sprechen können. Margit Szöllösi-Janze teilt in ihrem, an den Aufsatz von Wengenroth anschließenden Beitrag über die »institutionelle Umgestaltung der Wissenschaftslandschaft« die Ansichten Wengenroths vom »Rückbau« oder »Abbau« des deutschen Wissenschaftssystems denn auch ganz offensichtlich nicht. Sie betont vielmehr, »dass sich in Deutschland früh Ansätze herausbildeten, die später in einen neuartigen Typ organisierter Forschung münden sollten, der erst in und nach dem Zweiten Weltkrieg international zum

8 Helmut Maier, Ideologie, Rüstung und Ressourcen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Metallforschung und die »Deutschen Metalle« 1933–1945, in: *ders.* (Hrsg.), Rüstungsforschung im Nationalsozialismus. Organisation, Mobilisierung und Entgrenzung der Technikwissenschaften, Göttingen 2002, S. 357–388; *ders.*, Forschung als Waffe. Rüstungsforschung in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und das KWI für Metallforschung 1900–1945/48, Göttingen 2007.

9 Vgl. unten, S. 553.

10 Susanne Heim, Einleitung zu: *dies.* (Hrsg.), Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus, Göttingen 2002, S. 7–13, hier: S. 7.

11 Vgl. (für die KWG) Rüdiger Hachtmann, Wissenschaftsmanagement im »Dritten Reich«. Geschichte der Generalverwaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Göttingen 2007, Bd. 1, S. 556–579, Bd. 2, S. 793–802. Erst das Novemberpogrom 1938 führte zu Irritationen der *scientific community* vor allem in den westlich-demokratischen Staaten und zum (auch dann noch:) allmählichen Abbruch der internationalen Kontakte.

Durchbruch kam, nämlich die politisch bzw. militärisch relevante Großforschung.¹² Statt »Rückbau« konstatiert Szöllösi-Janze für »Deutschland bereits in den zwanziger Jahren eine in Europa einmalige, institutionell verankerte wissenschaftliche Gesellschaft«, in der die Ausgaben für Wissenschaft und Forschung auch relativ so hoch waren wie in keinem anderen Land. Die Behauptung Wengenroths vom Weg in den wissenschaftlichen »Isolationismus«, den das Reich ab 1919 eingeschlagen habe, entkräftigt Szöllösi-Janze u. a. mit dem Hinweis auf die bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges anhaltenden »internationalen Förderverbindungen, z. B. zur Rockefeller-Foundation oder zum japanischen Industriellen Hajime Hoshi«¹³, ohne dessen als Grundtendenz ja zutreffenden These, dass die »autarkiepolitisch orientierte Forschung das Land in eine gefährliche Pfadabhängigkeit« geführt habe, zu widersprechen (S. 69 f.).

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg, vor allem mit der Gründung der KWG 1911, aber auch schon der 1887 ins Leben gerufenen Physikalisch-Technischen Reichsanstalt (PTR), der 1901 gegründeten Militärischen Versuchsanstalt, die ab den Zwanzigerjahren unverfänglicher als Chemisch-Technische Reichsanstalt (CTR) firmierte, und einer wachsenden Zahl industrienaher Forschungseinrichtungen begann sich, so Szöllösi-Janze, ein »neuartiger Typ organisierter Forschung« durchzusetzen, im Krieg dann mit der »Kaiser-Wilhelm-Stiftung für kriegstechnische Forschung« (KWKW). Deutschland mit seiner »Großforschung« – so Helmuth Trischler in seinem Beitrag in dem von v. Bruch und Kaderas herausgegebenen Band noch pointierter als Szöllösi-Janze – sei vor diesem Hintergrund seit der Wende zum 20. Jahrhundert gerade in internationaler Perspektive sogar zur »Triebfeder von auf wissenschaftlicher Forschung basierenden nationalen Innovationssystemen« geworden. Überzeugend arbeitet Trischler zudem heraus, dass »Großforschung nicht einfach groß im quantitativen Sinne« gewesen sei. »Das Spezifische der Großforschung liegt vielmehr im Grad der Verflechtung der drei gesellschaftlichen Teilsysteme Staat, Wissenschaft und Wirtschaft« sowie in ihrer Ausrichtung »auf Ziele, die für politisch und gesellschaftlich prioritär gehalten werden« (S. 243 f.). Während der Weimarer Republik wurde dieser Trend zur »Großforschung« mit der Gründung der »Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft« und den von ihr initiierten »Gemeinschaftsarbeiten«¹⁴, im Dritten Reich dann mit den mit den riesigen Forschungseinrichtungen des Göring'schen Luftfahrtimperiums und zahlreichen anderen neuen Wissenschaftszentren weiter forciert.

In ihrem Beitrag in dem Band von v. Bruch und Kaderas hat Szöllösi-Janze für die (deutsche) »Moderne« ab Ende des 19. Jahrhunderts außerdem, in Anlehnung an angloamerikanische Termini, das Schlagwort von der »Wissensgesellschaft« stark gemacht.¹⁵ Dieser Be-

12 Was Margit Szöllösi-Janze unter Verweis auf ihre Haber-Biografie (Fritz Haber 1868–1934. Ein Biografie, München 1998) und die bahnbrechende Arbeit von Helmuth Trischler (Raum- und Luftfahrtforschung) skizziert, ist inzwischen für weitere Wissenschaftsfelder jüngst u. a. von Helmut Maier (Forschung als Waffe) und Florian Schmaltz (Kampfstoff-Forschung im Nationalsozialismus. Zur Kooperation von Kaiser-Wilhelm-Instituten, Militär und Industrie, Göttingen 2005) ausführlich dargestellt worden.

13 Zum Engagement der Rockefeller Foundation im Deutschen Reich bis 1938/39 vgl. neben den Arbeiten zur KWG vor allem die Studien von Macrakis, insbesondere: *Christie Macrakis, The Rockefeller Foundation and German physics under National Socialism*, in: *Minerva* 27, 1989, H. 1, S. 33–57; *dies.*, Wissenschaftsförderung durch die Rockefeller-Stiftung im »Dritten Reich«. Die Entscheidung, das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik finanziell zu unterstützen, 1934–39, in: *GG* 12, 1986, S. 348–379.

14 Vgl. unten, S. 555, 557.

15 Vgl. außerdem *Margit Szöllösi-Janze*, Wissensgesellschaft in Deutschland: Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, in: *GG* 30, 2004, S. 275–311; *dies.*, Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte, in: *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.), *Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts*, München 2004, S. 277–305.

griff ist freilich von zweifelhaftem Wert und letztlich irreführend, denn jegliche Form menschlicher Gesellschaft basiert auf Wissen. Wenn das Wörtchen Wissensgesellschaft überhaupt Sinn macht, dann für die Aufklärung – insbesondere die Hochaufklärung des 18. Jahrhunderts –, als die überkommenen Lehrautoritäten offen in Frage gestellt, sukzessive destruiert wurden und stattdessen der individuelle (wissenschaftliche wie politische) Intellekt ins Zentrum gestellt, das Vertrauen auf die eigene Vernunft zum handlungsleitenden Prinzip – und damit überhaupt die Basis für die moderne Wissenschaftsentwicklung gelegt wurde. Unstrittig ist, dass die Großunternehmen der industriellen Leitsektoren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer stärker auf »Wissenschaft« zurückgriffen, sich mit ihr zu verzahnen suchten, und umgekehrt »die Wissenschaft« ab der Wende zum 20. Jahrhundert »Großbetriebe« wie die KWG generierte. Ebenso unstrittig ist, dass Staat und staatstragende »Politik« in wachsendem Maße auf wissenschaftlich basierte Expertisen oder gleich die Experten selbst zurückgriffen (obwohl auch dies kein wirklich neues Phänomen ist, wenn man z. B. an die Kameralistik und die Geschichte der Statistik denkt).

Überzeugend ist das Schlagwort von der Wissensgesellschaft für die Epoche seit den Achtziger- und Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts (bis in die Gegenwart) deshalb jedoch nicht. Problematisch ist der Begriff insbesondere, weil er suggestiv der Gesamtgesellschaft eine Form der Rationalität unterstellt, die sie nicht besessen hat. Der Gebrauch dieses Schlagworts unterschlägt, dass parallel zur Ausbildung der modernen Wissenschaften hochgradig irrationale Strömungen in Politik, Gesellschaft sowie Teilbereichen der Wissenschaften – etwa der »Erblehre«, »Sozialhygiene« und »Rassenkunde« – Fuß fassten und eine rasch wachsende Resonanz nicht zuletzt in den Eliten fanden, auch unter einer Majorität der Forscher, die sich selbst als deutsch-völkische Patrioten verstanden. Dass vor allem die seit Ende des 19. Jahrhunderts rasant expandierenden »neuen« industriellen Leitsektoren *science-based* waren, ändert an dem Tatbestand, dass die nur vorgebliche Wissensgesellschaft zugleich eine Hoch-Zeit des Irrationalismus war, nichts. Der inzwischen inflationäre Gebrauch des Terminus Wissensgesellschaft besitzt, so mit ihm eine bis in die Gegenwart reichende Epoche und keine abgeschlossene historische Phase gekennzeichnet wird, zudem eine teleologische Dimension. Er überschneidet sich stark mit »Moderne« – und anscheinend wohl auch »Postmoderne« – und lädt mit ihnen verknüpfte Begriffe wie Moderne oder Modernisierung, erneut, normativ auf. Deshalb, aber auch aufgrund ihrer kategorialen Unschärfe sollte man auf wolkige Begriffe wie Moderne und Wissensgesellschaft besser verzichten.

Interessante und mitunter bahnbrechende Sammelbände zeichnen sich dadurch aus, dass Unterschiede und Gegensätze in den Positionen der einzelnen Autoren von souveränen Herausgebern nicht verschwiegen, nicht geglättet werden. Gerade die Vielfalt an Thesen und in den Argumentationen machen den Reiz aus; sie zwingen den Leser zum Nachdenken. Differenzen finden sich in dem von v. Bruch und Kaderas herausgegebenen Band des Öfteren, nicht nur in den Beiträgen von Wengenroth und Szöllösi-Janze, sondern auch etwa in den Aufsätzen von Notger Hammerstein und Lothar Mertens. Auf ihre Kontroverse darüber, ob für die Struktur der Ordinarien-Universität und ebenso die Förderpraxis der Notgemeinschaft/DFG das Jahr 1933 einen scharfen Bruch darstellt oder nicht, wird an geeigneter Stelle einzugehen sein.¹⁶ Unumstritten waren offenbar dagegen die meisten

16 Vgl. unten, S. 561 und 600. Relativ unergiebig – weil eine Frage der Definition der verwendeten Kategorien – scheint mir dagegen die Kontroverse zwischen Helmut Maier und Helmut Trischler zu sein, ob die deutsche Großforschung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und ihre Anbindung in die jeweiligen politisch-gesellschaftlichen Teilsysteme nun als »Triple-Helix« oder besser als »militärisch-industriell-[wissenschaftlich-politisch]er Komplex« zu bezeichnen sei. Vgl. Helmut Trischler, Wachstum – Systemnähe – Ausdifferenzierung. Großforschung im Nationalsozialismus, in: v. Bruch/Kaderas, Wissenschaften und Wissenschaftspolitik, S. 244 f.; Helmut Maier, »Unideologische Normalwissenschaft« oder Rüstungsforschung?, in: ebd., S. 256 ff.

Beiträge zu den Einzeldisziplinen, z. B. von Wolfgang U. Eckart zur humanexperimentellen Forschung. Seine Feststellung, dass die bis 1933 eher tastenden und unzulänglichen Versuche einer »Normung« von Versuchen an und mit Menschen in demokratisch-humanitärer Perspektive während der NS-Zeit durch »die Entindividualisierung der ärztlichen Handlungsziele unter Hinwendung zu Rasse, Volk und Staat«, durch die »rassische und politische Inferiorisierung, Ausgrenzung, Internierung und Vernichtung« zuvor systematisch stigmatisierter Bevölkerungsgruppen, durch die »Freisetzung kulturell überlagerter Tötungslust« sowie schließlich die »Zuweisung von Sondersituationen« außer Kraft gesetzt wurden (S. 284 f.), markiert offenbar den inzwischen erreichten Konsens. Wichtig ist der Verweis von Eckart darauf, dass zeitlich parallel zur Vorbereitung der Nürnberger Ärzteprozesse sich die US-amerikanischen Alliierten an »die Auswertung der japanischen und vermutlich auch einer Reihe der deutschen Forschungsergebnisse aus verbrecherischen bakteriologisch-hygienischen Humanexperimenten« machten, eine Praxis, die ein grelles »Licht auf die Ambivalenz [auch] der »Renormalisierung« medizinischer Wissenschaft« nach 1945 werfe (S. 287).

In weiteren Beiträgen des von v. Bruch und Kaderas herausgegebenen Bandes werden die vielfältigen Kontinuitäten einzelner Disziplinen über die Zäsuren 1933 und 1945 hinweg herausgearbeitet, so etwa von Johannes Platz, Lutz Raphael und Ruth Rosenberg in ihrer Skizze über die sich ab Mitte der Zwanzigerjahre etablierende »Industrielle Psychotechnik« und von Volker Losemann in seinem Beitrag über die Altertumswissenschaften. Michael Grüttner markiert die »Machtergreifung als Generationskonflikt«. Jürgen Reulecke wiederum diskutiert »Generationalität« in ganz anderer Perspektive, nämlich in Anschluss an Norbert Elias unter dem Aspekt der »Generationsketten«. Dieser zielt darauf, dass zwei einander nachfolgende Generationen sich entweder als »gleichgerichtet« empfinden oder aber »demonstrativ neue Muster« entwickeln (S. 355). Reulecke thematisiert dies für die von Detlev K. Peukert so benannte »Frontgeneration« und »verlorene Generation«.¹⁷ Für mich etwas überraschend behauptet Reulecke, dass nicht die im Dritten Reich gesellschaftsprägende Rolle dieser Generationen, ihre »aktive Mitarbeit im NS-System« als »zentrales Generationsprojekt« anzusehen sei, sondern das Bemühen dieser Generation, nach 1945 »psychisch und lebensplanerisch damit fertig zu werden, [...] sich in den Dienst einer verbrecherischen Regimes begeben zu haben« und nach dem Zusammenbruch der Diktatur »ein nach vorn gerichtetes, achtbares und sinnerfülltes Leben in einer neuen, demokratischen Gesellschaft führen« zu wollen (S. 360). Darüber wird man sicherlich streiten können, nicht dagegen darüber, dass die Kategorien Generationalität und Generationsketten von erheblichem heuristischen Wert sind. Entscheidend scheint mir allerdings, dass unter Generation nicht »eine *gesamte* Alterskohorte« verstanden wird, wie Ingo Haar in einem weiteren Aufsatz zur Frage, ob Generationalität als Ansatz zur Erklärung des »Generalplan Ost« taugt, behauptet (S. 363), sondern wesentlich als »kollektive Selbstbeschreibungsförmel« und »Erfahrungsgemeinschaft« (Ulrike Jureit), die auf bestimmte *Teilgruppen* zielt, die vor dem Hintergrund spezifischer sozialer und politisch-historischer Prägungen, Verarbeitungen und Deutungen eine besondere, generationsbezogene Identität entwickeln.¹⁸

Weitere Aufsätze des Bandes widmen sich dem Thema Elitenkontinuität vor und nach 1945 am Beispiel der zerstörten und personell stark ausgebluteten Universitäts- und Forschungslandschaft Berlins (Hubert Laitko) und der unzerstörten »Traditionsuniversität« Tübingen (Sylvia Paletschek), die nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Verlagerung wichtiger Berliner Kaiser-Wilhelm-Institute in die südwestdeutsche Universitätsstadt und der relativ sanften Politik der französischen Alliierten zu einer Art Kriegsgewinnler wur-

17 Vgl. Detlev K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt/Main 1987, S. 25–31.

18 Ulrike Jureit, *Generationenforschung*, Göttingen 2006, S. 9.

de. Carsten Klingemann fragt, wie die bereits vor 1945 aktiven Sozialwissenschaftler nach dem Zusammenbruch der Hitler-Diktatur zu »auch international anerkannten Vertretern ihrer Disziplin werden« konnten, und beantwortet diese Frage dahingehend, dass die in sich relativ unideologische »empirische Tatsachenforschung auch von Politikern und Planungsinstitutionen totalitärer Regime benötigt« werde, die »beachtenswerte fachwissenschaftliche Kontinuität« in dieser Disziplin und ebenso ihre »politische Anwendbarkeit« auch unter veränderten Vorzeichen deshalb nicht überraschend sei (S. 422). Während Klingemann die Kontinuitäten betont, verweist Claus-Dieter Krohn demgegenüber auf die Brüche, nämlich auf die große Anzahl 1933 vertriebener Wissenschaftler sowie darauf, dass Remigranten nach 1945 die Soziologie in der Bundesrepublik intellektuell erneuert haben und sie es waren, die entscheidend für den »Anschluß an die internationale Wissenschaft« wurden (S. 452). Michael Schüring wiederum thematisiert die apologetische und exkulpatorische Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft (MPG), die die Vertreibungen jüdischer, von der Vorgängerorganisation KWG beschäftigter Spitzenforscher vergessen zu machen suchte, während sie gleichzeitig »Integrationsfiguren« wie Werner Heisenberg, Otto Hahn, Adolf Butenandt oder Richard Kuhn, die als »wissenschaftlich kompetent und moralisch integer galten«, aufbaute und ins Rampenlicht stellte, um »das in der Gründungsphase der MPG entworfene Bild einer unbelasteten und damit zukunftsfähigen Tradition« wirksam verbreiten zu können (S. 453, 456).¹⁹

Helmut Maier wiederum fragt, ob die Entwicklung insbesondere der technikkwissenschaftlichen Disziplinen an Kriterien gemessen werden kann, die ihr retrospektiv angelegt werden, und wendet sich gegen die Klassifizierung der NS-Politik als wissenschaftsfeindlich. Was in dem kurzen Beitrag im Band von v. Bruch und Kaderas nur angedeutet ist, hat Maier an anderer Stelle, in einem von Christoph Jahr herausgegebenen Band zur Berliner Universitätsgeschichte während der NS-Zeit (der gleich noch vorzustellen sein wird²⁰) näher ausgeführt: Waren die »Rüstungsforschung und die Mobilisierung der Wissenschaften« – gemeint sind vor allem die Natur- und Technikdisziplinen – »Stiefkinder« oder »Hätschelkinder« der Diktatur? Maier listet in diesem Aufsatz zunächst die klassischen Klischees der bundesdeutschen Wissenschaftsgeschichte über die vorgeblichen »Defizite« der Rüstungsforschung ab 1933 auf. Dazu gehört u. a. das Vorurteil, dass jene ineffizient gewesen sei, weil eine zentralisierte Forschungsführung gefehlt habe, außerdem der »Standesdünkel adelsprivilegierter Staboffiziere und ihre Überbewertung des ›Soldatischen‹« diese daran gehindert habe, die Chancen von Wissenschaften und Technologie für eine moderne Kriegsführung zu erkennen, und das Regime zudem so dämlich gewesen sei, einen Großteil der wissenschaftlich-technischen Intelligenz zum Fronteinsatz zu berufen (S. 99 f.). Maier widerlegt diese Klischees dann Punkt für Punkt. So sei die institutionelle Zersplitterung, von manchen NS-Forschern (in einem verkürzten Verständnis des von F. L. Neumann im »Behemoth« elaborierten Konzeptes) als Polykratie zum zentralen Merkmal auch des NS-Wissenschaftssystems erhoben, während der Weimarer Republik weit stärker ausgeprägt gewesen als nach 1933. Sie dürfe zudem schon für die Zwanzigerjahre »nicht als schlichter Pluralismus von Förderorganisationen mißverstanden werden«, denn die verschiedenen Schaltstellen des Weimarer Wissenschaftssystems, an die die Forschungseinrichtungen angebunden waren, hätten gleichfalls bereits »als unabhängige und nicht demokratisch kontrollierte Herrschaftszentren [agiert] und standen zum Teil in heftiger Konkurrenz zueinander« (S. 104). Demgegenüber habe das NS-Regime »mit der Errichtung des Reichserziehungsministeriums 1934 erstmalig die Hochschulpolitik und -aufsicht zentralisiert«. Mit dem Reichsforschungsrat (RFR) sei 1937 zwar keine die gesamte Forschung überwölbende Institution geschaffen worden; doch habe der RFR,

19 Ausführlich dazu: *Michael Schüring*, *Minervas verstoßene Kinder. Vertriebene Wissenschaftler und die Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft*, Göttingen 2006.

20 Vgl. unten, S. 567 f.

der Göring'sche Luftfahrtkomplex, vergleichbare Einrichtungen der Marine, des Heeres usw. die Koordination in entscheidenden Teilbereichen entscheidend vorangetrieben und so das Wissenschaftssystem generell immer innovationsfähiger gemacht.

Maier beschränkt sich in diesem Aufsatz nicht nur darauf, Ansichten von antiwissenschaftlichen Ressentiments der Militärführungen in das Reich der Legenden zu verweisen, indem er die gegenüber Innovationen hochgradig aufgeschlossene Wissenschafts- und Technikpolitik des deutschen Militärs seit Ende des 19. Jahrhunderts in knappen Strichen nachzeichnet. Er setzt darüber hinaus Akzente und verlangt in mancherlei Hinsicht einen Paradigmenwechsel der bundesdeutschen Wissenschaftsgeschichte (der zum Teil freilich bereits begonnen hat) – etwa wenn er fordert, dass diese sich nicht mehr »vor allem den immer noch fast immunen ›Geistesgrößen‹, den Disziplinen und ihren Institutionen widmet«, sondern ihr Augenmerk verstärkt auf die über einzelne Fachdisziplinen und Forschungsinstitutionen weit hinausgehenden Grundstrukturen, auf das »nationale Innovationssystem« und in diesem Kontext auf die zahllosen (empirisch häufig freilich schwer »fassbaren‹) »Hybridgemeinschaften« richten solle, deren Geschichte gleichfalls oft bis in den Ersten Weltkrieg oder noch weiter zurückreicht (S. 105 ff.). Vor diesem Hintergrund fordert Maier, dass die Historiografie zur NS-Rüstungsforschung, zu ihrer Organisation, aber auch ihrer inhaltlichen Innovationsfähigkeit, die »bislang überwiegend als Geschichte des Scheiterns beschrieben« wurde, die Perspektive wechseln sollte; diese sei vor allem – und das ist zugleich ein zentraler Aspekt, der den grausigen »Zivilisationsbruch« von 1933 bis 1945 mit zu erklären hilft – unter dem Gesichtspunkt ihres »Erfolges« zu thematisieren. Maier kann sich mit seiner Forderung nach einem Perspektivenwechsel auf die Alliierten, vor allem deren *intelligence teams* berufen, die in der Nachkriegszeit resümierten: »At the height of the war, Germany reputedly had the greatest reservoir of scientific and technical talent ever developed in one country« (S. 112, 114).

Vor allem die hier ausführlicher referierten Aufsätze von Ash, Szöllösi-Janze, Maier und Trischler sind ein Plädoyer für die Struktur- bzw. Institutionengeschichte statt einer traditionalistisch angelegten, auf einzelne Personen fokussierten Wissenschaftsgeschichte. Gleichwohl finden sich in den Band von v. Bruch und Kaderas biografische Skizzen, die Schlaglichter auch auf die Struktur des NS-Wissenschaftssystems werfen, z. B. die von Burkhard Ciesla zum Artillerie-General und RFR-Vorsitzenden Karl Becker, der sich am 8. April 1940 das Leben nahm. Wissenschaftshistorisch wichtig ist die Feststellung Cieslas, dass Beckers Selbstmord keine Rückschlüsse auf ein etwaiges Scheitern des Reichsforschungsrates zulässt, sondern in erster Linie auf seine Rolle als Chef des Heereswaffenamtes zurückzuführen ist: Becker musste fürchten, als Verantwortlicher für Bewaffnung und Munition für ein mögliches Scheitern des schlecht vorbereiteten, bevorstehenden Angriffes auf Frankreich verantwortlich gemacht zu werden und setzte seinem Leben deshalb ein Ende (S. 280 f.).

Teilweise individualbiografisch geprägt ist auch ein Band mit Aufsätzen von Rüdiger vom Bruch aus den letzten 25 Jahren, erschienen unter dem Titel »Gelehrtenpolitik, Sozialwissenschaften und akademische Diskurse in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert«.²¹ Zahlreiche, das frühe 20. Jahrhundert prägende Gestalten wie Adolf v. Harnack, Gustav Schmoller, Max Weber, Friedrich Meinecke, Ernst Troeltsch oder Friedrich Ott werden dem Leser vorgestellt. Insbesondere deren wissenschaftspolitisches Selbstverständnis gewinnt durch die Skizzen vom Bruchs schärfere Konturen. Aufschlussreich sind z. B. die in einem eigenständigen Beitrag behandelten »Attacken« Max Webers »gegen das staatsbürokratisch, auf individuelle Unterwerfung zielende, persönlichkeitskorrumpierende ›System Althoff‹« (S. 208), dem vom Bruch bekanntlich ja eine ganze Reihe weite-

21 Rüdiger vom Bruch, *Gelehrtenpolitik, Sozialwissenschaften und akademische Diskurse in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert*, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 2006, 430 S., kart., 68,00 €.

rer Studien gewidmet hat. Eingeleitet wird der Band durch eine Betrachtung des sozialen Profils der deutschen Hochschullehrer, die in der Feststellung kulminiert, dass etwa ab 1890 die soziale Rekrutierung der Professorenschaft »offener, differenzierter« geworden sei (S. 18), der Beginn des Spätwilhelminismus mithin auch in dieser Hinsicht eine entscheidende Zäsur markiert. Gesondert hingewiesen sei außerdem auf den Aufsatz über »gelehrte Geselligkeit in Berlin«, in dem vom Bruch auf die hohe Bedeutung der Salons – die in den Zwanzigerjahren freilich rapide an Bedeutung verloren – und vor allem den Clubs und Herrengesellschaften hinweist, die der Geselligkeit und der Bildung frönten, zugleich jedoch zentrale Foren auch für nicht-restringierte, informelle wissenschaftliche und politische Kommunikation waren. Nicht wenige von ihnen – das wird bei vom Bruch nur angedeutet – behielten diese Funktion selbst während des Dritten Reiches. Sehr zu recht verweist der Verf. auf die großen »Chancen eines vereinsgeschichtlichen Zugriffs für Analysen zum Beziehungsgeflecht Wissenschaft und Stadt« und, so wäre zu ergänzen, Wirtschaft, Militär und Politik. Seinem Wunsch nach »intensiven Detail- und Vertiefungsstudien« zu einer großbürgerlichen Vereinsforschung (S. 185) kann man sich nur anschließen.

Gleichsam als Fortsetzung des von ihm gemeinsam mit Brigitte Kaderas herausgegebenen Bandes präsentiert sich ein weiterer, von Rüdiger vom Bruch gemeinsam mit Uta Gerhardt und Aleksandra Pawliczek unter dem Titel »Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts« herausgegebener Aufsatzband.²² Anregend (wie immer, möchte man hinzufügen) ist ein einführender Aufsatz von Mitchell Ash, in dem dieser – mit dem manchmal etwas allzu ausladenden Gestus des etablierten Ordinarius – seine oben referierte These zu den wissenschaftsrelevanten »Ressourcenkonstellationen« sowie zu den »Umgestaltungen der Ressourcenensembles« im 20. Jahrhundert elaboriert. Neben personellen Ressourcen und institutionellen Konstellationen ist für ihn auch die Fähigkeit zur ideologischen Neukonstruktion als Ressource zu betrachten, und zwar nicht nur die Fähigkeit zur rhetorisch-ideologischen Anpassung und zum semantischen Umbau dessen, was man bisher betrieben hatte, sondern auch die dahinter stehende strategische Ausrichtung mit dem Ziel, erfolgreich in einem gänzlich veränderten politisch-historischen Kontext insbesondere materielle Ressourcen mobilisieren zu können. Überlegenswert ist außerdem Ashs Vorschlag, auch Reflexibilität unter bestimmten Umständen als Ressource zu fassen. Gemeint ist damit, dass »die eigene Biographie«, durch äußeren Druck erzwungene biografische Brüche (wie Ash am Beispiel ab 1933 vertriebener jüdischer Wissenschaftler expliziert), durch Reflexion des Erlebten und eine veränderte politische wie wissenschaftliche Praxis zur »Ressource für neue Fragestellungen und Forschungsprogramme« werden können. Dabei geht es nicht nur darum, »aus dem erlebten Bruch« neue, »wissenschaftlich interessante Themenstellungen« zu gewinnen (S. 30 f.), sondern diesen gleichzeitig zur Verbesserung der jeweiligen institutionellen und materiellen Rahmenbedingungen zu nutzen.²³

Enttäuschend ist demgegenüber ein Aufsatz von Uta Gerhardt, in dem diese unter dem Obertitel »Zäsuren und Zeitperspektiven« auf Basis einer verkürzten Rezeption vor allem der Max Weber'schen Wissenschaftstheorie »Überlegungen zu ›Wertfreiheit‹ und ›Objektivität‹ als Problem der Wissenschaftsgeschichte« vorstellt. Problematisch ist vor allem die von ihr vorgenommene unmittelbare Verknüpfung von Objektivität und Wertefreiheit mit dem Begriff der Wissenschaft. Abgesehen davon, dass Weber selbst in seine theoriegeladenen, nüchtern-sachbezogenen Arbeiten mit »fein abgewogenen Definitionen«, inkl.

22 Rüdiger vom Bruch/Uta Gerhardt/Aleksandra Pawliczek (Hrsg.), *Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts* (Wissenschaft, Politik und Gesellschaft, Bd. 1), Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 2006, 352 S., kart., 46,00 €.

23 Vgl. dazu auch bereits den 2002 erschienen, oben besprochenen Aufsatz: Ash, *Ressourcen für einander*, in: v. Bruch/Kaderas, *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik*, S. 48 ff. sowie einen weiteren Aufsatz Ashs, der unten (S. 550) vorgestellt wird.

seiner Idealtypenbildungen, immer auch implizite politische Vorentscheidungen einfließen ließ (und sich dieses Tatbestandes im Übrigen durchaus bewusst war), ist die Ansicht Gerhardts, dass während der NS-Herrschaft keine Wissenschaft existiert habe, weil diese von der Politik bestimmt und der Anspruch der Objektivität und Wertfreiheit zwischen 1933 und 1945 nicht eingelöst worden sei (S. 64 f.), schon eigenartig. Sie ist ein Rückfall auf Positionen, wie sie während der unmittelbaren Nachkriegszeit auf Resonanz hoffen konnten, inzwischen jedoch lange überholt sind. Es ist ja höchst ehrenwert, objektiv, wertfrei, unparteilich usw. sein zu wollen. Gerhardt übersieht jedoch, dass Objektivität und Wertfreiheit immer nur Näherungswerte sein können, denen man gewiss nachstreben sollte, die jedoch – da jeder Wissenschaftler politisch-ökonomisch-gesellschaftlich eingebunden ist – niemals gänzlich erreicht werden. Wissenschaftshistorisch ist ein solches Verständnis von Wissenschaft gänzlich obsolet. Explizit wendet sich Gerhardt mit ihrer These gegen Margot Szöllösi-Janze und deren von jüngeren Wissenschaftshistorikern weitgehend geteilte Feststellung zur Wissenschaftspraxis vor 1945, »die alle wissenschaftlichen Standards enthielt und auch im internationalen Vergleich hohen, teilweise höchsten Anforderungen standhielt«. Kritisch beäugt Gerhardt zudem die Feststellung Szöllösi-Janzes, »dass es nicht zuletzt auch Verwissenschaftlichungsprozesse waren, die in den Nationalsozialismus hineinführten und die das Dritte Reich auf eine bisher zu wenig beachtete Weise mit seiner Vor- und Nachgeschichte verbinden« (S. 66).²⁴ Gerhardts Gegenargument: »In derartiger Einebnung der Zäsur zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik [...] wird nicht beachtet, dass der Nationalsozialismus [...] reaktionärer Modernismus war«. Das ist eine Ansicht, die darauf hinaus läuft, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Bereits angesichts der bekanntlich starken personellen Kontinuitäten wird man sich fragen müssen, wie aus »Pseudo«-Wissenschaftlern vor 1945 nach 1945 plötzlich »echte« Wissenschaftler werden konnten. Dass Gerhardt neuere Arbeiten nicht zur Kenntnis nimmt, um ihre eigenartige These halten zu können, ist da nur konsequent. So übersieht Gerhardt, dass die Deutsche Physik vor allem in der von Ideologisierung geprägten Phase der Systemetablierung eine wichtige Rolle spielte und keineswegs dominant blieb. Der strahlende Aufsteiger Johannes Stark hatte seinen Zenit bereits 1934 erreicht und stürzte danach immer schneller, ehe er als DFG-Präsident Ende 1936 und wenig später als Chef der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt sang- und klanglos von der Bühne verschwand – während demgegenüber umgekehrt Werner Heisenberg zum Stern am reichsdeutschen Physikerhimmel aufstieg, bekanntlich auch dank Himmlers Intervention gegen die Deutschen Physiker.²⁵

Ein weiteres Diktum Gerhardts, dass etwa die Biologie »als Wissenschaft im Nationalsozialismus nicht bestehen« konnte, weil Wissenschaft »im NS-Regime zerstört« wurde (S. 66 f.), verweist auf ein hochproblematisches Verständnis von Wissenschaftsgeschichte. Wissenschaftsgeschichte kann nicht nach einem Multiple-Choice-Verfahren betrieben werden, bei dem man »Richtig« oder »Falsch« ankreuzt und retrospektiv »falschen« Forschungslinien dann den Charakter der Wissenschaftlichkeit abspricht. Vielmehr ist die innere Logik der jeweils historischen Entwicklung von Forschungslinien und -konzepten bei gleichzeitiger systematischer Einbeziehung des zeitgenössischen politisch-gesellschaftlichen Kontextes nachzuvollziehen. Es ist im Übrigen symptomatisch, dass Gerhardt in diesem Zusammenhang die wichtigen Forschungen von Bernd Gausemeier zur Biologie und Biochemie im Dritten Reich nicht zur Kenntnis genommen hat.²⁶ Wissenschaften

24 Vgl. Szöllösi-Janze, Wissensgesellschaft in Deutschland, S. 300 bzw. 308.

25 Vgl. auch unten, S. 553.

26 Vgl. Bernd Gausemeier, Natürliche Ordnungen und politische Allianzen. Biologische und biochemische Forschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten 1933–1945, Göttingen 2005, sowie an älteren Aufsätzen: ders., Mit Netzwerk und doppeltem Boden. Die botanische Forschung am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie und die nationalsozialistische Wissenschaftspolitik, in: Susanne

sind prinzipiell in politisch-gesellschaftliche Kontexte eingebunden, mithin – das ist eigentlich trivial – niemals unpolitisch. Nicht das »Ob«, sondern das »Wie«, die Frage nach der Qualität und der Intensität der Politisierung von Wissenschaft ist das Entscheidende. Eine überzeugende – implizite – Kritik am unhistorischen Wissenschaftsverständnis Gerhardts findet sich übrigens im selben Band einige Seiten vorher, in dem erwähnten Beitrag Mitchell Ashs. Ash präsentiert eine offene und allein deshalb weit angemessenere Definition von Wissenschaft: Wissenschaft ist »nicht allein als Ideengefüge, sondern als Ensemble von Ideen bzw. Theorien, Institutionen und den in ihnen ausgeführten Forschungspraktiken zu verstehen«, mithin als Kategorie von vornherein zu historisieren. Denn »was jeweils ›Wissenschaft‹ und ›Politik‹ heißen sollte«, war insbesondere während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in ständigem »Wandel begriffen«; immer wieder wurden »die Verhältnisse von Wissenschaft und Politik im Kontext der Regimewechsel jener Zeit nach jedem Umbruch neu verhandelt« (S. 23).

In weiteren Beiträgen des Bandes thematisieren Aleksandra Pawliczek die Karrieren jüdischer Dozenten vor dem Hintergrund der Berufungspolitik der Berliner Universität, die zwar nicht offen antisemitisch gewesen sei, jedoch von unausgesprochenen Vorurteilen geprägt war, so dass »an einem bestimmten Punkt«, nämlich vor dem Aufstieg in Ordinariate, »die Karriere stagnierte« (S. 92), und Andreas Malycha den Umgang mit politisch belasteten Hochschullehrern an der Medizinischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität nach 1945. Malycha entwickelt plausibel, dass wegen der Fluchtbewegungen Richtung Westen und des Scheiterns der »Westberufungen« jedenfalls in den Naturwissenschaften einem personellen Austausch von durch NS-Mitgliedschaften belasteten Hochschullehrern nach dem Zusammenbruch des Hitler-Regimes weit engere Grenzen gesetzt waren als dem universitären Elitentausch ab 1933 (S. 108 f.). Ulrike Thoms thematisiert in ihrem Beitrag zur Geschichte der Ernährungswissenschaft während des Dritten Reiches u. a. die von Heinrich Kraut in Zusammenarbeit mit der Großindustrie des Ruhrreviers und der Deutschen Arbeitsfront (DAF) durchgeführten Ernährungsversuche an Zwangsarbeitern. Über die von Dietrich Eichholtz, Susanne Heim u. a. bereits vorlegten Darstellungen zu dieser »Kraut-Aktion«²⁷ hinaus betont sie, dass sich dieses ab 1941/42 wissenschaftlich angelegte Hungern nach dem Leistungsprinzip »in jene kaum zur Kenntnis genommenen Arbeiten zur ›rationellen Volksernährung‹ einreihen, welche sich schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Zuchthaus- und Gefängnisinsassen als Versuchsobjekte bedienten«. Dass Kraut ab Juni 1938 einer »Kommission für ›sozialgerechte Nahrungsverteilung‹ im Reichsministerium für Ernährung und Forsten [angehörte], die nach seinen eigenen Worten ›in Wirklichkeit die Rationierungskommission für den Kriegsfall‹ war« und selbstverständlich nicht nur Kriegswichtigkeit, sondern auch die bekannten biologistischen und rassistischen Ideologeme des Nationalsozialismus zum Kriterium für »sozialgerechte Nahrungsverteilung« machte, tat seiner Karriere, die in den Fünfzigerjahren dann schließlich in einem eigenen Max-Planck-Institut für Ernährungsphysiologie gipfelte,

Heim (Hrsg.), Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus, Göttingen 2002, S. 180–205; ders., An der Heimatfront. »Kriegswichtige« Forschungen am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biochemie, in: Wolfgang Schieder/Achim Trunk (Hrsg.), Adolf Butenandt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Wissenschaft, Industrie und Politik im »Dritten Reich«, Göttingen 2004, S. 134–168.

27 Dietrich Eichholtz, Die »Krautaktion«. Ruhrindustrie, Ernährungswissenschaft und Zwangsarbeit 1944, in: Ulrich Herbert (Hrsg.), Europa und der »Reichseinsatz«. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938–1945, Essen 1991, S. 270–294; ders., Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939–1945, Bd. 3: 1943–1945, Berlin 1996, S. 146–166; Susanne Heim, Kalorien, Kautschuk, Karrieren. Pflanzenzüchtung und landwirtschaftliche Forschung in Kaiser-Wilhelm-Instituten 1933–1945, Göttingen 2004, hier insb. S. 107–120.

ebenso wenig Abbruch wie der Tatbestand, dass er auch unmittelbar »in die Ausplünderung der Gebiete im Ostraum involviert [war und mit] deren landwirtschaftlichen Produkten das Versorgungsniveau im Altreich aufrecht zu erhalten half« (S. 120). Diesem spannenden Beitrag folgen weitere interessante Aufsätze: von Arne Schirmmacher, der am Beispiel der Physik in Deutschland nach 1945 skizziert, wie »Forschungsthemen und Forschungsprogramme nach Deutschland auch ohne den Remigrationsmechanismus«, d. h. die unmittelbare Rückkehr exilierter Forscher in einen der beiden deutschen Staaten, »zurückkehrten«, von Jens Thiel zu den Anpassungsprozessen deutscher Geisteswissenschaftler ab 1933, oder von Alexia Arnold und Uta Gerhardt zum Vorverständnis soziologischer Theorie am Beispiel der Chicago-Soziologie und der sich davon distanzierenden sog. Darmstädter Studie in der frühen Bundesrepublik. In dem an sich interessanten Aufsatz von Udo Schagen über »Sozialhygiene als Leitkonzept für Wissenschaft und Gesellschaft« in der SBZ und frühen DDR, in dem dieser feststellt, »dass die Entdeckung einer Kontinuität zu sowjetischen Vorbildern zu kurz greift«, und mit guten Gründen »die Kontinuität deutscher Entwicklungen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts« betont, ohne dass allerdings die biologistischen Grundpositionen aus der Zeit bis 1945 übernommen wurden, fehlt leider der Rekurs auf die einschlägigen Arbeiten von Winfried Süß.²⁸ Christoph Kopke thematisiert die Epochenschwelle 1945 für die Ernährungswissenschaften und legt dar, dass in der DDR aufgrund der ökonomischen Erfordernisse der ostdeutschen Mangelwirtschaft relativ bruchlos an entsprechende Autarkiekonzepte der Hitler-Diktatur angeknüpft wurde. Felix Brahms und Jochen Meissner skizzieren, dass selbst unter den relativ politik- und propagandanahen auslandswissenschaftlichen Instituten einige nach 1945 überlebten, weil sie entweder mit wenig veränderten Vorzeichen in die politische Landschaft des Kalten Krieges passten oder sich in ihrem Forschungsprogramm auf bestimmte, eher unpolitische Aspekte beschränkten.

Auf einen weiteren ausgesprochen spannenden Beitrag, der eine spezifische Variante von Auslandsbeziehung über die Epochenbrüche hinweg verfolgt, sei ausführlicher hingewiesen: auf den Aufsatz von Albert Presas i Puig, in dem dieser entwickelt, dass Deutschland seit Ende des 19. Jahrhunderts in weiten Teilen Europas als das »Musterland für den technischen und wissenschaftlichen Fortschritt« galt (S. 153). Allein die zahllosen Informationen, die Presas i Puig bietet, lohnen die gründliche Lektüre des Aufsatzes: Ab Anfang der Zwanzigerjahre wuch die reichsdeutsche Marine, der durch den Versailler Vertrag der Bau von Kriegsschiffen verboten war, nach Spanien aus, um dort den im Ersten Weltkrieg ja sehr »erfolgreichen« U-Boot-Bau fortzusetzen und Prototypen zu entwickeln, die in Deutschland dann nach 1933/35 in Serie produziert und eingesetzt wurden (S. 155 ff.). Ähnliches praktizierte man in der Giftgasforschung. Presas i Puig ergänzt die grundlegende Untersuchung von Florian Schmaltz²⁹, indem er beschreibt, wie in den Zwanzigerjahren die gleichfalls bis 1918 ja ausgesprochen »erfolgreiche« deutsche Giftgasforschung unter tatkräftiger Mithilfe der I. G. Farbenindustrie sowie einer Tochtergesellschaft der Deutschen Bank in Spanien ihre Fortsetzung fand. Die dort von deutschen Experten entwickelten Gaswaffen kamen 1927 in Marokko von der spanischen Armee im »ersten aerochemischen Angriffsunternehmen der Geschichte« zur Anwendung, selbstverständlich »unter deutscher Anleitung« (S. 155). Unter der Franco-Diktatur intensivierte sich die deutsch- bzw. bundesdeutsch-spanische Zusammenarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg weiter, wie Presas i Puig für die Luftrüstung (Messerschmidt und Dornier), die Maschi-

28 Vgl. vor allem: Winfried Süß, Gesundheitspolitik, in: Hans Günter Hockerts, Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich, München 1998, S. 55–100.

29 Florian Schmaltz, Kampfstoff-Forschung im Nationalsozialismus. Zur Kooperation von Kaiser-Wilhelm-Instituten, Militär und Industrie, Göttingen 2005.

nenwaffen (Sturmgewehr G3) und vor allem die Atomenergie zu Zeiten des Verteidigungsministers Strauß zeigen kann.

Der Beitrag von Frank Uekötter über Wendepunkte in der Agrarwissenschaften wiederum ist aufschlussreich, weil er – unter dem schönen Titel: »Ist der Gigant zäsurfähig?« – über die Einzeldisziplin hinaus die Frage aufwirft, ob sich wissenschaftsimmanent Trägheitsmomente ausbilden, die politische oder ökonomische Zäsuren zurücktreten lassen. Von ihm wird dies exemplarisch für die Agrochemie herausgearbeitet, die seit den Zwanzigerjahren innerhalb der Agrarwissenschaften eine hegemoniale Stellung ausbildete, die erst in den letzten Jahren allmählich in Frage gestellt wurde. Weitere Beiträge zur Frage von Kontinuität und Bruch an der medizinischen Fakultät der Berliner Universität 1933 (von Johannes Vossen) und zur Bildstatistik während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (von Sybilla Nikolow) vervollständigen den insgesamt sehr lesenswerten Band.

Der Herausgeber der vorgenannten Bände, Rüdiger vom Bruch, hat seinen wissenschaftshistorischen Lehrstuhl zu einem Zentrum der bundesdeutschen Wissenschaftsgeschichte gemacht und ist deshalb seinerseits von Kollegen und Schülern zu seinem 60. Geburtstag mit einem gleichfalls in mancherlei Hinsicht innovativen Band unter dem Titel »... immer im Forschen bleiben« bedacht worden³⁰, der im hier interessierenden thematischen Zusammenhang eine Reihe wichtiger Aufsätze enthält. Mitchell Ash vertieft seine im oben besprochenen Aufsatzband auf einer allgemeinen Ebene vorgestellte These, dass massive biografische Brüche zur (individuellen) wissenschaftlich-intellektuellen Ressource werden können, am Beispiel der ab 1933 aus Deutschland vertriebenen jüdischen Forscher. Er diskutiert in diesem Zusammenhang die von Shulamit Volkov entwickelten Überlegungen zu den sozialen Ursachen des jüdischen Erfolgs in den Wissenschaften³¹ in neuer und spannender Perspektive. Seine durch eine Reihe von Beispielen illustrierte These geht dahin, dass »die Verfolgung durch die Nazis für viele Wissenschaftler jüdischer Herkunft in einer Art ›List der Unvernunft‹ nicht unbedingt zur Zerstörung ihrer Laufbahn führen musste; in offenbar nicht wenigen Fällen habe die Vertreibung vielmehr erst »die Ermöglichung einer wissenschaftlichen Laufbahn« und im Rahmen der neuen politischen, gesellschaftlichen und institutionellen Kontexte auch innovativer, mitunter bahnbrechender Erkenntnisse bedeutet. Denn »viele der zu Recht gefeierten Innovationen der Wissenschaftsemigranten [stellten] keine lineare Fortsetzung früherer Ansätze dar« (S. 258). So grausam-makaber dies ist: »Ohne die Verfolgung« der jüdischen Wissenschaftler, ohne das erzwungene »Lernen aus der eigenen Biographie« und die »Assimilierung an die dominanten Wissenschaftskulturen« wären »gerade die bedeutendsten dieser derart gefeierten Beiträge der Vertriebenen [...] so nicht zustande gekommen«, wie Ash resümiert (S. 259, 264). Aus einer ganz anderen Perspektive widmet sich Michael Schüring im selben Band der Vertreibung jüdischer Wissenschaftler: Er porträtiert Georg Melchers, der 1934 an das Kaiser-Wilhelm-Institut (KWI) für Biologie kam und nach 1945 einer der Direktoren dieser, nun der MPG zugehörenden Forschungseinrichtung wurde. Melchers war eine Ausnahmeerscheinung unter den in der MPG beschäftigten Wissenschaftlern, weil er sich, wie Schüring ausführlich darstellt, aktiv »gegen die Rehabilitierung von Nationalsozialisten an mehreren Fronten zur Wehr setzte« (S. 377). Melchers frühes Engagement in dieser Hinsicht besitzt paradigmatischen Charakter: Es zeigt, dass es »ein hartnäckige Vorurteil« ist, »dass erst ein gesellschaftlich verändertes Klima in den sechziger Jahren die volle Einsicht in die Verbrechen des NS-Regimes ermöglicht hätte«. Tatsächlich war, so kann Schüring überzeugend zeigen, »die Tendenz, politisch belastete Wissenschaftler und Funktionäre zu rehabilitieren, in der

30 Marc Schalenberg/Peter Th. Walther (Hrsg.), »... immer im Forschen bleiben«. Rüdiger vom Bruch zum 60. Geburtstag, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 2004, 437 S., geb., 68,00 €.

31 Vgl. Shulamit Volkov, Soziale Ursachen des jüdischen Erfolgs in den Wissenschaften, in: *dies.*, Antisemitismus als kultureller Code, München 2000, S. 146–165.

Nachkriegszeit keineswegs alternativlos und aufrichtige Versuche einer Reintegration verfolgter und vertriebener Wissenschaftler [gingen] keineswegs über den Möglichkeits-horizont der Zeitgenossen« (S. 388).

Darüber hinaus enthält der Jubiläums-Band für R. vom Bruch eine ganze Reihe weiterer spannender biografischer Aufsätze, angefangen mit einem Beitrag von Christoph Jahr über Willy Hoppe als unterschätzten Berliner »Rektor perpetuus« auf Abruf.³² Dieter Hoffmann wiederum hat eine so informative wie präzise Studie zu Philipp Lenard verfasst. Lenard sei »unzweifelhaft einer der bedeutendsten Experimentalphysiker an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert« gewesen, habe »schon 1924 in einem öffentlichen Aufruf Adolf Hitler als kommenden Retter des deutschen Volkes gepriesen« und ließ gegen Einstein, aber auch gegen seinen akademischen Lehrer Heinrich Hertz wüste antisemitische Hetztiraden los (S. 337, 346). Die »altbackene und im Grunde auch technologiefeindliche ›Deutsche Physik‹ [stand] nur am Anfang der NS-Herrschaft, [...] als es um die Festigung der politischen Macht ging, in Gunst und Blüte«; ihr Stern sank in der zweiten Hälfte der Dreißigerjahre rasch, als »die fachorientierten Physiker im Dritten Reich Macht und Einfluß gewannen«. Über diesen inzwischen unumstrittenen Fakt des raschen Falls der »Arischen Physik« hinaus kann Hoffmann in seiner empirisch gesättigten biografischen Skizze Hoffmanns zeigen, wie es den Lenard-Gegnern gelang, diesen und damit »die gesamte ›Deutsche Physik‹ auf spektakuläre Weise zu desavouieren und sie quasi mit den eigenen Mitteln zu schlagen«. So sei »der damalige stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, Wolfgang Finkelburg, nach Bratislava [dem Geburtsort Lenards] gefahren, um den Gerüchten über jüdische Vorfahren Lenards einmal in den Quellen nachzugehen und in den städtischen und kirchlichen Registern die Eintragungen über Lenards Geburt einzusehen« und dort dann festzustellen, »dass im Geburtsregister gerade die Seite mit Lenards Geburt fehlte«. Ähnliche Erhebungen veranlasste auch die Berliner »Reichsstelle für Sippenforschung« (S. 349). Eigentlich wären derartige Bemühungen gar nicht nötig gewesen, da das NS-Regime in seinem Bellizismus ohnehin pragmatisch agierte und infolgedessen innerhalb der Wissenschaften »die Befürworter der ideologischen Kohärenz meist verloren«, während sich (so Mitchell Ash in einem seiner bereits vorgestellten Aufsätze³³) in aller Regel »diejenigen Kräfte durch[setzten], die eine Nützlichkeit moderner Forschung und Technologie für das NS-Regime zeigen« konnten.

Am Aufsatz von Eckart Henning über Max Planck wird exemplarisch deutlich, wie schwierig die Gratwanderung zwischen Apologie und Historisierung ist. Henning geht es sichtlich darum, Planck – den er durch die Historisierungen von Albrecht, Mehrrens u. a. angegriffen glaubt³⁴ – zu »rehabilitieren«. Er rückt dabei dessen berühmte Audienz bei Hitler am 16. Mai 1933 in das Zentrum seiner Darstellung. Historisierung und positive Würdigung des Menschen Planck, seiner politisch-moralischen Maßstäbe, schließen sich jedoch keineswegs aus. Dies macht Henning selbst – allerdings eher beiläufig – deutlich, indem er die öffentlichen Vorträge, in denen Planck zwischen 1935 und 1942 ziemlich unverklausulierte Kritik am Totalitätsanspruch des NS-Regimes artikulierte, anspricht (S.

32 Vgl. unten, S. 568, Fußnote 60.

33 Ash, Ressourcen für einander, S. 40 f. (auch unter Verweis auf Heisenberg und den Abstieg der Deutschen Physik). Vgl. demgegenüber die – empirisch nicht haltbare – These U. Gerhards oben, S. 548 f.

34 Helmut Albrecht, »Max Planck: Mein Besuch bei Adolf Hitler« – Anmerkungen zum Wert einer historischen Quelle, in: ders. (Hrsg.), Naturwissenschaft und Technik in der Geschichte. 25 Jahre Lehrstuhl für Geschichte der Naturwissenschaft und Technik am historischen Institut der Universität Stuttgart, Stuttgart 1993, S. 41–63; Herbert Mehrrens, Kollaborationsverhältnisse: Natur- und Technikwissenschaften im NS-Staat und ihre Historie, in: Christoph Meinel/Peter Voswinckel (Hrsg.), Medizin, Naturwissenschaft, Technik im Nationalsozialismus – Kontinuitäten und Diskontinuitäten, Stuttgart 1984, S. 13–32.

365 f.). Nicht zuletzt diese Vorträge machen in der Tat deutlich, dass (wie Einstein nach dem Krieg formulierte) Planck »ein nobel denkender und fühlender Mensch [gewesen ist], der dabei große Zurückhaltung in seinen menschlichen Beziehungen übte«; zugleich freilich merkte Einstein kritisch an, dass Planck »stark traditionsgebunden in seiner Beziehung zu seinem Staate und zu seiner Kaste« war (S. 366). Dahinter steht unübersehbar ein Fingerzeig: Wissenschaftshistoriker sollten sich, gleichgültig wen sie biografieren, nicht als Staatsanwälte, Richter oder aber Verteidiger dieser »großen Geister« aufspielen. Ihre Aufgabe ist es, Indizien und Informationen zu sammeln und diese dann zu kontextualisieren. Gänzlich verfehlt wäre es, Menschen wie Planck aufgrund herausragender wissenschaftlicher Leistungen einen Heiligenschein aufzusetzen. Ist bereits bei Henning das Bemühen zu spüren, dem historischen Planck gerecht zu werden, tritt der Zug zur kritischen Historisierung Plancks in eher beiläufigen Sätzen weiterer Beiträge noch deutlicher hervor. So spricht Schüring die »vergangenheitspolitische Frontbegradigung« der Max-Planck-Gesellschaft bei der Aufarbeitung ihrer »Vorgeschichte« als Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft an, an der auch der greise Namensgeber selbst beteiligt war (S. 379). Annette Vogt betont in einer biografischen Skizze über die Bibliothekarin, Philosophie- und Wissenschaftshistorikerin Anneliese Maier, dass Planck »nur in Einzelfällen« zu helfen versucht habe (S. 396). Wenn dieser sich bei seiner Unterstützung für verfolgte jüdische Wissenschaftler von meritokratischen Kriterien leiten ließ und in erster Linie herausragende, »wertvolle« Forscher geschützt wissen wollte, dann ändert dies nichts daran, dass der »historische Planck« zu den wenigen herausragenden Wissenschaftlern gehörte, die trotz einer dezidiert antirepublikanischen Einstellung und eines starken, wilhelminisch geprägten Nationalismus sich nicht komplikationslos in das NS-System integrierten, sondern zunehmend auf Distanz zur Diktatur gingen.³⁵

So wie Annette Vogt in ihrem Beitrag mit Anneliese Mayer eine herausragende Wissenschaftlerin dem historischen Vergessen entreißen möchte³⁶, sucht auch Peter M. Walther in seinem »Werkstattbericht« über Hedwig Hintze in den Niederlanden, wo diese sich von August 1939 bis zu ihrem Suizid knapp drei Jahre später aufhielt, uns eine Forscherin vertrauter zu machen, die den meisten Historikern zwar dem Namen nach bekannt ist, deren Arbeiten jedoch nach wie vor nur begrenzt rezipiert werden und die infolgedessen weiterhin Gefahr läuft, als Frau eines berühmten Mannes, Otto Hintze, abgestempelt zu werden. Die informativen Ausführungen zu H. Hintze kulminieren in dem Vorschlag Walthers, mit Blick auf die Geschichte der Berliner Universität nicht mehr »eine ohnehin nicht faßbare Meineckeschule zu imaginieren«, sondern von einem »arbeitsteiligen Labor« zu sprechen, in dem Friedrich Meinecke weitgehend die »Funktion des Managers«, Ernst Troeltsch die »der Schnittstelle zur Theologie«, Heinrich Herkner die zur Nationalökonomie und Hajo Holborn die des »Verbindungsmannes zu (sozial-)demokratischen Intellektuellen« wahrnahm. Die beiden Hintzes hätten, so Walthers Vorschlag, den »Kern« einer konzeptionell ausgewiesenen »neuen vergleichenden Geschichtsschreibung« gebildet (S. 432).

35 Vgl. dazu auch *Hachtmann*, *Wissenschaftsmanagement*, hier insb. Bd. 1, S. 381–393, 601–612; *ders.*, Anpassung und Nonkonformität. Zur politischen Positionierung Max Plancks während der NS-Zeit, in: *Monika Gibers/Rüdiger Stutz/Justus H. Ulbricht* (Hrsg.), *Couragierte Wissenschaft. Festschrift für Jürgen John zum 65. Geburtstag*, Jena 2007, S. 25–43; *ders.*, Das Weltbild wandelt sich mit jeder neuen Erfahrung. Max Planck zum 150. Geburtstag: Als Wissenschaftspolitiker systemtreu. Als Nationalkonservativer trieb ihn ein Gefühl der Schuld, in: Freitag vom 25. April 2008.

36 Dieser Aufsatz von Vogt reiht sich ein in zahlreiche weitere derselben Autorin, in denen sie die Rolle von Berliner Wissenschaftlerinnen während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausführlich würdigt. Eine zusammenfassende Darstellung dazu ist unlängst erschienen: *Annette Vogt*, *Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft*, Stuttgart 2007. Vgl. meine Rezension in: *Ossietzky* 23, 2007.

II. VON DER NOTGEMEINSCHAFT ZUM REICHSFORSCHUNGSRAT – UND RETOUR

Spannend ist nicht nur die Geschichte herausragender Individuen, sondern mindestens ebenso die der Institutionen, die Wissenschaft überhaupt erst ermöglichen und ihr den Stempel aufdrücken. In diesem Kontext kann in dem zu Ehren Rüdiger v. Bruch veröffentlichten Aufsatzband³⁷ der von Sören Flachowsky und Peter Nötzoldt gemeinsam verfasste Beitrag zur Gründung der nach dem Vorbild des 1916 entstandenen US-amerikanischen *National Research Council* geschaffenen Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, die zugleich wesentliche Strukturelemente der ebenfalls 1916 zur Bündelung nationaler Wissenschaftsressourcen gegründeten »Kaiser Wilhelm Stiftung für kriegstechnische Wissenschaft« (KWKW) aufnahm, mit Informationen und diskutierenswerten Thesen aufwarten. Die beiden Autoren fragen, warum sich die aus der Not der Zeit geschaffene Institution als Deutsche Forschungsgemeinschaft überhaupt zu einer Organisation mausern konnte, die die Forschung bekanntlich bis in die Gegenwart hinein maßgeblich strukturiert. Ihre Ausführungen kreisen um drei Thesen: Erstens bot »die Notsituation nach dem Krieg die einmalige Chance, einen umfassenden Selbstverwaltungskörper der Wissenschaft zu schaffen«, der jedenfalls anfangs auf wenig Widerstand stieß, weil dieser sich schonend »in das bereits vorhandene Ensemble von Institutionstypen ein[fügte] und [dieses] ergänzte, ohne andere zu verdrängen« (S. 157, 176). Ein Glück war zudem zweitens, dass die Preußische Akademie der Wissenschaften auf die Einrichtung einer »Klasse Technik« und damit »auf ein breites Betätigungsfeld endgültig verzichtete« (S. 165), während sich die KWG auf die Bündelung der reichsdeutschen Spitzenforschung innerhalb ihrer Institute beschränkte. Drittens schließlich konnte sich die Notgemeinschaft/DFG dauerhaft etablieren, weil unter ihrer Federführung – wie Flachowsky und Nötzoldt am Beispiel der Metallforschung zeigen – ab Mitte der Zwanzigerjahre sehr erfolgreich interinstitutionelle und zum Teil auch interdisziplinäre Gemeinschaftsarbeiten begonnen wurden, die zudem »höchst technik- und autarkierelevanten Fragestellungen« nachgingen (S. 173), die sich dann vorzüglich in die nationalsozialistischen Aufrüstungsbestrebungen einpassen ließen.

Auf einer empirischen Ebene realisieren Flachowsky und Nötzoldt, was Martin Gierl in seiner Habilitationsschrift unter dem Titel »Institutionalisierung als Kommunikationsprozeß«³⁸ postuliert und an der Göttinger Akademie der Wissenschaften exemplifiziert hat: Im Anschluss an Luhmanns Systemtheorie fordert Gierl, die historische Genese gerade wissenschaftlicher Einrichtungen »nicht als Institutionengeschichte im herkömmlichen [klassisch-organisationsgeschichtlichen] Sinn, sondern als Institutionalisierungsgeschichte« zu untersuchen (S. 13). In Anlehnung an die neuere soziologische Institutionentheorie fordert er, nicht mehr (wie traditionell) »berechenbar effiziente Zielverwirklichung rationaler Akteure« zu unterstellen, sondern »einer Betrachtungsweise [zu folgen], die nach Stabilität und Wandel, nach der Organisationsumwelt und Vernetzung, nach *contingency* des Betriebs fragt« und die davon ausgeht, »dass nicht jeder Organisationsablauf seine

37 Jubiläumsbände haben es an sich, dass in ihnen Beiträge zu unterschiedlichsten Themen versammelt werden. Hier werden nur die Aufsätze vorgestellt, die für die diesem Forschungsbericht vorangestellte Themenstellung von Relevanz sind. Dass in dem Band darüber hinaus weitere spannende Aufsätze zu finden sind, zeigt bereits der Blick auf so prominente Autorennamen wie Wolfram Siemann, Gangolf Hübinger, Hansjörg Rheinberger u. a.

38 Martin Gierl, *Geschichte und Organisation. Institutionalisierung als Kommunikationsprozeß am Beispiel der Wissenschaftsakademien um 1900* (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Bd. 233), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004, 667 S., Ln., 149,00 €. Spannend ist die Studie Gierls außerdem deshalb, weil sie den komplexen Prozess der Internationalisierung von Wissenschaft exemplarisch insbesondere für die »Internationale Assoziation der Akademien« bis 1919 ausführlich skizziert.

Bahn gradlinig nimmt, sondern vieles auch im Mülleimer landet« (S. 18 f.). Zu fragen ist vielmehr: »Wie kommt es, dass Vorschläge über den Moment hinausgehen, sich verdichten, sich in Organisation niederschlagen?« (S. 27). Der – scheinbare – Zufall spielt oft eine wichtige Rolle. Die Institutionalisierungsgeschichte zeige, so Gierl, »dass sich Organisation [mitunter selbst] dann vollziehen lässt, wenn sich die Akteure nicht verstehen« und zeitweilig sogar »Missverständnisse unter den Beteiligten« herrschen, solange Verfahren den Institutionalisierungsprozess »leiten, in die [ein] alter Konsens eingeschrieben ist« (S. 594). Dieser Hinweis, die konkreten Kommunikationen im Vorfeld der Ausformung wie des Wandels von Institutionen genau in Augenschein zu nehmen, die konkrete Vernetzung der Akteure untereinander und in ihrer Umwelt zu untersuchen, ist wichtig – allerdings eine Aufforderung, der die jüngste Wissenschaftsgeschichte ohnehin in zunehmendem Maße folgt.

Flachowsky und Nötzoldt nun greifen implizit diesen Ansatz auf, indem sie sich wesentlich von den empirischen Konstellationen, in denen die DFG entstand und entwickelte, leiten lassen. Beide plaudern in ihrem Aufsatz in dem zu Ehren Rüdiger v. Bruchs herausgegebenen Sammelband sozusagen aus dem Nähkästchen: Nötzoldt hat in den letzten Jahren wichtige Arbeiten zur »Preußischen Akademie der Wissenschaften« veröffentlicht³⁹, Flachowsky hat jüngst seine Dissertation zur Notgemeinschaft/DFG sowie zum mit jener Förderorganisation eng verzahnten, Anfang 1937 gegründeten Reichsforschungsrat publiziert – und damit ein Standardwerk vorgelegt, das die älteren Arbeiten von Zierold, Nipperdey/Schmugge sowie Hammerstein⁴⁰ und ebenso die von Mertens⁴¹ ersetzen wird.

In den ersten beiden Kapiteln seiner Dissertation⁴² entwickelt Flachowsky nicht allein die in dem gemeinsam mit Nötzoldt verfassten Aufsatz skizzierten Thesen zur Vorgeschichte und zum Gründungskontext der DFG auf breiterer empirischer Basis. Er verweist in den Kapiteln 1 und 2 außerdem auf die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Traditionen enger militärisch-wissenschaftlicher Kooperation (S. 24 ff.), auf den auch (mindestens) in Frankreich, Großbritannien und den USA seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu beobachtenden Trend, die Teilsysteme Wissenschaft, Industrie, Staat und Militär zu verknüpfen, die Forschungsförderung zu systematisieren und zu forcieren sowie auf national spezifische Weise – in Frankreich stärker zentralstaatlich, in Großbritannien mit seinen starken liberalen Traditionen und tendenziell auch den USA »eher dezentralisierend« (S. 33) – zu institutionalisieren. In allen diesen Ländern stellte der Erste Weltkrieg Weichen

39 Vgl. Peter Nötzoldt, Strategien der deutschen Wissenschaftsakademien gegen Bedeutungsverlust und Funktionsverarmung, in: Wolfram Fischer/Rainer Hohlfeld/Peter Nötzoldt (Hrsg.), Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945, Berlin 2000, S. 237–277; ders., Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Gesellschaft und Politik. Gelehrtenengesellschaft und Großorganisation außeruniversitärer Forschung 1946–1972, in: Kocka, Akademien der Wissenschaft im geteilten Deutschland, S. 39–80; Wolfram Fischer/Rainer Hohlfeld/Peter Nötzoldt, Die Berliner Akademie in Republik und Diktatur, in: Fischer/Hohlfeld/Nötzoldt, Preußische Akademie, S. 517–566.

40 Kurt Zierold, Forschungsförderung in drei Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Geschichte, Arbeitsweise, Kommentar, Wiesbaden 1968; Thomas Nipperdey/Ludwig Schmugge, 50 Jahre Forschungsförderung in Deutschland. Ein Abriß der Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920–1970, Bonn 1970; Notker Hammerstein, Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftsgeschichte in Republik und Diktatur 1920–1945, München 1999.

41 Lothar Mertens, »Nur politisch Würdige«. Die DFG-Forschungsförderung im »Dritten Reich« 1933–1937, Berlin 2004. Vgl. dazu meine Rezension in: AfS 45, 2005, online, URL: <<http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/80657.htm>> [23.6.2008].

42 Sören Flachowsky, Von der Notgemeinschaft zum Reichsforschungsrat. Wissenschaftspolitik im Kontext von Autarkie, Aufrüstung und Krieg (Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bd. 3), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2008, 545 S., kart., 60,00 €.

in Richtung auf eine Straffung und Zentralisierung sowohl der Wissenschaftsproduktion als auch der Forschungsförderung, die im Deutschen Reich in der Gründung der KWKW ihren sichtbarsten Ausdruck fand. Flachowsky betont die »stilbildende« Bedeutung des Fachausschusssystem der KWKW, das vorbildgebend für die DFG werden sollte und seinerseits Vorläufer in der »Jubiläumstiftung der deutschen Industrie zur Förderung der technischen Wissenschaften« besaß (S. 42 ff.).

Vor dem Hintergrund der ab 1918/19 wirkungsmächtigen »Formel von der Ersatzfunktion der Wissenschaft für die verlorengegangene politische und militärische Weltmachtposition« (S. 59) trat im Früherbst 1920 die Notgemeinschaft/DFG ins Leben. Trotz nominell partizipatorischer Strukturen gelang es Friedrich Schmidt-Ott, dem neben Fritz Haber entscheidenden Initiator der Notgemeinschaft, »Mitgliederversammlung und Hauptausschuß auf sich und einen Verwaltungsapparat zu konzentrieren, der ganz auf seine Person zugeschnitten war« (S. 69). In den Führungsgremien der Notgemeinschaft/DFG, die bemerkenswerte Kontinuitäten zur Spitze der KWKW aufwiesen, war die »wirtschaftsstrategische Bedeutung der Forschung [...] Konsens« (S. 75), mithin auch eine entsprechende Förderpraxis, die wiederum die »Flucht in den Käfig« (Wengenroth) begünstigte.

Ausführlich schilderte Flachowsky den Prozess der Verstehtigung der anfangs ja auch buchstäblich als »Notgemeinschaft« gegründeten Einrichtung und die ab 1925 enge Kooperation der technikwissenschaftlichen Forschung mit dem Militär, die die Notgemeinschaft/DFG durch Gemeinschaftsarbeiten, d. h. bestimmte Förderschwerpunkte, die die beteiligten Wissenschaftler zur oft interdisziplinären Kooperation zwang und zum Signum der DFG wurden, gezielt unterstützte (S. 88–92). In die Kritik geriet die DFG vor allem bei Sozialdemokraten weniger wegen ihrer rüstungsorientierten Förderpolitik als vielmehr deshalb, weil sie sich unter ihrem Präsidenten systematisch »der Kontrolle des demokratischen Staates entzog«. Zudem unterstützte sie in einigen Fällen bereits ab Anfang der Zwanzigerjahre offen nationalsozialistische Wissenschaftler. So erhielt etwa der Mathematiker und pommersche NSDAP-Gauleiter Theodor Vahlen, der 1934 zum Chef des Amtes Wissenschaft innerhalb des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung aufsteigen sollte, über einen langen Zeitraum großzügige Stipendien. Der DFG und ihren Repräsentanten konnte der Skandal um Vahlen freilich ebenso wenig etwas anhaben wie der um Ludwig Schemann, einen Lagarde-Epigonen und Übersetzer der Werke des den NS prägenden, rassistischen Antisemiten Gobineau (S. 95–100).

Bis 1933 hatte sich die »Deutsche Forschungsgemeinschaft«, wie sie seit Dezember 1929 offiziell hieß, zu einer zentralen wissenschaftspolitischen Institution gemausert, die faktisch »Aufgaben einer Wissenschaftsbehörde des Reiches« (S. 108) wahrnahm und dank der geschickten Politik Schmidt-Otts auch die Krise ziemlich unbeschadet überstand. Schmidt-Ott selbst allerdings musste relativ bald nach dem Regierungsantritt des »Kabinetts der nationalen Einheit« unter dem Reichskanzler Hitler abtreten, obwohl er während der Zwanzigerjahre aus seinem »latenten Antisemitismus« keinen Hehl gemacht hatte und dem neuen Regime gerade auch bei den Restriktionen gegen jüdische Empfänger von Zuwendungen der DFG bereitwillig entgegenarbeitete. Sein Nachfolger Johannes Stark blieb schwach, wie Flachowsky überzeugend nachweist. Pläne von ihm, die Wissenschaften unter einem Dach (»Reichsanstalten«, »Reichsringe«) zu zentralisieren, blieben Makulatur. Der Deutsche Physiker wurde von einer einflussreichen Gruppe innerhalb des Reichserziehungsministeriums um Rudolf Mentzel, Erich Schumann, Peter Adolf Thiessen und Konrad Meyer an den Rand gedrängt. Stark musste nach von Flachowsky ausführlich dargestellten Intrigen dieser seiner Gegenspieler Mitte November 1936 als DFG-Präsident abtreten und Mentzel Platz machen. Isabel Heinemann und Patrick Wagner haben in einem Aufsatzband (auf den gleich noch einzugehen sein wird) denn auch treffend betont, dass die Geschichte der DFG während dieser ersten, politisch-ideologisch noch stark aufgeladenen Phase des Dritten Reiches »zwischen 1933 und dem Amtsantritt Mentzels

als Geschichte der Machtkämpfe von Personen und Netzwerken« und gleichzeitig »als Geschichte der sukzessiven Verdrängung der älteren Generation nationalkonservativer Wissenschaftspolitiker vom Schlage eines Schmidt-Ott, als Geschichte des Scheiterns der Machtansprüche ineffektiver »alter Kämpfer« vom Typ Starks oder als Geschichte des Aufstiegs junger völkischer Intellektueller pragmatischer Orientierung«, wie sie Mentzel und seine Freunde repräsentierten, gekennzeichnet werden kann.⁴³ Das mehrfache personelle Revirement in den Anfangsjahren der NS-Herrschaft und die Implementierung des »Führerprinzips« in die DFG-Satzung sollten allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die strukturellen Kontinuitäten beträchtlich waren. Das auch von Stark und nach ihm von Mentzel präferierte Prinzip der Gemeinschaftsarbeiten und die entsprechenden, von der DFG nach 1933 geförderten Forschungsschwerpunkte und -kooperationen »knüpften fast nahtlos an die bereits unter Schmidt-Ott angelaufenen Arbeiten an« (S. 170, vgl. auch S. 217).

Infolge ihrer dominierenden Stellung innerhalb der reichsdeutschen Wissenschaftslandschaft nimmt es nicht wunder, dass es die Überlegungen der Mentzel-Schumann-Gruppe zu einer »Reichsakademie der Forschung« – sowie ältere Überlegungen Albert Vöglers zu einem »wissenschaftlichen Generalstab«⁴⁴ – waren, aus denen Anfang 1937 schließlich der Reichsforschungsrat (RFR) hervorging, wie Flachowsky im vierten Kapitel ausführlich darstellt. Indem Mentzel und seine Freunde dem Chef des Heereswaffenamtes (HWA), General Karl Becker, den Vorsitz des RFR antrugen, schmiedeten sie eine enge Allianz mit dem HWA, »das schon seit den zwanziger Jahren auf eine intensive Kooperation von Wissenschaft, Militär und Technik abzielte« und die Hochschulforschung entsprechend einspannen wollte (S. 225). Infolgedessen und aufgrund einer engen Zusammenarbeit mit dem neu eingerichteten »Amt für deutsche Roh- und Werkstoffe« als maßgeblichem Teilbereich der Göring'schen Vierjahresplan-Behörde fanden die wichtigsten forschungspolitischen Schwerpunktgebiete des Vierjahresplans ihre Entsprechung in den sog. Fachsparten des RFR, die ihrerseits an die »Fachausschüsse und Gemeinschaftsarbeiten der DFG erinnerten« (S. 228). Nach Flachowsky markierte der RFR »den Abschluss der nationalsozialistischen »Machtergreifung« in der Wissenschaftsförderung« (S. 277). Dass dem RFR, gemessen an den Intentionen seiner Initiatoren, lediglich ein »Teilerfolg« beschieden war, weil seine wissenschaftspolitische Reichweite nicht »total« war und die Ausbildung etwa des selbstständigen Komplexes der Luftfahrtforschung das »ursprünglich viel weiter zielende Reichsakademiekonzept« des Reichserziehungsministeriums »verwässerte« (S. 230 f.), ändert an seiner hohen Bedeutung nichts.

Das Geheimnis des (relativen) Erfolges des RFR war, dass er, so Flachowsky unter Verweis auf die Gründungsverfügung des RFR durch Reichserziehungsminister Bernhard Rust Mitte März 1937, von dem »Grundsatz« geleitet wurde, dass die »freie Forschung nicht angetastet [werden solle], da die Freiheit der Forschung nicht in der Willkür der Aufgabenstellung, sondern in der Selbständigkeit ihres Verfahrens begründet liege«. Die »Eigengesetzlichkeit der Wissenschaft« würde »respektiert« (S. 231, 247);⁴⁵ der RFR habe durch die abgestimmte Förderung relevanter Projekte vor allem natur- und technikwissenschaftlicher Couleur und ihre Bündelung zu Schwerpunkten und Gemeinschaftsarbei-

43 Isabel Heinemann/Patrick Wagner, Einleitung zu: Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, S. 11. Flachowsky, S. 200, schließt sich dieser Feststellung ausdrücklich an.

44 Vgl. Hachtmann, Wissenschaftsmanagement, Bd. 1, S. 577 ff.; Maier, Forschung als Waffe, Bd. 1, S. 344 ff.

45 Rust stand mit diesen Feststellungen keineswegs allein. Vgl. Hachtmann, Wissenschaftsmanagement, Bd. 2, z. B. S. 778–784; ferner (zu Goebbels im Sommer 1943) Frank Engehausen, Akademische Feiern an der nationalsozialistischen Universität, in: Eckart, Heidelberger Universität, S. 123–146, hier: S. 142 f. Zu diesem Band vgl. unten, S. 575 ff.

ten »lediglich« zu garantieren, dass der Primat der Kriegsrelevanz in den Wissenschaften effizient umgesetzt wurde (S. 251 ff.). Die DFG wiederum degenerierte »zur Kassen- und Verwaltungsabteilung des RFR«, da Letzterer keine eigene Rechtspersönlichkeit war und sich zur Verteilung der Fördermittel der DFG bedienen musste. Eigenständig blieb die DFG lediglich bei der Mittelvergabe für Forschungsprojekte, die nicht unmittelbar »im Dienst des Vierjahresplans« standen wie z. B. »der auslands- und der volksdeutschen Forschung sowie der Geisteswissenschaften« (S. 232 ff.).

Über alle Projektanträge entschieden die von Flachowsky im fünften Kapitel biografisch ausführlich vorgestellten Fachspartenleiter des RFR, die wie zuvor die DFG-Gutachter meist »ausgewiesene Wissenschaftler [waren], was eine wissenschaftsimmanente Entscheidungsfindung weiterhin gewährleistete«. Zwar markierte ihre autokratische Stellung einen Schnitt gegenüber dem nominellen »wissenschaftlichen Pluralismus« der DFG; auf der praktischen Ebene ließ sich für den RFR indes »kein allzu tiefer Einbruch in Bezug auf die bis dahin praktizierte Gutachterpraxis der DFG« beobachten (S. 237 f.). Mitgliedschaft in der NSDAP oder SS mussten, so Flachowsky, »wissenschaftliche Qualifikation nicht ausschließen«; bei der Berufung der Fachspartenleiter blieben meritokratische Kriterien durchgehend gewahrt. Wichtig für die Ernennung zum Fachspartenleiter war neben Nähe zum Reichserziehungsministerium und HWA eine enge Vernetzung mit den vielfältigen »Querverbindungen und Kooperationsverhältnissen« zwischen Ministerien, Sonderbevollmächtigten und Forschungseinrichtungen, wie Flachowsky für die einzelnen Fachspartenleiter nachweisen kann. Diese wurden infolgedessen zu »Mediatoren« und »Multifunktionsträgern im NS-Wissenschaftssystem«. Die durch sie und die Führung des RFR hergestellten Querverbindungen reduzierten Reibungsverluste und Kompetenzüberschneidungen. Zudem wäre, so Flachowsky, ohne die Unterstützung und eine einvernehmlich-arbeitsteilige Abstimmung mit den außerhalb des RFR existierenden forschungsfördernden Institutionen dessen Entstehen »wahrscheinlich gar nicht möglich gewesen«. Bei Kriegsbeginn wurde das Aufgabenspektrum des RFR um einige Fachsparten erweitert, der Grundsatz, keine Konkurrenzorganisation zu anderen Einrichtungen aufzubauen, jedoch beibehalten.

Der Suizid seines Präsidenten Karl Becker markierte eine Schwächung des RFR, auch wenn dieser Freitod nicht mit der Entwicklung des RFR in Zusammenhang stand, wie Flachowsky im Anschluss an Burkhard Ciesla betont.⁴⁶ Begehrlichkeiten anderer NS-Institutionen wie des SS-»Ahnenerbes« Alfred Rosenbergs, des Göring'schen Luftfahrtimperiums sowie vor allem des Krauch'schen »Reichsamtes für Wirtschaftsausbau« (RWA) und die dadurch ausgelösten »Machtkämpfe« ließen den RFR vorübergehend »zum Spielball divergierender Interessengruppen« werden (S. 267 ff., 278, 482). Die Reorganisation des Reichsforschungsrates Mitte 1942 ging, folgt man Flachowsky und seiner Darstellung des »Zweiten Reichsforschungsrates« in Kapitel 6, gleichfalls in erster Linie auf Ambitionen anderer Funktionsträger, insbesondere des RWA zurück. Sie wurde allerdings auch durch die Veränderungen auf den Kriegsschauplätzen und – dadurch bedingt – den raschen Aufstieg Speers zum »Wirtschaftsdiktator« bestimmt. Es war, wie Flachowsky zeigt, der mit Speer eng verbandelte Albert Vögler, der Lenker der Vereinigten Stahlwerke und schon lange vor seiner Wahl zum KWG-Präsidenten die »graue Eminenz« der NS-Wissenschaftspolitik, der mit Görings Segen die Ambitionen Krauchs, seines RWA und der IG Farben im Hochsommer 1942 zurückwies. Beide verhalfen dem zweiten RFR zu einer »erheblich bedeutenderen Stellung als seinem Vorgänger« (S. 298). Der DFG-Vorsitzende Mentzel, der in der Gründungsphase in den RFR kooptiert worden und Anfang Mai 1939 zum Stellvertreter Beckers als RFR-Präsident aufgestiegen war, blieb als Leiter des geschäftsführenden Beirats auch ab Juli 1942 innerhalb des RFR der »starke Mann«.

46 Vgl. oben, S. 547.

Strukturell unterschied sich der »neue« nur wenig vom »alten« RFR. Die Fachspartenleiter wurden zumeist in ihren Funktionen bestätigt, einige neue Fachsparten kamen hinzu. Das Prinzip der Gemeinschaftsarbeiten wurde vertieft und die Bildung fachspezifischer, jedoch Institutionen übergreifender Arbeitsgruppen intensiviert. Darüber hinaus wurden zur Betreuung spezieller – meist interdisziplinärer – »Schwerpunktprogramme« in »Analogie zum »Bevollmächtigtenboom« in der Rüstungswirtschaft« sog. Bevollmächtigte des RFR berufen, die es erlaubten, Lösungen für komplexe Probleme an den »Eck- und Brennpunkten der Wehr- und Rüstungsforschung« unter »Umgehung traditioneller Dienstwege« durch informelle »Querverbünde« zu schaffen (S. 318 f., 330 ff., 335, 461, 484). Dieses »flexible System« sei ausgesprochen erfolgreich gewesen, habe allerdings im allgemeinen Trend der Zeit gelegen und sei »auch von anderen kriegführenden Nationen praktiziert« worden (S. 355 f.). An der Förderpraxis des RFR bzw. der DFG änderte sich, wie Flachowsky in seiner sorgfältigen Analyse der finanziellen Ausschüttungen der DFG zeigt, während des Zweiten Weltkrieges nur wenig – mit einer bemerkenswerten Ausnahme: Die Agrarwissenschaften mutierten »im Gegensatz zur Weimarer Republik [zum] eigentlichen Schwerpunkt der DFG beziehungsweise des RFR«, weil die »Sicherstellung der Nahrungsmittelversorgung [der reichsdeutschen Bevölkerung] einen Eckpfeiler der deutschen Kriegsplanungen darstellte«; 1928 waren lediglich knapp zehn Prozent für biologische und agrarwissenschaftliche Forschungen aufgewendet worden; bis 1943 vervierfachte sich dieser Anteil fast, auf 38 Prozent (nach: S. 377 f.). Unabhängig vom offiziellen Etat der DFG verfügte der RFR ab 1943 außerdem über einen »Sonderfonds des Reichsmarschalls« Göring von 50 Mio. RM (S. 386 ff.). Von fast größerer Bedeutung als die nominellen Gelder waren die für die Beschaffung von Apparaturen etc. für die Forschung zentralen »Dringlichkeitsbescheinigungen«, die der RFR über seine »Kriegswirtschaftsstelle« ausstellen konnte. Nicht zuletzt in dieser Kriegswirtschaftsstelle, die in eine immer zentralere Rolle hineinwuchs, erblickt Flachowsky »in Analogie zum von Speer protegierten »System der Selbstverantwortung der Rüstungsindustrie« einen Schritt hin zu einer »Selbstverantwortung der Forschung« (S. 404). Zu fragen bleibt freilich, warum all dies nicht früher geschah.

Nationalsozialistisch geprägt war der RFR nicht zuletzt in seinen räuberischen Aktivitäten. Den »Raubzügen im besetzten Europa«, im Westen sowie noch skrupelloser im Osten, und ebenso dem »wissenschaftlichen Häftlingseinsatz«, d. h. den »Forschungskommandos« wissenschaftlich hochqualifizierter KZ-Häftlinge, bei denen Vertreter des RFR eng mit der SS kooperierten, widmet Flachowsky einen längeren eigenständigen Abschnitt (S. 411–432). Ausführlich stellt er schließlich die »Machtergreifung« Werner Osenbergs dar, der vor dem Hintergrund der drohenden Niederlage des nationalsozialistischen Deutschlands und des empfindlichen Mangels an Experten glaubte, zu einer Art Generalbevollmächtigtem für die Forschung aufsteigen zu können. Tatsächlich machte Osenberg, zunächst Leiter des im Juni 1943 gegründeten Planungsamtes des RFR sowie dann der nach der Landung der Alliierten in der Normandie gegründeten und mit umfassenden Kompetenzen ausgestatteten Wehrforschungsgemeinschaft, vor allem viel Wind. »Im Grunde änderte sich im inneren Betrieb des bereits weitgehend effizient arbeitenden RFR nichts« (S. 454). Auch die von Osenberg mit Getöse hinausposaunten personalpolitischen Erfolge – die »Rückholaktionen« vermeintlich dysfunktional an die Front gezogener wissenschaftlicher und technischer Experten – nahmen sich bei Lichte besehen ziemlich bescheiden aus.

Die »von Osenberg und seinen Mitarbeitern angefertigten Denkschriften und Berichte, welche zu jenem Bild einer völlig desorganisierten Rüstungsforschung führten«, waren vor allem Steilvorlagen für die Nachkriegs-Apologien. Sie »besaßen nach 1945 für alle vor 1945 Beteiligten ihren Charme«: Osenberg und seine Mitarbeiter aus dem Sicherheitsdienst (SD) schoben die Schuld für die angeblichen oder tatsächlichen Defizite der deut-

schen Forschungspolitik »der schieren Unfähigkeit der Schlüsselfigur Mentzel« zu – und jener erklärte wiederum, mit seinem Partner Schumann klandestin eine Widerstandsgruppe aufgebaut und eine Art wissenschaftspolitische Sabotage betrieben zu haben (S. 447, 469 f.). Beides waren kalkulierte Legenden. Die Forschungspolitik des NS-Regimes und hier wiederum des RFR war keineswegs so chaotisch, wie Osenberg und andere beteiligte Zeitgenossen in durchschaubarer exkulpatorischer Absicht – und mit ihnen eine unkritische Historiografie – nach dem Krieg Glauben machen wollten. So betont Flachowsky, dass die groben wissenschaftsstrukturellen Arbeitsteilungen zwischen den federführenden wissenschaftspolitischen Institutionen der Diktatur im Krieg erhalten blieben. »[A]uch nach der Reorganisation des RFR« blieb es, allen Reibereien im Detail zum Trotz, bei »einer Aufgabenverteilung, in deren Rahmen der RFR für die Förderung der Grundlagenforschung verantwortlich zeichnete, während verfahrenstechnische Probleme und Fragen der Entwicklung [an] die Wehrmacht, das Reichsamt für Wirtschaftsausbau, die Industrieforschung« oder andere quasi delegiert wurden (S. 309). Die in der apologetischen Nachkriegsliteratur behauptete Antragslyrik, also das Diktum, dass Kriegsrelevanz lediglich rhetorisch vorgetäuscht, tatsächlich jedoch unpolitisch harmlose Forschung betrieben worden sei, verweist Flachowsky gleichfalls ins Reich der Legende. Nicht nur die fachliche Kompetenz der Fachspartenleiter machte derartige Antragslyrik schwer, auch konkret waren die Forschungsarbeiten, wie der Verf. im Einzelnen zeigen kann, von hoher Kriegs- und Rüstungsrelevanz (S. 319–330). Der RFR, so kann Flachowsky seine Untersuchung resümieren, war eine insgesamt ziemlich effizient arbeitende zentrale Forschungsbehörde, die bis in die letzten Kriegswochen hinein funktionierte und der es gelang, auf ihren Gebieten »das wissenschaftliche Problemlösungspotential für die Rüstungsbemühungen des NS-Regimes auszuschöpfen« (S. 486).

Flachowsky hat weit über die Geschichte des Reichsforschungsrates und der DFG im engeren Sinne hinaus mit seiner empirisch gesättigten⁴⁷ und in ihrer Argumentation durchgängig überzeugenden Monografie zahlreiche weiße Flecken der NS-Wissenschaftsgeschichte getilgt. Darüber hinaus beendet die Studie Flachowskys unfruchtbare Kontroversen, etwa die zwischen Mertens und Hammerstein um die Frage, wie »politisiert« die DFG während des Dritten Reiches gewesen ist. Mertens hat in dem eingangs angesprochenen, von v. Bruch und Kaderas herausgegebenen Band und ähnlich in seiner materialreichen Monografie über die DFG während der ersten vier Jahre der NS-Herrschaft in kritischer Abgrenzung von Notger Hammerstein⁴⁸ behauptet, dass ab 1933 ein massiver Politisierungsschub der DFG und »eine rasche Instrumentalisierung der Forschungsförderung für das Dritte Reich zu konstatieren« sei.⁴⁹ Dass die Förderpraxis besonders in den Jahren der Etablierung und Stabilisierung der NS-Herrschaft trotz weiter bestehender fachlicher Kriterien für die Vergabe von Fördermitteln gleichzeitig hochgradig politisiert war, ist si-

47 Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf eine dem Buch beigelegte CD mit Tabellen, Übersichten und Kurzbiografien der maßgeblichen Persönlichkeiten des RFR, die über die entsprechenden Daten in den nützlichen Handbüchern von *Michael Grüttner* (Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, Heidelberg 2004) oder *Ernst Klee* (Das Personalexikon des Dritten Reiches. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt/Main 2003), sowie die DBE, die NDB usw. weit hinausgehen.

48 Hammerstein hatte behauptet, dass selbst Leute wie der »Vater« des Generalplans Ost, Konrad Meyer, »ideologieforn« ihre wissenschaftlichen Expertisen erstellten. Vgl. *Hammerstein*, Forschungsgemeinschaft, S. 377. Vgl. auch ebd., S. 219. Eine solche These ist selbstredend absurd und zeugt von einer naiv anmutenden, ausgeprägten Bereitschaft, den durchsichtigen exkulpatorischen Wendungen der Beteiligten Glauben zu schenken. Zur Kritik vgl. neben den einschlägigen Rezensionen auch: *Maier*, Normalwissenschaft, S. 254.

49 *Lothar Mertens*, NS-Wissenschafts- und Forschungspolitik, in: v. *Bruch/Kaderas*, Wissenschaften und Wissenschaftspolitik, S. 219–240, hier: S. 230. Vgl. außerdem: *ders.*, NS-Wissenschaftspolitik am Beispiel der DFG 1933–1937, in: GG 29, 2003, S. 393–408.

cherlich nicht zu bestreiten. Die hinter solchen Formulierungen wie der zitierten von Mertens stehende Unterstellung, dass vor 1933 oder nach 1945 die DFG-Forschungsförderung »unpolitisch« gewesen sei und sich nur von immanenten Sachgesichtspunkten habe leiten lassen, ist jedoch zu korrigieren. Gerade die auf die Jahre 1934 bis 1937 begrenzten Untersuchungen von Mertens sind ein Beispiel dafür, dass stark verinselte Forschungen die Perspektiven erheblich verzerren können und Kontinuitäten leicht aus dem Blick geraten. Dieser Fehler ist in dem Forschungsschwerpunkt zur Geschichte der DFG 1920 bis 1970 bewusst vermieden worden. Nicht zuletzt die Ausführungen von Sören Flachowsky zur Geschichte der Notgemeinschaft/DFG vor 1933 zeigen eindrücklich, wie stark die Notgemeinschaft/DFG immer schon politisiert war⁵⁰ und wie sehr sie im »nationalkonservativen und revanchistischen Mainstream der bildungsbürgerlichen Eliten in der Weimarer Republik« (S. 478) schwamm.

Tatsächlich war der Bruch 1933 außerdem keineswegs so stark, wie man zunächst vielleicht vermuten möchte. Die meisten wissenschaftlichen Experten und ebenso Wissenschaftspolitiker und -manager zeigten vielmehr eine ausgesprochene Bereitschaft »sich selbst zu mobilisieren«, weniger in der Absicht »dem Führer entgegenzuarbeiten« als vielmehr aus tiefsitzenden völkisch-nationalistischen Grundüberzeugungen heraus. Für die DFG hat dies Flachowsky namentlich für deren ab 1920 amtierenden Präsidenten Friedrich Schmidt-Ott gezeigt. Schmidt-Ott arbeitete den Nationalsozialisten nicht allein aus Opportunismus zu, sondern weil er auf eine autoritär gegründete Monarchie nach italienisch-faschistischem Vorbild hoffte und ihm ein starker Staat allemal lieber war als eine republikanische Demokratie. Er war im Übrigen keineswegs der Einzige. Die »Konsenszonen« (Hans-Ulrich Wehler)⁵¹ zwischen einem an einem autoritären Staat orientierten, oft noch monarchistisch grundierten Nationalismus zahlreicher Wissenschaftler, denen die bloße Rücknahme der Bestimmungen des Versailler Vertrages nicht gereicht hätte, waren generell breit. Sie war nicht zuletzt deshalb breit, weil »der Nationalsozialismus nicht ein fixes Etwas, dem sich die Wissenschaftler verweigerten oder dem sie sich anpassten« (S. 9), sondern ideologisch wie politisch-praktisch ausgesprochen elastisch war, wie Isabel Heinemann und Patrick Wagner einleitend zu dem von ihnen herausgegebenen Aufsatzband zu »Neuordnungskonzepten und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert«⁵² feststellen. Gerade die DFG, deren Geschichte ab 1933 »als exemplarisch für die Selbstmobilisierung der Wissenschaft« gelten könne, »spiegelte den nationalkonservativen, sich völkischen Konzepten öffnenden Konsens des wissenschaftlichen Establishments wider«. Da die DFG schon vor 1933 autarkieorientierte Ersatzstoffforschung, aber auch »völkisch orientierte Innovationen wie die interdisziplinäre »Volks- und Kulturbodenforschung« oder »den akademischen Grenz- und Volkstumskampf Richtung Osten« gefördert hatte, hatte sie nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten »wenig Probleme, sich inhaltlich an das nationalsozialistische Regime anzupassen«, wie Heinemann und Wagner betonen (S. 10) und Flachowsky in seiner Monografie ausführlich belegt hat.

In dem von Heinemann/Wagner herausgegebenen Band, der wie die Monografie von Sören Flachowsky aus dem 2000 initiierten, von Rüdiger vom Bruch und Ulrich Herbert geleiteten Forschungsprogramm zur Geschichte der DFG hervorgegangen ist, steht der Generalplan Ost im Zentrum – und seine Förderung durch die DFG. Tatsächlich wurden die Forschungen zum Generalplan Ost zu einem der Schwerpunkte der DFG-Förderung:

50 Vgl. Maier, *Normalwissenschaft*, S. 255.

51 Hans-Ulrich Wehler, *Nationalsozialismus und Historiker*, in: Winfried Schulze/Ott Gerhard Oexle (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main 1999, S. 306–339, hier: S. 314.

52 Isabel Heinemann/Patrick Wagner, *Einleitung zu: Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 222 S., kart., 36,00 €.

Zwischen 1941 und 1945 flossen immerhin 510.000 RM in die entsprechenden Projekte, bei einem Jahresetat von 1941 sechs Mio. RM ein erheblicher Posten (S. 8, 55 f.).⁵³ In ihrem biografisch stark auf Konrad Meyer fokussierten Aufsatz zum Verhältnis von Wissenschaft und Generalplan Ost kann Isabel Heinemann zeigen, dass es sich bei diesen gigantischen, rücksichtslosen »Umvolkungs«-Planungen, die den Tod von zig Millionen Menschen bewusst einkalkulierten, nicht »um das Resultat radikaler Planungen einer vom deutschen Wissenschaftsbetrieb der Zeit abgeschotteten SS-Elite« handelte. Die an diesem Generalplan arbeitenden Wissenschaftler kamen »gerade nicht vom politisch radikalisierten Rand der Disziplinen«, sondern vielmehr aus der Mitte der zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Forschung, aus einem Thinktank von Experten, die sich für »das Projekt einer anwendungsorientierten, politisch engagierten Wissenschaft« begeisterten (S. 45). Wichtig ist im Übrigen der Hinweis Heinemanns darauf, dass Konrad Meyer und andere führend an der Ausarbeitung des »Masterplans für die verbrecherische Volkstumpolitik der SS« Beteiligte nach 1945 ihre Raumordnungsentwürfe »als Grundlagenforschung« (S. 63, 65 f.) deklarierten – und ihnen das auch geglaubt wurde, wie die fast ungebrochene Karriere Meyers in der Nachkriegszeit, der Heinemann gleichfalls längere Passagen widmet, unübersehbar zum Ausdruck bringt. Markanter lässt sich kaum illustrieren, nicht nur wie künstlich die Trennung in Grundlagen- und Anwendungsforschung ist, sondern auch, wie stark eine solche kategoriale Scheidung apologetischen Zwecken dienen kann. Den Aspekt der Kontinuität betont Heinemann auch sonst mit guten Gründen. Gerade Meyer und seine Expertisen für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), die er 1959 »als Verwirklichung der ›neuen Ordnung‹ Europas« interpretierte und mit konkreten Vorschlägen zur Verbesserung der »Welternährungsbilanz« sowie zu »planmäßigen ›Absiedlungs- und Peuplierungsmaßnahmen« zu unterstützen suchte, dienten »nunmehr als Argument für massive Bevölkerungsverschiebungen« (S. 70 f.).

Das Bild rundet sich, wenn man berücksichtigt, dass die NS-Raumplaner auch im Westen massive »Umvolkungen« ins Auge fassten, wie Uwe Mai dies in einem vorzüglichen Aufsatz tut, der an seine von der Forschung nur begrenzt rezipierte wichtige Dissertation anknüpft.⁵⁴ Ältere Konzepte der Flurbereinigung »mündete[n] nun in viel weitergehende Neuordnungspläne«, die »viel stärker als in Kaiserreich und Weimarer Republik [...] auf Wissenschaftler als Berater zurück« gingen; jene »band [man] institutionell immer fester ein und eröffnete ihnen damit bisher ungeahnte Möglichkeiten« (S. 73 f.). Während allerdings »die Planer dazu neigten, die betroffenen Kleinbauern für eine disponible Masse zu halten«, war für die NS-Funktionäre vor Ort die Stimmung der reichsdeutschen Bevölkerung zentral. »Bei der geplanten Umsiedlung der Bauern aus dem Altreich erwies sich die rassistische Ideologie des NS-Staates eher als hinderlich: Man konnte in der Logik der Machthaber den arischen Bauern nicht wie einen Juden oder sogenannten Reichsfeind« oder polnische und tschechische Landwirte behandeln (S. 89, 91). Christoph Dieckmann wiederum macht in einem sehr informativen Aufsatz zur Siedlungspolitik im besetzten Litauen, am Beispiel der Hin- und Her-Verschiebungen der Litauendeutschen sowie den Kompetenzkonflikten unter den verschiedenen deutschen Stellen deutlich, welche große Lücke zwischen den Planungen und den dann tatsächlich begonnenen »Umvolkungen« bestehen konnte.

Weitere in dem Band zusammengefassten Aufsätze sind spannend, weil sie die Rolle der Experten des Generalplans Ost mit dem Einfluss der Wissenschaftler im Kontext voraus-

⁵³ Vgl. auch *Flachowsky*, S. 329.

⁵⁴ *Uwe Mai*, »Rasse und Raum«. Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat, Paderborn etc. 2002. Vgl. außerdem *Thomas Müller*, Der Gau Köln Aachen und [die] Grenzlandpolitik im Nordwesten des Deutschen Reiches, in: *Jürgen John/Horst Möller/Thomas Schaarschmidt* (Hrsg.), *Die NS-Gaue. Regionale Mittelinstanzen im zentralistischen Führerstaat*, München 2007, S. 318–333.

gehender, zeitgleicher oder späterer »Ordnungsentwürfe« vergleichen, die auf Bevölkerungsverschiebungen von Millionen von Menschen hinausliefen. Instrukтив ist der von Gabriele Metzler und Dirk van Laak verfasste Beitrag zu den »Quellen der Planungsutopien«, weil in ihm die verzweigte Vorgeschichte solch irrwitziger Projekte wie des Generalplans Ost deutlich herausgearbeitet wird. »Planung« wurde seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zur Schlüsselkategorie gesellschaftlicher Umgestaltung in allen hochindustrialisierten Ländern und bei rechten wie linken Ideologen und Politikern. Metzlers und v. Laaks Skizze der immensen Bedeutung des Taylorismus in diesem Kontext, dessen breite Rezeption ab 1919 gerade auch in einem Europa, das im Ersten Weltkrieg die Verschiebungen riesiger, militärisch-disziplinär gebändigter Massen über vier lange Jahre erlebt hatte, aber auch des unaufhaltsamen Aufstiegs der empirischen Sozialwissenschaften ist überzeugend.⁵⁵ Zur Epochenschwelle in dieser Hinsicht, »zu einer Wegmarke in ihrem Verhältnis zu wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Planung«, wurde vor allem der Erste Weltkrieg. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen 1914 bis 1918 wurden »grundsätzliche Bedenken gegenüber Zentralisierung und Disziplinierung [...] nun an den Rand geschoben«; »historisch gewachsene Strukturen erschienen nun als Last«, die »Neigung zu Tabula-rasa-Planungen« wurde immer stärker (S. 35, 37). Die Lektüre der weiteren Aufsätze des Bandes, vor allem der Beiträge von Jörg Baberowski und Christoph Marx, konfrontiert den Leser mit dem überraschenden Ergebnis, dass der Einfluss von »planerischen« Experten bei den unter dem Stalinismus vorgenommenen »Säuberungen« und Deportationen (Baberowski) oder den Zwangsumsiedlungen mehrerer Millionen südafrikanischer Schwarzer in Homelands (Marx) weit geringer zu veranschlagen ist – und oft nur retrospektiver Legitimation diene – als die Rolle der nationalsozialistischen Experten um den RFR-Fachspartenleiter Konrad Meyer. Vor diesem Hintergrund lautet Heinemanns und Wagners zugespitzte, gleichwohl überzeugende These:

»Es erweist sich als Charakteristikum des Nationalsozialismus, dass er wissenschaftliche Expertise nicht nur als Legitimationsressource für seine Utopie und mörderische Gewaltpolitik nutzte, sondern die Formulierung seines gesellschaftsbiologischen Programms tatsächlich weitgehend an die Praktiker des Mordens, Vertreibens und Ansiedelns einerseits und an wissenschaftliche Experten andererseits delegierte« (S. 15).

Verdienstvoll an der so knappen wie pointierten Einleitung von Heinemann und Wagner ist schließlich, dass sie den Nationalsozialismus nicht von der Moderne trennen. Sie weisen vielmehr darauf hin, dass »planerischer« Größenwahn auch manche der in der jüngeren Vergangenheit generierten Projekte prägt, z. B. wenn vor gar nicht langer Zeit etwa in Indien für einzelne Staudämme 30 bis 50 Millionen Menschen zwangsweise umgesiedelt wurden, davon die große Mehrheit entweder Angehörige der niederen Kasten oder ethnischer Minderheiten waren, auf die man weniger Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, »geplant zumeist von Experten der Weltbank« und einer demokratisch legitimierten Regierung. Die traditionelle Historiografie habe solche »Generalplanungen« allzu gern als »exotische Phänomene der globalen Peripherie« bagatellisiert. Tatsächlich seien die Kontinuitäten mitunter recht unmittelbar. »Viele deutsche Experten, die während des Zweiten Weltkrieges geglaubt hatten, Osteuropa sei eine Tabula Rasa, auf der alle Faktoren, vor allem aber Größe und Zusammensetzung der Bevölkerung, durch einen großen, wissenschaftlich fundierten und planvollen Eingriff »optimiert« werden müssten, blickten nach 1945 erwartungsvoll nach Süden«. Deren »Einfluss auf die entwicklungspolitischen Konzeptionen der westdeutschen Industriestaaten bleibt zu untersuchen« (S. 20 f.).

Hat sich »dieser Glaube an die Steuerbarkeit politischer und gesellschaftlicher Expertise heute« tatsächlich weitgehend »verflüchtigt«, wie Peter Collin und Thomas Horst-

55 Vgl. dazu demnächst: Rüdiger Hachtmann, Der Fordismus – Signatur des kurzen 20. Jahrhunderts, erscheint in: Zeithistorische Forschungen 2009, Heft 2.

mann in der Einleitung zu einem von ihnen herausgegebenen Aufsatzband über »das Wissen des Staates«⁵⁶ behaupten? Ihr Argument: »Die Expertise habe sich selbst demokratisiert«, weil »immer auch kritische Gegenexpertise zur Stelle ist« (S. 22). Das ist eine recht optimistische Sicht. Zu fragen bleibt, wer – wenn überhaupt immer eine »kritische Gegenexpertise zur Stelle ist« – die Experten solcher Gegenexpertisen auswählt, wie »kritisch« diese tatsächlich sind, wer nach welchen Kriterien und welcher Interessenlage über die Praxisrelevanz von Expertisen und Gegenexpertisen entscheidet usw. Der Band, in dem das oben kritisierte Schlagwort Wissensgesellschaft – obschon auch nach Collin/Horstmann ein »schillernder Begriff« (S. 17) – von den Herausgebern positiv vorgestellt wird, vereinigt eine Reihe sehr unterschiedlicher Beiträge von Politikern, Juristen, Soziologen, Psychologen usw. sowie einige wenige historische Beiträge, etwa zur Katastererstellung und Archivierung staatlichen Wissens im frühbürgerlichen Staat des 18. Jahrhunderts von Karin Gottschalk.

Für das hier diskutierte Themenspektrum ist vor allem ein Aufsatz von Alexander Pinwinkler wichtig, in dem dieser – Frankreich, Großbritannien und Deutschland vergleichend – einen Überblick über die Entwicklung der amtlichen Statistik zwischen 1850 und 1950 bietet und jene in Beziehung insbesondere zu den jeweiligen staatlichen Bevölkerungspolitiken setzt. Wichtig ist zunächst, dass das NS-Regime auf statistischem Gebiet die Verreichlichung erfolgreich vorantrieb, indem es 1934 die zuvor über eigenständige Ämter verselbstständigten Länderstatistiken beim Statistischen Reichsamt zentralisierte – sich mithin institutionell dem etatistischen Frankreich näherte, das seit 1852 auf die staatliche Zentralisierung statistischer Erhebungen in der *Statistique Générale de France* setzte, während sich in Großbritannien die dezentrale, »liberale« Variante statistischer Erhebung durchgesetzt hatte. Deutsche Statistiker nahmen außerdem bereits seit den 1880er-Jahren »zunehmend eugenisches und rassenhygienisches Gedankengut auf« (S. 200). Allerdings begannen sie erst sehr viel später, 1933, die entsprechenden bevölkerungs- und familienpolitischen Teile der amtlichen Statistik auszubauen. Damit standen sie in Europa nicht allein; andere Länder wie Schweden oder Österreich, wo es bereits 1923 einen ersten Versuch gegeben hatte, die »Rassen«-Zugehörigkeit in einer landesweiten Erhebung zu erfragen, erweiterten ihre statistischen Erhebungsfelder in diese Richtung ungefähr zeitgleich. In die reichsdeutsche Volkserhebung wurde dann bekanntlich 1939 schließlich die Frage nach rassischer Zugehörigkeit aufgenommen. Pinwinkler unterstreicht zu Recht die fatalen Folgen der »Neuorientierung des »statistischen Blicks««, der sich immer stärker für vermeintlich oder tatsächlich »deviante Verhaltensweisen von Menschen interessierte«. Amtliche Statistiker wurden durch »biologistische und sozialdarwinistische Versatzstücke und Argumentationsformen beeinflusst« (S. 209 f.) und verschafften dieser ihrerseits eine scheinbar valide empirische Basis. »Realitäten [wurden] statistisch konstruiert« (S. 212). So nimmt es denn nicht wunder, dass parallel zur allmählichen Verschiebung amtlich-statistischen Interesses zwischen Ende der Zwanzigerjahre und Beginn des Zweiten Weltkrieges das Statistische Reichsamt von drei- auf fünftausend Beschäftigte anwuchs (S. 201), die ab 1933 aus dem Boden sprießenden statistischen Ämter, z. B. der DAF mit mehreren Hundert Mitarbeitern, sowie anderer NS-Massenorganisationen, die ihrerseits eigene bevölkerungs- und sozialstatistische Erhebungen vornahmen, gar nicht eingerechnet. Das NS-Regime huldigte einem Zahlenfetischismus⁵⁷, der freilich aus der Sicht der Diktatur hochgradig funktional war, nämlich »der nationalsozialistischen

56 Peter Collin/Thomas Horstmann (Hrsg.), *Das Wissen des Staates. Geschichte, Theorie und Praxis*, Nomos, Baden-Baden 2004, 498 S., geb., 79,00 €.

57 Zu Hitlers Vorliebe, selbst gern mit »einer Fülle von statistischen Daten um sich zu werfen«, vgl. Ian Kershaw, *Hitler*, Bd. 2: 1936–1945, Stuttgart 2000, z. B. S. 288, 305, 396 u. ö., Zitat: S. 160. Diese Neigung wurde in seinem Umfeld genau registriert und z. B. von der Deutschen Arbeitsfront mitunter bis ins Absurde kultiviert.

Politik Entscheidungsgrundlagen vermittelte« (S. 203) und rassistische Segregation sowie schließlich die Vernichtung von Millionen von Menschen möglich machte.

Instruktiv ist außerdem ein Aufsatz von Wilfried Rudloff im selben Band, der zeitlich zwar die Sechziger- und Siebzigerjahre zum Gegenstand hat, mit seinen Bemerkungen und Fragestellungen jedoch wichtige Anregungen auch für die Jahrzehnte zuvor bietet. Politik und Wissenschaft waren, das gilt nicht nur für die alte Bundesrepublik, aufeinander angewiesen. Von einer beidseitigen »gestiegenen Abhängigkeit« (S. 218) kann man bereits für die Zeit des Dritten Reiches sprechen. Und auch Rudloffs resümierendes Diktum: »Die Übersetzungsprobleme zwischen Wissenschaft und Politik blieben bestehen« (S. 248), gilt ganz ähnlich für die NS-Zeit sowie die vorausgegangenen Epochen. Ähnlich wie für die Bundesrepublik kann man auch für die NS-Diktatur – in wiederum starkem Kontrast zum SED-Regime – von einem »beschleunigten Ausbau der externen Beratungskapazitäten« sprechen (S. 219). Die Feststellung: »Statt die politischen Entscheidungen zu vereinfachen, hat die Beteiligung externer Experten diese oft zusätzlich verkompliziert«, lässt sich demgegenüber nicht umstandslos verallgemeinern. Sie war und ist wesentlich abhängig vom jeweiligen politischen System. Für die Weimarer Republik mag sie zutreffen. Für die NS-Herrschaft mit ihren stark personalisierten Entscheidungsstrukturen und großen Spielräumen der zentralen Akteure für voluntaristisches Handeln hat sie nach meinem Eindruck nicht oder nur eingeschränkt gegolten. Zweifelsohne gilt eine andere Bemerkung Rudloffs dagegen auch für die Hitler-Diktatur und ältere Phasen der deutschen Geschichte (und ebenso anderer Staaten) des 20. Jahrhunderts: »Die Adressaten behielten in der Regel die Kontrolle über Wissenstransfers. Der Apparat war [durch Experten-Beratung] wohl »intelligenter«, deshalb aber nicht unbedingt auch handlungsfähiger geworden« (S. 248 f.). Hier drängt sich etwa vor dem Hintergrund der oben skizzierten Ausführungen Heinemanns zu Konrad Meyer, aber auch z. B. für den fatalen Wissenschaftskomplex der Eugenik oder ebenso die Ersatzstoffforschung der Eindruck auf, dass die praktisch-politische Durchschlagskraft wissenschaftlicher Experten im Vergleich zur bundesdeutschen »Aufbruchphase im Verhältnis von Wissenschaft und Politik« (S. 221) während der NS-Diktatur vielleicht sogar eher größer als kleiner gewesen ist.

III. INNOVATIVE VERÖFFENTLICHUNGEN ZUR UNIVERSITÄTSGESCHICHTE

Jubiläumsschriften zur Universitätsgeschichte dienen der Selbstvergewisserung. Sie sollen einer zumeist akademischen Öffentlichkeit gegenüber die Bedeutung der eigenen Hochschule unterstreichen oder jene überhaupt erst profilieren. Angesichts dessen ist die Neigung oft groß, die »dunklen Seiten« der eigenen Geschichte zu überspielen oder doch wenigstens mit plausibler Eloquenz zu relativieren. Zugleich freilich geraten auch die Hochschulen unter Druck, insbesondere die Zeit der NS-Herrschaft gründlicher und selbstkritisch auszuleuchten. Als eine Art Blockadebrecher haben im letzten Jahrzehnt die Großprojekte zur Geschichte der DFG und der KWG gewirkt; aber auch schon davor haben (selbst-)kritische Jubiläumsschriften zur Hochschulgeschichte Maßstäbe gesetzt.⁵⁸

Methodisch bzw. konzeptionell lassen sich die Sammelbände zur Universitätsgeschichte in innovative oder doch zumindest empirisch aufschlussreiche Bände einerseits und vornehmlich deskriptiv angelegte und aus falsch verstandener Rücksichtnahme geglättete, konventionell angelegte Bände andererseits unterscheiden. Zum erstgenannten Typus

58 Vgl. z. B. Reinhard Rürup (Hrsg.), *Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879–1979*, 2 Bde., Berlin 1979, oder auch *Heinrich Becker/Hans-Joachim Dahms/Cornelia Wegeler* (Hrsg.), *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Das verdrängte Kapitel ihrer 250jährigen Geschichte*, 2. erweiterte Auflage, München 1998.

gehören zweifelsohne die beiden, von Christoph Jahr bzw. Rüdiger vom Bruch herausgegebenen Bände der »Berliner Universität in der NS-Zeit«, die aus einer 2003 und 2004 an der Humboldt-Universität veranstalteten Vorlesungsreihe entstanden sind⁵⁹ und als Vorarbeiten für die für 2010 zu erwartenden umfänglicheren Publikationen zu werten sind. Thema des ersten Bandes sind die Strukturen und sowohl die individuellen als auch die kollektiven Akteure der größten Universität des Dritten Reiches. Der von Christoph Jahr verfasste erste Beitrag widmet sich »Anspruch und Wirklichkeit« der »Führeruniversität« in mehrerlei Hinsicht: Zum einen geht es um die kollektiven Mentalitäten und Verhaltensmuster des Lehrkörpers insgesamt, zum anderen um die vier »Führerrektoren«. Jahr arbeitet – wenig überraschend – heraus, dass es substanzielle Kritik an der Machteroberung der Nationalsozialisten oder gar offenen Widerspruch dagegen nicht gegeben habe und fast allgemein von »williger«, wenn nicht gar »euphorischer Selbstgleichschaltung« gesprochen werden muss. Innerhalb der universitären Kräftekonstellationen Besitzstände zu wahren und die eigene Stellung zu sichern »und dadurch in Konflikt mit NSDAP-Machtträgern zu geraten, ist für sich noch kein Ausweis eines *inhaltlich* definierten Widerstandes«. Jahr betont zudem das nicht nur für die Berliner Verhältnisse geltende Faktum, »dass die Universitäten und ihre Mitglieder für den Geist der Unmenschlichkeit nicht nur nicht weniger anfällig waren als andere Bevölkerungsgruppen, sondern zu seinen frühesten und entschiedensten Protagonisten zählten« (S. 35 f.), die aufgrund ihrer renommierten öffentlichen Stellung (wenn auch oft nicht bewusst) zu Propagandisten des »nationalen Aufbruchs« wurden, den die Nationalsozialisten versprochen. Die Stellung der »Führerrektoren« war zunächst dadurch bestimmt, dass die jeweiligen Führer der NS-Dozentenschaft ebenso wie die der NS-Studentenschaft politisch-institutionell an Gewicht gewannen. Zudem kam es zwischen 1933 und 1945 zu keiner durchgreifenden Hochschulreform. Das war nicht in erster Linie einer technisch verstandenen »Unfähigkeit« des Regimes geschuldet, sondern mindestens ebenso der Heterogenität sowohl der nationalsozialistischen Ideologie als auch der NS-Bewegung, die unter ihrem Dach unterschiedlichste Interessen verbarg, die schwer auf einen Nenner zu bringen waren. Überdies bedurfte es (wie Jahr feststellt) »eines umfassenden Strukturumbaus der Universitäten gar nicht, damit die Universitäten im Sinne des Regimes funktional weiterarbeiteten« (S. 34). Dass die »Führer« der Universitäten nicht so absolutistisch führten, wie rhetorisch suggeriert, ist bekannt. Allein die Rotation des Rektorenamtes stand dem entgegen. Da »viele der den zentralen Ideologiefeldern des Regimes besonders nahe stehenden Forschungen außerhalb der Universitäten und daher auch jenseits des direkten Zugriffs der Direktoren waren«, schmolz ihr Einfluss im Vergleich zu dem der Weimarer Rektoren sogar eher, als dass er wuchs. Faktisch behielt die Universitätsspitze ihren »ausgesprochen oligarchischen Charakter«. Da die »Selbstverwaltungs«-Gremien um die genannten NS-Organisationen erweitert wurden und sich darüber hinaus alle möglichen Institutionen der Diktatur für die Universitätspolitik zuständig fühlten, »waren die Rektoren oft eher Objekte im polykratischen Konkurrenzkampf als aktiv handelnde Subjekte« (S. 29 f.). Infolgedessen kann es nicht überraschen, dass sich »die als *Wissenschaftler* bereits bekannten und etablierten Professoren in der Regel nicht gerade danach drängten, das Rektorat zu übernehmen«; Jahr spricht pointiert von »negativer Selektion« (S. 28). Es ist deshalb nur auf den ersten Blick paradox, dass ausgerechnet der Rektor mit der größten ideologischen Nähe zum Nationalsozialismus, der Eugeniker Eugen Fischer, von den vier Rektoren zwischen 1933 und 1945 am meisten Rückgrat zeigte und auf die Unabhängigkeit

59 Christoph Jahr (Hrsg.), unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt, Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Bd. 1: Strukturen und Personen, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005, 257 S., kart., 23,00 €; Rüdiger vom Bruch (Hrsg.), unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt, Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Bd. 2: Fachbereiche und Fakultäten, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005, 308 S., kart., 23,00 €.

der Forschung gegenüber unmittelbaren politischen Einflussnahmen insistierte, während seine Nachfolger, insbesondere der NS-nahe Historiker Willy Hoppe, »glanzlos« blieben.⁶⁰

Auch konzeptionell hat Jahr in seinem Beitrag in Bd. I der »Berliner Universität während der NS-Zeit« wichtige Ideen parat. So schlägt er vor, die Fraenkel'sche Kategorie des »Doppelstaats« in (wie er ausdrücklich betont) »verändertem Sinn« auch für das universitäre »Regime« einzuführen: Dem »Normenstaat« hätten die alten, »scheinbar normal weiterfunktionierenden« Verwaltungsstrukturen, dem Maßnahmenstaat die relativ willkürlich agierenden »Sonderinstanzen wie Studentenschaft und Dozentenschaft« sowie das als »autoritär-monokratische Leitung« konzipierte »Führerrektorat« entsprochen (S. 21). Dieser Ansatz könnte fruchtbringend sein. Er müsste allerdings erweitert werden. Zu berücksichtigen ist u. a., dass Normen- und Maßnahmenstaat polare Idealtypen sind, sich beide historisch-empirisch durchdrängen, und das Konzept des Doppelstaats zudem auf die Herrschaftspraxis rekurrierte, nicht nur auf den institutionellen Rahmen. Das heißt: So wie der Normenstaat generell durch die fundamental veränderten politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen aufgeweicht und in seiner Alltagspraxis sukzessive von NS-Ideologemen und NS-Verhaltenserwartungen penetriert wurde, wurden auch die universitären Behörden von der neuen Herrschaftspraxis schon frühzeitig und dann immer stärker geprägt. Bei Jahr wird das angedeutet; es wäre jedoch weiter auszuführen.

Ähnlich dicht und anregend wie der Beitrag Jahrs sind auch die anderen Aufsätze. Volker Hess wartet mit präzisen Daten zur bislang kaum erforschten medizinischen Fakultät auf, z. B. zur Vertreibung: Von den insgesamt 331 Hochschullehrern schied mehr als die Hälfte, nämlich 177, zwischen 1933 und 1935 aus, davon die meisten unfreiwillig; drei Viertel der Vertriebenen waren nichtbeamtete außerordentliche Professoren (S. 39). Vertreibungen verbesserten die Karrierechancen der Nicht-Vertriebenen. Wichtig ist die Feststellung Hess', dass ab 1933 weiterhin nach meritokratischen Kriterien berufen wurde und die wenigen »politischen« Besetzungen in den Jahren 1933 und 1935 just jene Lehrstühle betrafen, die an der Medizinischen Fakultät eher als randständige Fächer betrachtet wurden« (S. 45). Ingo Loose widmet sich in seinem Beitrag den ja bereits durch die Person Konrad Meyers im »Osteinsatz« ab 1939 bekanntlich ziemlich exponierten Berliner Wissenschaftlern, die zuvor mindestens zeitweilig an der Friedrich-Wilhelms-Universität Karriere gemacht hatten. Er tut dies exemplarisch für drei Hochschullehrer, die an die Reichsuniversität Posen berufen wurden. Wichtig sind neben empirisch spannenden Fallbeispielen die allgemeinen Resümees, etwa dass »eine Reihe von Wissenschaftlern auf der Jagd nach UK-Stellungen geradezu in eine Rationalisierung hineintrieben« und den »Krieg zu einer Bewährungsprobe [umwerteten], die nicht zuletzt dem »Generalplan Ost« seine Monstrosität verlieh« (S. 68). Der von Loose konstatierten »Instrumentalisierbarkeit von Wissenschaftlern [...], ohne dass es ostentativer Lippenbekennt-

60 Hoppe, dem freilich auch die »eigene Hausmacht fehlte«, hat Jahr an anderer Stelle einen eigenständigen Beitrag gewidmet: *Christoph Jahr, Rektor ohne Führung? Willy Hoppe und die Wissenschaftspolitik an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin in der NS-Zeit*, in: *Schalenberg/Walther*, »... immer im Forschen bleiben«, S. 179–198, Zitat: S. 184. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass Hoppe, ein Schüler Dietrich Schäfers »von unzweifelhaft nationalsozialistischer Gesinnung«, der als »Alter Kämpfer« und mit »judenfeindlichen Stereotypen« reüssierte, von hochkonservativen Historikern wie Gerd Heinrich noch 1992 als »Kollege an der Spitze der Universität, der jederzeit von der seriösen Wissenschaft angesprochen« und in dessen »Windschatten ziemlich traditionell gelehrt, geforscht und publiziert werden konnte«, charakterisiert wurde. Vgl. ebd., S. 180, 182, 194 f., zum genannten Aufsatzband oben, S. 552 ff. Jahr bezieht sich in seiner Heinrich-Kritik auf: *Gerd Heinrich*, Brandenburgische Landesgeschichte und preußische Staatsgeschichte. Universitäten, Hochschulen, Archive, Historische Gesellschaften und Vereine, in: *Reimer Hansen/Wolfgang Ribbe* (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin/New York 1992, S. 323–363, hier: S. 350 f.

nisse dem Regime gegenüber bedurft hätte« (S. 70), widmet sich auch Sabine Schleiermacher in ihrem Beitrag über »Rassenhygiene und Rassenanthropologie an der Universität Berlin«. Hier waren es allerdings weniger Karrierismus und die Furcht, UK-Stellungen könnten aufgehoben werden, als vielmehr die Möglichkeit, längst entwickelte Konzepte und Überlegungen endlich praktisch umsetzen zu können – die die maßgeblichen Hochschullehrer, zumeist zugleich exponierte Wissenschaftler am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie (KWI-A) in Dahlem, dazu veranlassten, dem Regime »entgegenzuarbeiten«. Eugen Fischer – und ähnlich Fritz Lenz und andere – »fasste nur zusammen, was er bereits vor der Zeit des Nationalsozialismus in seinen wissenschaftlichen Arbeiten formuliert hatte« (S. 85). Wichtig ist die Feststellung Schleiermachers, dass die entsprechenden Lehrstühle an der Berliner Universität im Verbund mit dem KWI-A konzipiert wurden, als eine Art praxeologisch-pädagogische Plattform, von der aus die Experten vor Ort »bei der planmäßigen Ausschaltung von Erbkranken und Minderwertigen«, die »Eheberater« und »Vaterschaftsgutachter« ausgebildet sowie »praktisch eingeübt« wurden und gleichzeitig die »dauernde Überwachung der rassischen und erblichen Beschaffenheit der Bevölkerung« gesichert werden sollte. Bemerkenswert ist, dass hier ein – mit E. Fischer zudem international renommierter – Wissenschaftler die Marschrichtung vorgab und »das Wissenschaftsministerium Fischer hinsichtlich seiner konzeptionellen Überlegungen [lediglich] folgte« (S. 78). Wichtig an diesem überhaupt informativen Beitrag und ähnlich am Aufsatz Looses ist die Essenz, die sich nicht auf Anthropologie, Eugenik und Rassenhygiene beschränkt: Es geht in der Wissenschaftsgeschichte keineswegs nur darum zu fragen, ob und wie tief Forscher in das NS-System »verstrickt« wurden. Herauszuarbeiten ist vielmehr, inwieweit jenen nicht selbst eine stimulierende Funktion zukam, inwieweit diese ihrerseits das Regime auf mindestens manchen seiner barbarischen Politikfelder weiter radikalisierten.⁶¹ Auch Werner Brill befasst sich mit »Rassenhygiene«, allerdings »im akademischen Unterricht«, konkreter: mit den Sonderschullehrern und den für sie konzipierten Vorlesungen an der Berliner Universität während der NS-Zeit. Er kann exemplarisch für drei Hochschullehrer zeigen, wie wichtig es ist, Lehrinhalte und Einstellungen von Dozenten nicht vorschnell über einen Kamm zu scheren: Das Spektrum der von jenen vertretenen Konzepte reichte vom Modell des »gesunden Volkskörpers« und der damit implizit angelegten Aussonderung und Vernichtung von »Asozialen« und sonstigen »Ungesunden« als der Klientel der Sonderschullehrer bis hin zu wohlfahrtspolitischen Vorstellungen über den Umgang mit Krankheit und Behinderung.

Der oben bereits angesprochene Aufsatz Helmut Maiers⁶², in dem dieser die Frage diskutiert, ob die Rüstungsforschung Stief- oder Hätschelkind der NS-Diktatur gewesen sei, bietet auch unmittelbar für die Geschichte der Humboldt-Universität wichtige Hinweise: Maier zeigt, dass diese ein wichtiges Scharnier zwischen Rüstungs- und Kriegsforschung einerseits und den Universitäten andererseits gewesen ist. Sie war nicht nur eines der Zentren für »wehrgeistige Erziehung«. Mit Erich Schumann, der »grauen Eminenz« der Rüstungsforschung und des Reichsforschungsrates, »stellte sie zudem eine der Schlüsselfiguren bei der Verschaltung der Hochschulen und Universitäten mit den militärischen Dienststellen: Ballistik, Hohlladungsphysik, Atomforschung« (S. 113). Mit dieser engen Verknüpfung von Rüstungswissenschaft und Universität setzte sich im Dritten Reich, so Maier, eine ältere Tradition fort: Schon vor 1914 habe die gegenüber Spitzenforschung aufgeschlossene spätwilhelminische Heeresverwaltung das Personal für die Militärische

61 Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf wichtige ältere Arbeiten zum KWI-A und anderen medizinisch-psychiatrischen Forschungseinrichtungen der KWG, zuletzt: *Hans-Walter Schmuhl, Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945*, Göttingen 2005; *ders. (Hrsg.), Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933*, Göttingen 2004.

62 Vgl. oben, S. 546 f.

Versuchsanstalt und andere Einrichtungen unter den einschlägig ausgewiesenen Forschern nicht zuletzt der Friedrich-Wilhelms-Universität rekrutiert, ehe dann der Erste Weltkrieg einen »Quantensprung in der Organisation der Rüstungsforschung« nach sich zog (S. 100 ff.).

Weitere Aufsätze befassen sich mit dem (methodisch nur schwer zu rekonstruierenden) studentischen Alltag, den Restriktionen, denen jüdische und oppositionelle, aber auch weibliche Studenten und ebenso jüdische Dozenten vonseiten antisemitischer Studenten ausgesetzt waren, oft bereits vor 1933. Matthias Bühnen und Rebecca Schaarschmidt skizzieren in ihrem Beitrag außerdem die »oft große wirtschaftliche Not« eines hohen Prozentsatzes der Studenten und den Druck, »sich ihr Studium selbst zu finanzieren« (S. 145) – Phänomene, die heutigen studentischen Lesern bekannt vorkommen werden. So ist es denn auch kein Zufall, dass »der Begriff des »akademischen Proletariats« bereits vor dem Ersten Weltkrieg entstand« (S. 146). Sven Waskönig bietet Einblick in eine Variante studentischen Alltags, die man leicht zu vergessen geneigt ist: in die Verbindungen, denen »noch 1929 mehr als die Hälfte der deutschen Studentenschaft angehörte« (S. 162). Aufschlussreich ist dieser Aufsatz, weil er jedenfalls in ersten Konturen deutlich macht, wie wichtig diese Vereinigungen für das »Einschleifen« eines elitären Habitus und, in Verbindung mit den »alten Herren«, für die Selbstrekrutierung der traditionellen Eliten gewesen sind. Annette Vogt und Levke Harders bieten für die naturwissenschaftliche bzw. die philosophische Fakultät einen kompakten und mit biografischen Informationen gesättigten Überblick über Stellung und Karrieren der vergleichsweise kleinen Zahl an Studentinnen, Promovendinnen, Assistentinnen und Privatdozentinnen der Berliner Universität.⁶³ Sie skizzieren die biologistisch aufgeladenen Rollenerwartungen männlicher Hochschullehrer und sonstiger Funktionsträger an Frauen, die die Akzeptanz von Studentinnen wie Dozentinnen an den Universitäten bekanntlich bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts erheblich erschwerten, und machen zugleich deutlich, dass es während des Zweiten Weltkrieges für immer mehr Frauen dennoch zu einem von den Nationalsozialisten nicht gewollten bildungsbezogenen wie beruflichen Aufstieg kam. Die Beiträge zur Studentenschaft an der Berliner Universität bieten über den Einzelfall Friedrich-Wilhelms-Universität hinaus wichtige allgemeine Hinweise, auch solche, die noch nicht ins allgemeine Repertoire der Wissenschafts- und Universitätshistoriker eingegangen sind. Sie räumen vielmehr mit liebgewordenen Vorurteilen auf, die bis in die jüngste Zeit kolportiert wurden. So konstatieren Steffen Rückl und Karl-Heinz Noack, dass es problematisch ist, sich für die Entwicklung der Studentenzahlen im Dritten Reich vergleichend auf die Daten Ende der Zwanziger- oder Anfang der Dreißigerjahre zu beziehen. Denn die hohen Zahlen in den Jahren vor 1933 spiegeln zum einen einen »kriegsbedingten Nachholbedarf« und zum anderen (nicht anders als heute) das »Ausweichen eines Teiles der jungen Generation vor der Arbeitslosigkeit« (S. 117). Weit über die Reichshauptstadt hinaus wichtig ist außerdem die Feststellung von Rückl/Noack, dass »die auf Grund der Äußerungen Hitlers und von anderen NS-Politikern zu erwartende soziale Öffnung nach 1933 von der Statistik nicht bestätigt« wird; vielmehr ergab sich bis weit in den Zweiten Weltkrieg hinein »eine deutliche Zunahme von Studenten bürgerlicher Herkunft« (S. 131). Von solcherart empirischen Ergebnissen kann nur überrascht sein, wer das nationalsozialistische Ideologem der »Volksgemeinschaft« als soziales Versprechen interpretiert – eine Prämisse, die durch historiografische Pamphlete wie die Götz Alys in jüngster Zeit kräftig genährt wurde⁶⁴ – und ignoriert, dass die Nationalsozialisten auch innerhalb der »Volksgemein-

63 Vgl. ausführlich die bereits erwähnte Monografie von Vogt, Vom Hintereingang zum Hauptportal?

64 Zur Kritik an Alys »Volksstaat« vgl. ausführlich: Rüdiger Hachtmann, Öffentlichkeitswirksame Knallfrösche – Anmerkungen zu Götz Alys »Volksstaat«, in: Sozial.Geschichte 3, 2005, S. 46–66, sowie die Rezensionen von dems., Winfried Süß, Frank Bajohr, Armin Nolzen, Gustavo

schaft« der »deutschen Volksgenossen« keine Gleichheit, sondern schroffe soziale Hierarchien (auf freilich teilweise neuer Basis) vorsahen; das elitäre Selbstverständnis der SS ist hier nur ein Beispiel unter vielen.

Drei weitere Aufsätze runden den ersten Band ab. Der Beitrag von Stefan Rückl und Winfried Schultze zum »Zwangsarbeiter- und Kriegsgefangeneneinsatz« birgt wenig Überraschungen. Dass diese diskriminierten Gruppen als Landarbeiter, technische Hilfskräfte, Küchenhilfen etc. eingesetzt wurden, gilt für Universitäten und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen generell. Problematisch ist die Schlussentziffer dieses Beitrages, die Feststellung, dass »die von den Nationalsozialisten systematisch geplante und praktizierte Zwangsarbeit« nach 1945 »nur umgedreht [...] eine seitenverkehrte Fortsetzung« im Umgang der Alliierten mit Millionen deutscher Kriegsgefangenen erfuhr (S. 225). Hier wäre doch etwas mehr Differenzierung angesagt und zumindest der Hinweis auf Ursache und Wirkung angezeigt gewesen sowie die Feststellung, dass auch universitäre Stellen mitunter sehr eigeninitiativ billige »Fremdarbeiter« verlangten und dankbar verwendeten. Rüdiger v. Bruch skizziert in einem so knappen wie dichten Beitrag die hochgradig apologetische, doppel-deutsche »Erinnerungskultur« ab 1945, die im Westen durch »von unten inszenierte und von oben geschützte Schweigekartelle« dominiert und im Osten durch »eine dogmatisch fixierte Geschichtspolitik« geprägt war (S. 232 f.). Diese zeigte sich – nicht zuletzt aufgrund eines zum Klischee und Mythos geronnenen Verständnisses der »Produktivkraft Wissenschaft« – letztendlich genauso unfähig wie ihr westdeutsches Pendant, die Rolle der Berliner Universität während der NS-Zeit differenziert zu analysieren. Allerdings kamen gerade gegen Ende der DDR schließlich doch differenziert-kritischere Positionen zur Entfaltung, wie v. Bruch unter Verweis auf den 1987 erschienenen Band »Wissenschaft in Berlin« deutlich machen kann (S. 234). Ergänzt werden die Ausführungen v. Bruchs durch den lesenswerten Beitrag der Zeitzeugin Ingrid Graubner, die ab 1980 als Mitarbeiterin des Bereichs Öffentlichkeitsarbeit der Humboldt-Universität auch für Gedenkveranstaltungen zur NS-Diktatur zuständig war.

Im zweiten Band werden die einzelnen Fakultäten und ihre Geschichte – bzw. die einzelner Ordinarien – für die Zeit des Dritten Reiches umrissen. Aus der Fülle der präsentierten Befunde für die einzelnen Fächer von der Slavistik (Marie-Luise Bott), Germanistik (Wolfgang Höppner), Geschichte (Willi Oberkrome), Ur- und Frühgeschichte (Achim Leube), Philosophie (Klaus-Peter Horn), Theologie (Hartmut Ludwig), Kunstgeschichte (Sabine Arend) über die Sportwissenschaft (Elk Franke) und Anatomie (Udo Schagen) bis hin zur Musikwissenschaft (Burkard Meischein) seien hier lediglich Ergebnisse aus drei Aufsätzen vorgestellt. Sie sollen illustrieren, wie aufschlussreich auch die Lektüre dieses Bandes ist: Sabine Schleiermacher stellt in ihrem Beitrag über Hygiene als medizinische Disziplin den Ordinarius Heinz Zeiss vor. Zeiss, Schöpfer des Begriffes »Geomeditzin«, nutzte die Gesundheitspolitik als Instrument zur Legitimierung von Deportationen, Zwangsumsiedlungen und Vernichtung in den von der Wehrmacht okkupierten Gebieten Osteuropas. Er war jedoch – und dies macht seinen Fall so spannend wie brisant – weder ein fanatischer Ideologe noch ein skrupelloser Karrierist. Ihm boten NS-»Macht-ergreifung« und Zweiter Weltkrieg vielmehr die Chance, seit dem Ersten Weltkrieg konzipierte volkstumspolitische Ziele, unüberwindbare »Grenzwälle« deutschen »Volkstums« und »Brückenköpfe« zur Erweiterung »deutschen Lebensraums« zu errichten, konkret zu elaborieren und endlich Realität werden zu lassen (S. 31). Auch an diesem Fall zeigt sich die Komplexität des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik und ihren Akteuren. Es war keineswegs einseitig nur das NS-Regime, das menschenfeindlicher Wissenschaft zur Blüte verhalf. Gleichzeitig brachen auch die Wissenschaft und einige ihrer exponierten

Corni und Thomas Schlemmer in: Sehepunkte 5, 2005, Nr. 7/8, URL: <<http://www.sehepunkte.de/2005/07/8191.html>> [23.6.2008], bzw. in: Annali dell'Institutio storico italo-germanico in Trento XXXI, 2005, S. 441–517.

Vertreter der barbarischen Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten Bahn. In wieder anderer Weise symptomatisch für Muster wissenschaftlicher »Verstrickung« im Dritten Reich war die Rolle Karl Bonhoeffers, die Thomas Beddies in einem Beitrag über die Universitätspsychiatrie skizziert. Bonhoeffer war, das steht auch für Beddies außer Zweifel, »kein Mitläufer und kein Sympathisant« der NS-Bewegung – und dennoch »ein Mittäter und ein Wegbereiter«, der »in dem Bemühen, Schlimmeres zu verhüten, selbst Teil des Schlimmen« wurde. Auch er glaubte wie die übergroße Mehrheit seiner Kollegen, »alte psychiatrische Wunsch- und Idealvorstellungen vom (erb-)gesunden Menschen, einem gesunden Volkskörper und auch von der Ausgrenzung devianter Individuen und Gruppen« verwirklichen zu sollen, indem er die »durch die Nationalsozialisten geschaffenen Möglichkeiten bis hin zur Anordnung der zwangsweisen Sterilisation weidlich nutz[te]« (S. 61 f.). Er begab sich, formuliert Beddies so moderat wie präzise, »mit der Beteiligung an den Zwangssterilisationen [...] auf jenes abschüssige Gelände, auf dem es für viele seiner jüngeren Kollegen kein Halten mehr auf dem Weg in die Mittäterschaft an den Krankenmorden gab« (S. Halten 71). Werner Brill schließlich verändert in einem zweiten Beitrag den Fokus seines Aufsatzes im ersten Band und skizziert, wie der massenmörderische Umgang mit behinderten und hilflosen Menschen gesellschaftlich eingebettet wurde: Die Sonderschulpädagogik und die konkrete Hilfsschullehrerausbildung waren durchtränkt von rassenhygienischen Inhalten, die sich dort bereits während der Zwanzigerjahre »fast unmerklich ausgebreitet hatten« und ab 1933 »nur« weiter radikalisiert werden mussten, indem Behinderte »als Täter gegen die Allgemeinheit gebrandmarkt« wurden. Die Sonderschule und die dort beschäftigten Lehrer sahen sich freilich strukturell in einem Zwiespalt, weil ihnen aufgrund des pädagogischen Umgangs – und sei dieser noch so repressiv und disziplinierend gewesen – der »Vorwurf der Kontraselektion« gemacht wurde, ein Vorwurf, dem viele von ihnen sowie die universitären Sonderschulpädagogik durch ostentative Übernahme rassenhygienischer Zielsetzungen und durch Überanpassung zu begegnen versuchten (S. 229–232).

Thematisch den skizzierten Aufsätzen von Brill und Beddies benachbart ist eine relativ schmale, gleichwohl aufschlussreiche Untersuchung von Frank-Rutger Hausmann über das »Institut für Psychologie und Klinische Psychologie« an der 1941 gegründeten Reichsuniversität Straßburg und Hans Bender, den Begründer dieses Instituts.⁶⁵ Hausmann bietet eine knappe Einführung in die Geschichte der elsässischen Reichsuniversität, deren Gründer mit dem Anspruch antraten, die »Entthronung der Sorbonne« bewerkstelligen zu können (S. 26), und betont, dass manche Aspekte des Universitätskonzepts, insbesondere die interdisziplinäre »Zusammenarbeit zwischen den beiden geistes- und den beiden naturwissenschaftlich orientierten Fakultäten«, »durchaus auch innovative Züge« trugen (S. 29). Selbst in dieser nationalsozialistischen Modelluniversität mit »attraktiven Arbeitsbedingungen« und »attraktiven Gehältern« wurde das meritokratische Prinzip gewahrt und »im Einzelfall ein fachlich besonders ausgewiesener Kandidat einem SS-Bewerber vorgezogen« (S. 31, 33). Den Lebenslauf seines Protagonisten, der »schon als junger Assistent die Parapsychologie in Deutschland hoffähig machen« wollte (S. 101) und nach 1945 das bekannte Freiburger »Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene« begründete, beschönigt Hausmann nicht. Dabei geht es weniger um den SS- und NSDAP-Beitritt Benders, den Hausmann als quasi prophylaktische Maßnahme gegen die zeitweiligen (1935 und 1941) Anfeindungen von Teilen des Regimes gegen die Parapsychologie und andere Formen der »Grenzwissenschaften« möglicherweise etwas verharmlost, sondern etwa um Feststellungen wie die, dass »Bender sich unmittelbar nach Kriegs-

65 *Frank-Rutger Hausmann, Hans Bender und das »Institut für Psychologie und Klinische Psychologie« an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944 (Grenzüberschreitungen. Beiträge zur wissenschaftlichen Erforschung außergewöhnlicher Erfahrungen und Phänomene, Bd. 4), Ergon Verlag, Würzburg 2006, 172 S., kart., 29,00 €.*

ausbruch an das Propagandaministerium in Berlin wandte und [...] Vorschläge zur psychologischen Kriegführung gegen Frankreich unterbreitete« (S. 51 f.). Auch mindestens »gelegentliche Erteilung personenbezogener Auskünfte und fachlicher Vorschläge«, die Bender nicht zuletzt SS und SD zukommen ließ, zeugen von einer recht starken Nähe zur Diktatur. Ob das nur »eine Mischung aus Naivität, Nichtwissenwollen und Opportunismus«, also »Mitläufertum« war (S. 62), mag dahingestellt bleiben. Bender selbst sprach nach 1945 jedenfalls sicherlich nicht zufällig nur »sehr ungern über seine Straßburger Zeit« (S. 12).

Informativ sind auch die als »exemplarische Spurensuche« angelegten Ausführungen Hausmanns zur Kooperation von Bender und seinem Psychologischen Institut in Straßburg mit dem nach Kriegsbeginn gegründeten »Institut für Arbeitspsychologie« des »Amtes für Leistungssteigerung, Betriebsführung und Berufserziehung« der DAF. Die finanzstarke DAF wollte Benders Forschungseinrichtung wenigstens zu Teilen zu einer Zweigstelle des in Berlin ansässigen »Institutes für Arbeitspsychologie« machen und – für Bender besonders wichtig – über »Ansatzstellen in den Betrieben«, die (wie Ulfried Geuter dargestellt hat⁶⁶) die dort beschäftigten Arbeitskräfte beobachten und dann nach rassistischen sowie gleichzeitig individualpsychologischen Kriterien für einen adäquaten »Arbeitseinsatz« bewerten sollten, personell großzügig ausstatten. Offensichtlich (das geht aus der Hausmann'schen Darstellung nicht so ganz eindeutig hervor) begann man auch mit dem Aufbau einer Abteilung, die sich der von der DAF gewünschten Betriebspsychologie sowie der »Menschenführung und -Auslese« widmete. Die dafür eingestellte Psychologin kam von der DAF, hatte über die industrielle Frauenarbeit geforscht und befasste sich schwerpunktmäßig mit dem »Fremdarbeiterinneneinsatz«, musste später allerdings auch obskure Tätigkeiten wie die »kriegswichtigen Nachprüfungen von Wünschelrutengängern« wahrnehmen (S. 68 ff., 79).

In dem von Karin Bayer u. a. herausgegebenen Sammelband über »Universitäten und Hochschulen im Nationalsozialismus und in der frühen Nachkriegszeit«⁶⁷ findet sich ein Aufsatz von Joachim Lerchenmüller, der die Ausführungen Hausmanns ergänzt, nämlich mit anderer Akzentsetzung einen konzisen und informativen Überblick über die kurze Geschichte der Reichsuniversität Straßburg bietet. Auch er betont die »Entthronung der Sorbonne« als das eigentliche Ziel Ernst Anrichs, des »geistigen Architekten dieser neuen Reichsuniversität«. Vor allem aber arbeitet er heraus, dass »die philosophische Fakultät inhaltlich und personell im Vordergrund der Planungen des Sicherheitsdienstes« der SS stand, da der SD Aufbau und Entwicklung der neuen Hochschule entscheidend geprägt habe und »die Gegnerforschung des Sicherheitsdienstes primär soziologisch orientiert war«. Die philosophische Fakultät wiederum wurde »in drei sog. Großseminare gegliedert: für »Frühgeschichte und Altertumskunde«, für »Außerdeutsche Kulturen der Gegenwart« sowie in das »Historisch-germanistische Großseminar«. Von Bedeutung war weniger, dass die germanophilen Historiker sich für die griechisch-römische Antike kaum interessierten, sondern dass sie Lehre und Forschung interdisziplinär anlegten und »den traditionellen Zuschnitt einzelner Fächer bewußt [zu] überwinden« versuchten (S. 59 f.). Des Weiteren skizziert Lerchenmüller, dass die meisten Hochschullehrer der elsässischen Reichsuniversität nach 1945 ihre Karriere in der Bundesrepublik fortsetzen konnten und in den wenigen Fällen, in denen ihnen die Hochschulkarriere verschlossen blieb, auf benachbarten Feldern reüssierten. So gehörte Günther Franz bekanntlich zu den Mitbegründern der »Ranke-Gesellschaft«, die u. a. das Historisch-Politische Buch herausgibt, wäh-

66 Vgl. Ulfried Geuter, *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main 1988, hier insb. S. 251 ff., 296 ff.

67 Karin Bayer/Frank Sparing/Wolfgang Woelk (Hrsg.), *Universitäten und Hochschulen im Nationalsozialismus und in der frühen Nachkriegszeit*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2004, 292 S., kart., 60,00 €.

rend der ehemalige Rektor der Straßburger SD-Universität, Ernst Anrich, die »Wissenschaftliche Buchgemeinschaft« – heute: »Wissenschaftliche Buchgesellschaft« – gründete.

Weitere Aufsätze des Bandes bieten einen Überblick über andere Hochschulen. Karen Bayer stellt die Medizinische Akademie in Düsseldorf als »typisches Fallbeispiel« vor, weil diese sich trotz vielfältiger Verwicklungen auch in die verbrecherische medizinische Praxis des NS-Regimes nach 1945 »unauffällig in die deutsche Hochschullandschaft« eingeordnet und »belastete Mediziner wieder in die eigenen Reihen aufgenommen« habe (S. 196). Uwe Hoßfeld zeichnet nach, dass sich an der Universität Jena bereits frühzeitig eine starke Tradition »rassenkundlicher« und »rassenhygienischer« Forschungen ausgebildet hatte. Sichtbar wurde dies an der bereits 1930 durchgesetzten Berufung des zu diesem Zeitpunkt noch nicht habilitierten »Rasse-Günther« an die thüringische Universität (S. 204, 217).⁶⁸ Ota Konrád skizziert die relativ rasche »Arisierung« der Lehrkörpers der Geisteswissenschaften an der Deutschen Universität in Prag ab 1938 und deren Ausrichtung auf die Bedürfnisse des NS-Regimes.

Ausführlicher hinzuweisen ist auf einen kompetenten und in seiner Kritik so scharfen wie grundsätzlich überzeugenden Beitrag von Peter Voswinckel. Er untersucht exemplarisch einige der in der »Deutschen Biographischen Enzyklopädie« (DBE) porträtierten, unter der NS-Herrschaft verfolgten, vertriebenen oder ermordeten Mediziner – und wertet dann resümierend die DBE »als kritiklose Ansammlung von biographischen Versatzstücken, als eklektischen Zusammenschnitt von Informationen«, die oft unkritisch aus anderen Kompendien übernommen worden seien. Schwerer wiegt sein Vorwurf, dass oft »die Leerstellen gar nicht mehr als solche (und somit als Forschungsdesiderata) kenntlich gemacht sind« und infolgedessen »die einst von Hitler verfügte Ausschaltung womöglich erst recht besiegelt und auf unabsehbare Dauer festgeschrieben« würde (S. 252). Voswinckel, der in diesem Zusammenhang von einer »vorsätzlichen, zumindest grob fahrlässigen zweiten ›Verbannung‹« spricht, beklagt zudem die »Unkenntlichmachung der Täter« (S. 266 ff.). »Wo aber Opfer und Täter nicht einmal mehr beim Namen genannt werden, da reduziert sich das Unheil jener Jahre in den Köpfen der Heranwachsenden auf das Bild des dämonischen Volksverführers Hitler, da fungiert ›Holocaust‹, zum abstrakten Inbegriff des Bösen geworden, lediglich noch als leicht zu handhabendes Schlagwort, das niemanden mehr beunruhigt« (S. 268). Als eifrigem Nutzer der DBE, der zudem weiß, wie schwer die Recherche kurzbiografischer Basisdaten sein kann, erscheint mir dieses Verdikt über die DBE bzw. die »Biographische Enzyklopädie deutschsprachiger Mediziner«⁶⁹ zwar zu apodiktisch und zu pauschal. Eine grundsätzliche Nützlichkeit des DBE lässt sich angesichts der Tabula rasa, die vorher geherrscht hat, gewiss nicht bestreiten. Zudem ist es mit Blick auf Kurzbiografien verfolgter Wissenschaftler schwer, Täter auch tatsächlich namhaft zu machen und die konkreten »gesellschaftlichen Strukturen«, die Vertreibung und Vernichtung im Einzelfall bedingt haben, in wenigen Worten zu umreißen. Aber auffallend ist schon, dass die Enzyklopädie erhebliche Lücken aufweist – keineswegs nur für die Mediziner – und mithin die Gefahr groß ist, dass das von den Nazis gezielt initiierte Vergessen rassistisch verfolgter oder nicht willfähiger Wissenschaftler in die Zukunft fortgeschrieben wird. Berechtigt ist außerdem Voswinckels Aufruf zu mehr sprachlicher Sensibilität in den Kurzbiografien. Am ehesten gerecht wird man der DBE und anderen biografischen Enzyklopädien, wenn man sie als massenbiografisches Provisorium betrachtet, das laufend ergänzt werden muss und auf unabsehbare Zeit nicht abgeschlossen sein wird.⁷⁰

⁶⁸ Vgl. auch unten, S. 579.

⁶⁹ Hrsg. von Dietrich v. Engelhardt, 2 Bde., München 2001.

⁷⁰ Hinzudeuten ist an dieser Stelle auf ein jüngst erschienenes biografisches Handbuch, das die von Voswinckel monierten Defizite bewusst zu umgehen versucht hat, zugleich freilich auch exemplarisch illustriert, wie schwer die biografische Recherche auch ausgesprochen prominen-

Unter den weiteren überwiegend biografisch orientierten Aufsätzen des von Bayer u. a. herausgegebenen Sammelbandes sei hier lediglich auf einen Aufsatz von Carsten Klingemann über »Flüchtlingssoziologen als Politikberater in Westdeutschland« näher eingegangen. Klingemann kritisiert scharf die Feststellung Uta Gerhardts, es habe »in der Bundesrepublik zwar eine Flut soziologischer Literatur, aber verhältnismäßig wenige Arbeiten über Vertriebene und Flüchtlinge gegeben«, und moniert in diesem Zusammenhang ihren »ahistorischen-normativen Soziologiebegriff«. Faktisch zielt diese Kritik in eine ähnliche Richtung wie die, die (wie gezeigt) Mitchell Ash in einem anderen Kontext implizit an dem Wissenschaftsbegriff Gerhardts geübt hat.⁷¹ Auch Klingemanns Ausführungen gehen dahin, dass es wissenschaftshistorisch absurd ist, das, was historisch als »wissenschaftlich ausgewiesene Soziologie« zu gelten hat, »ex post zu kodifizieren« (S. 81 f.).

Die von Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin und Elke Wolgast herausgegebene Geschichte der »Universität Heidelberg im Nationalsozialismus« besitzt einen fast enzyklopädischen Charakter.⁷² Das zeigt bereits der Aufbau des fast 1.300 Seiten starken Bandes: Einleitenden, datenreichen Beiträgen zur Universitätsleitung, zu den Studenten, zur Universitätsbibliothek, zu den akademischen Feiern sowie zu den internationalen Beziehungen folgen ausführliche Darstellungen sämtlicher Fakultäten und Fächer der – wie mehrfach stolz angemerkt – ältesten Universität Deutschlands während der NS-Zeit. Vorgestellt werden Entlassungen, sonstige Veränderungen und ebenso Kontinuitäten in der Zusammensetzung des jeweiligen Lehrkörpers, meist auch das fachliche Profil wie die politischen Positionierungen vor allem der Ordinarien für das Dritte Reich, die letzten Jahre vor 1933 und die unmittelbare Nachkriegszeit. Mitunter recht ausführlich wird außerdem für die einzelnen Fakultäten auf Habilitationen, auf Promotionen sowie, meist nur am Rande, auf die Studentenschaft eingegangen. Skizziert werden die Schwerpunkte der Lehre und die Forschungsfelder insbesondere der exponierten Hochschullehrer. Aufschlussreich sind auch die Skizzen zu deren politischer Haltung, z. B. die Kennzeichnung des deutschnationalen Historikers und ersten NS-Rektors Willy Andreas als »Prototypen des Opportunisten«, der im Mai 1933 neben Hitler auch »unseren Führer Hindenburg« feierte. Tatsächlich war dessen Anbiederung an das NS-Regime keineswegs nur bloßer Opportunismus, sondern auch Konsequenz eines »emotional bewegten Patriotismus«, wie es ein wenig apologetisch zwei Seiten später heißt (S. 503 ff.). Nicht nur für Andreas, sondern für viele Geisteswissenschaftler im Reich galt der Nationalsozialismus als »zeitgemäße Weiterentwicklung des Preußentums« (S. 510). Mit anderen Akzentsetzungen begrüßten zahlreiche Angehörige des Lehrkörpers der medizinischen Fächer den Machtantritt der Nationalsozialisten. »Eine Bilanz über das Schicksal der Medizinischen Fakultät Heidelbergs in der Zeit des Nationalsozialismus lässt wenig Raum für positive Anmerkungen«, so Wolfgang U. Eckart unmissverständlich. Die Heidelberger Universitätsmediziner gewannen »mächtigen politischen Einfluß« und machten die Fakultät schon »bald nach der »Machtübernahme« [zu] einem ideologischem Zentrum im nationalsozialistischen Sinne«, weil sie sich »als Garanten einer rassistisch-biologistischen Staatstheorie« verstanden (S. 649).

Zwar kann der Band mit empirisch teilweise spannenden Beiträgen aufwarten, so z. B. mit einem Aufsatz von Wolfgang U. Eckart und Christoph Gradmann über das Hygiene-

ter Wissenschaftler sein kann: *Reinhard Rürup*, unter Mitwirkung von Michael Schüring, Schicksale und Karrieren. Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher, Göttingen 2008. Wissenschaftshistorisch nützlich sind außerdem vor allem die oben (Fußnote 47) erwähnten biografischen Lexika von *Michael Grüttner* und *Ernst Klee*.

⁷¹ Vgl. oben, S. 550.

⁷² *Wolfgang U. Eckart/Volker Sellin/Elke Wolgast* (Hrsg.), *Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus*, Springer Medizin Verlag, Heidelberg 2006, 1278 S., geb. 49,95 €.

Institut, in dem Karriere und Wirken des Kolonial- und Geomediziners Ernst Robert Carl Rodenwaldt ausführlich dargestellt wird (S. 701–716). Die allgemeinen Ergebnisse des Bandes über die Universität Heidelberg bergen indes alles in allem wenige Überraschungen. Dass sich die Universitätsleitung und ebenso die Hochschullehrerschaft der Entlassungswelle ab 1933 nicht entgegenstellte oder dass die internationalen wissenschaftlichen Beziehungen nach der Machtergreifung keineswegs verkümmerten, allerdings in den Dienst der Imagepolitik des Regimes gestellt und in Einzelfällen lediglich durch knappe Devisen beschränkt wurden (S. 148 f., 159 f.), galt anderswo genauso. Wie an allen Hochschulen wurden auch an der Heidelberger Universität sukzessive alle »nicht-arischen«, überwiegend an der medizinischen Fakultät immatrikulierten Studenten sukzessive entfernt. 1933 waren in den Listen knapp 200, 1937 nur noch fünf jüdische Studenten verzeichnet. Aufschlussreich ist, dass daneben auch politisch nonkonforme, nicht-jüdische Studenten erheblich drangsaliert wurden (S. 62 f.). Allein 1933 wurden 50 oppositionelle Studenten relegiert. Tatsächlich, so lässt sich den insgesamt knappen Sätzen hierzu entnehmen, gab es an der Heidelberger Universität bis zur Machtergreifung eine ziemlich starke linke Minorität: 1930 hatten es die Sozialistische Hochschulgruppe und angeschlossene Listen auf zehn, die »Revolutionären Sozialisten« auf immerhin einen Sitz von insgesamt 46 Sitzen gebracht, bei 17 Sitzen für den »Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund« (NSDStB). Bis Januar 1933 hatte sich die Zahl der linken Sitze auf sechs zwar fast halbiert; trotz eines »nationalen Unbefriedigtseins« (so die geschraubte und etwas apologetische Formulierung Elke Wolgasts) und des prominenten Heidelberger NSDStB-Hochschulgruppenführers Gustav Adolf Scheel, der später zum Reichsstudentenführer aufsteigen sollte, gewannen die Nationalsozialisten jedoch nur einen Sitz hinzu – und waren für Mehrheiten weiterhin auf die Katholische Studentenschaft und den Nationalen Block angewiesen (S. 59).⁷³

Außerdem erfährt man einiges über widerständiges Verhalten von Hochschullehrern, z. B. dass Alfred Weber den Hausmeister des von ihm geleiteten Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften anwies, Anfang März 1933 die Hakenkreuzfahne vom Institutsgebäude wieder abzuhängen (S. 17, 560). Zu Recht betont Kilian Schultes, dass dieses mutige Handeln Webers, der wenig später allerdings sowieso das 65. Lebensjahr erreichte und emeritiert wurde, »ein seltenes Beispiel von Zivilcourage« selbst zu diesem Zeitpunkt war, als Hindenburg noch länger als ein Jahr zu leben hatte und Papen wie Hugenberg noch als stellvertretender Reichskanzler bzw. Minister amtierten (S. 560). So nimmt es denn nicht wunder, dass der Umgang mit »nicht-arischen« oder politisch links stehenden Hochschullehrern in Heidelberg ähnlich beschämend wie anderswo war. Selbst gegen den ob seiner jüdischen Herkunft von Entlassung bedrohten berühmten Physiologen und Nobelpreisträger Otto Meyerhof trat die Universitätsleitung nach. So erklärte Rektor Groh Ende 1935, Meyerhof sei »in den letzten Monaten zunehmend politisch geworden« und überhaupt »höchst gefährlich« (S. 37, vgl. auch S. 676 f.); Meyerhof hatte Glück und konnte 1938 via Schweiz und Frankreich schließlich in die USA emigrieren.

Angemessen wäre es in diesem Zusammenhang gewesen, den latenten Antisemitismus der meisten Hochschullehrer stärker herauszuarbeiten. Manche Autoren suggerieren zudem, dass die Heidelberger Universität bis 1933 »unpolitisch« gewesen sei, etwa wenn von einer »Politisierung der Festkultur im nationalen Sinne [durch die] Universitätsleitung nach der nationalsozialistischen Machtergreifung« gesprochen wird. Absurd muten solche Feststellungen an, wenn auf der Seite zuvor festgestellt wird, dass »seit 1923 in Heidelberg regelmäßig als dies academicus am 18. Januar, dem Jahrestag der Kaiserproklamation in Versailles 1871, eine Reichsgründungsfeier« abgehalten und seitens der Universi-

73 Mit diesem »Zwang zur Koalition«, dem die nationalsozialistischen Studentenvertreter nachgeben mussten, wollten sie Mehrheiten erreichen, lag Heidelberg freilich grob im Trend der deutschen Universitäten: Vgl. *Grüttner*, Studenten, S. 496.

tät außerdem offenbar des Öfteren »nationale Kundgebungen, zum Beispiel am 1. Juli 1930 auf dem Schlosshof eine Feier zur Beendigung der französischen Besatzung im Rheinland«, durchgeführt wurden (S. 123). Passagen wie diese lassen auf einen sehr engen Politik-Begriff schließen.

Andere Abschnitte, in denen Anpassungsbereitschaft und Affirmation zum NS thematisiert wird, sind mit dem Gestus formuliert, als wären Universität und Hochschullehrer »eigentlich« zum Widerstand prädestiniert. In manchen Formulierungen schwingt die Enttäuschung über eine ziemlich reibungslose Einpassung in das NS-System mit. Tatsächlich ist ja schon seit längerem bekannt, dass die Hochschullehrer und hier vor allem die Geisteswissenschaftler als »die berufenen Wächter des deutschen Geistes sich der Stimmung des nationalen Aufbruchs« oft genug ausgesprochen enthusiastisch hingaben, wie Gotthard Jasper 1986 formuliert hat, die Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung und aller demokratischen Institutionen als »positiv befreiende« Wende begrüßten und sich durch die vermeintlichen außenpolitische Erfolge Hitlers in ihrem, auf die Bismarck'sche Tradition des »Blut und Eisens« rekurrierenden, nationalistischen Wahn bestätigt sahen.⁷⁴ So ist es eigentlich naheliegend, statt einer moralisierend retrospektiven Enttäuschung Ausdruck zu verleihen, einfach mal die Perspektive zu wechseln, nämlich hochgradige Affinitäten der Hochschullehrer zum »nationalen Aufbruch« zu unterstellen, den das Hitler-Kabinett versprach – und nach den konkreten Gründen für ein offenbar seltenes Abweichen von dieser »Normalität« zu fragen. Ein solcher Perspektivenwechsel hätte gerade für Heidelberg auch deswegen auf der Hand gelegen, weil Christian Jansen vor nunmehr eineinhalb Jahrzehnten in seiner allerdings nur bis 1935 reichenden Studie über »Professoren und Politik« die Heidelberger Universität in Zentrum gerückt hat und hier einiges über professorale Mentalitäten, nicht zuletzt die Affinitäten der Heidelberger Hochschullehrer zu deutsch-völkischen Strömungen sowie – vor dem Hintergrund ihrer »Sucht nach innerer Einheit des deutschen Volkes« – schließlich zum nationalsozialistischen »Extremismus der Mitte«, zu erfahren ist.⁷⁵

Das Schwergewicht liegt in den meisten Beiträgen auf den Anfangsjahren der Hitler-Diktatur. Dem enzyklopädischen Anspruch entsprechend wird allerdings meist auch die Zeit des Zweiten Weltkrieges mindestens angesprochen. Manche der für die späten Phasen des Dritten Reiches geschilderten Begebenheiten muten kurios an, etwa der Tatbestand, dass die vom NS-Regime ab 1933 inflationär eingeführte Institution der Sonderkommissare und Generalbevollmächtigten abfärbte und die Universitätsleitung Anfang 1940 den Dekan der staats- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, Walter Thoms, als »Kohlenkommissar für die Universität« einsetzte, der vom Rektor auch noch ausdrücklich »diktatorische Vollmachten« erhielt (S. 25 f.).

Wer Details über prominente Hochschullehrer, aber auch über unbekannte Dozenten der Heidelberger Universität erfahren will, kommt auf seine Kosten, zumal der Band über ein umfängliches Personenregister gut erschlossen ist. Wenn der Leser nach der Lektüre des umfänglichen Bandes dennoch etwas ratlos zurückbleibt, dann liegt dies zum einen an der stark personalisierenden Ausrichtung so ziemlich aller Beiträge. Vor allem aber fehlt eine vergleichende Zusammenfassung. Gewiss ist die Frage, ob die Bereitschaft zur Selbstmobilisierung an der Heidelberger Universität stärker ausgeprägt war als an anderen Hochschulen, ob sie stärker durch Landes- und Reichsbehörden reglementiert wurde oder als traditionsreiche Universität mehr Freiräume besaß, schwer zu beantworten. Indes

74 Vgl. den immer noch sehr lesenswerten und in seinen Grundaussagen durch die neueren empirischen Studien bestätigten Überblick von *Gotthard Jasper*, *Die gescheiterte Zähmung. Wege zur Machtergreifung Hitlers 1930–1934*, Frankfurt/Main 1986, S. 218–221.

75 *Christian Jansen*, *Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1935*, Göttingen 1992, insb. Kapitel VI (S. 229–297) mit der schönen Überschrift: »Auf dem Mittelweg nach rechts«, S. 305, 307.

wären in dieser Hinsicht, anknüpfend an die Studie von Christian Jansen, wenigstens einige abschließende Bemerkungen und Thesen angebracht gewesen.

Ähnlich voluminös, aber ganz anders aufgebaut ist der von Uwe Hoßfeld, Jürgen John, Oliver Lemuth und Rüdiger Stutz herausgegebene Sammelband zur Geschichte der Universität Jena.⁷⁶ Originell ist bereits der einleitende Beitrag, ein Interview, das der Pressesprecher und Leiter des Referates Öffentlichkeitsarbeit mit den vier Herausgebern geführt hat. In diesem Interview merken die Herausgeber unverblümt an, dass es neben Unterstützung für ihr Unternehmen innerhalb der Universität auch erhebliche Widerstände gegeben hat, insbesondere seitens der theologischen Fakultät und des Instituts für Philosophie. Darüber hinaus machen sie deutlich, dass in dem Band – anknüpfend an die hier in den eingangs vorgestellten Aufsatzbänden eingeleiteten Paradigmenwechsel⁷⁷ – der traditionell »dualistische Blick auf das Verhältnis von Politik und Wissenschaft« zugunsten einer differenzierten und integrativen Sicht auf das Geflecht von Universität und lokalem, regionalem und nationalem NS-Apparat bewusst aufgeben wurde (S. 12). Sie präsentieren die Geschichte der »Salana«, so die traditionelle Bezeichnung der Jenaer Universität, denn auch nicht »als Leidensgeschichte, der die einzelnen Universitätsangehörigen in unterschiedlichem Grade erlagen oder sich ihr zu entziehen vermochten« (S. 25), sondern als Teil des NS-Systems. Entsprechend ihrem Diktum, dass von einer pauschalen Wissenschaftsfeindlichkeit der Diktatur nicht gesprochen werden kann, betonen sie die starken Verschiebungen zwischen den Disziplinen. Während die natur- und technikwissenschaftlichen Fächer einschließlich der rassepolitisch-»lebensgesetzlichen« Disziplinen erheblich an Gewicht gewannen, verloren klassische Universitätsfächer wie die Altphilologie oder die Theologie an Bedeutung. Ihre resümierende Feststellung, dass auch nach 1933 im Allgemeinen »die wissenschaftlichen Qualifikation gewahrt blieb« und nur ausnahmsweise Parteiberufungen vorgenommen wurden, galt in ähnlicher Weise auch für die meisten anderen Universitäten, ebenso ihre Beobachtung, dass die universitären »Standessprecher auch vor Konflikten mit Parteifunktionären nicht zurückscheuten« und nach der Verkündung des Vierjahresplans und der dadurch eingeleiteten Mobilisierung kriegswissenschaftlicher Kompetenzen dabei oft auch Erfolg hatten. Zum in vielen Bänden zur NS-Universitätsgeschichte strapazierten Thema Widerstand konstatieren die Herausgeber so apodiktisch wie einleuchtend, dass ganz allgemein »die deutsche Ordinarienuniversität einfach kein Ort des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus sein konnte« und es verfehlt wäre, kriegsbedingte Enttäuschungen, persönliche Konflikte und den »Rückzug auf Fachprobleme« als Widerstand misszuverstehen. Während der Weimarer Republik hatten sich die Universitäten allgemein als »geistig und strukturell demokratieunfähig erwiesen«. Dass »die meisten Hochschullehrer und Studierenden« vom »Ludergeruch der Revolution 1918/19« angewidert waren und sich aus einem selbstverständlichen Nationalismus heraus »während der beiden Weltkriege rückhaltlos »ihrem« Vaterland zur Verfügung stellten«, wie die Herausgeber wiederholt betonen, ist insofern alles andere als eine Überraschung (Zitate: S. 16, 27, 39).

Eine Jenaer Besonderheit scheint dagegen die bereits »frühzeitige Vernetzung zwischen der NS-Gauführung und dem Wissenschaftssystem in Thüringen« gewesen zu sein (S. 15 f.). Die enge Verflechtung mit dem »Trutzgau« Thüringen unter ihrem starken NSDAP-Gauleiter Fritz Sauckel ist denn auch einer der zentralen Aspekte der anschließenden, sehr konzisen und fast hundertseitigen Einführung in die Geschichte der (wie sie seit November 1934 hieß:) Friedrich-Schiller-Universität⁷⁸, die 1930 mit gut 3.000 Studenten

76 Uwe Hoßfeld/Jürgen John/Oliver Lemuth u. a. (Hrsg.), »Kämpferische Wissenschaft«. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2003, 1158 S., geb., 154,00 €.

77 Vgl. S. 540 ff.

78 Diese Einleitung sowie die unten vorgestellten Aufsätze von Susanne und Thomas Zimmermann, Susannah Heschel und Jürgen Opitz sind in einer Sonderausgabe für die Landeszentrale

und knapp 200 Dozenten sowie sonstigem Personal zu den kleinen Hochschulen des Reiches zählte. Die von dem kurzzeitigen sozialdemokratischen Volksbildungsminister und von der Rechten sowie der Jenaer Professorenmehrheit »lauthals geschmähten« Max Greil 1922/23 eingeleitete Reformperiode, die u. a. dem undogmatischen Marxisten Karl Korsch vorübergehend zu einer Professur in Jena verhalf, blieb letztlich eine Episode. Weit nachhaltiger wirkte die Übernahme des Innen- und Volksbildungsministeriums durch den NS-Politiker Wilhelm Frick Anfang 1930, der 1933 zum Reichsinnenminister aufsteigen sollte. 1932, nachdem die NSDAP stärkste Partei geworden war, übernahm der seit 1927 als Gauleiter amtierende Sauckel neben dem Amt des leitenden Staatsministers auch das des thüringischen Innenministers. Markant zeigt sich dies an der – in dem Beitrag vor allem von Uwe Hoßfeld über »Rassenkunde« und »Rassenhygiene« ausführlicher thematisierten – 1930 unter der Ägide von Frick durchgesetzten Einrichtung eines »Lehrstuhles für Rassefragen und Rassenkunde« und der Berufung des berühmten »Rasse-Günther« nach Jena.

»Jena-Stadt« musste büßen, was »Thüringen-Land« eingebrockt hatte. Entgegen dem Landestrend stimmten im »modernen Jena« mit seiner »spezifischen Arbeiterkultur« und einer in die Volkshochschulbewegung integrierten Erwachsenenbildung »nie mehr als ein Viertel der Wahlberechtigten« für die Hitlerpartei. Wenn die NSDAP auch in der Professorenschaft der Salana kaum Resonanz fand und viele der Jenaer Hochschullehrer vom »Sauerdenton« der SA abgestoßen waren, dann zeugt dies freilich nicht von einer grundsätzlichen Gegnerschaft. Hindenburg war ihr »vaterländisches Idol«; deutschnationale und »stahlhelmbündische« Positionen stießen auf breite Resonanz. Vor diesem Hintergrund, vor allem aber angesichts des »Säuberungs-Vorlaufs« ab 1930 nimmt es denn nicht wunder, dass die Zahl der ab 1933 vertriebenen Hochschullehrer vergleichsweise niedrig blieb und die Entlassungsquote mit 8,5 Prozent deutlich geringer war als im Reichsdurchschnitt.

In ihrer Überblicksdarstellung beschränken sich die Herausgeber nicht auf eine Skizze des universitären Innenlebens. Sie nehmen außerdem die politischen Verflechtungen in den Blick. Nicht zuletzt die für Wissenschaftspolitik zuständigen Instanzen der thüringischen Sauckel-Behörde, so betonten sie an verschiedenen Stellen, entwickelten ein ausgeprägt eigenständiges Profil und traten gegenüber dem Rust-Ministerium mit großem Selbstbewusstsein auf. Vom Reichserziehungsministerium geplante Verlagerungen von Forschungs- und Ausbildungskapazitäten wussten sie ebenso zu verhindern wie die Pläne dieses Ministeriums vom Herbst 1944, den Lehrbetrieb wegen des »totalen Kriegseinsatzes« einzuschränken. In der Sache zogen Universität, Zentral- und Mittelinstanzen freilich meist an einem Strang; auch Sauckel zeige, so betonte der Rassehygieniker und Rektor Karl Astel gegenüber Werner Osenberg, »in letzter Zeit immer mehr Verständnis für die Belange der Forschung«. Nicht erst im Weltkrieg hatte Astel bei Sauckel »Verständnis« gefunden. Die Rektoren Esau und Astel hätten die natur- und technikwissenschaftlichen Disziplinen, die Biowissenschaften, die Medizin, aber auch die Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät Jenas nicht so systematisch ausbauen können, wenn sie nicht spätestens ab 1936 »deutlichen Rückhalt« beim thüringischen NSDAP-Gauleiter gefunden hätten (S. 65 f.). Der Befund von Hoßfeld u. a., dass die Mittelinstanzen nicht Exekutivorgane eines zentralistischen Führerstaates waren, sondern von Anbeginn ein beträchtliches Eigengewicht besaßen, das vor allem während des Zweiten Weltkrieges noch zunahm, weist weit über die Fallstudie Jena hinaus. Generell dürften die NSDAP-Gaue als Mittelinstanzen des NS-Regimes beträchtlichen Einfluss auf das Schicksal »ihrer« Univer-

für politische Bildung Thüringen auch als separates Taschenbuch erschienen: Uwe Hoßfeld/Jürgen John/Oliver Lemuth u. a., »Im Dienst an Volk und Vaterland«. Die Jenaer Universität in der NS-Zeit, Böhlau, Köln 2005, 1160 S., brosch., 19,90 €.

sitäten genommen haben – ein Aspekt, der in künftigen Universitätsgeschichten stärkere Berücksichtigung finden sollte, als dies bisher meist geschehen ist.

Das große politische Gewicht der Mittelinstanzen der Diktatur zu betonen, heißt freilich nicht, dass die Universitäten ein bloßes Objekt nationalsozialistischer Politik gewesen seien, gleichgültig ob »von ganz oben« oder aus der jeweiligen Gauhauptstadt. Die Repräsentanten so ziemlich aller Disziplinen drängten ihrerseits aktiv »auf die Einbindung in Großnetzwerke aus Wissenschaft und Politik«. Dahinter stand zuvörderst das Ziel, zusätzlich zu den relativ schmalen Universitätsetats »Fremdressourcen zu mobilisieren«. Aber auch die politischen Affinitäten zum Regime, die Begeisterung für die vermeintlichen »außenpolitischen Erfolge« des »Führers« begünstigten eine oft genug enthusiastische Selbstmobilisierung. Hoßfeld u. a. sprechen treffend von einer »professionell-sportiven Vergleichskampfmentalität«, die der von den Nazis inaugurierte »Wettkampf der Weltmächte« gerade auf wissenschaftlichem Gebiet hervorgerufen habe (S. 85).

Unter den Jenaer Hochschullehrern waren einige als Wissenschaftsmanager politisch besonders exponiert. Bereits in der Einleitung wird dem langjährigen, von 1932 bis 1935 und erneut von 1937 bis 1939 als Rektor der Salana amtierenden Abraham Esau eine zentrale Stellung eingeräumt. Zu Recht, denn Esau – der Ende 1933 außerdem zum »Führer« der Deutschen Rektorenkonferenz ernannt wurde – verfügte »über beste Beziehungen zu Industriemanagern, Berliner Ministerialbürokraten und technisch versierten Militärs« und war deshalb für die Rolle »als Integrationsfigur in den »Gleichschaltungs«- und Konsolidierungskonflikten nach dem 30. Januar 1933« geradezu prädestiniert (S. 53). Dass er manchen misstrauischen NS-Ideologen als »unpolitisch« galt, änderte an seiner exponierten Stellung und lange Zeit steilen Karriere nichts. Die Jenaer Zeit dieses »Topmanagers des Rüstungs- und Kriegseinsatzes der Technik- und Kriegswissenschaften« wurde zum Karrieresprungbrett (S. 53 f., 64). Mit Gründung des Reichsforschungsrates 1937 zum einflussreichen Leiter der Fachsparte Physik ernannt, wurde Esau im Frühjahr 1939 an die Berliner Universität berufen; gleichzeitig avancierte er zum »unspektakulär, aber effizient« arbeitenden Präsidenten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt (S. 159). Den Zenit seines Einflusses erreichte Esau, als er Ende 1942 von Göring zum »Bevollmächtigten des Reichsmarschalls für die Kernphysik« ernannt wurde.

In einem der anschließenden Beiträge gelingt Dieter Hoffmann und Rüdiger Stutz der überzeugende Nachweis, dass Esau ab 1939 schließlich zu einer »ähnlichen Zentralfigur der nationalsozialistischen Forschungslenkung [wurde], wie dies für Stark in den Anfangsjahren des »Dritten Reiches« der Fall gewesen war«. Gleichzeitig verkörperte er den Gegenpol zum ideologisierenden Johannes Stark, weil er nach den turbulenten Anfangsjahren den Typus des pragmatisch-technokratischen Wissenschaftsmanagers personifizierte, der innerhalb der »nationalsozialistischen Forschungs- und Technologiepolitik [spätestens] gegen Ende der 1930er Jahre endgültig« tonangebend wurde und die »Prinzipienreiterei der Weltanschauungseliten und ihrer Vorkämpfer in Gestalt der sogenannten »Deutschen Physik«« ad acta legte (S. 158). Obwohl Esau 1943/44 als »Bevollmächtigter für die Kernphysik« und ebenso als Fachspartenleiter des RFR für Physik abtreten musste, wurde er nach 1945 zunächst als »eines der wenigen schwarzen Schafe hingestellt«. Gleichwohl gelang Esau wie so vielen anderen hochgradig belasteten Forschern eine Nachkriegskarriere, als Honorarprofessor an der RWTH Aachen und als Gründer des Instituts für Hochfrequenztechnik der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in München, das er bis zu seinem Tod leitete. Die so anschauliche wie materialreiche Studie von Hoffmann und Stutz verschafft dieser facettenreichen Persönlichkeit auch sonst markante Konturen. Esau war, so formulieren Hoffmann und Stutz pointiert, ein »Grenzgänger der Wissenschaft«, der den »Brückenschlag« von der Lehre und Grundlagenforschung »zur angewandten Industrieforschung und Militärtechnik zu verstetigen« versuchte (S. 137). Er repräsentierte mithin einen sehr modernen Forschertyp, der wissenschaftliche Exzel-

lenz und Managerfähigkeiten miteinander verband, wie er sich nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auszubilden und dann während des Dritten Reiches die universitäre wie vor allem außeruniversitäre Forschung zu dominieren begann.⁷⁹

Weitere Beiträge des Bandes widmen sich den 1945 geschlossenen, in ihrer Ausrichtung regimenahen und deshalb dem Verdacht der Pseudo-Wissenschaftlichkeit ausgesetzten, nach 1933 gegründeten Instituten sowie der Jenaer NS-Dozentenschaft. In einer quantifizierenden Studie von Tilde Bayer werden soziale Herkunft und Karrieremuster des Lehrkörpers der Salana vorgestellt, die vorgelegten Daten leider jedoch nur oberflächlich interpretiert. So zeigt die Tabelle 1 (S. 126), dass die soziale Selektion bei der Rekrutierung wissenschaftlichen Nachwuchses bis 1945 stark blieb und sich während der NS-Zeit aller Rhetorik von einer völkisch-egalitären »Volksgemeinschaft« zum Trotz gegenüber der Weimarer Republik nur wenig veränderte: Zwischen 1933 und 1945 kamen 5,0 Prozent aller Privatdozenten aus der »oberen Unterschicht«, 1910 bis 1933 hatte dieser Anteil bei 3,9 Prozent gelegen; erst in der SBZ/DDR änderte sich dies grundlegend (25,8 Prozent). Dasselbe gilt stärker noch für die soziale Herkunft der ordentlichen Professoren. Auch sozialstrukturell, dies hätte stärker betont werden müssen, blieb nach 1933 die klassische Ordinarienuniversität erhalten, sicherlich nicht nur in Jena.

Der aus einer Staatsexamensarbeit hervorgegangene Beitrag von Mike Bruhn über die Jenaer Studentenschaft in den ersten sechs Jahren der Diktatur bestätigt das Bild, das auch für andere Universitäten gezeichnet worden ist: Die stürmische Machtergreifungs-Phase klang rasch ab; die übergroße Mehrheit blieb politisch letztlich desinteressiert oder gar apathisch und war »auf den künftigen Broterwerb« orientiert (S. 257). Groß scheint auch die Kriegsbegeisterung nicht gewesen zu sein. Der Kreisleiter des NSDStB beklagte – so ist einem weiteren Aufsatz, von Heike Böttner, über die Studentenschaft der Universität Jena bis 1945 zu entnehmen – zu Beginn des kurz nach Kriegsausbruch einsetzenden Trimesters »Alkoholexzesse größten Ausmaßes« und »Verunzierungen« der Treppen und Toiletten. Offen wagte man »Unmut, Unwille und Abneigung gegenüber dem Regime«, wie Böttner wohl unfreiwillig ironisch feststellt, »erst nach dem Krieg zu bekunden« (S. 264, 266), von wenigen ausführlich gewürdigten Ausnahmen abgesehen (S. 284 ff.). Auch für Jenas Studenten gilt die Feststellung Michael Grüttners, dass die »offizielle Zwangspolitisierung von oben einen Prozeß der Entpolitisierung von unten begünstigte«.⁸⁰

Einem Aufsatz von Katrin Stiefel über die »Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen«, der zeigt, dass sich auch die politisch aktiven Studentinnen den männlich geprägten, biologistisch aufgeladenen Ideologemen des NS-Regimes fügen mussten, folgen Beiträge von Willy Schilling über die 1921 gegründete »Gesellschaft der Freunde der Thüringischen Landesuniversität Jena«, die auch nach 1933 eine enge Vernetzung zwischen der Universität und der thüringischen Industrie über Carl Zeiss und Schott hinaus sicherstellte, sowie von Ronald Hirte und Harry Stein über die Beziehungen der Jenaer Universität zum KZ Buchenwald. Den Ausführungen der Letzteren ist zu entnehmen, dass diese Beziehungen vielfältig waren. Vergleichsweise harmlos waren die Dienstleistungen verschiedener Institute der Jenaer Universität für die SS und das KZ: Das Hygiene-Institut z. B. analysierte regelmäßig Proben der Abwässer des KZ zur Typhus- und Choleraphylaxe; in einer Reihe von Fällen wurden kranke Häftlinge zur stationären Behandlung in die Jenaer Universitätsklinik eingewiesen. Fataler war, dass sich die Psychiatrische Klinik der Salana für die einjährige Geiselhaft des vermögenden tschechischen Industriellen Heinrich Waldes, von dem die SS einen riesigen Geldbetrag zu erpressen hoff-

79 Promiente Beispiele sind etwa die KWI-Direktoren Ludwig Prandtl, Adolf Butenandt, Richard Kuhn, Peter Adolf Thiessen, Wilhelm Eitel u. a. sowie (bis 1933:) Fritz Haber, denen neben herausragender wissenschaftlicher Reputation auch Managerqualitäten zu Macht und Einfluss verhalfen. Im Einzelnen *Hachtmann*, *Wissenschaftsmanagement*.

80 *Grüttner*, *Studenten*, S. 480.

te (S. 372), zur Verfügung stellte. Dass Ärzte der Universität an Versuchen im KZ Buchenwald beteiligt waren und Leichname ermordeter Häftlinge in die Anatomie der Jenaer Universität gebracht wurden, um aus ihnen Präparate für die anatomische Sammlung zu gewinnen, scheint außer Frage zu stehen; die genauen Dimensionen der Beteiligung an diesen Verbrechen sind jedoch noch nicht geklärt (S. 375 ff.; vgl. auch S. 417 ff.).

In einer kulturhistorischen, auch konzeptionell interessanten und über die Universitätsgeschichte im engeren Sinne hinausgreifenden Studie über die Salana im politisch-intellektuellen Netzwerk der »Doppelstadt« Jena-Weimar weist Justus H. Ulbricht auf die Faszination hin, die Mussolini und das faschistische Italien seit Mitte der Zwanzigerjahre auf das intellektuelle Milieu beider Städte ausübte (S. 324–327, 333). Er bestätigt damit erste Untersuchungen dieses von der historischen Forschung bisher unterschätzten, für die Vorgeschichte des Dritten Reiches jedoch eminent wichtigen Phänomens.⁸¹ Nicht nur das Faszinosum des italienischen Faschismus auf bürgerliche Intellektuelle in Deutschland macht den Aufsatz Ulbrichts wichtig. Auch für seine resümierende Vermutung, dass »sich der Schulterschuß zwischen dem »Extremismus der Mitte« und dem Rechtsextremismus radikaler »Revolutionäre von rechts« innerhalb honorierter bürgerlicher Vereinigungen vollzogen hat« (S. 347), spricht in der Tat Vieles.⁸² Diese informellen Knotenpunkte der elitären Netzwerke – in einem Herrschaftssystem, in dem die klassischen politischen Strukturen außer Funktion gesetzt wurden – sind als Informationsbörsen und Kommunikationszentren in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen; sie wären von der NS-Forschung freilich überhaupt erst wirklich zu entdecken.

Der zweite Teil des Bandes zur Geschichte der Universität Jena ist einzelnen Fakultäten und herausragenden Hochschullehrern gewidmet. Für die Jenaer Medizin zeigen Susanne und Thomas Zimmermann, dass sich bis 1933 kein Hochschullehrer offen für die NSDAP exponierte und eine Reihe von Jenaer Medizinstudenten sich zwar in der Endphase der Weimarer Republik für die Hitler-Partei engagiert hatte, es indes im Frühjahr 1933 zu keinen Ausschreitungen gegen die in der Fakultät lehrenden jüdischen Lehrkräfte kam. Das ändert freilich nichts daran, dass Ende der Dreißigerjahre der Prozentsatz der Lehrenden an der medizinischen Fakultät, die der braunen Staatspartei beigetreten waren, mit ungefähr 40 Prozent ziemlich exakt dem Anteil der NSDAP-Mitgliedschaft in der deutsche Ärzteschaft im Reichsdurchschnitt entsprach – ein Indiz für die starken personellen Veränderungen an der Fakultät, da es vor allem die jüngeren Karrieristen waren, die dem Regime auf diese Weise ihre unbedingte Loyalität bekundeten (S. 422 f.). Auch sonst waren die Medizin-Dozenten der Salana fataler »Durchschnitt«: Sie engagierten sich als Beisitzer in den örtlichen Erbgesundheitsgerichten, stellten ihrerseits Anträge auf Unfruchtbarmachung »Erbkranker« und führten in den Universitätskliniken mehrere Tausend Zwangssterilisierungen durch (S. 414 ff.). Kritisch anzumerken bleibt, dass die Autoren die Berufung Karl Kötschus nur beiläufig (S. 409) erwähnen und die »wissenschaftliche« Qualifikation dieses aus der Forschung inzwischen bekannten, auf den Jenaer Lehrstuhl

81 Vgl. *Wolfgang Schieder*, Das italienische Experiment. Der Faschismus als Vorbild in der Weimarer Republik, in: HZ 262, 1996, S. 73–125; *ders.*, Faschismus im politischen Transfer. Giuseppe Renzetti als faschistischer Propagandist und Geheimagent in Berlin 1922–1941, in: *Armin Nolzen/Sven Reichardt* (Hrsg.), Faschismus in Italien und Deutschland. Studien zu Transfer und Vergleich (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 21), Göttingen 2005, S. 28–58; *Hachtmann*, Wissenschaftsmanagement im »Dritten Reich«, hier insb. Bd. 1, S. 132 ff., 160 f.

82 Zum hohen Stellenwert des großbürgerlichen und altkonservativen Klubwesens für eine dichte informelle Vernetzung der alten Eliten – nicht zuletzt der im Wissenschaftsbetrieb tonangebenden Persönlichkeiten – mit der NS-Bewegung sowie nach 1933 den Funktionsträgern des Hitler-Regimes vgl. auch *Hachtmann*, Wissenschaftsmanagement, hier insb. Bd. 1, S. 163–169, Bd. 2, 712–719.

für Biologische Medizin berufenen rassistischen, selbst nach NS-Kriterien dubiosen »Naturheilkundlers«⁸³ nicht weiter thematisieren. Im Fall Kötschau handelte es sich tatsächlich um eine der insgesamt sehr seltenen »Parteiberufungen« auf eine Jenaer Universitätsprofessur. In einem weiteren Beitrag zeichnet Susanne Zimmermann mit ihrer Ko-Autorin Renate Renner die NS-Aktivitäten des später in der DDR beliebten Jenaer Ordinarius Jusuf Ibrahim nach, dessen aktives, geradezu enthusiastisches Engagement in der sog. Kindereuthanasie vor einigen Jahren bundesweit bekannt geworden ist. Das öffentliche Aufsehen, das die »Ibrahim-Debatte« 1999/2000 hervorrief, rekapitulieren Marco Schrul und Jens Thomas ganz am Ende des Bandes unter dem treffenden Titel »Kollektiver Gedächtnisverlust«.

Selbstverständnis und Politik der Jenaer Theologischen Fakultät als »a Stronghold of National Socialism«, und zwar des radikalsten Zweigs der »Deutschen Christen«, der »Kirchenbewegung »Deutsche Christen«, die Jesus zum »Arier« machen wollte, skizziert Susannah Heschel in einem engagierten Beitrag. Mit Blick auf die »Vergangenheitsbewältigung« nach 1945 konstatiert Heschel kritisch: »[A]s much as a Nazification of the theological faculty was welcomed by the faculty, the denazification processes were avoided, accepted perfunctorily, and subverted«. Dahinter stand, dass die Entnazifizierung der Fakultät der protestantischen Kirche überlassen blieb und diese an einer substanziellen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit kein Interesse hatte. Einige besonders belastete Professoren verloren ihren Lehrstuhl, kamen jedoch in kirchlichen Institutionen unter, andere blieben auch in der DDR einflussreiche Hochschullehrer (S. 452, 461 ff.). Die de facto unterbliebene Entnazifizierung erklärt vermutlich wesentlich die von den Herausgebern beklagte, auch heute noch fehlende Kooperation der theologischen Fakultät Jenas bei der Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit. Auch die Juristen passten sich 1933 bereitwillig den neuen Verhältnissen an. Jörg Opitz spricht in seinem Aufsatz zur Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät von einem ausgesprochen »hohen Selbstmobilisierungsgrad« (S. 482). Dabei »blieben die Gegensätze zwischen Nationalsozialisten und Nichtnationalsozialisten gering«, stellte der »politische Umbruch [doch] ihre gemeinsame Wissenschaft nicht in Frage«; im Gegenteil bot die »nationalsozialistische »Rechtserneuerung« [...] attraktive Gestaltungsmöglichkeiten« (S. 478). Die Skizze der Aktivitäten prominenter Jenaer Hochschullehrer etwa im Bereich der interdisziplinär angelegten »völkischen Raumerforschung«, aber auch z. B. ihr Engagement für ein NS-spezifisches Arbeits- und Wirtschaftsrecht illustriert dies eindrücklich. Dass sich auf der anderen Seite einige hochrangige Mitglieder der Fakultät in dem oppositionell getönten Gesprächskreis der bekannten Schriftstellerin Ricarda Huch zusammenfanden, ohne allerdings ihr grundsätzlich »kooperatives« Verhältnis zum NS-System aufzugeben (S. 490), sei der Vollständigkeit halber erwähnt.

Die zahlreichen weiteren Aufsätze zu den einzelnen Fakultäten, Disziplinen und Instituten können hier nicht ausführlicher vorgestellt werden. Sie sind empirisch oft spannend, machen jedoch auch deutlich, dass sich die Entwicklung in Jena im Allgemeinen nur wenig von den generellen Trends unterschied. Dass die Salana und ihr Umfeld gelegentlich allerdings auch eine Vorreiterrolle spielten, zeigt der Beitrag von Oliver Lemuth und Rüdiger Stutz über die Jenaer Physik und Chemie. Sie konstatieren u. a., dass die von der jüngeren Wissenschaftsgeschichte für die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert herausgearbeitete »wechselseitige Befruchtung von industrieller Technik, Ingenieurwissenschaften und »modernen Universitätseinrichtungen« in Jena bereits früher einsetzte und namentlich Ernst Abbe »die Universität Jena als »Nährmutter« der beiden Stiftungsfirmen Zeiss und Schott gedeutet« hatte. Damit, aber auch durch vergleichbare Initiativen z. B.

83 Vgl. *Matthias Heyn*, Nationalsozialismus, Naturheilkunde und Vorsorgemedizin: die neue Deutsche Heilkunde Karl Kötschus, Hannover 2000. Erwähnt wird Kötschau auch z. B. bereits in den wichtigen Arbeiten von Ernst Klee.

durch Werner v. Siemens, der 1887 an der Gründung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt beteiligt war, sei der »späteren« engen Verflechtung der zunächst vor allem universitären physikalischen und chemischen Naturwissenschaften »mit Staat, Militär und großindustriellen Technologien der Boden bereitet« und zugleich ein »Ausweg, um der chronischen Finanzkalamität der Universität perspektivisch entrinnen zu können«, gewiesen worden. Diese enge Kooperation zwischen Industrie, Wissenschaft, Staat und Militär sei in der Folgezeit, so Lemuth und Stutz, folgerichtig auf die Gründung externer Großforschungseinrichtungen wie das KWI für physikalische und Elektrochemie (1912) hinausgelaufen. Die Universität Jena mit ihrem stattlichen, von beiden Unternehmen großzügig ausgestatteten Institut für Physik, nicht zufällig »nur einen Botengang von [den Firmen] Zeiss und Schott entfernt« platziert, sei als »Bastion« einer industrienahen Forschung hier ein wichtiger Vorreiter gewesen (S. 598 f., 602). Wichtig ist u. a. außerdem das Diktum vom ab 1933 rassistisch aufgeladenen »Wettlauf-Syndrom«, das über die klassische internationale Wissenschaftskonkurrenz weit hinausging: Dass die US-amerikanische Atomphysik bereits 1932, dem »annus mirabilis«, gegenüber der deutschen Atomphysik einen deutlichen Vorsprung besessen habe, sei von führenden Physikern durchaus erkannt worden. Diese Rivalität habe nicht allein zu vermehrten Anstrengungen motiviert. Darüber hinaus sei eine Art »deutsches Recht« auf die internationale Spitzenstellung in der Physik formuliert worden, die mit dem »geistigen Potential der Rasse« (Carl Ramsauer) begründet wurde; innerhalb Deutschlands sei auf diese Weise zugleich die berufsständisch herausgehobene Stellung der Physik begründet worden. Mindestens die ausgeprägte, »patriotisch legitimierte Selbstmobilisierung« habe in Jena Vorläufer gehabt, namentlich in Max Wien, nachdem dieser 1911 die Leitung des dortigen Physikalischen Instituts übernommen habe.

Der von Hoßfeld und anderen herausgegebene Band vermittelt ein differenziertes und facettenreiches Bild der NS-Geschichte der Universität Jena und vermag darüber hinaus in mancherlei Hinsicht wichtige Anstöße für die Universitätsgeschichtsschreibung generell zu geben. Gleichsam als Ergänzung zu diesem im doppelten Sinne schwergewichtigen Aufsatzband ist eine Edition zur Geschichte der Universität Jena während der Jahre 1933 bis 1945 erschienen, in der zahlreiche der Dokumente, auf die sich die Autoren des Aufsatzbandes stützen, im Wortlaut und meist ungekürzt abgedruckt sind.⁸⁴

Schlaglichter auf eine andere wichtige deutsche Universität, die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität (LMU), setzt ein von Elisabeth Kraus herausgegebener Band.⁸⁵ Erfrischend ist dieser Band, der nicht den Anspruch hat, die Geschichte der LMU vollständig oder auch nur repräsentativ abzubilden – die Herausgeberin spricht bescheiden von »Probebohrungen« –, weil in ihm vor allem junge, hochmotivierte Historiker mit Aufsätzen, die zum Teil aus Dissertationsprojekten, zum Teil aber auch aus Staatsexamens- oder Magisterarbeiten entstanden sind, zu unterschiedlichsten Aspekten hervortreten. Michael Behrendt thematisiert die antisemitisch aufgeladenen, gegen den Juristen Hans Nawiasky gerichteten Münchner Studentenkrawalle vom Sommer 1931 und umreißt die Konfliktkonstellationen in der Universität der Bayernmetropole vor 1933. Nawiasky, seit 1929 Geschäftsführer des neugegründeten Instituts für Reichs-, Landes- und Verwaltungsrecht an der Münchner Universität, war eigentlich eher ein »vernunftrepublikanischer« Nationalliberaler, der »mit Wehmut auf die Tage des Bismarckreiches zurückblickte« (S. 21) und zudem als Vorstand der akademischen Ortsgruppe des »Vereins für das Deutschtum des Auslands« sog. deutsch-feindlicher Umtriebe eigentlich unverdächtig war. Den-

84 Wege der Wissenschaft im Nationalsozialismus. Dokumente zur Universität Jena, 1933–1945, bearbeitet von Joachim Hendel/Uwe Hoßfeld/Jürgen John/Oliver Lemuth/Rüdiger Stutz, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 314 S., kart., 35,00 €.

85 Elisabeth Kraus (Hrsg.), Die Universität München im Dritten Reich, Utz Verlag, München 2006, 672 S., geb., 79,00 €.

noch zog er den Zorn der nationalsozialistischen Studenten auf sich, weil er in seiner Vorlesung vom 23. Juni 1931 ganz sachlich auf den an sich unbestreitbaren Tatbestand hinwies, dass der Vertrag von Versailles nach dem Muster der vom Wilhelminischen Deutschland oktroyierten Friedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest gestrickt war. Obwohl Nawiasky betonte, dass ihm keineswegs an einer Rechtfertigung des Versailler Vertrages gelegen gewesen sei, wurde er drei Tage später von einer Menge studentischer Rabauken aus den Reihen der Nationalsozialisten an der Abhaltung seiner Lehrveranstaltungen gehindert und selbst unmittelbar bedroht. Die Universitätsleitung schloss nach diesen Krawallen für kurze Zeit die Hochschule. Der eigentliche Skandal bestand darin, dass der Senat nicht bereit war, der Darstellung der Vorfälle durch Nawiasky zu glauben, sondern einen Ausschuss einsetzte, der die NS-Studenten exkulperte und das Opfer Nawiasky zum Täter machte. Der Hintergrund dieser Vorfälle war eindeutig antisemitisch. Konfessionell war Nawiasky zwar römisch-katholisch; nach den rassistischen Kriterien des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenverbandes (NSDStB) und benachbarter rechtsextremistischer Strömungen galt er wegen seiner Herkunft jedoch als jüdisch. Nawiasky durfte zwar zunächst bleiben, nach der NS-»Machtergreifung« war seine Situation allerdings unhaltbar geworden; er floh 1935 in die Schweiz. Der eigentliche Skandal des »Falles Nawiasky« besteht darin, dass die Universitätsleitung den Nationalsozialisten bereits 1931 freiwillig das Terrain überlassen und mit ihrer Politik de facto zumindest Sympathien für rechtsextreme, antisemitische Einstellungen gezeigt hatte, statt den republikfeindlichen Angriffen mit Entschiedenheit zu begegnen. Rechtsextremistische Übergriffe von studentischer Seite hatten in München – nicht zufällig die »Hauptstadt der Bewegung« – freilich Tradition. Hingewiesen sei auf das Beispiel Max Weber, der 1920 aus dem Hörsaal gejagt wurde, nachdem er sich in seiner Vorlesung gegen die Begnadigung des Eiserner-Mörders Graf Arco ausgesprochen hatte, oder auf das Beispiel Albert Einsteins, der im selben Jahr daran gehindert wurde, einen Vortrag zu halten.

Beiträgen von Veronika Diem und Indra Schöller über die Gründungsgeschichte des Münchner Studentenwerkes 1920 und den Tod seines Geschäftsführers Friedrich Beck, der nicht aus Sympathie für die SA, sondern eher aus taktischem Ungeschick im Kontext der Ermordung der SA-Führung um Röhm Mitte 1934 gewaltsam ums Leben kam, sowie über die Münchner Universitätsreitschule folgt ein Aufsatz Nicole Kramers über den Studentenaustausch im Dritten Reich. Dieser Beitrag darf Relevanz über das Münchner Beispiel hinaus beanspruchen: Zunächst räumt Kramer mit dem manchmal auch heute noch kolportierten Vorurteil auf, dass das extremnationalistische NS-Regime Auslandskontakte rigoros abgebrochen hätte. »Gerade im akademischen Bereich spielte die internationale Vernetzung weiterhin eine wichtige Rolle. Internationale Kongresse, Gastprofessuren aus dem Ausland und der Austausch von Studenten gehörten zum Alltag der Wissenschaft im Nationalsozialismus« (S. 124). In der Tat wurde der Auftritt renommierter Wissenschaftler auf internationalen Foren bis 1939 eher forciert als gebremst; die Hitler-Diktatur wusste um die positiv imagebildende Funktion solcher Auftritte in der internationalen Öffentlichkeit.⁸⁶ Mithin »stellte sich dem NS-Regime nicht die Frage, ob der Studentenaustausch fortgeführt werden sollte, sondern vielmehr, wie dies zu geschehen habe.« Kramer kommt zu dem Ergebnis, dass die polykratische Struktur der braunen Diktatur den einschlägigen Institutionen erhebliche Freiräume öffnete. Zwar tauschten die Nationalsozialisten das Spitzenpersonal des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) und der Akademischen Austauschstellen (AKAs) im Kontext des »Röhm-Putsches« aus.⁸⁷ Das änderte

86 Vgl. *Madeleine Herren*, »Outwardly ... an Innocuous Conference Authority«: National Socialism and the Logistics of International Management, in: *German History* 20, 2002, S. 65–92; *Hachtmann*, *Wissenschaftsmanagement*.

87 Diese Feststellung bezieht sich nicht nur auf den erwähnten Friedrich Beck, sondern ebenso auf den Leiter des DAAD, Adolf Morsbach. Vgl. auch *Christian Jansen*, *Exzellenz weltweit*. Die

jedoch nichts daran, dass gleichzeitig »der DAAD und die AKAs die neuen politischen Rahmenbedingungen [nutzten], um ihre Gestaltungsabsichten auf Kosten anderer Träger des akademischen Austauschs durchzusetzen. Sie wurden nicht gleichgeschaltet, sondern fungierten selbst als Gleichschaltungsmotoren«. Unabhängig davon gelang dem NS-Regime »die Lenkung des Studentenaustausches selbst unter den Bedingungen des Nationalsozialismus nur zu Teilen« (S. 176 f.).

Diesem Aufsatz schließen sich biografisch geprägte bzw. institutionell fokussierte Aufsätze zur Geschichte einzelner Fächer – Altertumswissenschaften, Ägyptologie, Tiermedizin, Rechtswissenschaften – zur Personalpolitik der Universitätsbibliothek sowie Einzelbiografien wichtiger Hochschullehrer wie etwa des Frühneuzeitlers Ulrich Krämer an, der nach 1945 wegen seiner SS-Mitgliedschaft und seiner NS-Überzeugungen zwar nicht mehr an die Hochschule zurückkehren konnte, als Redaktionsmitglied der »Brockhaus-Enzyklopädie« jedoch erheblich »zur ›historischen Bewußtseinsbildung‹ der jungen Bundesrepublik« beitrug (S. 301 f., 342). Instrukтив ist auch der Beitrag von Maximilian Schreiber zu den Jubiläumsfeiern der LMU; neben den Universitätsfeiern vom Juni 1922 und November 1926 beschreibt er ausführlich die Festlichkeiten anlässlich des 470-jährigen Bestehens der Münchner Universität von Mitte Januar 1943, denen der Reise- und Asien-schriftsteller Sven Hedin mit mehreren Reden, in denen er wenige Tage nach »Stalingrad« weiterhin auf die »Besiegung des Bolschewismus« hoffte und die »gemeinsame Arbeit der germanischen Völker« forderte (S. 500), die angemessene nationalsozialistische Würze gab. Mit der Frage nach Form und Wirkung der Wehrmachtsbetreuung der Studenten durch die Leitung und die einzelnen Fakultäten der LMU widmet sich Andreas Raith einem von der Universitätshistoriografie bisher nur beiläufig behandelten Thema. Seine Ergebnisse (auf allerdings schmaler Quellenbasis) lauten dahingehend, dass die Wehrmachtsbetreuung zwar »eine offenbar überwiegend sehr positive Resonanz [auf] Seiten der betreuten Studenten« fand. Das intendierte »Fernstudium« ließ sich jedoch ebenso wenig realisieren wie die bescheidenere Absicht, »die Studenten über wissenschaftliche Entwicklungen in den verschiedenen Disziplinen auf dem Laufenden zu halten« (S. 577).

Vom empirischen Gehalt her interessant, in den Wertungen jedoch problematisch ist der Aufsatz von Petra Umlauf über die »Studentinnen an der LMU 1933 – 1945«. Sie tut sich schwer mit der Interpretation des Tatbestandes, dass »noch nie in der Geschichte des Frauenstudiums derartig viele Frauen wie 1944 [studierte]: 28.378 und 49,5 % aller Studierenden«, dass »in der universitären Praxis faktisch alle Abiturientinnen (und Abiturienten) trotz des ›Geredes von der positiven Auslese anhand weltanschaulich-nationalsozialistischer Kriterien‹ das Studium nahezu unbeschränkt offen [stand und] nicht einmal physische Leistungsfähigkeit, wie sie der oftmals körperlich anstrengende Arbeitsdienst erforderte, eine wirklich Zulassungsvoraussetzung« war (S. 554). Umlauf möchte dies nicht als »Modernisierung« werten, weil sie einem positiv-normativen Modernisierungsbegriff aufsitzt. Tatsächlich jedoch markiert das Dritte Reich so stark wie kein anderes System des 20. Jahrhunderts die »Pathologien der Moderne« (Peukert), die barbarischen, menschenverachtenden Seiten industriegesellschaftlicher Modernisierung. Hinzu tritt, dass sie einem Mythos aufsitzt, nämlich der These, dass wie in der Weimarer Republik und älteren Epochen auch während des Dritten Reiches berufstätige Frauen lediglich als »befristete Lückenbüßer« einsprangen (S. 556).⁸⁸ Dieser Befund nimmt die Selbstdarstellung nicht aller, aber zahlreicher exponierter Vertreter des Regimes für bare Münze, die in der Tat einem biologistisch unterlegten, bürgerlich-patriarchalen Frauenbild huldigten. Für die größte Gruppe der berufstätigen Frauen, die lohnabhängig beschäftigten Industrie-

Alexander von Humboldt-Stiftung zwischen Wissenschaftsförderung und auswärtiger Kulturpolitik (1953–2003), Köln 2004, S. 38; *Hachtmann*, Wissenschaftsmanagement, Bd. 1, S. 157 ff.

⁸⁸ Umlauf bezieht sich dabei auf: *Dörte Winkler*, Frauenarbeit im »Dritten Reich«, Hamburg 1977, S. 65 f.

arbeiterinnen, lässt sich auf Basis der Auswertung der einschlägigen Statistiken jedoch das Gegenteil nachweisen: Gerade zwischen 1933 und 1939 wurde für eine rapide anwachsende Zahl von Frauen die berufliche Tätigkeit zum lebenslangen Schicksal.⁸⁹ Dass das NS-Regime zwischen demografischen Zwängen (Frauen als »Gebärmaschinen für Volk und Rasse«) und ökonomischen »Notwendigkeiten« (gravierender Arbeitskräftemangel ab 1936) eingeklemmt war und nicht zuletzt der störrische Hitler von seinem patriarchalen Frauenbild bis 1944 nicht abzubringen war, soll nicht bestritten werden.⁹⁰ In der Praxis agierte das NS-Regime jedoch weit pragmatischer, als die ideologischen Statements nahelegen. Zudem ist die Kollision zwischen demografischen Zielen und – die Geburtenrate faktisch senkenden – Arbeitsmarktentwicklungen keineswegs ein Spezifikum nur der NS-Diktatur. Sie gilt tendenziell für viele moderne Industriegesellschaften und wurde in Deutschland ab 1936 durch die systematische Einführung von Teilzeitarbeit⁹¹, aber auch Kinderkrippen und -gärten usw. auf durchaus »moderne« Weise gelöst.

Zwei weitere Beiträge widmen sich der »Vergangenheitsbewältigung« und der von den amerikanischen Alliierten veranlassten Neuorientierung in den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Während Ellen Latzin eine allgemeine Skizze der faktisch gescheiterten »Reeducation« und der daran anschließenden, bereits von den Bedingungen des Kalten Krieges geprägten »Reorientierung« bietet – die deutlich macht, welche Kärnerarbeit hier noch für die LMU zu leisten ist –, thematisiert Sönke Zankel einen höchst eindrucksvollen Sonderfall, nämlich den Hausschlosser Jakob Schmid, der die Geschwister Scholl am 18. Februar 1943 der Gestapo übergab. Spannend ist der Fall des Jakob Schmid, der vor 1933 der Bayerischen Volkspartei und dem Katholischen Arbeiterverein angehört hatte, weil sich an ihm der Exkulpationsmechanismus der Nachkriegszeit, insbesondere dessen soziale Selektivität, paradigmatisch entschlüsseln lässt. Schmid wurde als »Hauptschuldiger« verurteilt, d. h. er verlor seine Rente, den größten Teil des Vermögens und stand mit seiner gesamten bürgerlichen Existenz vor dem »Aus«. Dieses Urteil wurde in allen Berufungsinstanzen bestätigt. Schmid's Problem war, dass er als »kleiner Mann« keinen einzigen »Persilschein« beibringen konnte, der ihn von NS-Schuld weiß wusch – im Unterschied zu den sich schon bald ausbildenden und gut »funktionierenden Netzwerken der im Vergleich zu Schmid gehobeneren Schichten«, über die sich auch hochbelastete Angehörige der Eliten mit zahlreichen »Persilscheinen« versorgten und sich dann im Unterschied zu Schmid von den Spruchkammern bloßes »Mitläufertum« oder gar gänzliche »Entlastung« attestieren lassen konnten. Wenn Schmid zum »Bauernopfer« (S. 596) wurde, dann freilich auch durch eigene Schuld: Er outete sich als notorischer Denunziant, etwa wenn er Mitte der Fünfzigerjahre erklärte, im »hypothetischen Fall, dass die Jugendorganisation der SED (FDJ) »hetzerische kommunistische Flugblätter« abwerfen würde, dann sei er auch dazu verpflichtet, »dagegen einzuschreiten« (S. 601). Schwerer wog, dass er sich in der Auseinandersetzung um seine NS-Vergangenheit »einem der ersten Propagandisten der Nazi-Partei (1919!) noch vor deren Gründung«, Walter Frühwein, der 1942 »wegen fortgesetzter Unzucht mit Kindern« aus der NSDAP ausgeschlossen worden war, anvertraute (S. 603) und damit deutlich machte, dass er sein Verhalten vom Februar 1943 letztlich nicht bereute.

Den Abschluss des Bandes bildet ein konzeptioneller Aufsatz der Herausgeberin Elisabeth Kraus zum »Forschungsdesign für eine moderne Universitätsgeschichte während der NS-Zeit«. Zwar kann man geteilter Meinung sein, ob »eine zeitlich gestaffelte Aneinanderreihung von Biographien und Prosopographien, von Instituts- und Fachgeschichten

89 Vgl. Rüdiger Hachtmann, Frauen in der deutschen Kriegsindustrie 1936 bis 1945, in: GG 19, 1993, S. 332–366, hier insb. S. 335 ff.

90 Vgl. hierzu die Kontroverse zwischen Hitler und Robert Ley bzw. der Deutschen Arbeitsfront: ebd., S. 359 f.

91 Vgl. ebd., S. 338 f., 364.

[...] und mancherlei sonstiger Einzeldarstellungen« – eine »Aneinanderreihung«, in der der vorliegende Band offenbar den Beginn markiert – »ein adäquater Weg« zu einer modernen Universitätsgeschichte ist (S. 639). Er ist zumindest nicht der einzig gangbare Weg, wie die oben vorgestellten, enzyklopädisch anmutenden Bände namentlich zur Geschichte der Universitäten in Jena und Heidelberg eindrucksvoll unter Beweis gestellt haben. Dennoch besitzt gerade auch der von Kraus herausgegebenen Band Vorbildcharakter. Nachahmenswert ist die Form dieser Publikation nicht zuletzt deshalb, weil es hier einer engagierten Hochschullehrerin gelungen ist, Studenten, Doktoranden sowie sonstigen akademischen Nachwuchs für den nur scheinbar trockenen Gegenstand »Universitätsgeschichte« zu begeistern und sie zur Produktion überwiegend ausgesprochen spannender Beiträge zu veranlassen.

Mit wichtigen empirischen Ergebnissen können zwei Bände zur Geschichte einzelner Universitäten aufwarten, die nicht das ganze Spektrum der Disziplinen entfalten, sondern den Fokus auf die, in besonderem Maße durch die ab 1933 veränderten Rahmenbedingungen geprägten, medizinischen Fakultäten legen. Aufschlussreich in dem von Bernd Grün, Hans-Georg Hofer und Karl-Heinz Leven herausgegebenen Band zur Geschichte der Medizinischen Fakultät und des Klinikums der Universität Freiburg während der Weimarer Republik und vor allem während der Dritten Reiches⁹² ist bereits der einleitende Beitrag von Leven über die hohen Barrieren, die bei der »Aufarbeitung« der NS-Vergangenheit dieses hochgradig »belasteten« Faches zu überwinden waren (und weiterhin sind). Nicht die sture Haltung der Repräsentanten der Medizinischen Fakultät, deren bis in die Achtzigerjahre aufrecht erhaltene allgemeine Behauptung, dass die Universität in die verbrecherische NS-Medizinpolitik nicht involviert gewesen sei, überrascht, sondern ihr Umgang mit dem so unglaublichen wie makabren »Fall Dr. Hoven«. Waldemar Hoven, seit 1942 Chefarzt im KZ Buchenwald, reichte dem Dekan der Freiburger Fakultät im Juni 1943 eine Arbeit zur Therapie der Tuberkulose ein, die auf Versuchen an Menschen basierte, die im Konzentrationslager auf dem Weimarer Ettersberg festgehalten wurden. Dass die Freiburger Fakultät eine unter solchen Umständen durchgeführte Arbeit ohne Einwände annahm und die Gutachter die Dissertation mit »sehr gut« bewerteten, ist schon skandalös genug. Geradezu irrwitzig ist jedoch, dass Hoven weder die der Arbeit zugrundeliegende Versuchsreihe selbst durchgeführt noch überhaupt eine Zeile der Dissertation geschrieben hatte; eigentlicher Autor war der langjährig in Buchenwald inhaftierte österreichische Ingenieur und Sozialdemokrat Gustav Wegerer, der im KZ als Lagerpathologe arbeitete (S. 28 f.; vgl. auch S. 483). Vor allem dieser Tatbestand war der Fakultät peinlich. Im April 1947 wurde dem im Nürnberger Ärzteprozess angeklagten und 1948 schließlich hingerichteten Hoven die Doktorwürde aberkannt. Skandalös ist retrospektiv die Tatsache, dass bereits »1961 die Zusammenhänge nicht mehr durch Akten belegbar waren«, die entsprechenden Dokumente also offenbar zielgerichtet vernichtet wurden und damit vertuscht werden sollte, »dass die Freiburger Medizinische Fakultät direkte Kenntnis von KZ-Menschenversuchen hatte«, ohne daran irgendeinen Anstoß zu nehmen.

Spannend weit über das Fallbeispiel Freiburg hinaus ist der Beitrag von Hans-Georg Hofer zur Freiburger Universitätsmedizin während des Ersten Weltkrieges. Hofer zeigt exemplarisch, wie wichtig die bisher medizinhistorisch noch wenig erforschten vier Kriegsjahre für die weitere Entwicklung dieses Faches im 20. Jahrhundert gewesen sind. Eine affirmative Haltung zur Wilhelminischen Eroberungspolitik und militaristische Sozialisation ließen »biologistische Denkmuster entstehen« bzw. dürften diese, so sie (was zu vermuten steht) schon zuvor angelegt waren, dramatisch vertieft haben. Der Krieg selbst galt z. B. dem Leiter der Psychiatrischen Klinik der badischen »Lazarethhauptstadt« Freiburg,

92 Bernd Grün/Hans-Georg Hofer/Karl-Heinz Leven (Hrsg.), *Medizin und Nationalsozialismus. Die Freiburger Medizinische Fakultät und das Klinikum in der Weimarer Republik und im »Dritten Reich«*, Peter Lang, Frankfurt/Main 2002, 544 S., brosch., 82,70 €.

Alfred Hoche, als »Mannesprobe« und »unvergleichliche revitalisierende Kraftquelle«, als »Mittel zur Selbstreinigung von allen kranken, verweichlichten und überreizten Kulturscheinungen« (S. 58). Darüber hinaus versprach der Krieg fachlichen Erkenntnis- und disziplinären Terraingewinn. Die einschlägigen Mediziner durften sich berechnete Hoffnungen auf großzügige materielle Förderung ihrer Vorhaben machen, wenn sie sich neben dem Insistieren auf Kriegswichtigkeit auch eines militaristischen Vokabulars bedienen und etwa Mikroorganismen (so die Formulierung des renommierten Bakteriologen und Hygienikers Paul Uhlenhuth) zu »kleinkalibrigen Geschossen« machten (S. 56). Umgekehrt suchten sie, das machen auch andere Aufsätze deutlich, die militärischen und politischen Verhältnisse mit einer »biologistischen Metaphorik« zu fassen (S. 97). Gerade das Beispiel Uhlenhuth zeigt, wie geradlinig die Verbindungslinien zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg zu ziehen sind und in welchem starkem Maß Kriege die Barrieren für inhumanes Handeln beseitigen. So beantragte Uhlenhuth, der 1935 emeritiert worden war, im fast biblischen Alter von 74 Jahren – kein Jahr vor dem Zusammenbruch des NS-Regimes – die Überlassung farbiger und schwarzer Kriegsgefangener, um an ihnen durch Versuche Unterschiede in der Zusammensetzung des Serumeiweißes genauer studieren zu können. Ob Uhlenhuth die geplanten Versuche auch tatsächlich durchführte, lässt sich bisher nicht genau feststellen. Sein Eifer indes wurde dadurch belohnt, dass sein Forschungsinstitut noch im Oktober 1944 in den exklusiven Kreis der »Wehrforschungsgemeinschaft« des Werner Osenberg aufgenommen wurde.⁹³ Kontinuitäten im skrupellosen Handeln medizinischer Wissenschaftler erschließen sich im Rahmen des vorliegenden Bandes freilich erst nach genauer Lektüre der einzelnen Beiträge; hier hätten die Herausgeber gründlicher lekturieren können und den Leser auf solche Kontinuitäten in der Einleitung sowie in den jeweiligen Aufsätzen unmittelbar durch Verweise aufmerksam machen können.

Dass sich Leute wie Hoche, der im September 1917 zum Vorsitzenden der Freiburger Vaterlandspartei avancierte, und andere führende Freiburger Mediziner mit der Revolution von 1918/19 nicht anfreunden konnten und – wie der Ordinarius für Pathologie Ludwig Aschoff – schon früh eigene Varianten der Dolchstoßlegende und des Mythos von der »jüdisch-marxistischen Weltverschwörung« formulierten, nachdem sie noch im März 1918 dem de facto ab 1916 als Militärdiktator fungierenden Erich v. Ludendorff die medizinische Ehrendoktorwürde zuerkannt hatten, kann vor diesem Hintergrund nicht mehr verwundern (S. 68, 71). Ebenso wenig überrascht, dass sie die Rassenhygiene schon Anfang der Zwanzigerjahre als Therapie des »Volkskörpers« tatkräftig unterstützten und vor 1933 einem unverblühten Bellizismus frönten. Weitere Aufsätze verschaffen dem Leser ein differenziertes Bild einzelner Persönlichkeiten. So ist z. B. der Befund Andreas Funkes, dass der Rechtsreaktionär Hoche gegen die Euthanasie eingestellt gewesen sei und überhaupt »den Nationalsozialisten ablehnend gegenüberstand« (S. 91), oder der Cay-Rüdiger Prülls, dass sich Aschoff in den Zwanzigerjahren (vorübergehend) zum »Vernunftrepublikaner« gewandelt habe (S. 100), einigermaßen überraschend. Aschoff freilich wurde 1933 wie so viele andere von der NS-Machtergreifung enthusiastisiert; er lobte »den guten Kern [der] grossen Bewegung«, geißelte die »Überjudung einzelner Gebiete unserer Kultur« und forderte als engagierter Rassehygieniker die »biologische Registrierung des Volkes mit Identitätskarten« (S. 108 f.). Gewiss gab es auch demokratische Persönlichkeiten, namentlich den Ordinarius für Anatomie, Wilhelm v. Möllendorff (S. 152 ff.). Sie blieben freilich seltene Ausnahmen. Wie schwer im Einzelfall retrospektiv abzuschätzen ist, ob passiv-resistentes Verhalten in bestimmten Fragen als offen oppositionell zu werten ist oder nicht, demonstrieren die Verfasser gleich mehrerer Aufsätze des vorliegenden Bandes am Beispiel des Direktors der psychiatrischen Klinik, Kurt Beringer, und an Franz

93 Zu dieser »Wehrforschungsgemeinschaft« vgl. oben, S. 560.

Büchner. Beringer hielt als Gegner des Mordes an vorgeblich »lebensunwerten« Menschen »seine« Klinik von der Beteiligung an »Euthanasie«-Aktionen fern und forderte Angehörige in die Klinik eingewiesener psychisch Kranker auf, diese sicherheitshalber besser daheim unterzubringen (S. 355 ff.). Als »beratender Psychiater« im Wehrkreis V sowie zeitweilig bei der 4. Armee an der Ostfront hat Beringer, wie Alexander Neumann in seinem Aufsatz über Freiburger Ordinarien im Dienste der Wehrmacht skizziert, maßgeblich dazu beigetragen, dass frühzeitig aus dem Lazarett entlassene Soldaten nicht gleich wieder an die Front geschickt, sondern in Krankenrevieren der Etappe untergebracht wurden (S. 404). Büchner wiederum war vom SD der SS Mitte der Dreißigerjahre zwar als »katholisch gutgläubig«, jedoch »charakterlich in Ordnung«, vom Freiburger NS-Dozentenbundführer sogar als »in jeder Beziehung einwandfrei« und politisch »zuverlässig« klassifiziert worden. Dies hinderte ihn jedoch nicht, im November 1941 vor einem vielhundertköpfigen Publikum eine von Karl-Heinz Leven in einem eigenen Beitrag gewürdigte vielbeachtete Rede zu halten, in der er sich strikt gegen die Euthanasie aussprach (bes. S. 376 ff.). Auch dahinter stand »keine grundsätzliche Systemkritik« (S. 158). Büchner personifizierte vielmehr die Beharrungskraft eines gerade auch in Freiburg tief verwurzelten katholischen Milieus; sein nur wenig verblühtes Engagement gegen die Euthanasie – das nicht mit einem substanziellen persönlichen und beruflichen Risiko verbunden war – spricht ebenso dafür wie seine gleichzeitige Polemik gegen »die marxistischen Parteien« der Weimarer Republik, die angeblich einer liberalen Abtreibungspraxis Tor und Tür geöffnet hätten (S. 379). Dass sich die Kritik Büchners lediglich auf bestimmte Aspekte der NS-Medizinpolitik bezog und er »zugleich Teil des Systems blieb«, verdeutlicht schließlich sein durch den Nürnberger Ärzteprozess bekannt gewordenes Wissen von den unmenschlichen Versuchen an KZ-Häftlingen, das er als »beratender Pathologe« der Luftwaffe besaß. Gegen Verbrechen wie diese protestierte er nicht öffentlich, sondern kritisierte sie lediglich im Bekanntenkreis (S. 392 f., 395). Auch hier ist freilich Sensibilität in der Interpretation angebracht: Retrospektiv lässt sich das leicht verurteilen (wie dies vor allem von Ernst Klee geschehen ist); gegenüber der Einstellung vieler Kollegen kontrastiert ein solches Verhalten allen Halbheiten und Konzessionen zum Trotz indes positiv. Ähnliches gilt für Beringer, dessen menschliches Handeln gegenüber verwundeten Soldaten sich grundlegend etwa von dem des Freiburger Internisten Helmuth Bohnenkamp unterschied, der vehement die vermeintlich lange Verweildauer von »Leichtkranken« beklagte, mit aller Gewalt vorgebliche »Drückeberger« zu entlarven suchte und Dienstunfähigkeitsbescheide anderer Ärzte rückgängig machte (S. 405).

Abgerundet wird der Band mit weiteren Beiträgen zur Vertreibung der jüdischen Dozenten der medizinischen Fakultät, über die Medizinstudenten ab 1933, die in Freiburg vorgenommenen Zwangssterilisationen und -abtreibungen, die Rekrutierung und den Umgang mit Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen an der Freiburger Universität und ihren Kliniken (die jeweils generelle Trends im Wesentlichen bestätigen) und die – in ihrer politischen Wirkung relativ erfolglosen – nationalsozialistischen Assistenten; ferner über die Krankenpflege, die Freiburger Krankengymnastik-Schule sowie die Universitätskinderklinik und schließlich durch einen Aufsatz Silke Seemanns über die Entnazifizierung und die Vergangenheitspolitik der Medizinischen Fakultät Freiburgs. Seemann verdeutlicht einmal mehr den in Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen generellen Trend, dass die vor allem für Ordinarienuniversitäten charakteristische Ständessolidarität jegliche Initiativen zur »Selbstreinigung« von Anbeginn zum Scheitern brachte. Auch relativ integre Persönlichkeiten wie Franz Büchner – in der sich freilich, wie Seemann zu Recht feststellt, »Widerstand, Opportunismus und Mitwisserschaft vereinigten« – stellten bereitwillig »Persilscheine« aus (S. 484, 486). Einige wenige »schwarze Schafe« wurden geopfert, um die anderen um so wirkungsvoller exkulpieren zu können. Der Paradigmenwechsel in der Politik der Alliierten spätestens 1947 tat ein Übriges: Die

Fakultät hatte ein halbes Jahrhundert ihre Ruhe und konnte über das Verdrängen der NS-Vergangenheit zur ›Tagesordnung‹ übergehen.

Ein informativer, von Wolfgang Freidl und Werner Sauer herausgegebener Aufsatzband⁹⁴ widmet sich der Stellung und Praxis der »rassenhygienischen« Abteilung der medizinischen Fakultät der Grazer Universität sowie weiteren Facetten der NS-Medizinpolitik in Graz und der gesamten Steiermark. Eingeleitet wird der offenbar für eine breitere Leserschaft konzipierte Band durch zwei wörtlich wiedergegebene Sendungen des ORF über den Massenmord an Patienten der Heil- und Pflegeanstalten Österreichs während des Dritten Reiches, in denen u. a. exemplarisch gezeigt wird, dass mitunter selbst NS-Funktionsträger – wie der Bürgermeister einer kleinen Ortschaft in der Steiermark – erfolgreich Widerstand gegen die »Euthanasie« alter Menschen seiner Gemeinde leisteten, »nachdem die Autobusse beim Altersheim schon vorgefahren waren« (S. 32).

Genauere Kenntnis, geschweige denn eine systematische Aufklärung über die Euthanasie-Verbrechen war im Nachkriegs-Österreich noch weniger als in der Bundesrepublik gefragt: »[K]eine Prozesse, keine Untersuchungen, und nach kurzer Zeit sind alle Ärzte und Pfleger der NS-Zeit wieder im Dienst. Die Archivsperrung wird auf 80 Jahre heraufgesetzt« (S. 51). Die Universität Graz machte hier keine Ausnahme, im Gegenteil. Das universitäre Archiv verweigerte den Beiträgern des Bandes rigoros den Zugang zu den Akten 1938 bis 1945. Der Leiter des Universitätsarchivs, Prof. Walter Höflechner, behauptete, der zu erwartende »wissenschaftliche Beitrag wäre minimal«, um sogleich anzufügen, die Folgen einer Einsicht in die Akten wären »bei tendenziöser Auswertung für das Haus unabsehbar«. Ein Skandal ist, dass der professorale Archivar »gleichzeitig auch Leiter der Abteilung für österreichische Wissenschafts- und Kulturgeschichte am Institut für Geschichte« ist (S. 62), also der Bock zum Gärtner gemacht wurde. Um so größer ist das Verdienst der Herausgeber, dass sie mit dem vorliegenden Band das offiziöse Schweigen konterkarieren. Allerdings können die vorgelegten Ergebnisse nur ein erster Zwischenbericht sein. Die Beiträge selbst bieten Überblicke über die Universitätsgeschichte, die Vertreibung jüdischer bzw. politisch oppositioneller Hochschullehrer, die Nazifizierung der Hochschullehrer – die Christian Fleck in seinem Beitrag wohl etwas zu pauschal ganz allgemein als »Kriegsgewinnler« bezeichnet (S. 103). Manche Formulierungen in einzelnen Beiträgen des Bandes suggerieren zwar, dass der »Anschluss« vom März 1938 einem abrupten Bruch gleichgekommen sei. Die genauere Lektüre macht freilich schnell deutlich, dass in Graz – und ähnlich sicherlich auch anderen österreichischen Universitäten – die Kontinuitäten stark und vielfältig gewesen sind. Personifiziert wurden sie etwa durch den außerordentlichen Professor für Haut- und Geschlechtskrankheiten, Rudolf Polland, der lange vor der nationalsozialistischen Machtergreifung im »Altreich« rassenhygienische Konzepte propagierte (S. 75, 115 f.). Wie im »Reich« 1933 wurden in Österreich 1938 dann, so Gerald Lichtenegger in seinem einführenden Überblick, »endlich die Voraussetzungen geschaffen, die Theorie in die Praxis umzusetzen« (S. 77). Die sich anschließenden Aufsätze sind zum Teil ausgesprochen spannend: Klaus Hödl skizziert in seinem Beitrag über die »Konturen der Grazer ›Rassenhygiene‹« u. a. die Berührungsfelder zwischen der historischen Eugenik und der modernen Genetik, insbesondere die »Kongruenz der Vorstellungen von einem körperinhärenten lebensdeterminierenden Faktor«, also die Geringschätzung von Umwelteinflüssen und pädagogisch-sozialisatorischen Effekten, außerdem eine unbedingte Zukunftsorientierung sowie schließlich die »rassische/genetische Bestimmung von sozialen Großgruppen« (S. 141 ff.). Hödl arbeitet zudem überzeugend heraus, dass die Kooperation zwischen deutschen und österreichischen Eugenikern bzw. Rassehygienikern lange vor 1938 sehr eng war, institutionell und konzeptionell. In

94 Wolfgang Freidl/Werner Sauer (Hrsg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark, Facultas, Wien 2004, 360 S., kart., 29,90 €.

diesem und weiteren Beiträgen zur rassenhygienisch motivierten Gesundheits- und Sozialpolitik, zu Zwangssterilisierungen, zu Schwangerschaftsabbrüchen bei Ostarbeiterinnen sowie zur »Euthanasie« in der Steiermark zwischen 1938 und 1945 finden sich immer wieder Hinweise auf die Weigerung von universitären und anderen Stellen, sich der NS-Vergangenheit zu stellen – eine Haltung, die praktische Folgen zeitigte und mindestens in Einzelfällen zum »Verschwinden« ganzer Aktenbestände geführt hat (S. 300). Abgeschlossen wird der Grazer Band durch zwei eindrucksvolle Beiträge: Anna Lehninger stellt die schizophrene Künstlerin und Grafikerin Ida Sofia Maly vor, die Anfang 1941 im Rahmen der »Euthanasie«-Aktionen ermordet wurde. Und Heimo Halbreimer schildert, dass die Kommunistische Partei Österreichs in Graz, die schon kurze Zeit nach dem Anschluss mit Widerstandsaktionen begann, bereits frühzeitig auf die Ermordung psychisch kranker Menschen aufmerksam machte und in heimlich verteilten Flugschriften mehrere Fälle von Protesten gegen die »Evakuierung der Pfleglinge« schilderte.

IV. UNIVERSITÄRE JUBILÄUMSSCHRIFTEN KLASSISCHEN TYPES

Zu den konventionell angelegten universitären Jubiläumsschriften mit deutlich apologetischen Untertönen gehört die Geschichte der »Philipps-Universität Marburg zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus«.⁹⁵ Wenig neue Informationen oder gar konzeptionell anregende Überlegungen bietet bereits der einführende Aufsatz von Notger Hammerstein über »Marburg und die deutsche Universitätslandschaft in den 20er Jahren«. Und auch die anschließenden Beiträge kommen über triviale, leerformelhafte Formulierungen und verharmlosende Feststellungen oft nicht hinaus. So erklärt etwa Andrea Wetmann in ihrem Aufsatz über die »Philipps-Universität am Wendepunkt zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik«, dass »am 1. August 1914 auch die Akademiker von der patriotischen Begeisterung erfaßt wurden« und Marburger Professoren »ganz in der Tradition der akademischen Reden«, angeblich »jenseits jeder simplen Kriegspropaganda«, zur »Aufrechterhaltung des »vaterländischen Geistes« zahlreiche »Kriegsvorträge« hielten. 1919 habe man dann an einem »Mangel an Kohle und Gas« sowie Papier gelitten. Ansonsten sei jedoch die »Normalität zurückgekehrt«; die große Majorität der Studenten der hessischen Kleinstadt suchte »geistigen Halt in den traditionellen Verbindungen«, die ihrerseits »Krieg und Revolution unbeschadet« überdauerten (S. 17, 25 und 31). Tatsächlich war es eine recht seltsame »Normalität«, die sich in der frühen Weimarer Republik einstellte. Welch eigenartige »Normalität« dies war, ist bereits an dem von Wetmann referierten Faktum abzulesen, dass im Februar 1919 eine jüdische Verbindung namens »Hassia« gegründet wurde, die im Wintersemester 1921 / 22 »unter dem Druck des studentischen Antisemitismus«, der – so der relativierende Einschub – »an der Philippina ebenso wie an anderen deutschen Universitäten« grassierte, »zur Auflösung gezwungen« wurde (S. 32). Über die Hintergründe, d. h. die politisch-moralischen Einstellungen der Studenten wie der Hochschullehrer, die die Existenz einer jüdischen Verbindung in Marburg unmöglich machten, hätte man gern mehr erfahren. Eine systematische Sichtung der Blätter der Corps und Verbindungen, ebenso der Tageszeitungen usw. hätte sicherlich einiges über die Struktur des in Marburg offenbar massiv virulenten Antisemitismus zutage gefördert.

Auch sonst werden bestimmte Entwicklungen und Ereignisse, über die der Leser gern mehr erfahren hätte, lediglich nebulös angedeutet. Dies gilt z. B. für die seitens der Universität schon kurz nach der Revolution »trotz aller finanzieller Schwierigkeiten wohlwollenden Unterstützung der Pläne für die Errichtung eines »Instituts für Deutschtum im Ausland«, das dann 1921 »nach dem Anschluß eines Internats für in- und ausländische

⁹⁵ Die Philipps-Universität Marburg zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, hrsg. vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e. V., Kassel 2006, 311 S., kart., 24,00 €.

Studenten unter der Bezeichnung ›Institut für Grenz- und Auslandsdeutschum an der Universität Marburg (Deutsche Burse)« ins Leben trat (S. 25 bzw. 41). Was sollte in diesem Institut eigentlich geforscht werden? Wer genau stand hinter der Gründung? Wenn sie dieses Deutschum-Institut so vehement unterstützten, ein vom preußischen Kultusministerium vorgeschlagenes »Seminar für Völkerrecht« dagegen an ihrer Universität nicht haben wollten: Was sagt dies über die unter Marburger Professoren herrschenden politischen Mentalitäten aus? Über diese und weitere Fragen wird der Leser ratlos zurückgelassen. Allgemeinplätze wie die, dass Marburg damit »wissenschaftlicher Mittelpunkt einer Bewegung zu werden [versuchte], die mit der Propagierung eines eigenständigen Volkstums [...] eine ernsthafte Gefährdung für die junge Weimarer Demokratie darstellte« (S. 41 f.), vermögen hier nicht zu befriedigen. Dasselbe gilt für Andeutungen Wettmanns über eine »Militarisierung und die damit einhergehende Brutalisierung der studentischen Sitten« (S. 42). Sie machen den Leser neugierig, ohne dass er Genaueres erfährt. Im Beitrag von Ulrich Hussong, der mit so wichtigen Informationen aufwartet wie dem »Verkauf zweier Triebwagen der Straßenbahn nach Holland« (S. 50), ist zwar kurz von »Vorgängen um die studentischen Freikorps, die Ende März 1920 in Mechterstädt in Thüringen 15 unbewaffnete Arbeiter angeblich bei einem Fluchtversuch erschossen haben«, die Rede. Über die genaueren Hintergründe der »Bluttat von Mechterstädt« erfährt man indes auch in diesem Aufsatz nichts, weil (so die merkwürdige Begründung) diese Ereignisse »eine Angelegenheit der Universität und nicht der Stadt Marburg gewesen sind« (S. 49). Im 60-seitigen Beitrag von Holger Zinn über die Marburger Studenten wird der allmählich ungeduldig werdende Leser in insgesamt zwanzig Zeilen mit der Bemerkung abgespeist, dass fünf Tage nach dem Kapp-Putsch in Mechterstädt »unter zweifelhaften Umständen fünfzehn Arbeiter zu Tode kamen« und »das Studentenkorps« dabei »zweifelhaften Ruhm erlangte«, was »auch heute noch kontrovers diskutiert« würde (S. 246).

Genaueren Aufschluss über das Blutbad von Mechterstädt erhält der Leser schließlich dort, wo er es nicht vermutet: in einem Aufsatz von Konrad Hammann über »Heinrich Hermelink in Marburg – Kirchenhistoriker in der Weimarer Ära«. Das »Massaker von Mechterstädt« datiert auf den 25. März 1920 und ging vom »Marburger Studentenkorps« aus, das überwiegend aus rechtsextremistischen und antisemitischen Korpsstudenten bestand und mit knapp 2.000 Mitgliedern »eine der größten geschlossenen Studentengruppen der Nachkriegszeit« bildete. Der Kapp-Putsch war also, so ist der freilich nur beiläufigen Datierung zu entnehmen, erst wenige Tage alt, als die Marburger Korpsstudenten ihren bürgerlich-distinkten Hass auf die mit der Novemberrevolution zu Selbstbewusstsein erwachten Arbeiter zu einem Gewaltexzess eskalieren ließen. Bekanntlich brach der Kapp-Putsch zusammen, weil die organisierte Arbeiterbewegung sich zu einem leider nur kurzzeitigen gemeinsamen Bündnis aufraffen konnte. Deren Widerstandsaktion zur Rettung der Weimarer Demokratie mutiert auch in dem ansonsten soliden Beitrag von Hammann zu »mit dem ‚Kapp-Putsch‘ aufgekommenen ›spartakistischen Unruhen« – und verleiht den Aktivitäten der rechtsextremistischen Marburger Studenten eine gewisse Legitimität. Dabei hatten die schon bald in Thüringen und im Ruhrgebiet gegen Freikorps kämpfenden Arbeiter fünf Tage nach dem Kapp-Putsch bestenfalls gerade erst begonnen, an weitergehende Forderungen der zu diesem Zeitpunkt ja noch nicht lange zurückliegenden Revolution anzuknüpfen. 15 zudem unbewaffnete Arbeiter wurden am 25. März 1920 von den offenbar völlig enthemmten, in einem Gewaltrausch handelnden Studenten erschossen, »auf der Flucht«, wie sie sich später mit bekannt-fataler Rhetorik zu rechtfertigen versuchten. Und die »Marburger Universitätsleitung« hatte nichts Eiligeres zu tun, als das »Studentenkorps« von Anfang an in Schutz« zu nehmen und den »Tätern Dank und Anerkennung auszusprechen«. An dieser Stelle kommt der von Hammann individualbiografisch porträtierte Kirchenhistoriker Hermelink ins Spiel. Er hatte sich einer »Volkskompanie« angeschlossen, die sich aus den Reihen der kleinen Minorität liberal- und so-

zialdemokratisch gesonnener Studenten gebildet hatte. Nach dem Blutbad von Mechterstädt forderte Hermelink als anscheinend einziger Hochschullehrer »die vorbehaltlose Aufklärung des Geschehens« (S. 94 f.). Obwohl Hermelink dem politischen Druck schon bald nachgab – Hammann spricht von einem »partiellen Einschwenken auf die universitäre Linie« (S. 96) –, sahen Universitätsleitung und rechtsextremistische Studenten mit der NS-Machtergreifung den Tag der Rache gekommen. Bereits »im April 1933 legte der Rektor der Universität Marburg, Walther Merk, in Umsetzung eines entsprechenden Beschlusses des Senats Hermelink den Rücktritt vom Amt des Senators nahe«; zwei Jahre später wurde er zwangsemeritiert. Der »antidemokratische Führer des ›Studentenkorps‹, Bogislav von Selchow, hingegen, der die politische und militärische Verantwortung von Mechterstädt trug, wurde 1939 [...] von der Universität Marburg zum Ehrensensator ernannt« (S. 97).

Dass die »Bluttat von Mechterstädt« in einem eigentlich individualbiografischen Beitrag versteckt wird, ist symptomatisch für die Komposition des gesamten Jubiläumsbandes: Statt dass diese studentischen Greuel in mindestens einem eigenständigen Beitrag ausführlich dargestellt werden, wird der Jubiläumsband vor allem mit individualbiografischen Beiträgen über herausragende Ordinarien und deren fachwissenschaftliche Leistungen gefüllt. Damit soll nicht bestritten werden, dass einige dieser Aufsätze nicht auch aufschlussreiche Informationen bieten, z. B. der von Jan Rohls über den Theologen Bultmann und seine Beziehungen zu Barth und Heidegger; geradezu spannend liest sich der Beitrag von Bernd Martin über Heideggers Zeit in Marburg 1923 bis 1928 oder auch der von Dieter Wunder über die Marburger Studienzeit von Adolf Reichwein. Und auch die Aufsätze über das »Studentenleben in den zwanziger Jahren« sowie zu den Frauen an der Marburger Universität enthalten interessante Detailinformationen. Es sind nicht in erster Linie die Schwächen der einzelnen Aufsätze oder unnötige rhetorische Floskeln, die den Leser enttäuschen und schließlich verärgern. Es ist die Komposition des Bandes, die im Ergebnis auf die Verniedlichung des an der Marburger Universität während der Zwanzigerjahre offenbar grassierenden Rechtsextremismus hinausläuft, die irritiert. Das Blutbad von Mechterstädt stand ganz offensichtlich paradigmatisch für die Grundeinstellung der übergroßen Mehrheit sowohl der Marburger Studenten wie ihrer akademischen Lehrer während der Weimarer Republik. Dieses Ereignis kurz nach dem Kapp-Putsch und seine umgehende Rechtfertigung durch die Repräsentanten der Hochschule wirft ein grelles Schlaglicht auf Gewaltbereitschaft und Unmoral, die im universitären Milieu Marburgs herrschten. Es macht deutlich, dass der spätere Schritt von den Verbindungen und Corps zu SA und NS-Studentenbund kurz gewesen sein muss. Lediglich bürgerliche Distinktion, nicht jedoch politische Überzeugungen mag den einen oder anderen Studenten an dem allzu schnellen Anschluss an die NS-Bewegung gehindert haben. Das barbarische Verbrechen Marburger Korpsstudenten vom 25. März 1920 macht nachvollziehbarer, was uns heute oft unvorstellbar erscheint: dass gebildete, sich kulturvoll dünkende Menschen, dass weite Teile des Bürgertums sich 1933 so begeistert dem Nationalsozialismus – dessen bürgerliche Wurzeln in diesem Kontext einmal mehr genauer zu beleuchten wären – in die Arme warfen, alle zivilisatorischen Fesseln abstreiften und sich oft geradezu enthusiastisch an den barbarischen Gewaltexzessen des NS-Regimes beteiligten. Der Band zur Marburger Universitätsgeschichte macht deutlich, dass leider immer noch manche »Fest«-Schriften als Anlässe zum »Feiern« – und damit zur Retusche unangenehmer Vergangenheiten – missverstanden und nicht zu einer reflektierten kritischen Bestandsaufnahme genutzt werden.

Noch ärgerlicher ist die Monografie von Leo Haupts über die Kölner Universität am Übergang vom Nationalsozialismus zur frühen Bundesrepublik.⁹⁶ Sie ist dies vor allem in formaler Hinsicht: Die Darstellung ist kaum strukturiert und vielfach assoziativ, Wieder-

⁹⁶ Leo Haupts, *Die Universität zu Köln am Übergang vom Nationalsozialismus zur frühen Bundesrepublik* (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln, Bd. 18), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2007, 406 S., geb., 49,90 €.

holungen sind häufig. Kurz und gut: Das Lesen dieses Buches ist eine Qual. Einen Lektor scheint es nicht gegeben zu haben, denn dem hätte auffallen müssen, dass – um nur ein Beispiel zu nennen – auf den Seiten 52 bis 54 einzelne Sätze wörtlich wiederholt worden sind: So habe der von Haupts biografisch sehr freundlich gezeichnete Kölner Neu-Gründungsrektor und Altphilologe Josef Kroll »den Vorrang/die Stärkung der bisher in Köln weniger beachteten Geisteswissenschaften generell [und gleichzeitig die] Zurückdrängung der Fachausbildung und Praxisorientierung in allen Fakultäten« durchgesetzt (S. 53 bzw. S. 54). Es sei – auch hier wurde die Darstellung offenbar von dem Motto getragen: doppelt hält besser – vor diesem Hintergrund zu »einer starken Akzentuierung der Antike, des Mittelalters, aber auch des deutschen Idealismus« gekommen (S. 52 bzw. S. 53). Inhaltlich ist an diesen Passagen bemerkenswert, dass die 1933 ja sehr anpassungswilligen Geisteswissenschaften nicht nur von den Zeitgenossen, sondern in naiver Weise auch von Haupts zum Allheilmittel »gegen die auch in der NS-Zeit fortschreitende Spezialisierung« verklärt werden, wie Haupts in offenbar völliger Unkenntnis der NS-Wissenschaftsgeschichte und in unkritischer Übernahme apologetischer Rhetoriken beteiligter Zeitgenossen während der Nachkriegszeit behauptet.⁹⁷ Inhaltliche Kritik im Einzelnen zu üben, würde hier zu weit führen. Symptomatisch ist freilich, dass Haupts zur Charakterisierung »der 68er« nichts Besseres einfällt, als ausgerechnet Ernst Jünger zu zitieren und dessen Denunziation der damaligen Jugendrevolte gegen verkrustete, spießig-konservative Strukturen als »losgelösten und selbstherrlich gewordenen Geist«, durch den (das ist jetzt negativ gemeint:) »die ›Erziehungsarbeit des bürgerlichen Zeitalters‹ zerstört werden sollte« (S. 378). Neben apologetischen Sentenzen wie der, dass sich »viele Ordinarien« (hier wäre es interessant gewesen zu fragen: Wie viele? Wer? Usw.) lediglich einiger »deutlicher Verbeugungen vor den Machthabern« schuldig gemacht hätten, stehen Trivialitäten wie: »Der Wiederaufbau der Kölner Universität in den ersten zehn Jahren [...] gehört in den Vorgang des Aufbaus der deutschen Gesellschaft nach 1945« (S. 371). Zwar bietet die Darstellung mitunter auch interessante Informationen: So wollte der Nachkriegsrektor Kroll künftigen nationalsozialistischen Anfechtungen vorbeugen, indem er »seinen« Professoren ganz generell Parteimitgliedschaften untersagte, ein Unterfangen, das selbstverständlich scheitern musste (S. 74 f.). Und die lange biografische Passage zu Theodor Schieder (S. 258–283) enthält einzelne neue Details. Sie können den problematischen Gesamteindruck jedoch nicht verwischen. Was lehrt uns eine solche Darstellung wie die des 1927 geborenen Haupts, der von 1947 bis 1953 in Köln studierte, 1979 zunächst außerplanmäßiger, ab 1982 dann besoldeter Professor der Universität Köln wurde? Zeitzeugen sollten sich nicht mit historiografischen Darstellungen versuchen – oder, wenn sie der Versuchung schon nicht widerstehen können, solche dann deutlich als »Erinnerungen« oder »Memoiren« kennzeichnen.

V. FACHBEZOGENE UND REGIONALE ÜBERBLICKSDARSTELLUNGEN

Der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte wurden noch weit größere Hindernisse in den Weg gestellt als der bundesdeutschen Historiografie; das ist oben bereits angedeutet.⁹⁸ Dieses Grundproblem prägt auch den Band »Kontinuität und Bruch 1938 – 1945 – 1955«, der einen Überblick über die österreichische Wissenschafts- und Universitätslandschaft bieten will. Weil neuere Studien anscheinend fehlen, hat der Vorstand des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Wien, Friedrich Stadler, ein gutes Jahrzehnt zuvor verfasste Aufsätze im Jahre 2004 offenbar unverändert in einer Neuauf-

⁹⁷ Zur exkulpatorischen Funktion der rhetorischen Trennung in anwendungsorientierte »Spezial-« und angeblich unpolitische »Grundlagenforschung« vgl. oben, S. 539.

⁹⁸ Vgl. S. 591 f.

lage herausgegeben.⁹⁹ Johann Dvorak konstatiert in einem kurzen Aufriss, dass der Austrofaschismus ab 1933 dem Nationalsozialismus den Boden bereitet und infolgedessen der Anschluss der »Ostmark« keinen derart markanten Einschnitt bedeutet habe, wie das offiziöse Österreich immer noch gern Glauben machen möchte; auch sei bis 1945 keine starke Widerstandsbewegung entstanden – eine Feststellung, die inzwischen sicherlich unbestritten sein dürfte. Dvorak und ebenso Oliver Rathkolb und Erika Weinzierl in den anschließenden, auf die allgemeine Geschichte Österreichs rekurrierenden Beiträgen zeichnen das Bild einer starken kulturellen Kontinuität zwischen dem »Ständestaat« Dollfuß'scher Couleur und der Zweiten österreichischen Republik. Die siebenjährige nationalsozialistische »Zwischenepoche« fügte sich hier, bei aller Radikalisierung im Einzelnen, offenbar relativ komplikationslos ein – jedenfalls an den Hochschulen und unter Absehung der, in dem Band von Rudolf Haller ausführlicher betrachteten Philosophie. So skizziert Günter Fellner für die österreichische Geschichtswissenschaft, dass deren Repräsentanten immer schon »gewohnt waren, »deutsch« zu denken« (S. 135) und den »Anschluss« längst vollzogen hatten, bevor er offiziell sanktioniert wurde. Für das »Aushängeschild« Heinrich v. Srbik ist dies bekannt.¹⁰⁰ Seine Kollegen standen ihm kaum nach: Der »Deutschböhme« Alfons Dopsch fabulierte von »slawischer Falschheit« und »Hinterhältigkeit«. Der »stets großdeutsch antisemitische« Wilhelm Bauer, in Wien Ordinarius für Neuere Geschichte, kritisierte 1944 Treitschke retrospektiv von rechts, weil jener »zeit seines Lebens dem jüdisch-aufklärerischen Dogma zinspflichtig« geblieben und »das eigentlich jüdische an den Juden zu verschleiern und in dem Begriff des allgemein Menschlichen aufgehen zu lassen« bestrebt gewesen sei. Hugo Hantsch erklärte Österreich zur »Kraftquelle des Deutschtums« (S. 139 f., 144). Hantsch nützten derartige Elogen auf den deutsch-völkischen Nationalismus allerdings wenig, da er sich zuvor für den »Christlichen Ständestaat« engagiert hatte und die misstrauischen Nationalsozialisten ihn deshalb als Hochschullehrer entließen, kurzzeitig internierten und mit einem Publikationsverbot belegten. Auf diese Weise offenbar unfreiwillig zum Antifaschisten gemacht, trat Hantsch 1946 die Nachfolge Srbiks an. Ansonsten scheinen die personellen Kontinuitäten beträchtlich gewesen zu sein. Auch Methoden und Themen änderten sich nach 1938 und anscheinend ebenso nach 1945 zunächst kaum; Hantsch scheint immerhin der Sozialgeschichte zu größerem Gewicht verholfen zu haben (S. 150). Karl Müller skizziert, dass die Literaturproduzenten und Literaturwissenschaftler der Nachkriegszeit überwiegend dieselben waren wie bis 1938. Auch den Anschluss an das nationalsozialistische Deutschland hatten jene unbeschadet überstanden, nachdem sie offenbar unisono »im Jahr 1938 ihre deutsch-nationalen, völkisch-national-konservativen und nationalsozialistischen Bekenntnisse abgaben oder zumindest als vorbildliche Vertreter ostmärkischer Dichtung verstanden oder zumindest vereinnahmt wurden« (S. 183). Auf der politisch-gesellschaftlichen Ebene war in Österreich das Jahr 1934 zweifelsohne der entscheidende Bruch. Innerwissenschaftlich müssen die nachhaltigen »Wendepunkte« möglicherweise noch früher datiert werden. Reinhard Knoll nennt für die österreichische Soziologie das Jahr 1926 und begründet dies mit dem Verlauf und den Wirkungen des fünften deutschen Soziologentages, der den »ebenso heftigen wie ungeduldigen Versuchen, die Soziologie in den mitteleuropäischen Totalitarismus [...] einzugliedern und obendrein autoritäre Gesell-

99 Friedrich Stadler (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch 1938 – 1945 – 1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte (Emigration – Exil – Kontinuität. Schriften zur zeitgeschichtlichen Kultur- und Wissenschaftsforschung, Bd. 3)*, Lit Verlag, Münster 2004, 407 S., kart., 19,90 €.

100 Vgl. als knappen, instruktiven Überblick: Karen Schönwalder, Heinrich v. Srbik. Gesamtdeutscher Historiker und »Vertrauensmann« des nationalsozialistischen Deutschland, in: Doris Kaufmann (Hrsg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus*, Bd. 2, Göttingen 2000, S. 528–544.

schaftsmodelle soziologisch zu begründen«, entscheidend den Weg gebahnt habe (S. 217). Eduard Conte zeigt, dass in der Völkerkunde antisemitische, »christlich-deutsche« Kontinuitätslinien gleichfalls bereits seit Ende der Zwanzigerjahre angebahnt wurden. Sie mussten nur noch rassistisch weiter zugespitzt werden, um ab 1938 komplikationslos in den nationalsozialistischen Wissenschaftsbetrieb eingepasst zu werden. Michael Hubenstorf und Horst Seidler thematisieren in ihren Beiträgen die fatale und in Österreich länger und konsequenter beschwiegene Rolle der Mediziner im Nationalsozialismus, Seidler mit Blick auf die rassistische Segregation, Umsiedlung und teilweise Vernichtung der slowenischen Minderheit in Österreich. Spannend ist schließlich der Aufsatz von Hilde Zaloscer über die Wiener Kunsthistoriker Josef Strzygowski und Hans Sedlmeyr. Strzygowski habe sich auch aufgrund persönlicher Kränkungen nach dem Ersten Weltkrieg auf biologistisch-rassistische Abwege begeben und in immer phantastischere Spekulationen hineingesteigert. So habe er für die Antike die »Existenz zweier Kunstströme« postuliert, darunter eine positive, nämlich die »ursprünglich seelisch und sittlich führende Nordrasse«, deren Entdeckung durch ihn »zwingend für Europa und die Wiederaufrichtung einer kerndeutschen Geistes- und Seelenbesinnung« sei (S. 287 f.). In immer abstruseren Konstrukten setzte er Ende 1938 dann Hitler als »Heilsbringer« Jesus gleich, den das Christentum »aus einem ähnlich befreienden Vorgang [zum] persönlichen Heiland [und] Erlöser gemacht« habe. Das Christentum taufte Strzygowski – in unfreiwilligem Witz – gleich mit in »Heilsglauben« um, »nachdem einmal der Zuruf ›Heil!‹ uns allen als deutsch und nordisch in Fleisch und Blut übergegangen ist!« Dass der 1941 verstorbene Strzygowski gleichzeitig einem extensiven Antisemitismus frönte, braucht eigentlich kaum mehr erwähnt werden (S. 291 f.). Intelligenter und vor allem nachhaltiger wirkte der vor 1945 in Wien, danach in München tätige und 1965 nach Salzburg berufene Hans Sedlmeyr. Sein Œuvre sei eine einzige Absage an die moderne Kunst gewesen, mit fatalen Folgen für die österreichische Kunstgeschichte bis in die Gegenwart. Sedlmeyr entwickelte das »Rüstzeug« gegen »jedwede modernen Versuche«; sie würden oft »immer noch mit den Maßstäben der ›entarteten‹ Kunst gemessen, wie sie von den Nationalsozialisten verstanden wurde« (S. 296).

Die fatale Rolle Sedlmeys für die österreichische Kunstgeschichte ist auch Thema eines Aufsatzes von Hans H. Aurenhammer in dem 2003 erschienenen, von Jutta Held und Martin Papenbrock herausgegebenen *Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft/Kunst und Politik*.¹⁰¹ In diesem Aufsatz, der den Blick auf das kunsthistorische Institut an der Universität der österreichischen Hauptstadt richtet, zugleich jedoch Aufschluss über die Geschichte dieses Faches in ganz Österreich von 1938 bis 1945 bietet, pointiert Aurenhammer, dass das Institut aufgrund »der eindeutig pronazistischen Haltung der beiden Kunsthistoriker«, d. h. Sedlmeys und seines Assistenten Karl Oettinger, nach der Eingliederung ins Großdeutsche Reich »nicht erst gleichgeschaltet zu werden brauchte«. Zu personellen Veränderungen kam es kaum, da in Österreich »schon lange vor 1938 der öffentliche Dienst für jüdische Akademiker verschlossen« war (S. 162). In seinem sehr informativen Aufsatz skizziert Aurenhammer außerdem, dass die Wiener Kunstgeschichte vor dem Hintergrund der ihr übertragenen »Südostarbeit« umfangreiche »zusätzliche Ressourcen« mobilisieren konnte, indem sie für die Jahre 1939 bis 1943 einen – auch »prompt bewilligten« – Vierjahresplan für einen »Vorstoß der deutschen Wissenschaft« gegen die »Vorherrschaft« der »am Balkan lange führenden französischen Kunstgeschichte« auflegte (S. 166). Aufschlussreich ist dieser Passus, weil er deutlich macht, dass die Geistes- und Kulturwissenschaften unter dem Nationalsozialismus keineswegs generell marginalisiert wurden; sie konnten vom NS-Regime auf offenbar nicht unbeträchtliche zusätzliche Ressourcen hoffen, soweit sie sich als zuverlässig nazifiziert erwiesen und den imperialen Zielen des

101 Kunst und Politik. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft, Band 5/2003. Schwerpunkt: Kunstgeschichte an den Universitäten im Nationalsozialismus, hrsg. von Jutta Held/Martin Papenbrock, Göttingen 2003, 249 S., kart., 22,50 €.

NS-Regimes entgegenarbeiteten. Wichtig ist dieser Beitrag ferner, weil aus ihm exemplarisch für Person und Werk Sedlmeyrs hervorgeht, dass konservativer Katholizismus und Nationalsozialismus, die Begeisterung für das »Erste« wie das Dritte Reich sich keineswegs ausschlossen. Prominente Kulturwissenschaftler wie Sedlmeyr mussten kaum ideologische Verrenkungen vornehmen, um ihre Karriere im »felix Austria« vor 1938 wie nach 1945 bruchlos fortsetzen zu können.

Der von Held und Papenbrock herausgegebene Band und die dort versammelten Beiträge sind auch darüber hinaus instruktiv, denn sie geben dem Fach Kunstgeschichte an verschiedenen deutschen Universitäten und seiner Entwicklung während der NS-Zeit sowie der Stellung und dem Selbstverständnis namhafter Ordinarien Raum. Trotz einer problematischen Einleitung, in der die Herausgeberin Jutta Held sybellinisch behauptet, »dass sich der Gegenstand [die Kunstgeschichte im Nationalsozialismus] gegen eine rein historische Analyse sperrt« und die Historisierung des Nationalsozialismus überhaupt »eine zumindest resignative Haltung gegenüber diesem historischen Extremfall« impliziere (S. 9 f.), ist der Band lesenswert und informativ. Das beginnt bereits mit dem sich anschließenden Aufsatz von Held über die Kunstgeschichte der Münchner Universität und das Selbstverständnis sowie die politischen Grundhaltungen und Kunsttheorien der beiden maßgeblichen Ordinarien dort, Wilhelm Pinder und Horst Jantzen. Pinder, der bis 1935 den kunsthistorischen Lehrstuhl in München innehatte und dann nach Berlin wechselte, sympathisierte ursprünglich mit der modernen deutschen Kunst und versuchte noch nach 1933 anfangs u. a. das Bauhaus für die NS-Diktatur zu »retten«. Nachdem Hitler im September 1934 jedoch die Moderne zur »entarteten Kunst« erklärt hatte, »enthielt sich Pinder [fortan] einer deutlichen Parteinahme für die moderne Kunst« (S. 20). Ausgesprochen anpassungsfähig zeigte sich Pinder auch konzeptionell, indem er die ursprünglich nationalstaatlich eingefasste »völkische Kunstgeschichte in eine groß dimensionierte Raumforschung europäischen Zuschnitts überführt[e]«. Er suchte den »Führungsanspruch Deutschlands kulturell zu fundieren«, indem er den »weiten Radius der deutschen Kunst, ihre ›Ausstrahlung‹ weit über die deutschen Staatsgrenzen hinaus, nachweisen« wollte. »Die alte deutsche Kunstgeschichte [wurde] nicht radikal verworfen, sondern einbezogen in die neuen Perspektiven des ›Dritten Reiches‹, dabei aber umgeschmolzen«. Das ging nicht widerspruchsfrei: »Obwohl im Zeichen eines extremen [auf Prinzipien radikaler In- und Exklusion basierenden] Rassismus konzipiert, ist diese Kunstgeschichte immer nahe daran, ihre eigenen chauvinistischen Grundlagen zu dekonstruieren, die der Dialektik von Eigenem und Fremden [...] nur mühsam standhalten«, eine Ambivalenz, derer sich Pinder »durchaus bewusst« gewesen sei (S. 34 f.). Ähnlich opportunistisch agiert der Marburger Ordinarius für Kunstgeschichte, Richard Hamann. Anfangs gleichfalls ein Anhänger der Moderne, insbesondere der Neuen Sachlichkeit und des Bauhauses, öffnete er sich ab 1934 »den aktuellen Tendenzen der NS-Kunst«, wie Michael H. Sprenger in seinem Aufsatz recht freundlich formuliert. 1945 wird in der Neuauflage seiner Überblicksdarstellung »Geschichte der Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gegenwart« dann die NS-Kunst, der er in der Auflage von 1938 breiten Raum gegeben hatte, »mit keinem Wort [mehr] erwähnt«, dafür findet sich »nun wieder Werkbund und Bauhaus« an prominenter Stelle (S. 75 f.). Bereitschaft zur elastischen Affirmation, gepaart mit oft enthusiastischer Selbstmobilisierung für den »nationalen Aufbruch« der Nazis, scheint auch sonst ein Grundzug der Kunstgeschichte, und über sie hinaus wohl aller kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, gewesen zu sein. Typisch für die Tübinger Kunstgeschichte war »eine verstärkte Ausrichtung auf die italienische Kunst [sowie] die Betonung der Rezeption nordischer Kunst«; 1936 bot der dortige Ordinarius »eine Vorlesung zur Kunstgeschichte der Eroberung und Besiedelung des deutschen Ostens an« usw. (S. 94, 98). Auch der neben Pinder und Jantzen prominenteste Kunsthistoriker der Weimarer Republik, Albert Erich Brinckmann, der 1935 von Berlin nach Frankfurt a. M. ging, zeigte – entge-

gen seiner späteren Selbststilisierung als vom Nationalsozialismus Verstoßener – ausgeprägte Anpassungsfähigkeiten. Nach 1933 vertrat er dezidiert einen »völkerpsychologischen Ansatz« und führte »letztlich alle großen Kunstwerke auf germanischen Einfluss zurück«. In der zweiten Hälfte der Dreißigerjahre kooperierte er eng mit dem Frankfurter Oberbürgermeister und prominenten NSDAP-Kommunalpolitiker Albert Krebs und gab u. a. mit jenem zusammen die Schriftenreihe »Geistiges Europa« heraus, die den deutschen Vormachtsanspruch im europäischen Kulturleben manifestieren sollte. Daneben entwickelte Brinckmann Pläne für ein kunsthistorisches Institut in der Mainmetropole, das zum Dach einer über Dependancen in ganz Europa weit verzweigten, auf eine positive Imagepolitik des NS-Regimes ausgerichteten »Forschungsgemeinschaft für deutsche Kunst und Wissenschaft« bzw. »für geistige und kulturelle Beziehungen Deutschlands« werden sollte (S. 128 ff.). In seiner inhaltlichen Stoßrichtung unterschied sich dies kaum vom Selbstverständnis der in der Reichsuniversität Posen etablierten Kunstgeschichte, deren Ziel es war, die »Grenzlandkunst« des »Warthegaues« in ihren »wehrhaften Wesenszügen« (S. 146 f.) zu elaborieren und für die »Ostraum«-Besiedlung mit arischen Volksgenossen zu funktionalisieren. Im Unterschied zu den auf Westeuropa orientierten Kunsthistorikern waren, wie Adam S. Labuda exemplarisch für die an der Universität Posen angestellten Kulturwissenschaftler skizziert, die in den besetzten osteuropäischen Gebieten aktiven kunsthistorischen Experten allerdings unmittelbar in die Selektion erhaltenswerter, natürlich »deutscher« auf der einen und solcher Kulturgüter auf der anderen Seite involviert, die im Rahmen der »Neuordnung« der Zerstörung anheimfallen sollten. Ein Aufsatz Papenbrocks zum kleinen Freiburger Institut für Kunstgeschichte und den dortigen Ordinarius Kurt Bauch, der gleichfalls deutlich macht, wie hochgradig anschlussfähig elitär-konservative (zudem von der Heidegger'schen Philosophie beeinflusste) Positionen an den ideologisch ja heterogenen Nationalsozialismus waren, komplettiert den interessanten Band, an dessen Schluss eine kommentierte, instruktive Bibliografie einiger neuerer Spezialuntersuchungen zur Kunst und Kunstgeschichte während des Dritten Reiches gestellt ist.

Damit ist die Kunstgeschichte und ihr Selbstverständnis sowie ihre Praxis an den Universitäten zwar gewiss noch nicht erschöpfend dargestellt. Aber das Bild dieser wichtigen, kulturwissenschaftlichen Disziplin gewinnt für die NS-Zeit doch deutlich schärfere Konturen. Zusammen mit den inzwischen ziemlich zahlreichen einschlägigen Monografien bieten der genannte Band und weitere handbuchähnliche Publikationen wie etwa der von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle herausgegebene Band über den »Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften«¹⁰² – in dem die Kunstgeschichte kein Thema ist – oder das jüngst erschienene, von Ingo Haar und Michael Fahlbusch herausgegebene »Handbuch zur Geschichte der völkischen Wissenschaften«¹⁰³ die Möglichkeit, sich leicht ein dennoch facettenreiches Bild über die Entwicklung der Geistes-, Sozial-, Rechts- und Kulturwissenschaften zu verschaffen.

Wer das gesamte, inzwischen nur noch schwer überschaubare Spektrum an Arbeiten zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte durcharbeitet, wird darüber hinaus überrascht feststellen, dass manche der Beiträge in den zahlreichen, hier vorgestellten Bänden auch Passagen zu »disziplinfremden« Aspekten enthalten, die man angesichts anderslautender Titel und Themenstellungen in den jeweiligen Aufsätzen nicht vermuten sollte. So findet sich z. B. in einem der Beiträge in dem vorgestellten Band zur Medizinischen Fakultät der Grazer Universität¹⁰⁴ ein aufschlussreicher Exkurs über den Althistoriker Fritz

102 Hartmut Lehmann/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. Bd. 1: Fächer – Milieus – Karrieren, Göttingen 2004. Vgl. dazu meine Rezension in: AfS 45, 2005, online, URL: <<http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/80657.htm>> [23.6.2008].

103 Ingo Haar/Michael Fahlbusch (Hrsg.), Handbuch zur Geschichte der völkischen Wissenschaften, München 2008.

104 Vgl. oben, S. 591 f.

Schachermeyr. Dieser war offenbar ähnlich phantasievoll veranlagt wie sein kunsthistorischer Kollege Strzygowski, denn auch er gestaltete die Antike zu einem Kampfplatz zwischen der »nordischen« und der »wüstenländischen Rasse« aus. Dem »vorderasiatisch-armenoiden Blut« als der vorgeblich dritten »Rasse«-Strömung der europäischen Antike wurde – das war originell – die Rolle des perfiden Bösewichts zugewiesen, vornehmlich den in diese dritte »Rasse«-Strömung eingeschlossenen Juden. Sie galten dem Althistoriker selbstverständlich auch für die Antike als die »blutmäßigen Schmarotzer im Abendlande« und wurden für alles destruktiv-subversive Wirken, sozusagen den Untergang der antiken Hochkulturen, verantwortlich gemacht (S. 124 f.). Wie weit derartig krause Projektionen nationalsozialistischer Rassephantasien auf die Antike an deutschen und österreichischen Universitäten verbreitet waren, wie sie nach 1945 weiterwirkten, wäre noch genauer zu recherchieren. Rassistische Phantasten wie Schachermeyr wurden aus den Universitäten jedenfalls nicht entfernt bzw. durften nach einer »Schamfrist« ihre Lehrtätigkeit wieder aufnehmen. Schachermeyr setzte seine Karriere 1952 an der Universität Wien fort. Schülernde Persönlichkeiten wie Schachermeyr sind im Übrigen noch in anderer Hinsicht aufschlussreich: Der ab 1940 Grazer und später Wiener Ordinarius für Alte Geschichte sympathisierte wie manch anderer seiner Kollegen¹⁰⁵ Anfang der Dreißigerjahre mit Mussolini und dem italienische Faschismus. Hitler und die NS-Bewegung schienen ihm demgegenüber aufgrund ihres rabaukenhaften Auftretens politisch noch »unreif«; immerhin hoffte er bereits 1932 positiv, »dass Adolf Hitler auch hinsichtlich des politischen Weitblicks seinem politischen Vorbild Benito Mussolini nahe kommen werde« (S. 125). Er war, gerade Anfang der Dreißigerjahre im ständefaschistischen Österreich mit seinen engen Beziehungen nach Italien, nicht der einzige, der solcherart Hoffnungen hegte.

Wie »normal« lief der Universitätsbetrieb zwischen 1933 und 1945 weiter? Oder besser (da der Terminus »Normalität« in historischen Untersuchungen eigentlich keinen Platz haben sollte): Wie stark wirkten die Kontinuitäten? Wie tief gingen die Brüche? Dazu sind in dem eingangs vorgestellten, von v. Bruch und Kaderas herausgegebenen Aufsatzband pointiert Thesen formuliert worden. Notger Hammerstein erklärt dort, dass »Universitätskarrieren [weiterhin] dem Muster [folgten], wie sie seit dem Kaiserreich üblich waren, die Universitäten ergänzten sich wie ebenfalls damals gewohnt«; eine »positive Beförderung schwacher Gelehrter nationalsozialistischer Gesinnung gelang höchst selten«; sie »blieben meist – wenn auch für die Betroffenen grausam ungerechte und bittere – Einzelfälle, die die breite Hochschullandschaft eher marginal tangierten«. Auch strukturell habe sich wenig verändert, so Hammerstein. »Uneingeschränkt galt nach wie vor das Ordinarienprinzip«; nicht zuletzt »entwickelten die neuen (jungen) Ordinarien rasch – und meist entschiedener als die älteren – alle die einem Ordinarius zugeschriebenen Eigenschaften«. Die Habilitation blieb zentrale Zugangsvoraussetzung, der »traditionelle Dreilistenvorschlag« allgemein geübte Praxis und wurde im Allgemeinen auch »vom Ministerium akzeptiert«. »Die Gottähnlichkeit des Ordinarius« wurde kaum tangiert; »jeder dachte zunächst an sich und dann an die Zukunft«. ¹⁰⁶ Diese These scheint auf der Konferenz, aus der der Band von v. Bruch/Kaderas hervorgegangen ist, kräftigen Widerspruch hervorgehoben zu haben. Namentlich Lothar Mertens glaubte gegen die These Hammersteins, strukturell habe sich »eigentlich nichts wesentliches verändert«, »nachdrückliche Korrekturen« anmelden und »inhaltliche Retuschen« vornehmen zu müssen. Sein zentrales, im Grunde einziges Argument: Der NSD-Dozentenbund, aber auch die NS-Studentenschaft habe »großen politischen Einfluß geltend« gemacht und »Teilelemente der Hochschulverfassung politisch instrumentalisiert«, das Reichswissenschaftsministerium sich in die Beru-

105 Zur Faszination, die der Mussolini-Faschismus auf zahllose rechte Intellektuelle und auch Angehörige der wissenschaftlichen Elite in Deutschland ausübte, vgl. auch oben, S. 582.

106 Notger Hammerstein, Wissenschaftssystem und Wissenschaftspolitik im Nationalsozialismus, in: v. Bruch/Kaderas, Wissenschaften und Wissenschaftspolitik, S. 219–224, hier: S. 219 f.

fungspolitik immer wieder eingemischt.¹⁰⁷ Man hat bei diesem empörten Aufschrei von Mertens den Eindruck, dass ihm die Haltung zugrunde liegt, dass, wenn wie bei Hammerstein strukturelle Kontinuitäten im universitären wie außeruniversitären Bereich konstatiert werden, Lehre und Forschung aufgewertet und normativ positiv aufgeladen würden, ihnen ein respektvoller Lorbeerkrantz geflochten würde, mit dem eine naive Bürgerlichkeit universitäre wie überhaupt wissenschaftliche Exzellenz generell gern umgibt. Ein solch normativer Blick auf die Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte ist freilich fehl am Platze. Er macht blind für die zahlreichen Kontinuitäten, die sich vor wie nach 1933 und vor wie nach 1945 feststellen lassen.

Zwar ist nach Fächern und nach Universitäten zu differenzieren. Jedoch scheint alles in allem – das zeigt stärker noch der Blick in die außeruniversitäre Forschung – der für Wissenschaft konstitutive Grundsatz, nach wissenschaftlichen Meriten zu berufen bzw. zu befördern, zwischen 1933 und 1945 tatsächlich weitgehend gewahrt worden zu sein. Vor das meritokratische Prinzip wurde allerdings ein rassistischer Filter gespannt.¹⁰⁸ Einen (zusätzlichen) politischen Filter vor die bleibenden meritokratischen Berufungs- und Beförderungsbedingungen zu schieben, war jedoch letztlich meist nicht notwendig: Die meisten Kandidaten für die Besetzung hoher und höchster Funktionen in Forschung und Lehre, so sie sich nicht ohnehin aktiv mit dem NS-Regime identifizierten, huldigten überwiegend einem als »unpolitisch« verstandenen, vielfach völkisch geprägten, oft genug antisemitisch unterlegten Nationalismus; offen oppositionell gestimmt waren sie jedenfalls in aller Regel nicht. Ein Ruhmesblatt sind die bei Hammerstein im Übrigen nur angedeuteten strukturellen Kontinuitäten für die deutsche Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte gewiss nicht. Sie zeigen vielmehr, dass Wissenschaft – gleichgültig ob institutionell eingefasst oder nicht – immanent über keinerlei Barrieren verfügt, die sie gegenüber nationalsozialistischen Anfechtungen resistent sein ließe. Politisch-moralisch sind Wissenschaft und ebenso die Strukturen, in denen sie sich bewegt, »neutral«, d. h. jedem System kompatibel und können genauso gut für demokratische wie für faschistische oder sonst wie autoritäre Systeme funktionalisiert werden. »Demokratisch« werden oder bleiben Forschung und Lehre nur durch die Kontrolle einer demokratischen Gesellschaft.

VI. NS-WISSENSCHAFTSGESCHICHTE: OFFENE FRAGEN UND KÜNFTIGE FORSCHUNGSFELDER

Überblickt man die neuere Forschung zu den Hochschulen und zur außeruniversitären Forschung, fallen eine Reihe von methodischen bzw. konzeptionellen Grundproblemen sowie empirischen Desiderata auf. Die folgenden, in neun Punkte untergliederten Überlegungen sind auf die NS-Zeit auch deshalb konzentriert, weil das Dritte Reich für das Verständnis der deutschen und europäischen Geschichte während des 20. Jahrhunderts zentral ist und die vorgestellten Titel diesen Zeitraum überwiegend ins Zentrum gestellt haben.

Erstens: In der historischen Forschung zu Wissenschaft und Lehre unter dem Nationalsozialismus werden Herrschaft und Gesellschaft oft immer noch – meist unausgesprochen

107 Ebd., S. 225 ff. Darüber hinaus führt auch Mertens die Deutsche Physik als Beispiel dafür an, dass das NS-Regime den Universitäten »in verheerender Weise« den Universitäten seinen Willen oktroyiert habe. Dass dies nur für die relativ kurze Phase der ideologisch hochgradig aufgeladenen Etablierung des NS-Regimes galt, ist bereits erwähnt worden. Vgl. oben, S. 553. Mertens haut den Sack, die Deutsche Physik, und meint den Esel, das deutsche Universitäts- und Wissenschaftssystem. Das jedoch war keineswegs so ideologisiert und dysfunktional aufgestellt, wie der Verweis auf die Deutsche Physik suggeriert.

108 Vgl. exemplarisch für die KWG und ihre Institute *Hachtmann*, Wissenschaftsmanagement, hier insb. Bd. 1, S. 540–543, Bd. 2, S. 785–792.

– als einander diametral gegenüber stehende ›Blöcke‹ begriffen. Eine solche bipolare Sichtweise führt in die Irre. Gewiss war das Hitler-Regime polykratisch aufgesplittert und von oft heftigen Rivalitäten durchzogen.¹⁰⁹ Es bildeten sich zudem Formen »neuer Staatlichkeit« aus¹¹⁰, die mit geläufigen Begriffen nicht zu fassen sind. ›Politik‹ wurde an anderen Orten und in anderer Weise als zuvor formuliert und kommuniziert; allein deshalb ist es für die Jahre 1933 bis 1945 oft schwierig, Herrschaft überhaupt institutionell einzugrenzen. Vor allem aber war das Herrschaftsgefüge des Dritten Reiches tief in der Gesellschaft verankert. Die Akteure, die 1933 die politischen Bühnen betraten, und ebenso die NS-Organisationen sowie die zahlreichen neuen Institutionen, die nach der »Machtergreifung« entstanden, waren schon bald mit breiten Schichten der deutschen Gesellschaft – vor allem mit den etablierten Eliten, aber auch mit breiten bürgerlichen und mittelständischen Schichten sowie den traditionellen Verwaltungen unterschiedlichster Couleur – so eng verwoben, dass eine rigide Scheidung in Herrschaft und Gesellschaft so wenig möglich war wie in Partei und Staat. Auch und gerade die Forschungseinrichtungen, gleichgültig ob inner- oder außerhalb der Universitäten, sowie die Akteure in den wissenschaftlichen Institutionen wurden zu einem Teil eines politisch-wirtschaftlich-militärisch-wissenschaftlichen Komplexes, dessen Bedeutung innerhalb des vielschichtigen NS-Gesamtsystems kontinuierlich wuchs. Auch viele derjenigen Personen, die sich selbst nicht als Nationalsozialisten verstanden, indes glaubten, aus einem »preußischen Pflichtgefühl« heraus das Beste für ihr »Vaterland« tun zu müssen, wurden oft genug zu zentralen personellen Trägern dieses zudem hochgradig dynamischen Systems.

Zweitens: Insbesondere in den anlässlich von runden Jahrestagen und Jubiläen erschienenen Bänden zur Geschichte einzelner Universitäten steht die Frage nach Widerstand oder Anpassung während der Zeit des Dritten Reiches oft im Vordergrund. Thematisiert wird diese Frage freilich meist nur holzschnittartig. Für das Gros der Hochschullehrer und außeruniversitären Forscher ist 1933/34 eine individualbiografisch oft verwirrende »mentale« Gemengelage aus positiver Grundhaltung und partieller Nonkonformität typisch. Partielle Resistenz – selten genug zu beobachten – ist zudem nicht mit politischer Opposition zu verwechseln. Hinter nonkonformem Verhalten stand häufig eher die Beharrungskraft eines z. B. konfessionellen Traditionalismus oder auch ein für Hochschullehrer und Wissenschaftler ziemlich typischer, generell ausgeprägter Individualismus, der gegenüber der vermeintlichen »Vermassung« des NS auf Distanz blieb. Eine vielfältig abgestufte Nonkonformität und eine ähnlich komplexe Anpassungsbereitschaft schlossen sich nicht aus; sie koexistierten. Dies gilt auch für die »Gegenseite«. Zu Unrecht ist der nationalsozialistische Widerpart in den einschlägigen staatlichen und quasi-staatlichen Funktionen und Institutionen des Hitler-Regimes in vielen Untersuchungen zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte gleichfalls meist grobschlächtig konstruiert. Präsentiert wird gern ein ungehobelter, fanatisch nach fixen ideologischen Maximen handelnder NS-Funktionär, dem gute Manieren fremd waren und der auch sonst einen nicht-bürgerlichen Habitus kultivierte. Ab Juli 1934, spätestens ab Ende 1936 dominierte im wissenschaftspolitischen Bereich jedoch der bürgerliche NS-Funktionär. Ihn trennten keine habituellen Schranken mehr vom Hochschullehrer und außeruniversitären Forscher. Neben den für das Bürgertum

109 Hier kann nur darauf hingewiesen werden, dass zersplitterte Institutionen und Kompetenzen allein kein Spezifikum der NS-Diktatur waren, sondern sich auch bereits z. B. für die föderale Weimarer Republik feststellen lassen. Ein modern gefasster Begriff von »Polykratie« zielt freilich auf mehr, u. a. auf eine bestimmte Herrschaftspraxis und spezifische Formen der (politischen) Kommunikation.

110 Vgl. Rüdiger Hachtmann, »Neue Staatlichkeit« im NS-System – Überlegungen zu einer systematischen Theorie des NS-Herrschaftssystems und ihrer Anwendung auf die mittlere Ebene der Gaue, in: Jürgen John/Horst Möller (Hrsg.), Die NS-Gaue – regionale Mittelinstanzen im zentralistischen »Führerstaat«?, München 2007, S. 56–79.

generell typischen, starken Identifikationen mit den nationalistischen Zielen des NS-Regimes erklärt dieser Aspekt wesentlich die ab Mitte der Dreißigerjahre im Allgemeinen reibungslose Kooperation auch der schon lange etablierten (nicht-jüdischen) Akteure in Hochschulen und sonstigen Forschungseinrichtungen mit der Diktatur. Die Anpassungsprozesse waren zweiseitig: So wie sich die Hochschullehrer den Erwartungen des Regimes anpassten, passten sich umgekehrt die wissenschaftspolitischen Funktionsträger der Diktatur den habituellen Mustern wie den materiellen Wünschen der Forscher und Hochschullehrer an. Universitäten waren in Deutschland überdies niemals demokratische Institutionen gewesen. Die inneruniversitären Friktionen und Konflikten in der ersten Zeit nach der NS-Machtergreifung resultierten, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, in erster Linie aus habituellen Differenzen; es war ein großbürgerliches Distinktionsverhalten und weniger eine politisch grundierte Resistenz, was die Hochschullehrer gegenüber den anfangs tonangebenden Rabauken aus den Reihen der SA und des NSDStB auf Distanz hielt.

Hinzu kommt ein Weiteres: Die Hochschulen waren traditionell schroff-hierarchisch strukturiert; die Akteure dort verstanden sich traditionell auf Anpassung. Sie hatten in der Antizipation der Wünsche der politisch und militärisch Mächtigen sowie der Ausnutzung von für sie günstigen politischen Konstellationen immer schon eine gewisse Elastizität an den Tag gelegt. Ausgangspunkt künftiger Untersuchungen sollte deshalb die von Hoßfeld, John, Lemuth und Stutz getroffene Feststellung sein, dass die überkommene deutsche Ordinarienuniversität strukturell »kein Ort des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus sein konnte«¹¹¹ und die Affinitäten der etablierten, überwiegend spätwilhelminisch sozialisierten Hochschullehrer zum Extremnationalismus der Nationalsozialisten erheblich waren.

Drittens: Diese Affinitäten sind genauer in den Blick zu nehmen und für herausragende Persönlichkeiten des deutschen – und österreichischen – Universitätslebens exemplarisch zu rekonstruieren. (Der Zugriff auf entsprechende Ego-Dokumente ist in den letzten Jahren erheblich verbessert worden.) Dabei ist nicht nur an die politische Sozialisation im Spätwilhelminismus zu denken. Kaum im Fokus der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte ist bisher die Faszination, die darüber hinaus der italienische Faschismus auf die mitteleuropäische Professorenkultur ausgeübt hat. Zu berücksichtigen sind, wenn man sich die anscheinend sehr verbreitete Attraktivität Mussolini-Italiens für die Kultur- und Wissenschaftseliten des Weimarer Deutschlands erklären will, u. a. drei Aspekte: Das mit antiken und mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Kulturstätten gespickte Italien stand und steht als Blickfang und Reiseziel seit Beginn des 19. Jahrhunderts bis heute im Fokus gerade des deutschen Bildungsbürgertums. Der Marsch auf Rom und die Machtübergabe an die Mussolini-Faschisten tat dem Italienkult und dem – im Vergleich zu heute quantitativ zweifellos spärlichen – bildungsbürgerlichen Tourismus Richtung Apenninhalbinsel keinen Abbruch. Darüber hinaus übte das faschistische System Italiens gerade auf die reichsdeutschen wie österreichischen Eliten eine oft ungemeine Faszination aus, weil es monarchistisch blieb. Affinitäten zu faschistischem Gedankengut, wie sie sich etwa für die Wortführer der »Konservativen Revolution« nachweisen lassen, ließen sich vorzüglich mit einer in den alten Eliten verbreiteten Hohenzollernnostalgie und der Sehnsucht nach einer Wiederherstellung spätwilhelminischer Verhältnisse vereinbaren. Die im Diktum der »verspäteten Nationsbildung« zum Ausdruck gebrachten vermeintlich gemeinsamen historischen Wurzeln Italiens und Deutschlands verstärkten diese Affinitäten.

Viertens: Will man Mentalitäten und politische Haltungen der Eliten in Wissenschaften und Hochschulen historisch angemessen rekonstruieren, dann müssen außerdem die Netzwerke größere Beachtung finden, in denen sich die alten Eliten nicht nur aus Universität und Wissenschaft, sondern ebenso aus Wirtschaft und Verwaltung mit den sich zuneh-

111 Vgl. oben, S. 578.

mend verbürgerlichenden Angehörigen der neuen braunen Elite zusammenfanden. Die zahlreichen nach 1933 weiter bestehenden Bildungsgesellschaften, Kultur- und Geselligkeitsvereinigungen für die gehobenen Schichten sowie die sonstigen Herrenklubs sollten weit mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als dies bisher geschehen ist. Die exemplarisch für Jena und Weimar diskutierte These Justus H. Ulbrichts, dass »sich der Schulterschluss zwischen dem ›Extremismus der Mitte‹ und dem Rechtsextremismus radikaler ›Revolutionäre von rechts‹ innerhalb honorierter bürgerlicher Vereinigungen vollzogen hat«¹¹², wäre auch für andere Orte und Regionen empirisch zu überprüfen – nicht nur, aber doch auch mit Blick auf Hochschulen und außeruniversitäre Einrichtungen. Zu fragen wäre überdies genauer nach Funktion und Intensität dieses »Schulterschlusses«: Vor allem über solche Netzwerke – die man auch als Teile einer »nationalsozialistischen Zivilgesellschaft« bezeichnen könnte (wenn man den Begriff nicht normativ aufgeladen verwendet, sondern zu einer analytischen Kategorie machen will) – lässt sich zum einen der Grad der inhaltlichen Übereinstimmung zwischen Hochschullehrern und Forschern auf der einen Seite und maßgeblichen Nationalsozialisten auf der anderen Seite »messen«. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die nationalsozialistische Ideologie ein um zentrale, handlungsleitende Kernelemente angesiedeltes Ideologiekonglomerat war, auf die man sich je nach Interessenlage in unterschiedlicher Weise beziehen konnte. Über den genaueren Blick auf Gesellschaften und Vereinigungen der genannten Art, aber auch über die schwer fassbaren wissenschaftlichen, oft interdisziplinär angelegten, interinstitutionellen Netzwerke¹¹³ ließe sich zudem genauer eruieren, wer auf welche Weise materielle und immaterielle Ressourcen für Fachdisziplinen und konkrete Forschungseinrichtungen mobilisierte.

Fünftens: Zwar liegen für die meisten bundesdeutschen Universitäten und Technischen Hochschulen inzwischen Untersuchungen auch für die NS-Zeit vor. Ein Problem ist freilich, dass diese konzeptionell meist sehr unterschiedlich angelegt sind. Ein Vergleich der Hochschulen und ihrer Geschichte nicht nur während der NS-Herrschaft wird dadurch beträchtlich erschwert. Eine allzu starke, vereinheitlichende Schematisierung künftiger Universitäts-Geschichten wird sicherlich nicht sinnvoll sein; künftige Studien sollten jedoch stärker vergleichend angelegt werden, als dies bisher im Allgemeinen der Fall gewesen ist.

Sechstens: Die Forschung zur Geschichte der Wissenschaften nicht nur unter dem Nationalsozialismus hat sich bisher wesentlich auf die immanente Entwicklung von Forschung und Lehre beschränkt. Parallel zum Aufstieg der modernen Wissenschaften, ihrer wachsenden Bedeutung für Wirtschaft und Gesellschaft, suchten Hochschullehrer, Forscher und Publizisten jedoch immer wieder die institutionellen Grenzen zu sprengen und in zunehmend breitere Bevölkerungsschichten hineinzuwirken. Dahinter stand zunächst das Anliegen, die Öffentlichkeit dafür zu gewinnen, dass Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen in ausreichendem Maße Ressourcen zur Verfügung gestellt würden. Zentrale außeruniversitäre Wissenschaftsinstitutionen bildeten frühzeitig bereits sehr moderne Formen von Öffentlichkeitsarbeit und Pressepolitik aus und waren sorgsam auf Imagepflege bedacht.¹¹⁴ Darüber hinaus war es vielen Professoren und der außeruniversitären Forschung aber auch ein quasi weltanschauliches Anliegen, mindestens die gebildeten Schichten für bestimmte Wissenschaftsauffassungen zu gewinnen, oder sie wollten einfach nur aufklärend tätig sein. Der Frage, wie sich die Universitäten und ihre Reprä-

112 Vgl. oben, S. 582 f.

113 Wichtige Ansätze in diese Richtung bieten die im Aufsatzband *Helmut Maier* (Hrsg.), *Gemeinschaftsforschung, Bevollmächtigte und Wissenstransfer. Die Organisation kriegsrelevanter Forschung und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im NS-System*, Göttingen 2007, versammelten Studien.

114 Vgl. *Hachtmann*, *Wissenschaftsmanagement*, hier insb. Bd. 1, S. 179–188, Bd. 2, S. 725–741.

sentanten in der lokalen wie überregionalen Öffentlichkeit präsentierten, ist bisher bestenfalls beiläufig – meist im Rahmen der Darstellung von Jubiläumsfeiern, die sich dann lediglich auf die Präsentationen der jeweiligen Institution zu festlichen Anlässen bezogen – und nicht umfassend nachgegangen worden. Dies führt zur Frage nach der Popularisierung von Wissenschaft.¹¹⁵ Wie wurde Wissenschaft popularisiert? Wie veränderte sich die Haltung breiter Bevölkerungsschichten, kontextabhängig und sozialhistorisch spezifiziert, infolge von Popularisierungsbemühungen zu den Einzeldisziplinen? Wie wirkte Wissenschaft auf Weltanschauung? Popularisierung und Politisierung von Wissenschaften hängen in starkem Maße zusammen. Die Politisierung von Wissenschaften und die Verwissenschaftlichung von Politik ist als genereller Trend moderner Gesellschaften oft konstatiert worden. Zugleich jedoch, und nicht unabhängig vom Prozess der Politisierung, gewann auch die Popularisierung von Wissenschaft an Bedeutung – mit teilweise fatalen Folgen, wenn man etwa an die breite Akzeptanz eugenischer Konzepte und überhaupt die Ausbildung rassistischer Anschauungen denkt. Dieser spannungsreiche Prozess zwischen Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit, die Adaption wissenschaftlicher Erkenntnisse oder sich wissenschaftlich gerierender Theorien durch breite Bevölkerungsschichten ist bisher noch nicht eingehender untersucht worden.

Siebtens: Die von Ash 2002 für die NS-Zeit konstatierte »Auslagerung von Forschungsgebieten aus der Universität in die Industrie und in staatliche bzw. halbstaatliche Forschungseinrichtungen«¹¹⁶ ist für markante Institutionen inzwischen eingehender thematisiert worden. So sind die meisten Forschungseinrichtungen der KWG für die Zeit bis 1945 (und zum Teil darüber hinaus) gründlich untersucht worden.¹¹⁷ Über andere ist dagegen kaum etwas bekannt, z. B. über die vom Reichsamt für Wirtschaftsausbau unter Carl Krauch ins Leben gerufenen »Vierjahresplan-Institute«. Etwas besser sieht die Situation für die unmittelbar mit Wirtschaftsunternehmen verbandelte Forschung aus, nimmt man die Zahl der Publikationen zum Maßstab. Allerdings verbleiben die meisten, oft zudem lediglich kursorischen Ausführungen zur Industrieforschung im Rahmen einer traditionalistisch-deskriptiv aufgefassten Wissenschaftsgeschichte. Ihre Verknüpfung mit anderen Ebenen außeruniversitärer wie universitärer Wissenschaft ist bisher nur ausnahmsweise in den Blick geraten.¹¹⁸ Weiter: Erst in Ansätzen ist die vielfältige formelle wie informelle

115 Angemahnt von *Szöllösi-Janze*, Institutionelle Umgestaltung, S. 73.

116 Vgl. oben, S. 540 f. Ähnlich *Szöllösi-Janze*, Institutionelle Umgestaltung, S. 72. Dieses Defizit ist seit 2002 lediglich durch die Arbeiten zur KWG sowie von Flachowsky zum Reichsforschungsrat etwas verkleinert worden.

117 Vgl. Fußnote 2. Allerdings bestehen selbst mit Blick auf die KWG noch empfindliche Defizite. So ist z. B. das politisch bedeutsame KWI für ausländisches internationales und Völkerrecht bisher noch nicht eingehender untersucht worden. Der Aufsatz von Hueck wirft lediglich erste Schlaglichter; vgl. *Ingo Hueck*, Die deutsche Völkerrechtswissenschaft im Nationalsozialismus. Das Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, das Hamburger Institut für auswärtige Politik und das Kieler Institut für internationales Recht, in: *Kaufmann*, Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bd. 2, S. 490–527.

118 Eine Ausnahme bildet hier die Monografie von Maier, der sich ausführlich am Beispiel der Metallforschung den engen Beziehungen auch zwischen industrieller sowie nicht-industrieller, außeruniversitärer Forschung widmet: *Maier*, Forschung als Waffe. Vgl. außerdem *Sören Flachowsky*, »Alle Arbeit des Instituts dient mit leidenschaftlicher Hingabe der deutschen Rüstung«. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Eisenforschung als interinstitutionelle Schnittstelle kriegsrelevanter Wissensproduktion 1917 bis 1945, in: *Maier*, Gemeinschaftsforschung, S. 153–214, insb. S. 160 ff., 178–186; *Schmaltz*, Kampfstoff-Forschung. Zur engen Kooperation zwischen Heer und Wissenschaft vgl. neben *Maier* (Forschung als Waffe) vor allem *Burkhard Ciesla*, Das Heereswaffenamt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im »Dritten Reich«. Die militärischen Forschungsbeziehungen zwischen 1918 und 1945, in: *Maier*, Gemeinschaftsforschung, S. 32–76.

Vernetzung wissenschaftlicher Forschung über einzeldisziplinäre wie institutionelle Grenzen hinaus untersucht worden.¹¹⁹ Zur Vernetzung der Wissenschaften und der sie tragenden Institutionen gehören im Übrigen auch Zeitschriften und Wissenschaftsverlage; ihre Geschichte ist gleichfalls bisher bestenfalls in Ansätzen erforscht.

Achtens: Die neuere wissenschaftshistorische Forschung hat im letzten Jahrzehnt verstärkt personelle und institutionelle Kontinuitäten in den Blick genommen und sich insbesondere von den Zäsuren 1933 und 1945 nicht hindern lassen, über den zeitlichen Tellerrand hinauszublicken. Auch hier bleibt indes noch viel zu tun. Wie wichtig es ist, den Nationalsozialismus nicht aus der Moderne herausdefinieren, zeigen – neben der vergleichenden Genozidforschung, die in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen hat – die oben vorgestellten Arbeiten zum Generalplan Ost und zu dessen ›Vätern‹, die eine Verinselung der Darstellung auf das Dritte Reich zu vermeiden trachten und Vorgeschichte wie die ›zivilisiertere‹ Fortsetzung der NS-Raumplanung in den Blick nehmen. Irrwitzige und barbarische Machbarkeitsutopien und ›planerischer‹ Größenwahn waren, wie insbesondere der von Heinemann und Wagner herausgegebene Band zeigt, keineswegs nur auf die zwölf Jahre der NS-Herrschaft und auch keineswegs nur auf den deutschen und europäischen ›Raum‹ beschränkt. Gerade mit Blick auf manche der in der jüngeren Vergangenheit generierten Projekte sollte die künftige Forschung stärker als bisher implizite und explizite Kontinuitätsstränge herausarbeiten.

Neuntens: Es fällt auf, dass zu den materiellen Grundlagen von Lehre und Forschung, nicht zuletzt zu ihrer Finanzierung, bisher kaum Arbeiten vorliegen. In den Universitätsgeschichten – die oft unter dem Problem leiden, zu runden Jubiläen erstellt, mithin meist unter erheblichem Zeitdruck produziert werden zu müssen – fehlen solche Beiträge bisher. Für die außeruniversitäre Forschung sind solche Untersuchungen in größerem Umfang immerhin für die Notgemeinschaft/DFG und die KWG durchgeführt worden.¹²⁰ Dass Untersuchungen zur Etatentwicklung und materieller Ausstattung von Hochschulen wie außeruniversitären Forschungseinrichtungen angesichts der oft lückenhaften Quellen und auch aus methodischen Gründen (zahlreiche Finanziere, schwarze Kassen, schlampige Buchführung usw.) meist nicht ganz einfach sind, darf kein Hinderungsgrund sein. Wenn man das Diktum Mitchell Ashs ernst nimmt, dass über Stellung, Funktion und Selbstverständnis von Wissenschaft – und zwar von allen Einzeldisziplinen – die jeweils spezifischen »Ressourcenkonstellationen« entscheiden, dann kommt gerade auch den trivialen, tatsächlich mobilisierten materiellen Ressourcen ein hoher Stellenwert zu. Sie müssen weit stärker in den Fokus genommen werden als dies bisher der Fall ist, nicht zuletzt um dem nicht einfach zu beantwortenden Verhältnis von Wissenschaft und Nationalsozialismus schärfere Konturen zu geben. Der aktuelle kulturalistische Mainstream sollte die Wissenschaftsgeschichte nicht daran hindern, sich auch und gerade diesen ›harten Fakten‹ zuzuwenden.

119 Wichtige Ansätze in dieser Hinsicht bieten die versammelten Aufsätze in *Maier*, Gemeinschaftsforschung.

120 Vgl. *Flachowsky*, Von der Notgemeinschaft zum Reichsforschungsrat, hier insb. S. 374–390; *Hachtmann*, Wissenschaftsmanagement, Bd. 1, S. 191–258; *ders.*, Der Ertrag erfolgreichen Wissenschaftsmanagements. Die Etatentwicklung wichtiger Kaiser-Wilhelm-Institute 1929 bis 1944, in: *Maier*, Gemeinschaftsforschung, S. 561–597. Zu einzelnen KWI: *Wolfgang Biedermann*, Zur Finanzierung der Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften Mitte der 20er bis zur Mitte der 40er Jahre des 20. Jahrhunderts, in: *Heinrich Parthey/Günter Spur* (Hrsg.), Wissenschaft und Innovation. Wissenschaftsforschung, Jahrbuch 2001, S. 143–172; *ders.*, Zur Evaluation außeruniversitärer Forschung in der Diskussion der Institutsdirektoren der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Das Verhältnis von Sach- zu Personalausgaben, in: *Klaus Fischer/Heinrich Parthey* (Hrsg.), Evaluation wissenschaftlicher Forschung, Wissenschaftsforschung, Jahrbuch 2003, S. 141–188; *Schmuhl*, Grenzüberschreitungen, insb. S. 64–68, 189–196; *Schmaltz*, Kampfstoff-Forschung, z. B. S. 272 ff.

Malte Thießen

Gedächtnisgeschichte

Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen

I. FORMEN UND FOLGEN DES ERINNERUNGSBOOMS

Historiker können sich vor Paradigmenwechseln kaum noch retten. Umso erstaunlicher ist es, dass Erinnerung und Gedächtnis seit den späten Achtzigerjahren als Leitbegriffe der Geschichtswissenschaft fest etabliert scheinen. Die Omnipräsenz des *memory boom*¹ – deren Kritiker wohl eher von einer permanenten Penetranz sprechen würden – beruht nicht zuletzt auf der Anpassung von Erinnerungs- und Gedächtnis-Konzepten an aktuelle Forschungstrends. Die Bedeutung von Erinnerungen für die Konzeptualisierung von Generationen braucht in diesem Zusammenhang wohl nicht erst hervorgehoben zu werden², aber auch für Konzepte zu einer »Bild-« und »Geräusch-Geschichte« oder zur historischen Traumaforschung ist die Weitergabe von Erinnerungen von erheblicher Bedeutung.³

Darüber hinaus bildet das Thema »Erinnerung« seit den Achtzigerjahren die »Schnittstelle von Wissenschaft und Lebenswelt«⁴, was die Attraktivität von Erinnerungs-Forschungen ebenfalls erhöht haben dürfte. In Debatten um das (meist lückenhafte) Gedächtnis von Zeitzeugen wie zuletzt bei Günter Grass, um den Stellenwert des »Dritten Reichs« oder der DDR im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik und natürlich an Jahrestagen sind Erinnerungen ein medialer Dauerbrenner. Auf dem Gebiet der Erinnerungskultur sind Historiker gern gesehene Kommentatoren, gelegentlich sogar Korrektiv kollektiver Erinnerungen an Holocaust, Vertreibung oder Bombenkrieg. Der *public turn*⁵ der Zeitgeschichte ist also eng verknüpft mit dem Erinnerungsboom.

1 Jay Winter, Die Generation der Erinnerung. Reflexionen über den »Memory-Boom« in der zeit-historischen Forschung, in: WerkstattGeschichte 30, 2001, S. 5–16.

2 Dass Generationalität v. a. durch Erinnerungskonstrukte, als retrospektive Selbst- und Fremdverortung wirksam wird, haben Jürgen Reulecke und Bernd Weisbrod hervorgehoben. Vgl. Jürgen Reulecke, Lebensgeschichte des 20. Jahrhunderts – im »Generationencontainer«?, in: ders. (Hrsg.), Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003, S. VII–XVI, bes. S. VIII; Bernd Weisbrod, Generation und Generationalität in der Neueren Geschichte, in: APuZ 8/2005 (21.02.2005), S. 3–9, insb. S. 8.

3 Zum neuesten »approach« einer Geräusch-Geschichte und zur Erforschung eines »akustischen Gedächtnisses« vgl. die Ankündigung des Panels »Akustisches Gedächtnis und Zweiter Weltkrieg« des Georg-Eckert-Instituts zur Tagung »Schlacht um Stalingrad. Rückblick nach 65 Jahren« in Wolgograd Ende Januar 2008. <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=8251>> [11. Februar 2008]. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Trauma-Begriff in geschichtswissenschaftlicher Perspektive bietet Wulf Kansteiner, Menschheitstrauma, Holocausttrauma, kulturelles Trauma. Eine kritische Genealogie der philosophischen, psychologischen und kulturwissenschaftlichen Traumaforschung seit 1945, in: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 3: Themen und Tendenzen, Stuttgart/Weimar 2004, S. 109–138.

4 Clemens Wischermann, Vorwort, in: ders. (Hrsg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 7.

5 Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht, Einleitung: Zeitgeschichte als Streitgeschichte, in: dies. (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003, S. 9–18, hier: S. 15.

Von dieser innerdisziplinären Attraktivität abgesehen, sind Erinnerungen und Gedächtnis aber auch interdisziplinäre Zauberworte, mit denen sich gemeinsame Forschungsvorhaben begründen lassen. Das Gedächtnis, so haben Hans J. Markowitsch und Harald Welzer festgestellt, bildet eine »Konvergenzzone zwischen Disziplinen«⁶, in der zentrale Forschungsfragen der Neuro- und Kulturwissenschaften zusammentreffen. Von der Theologie und Philosophie zur Rechtswissenschaft, von der Neurobiologie über die Psychoanalyse bis zur Medien-, Kommunikations- und Geschichtswissenschaft: dem weiten Feld der Erinnerungen nähert man sich seit längerem aus ganz unterschiedlichen Perspektiven.⁷ Umso sinnvoller erscheinen daher interdisziplinäre *joint ventures*. Insbesondere die erfolgreichen Kooperationen zwischen neuro- und sozialwissenschaftlichen Projekten haben in letzter Zeit gezeigt, dass die Geschichtswissenschaft hier auf einem ihrer zentralen Gebiete herausgefordert ist, so dass der Mediävist Johannes Fried bereits die Entwicklung »einer neurokulturellen Geschichtswissenschaft«⁸ auf die Agenda der Historiker gesetzt hat.⁹

Die gängige Warnung »ohne Erinnerung keine Geschichte«¹⁰ kann von der Geschichtswissenschaft also durchaus wörtlich genommen werden: Eine intensivierte Beschäftigung mit neuen Gedächtniskonzepten und Untersuchungen zur Weitergabe von Erinnerungen ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt ebenso sinnvoll wie drängend. Für diese Auseinandersetzung soll der folgende Beitrag Einblick in neue Forschungsprojekte sowie Orientierung in der Begriffsvielfalt der verschiedenen »Gedächtnisse« geben. Dieser Überblick ist insofern ein interdisziplinärer, als Arbeiten aus der Neurobiologie, aus der Entwicklungs- bzw. Pädagogischen Psychologie, der Biografieforschung sowie aus den Sozial-, den Medien-, Literatur- und Geschichtswissenschaften herangezogen werden. Dass dabei Berührungspunkte zwischen Neuro-, Sozial- und Geschichtswissenschaft besondere Berücksichtigung finden sollen, ist nicht allein dieser interdisziplinären Perspektive geschuldet. Zugleich hat die Sozial- und Kulturgeschichte großes Potenzial, die gegenwärtige Gedächtnisforschung mit neuen Impulsen, etwa zur soziokulturellen Rahmung von Erinnerungen, zu bereichern. Die interdisziplinären Schnittstellen können daher neue Perspektiven einer geschichtswissenschaftlichen Erinnerungsforschung konturieren.

In diesem Sinne gliedert sich der Beitrag in drei Abschnitte, die der Gedächtnisforschung in immer weiteren Kreisen folgen und damit vom individuellen über das Familien- bis zum kollektiven Gedächtnis reichen, wobei das erste Unterkapitel über Gedächtniskonzepte (II.) von einem Exkurs zur Narrativität von Erinnerungen ergänzt wird (III.). Darauf aufbauend werden aktuelle Studien zum Familiengedächtnis diskutiert, die v. a. mit Überlegungen zur transgenerationellen Tradierung verbunden sind, sich also mit der Weitergabe von Erinnerungen zwischen den Generationen beschäftigen (IV.). Im letzten Abschnitt schließlich finden neuere Studien zum kollektiven Gedächtnis Berücksichtigung, wie sie Historikern vor allem aus der Erinnerungskulturen-Forschung vertraut sind (V.). Zwischen allen drei Bereichen, so viel lässt sich hier bereits vorwegnehmen, sind

6 Harald Welzer/Hans J. Markowitsch, Reichweiten und Grenzen interdisziplinärer Gedächtnisforschung, in: Harald Welzer/Hans J. Markowitsch (Hrsg.), Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2006, 348 S., geb., 36,00 €, S. 7–15, S. 9.

7 Vgl. hierzu den Überblick bei Alexander Kraus/Birte Kohtz, Hirnwindungen – Quelle einer historiografischen Wende? Zur Relevanz neurowissenschaftlicher Erkenntnisse für die Geschichtswissenschaft, in: ZfG 55, 2007, S. 842–857.

8 Johannes Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004, S. 393.

9 Vgl. hierzu auch Achatz von Müller, Wirklichkeit oder Wahrnehmung? Zu Johannes Frieds Studie »Der Schleier der Erinnerung«, in: GG 32, 2006, S. 213–219.

10 So z. B. das Credo von Alphons Silbermann/Manfred Stoffers, Auschwitz: nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland, Berlin 2000, S. 5.

die Grenzen fließend, gründen Erinnerungen auf individuellen, familiären und gesellschaftlichen Wechselwirkungen, was die Gedächtnisforschung komplex, aber auch anschlussfähig an zahlreiche Disziplinen macht. Aber damit befinden wir uns schon mitten in der Diskussion um Konzepte zur individuellen Erinnerung, wie sie im Folgenden präsentiert werden.

II. KOMMUNIKATIVES, EPISODISCHES UND AUTOBIOGRAFISCHES GEDÄCHTNIS

Wenn Historiker von Erinnerungen sprechen, konzentrieren sie sich bislang meist auf drei Begriffe, die sich geradezu als Troika kulturwissenschaftlicher Gedächtnisforschung bezeichnen lassen. In Anlehnung an Maurice Halbwachs und Jan Assmann unterscheidet man gemeinhin das »kommunikative Gedächtnis«, also die »lebendige Erinnerung« z. B. von Zeitzeugen, das »kulturelle Gedächtnis«, die offizielle Repräsentation von Erinnerungen, sowie das »kollektive Gedächtnis«. Demnach werden individuelle Erinnerungen kommunikativ konstituiert, wobei sie in einem engen Wechselverhältnis, vereinzelt auch im Gegensatz, zu kollektiven Erinnerungsformen stehen, die als offizielle Memorialkultur oder als Geschichtsschreibung kulturell – in Symbolen, Riten und Texten – fixiert sind. Die Grenzen eines solchen Erinnerungsmodells liegen auf der Hand, denn wie die kulturelle Erinnerung findet auch kommunikatives Erinnern, z. B. in der Familie, stets in einem kollektiven Rahmen statt, was Maurice Halbwachs bereits 1925 als »les cadres sociaux de la mémoire« beschrieben hat.¹¹ Und so plausibel die Gegenüberstellung von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis für frühe Hochkulturen ist, die Jan Assmann untersucht hat¹², so unbrauchbar erscheint sie für moderne Gesellschaften, wie Angela Keppler hervorhebt: »[...] so wäre die Arbeit am »kommunikativen Gedächtnis« kleiner Gemeinschaften wie der Familie immer bereits eine Arbeit am »kulturellen Gedächtnis« einer sehr viel größeren Sozietät, wie umgekehrt die Erinnerungsarbeit von Gesellschaften und Kulturen wirkungslos bleiben muss ohne eine Verankerung in den lokalen Kommunikationen des Alltags.«¹³ Diese begriffliche Unschärfe der Bezeichnungen hat daher zu zahllosen weiteren Differenzierungen, etwa der zwischen »Funktions-« und »Speichergedächtnis« geführt, wobei die binäre Gegenüberstellung auch hier im Grunde erhalten geblieben ist – und immer wieder Anlass für Kritik gegeben hat.¹⁴

Solche Probleme spielen in den Neurowissenschaften kaum eine Rolle, bleiben Erinnerungsprozesse hier ja per se individualisiert, wird das Gehirn als »cerebrale Landkarte« vermessen oder in »Schaltkreise« zerlegt und die Funktionen verschiedener Gedächtnisregionen mit bildgebenden Verfahren belegt. Einen hervorragenden Überblick über derartige Studien bietet der Sammelband von Harald Welzer und Hans J. Markowitsch, in dem fast alles an prominenten Forschern vertreten ist, was in letzter Zeit der Erinnerung nachgespürt hat. Dabei haben vor allem neurobiologische Studien, so fasst Daniel J. Siegel

11 Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt/Main 1985 (zuerst 1925), insb. S. 121; vgl. Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt/Main 1985 (zuerst 1950), insb. S. 31.

12 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1999 (zuerst 1992).

13 Angela Keppler, *Soziale Formen individuellen Erinnerns. Die kommunikative Tradierung von (Familien-)Geschichte*, in: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 137–159, hier: S. 159.

14 Aleida Assmann, *Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – zwei Modi der Erinnerung*, in: Kristin Platt/Mihran Dabag (Hrsg.), *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*, Opladen 1995, S. 169–185. Aleida Assmann weist in ihrem Beitrag selbst auf die Problematik der »binären Konstruktion« von Erinnerungsmodellen hin.

den Forschungsstand zusammen, das Verständnis von Erinnerungen erweitert. Das Gedächtnis lässt sich demnach nicht als ein Speicherorgan verstehen, in dem Erinnerungsgegenstände aufbewahrt würden, sondern als kontinuierliche Reaktivierung neuronaler Netzwerke. Umwelteinflüsse und Reize fördern im Gehirn die Verknüpfung synaptischer Verbindungen, die bei wiederholter Aktivierung zu immer dichteren Netzen, zu neuronalen Erregungsmustern, zusammengeschlossen werden. Die Formel »neurons which fire together, wire together« ist daher in Kurzform der zentrale neurobiologische Leitsatz, mit dem das Gehirn als »erfahrungsabhängig« beschrieben wird: »Was also bewahrt wird, sind die Wahrscheinlichkeiten, dass Neuronen in einem bestimmten Muster feuern«.¹⁵

Erinnerungen sind damit Ergebnis eines ständigen Überschreibungsprozesses, da neuronale Netzwerke bevorzugt bei Wiederholung ähnlicher Reize aktiviert, mit neuen Eindrücken verknüpft und neu eingeschrieben werden. Erinnerungen, so fasst der Gedächtnisforscher Wolf Singer diesen Vorgang zusammen, sind Spuren unserer selektiven Wahrnehmung, da das Nervensystem die Umwelt stets nach bereits bekannten Mustern abtastet und »Verschaltungen«¹⁶ mit neuen Eindrücken bevorzugt, wenn diese in bereits bestehende Muster zu passen scheinen. Das Gehirn ist demnach nicht nur in ständiger Überschreibung begriffen und hochgradig selektiv, sondern gewissermaßen ein Gewohnheitstier, oder kurz: Wir erinnern bevorzugt, was unseren Erfahrungen am nächsten kommt. Vor allem aber, darauf weist Singer weiter hin, ist das Erinnerungsvermögen in höchstem Maße abhängig vom Austausch des Individuums mit seiner Umgebung. Sinnessignale werden bevorzugt als neuronale Netzwerke verarbeitet, »wenn sie Folge aktiver Interaktion mit der Umwelt sind«.¹⁷

Obgleich diese Ergebnisse für weiterführende Untersuchungen aller Disziplinen von grundlegender Bedeutung sind, beschränkt sich die Gedächtnisforschung nicht auf neuronale Prozesse. Denn wie avancieren neuronale Hirnaktivitäten zu persönlichen Erinnerungen, die über das Lernen von Umwelteinflüssen und Wiedererkennen von Sinneseindrücken hinausgehen? Zu solchen Fragen finden sich bereits in den Dreißigerjahren Beiträge, die von dem Psychologen Endel Tulving Ende der Siebzigerjahre im Begriff des »episodischen Gedächtnisses« zusammengeführt wurden. Mit dem »episodischen Gedächtnis« unterscheidet Tulving bewusste von vor- bzw. unbewussten Erinnerungen, wie sie im »prozeduralen« und im »perzeptuellen Gedächtnis« als kognitive Fertigkeiten gespeichert werden. Unter letztgenannten Erinnerungsformen lassen sich etwa das Erkennen und Einordnen von Gegenständen oder Automatismen wie Autofahren und Schwimmen verstehen, jene Erfahrungen also, die meist unbewusst ablaufen und als Alltagsroutinen verinnerlicht sind. Das episodische Gedächtnis erlaubt demgegenüber sehr viel komplexere Operationen wie die Vorstellung von einer »subjektiven Zeit, ein auto-noetisches Bewusstsein«.¹⁸ Geschichtswissenschaftlich gesprochen legt das auto-noetische Bewusstsein also eine Brücke vom Gedächtnis zum Geist, von der neuronalen Verknüpfung zur individuellen Erinnerung. Auto-noesis ermöglicht dem Menschen eine lebensgeschichtliche Selbstverortung sowie »mentale Zeitreisen«¹⁹, bewusste Rückblenden auf die eigene Vergangenheit, und ist folglich Voraussetzung für individuelle Identität.

15 Daniel J. Siegel, Entwicklungspsychologische, interpersonelle und neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses. Ein Überblick, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 19–49, Zitate S. 21, 24.

16 Wolf Singer, Was kann ein Mensch wann lernen?, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 276–285, insb. S. 279–280.

17 Ebd., S. 280.

18 So die Zusammenfassung bei Hans J. Markowitsch, Emotionen, Gedächtnis und das Gehirn. Der Einfluss von Stress und Hirnschädigung auf das autobiographische Erinnern, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 303–322, hier: S. 304.

19 Vgl. Endel Tulving, Das episodische Gedächtnis: Vom Geist zum Gehirn, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 50–77, hier: S. 51.

Immer wieder hat die Gedächtnisforschung deshalb das Verhältnis von Interaktion und Erinnerungsvermögen in den Blick genommen, scheint hier doch der Schlüssel zur Entstehung des episodischen Gedächtnisses zu liegen. Während Tulving mit Nachdruck behauptet, dass das episodische Gedächtnis kein heuristisches Modell, sondern »biologische Realität«, ja »Teil der objektiven Wirklichkeit«²⁰ sei, die in klinischen Tests zur Amnesie sowie von bildgebenden Verfahren nachgewiesen worden wäre, konzentriert sich ein Großteil neuerer Studien auf interaktive und soziokulturelle Faktoren des Erinnerns. So wendet sich Katherine Nelson aus entwicklungspsychologischer Perspektive gegen die neurobiologische Vorstellung, das episodische Gedächtnis sei Folge eines »biologischen Reifungsprozesses« oder gar ein »genetisch determinierter neuronaler ›Zusatz‹«.²¹ Ihre Untersuchungen setzen sich stattdessen mit dem Zusammenhang von soziokulturellen Milieus, familiärem Erzählstil und individueller Erinnerung auseinander. An Gesprächen zwischen Kindern und Eltern über vergangene Erlebnisse kann Nelson nachweisen, dass in diesen *memory talks* Vergangenheit für Kinder als »narratives Modell«²² überhaupt erst zu einer handlungsleitenden Kategorie wird, mit der sich beispielsweise eine Lebensgeschichte erzählen lässt. Individuelle Erinnerungen sind folglich abhängig vom sozialen Milieu, das den familialen Interaktionsstil prägt, aber auch vom kulturellen Kontext, in dem Begriffe und Modelle bereitstehen, mit denen das Individuum Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellen kann.

Auf diesen Überlegungen baut ein weiteres Gedächtnismodell auf, das unmittelbar an Tolvings und Nelsons Forschungen anschließt: das »autobiographische Gedächtnis«. Hier haben sich Hans J. Markowitsch und Harald Welzer mit einer Monografie beteiligt, die zum Aspekt der sprachlichen und soziokulturellen Konstituierung von Erinnerungen über die Ergebnisse des Sammelbandes hinausgeht. Diesbezüglich dürften Historiker insbesondere von den Bezügen zur Tradierungsforschung angeregt werden, wie sie mit der Studie »Opa war kein Nazi« einem breiten Publikum bekannt geworden ist. Welzer und Markowitsch sind außerdem um den Handbuch-Charakter ihrer Darstellung bemüht, in der knappe Übersichtsartikel zu einzelnen Begriffen, Phänomenen und Konzepten einen schnellen Einstieg bieten.

Zusammengefasst lässt sich das »autobiographische Gedächtnis« als »biokulturelles Relais zwischen Individuum und Umwelt«²³ bezeichnen, das die individuelle Erinnerung stets mit der Außenwelt abgleicht, um ein kohärentes und sozial verträgliches Selbstbild aufrecht zu erhalten, wie Welzer und Markowitsch hervorheben: »Das verweist darauf, wie eng unser autobiographisches Ich in soziale Standards eingebunden ist, die ziemlich genau definieren, wie sich jemand an welcher Stelle seines Lebenslaufs zu verhalten hat – und man könnte sagen, dass das autobiographische Ich eine soziale Institution ist, die genau diese Passung zwischen dem einzelnen und den anderen herstellt.«²⁴ In Anlehnung an Untersuchungen zum *memory talk* betonen sie dabei die außerordentliche Bedeutung des Spracherwerbs für autobiografische Erinnerungen. Denn erst das Lernen einer Symbolsprache vermittele »jene Begriffe und Deutungsrahmen, in denen das Kind sich selbst zu verstehen und definieren lernt« und mit denen individuelle Erinnerungen an

20 Ebd., S. 59.

21 Katherine Nelson, Über Erinnerungen reden: Ein soziokultureller Zugang zur Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses, in: Welzer, Warum Menschen sich erinnern können, S. 78–94, hier: S. 87, 78.

22 Ebd., S. 86.

23 Hans J. Markowitsch/Harald Welzer, Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2005, geb., 301 S., 29,50 €, S. 259.

24 Ebd., S. 217.

shared meanings, an die Erwartungen des sozialen Umfeldes anschlussfähig sind.²⁵ Im Gegensatz zu entwicklungs- und sozialpsychologischen Forschungen, die meist die Familie als Institution individueller Erinnerungen fokussieren, können Welzer und Markowitsch in diesem Zusammenhang weitere Einflussfaktoren nennen. So spielen Filme, Literatur, gesellschaftlich vermittelte Symbole und Bilder für das autobiografische Gedächtnis eine entscheidende Rolle, da sich in ihnen »Standarderzählungen« von »gruppen- und generationsspezifischen Erfahrungen« verdichten. Das soziokulturelle Repertoire einer Gesellschaft repräsentiere demnach nicht nur vergangene Erlebnisse, die für eine Sprach- bzw. Erinnerungsgemeinschaft bedeutsam sind. Es fungiere zugleich als Indikator für »sozial akzeptierbare Geschichten«²⁶, die vom autobiografischen Gedächtnis als eigene Erinnerungen integriert werden.

So gelungen die interdisziplinäre Synthese aktueller Forschungen im Konzept des »autobiographischen Gedächtnisses« ist, so unklar bleibt jedoch dessen Abgrenzung gegenüber vorangegangenen Studien, z. B. zum »kommunikativen« oder zum »sozialen Gedächtnis«. Denn ist das autobiografische Gedächtnis als »soziales Relais« nicht ebenso ein »Ausgangspunkt für individuelle und kollektive Identitätswürfe und dafür, für welche Handlungen man sich in der Gegenwart entscheidet«²⁷, wie Welzer das »soziale Gedächtnis« charakterisiert hat? Und ist autobiografische Erinnerung nicht wie das kommunikative Gedächtnis gekennzeichnet durch »ebenhine Dialektik von Individualität und Sozialität, von Geschichte und Privatisierung von Geschichte, die zugleich die Suggestion von Ich- und Wir-Identität wie ihre permanente Veränderung erzeugt«?²⁸ Statt der ausufernden Terminologie der Gedächtnistheorie also immer neue Begriffe hinzuzufügen, scheint es sinnvoller, das »autobiographische Gedächtnis« als Integrationsmodell zu begreifen, in dem sich sozial- und geisteswissenschaftliche Konzepte mit denen der Naturwissenschaften sinnvoll verbinden lassen. Außerdem, und das ist vor dem Hintergrund der Diskussion um das Verhältnis von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis nicht minder bedeutsam, überwindet das »autobiographische Gedächtnis« gängige Dualismen, ist es doch individuell und kollektiv zugleich sowie kommunikativ *und* kulturell determiniert.

Nun könnte man auf den ersten Blick gegen diese Feststellung boshaft einwenden, dass die Gedächtnistheorie damit letztlich wieder zu Maurice Halbwachs zurückgekehrt sei, der ja ebenfalls von einem »autobiographischen Gedächtnis« und von der individuellen Erinnerung als »Ausblickspunkt«²⁹ des Kollektiven gesprochen hatte. Und doch führt das autobiografische Gedächtnis insofern weiter, als es neue Untersuchungsperspektiven gerade für die Sozialgeschichte eröffnet. So erscheint angesichts des maßgeblichen Einflusses des sozialen Umfeldes eine vertiefte Analyse des gesellschaftlichen Rahmens, innerhalb dessen Erinnerungen konstituiert werden, sinnvoll. Das autobiografische Gedächtnis lenkt damit den Blick auf Untersuchungen von Erinnerungsgruppen wie Familien, auf Erinnerungsmilieus oder sogar auf ganze Erinnerungsgenerationen und ihre normativen Deutungsangebote.

III. ERINNERUNGEN ODER ERZÄHLUNGEN?

Gleichwohl bleibt bei diesen Gedächtnis-Konzepten eine grundsätzliche Frage ausgeklammert, die erhebliche Bedeutung für die Analyse von Erinnerungsprozessen hat: Wie

25 Ebd., S. 197–198.

26 Alle Zitate ebd., S. 33–34.

27 Harald Welzer, Das soziale Gedächtnis, in: ders., Das soziale Gedächtnis, S. 9–24, hier: S. 11.

28 Harald Welzer, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002, S. 221–222.

29 Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, S. 31.

begegnen uns eigentlich Erinnerungen, wie »materialisieren« sich Gedächtnisspuren zu Untersuchungsgegenständen? Da in den Geisteswissenschaften auf absehbare Zeit nicht mit bildgebenden Verfahren gearbeitet werden dürfte, bleibt also nicht nur die Frage von Bedeutung, wie Erinnerungen entstehen und sich verändern, sondern auch, wie Erinnerungen überhaupt zu Quellen avancieren.

In diese Richtung zielen auch die Arbeiten der Psychologin Karoline Tschuggnall. Die langjährige Mitarbeiterin in Welzers Projekten zur Tradierungsforschung erkundet in ihrer Dissertation das autobiografische Gedächtnis am »Erzählen der eigenen Lebensgeschichte«³⁰, genau genommen an Forschungsinterviews, die sie mit drei Angehörigen einer Familie geführt hat. Obgleich das Ausmaß ihrer Theoriebildung in einem gewissen Missverhältnis zu deren Anwendung auf das empirische Material steht, ist Tschuggnalls Methodenmix aus Kultur-, Diskurs- und narrativer Psychologie ungemein aufschlussreich. Mit Bezug u. a. auf Lev Wygotski und Katherine Nelsons Forschungen zum *memory talk* sieht sie in der Sprache *das* Medium für Erinnerungen, da Sprache nicht allein als Ausdruck oder Abbild von Bedeutungen zu verstehen sei, sondern Bedeutung generiere. Wegen dieser Narrativität von Erinnerungen hebt Tschuggnall konsequenterweise jegliche »Trennung zwischen Sprache und Kognition, zwischen Kommunikation und Gedächtnis« auf: »Erst durch die soziale Praxis des Redens«, so stellt sie fest, würden aus »Ereignissen dauerhafte Erinnerungen«.³¹ Nicht zuletzt die *childhood amnesia*, das Unvermögen von Kleinkindern, sich an persönliche Erlebnisse zu erinnern, sei für diese untrennbare Symbiose aus Erinnerung und Sprachentwicklung ein schlagender Beweis.

In dieser narratologischen Perspektive kommt Tschuggnall zu einer zweiten, nicht minder wichtigen Erkenntnis: Wenn Erinnerungen rein sprachlich determiniert sind, muss der Dialog erhebliche Bedeutung für die Konstruktion eines autobiografischen Gedächtnisses haben.³² In den von Tschuggnall untersuchten Lebensgeschichten misst sie folglich dem Zuhörer ebenso große Bedeutung für die Erinnerungsarbeit zu wie dem Erzähler, ja mehr als das: Nicht nur der reale Interviewer habe entscheidenden Anteil an der Konstruktion einer Lebensgeschichte, wenn er mit Einwänden, Fragen, Zustimmung das Gespräch strukturiert. Darüber hinaus richten sich Lebensgeschichten immer auch an einen »impliziten Adressaten«³³, gehen Mutmaßungen und Vorerwartungen des Erzählers in seine Lebensgeschichte ein und beeinflussen die autobiografische Erinnerung sozusagen in vorausseilendem Gehorsam.

Für die Geschichtswissenschaft sind diese Ergebnisse zur gemeinsamen Verfertigung von Erinnerungen insofern von Bedeutung, weil damit der Forscher ebenfalls zum Gegenstand seiner Forschung wird. Wurden lebensgeschichtliche Interviews bislang meist als Quelle für Sinn- und Identitätsstiftungsversuche des Erzählers interpretiert, käme demnach die Aufgabe hinzu, eine wechselseitige Konstruktion von Lebensgeschichten – und damit die Vorannahmen und Sehgewohnheiten des Forschers – in die Analyse einzubeziehen. Ein treffendes Beispiel bieten hierfür auch die »Erinnerungsgespräche mit

30 Karoline Tschuggnall, Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur, Psychosozial-Verlag, Gießen 2004, kart., 171 S., 19,90 €, hier: S. 10.

31 Ebd., S. 57, 46.

32 Die Bedeutung des Zuhörers bzw. Interviewers für die Verfertigung von Erinnerungen ist als Untersuchungsgegenstand der hermeneutischen Dialoganalyse bereits in »Opa war kein Nazi« benannt und problematisiert worden, Tschuggnall ergänzt diese Überlegungen noch um Überlegungen aus der narrativen Psychologie. Vgl. Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/Main 2002, S. 27; Harald Welzer, Hermeneutische Dialoganalyse. Psychoanalytische Epistemologie in sozialwissenschaftlichen Fallanalysen, in: Gerd Kimmerle (Hrsg.), Zur Theorie der psychoanalytischen Fallgeschichte, Tübingen 1998, S. 111–138.

33 Tschuggnall, Sprachspiele, S. 139.

Tätern, Opfern und Mitläufern des Nationalsozialismus«, die der österreichische Historiker Gerhard Botz in einem Sammelband veröffentlicht hat.³⁴ Sowohl Gedächtnisforscher als auch *oral historians* dürften nach einem flüchtigen Blick in die Beiträge zunächst enttäuscht sein: In den 14 Essays sind ausführliche Interviewausschnitte eine seltene Ausnahme, einige Beiträge verzichten sogar ganz auf Zitate aus den Gesprächen. Stattdessen berichten die Autoren, Studierende eines zeitgeschichtlichen Seminars der Universität Wien, ausführlich über ihre Erfahrungen und Probleme während der Interviews, über ihre Erwartungen und Enttäuschungen – unter »Erinnerungsgesprächen« würde man etwas anderes verstehen. Und doch sind diese Beiträge für die Gedächtnisforschung ein Glücksfall, wenn man die narratologischen Erkenntnisse zur dialogischen Verfertigung von Erinnerungen konsequent zu Ende denkt. Denn in den Erfahrungsberichten spiegeln sich zwar kaum Erinnerungen der befragten Zeitzeugen wider, wohl aber das Geschichtsbewusstsein der Interviewer sowie deren Sinnstiftungsbedürfnisse, wie sich am Beispiel des Beitrags von Léa Todrov deutlich machen lässt.

Todrovs Interview mit einer Französin, die von Widerstandstätigkeit und anschließender KZ-Haft in Ravensbrück berichtet, ist von einem inneren *plot* der Interviewerin strukturiert. So beschreibt die Interviewerin nicht nur ihre »Angst« vor detaillierten Schilderungen des Lager-Alltags, ihre Zurückhaltung gegenüber bedrohlichen Themen oder ihr Bedürfnis nach einer »guten« Geschichte, die »Beweise für ein moralisch und geistig integriertes Leben im Konzentrationslager«³⁵ liefert. Darüber hinaus benennt sie auch persönliche Identifikationsprozesse, war beispielsweise die Zeitzeugin bei ihrer Ankunft im KZ Ravensbrück genauso alt wie die Interviewerin zum Zeitpunkt des Interviews, was Todrov zu einer außergewöhnlich offenen Feststellung verleitet: »Und da wird mir bewusst, dass ich fast wünsche, ein so aufregendes Leben geführt, solche Geschichten erlebt zu haben. Mein eigenes Leben kommt mir plötzlich so schal vor, langweilig.«³⁶ Regina Fritz berichtet in ihrem Beitrag über das Interview mit einer ehemaligen KZ-Gefangenen aus Ravensbrück sogar von ihrem »Stolz«-Empfinden, dass sie »in die Geschichte« der Zeitzeugin »eingeweiht worden«³⁷ sei.

Für den hier aufscheinenden Zusammenhang von Identifikationsprozessen, Erzählstrategien und autobiografischen Erinnerungen lässt sich auf Ulrike Jureits Dissertation zu »Erinnerungsmustern« zurückgreifen, in der das Erzählen von Lebensgeschichten als »Entwurf einer Figur« im Dienste einer gegenwärtigen Sinn- und Identitätsstiftung verstanden wird: »Indem das Individuum sein Leben Revue passieren lässt, wird das Erinnerung in eine subjektive Bedeutungs- und Sinnproduktion eingebunden, die eine textimmanente Trennung zwischen Ereignis, Erfahrung und Deutung nicht mehr ermöglicht.«³⁸ Erinnerungen, so wäre eine Folgerung aus diesen Überlegungen, sind dem Historiker also allein als Erzählung, als Text präsent, der bewusst oder unbewusst einem inneren *plot* folgt, der wiederum vom gegenwärtigen Kontext, von kulturellen Deutungsmustern oder geschichtspolitischen Debatten abhängig ist. Wegen dieser Beobachtung sind *oral historians* vermehrt dazu übergegangen, bei Aussagen von Zeitzeugen nicht mehr von Erinnerungen, sondern von erzählten Erinnerungen oder gleich von Erzählungen zu sprechen,

34 Gerhard Botz (Hrsg.), *Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus*, Mandelbaum Verlag, 2. erw. Aufl. Wien 2007, brosch., 168 S., 17,80 €.

35 Léa Todrov, »Die Rückkehr war für viele von uns das Schwerste«, in: Botz, S. 21–32, hier: S. 29.

36 Ebd., S. 26.

37 Regina Fritz, »... und die kommt und reißt mir das Kind aus der Hand!«, in: Botz, S. 66–71, hier: S. 71.

38 Ulrike Jureit, *Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*, Hamburg 1999, S. 376.

die »Einblick in einen hochaffektiv besetzten Verarbeitungs-, Konstruktions- und Sinnbildungsprozess [...] geben, wir können auch sagen: in die Subjektivität der Erzähler.«³⁹ »Erinnerungsmuster« beeinflussen allerdings nicht nur die Erzählungen des Zeitzeugen, sondern ebenso den Zuhörer, der an der sinnstiftenden Konstruktion von Erinnerungen mitarbeitet.⁴⁰ Daher schlagen sich in Gesprächen zwischen Zeitzeugen und Interviewern »geschlechterspezifische Rollenvorstellungen« und die Folgen der »Generationenlagerung«⁴¹ nieder, wie sie Gerhard Botz in seiner Einleitung zu den »Erinnerungsgesprächen« beschrieben hat. Ganz gleich, wie hoch man den Erkenntniswert dieser »Erinnerungsgespräche« für Erinnerungen der *Zeitzeugen* einschätzt, geben sie einen ungemein starken Eindruck in das Geschichtsbewusstsein der sogenannten zweiten und dritten Generation, der Kinder und Enkel der Erlebnissgeneration.

Mit der Narrativität von Erinnerungen ist also die Frage zur methodischen Einordnung des Untersuchungsgegenstandes aufgeworfen: Sozial-, Geschichtswissenschaftler und Psychologen scheinen einem narratologischen Verständnis von Erinnerungen insofern zuzuneigen, da dieses ihrem Quellenverständnis am ehesten entspricht. Sie arbeiten mit Interviews meist als Transkript und analysieren dieses – ob inhaltsanalytisch nach Philipp Mayring, nach der Objektiven Hermeneutik, biografiethoretisch oder psychoanalytisch⁴² – als Text. Untersuchungsgegenstand ist daher die kommunizierte Erinnerung bzw. die transkribierte Erzählung, an der sich identitätsstiftende Lebens- und konsensstiftende Familiengeschichten untersuchen lassen. Allerdings, und darauf weisen vor allem psychotherapeutische und biografiethoretische Beiträge hin, scheinen sich Erinnerungen keineswegs in solchen Erzählungen zu erschöpfen. »Bei aller Zustimmung« für neuere Forschungen zum »sozialen« oder »autobiographischen Gedächtnis«, so fassen Margret Dörr und Winfried Marotzki u. a. entsprechende Vorbehalte zusammen, »schaut vor allem die Psychoanalytische Pädagogik skeptisch auf die Behauptung, bei Erinnerungen handle es sich um eine ›passgenaue Umschreibung von Vergangenheiten‹. Denn das Wissen um das Unbewusste und seine Abkömmlinge, um Prozesse von Verdrängung, Spaltung und projektiver Identifizierung sowie von Traumatisierungen stehen dieser Vorstellung eher entgegen.«⁴³ Das gilt sowohl für individuelle Erzählungen, die in hohem Maße von Emotionen und Unbewusstem geprägt sind, was sich nach Rolf Haubl in »quellenkritisch [...] ›falschen‹«, »emotional jedoch ›echten‹«⁴⁴ Deutungen ausdrücken kann. Und auch bei familiären Erinnerungen sollte das Unbewusste und Emotionale stärker Berücksichtigung

39 Dorothee Wierling, Oral History, in: Michael Maurer (Hrsg.), Aufriss der Historischen Wissenschaften. Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 81–151, hier: S. 97.

40 Für die vier in Botz' Sammelband veröffentlichten Interviews mit ehemaligen Häftlingen des KZ Ravensbrück ist beispielsweise die Studie von Linde Apel zu Ravensbrück und den späteren Diskursen um die KZ-Haft aufschlussreich. Vgl. Linde Apel, Erinnerungsgeschichten – Jüdische und nichtjüdische Häftlinge im Konzentrationslager Ravensbrück, in: Matthias Brosch/Michael Elm/Norman Geißler u. a. (Hrsg.), Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland – vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung, Berlin 2007, S. 103–114.

41 Gerhard Botz, Einleitung, in: ders., S. 14, 18.

42 Vgl. Olaf Jensen, Zur Methode der vergleichenden Tradierungsforschung, in: Harald Welzer (Hrsg.), Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main 2007, kart., 292 S., 10,95 €, S. 260–274, insb. S. 266–270; Wierling, Oral History, S. 136–141.

43 Margret Dörr/Heide von Felden/Regina Klein u. a., Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biografiethoretischer Perspektive, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008, 279 S., brosch., 49,90 €, S. 7–17, hier: S. 8.

44 Rolf Haubl, Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten im soziokulturellen Erinnerungsprozess, in: Dörr, S. 197–212, hier: S. 208.

finden, wie die Pädagoginnen Hildgard Macha und Monika Witzke anmerken. Familiengeschichten sind demnach nicht nur das Ergebnis von »Ko-Konstruktionsprozessen«, von wechselseitigen Aushandlungsprozessen über gemeinsame Werte zwischen den Generationen. Darüber hinaus haben Rituale, Wohnatmosphäre oder materielle Ressourcen, die von Macha und Witzke mittels »photogestützter Interviews« erfasst werden, erheblichen Einfluss auf familiäre Transmissionsprozesse und das Erzählen einer »Familienbiographie«.⁴⁵

Nun ist Historikern die Bedeutung materieller, sozialer und kultureller Ressourcen für das Erzählen einer Lebensgeschichte durchaus bewusst. Und doch besteht bei der Analyse von Erinnerungen ein fundamentaler Unterschied zwischen Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse bzw. -therapie, da Un- oder Vorbewusstes für Historiker schwer in Interviewquellen nachweisbar ist.⁴⁶ Zwar ist auch die *oral history* bei einer lebensgeschichtlichen Erzählung weniger an einer historischen als an einer subjektiven bzw. emotionalen Wahrheit interessiert. Und ebenso wie Psychologen interpretieren *oral historians* widersprüchliche oder *false memories* als plausible Topoi einer Lebensgeschichte, die für ein kohärentes Selbstbild Bedeutung haben. Bei der Frage nach körperlichen, somatischen oder beziehungs-dynamischen Faktoren für die individuelle Erinnerung müssen sie jedoch meist passen. Dabei sind belastende Erlebnisse, die als »Nachträglichkeit«, als »Spätwirkung pathogener Erfahrungen«⁴⁷, untersucht werden, für die Weitergabe von Erinnerungen zweifellos von ebenso großer Bedeutung wie die Familiendynamik, so dass sich Historiker von psychoanalytischen Forschungen inspirieren lassen könnten. Bei der Arbeit mit Erinnerungszeugnissen wäre es demnach sinnvoll, den gegenwärtigen Erinnerungskontext sowohl zum Zeitpunkt der Erhebung als auch im Rahmen der Auswertung des Interviews zu berücksichtigen, was sich mit der Methode lebensgeschichtlicher Interviews hervorragend in Einklang bringen lässt. »Nachträglichkeit«, so hebt der Psychoanalytiker Friedrich-Wilhelm Eickhoff in diesem Zusammenhang hervor, »verleiht der Erinnerung, nicht dem Ereignis traumatische Bedeutung«.⁴⁸

Aus dieser Macht der Retrospektive folgt zum einen, dass Erlebnissen im gegenwärtigen Kontext eine teleologische Kausalität zugeschrieben wird, dass das autobiografische Gedächtnis also neben der sozialen auch eine zeitliche bzw. eine lebensgeschichtliche Relais-Funktion aufweist. Und zweitens kann Nachträglichkeit auch ein Hinweis sein, dass der Forscher, zum Beispiel im Falle eines Zeitzeugeninterviews, sowohl aktiv als Interaktionspartner als auch passiv als »Modell-Zuhörer«⁴⁹ Einfluss auf die Lebensgeschichte nimmt. Erinnerungen aus Interviews, so ließen sich diese Überlegungen mit Karoline Tschuggnall abschließen, wären demnach interaktive Verfertigungen von Erzählungen, die in eine sinnvolle (Lebens-)Geschichte mit kausalen Vergangenheitsbezügen münden.

45 Hildegard Macha/Monika Witzke, Familienbiographien: Ko-Konstruktionsprozesse im Kontext von Werten, Normen und Regeln, in: Dörr, S. 243–261, hier: S. 245, 258.

46 Vgl. dazu auch den Forschungsüberblick bei Alexander von Plato, Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriss und Literaturüberblick, in: BIOS 11, 1998, S. 171–200 sowie die aktualisierte Fassung im Forum Qualitative Sozialforschung 5, 2004, unter <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-04/1-04plato-d.htm>> [05. Januar 2008].

47 Jürgen Körner, Erinnern oder »Zurückphantasieren«? Über »Nachträglichkeit« in der Psychoanalyse, in: Dörr, S. 65–71, hier: S. 65.

48 Friedrich-Wilhelm Eickhoff, Über Nachträglichkeit. Die Modernität eines alten Konzepts, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 51, 2005, S. 139–163; vgl. auch ders., On Nachträglichkeit. The modernity of an old concept, in: International Journal of Psychoanalysis 87, 2006, S. 1453–1469. Eickhoff beschäftigt sich in diesem Beitrag auch mit der interdisziplinären Rezeption des Nachträglichkeits-Begriffs, insbesondere in den Kulturwissenschaften.

49 Welzer, »Opa war kein Nazi«, S. 197.

IV. TRADIERUNG UND TRANSGENERATIONALITÄT IM »FAMILIENGEDÄCHTNIS«

Die Frage nach der transgenerationalen Tradierung, der Weitergabe von Erfahrungen und Erinnerungen von Generation zu Generation, hat insbesondere die psychoanalytische Forschung seit langem beschäftigt. So finden sich in der Familientherapie seit Jahrzehnten Ansätze, die in einer Mehrgenerationenperspektive Störungen und Konflikte von Betroffenen auf unbewusste oder tabuisierte Konflikte zwischen deren Eltern und Großeltern zurückführen.⁵⁰ Flankiert werden diese Untersuchungen seit den Achtzigerjahren von Beiträgen aus der Holocaust-Forschung, die von einer transgenerationalen Weitergabe traumatischer Erfahrungen durch Reinszenierungen, Transpositionen oder Delegationen des Traumas an die Nachgeborenen ausgehen.⁵¹

In den letzten Jahren ist dieses Forschungsfeld durch Studien zu den Folgen von »Kriegskindheiten« erheblich erweitert worden. Vor allem die interdisziplinär zusammengesetzte Forschungsgruppe »Weltkrieg2Kindheiten« (»w2k«)⁵² betätigt sich hier mit zahlreichen Tagungen und Sammelbänden einer eigens eingerichteten Buchreihe »Kinder des Weltkrieges« an der Debatte um die Weitergabe von Kriegserfahrungen. Aus der Fülle dieser Arbeiten lässt sich die Erforschung von »Trauma und Resilienz« hervorheben, wie sie in dem Sammelband von Insa Fooken und Jürgen Zinnecker dokumentiert ist. Dieses Begriffspaar ist zum einen geschichtswissenschaftlich interessant, da sich mit »Resilienz« der hoch umstrittene Trauma-Begriff⁵³ gewissermaßen historisieren lässt. Neuere Ansätze, wie sie die beiden Psychoanalytikerinnen Cornelia von Hagen und Gisela Röper in diesem Band zusammenfassen, weisen nämlich mit »Resilienz« auf eine individuelle »Widerstandsfähigkeit«⁵⁴ gegenüber pathogenen Erfahrungen, zum Beispiel schweren Kriegserlebnissen, hin und lenken damit den Blick auf die Vor- und Nachgeschichte von Erfahrungen. Großen Einfluss auf die Nachwirkung belastender Erlebnisse haben demnach persönliche Ressourcen der Betroffenen, zum Beispiel die Unterstützung durch Familie und Freunde oder die Übernahme von Verantwortung für andere.⁵⁵ Historikern dürften in diesem Zusammenhang die unterschiedlichen Erinnerungen an das Kriegsende 1945 als naheliegendes Beispiel einfallen, ist die persönliche Deutung dieses Ereignisses doch nicht nur abhängig von der individuellen Ausgangssituation im Mai 1945, sondern mindestens ebenso von der jeweiligen Nachkriegsbiografie.

50 Vgl. u. a. *Eckard Sperling*, Familientherapie unter Berücksichtigung des Dreigenerationenproblems, in: Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie 29, 1979, S. 207–213; *Almuth Massing/Günter Reich/Eckhard Sperling*, Die Mehrgenerationen-Familientherapie, Göttingen 1992.

51 Vgl. *Ilany Kogan*, Der stumme Schrei der Kinder. Die zweite Generation der Holocaust-Opfer, Frankfurt/Main 1998, sowie die Beiträge in der Themenausgabe zu »psychischen Folgen des Holocaust« in: *Psyche* 49, 1995, H. 1.

52 Einen Überblick über Mitglieder und Programm bietet die Homepage der Forschergruppe unter <<http://www.weltkrieg2kindheiten.de/index.htm>> [18. Februar 2008].

53 Als kritische Auseinandersetzung mit dem ebenso inflationär benutzten wie vieldeutigen Trauma-Begriff vgl. neben dem o. g. Beitrag von Kansteiner auch *David B. Pillemer*, Can the Psychology of Memory Enrich Historical Analyses of Trauma?, in: *History & Memory* 16, 2, 2004, S. 140–154; *Harald Welzer*, Die Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen. Eine sozialpsychologische Perspektive, in: *Hartmut Radebold/Werner Bohleber/Jürgen Zinnecker* (Hrsg.), Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen, Weinheim/München 2008, S. 75–94.

54 *Cornelia von Hagen/Gisela Röper*, Resilienz und Ressourcenorientierung. Eine Bestandsaufnahme, in: *Insa Fooken/Jürgen Zinnecker* (Hrsg.), Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten, Juventa Verlag, Weinheim/München 2007, 216 S., brosch., 21,00 €, S. 15–28, hier: S. 15.

55 Vgl. dazu den Forschungsüberblick bei *Emmy E. Werner*, Resilienz und Protektionsfaktoren im Lebensverlauf von Kriegskindern, in: *Fooken*, S. 47–55.

Vom Geschichtsdidaktiker Rolf Schörken findet sich dazu ein ebenso plastisches wie persönliches Fallbeispiel zur »Resilienz bei Kriegsverwundeten«. Auf Grundlage seiner eigenen Erfahrungen mit Kriegsverwundung und Kriegsgefangenschaft betont er die Bedeutung von Kameradschaft, von früher Anteilnahme oder späteren »Aktivitäten in Beruf und Freizeit«⁵⁶ als positive Resilienzfaktoren. Der Resilienz-Begriff könnte daher die verhakete Debatte um den analytischen und heuristischen Wert des Trauma-Begriffs neu befruchten: Denn mit der Einbeziehung lebensgeschichtlicher und sozialer Einflüsse auf den Umgang mit belastenden Erlebnissen lassen sich sowohl die Absolutheit des Trauma-Begriffs aufweichen als auch die langfristige Verarbeitung und Weitergabe von Erfahrungen als dynamischer sowie soziokulturell geprägter Prozess verstehen. Aufschlussreich ist diesbezüglich die These Jürgen Zinneckers, dass öffentliche Sinngebungen wie »Wirtschaftswunder«, Westbindung und Antikommunismus in den Fünfzigerjahren als »Angebote zur Unterstützung kollektiver und individueller Resilienz«⁵⁷ für den Umgang mit der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs dienen konnten.

In die Forschungstradition der transgenerationellen Tradierung reihen sich auch die Familientherapeutin Eva Madelung und der Historiker Joachim Scholtyseck ein. Die in ihrem Band veröffentlichten Interviews mit Kindern von Widerstandskämpfern sollen einen Eindruck von den Folgelasten der elterlichen Erfahrungen, ja von der Weitergabe traumatischer Erfahrungen an die Kinder der Betroffenen geben. »Eine Übernahme von Schuld und Rache«, so stellt Madelung einleitend fest, könne »tatsächlich über viele Generationen hinweg stattfinden.«⁵⁸ Diese Tradierung sei weniger eine Weitergabe über Erzählungen als eine un- bzw. vorbewusste Weitergabe, zumal die Eltern über Erfahrungen meist geschwiegen hätten, der Widerstand lange Zeit tabuisiert worden sei. So sinnvoll unbewusste Tradierungsprozesse als Analyse-kategorie sein können, so problematisch sind sie jedoch als erzählstrukturierende Vorannahmen in den Interviews. Denn in diesen findet sich oft ein geradezu penetrantes Abfragen von Rede-verbotten, Tabus oder unausgesprochener Schuldübernahme durch die zweite Generation. »Nachträglichkeit« scheint demzufolge zwar eine sinnvolle analytische Kategorie zu sein, mit der narrative Interviews untersucht, nicht aber geführt werden können. In dieser Hinsicht ist auffällig, wie sich einige der Befragten den Vorannahmen der Interviewer entziehen, so in dem Gespräch mit Wibke Bruns oder der Tochter von Julius Leber, die jegliche Tabuisierungs-, Verschweigungs- und Opfer-Thesen der Interviewer mit Nachdruck zurückweisen.⁵⁹

An diesen Fällen zeigen sich schnell die Grenzen eines rein familientherapeutischen Zugangs zu Zeitzeugenerinnerungen und damit die Folgen psychoanalytischer »Überdeutung« von Interviews, auf die der Psychologe Volker Kraft zu Recht hingewiesen hat.⁶⁰ Um die Psychoanalyse an dieser Stelle gleich in Schutz zu nehmen: Auch die Geschichtswissenschaft trägt in diesem interdisziplinären Sammelband wenig zur Präzisierung des Erinnerungs- und Tradierungsbegriffs bei. Joachim Scholtyseck orientiert sich in seinen »methodischen Betrachtungen eines Historikers« allein an Objektivitätskriterien, mit denen er die Zeitzeugenbefragung zu einem »probaten Mittel zur Rekonstruktion histori-

56 Rolf Schörken, Resilienz bei Kriegsverwundeten. Ein lebensgeschichtlicher Diskussionsbeitrag, in: Fooker, S. 39–46, hier: S. 46.

57 Jürgen Zinnecker, Schlusswort: Ein Kommentar aus historisch-gesellschaftlicher Perspektive, in: Fooker, S. 197–210, hier: S. 207.

58 Eva Madelung, Einleitung, in: dies./Joachim Scholtyseck, Heldenkinder, Verräterkinder. Wenn die Eltern im Widerstand waren, Verlag C. H. Beck, München 2007, 308 S., geb., 24,90 €, S. 7–20, hier: S. 10.

59 Vgl. das Interview mit Wibke Bruhns, in: Madelung, S. 148–165, insb. S. 150, 154–155 sowie das Interview mit Katharina Christiansen, in: Madelung, S. 193–208, insb. S. 203.

60 Volker Kraft, Methodische Probleme der Psychoanalytischen Biographik, in: Dörr, S. 35–48, insb. S. 42–45.

scher Umstände«⁶¹ adeln möchte. Diese Absicht findet offenbar auch im Publikum rege Anteilnahme, lobte beispielsweise Gabriele von Arnim in der »Zeit« die Interviews vor allem wegen ihrer Eindringlichkeit und Authentizität: »Doch manche Sätze brennen sich ein. Weil sie die Klarsichtigkeit und Bedrängnis aufscheinen lassen, in denen diese aufrechten und so unglaublich couragierten Männer und Frauen damals lebten.«⁶²

Solche positivistischen Kurzschlüsse fallen hinter den Stand der von Scholtyseck genannten Forschung zurück, werden Zeitzeugen-Erinnerungen in der *oral history* doch keineswegs allein auf »Mutmaßungen und Fakten«⁶³ geprüft. Insofern lässt sich das Potenzial von Interviews auch kaum mit Verweisen auf den Droysen'schen Quellenbegriff ausschöpfen, wie Scholtyseck nahelegt, vielmehr sind die Gespräche mit Kindern von Widerstandskämpfern gerade in ihrer Widersprüchlichkeit hochinteressante Quellen. So geben die unterschiedlichen Milieus der Kinder, deren Eltern aus dem kommunistischen, sozialdemokratischen, kirchlichen und militärischen Widerstand stammen, Hinweise auf spezifische Erinnerungsmuster in der Bundesrepublik und DDR: Während im Westen der 20. Juli erst allmählich seinen Platz in der öffentlichen Erinnerungskultur fand, waren kommunistische Widerstandskämpfer ein integraler Bestandteil im geschichtspolitischen Symbolhaushalt des Ostens. So berichtet beispielsweise Petra Schneiderheinze von öffentlichen Auftritten ihres Vaters in der DDR, auf die sie »stolz«⁶⁴ gewesen sei und die Anlass für Familienerzählungen gegeben haben dürften. Noch präsenter wird in diesem Interview allerdings die Lebensgeschichte der Interviewten selbst, die an der Widerstandserfahrung ihres Vaters, an dessen »Gefühl des Ausgegrenztseins« im Nationalsozialismus, eine Parallelerzählung zu ihren eigenen Ängsten und Problemen in der DDR und nach 1989 entwirft.

Nach bisherigen Erkenntnissen scheinen derartige Analogiebildungen und Aktualisierungen ein geradezu konstitutives Element für die Tradierung von Erinnerungen zu sein. Als »Wechselrahmung« haben Harald Welzer, Robert Montau und Christine Pläß dieses Phänomen bei deutschen Familienerzählungen beschrieben, würden deutsche Kriegserfahrungen doch häufig mit Symbolen und Topoi des Holocaust erzählt.⁶⁵ Für die DDR haben Claudia Lenz, Sabine Moller und Dorothee Wierling auf ein ähnliches Phänomen der Analogiebildung hingewiesen, wie sie sich im obigen Interview mit Petra Schneiderheinze findet: Die Erinnerung an die NS-Zeit wird in den Mustern der späteren DDR gewissermaßen erklärbar – und umgekehrt, so dass »die NS-Vergangenheit für Ostdeutsche eine spezifische Aktualität«⁶⁶ zu besitzen scheint. In dem Band von Madelung und Scholtyseck finden sich sogar noch aktuellere Analogiebildungen. Heinz Hermann Niemöller, der Sohn Martin Niemöllers, beschreibt die Aktivitäten heutiger Nichtregierungsorganisationen beispielsweise als eine Art Vermächtnis des Widerstandes.⁶⁷ Solche zeitgemäßen Aktualisierungen sind nicht nur Indiz für die stetige Synchronisationsleistung des autobiografischen Gedächtnisses, sondern grundlegende Voraussetzung für die Wei-

61 Joachim Scholtyseck, Methodische Betrachtungen eines Historikers, in: *Madelung*, S. 21–33, hier: S. 25.

62 So in der Rezension von Gabriele von Arnim, Was würde Vater jetzt sagen?, in: *Die Zeit*, Nr. 50, 6.12.2007, S. 39.

63 Scholtyseck, S. 25.

64 Interview mit Petra Schneiderheinze, in: *Madelung*, S. 59–69, hier: S. 61.

65 Harald Welzer/Robert Montau/Christine Pläß, »Was wir für böse Menschen sind!«. Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen, Tübingen 1997, S. 152; vgl. auch Welzer, »Opa war kein Nazi«, S. 90–97.

66 Claudia Lenz/Sabine Moller, Die Gegenwart der Vergangenheit: Gruppendiskussionen über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust in (Ost)Deutschland [sic!] und Norwegen, in: *Karoline Tschuggnall* (Hrsg.), Erinnerung & Emotion (Psychologie und Gesellschaftskritik 118), Pabst Science Publishers, Lengerich 2006, 136 S., brosch., 13,00 €, S. 57–81, hier: S. 78.

67 Vgl. Interview mit Heinz Hermann Niemöller, in: *Madelung*, S. 71–87, hier: S. 87.

tergabe von Erfahrungen. Denn offenbar können Familienerinnerungen erst dank ihrer Vieldeutigkeit und intergenerationellen Anpassungsfähigkeit die Basis für das Familiengedächtnis legen – und von Generation zu Generation weitergegeben werden: »Im Familiengedächtnis sind seine Kriegserinnerungen [...] alleine über jene Geschichten repräsentiert, die sich nach den Vorstellungen der nachfolgenden Generationen umformen lassen«⁶⁸, oder kurz: Je ungenauer und vieldeutiger die Erinnerung, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit ihrer transgenerationellen Tradierung.

Diese These ist auch ein Leitmotiv für ein umfangreiches Anschlussprojekt an die deutsche »Opa war kein Nazi«-Studie, das die Weitergabe von Erinnerungen in Dänemark, Kroatien, den Niederlanden, in Norwegen, der Schweiz und Serbien untersucht hat. Diese europäische Ausweitung der Tradierungsforschung ist nicht nur dem Vergleichsaspekt geschuldet. Sie trägt ebenso einer zunehmenden Europäisierung, ja »Universalisierung«⁶⁹ der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg Rechnung, dem gemeinsamen Bezugspunkt der hier veröffentlichten Länderstudien. Tatsächlich lassen sich viele Ergebnisse der Einzelbeiträge auf eine Linie bringen, so die Wirkungsmächtigkeit »nationaler Basiserzählungen«, die Claudia Lenz und Harald Welzer in Anlehnung an den Historiker Claus Bryld und die Ethnologin Anette Warring als Erinnerungsrahmen für Familiengeschichten einführen.⁷⁰ Diese kollektiven *master narratives*, z. B. die Erzählung vom vereinten nationalen Widerstand gegen die deutschen Besatzer, bilden demnach einen »leitenden Interpretationsrahmen für die Erinnerung der Einzelnen an ihre eigenen Erlebnisse« und vermitteln sowohl zwischen Individuum und Gesellschaft als auch zwischen »generationell differierenden Deutungen«⁷¹ innerhalb der Familien. Dass nationale Basiserzählungen in der dritten, also der Enkel-Generation, vor allem medial vermittelt werden, ist eine wichtige Ergänzung aus der dänischen Studie: In Dänemark fungiert etwa die äußerst populäre Serie »Matador« bis heute »als unhinterfragte Quelle für die gemeinsame Vorstellung von der Vergangenheit«⁷², die Bilder, Motive und Topoi für das Familiengedächtnis bereitstellt.

Die Funktion von Basiserzählungen als »Scharnierstellen zwischen nationaler und familiärer Konsenserzählung«⁷³ ist ein noch bemerkenswerteres Ergebnis dieses Bandes, wenn sie auf die Ergebnisse des deutschen Vorgängerprojekts bezogen wird: Für die Bun-

68 Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, Familienerinnerungen. Kriegserlebnisse in den Geschichten dreier Generationen, in: Elisabeth Domansky/Harald Welzer (Hrsg.), Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Tübingen 1999, S. 57–73, hier: S. 72–73.

69 Harald Welzer/Claudia Lenz, Opa in Europa. Erste Befunde einer vergleichenden Tradierungsforschung, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 7–40, hier: S. 32. Zum »Holocaust« als Referenzpunkt europäischer Erinnerung und Identität vgl. Wolfgang Schmale, Geschichte der europäischen Identität, in: APuZ 1–2/2008, S. 14–19 sowie Uffe Østergård, Der Holocaust und europäische Werte, in: ebd., S. 25–31.

70 Zur »nationalen Basiserzählung« als kollektivem Referenzrahmen für individuelle Erinnerungen vgl. bereits die Dissertation von Claudia Lenz, Haushaltspflicht und Widerstand. Erzählungen norwegischer Frauen über die deutsche Besatzung 1940–1945 im Lichte nationaler Vergangenheitskonstruktionen, Tübingen 2003, S. 10–13.

71 Beide Zitate Welzer, Opa in Europa, S. 17.

72 Lars Breuer und Isabella Matauschkew weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Ende der Siebzigerjahre erstmals ausgestrahlte Serie bis heute, etwa als DVD-Version, nach wie vor Erfolge feiert. Lars Breuer/Isabella Matauschkew, »Seit 1945 ist ein guter Däne Demokrat«. Die deutsche Besatzungszeit in der dänischen Familienerinnerung, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 76–111, hier: S. 85.

73 So die treffende Umschreibung von Claudia Lenz in ihrer Studie zu Norwegen, Claudia Lenz, Vom Widerstand zum Weltfrieden. Der Wandel nationaler und familiärer Konsenserzählungen über die Besatzungszeit in Norwegen, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 41–75, hier: S. 51.

desrepublik hatten Welzer u. a. ja gerade von einer klaffenden Lücke zwischen »Lexikon« und »Album«⁷⁴, zwischen »der öffentlichen Erinnerungskultur auf der einen Seite und familiärer Tradierung auf der anderen Seite«⁷⁵ gesprochen – eine Feststellung, die beim Erscheinen von »Opa war kein Nazi« für helle Aufregung gesorgt hatte. Allerdings wird dieser Dualismus von neuen Studien zur westdeutschen Erinnerungskultur zunehmend infrage gestellt, vor allem, wenn man den Blick von nationalen auf lokale Erinnerungsformen lenkt, in denen deutsche Helden- und Opfererzählungen bis heute als wichtige öffentliche Bezugspunkte dienen.⁷⁶ Und auch Untersuchungen wie Sabine Mollers Dissertation zum Verhältnis von ostdeutschen Familienerinnerungen und Erinnerungskultur haben das Verhältnis zwischen Familiengedächtnis und Basiserzählungen neu gewichtet.⁷⁷ Der in Welzers europäischer Vergleichsstudie zu Recht herausgestellte Einfluss von Basiserzählungen für das Familien- und autobiografische Gedächtnis müsste daher dringend auf (deutsch-)deutsche Forschungen übertragen werden, wobei die Geschichtswissenschaft hier an zahlreiche erinnerungskulturelle Arbeiten anschließen könnte, wie das folgende Kapitel zeigen soll.

Bemerkenswert ist noch ein weiteres Ergebnis des Europavergleichs, die Tradierungsprozesse in Kroatien und Serbien, die von denen Nord- und Westeuropas erheblich abweichen. Im ehemaligen Jugoslawien hat der Zweite Weltkrieg seine Bedeutung als kollektiver Bezugspunkt mittlerweile fast vollständig verloren, stehen die Kriegserfahrungen der Großeltern in Konkurrenz zu neuen Erfahrungen der Kinder und Enkel mit Krieg und Bürgerkrieg seit den Neunzigerjahren.⁷⁸ Derartige Aktualisierungen und Überlagerungen bleiben allerdings nicht nur auf den Kreis der Betroffenen neuer Kriege beschränkt. Auch in skandinavischen Ländern und in der Bundesrepublik bilden »Bosnien« oder der Nahostkonflikt mittlerweile eine Folie für Erzählungen des Zweiten Weltkriegs und spiegeln damit eine »Gegenwartsbezogenheit«, die schnell »in eine überzeichnete Universalismus-Theorie münden«⁷⁹ kann, wie Olaf Jensen und Sabine Moller warnen. Auch wenn man diese ständige Anpassung der Erinnerung an gegenwärtige Erfahrungen durchaus kritisieren kann, scheint sie in erster Linie ein Beleg für die stetige Überschreibung der individuellen Erinnerung durch gegenwärtige Erfahrungen zu sein, wie sie als Synchronisierungsleistung des autobiografischen Gedächtnisses beschrieben worden ist.

74 Welzer, »Opa war kein Nazi«, S. 7–13, 163–169.

75 Welzer, Opa in Europa, S. 9.

76 Ein gutes Beispiel geben hierfür aktuelle Studien zum Gedenken in Städten und in der Region, das in erster Linie die Deutschen als Kriegs- und Vertreibungs-Opfer oder als Wiederaufbauhelden fokussierte und mit diesen Deutungen einen äußerst identitätsstiftenden Referenzrahmen für das Familiengedächtnis bot. Vgl. u. a. Jörg Arnold, »Krieg kann nur der Wahnsinn der Menschheit sein!« Zur Deutungsgeschichte des Luftangriffs vom 22. Oktober 1943 in Kassel, in: Dietmar Süß, Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung, München 2007, S. 135–149; Alon Confino, »This lovely country you will never forget«. Kriegserinnerungen und Heimatkonzepte in der westdeutschen Nachkriegszeit, in: Habbo Knoch (Hrsg.), Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945, Göttingen 2001, S. 236–251; Malte Thießen: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, München/Hamburg 2007; ders., Gemeinsame Erinnerungen im geteilten Deutschland. Der Luftkrieg im kommunalen Gedächtnis der BRD und DDR, in: Deutschland Archiv 41, 2008, S. 226–232.

77 Vgl. Sabine Moller, Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland, Tübingen 2003.

78 Vgl. Natalija Bašić, Wen interessiert heute noch der Zweite Weltkrieg? Tradierung von Geschichtsbewusstsein in Familiengeschichten aus Serbien und Kroatien, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 150–185, insb. S. 179–180.

79 Olaf Jensen/Sabine Moller, Streifzüge durch ein europäisches Generationengedächtnis. Gruppendiskussionen zum Thema Zweiter Weltkrieg im interkulturellen und intergenerationellen Vergleich, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 229–259, beide Zitate S. 256.

Obgleich sich die Geschichtswissenschaft seit den späten Siebzigerjahren bei der Arbeit mit lebensgeschichtlichen Interviews als Vorreiterin hervorgetan hat und Pionierarbeiten wie die Studie zu »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet« von Lutz Niethammer oder das nicht minder ambitionierte Projekt von Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling zur »Volkseigenen Erfahrung« in der DDR den Grundstein auch für sozialwissenschaftliche Projekte gelegt haben, sind Historiker auf dem Gebiet der Familienerinnerungen zurzeit vergleichsweise unterrepräsentiert. Wegen dieser Zurückhaltung müssen neue geschichtswissenschaftliche Projekte zur Tradierung von Erinnerungen im »Familiengedächtnis« umso größere Aufmerksamkeit finden, wie die Arbeit von Margit Reiter. Für ihre Studie hat die österreichische Zeithistorikerin 20 Interviews mit »Kindern der Täter«⁸⁰ geführt, wie Reiter Nachgeborene ehemaliger NSDAP-Funktionäre, SS- und NSDAP-Mitglieder bezeichnet. Neben den »Tischgesprächen« von Angela Keppler bezieht sie sich dabei v. a. auf Arbeiten aus der *oral history* und auf Ergebnisse der Welzer-Projekte, um Formen und Funktionen familiärer Erinnerungen zu bestimmen. Darüber hinaus setzt Margit Reiter zeitgeschichtliche Akzente. Denn im Gegensatz zu bisherigen Studien, die einen erinnerungskulturellen Kontext und dessen Bedeutung für familiäre und individuelle Erinnerungen zwar konstatieren, diesen Kontext jedoch meist oberflächlich erschließen, macht Reiter diesen Rahmen des »Familiengedächtnisses« explizit. Sie beschreibt den »vergangenheitspolitischen« ebenso wie den sozialgeschichtlichen Kontext für Tradierungen, differenziert »sekundäre Gedächtnisträger wie Schule, Universität, Literatur und Film«⁸¹ und zeigt deren Einfluss auf individuelle Deutungen des Nationalsozialismus.

Darauf aufbauend entwirft Reiter ein vielschichtiges Erinnerungsmilieu, das im Fall der Kindergeneration durch Jugendlager, Turnverbände, Familientreffen geprägt ist und das gravierenden Einfluss auf Erinnerungs- und Tradierungsprozesse in den Familien hat. Besonders hervorzuheben sind diese Milieustudien, weil Reiter den soziokulturellen Rahmen sowohl als Bestätigung als auch als Korrektiv individueller Erinnerungen begreift. Als »Irritationen« können sie fundamentale Umdenkprozesse bewirken, mit denen sich Erzählungen innerhalb der Familie verändern und der Konsens der Familiengeschichte in Gefahr gerät. Im Familiengedächtnis, so ließe sich mit Alexander von Platons Kritik an »Opa war kein Nazi« zusammenfassen, herrscht eben nicht nur Konsens, sondern auch Konflikt⁸² – und gerade die offizielle Erinnerungskultur bietet hierfür häufige Anlässe, wie Reiter zeigen kann.

Neben dieser zeitgeschichtlichen und vergangenheitspolitischen Kontextualisierung wirft noch ein dritter Schwerpunkt in Reiters Studie eine neue Perspektive auf die Tradierung von Erinnerungen: ihre Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Weitergabe von Erfahrungen. Anhand der Erzählmuster zwischen Müttern bzw. Vätern und Töchtern bzw. Söhnen zeichnet Reiter spezifische »Vater-« und »Mutterbilder« nach, die von der zweiten Generation fortgeschrieben und stetig erweitert oder korrigiert werden. Das Ver-

80 Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*, Studienverlag, Innsbruck/Wien etc. 2006, geb., 331 S., 29,90 €, S. 20.

81 Reiter nennt als vergangenheitspolitischen Kontext nicht allein Phänomene der justiziellen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit, wie Vergangenheitspolitik seit der klassischen Definition von Norbert Frei verstanden wird – in diesem Fall also Entnazifizierung, Wiedergutmachung, Reintegration –, sondern bezieht sich hier auch auf allgemeinere, also erinnerungskulturelle und geschichtspolitische Entwicklungen, z. B. im Kultur- und Bildungsbereich. Vgl. Reiter, S. 23, 42–45, sowie die Definition bei Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1997, S. 13, 24.

82 Alexander von Plato, *Wo sind die ungläubigen Kinder geblieben? Kritik einiger der Thesen des Projektes »Tradierung von Geschichtsbewusstsein«*, in: WerkstattGeschichte 30, 2001, S. 64–68, hier: S. 67.

hältnis zwischen Eltern und Kindern hat demnach nicht nur Bedeutung für die grundlegende Frage, ob Erinnerungen überhaupt weitergegeben wurden, was im Übrigen keineswegs so selbstverständlich ist, wie bisherige Studien suggerieren, sondern auch für die Frage, wie Erinnerungen weitergegeben werden. So fungieren Mütter häufig als Identifikationsobjekte für deren Kinder und als Fixpunkt für entlastende Opfer- oder positive Heldengeschichten wie die von der tapferen »Trümmerfrau«.⁸³

Mit der Einbettung des Familiengedächtnisses in Erinnerungsmilieus, in nationale Basiserzählungen und gesellschaftliche Debatten zur NS-Zeit oder in die Erinnerungsarbeit von Bildungseinrichtungen wie der Schule gehen letztgenannte Arbeiten weit über den familiären Rahmen psychoanalytischer Tradierungsforschungen hinaus. Im Familiengedächtnis konstituiert sich Familie ebenso als konsensstiftende Erinnerungsgemeinschaft wie als »Relais zwischen biografischem Erinnern auf der einen und öffentlicher Erinnerungskultur sowie offiziellen Geschichtsbildern auf der anderen Seite«.⁸⁴ Von der soziokulturellen Einbettung abgesehen, wäre noch ein weiteres Ergebnis neuer Tradierungsforschungen hervorzuheben: die Wechselseitigkeit der transgenerationalen Weitergabe. Familiäre Tradierung ist keine Einbahnstraße, auf der Erfahrungen wie ein Staffelstab von Generationen zu Generation weitergereicht werden, wie »Transmissions«-Konzepte von Nachträglichkeit oder Delegation nahe legen.⁸⁵ Das Familiengedächtnis ist vielmehr ein intergenerationelles Beziehungsgeflecht, das auch auf die Erlebnisgeneration zurückwirkt. Dank dieser Wechselseitigkeit familiärer Tradierung können sich auch die Selbstbilder der Zeitzeugen wandeln, so dass sich nicht nur die Enkel, sondern ebenso einige Opas entgegen den Tatsachen erinnern könnten, sie seien »kein Nazi« gewesen.

V. VOM »KOMMUNALEN« ZUM »KOLLEKTIVEN« UND »MEDIALEN GEDÄCHTNIS« – ERINNERUNGSTRÄGER UND –KONTEXTE

Nach dem individuellen und dem Familiengedächtnis soll der Blick abschließend auf größere Gedächtnisse und damit auf Forschungen gerichtet werden, die Gruppen, Gesellschaften oder ganze Nationen als Erinnerungsgemeinschaften untersuchen. Auf diesem Gebiet sind weniger die Neuro- als die Geisteswissenschaften aktiv, aber auch Sozialpsychologen, Politologen und Medienwissenschaftler machen sich mit unterschiedlichen Erinnerungskonzepten an die Vermessung »kollektiver Gedächtnisse«.

Auf einer ungewöhnlich niedrigen, ja Mikroebene wendet sich die Anthropologin Francesca Cappelletto diesem Phänomen zu, genau genommen dem »kommunalen Gedächtnis« in zwei toskanischen Dörfern. Diese beiden Orte waren im Sommer 1944 Schauplatz zweier Massaker von SS- und Wehrmachtseinheiten, in denen mehrere Hundert Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, getötet wurden. In ihren Interviews kann Cappelletto wechselseitige Bezüge zwischen den Erzählungen der Überlebenden nachzeichnen und ein dichtes »Netz von narrativen Bezügen«⁸⁶ entwirren. Im Laufe der Jahrzehnte hätten sich demnach standardisierte Meistererzählungen kondensiert, die mittlerweile sogar von Unbeteiligten und Nachgeborenen übernommen und als eigene Erfahrungen ausgegeben werden. Der Sommer 1944 diene den Einwohnern daher bis heute als

83 Vgl. Reiter, S. 48, 113, 189–195.

84 Welzer, Opa in Europa, S. 15.

85 Vgl. dazu den instruktiven Forschungsüberblick bei Jürgen Zinnecker, Die »transgenerationale Weitergabe« der Erfahrung des Weltkrieges in der Familie. Der Blickwinkel der Familien-, Sozialisations- und Generationenforschung, in: Radebold, Transgenerationale Weitergabe, S. 141–154.

86 Francesca Cappelletto, Kriegserinnerungen in zwei Dörfern der Toskana. Vom autobiographischen zum sozialen Gedächtnis, in: Tschuggnall, Erinnerung & Emotion, S. 7–34, hier: S. 18.

kollektiver Fixpunkt für eine Dorfgeschichte, deren ständige und ritualisierte Wiederholung dem Individuum Identität und der Gruppe ein homogenes und normatives Selbstbild verspreche, wie Cappelletto zusammenfasst: »Durch diese kultivierten narrativen Erinnerungen an eine zutiefst beängstigende Erfahrung entwickelt sich Solidarität zwischen jenen, die die zugrunde liegende Erfahrung gemacht haben, und jenen, die an der Situation der Erzählung partizipieren.«⁸⁷

Auch bei diesem »kommunalen Gedächtnis« ist also Kommunikation das Stichwort, mit dem sich die wechselseitige Überschreibung von Erinnerungen erklären lässt. Hinzu kommen aber noch zwei weitere Faktoren: Rituale wie Gedenkveranstaltungen und Räume als Erinnerungsorte – letztere sogar im doppelten Wortsinn. Denn der dörfliche Raum fungiert für die Zeitzeugen nicht nur als »gemeinschaftlicher Referenzpunkt«, von dem aus die Rekonstruktion des Geschehenen erheblich erleichtert wird. Zugleich dient er den Nachgeborenen und Unbeteiligten als »Projektionsfläche« für Erzählungen, die sich dank realer visueller Eindrücke zu kollektiven »Erinnerungsbildern«⁸⁸ verdichten können.

Auch Nicole Mehring geht in diesem Band der Bedeutung von Räumen für Erinnerungen nach. Sie versteht Luftschutzbunker als Erinnerungsorte ebenfalls im doppelten Wortsinn, nämlich erstens als Räume, in denen Erinnerungen mittels einer besonderen Atmosphäre evoziert werden, und zweitens als Orte, die im Sinne der »lieux de mémoire« Projektionsflächen für spätere Rekonstruktionen sind.⁸⁹ Die seit einigen Jahren vielerorts entstehenden Bunkermuseen eröffneten demnach kollektive »Leseangebote«, da sie in der Anordnung von Texten und Bildern in authentischen Räumen »sinnstiftende Erzählungen«⁹⁰ entwerfen. Problematisch seien diese Metanarrationen in ihrer Tendenz zur »Wechselrahmung«, da sie sich meist auf das Erzählen einer Opfergeschichte konzentrierten, in der mit Hilfe visueller Analogien das Leid der Deutschen mit denen der KZ-Opfer parallelisiert werde: Der ausgestellte Koffer eines Bombenflüchtlings kann demnach zwar eine »besondere Aura für Erinnerungen« erzeugen, aber mit seinem Verweis auf das Symbolfeld der Deportationen auch eine affektive Emotionalisierung bewirken, die einer kollektiven Entlastung und Selbstviktimisierung der deutschen Bombenopfer vorangehe.⁹¹ Mehrings kritische Einwände legen folglich nicht nur den Zusammenhang von Emotion und Erinnerung, sondern auch den von Emotionen und Erinnerungspolitik offen.

Eine dritte Studie zum Zusammenhang von Raum und Erinnerung mutet zunächst etwas ungewöhnlich an: Jan D. Reinhardt untersucht aus soziologischer Perspektive Kneipen als Erinnerungsorte. Diese dienten zum einen als Generatoren »emotionaler Erinnerungen«, da Kneipen durch eine außerordentliche »Affektladung« gekennzeichnet seien und Erinnerungen visuell, akustisch, »taktil, geschmacklich und olfaktorisch« gefördert würden. Zum anderen sei die Kneipe als »Sozialraum« ein »Biographiegenerator«, da hier im Austausch von Erfahrungen Identitätsentwürfe stabilisiert oder korrigiert würden.⁹² Obwohl sich die tatsächliche Bedeutung von Kneipen für Identitätsentwürfe sicherlich diskutieren ließe, knüpft dieses Fallbeispiel an wichtige Erkenntnisse der neurowissenschaftlichen Erinnerungsforschung an: Denn nicht allein das Kommunikative und

87 Ebd., S. 30.

88 Alle Zitate ebd., S. 26.

89 Vgl. dazu auch Marc Buggeln/Inge Marßolek, Der Bunker, in: Alexa Geisthövel/Habbo Knoch (Hrsg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Main/New York 2005, S. 281–289.

90 Nicole Mehring, Funktionale Architektur – emotionale Erinnerungen. Luftschutzbunker als Erinnerungsorte in der Bundesrepublik seit den 1990er Jahren, in: Tschuggnall, Erinnerung & Emotion, S. 83–104, hier: S. 90–91.

91 Mehring, S. 99–101.

92 Jan D. Reinhardt, Die Kneipe als Generator emotionaler Erinnerungen, in: Tschuggnall, Erinnerung & Emotion, S. 105–129, hier: S. 115.

Narrative, auch das Visuelle, Akustische und Haptische müssen als Erinnerungsfaktoren berücksichtigt werden. Aus der Psychoanalyse und Soziologie, so lautet daher ein wichtiges Ergebnis dieses Bandes, kann sich die Geschichtswissenschaft nicht nur für die unbewusste und emotionale Seite von Erinnerungen sensibilisieren lassen, sondern auch für die Bedeutung von Räumen, Gerüchen und Geräuschen. Wie stark beispielsweise der Klang von Luftschuttsirenen und Flugzeugmotoren oder der Geruch von Feuer und feuchtem Beton als Erinnerung von Zeitzeugen des Luftkriegs verankert ist, kann der Verfasser aus eigener Erfahrung in einem Interview-Projekt bestätigen. Neben dem Nutzen von *spatial*, *acoustic* oder *iconic approaches* unterstreichen die drei letztgenannten Beiträge die Ergiebigkeit Mikrostudien für kollektive Erinnerungsforschungen, wenn man die Wechselwirkung von autobiografischen und Gruppen-Gedächtnissen untersuchen will.

Der Erforschung kollektiver Gedächtnisse fühlt sich auch ein voluminöser Sammelband des Literaturwissenschaftlers Günter Oesterle verpflichtet. »Erinnerungskulturen« sind ja seit einigen Jahren sowohl ein produktives Forschungsfeld als auch ein nicht minder produktiver gleichnamiger Sonderforschungsbereich in Gießen. Dessen Bilanz aus der dritten Förderphase liegt nun in dieser Veröffentlichung vor, die sich nicht weniger als eine »Theoretisierung des kollektiven Gedächtnis«⁹³ in vergleichender und transnationaler Perspektive zum Ziel gesetzt hat. Neben Mediävisten, Alt- und Zeithistorikern beteiligen sich Literatur-, Medien-, Politik- und Sozialwissenschaftler an einer kulturvergleichenden Erforschung, die hier nur in Auswahl berücksichtigt werden kann. So entwerfen die literatur- und philosophiewissenschaftlichen Aufsätze zwar ein eindrucksvolles Tableau an Gedächtniskonzepten von der Antike bis heute und weisen darauf hin, dass aktuelle Diskussionen um den »Speicher-« oder Funktionscharakter von Gedächtnissen keineswegs so neu sind, wie man angesichts der »Memorymania« glauben könnte.⁹⁴ Für den hier angestrebten Forschungsüberblick sind indes Beiträge wie der von Marcus Sandl ergiebiger.

Sandl setzt sich mit dem Erinnerungsmodell des Sonderforschungsbereichs auseinander und geht dabei der »Historizität von Erinnerungen« auf unterschiedlichen Ebenen nach.⁹⁵ Als »Topologie der Erinnerungskulturen«⁹⁶ unterscheidet er drei Dimensionen kollektiver Erinnerungen, aus denen sich Untersuchungsperspektiven und -schwerpunkte ableiten. Auf der ersten Ebene verortet Sandl den gesellschaftlichen Kontext des Erinnerns: Zeitenössische Kommunikationsformen, allgemeine soziale Entwicklungen und gesellschaftspolitische Debatten zum Zeitpunkt des Erinnerns bilden demnach die Basis, auf der die zweite Ebene spezifischer Erinnerungskulturen gründet. Sandl erfasst hier Erinnerungsmotive und -techniken bestimmter Gruppen oder verschiedene Erinnerungsgattungen wie Kunst, Literatur und Zeitungen. Das tatsächliche »Erinnerungsgeschehen«,

93 Günter Oesterle, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung (Formen der Erinnerung, Bd. 26), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006, 685 S., kart., 98,00 €, S. 11–28, hier: S. 27.

94 Aufschlussreich ist diesbezüglich u. a. der Beitrag zu erinnerungstheoretischen Überlegungen bei Karl Hermann Scheidler und Christian Wolff, deren »modern anmutende Gedächtniskonzeptionen« von Frank Grunert mit Welzers Modell des kommunikativen Gedächtnisses verglichen werden. Frank Grunert, Die Marginalisierung des Gedächtnisses und die Kreativität der Erinnerung. Zur Gedächtnistheorie der deutschen Aufklärungsphilosophie, in: Oesterle, S. 29–51, hier: S. 45.

95 Bisher finden sich zu diesem Konzept des Sonderforschungsbereichs eher handbuchartige Erläuterungen wie der gute Überblick bei Astrid Erll, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskultur. Eine Einführung, Stuttgart/Weimar 2005, S. 34–36.

96 Marcus Sandl, Historizität der Erinnerung/Reflexivität des Historischen. Die Herausforderung der Geschichtswissenschaft durch die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung, in: Oesterle, S. 89–119, hier: S. 100.

also die konkrete Inszenierungsform der Erinnerungskultur, z. B. eine Gedenkveranstaltung, eine Denkmalssetzung oder Ausstellungseröffnung, wäre demnach auf einer dritten Ebene beheimatet. Sinnvoll erscheint dieses Mehrebenenkonzept als heuristisches Modell für eine arbeitspragmatische Differenzierung kollektiver Gedächtnisse: Während sich die erste Ebene in sozial-, politik-, diskurs- oder mentalitätsgeschichtlicher Perspektive bearbeiten ließe, müssten auf der zweiten Ebene institutions- und alltagsgeschichtliche, auf der dritten Performanztheorien hinzugezogen werden, mit denen sich der »Geschehnischarakter«⁹⁷ des Erinnerns erfassen ließe.

Einer stärkeren Segmentierung des kollektiven Gedächtnisses geht auch Hartmut Bergenthum nach, allerdings auf horizontaler Ebene. Er sieht die kollektive Erinnerung durch »Multiperspektivität und Vielstimmigkeit« gekennzeichnet, so dass man weniger von einer Erinnerungskultur als von zahlreichen Erinnerungssubkulturen sprechen müsse. Damit sieht Bergenthum ebenfalls die oben bereits problematisierte »binäre Opposition«⁹⁸ zwischen individueller und kollektiver Erinnerung grundlegend in Frage gestellt, sei doch das Kollektive in seiner Multiperspektivität ungemein subjektiv, eine Erinnerungssubkultur immer das Ergebnis kommunikativer Aushandlungsprozesse. Für Bergenthum und Sandl ist diese Subjektivität des Kollektiven nicht zuletzt bemerkenswert, weil sich so eine Dichotomie zwischen Erinnerungskultur und Geschichtswissenschaft aufheben lässt und letztere als Teil der Erinnerungskultur verstanden werden kann. Die Erforschung von Erinnerungskulturen könne daher dazu dienen, »Kategorien der Selbstbeschreibung« zu entwickeln bzw. die »Standortbedingtheit« der Geschichtswissenschaft zu reflektieren.⁹⁹ Diese, so könnte man diesen selbstreflexiven Diskurs zusammenfassen, ist insofern immer auch Erinnerungskultur, als dass Historiker stets subjektiv, rekonstruktiv, gegenwartsbezogen und gesellschaftskompatibel operieren.

Da diese Erkenntnis nicht erst seit der Erforschung von Erinnerungskulturen Aufmerksamkeit gefunden hat¹⁰⁰, dürfte in der Gedächtnisforschung eher die von Sandl und Bergenthum angeregte Unterteilung von Erinnerungskulturen Aufmerksamkeit finden. In diesem Zusammenhang wäre auch Günter Lottes' Beitrag zu »Erinnerungskulturen zwischen Psychologie und Kulturwissenschaft« heranzuziehen. Obgleich der Titel zunächst (ent)täuscht, weil Lottes »gar nicht erst in Anspruch nehmen« will, »einen interdisziplinären Brückenschlag auch nur vorzubereiten«¹⁰¹, gibt seine Typologisierung verschiedener »Erinnerungsgemeinschaften« weitere Anregung für eine Differenzierung kollektiver Gedächtnisse. Ob hierfür gerade die von ihm benannten Erinnerungsgemeinschaften der Generation, des sozialen Milieus und der Nation besonders brauchbare analytische Kategorien sind, darf allerdings bezweifelt werden: Die nationale Zuordnung brächte beispielsweise eine Erinnerungsgemeinschaft hervor, die kaum weniger universale Züge trüge als das kollektive Gedächtnis.

Außerdem machen Beiträge wie der von Sabine Damir-Geilsdorf und Béatrice Hendrich deutlich, dass gerade das letztgenannte Referenzsystem, die Nation als »vorgestellte politische Gemeinschaft«¹⁰², in letzter Zeit brüchig geworden ist. Am Beispiel der Verbreitung muslimischer »Endzeitnarrationen« im Internet zeigen sie die Grenzen des nationa-

97 Ebd., S. 108.

98 Hartmut Bergenthum, *Geschichtswissenschaft und Erinnerungskulturen. Bemerkungen zur neueren Theoriedebatte*, in: Oesterle, S. 121–162, hier: S. 126.

99 Sandl, S. 99; Bergenthum, S. 141.

100 Vgl. Lutz Niethammer, *Gedächtnis und Geschichte. Erinnernde Historie und die Macht des kollektiven Gedächtnisses*, in: WerkstattGeschichte 30, 2001, S. 32–37.

101 Günther Lottes, *Erinnerungskulturen zwischen Psychologie und Kulturwissenschaft*, in: Oesterle, S. 163–184, hier: S. 164.

102 Vgl. Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*, Frankfurt/Main/New York 1988, S. 15.

len Erinnerungsrahmens auf und weisen mit den neuen Medien auf die Macht visueller Selbstinszenierungen hin. Dem würden Claus Leggewie und Erik Meyer wohl beipflichten, bezeichnen sie doch »die visuelle Dimension medialer Repräsentation«¹⁰³ als immer wichtigeren Referenzrahmen für individuelle Erinnerungen, der dringend einer spezifischen Analyse, einer »verstärkten Berücksichtigung von Bildern bei der Erforschung von Erinnerungskulturen« bedürfe. Die PC- und Internet-Revolution führe ja nicht nur zu neuen Wahrnehmungs- und Erinnerungsmustern. Der »globalisierte Bildervorrat« neuer Medien löse zugleich individuelle Erinnerungen aus »lokalen Kontexten«, so dass der kollektive Referenzrahmen heutzutage vor allem die »ikonisch strukturierte Unterhaltungsöffentlichkeit«¹⁰⁴ sei – was die Bedeutung von Milieus oder Nationen zunehmend in Frage stelle.

An einem ganz anderen Beispiel relativiert Winfried Speitkamp die Bedeutung nationaler Bezüge für individuelle und kollektive Erinnerungen. Am *nation building* und der »Vergangenheitsbewältigung« afrikanischer Staaten kann er zeigen, dass ethnische Bindungen bzw. der »Tribalismus« sehr viel stärkere Bindekraft für Erinnerungsgemeinschaften aufweisen können als die Nation.¹⁰⁵ In diesem Zusammenhang wäre auch der Aufsatz von Claudia Althaus über »Erinnerungen von Frauen« an den Zweiten Weltkrieg und an die Nachkriegszeit zu nennen.¹⁰⁶ Althaus hebt gegenüber gesellschaftlichen und politischen Erinnerungskontexten die Bedeutung individueller Sozialisationsfaktoren für die Konstruktion autobiografischer Erinnerungen hervor: »Geschlechts-, Schichten- und Generationszugehörigkeit«, aber auch das Alter, die »Stufe im Lebenszyklus«¹⁰⁷ hätten derart großen Einfluss auf das Erzählen einer Lebensgeschichte, dass diese der offiziellen Erinnerungskultur und nationalen Basiserzählungen oft widersprächen.

Alles in allem scheint die Nation also ein eurozentristischer und veralteter, auf jeden Fall aber zu grober Untersuchungsrahmen zu sein, der kaum den wichtigsten, geschweige denn einzigen Bezugspunkt für Erinnerungen setzt. Der gegenwärtige Trend der Erinnerungskulturforschung zur Differenzierung von Erinnerungssubkulturen und Segmentierung verschiedener Ebenen dürfte nicht nur diesem Befund Rechnung tragen, sondern zudem die Gedächtnisforschung mit heuristischen Modellen zur Eingrenzung des sozialen Rahmens für autobiografisches und Familiengedächtnis voranbringen. Zugleich weisen Beiträge wie die von Leggewie und Meyer darauf hin, dass neue Repräsentationsformen von Film, Fernsehen und Internet für Erinnerungen in der modernen Mediengesellschaft stärker berücksichtigt werden müssen.

In dieser Hinsicht klingt Waltraud »Wara« Wendes Sammelband »Krieg und Gedächtnis« ungemein vielversprechend. Leider geht es ihr und einem Großteil der Beiträge weniger um Erinnerungen an den Krieg, wie der Titel vermuten lässt, als um die mediale Inszenierung von Kriegen und deren Nachwirkung als »kulturabhängige Interpretationsleistungen«.¹⁰⁸ So fügt Wende in ihrer »Einführung« zwar pflichtschuldig einen Verweis auf Jan Assmann ein, konzentriert sich ansonsten aber ganz auf Herfried Münklers Ar-

103 Claus Leggewie/Erik Meyer, Geschichtspolitik in der Mediengesellschaft, in: Oesterle, S. 663–676, hier: S. 666.

104 Ebd., S. 664, 674.

105 Winfried Speitkamp, Erinnerung und Nation in Afrika, in: ebd., S. 537–553.

106 Claudia Althaus bezieht sich dabei auf die Quellenedition mit Lebensgeschichten bei Margret Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, 3 Bde., Frankfurt/Main/New York 1998.

107 Claudia Althaus, Geschichte, Erinnerung und Person. Zum Wechselverhältnis von Erinnerungsresiduen und Offizialkultur, in: Oesterle, S. 589–609, hier: S. 591–592.

108 Waltraud »Wara« Wende, Krieg ist immer – Die Medien und der Krieg, in: dies. (Hrsg.), Krieg und Gedächtnis. Ein Ausnahmezustand im Spannungsfeld kultureller Sinnkonstruktionen, Königshausen & Neumann, Würzburg 2005, 427 S., kart., 39,80 €, S. 10–24, hier: S. 16.

beiten zu neuen Kriegen. Enttäuschend ist dabei, dass Wendes Einführung jeglichen Verweis auf folgende Beiträge vermissen lässt und sich damit der methodischen Grundlagenarbeit zu »Krieg und Gedächtnis« entledigt. Dabei zeigt nicht zuletzt ihr Beitrag über Vietnam-Filme als »Erinnerungsdokumente«, wie ertragreich eine Schärfung des Gedächtnisbegriffs aus medienkulturwissenschaftlicher Perspektive sein könnte.¹⁰⁹ Für die Geschichtswissenschaft drängt sich eine Erforschung des Zusammenhangs von Krieg und Gedächtnis ja geradezu auf, haben Kriege als »Erinnerungsschleusen«¹¹⁰ doch offenbar außerordentlichen Einfluss auf individuelle und kollektive Erinnerungsformen, wie bereits Reinhart Koselleck festgestellt hat.

Neben dem bereits an anderer Stelle veröffentlichten »Klassiker« Harald Welzers¹¹¹ oder den sehr persönlichen Anmerkungen Jürgen Reuleckes¹¹², lässt sich hierzu Marianne Vogels Überblick über die Erinnerungsgeschichte der »Völkerschlacht« von 1813 hervorheben. An der ebenso abwechslungs- wie konfliktreichen Gedenkgeschichte des »Völkerschlacht«-Denkmals bei Leipzig zeichnet sie Motive und Erinnerungsstrategien wichtiger Erinnerungsakteure nach. Vom wilhelminischen Bürgertum über Friedensinitiativen der SPD in der Weimarer Republik und nationalsozialistische Instrumentalisierungen zieht sich die Entwicklung bis in die heutige Zeit zu geschichtspolitischen Auseinandersetzungen zwischen Antifa- und rechtsradikalen Gruppen.¹¹³ In dieser Analyse einzelner Akteure scheint ein wichtiger Schlüssel zur Erinnerungskulturforschung zu liegen, mit dem das kollektive Gedächtnis in Erinnerungssubkulturen differenziert werden kann, wie oben genannte Beiträge vorgeschlagen haben. An politischen Initiativen, Parteien oder Verbänden zeichnet sich eine gut zu untersuchende Schnittstelle zwischen individuellen Erinnerungen und kollektiven Repräsentationsformen ab, müssen Erinnerungsakteure doch individuelle Bedürfnisse in einen kollektiven Konsens der Erinnerungsgemeinschaft überführen. Mit Erinnerungsakteuren, das belegt auch Hub Hermanns' Beitrag zur spanischen Erinnerung an den Bürgerkrieg¹¹⁴, bekommen Erinnerungssubkulturen eine Art Biografie, die sie als Untersuchungsobjekt greifbarer werden lässt.¹¹⁵

Der Hauptteil des Bandes konzentriert sich indes ganz auf die Darstellbarkeit und Bildlichkeit des Krieges, wobei deren Folgen für die individuelle und kollektive Erinnerung zumindest mittelbar in einigen Beiträgen eine Rolle spielen. In diesem Zusammenhang

109 Waltraud »Wara« Wende, Die Bilder vom Krieg und der Krieg der Bilder – Vietnam im internationalen Spielfilm, in: *Wende*, S. 366–387.

110 Reinhart Koselleck, Erinnerungsschleusen und Erfahrungsschichten. Der Einfluss der beiden Weltkriege auf das soziale Bewusstsein, in: *ders.*, Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt/Main 2000, S. 265–287.

111 Unter dem selben Titel als Harald Welzer, Krieg der Generationen. Zur Tradierung von NS-Vergangenheit und Krieg in deutschen Familien, in: Klaus Naumann (Hrsg.), Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001, S. 552–571.

112 Reulecke setzt sich in seinem Beitrag mit persönlichen Erlebnissen von Vaterlosigkeit und Belastungen im Alter auseinander und plädiert aus diesen Erfahrungen für eine »intensive interdisziplinäre Kommunikation« insbesondere zwischen Geschichts- und »Psychowissenschaftlern«. Jürgen Reulecke, Nachkriegsgeneration und ihre Verarbeitung des Zweiten Weltkriegs – einige exemplarische Befunde und persönliche Anmerkungen, in: *Wende*, S. 76–89, hier: S. 77, 87.

113 Marianne Vogel, Völkerschlacht und kollektives Gedächtnis – vom Ende des deutschen Kaiserreichs bis heute, in: *Wende*, S. 26–41, insb. S. 32–37.

114 Hub Hermanns, Krieg, Gedächtnis und Geschichtsfälschung – der spanische Bürgerkrieg, in: *Wende*, S. 42–57.

115 Methodische Überlegungen zur Analyse von »Erinnerungsakteuren« bietet u. a. Horst-Alfred Heinrich, Geschichtspolitische Akteure im Umgang mit der Stasi: Eine Einleitung, in: Claudia Fröhlich/Horst-Alfred Heinrich (Hrsg.), Geschichtspolitik. Wer sind ihre Akteure, wer ihre Rezipienten?, Stuttgart 2004, S. 9–32.

ist die von Klaus Kreimeier, Rainer Leschke und Joachim Paech hervorgehobene Ambivalenz der medialen Inszenierung von Kriegen interessant. Demnach verdichteten sich in Kriegsbildern menschliche Grenzerfahrungen zwar in einmaliger Intensität. Gleichwohl ist diese erst dank medialer Ästhetisierung kollektiv wahrnehmbar und im »kulturellen Gedächtnis« tradierbar.¹¹⁶ An dieser Stelle ließe sich im Grunde an die Ergebnisse zur familiären Tradierung von Erinnerungen anknüpfen: Je unschärfer das Bild des Krieges, desto größer ist die Projektionsfläche und umso wahrscheinlicher die mediale Traditionsbildung. Zu Recht hat Knud Hickethier deshalb von Film und Fernsehen als »Agentur der Erinnerungsarbeit«¹¹⁷ gesprochen, von der das individuelle mit dem kollektiven Gedächtnis verknüpft werde.

Was Hickethier für mediale Agenturen behauptet hat, lässt sich als Gesamttendenz zur Erforschung kollektiver Gedächtnisse festhalten: Während Studien zu individuellen Erinnerungsformen das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft betonen, werden kollektive Erinnerungsformen umgekehrt immer enger an die individuelle Mediennutzung oder an persönliche Sozialisierungserfahrungen, an spezifische Erinnerungsgemeinschaften und -milieus sowie an einzelne Erinnerungsakteure gebunden. Erinnerungskulturen lassen sich auf unterschiedlichen Ebenen bis in einzelne Erinnerungssubkulturen differenzieren, die an individuelle Sehgewohnheiten, Sinnstiftungsbedürfnisse und Identitätsentwürfe anknüpfen, oder kurz: Das kollektive Gedächtnis wird von der Forschung zunehmend individualisiert, gewissermaßen »sozialisiert«.

Trotz solcher Fortschritte bliebe ein Kritikpunkt, der für die Gedächtnisforschung insgesamt symptomatisch erscheint: der nach wie vor schwache interdisziplinäre Austausch. Denn obgleich die Forderung nach Interdisziplinarität in sämtlichen Einleitungen immer wieder beschworen wird, bleibt es meist bei diesen ostentativen Forderungen. Zumindest kann sich Interdisziplinarität kaum darin erschöpfen, dass Beiträge von Zeithistorikern, Mediävisten, Literatur- und Sozialwissenschaftlern in einem Sammelband veröffentlicht werden. Zwar entfaltet sich in solchen Veröffentlichungen ein beeindruckendes Spektrum vielfältiger Forschungsschwerpunkte, aber selten glänzen diese auch durch gegenseitige Bezüge. Dies erscheint umso erstaunlicher, als sich kulturwissenschaftliche Beiträge immer noch einem vergleichsweise einheitlichen Kanon verpflichtet fühlen: Maurice Halbwachs, Jan und Aleida Assmann und Pierre Nora, vielleicht noch Marcel Proust oder Aby Warburg sind hier die üblichen Stichwortgeber, die stets aufs Neue zusammengefasst werden. Dabei machen nicht nur die neurowissenschaftlichen, sondern auch psychoanalytische und biografiethoretische Ansätze deutlich, wie sehr vor allem die Geschichtswissenschaft von einem Blick von und nach Außen profitieren könnte.

Selbstverständlich ist die Kritik mangelnder Interdisziplinarität ebenso gängig wie wohlfeil, erfordert diese ja auch ungeheure Disziplin, wie selbst das gelungene *joint venture* von Harald Welzer und Hans J. Markowitsch zeigt: Im »autobiographischen Gedächtnis« machen beide Autoren kein Hehl aus den gewaltigen Kooperationsproblemen zwischen Kultur- und Naturwissenschaften, die sich nicht erst in methodischen, sondern bereits bei ganz praktischen Fragen wie der Veröffentlichungspraxis ergeben.¹¹⁸ In diesem Zusammenhang könnte man Karl Valentins bekannte Umschreibung von Kunst variieren: Interdisziplinarität ist schön, macht aber viel Arbeit. Umso wichtiger erscheint deshalb eine interdisziplinäre Verständigung über zentrale Begriffe und Diskussion der

116 Vgl. Klaus Kreimeier, Kriegsfotografie, in: *Wende*, S. 285–305; Rainer Leschke, Von den Schwierigkeiten vom Krieg zu erzählen – zur medialen Choreographie eines gesellschaftlichen Ereignisses, in: *Wende*, S. 306–327; Joachim Paech, Der Krieg als Form im Medium der Fotografie und des Films, in: *Wende*, S. 328–345, hier: S. 328.

117 Knud Hickethier, Der Krieg, der Film und das mediale Gedächtnis, in: *Wende*, S. 347–365, hier: S. 349, 358, 363.

118 Vgl. Welzer, Autobiographisches Gedächtnis, S. 7–15, insb. S. 13.

disziplinären Perspektiven und Leerstellen, mit denen sich Überschneidungen, aber auch Grenzen definieren lassen. Dann könnte, wie Dorothee Wierling ihre Erfahrungen aus einem Projekt von Historikern und Psychoanalytikern zur Tradierung von Luftkriegserfahrungen kommentiert hat, aus der interdisziplinären »Neugier auf das Material und aufeinander« das »Projekt Interdisziplinarität«¹¹⁹ auch zu neuen Erkenntnissen für die Gedächtnisforschung führen.

VI. GEDÄCHTNISGESCHICHTE? PERSPEKTIVEN FÜR DIE GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Bislang bleibt die interdisziplinäre Bilanz aus geschichtswissenschaftlicher Sicht allerdings eher ernüchternd. Die Aufregung, von der etwa die Rezeption neurowissenschaftlicher Studien unter Historikern begleitet wird, steht in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Bedeutung für die historische Forschung oder Theoriebildung.¹²⁰ Sozialwissenschaftlern, Sozial- oder Neuropsychologen wie Niels Birbaumer und Harald Welzer fällt die Arbeit mit neurobiologischen Forschungen demgegenüber sehr viel leichter. Insofern scheint abschließend die Frage angebracht, woher diese eigentümliche Zurückhaltung ausgerechnet der Historiker rührt, wenn Erinnerung und Gedächtnis doch zu Zentralbegriffen der Geschichtswissenschaft avanciert sind.

Eine ebenso einfache wie grundlegende Ursache dürfte bei disziplinspezifischen Auffassungen vom Untersuchungsgegenstand liegen. Neurowissenschaftliche Forschungen basieren auf Experimenten und Beobachtungen, auf der Auswertung von Mess- und bildgebenden Verfahren, vor allem aber operieren sie in einem Modus, der Historikern naturgemäß fremd ist, zielen sie doch auf die Beschreibung gegenwärtiger Prozesse.¹²¹ Diese Gegenüberstellung ist weniger banal, als sie auf den ersten Blick erscheint, markiert sie doch nicht nur unterschiedliche Vorgehen, sondern verschiedene Forschungsinteressen: Erinnerungen materialisieren sich dem Historiker als Text, als Interview, als Bild oder Symbol, weil sie so dem geschichtswissenschaftlichen Quellen- und Selbstverständnis entsprechen, oder kurz: Die Geschichtswissenschaft hat kein Interesse am Gehirn an sich, sondern an dessen (Er-)Zeugnissen, an sprachlich fixierten Erinnerungen, also an Erzählungen als »Hypothesen über die Vergangenheit«¹²², bzw. an individuellen oder kollektiven Erfahrungen, die sich in privaten und gesellschaftlichen Handlungen niederschlagen.

Dank dieses Forschungsinteresses endet im Übrigen auch Johannes Frieds Weg zu einer gedächtniskritischen Geschichtswissenschaft über die »neurobiologischen Grundlagen«¹²³ letztlich wieder bei einer – zweifellos ambitionierten – Quellenkritik, wie Alexander Kraus und Birte Kohtz festgestellt haben.¹²⁴ Gleichwohl lassen sich deren Konsequenzen aus

119 Dorothee Wierling, Projekt Interdisziplinarität: Beiträge der Geschichtswissenschaft zur Untersuchung transgenerationaler Weitergabe von Kriegserfahrungen, in: Radebold, Transgenerationale Weitergabe, S. 240–246, hier: S. 246.

120 Vgl. die kritische Auseinandersetzung bei Markus Völkel, Wohin führt der »neuronal turn« die Geschichtswissenschaft?, in: Christian Geyer (Hrsg.), Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente, Frankfurt/Main 2004, S. 140–142.

121 Vgl. zum Folgenden Otto Gerhard Oexle, Begriff und Experiment. Überlegungen zum Verhältnis von Natur und Geschichtswissenschaft, in: Vittoria Borso/Christoph Kann (Hrsg.), Geschichtsdarstellung. Medien – Methoden – Strategien, Köln etc. 2004, S. 19–56.

122 Andreas Kablitz, Geschichte – Tradition – Erinnerung? Wider die Subjektivierung der Geschichte, in: GG 32, 2006, S. 220–237, hier: S. 237.

123 Fried, Schleier der Erinnerung, S. 53.

124 Ein treffendes Beispiel ist hierfür Frieds Auseinandersetzung mit Speers »Erinnerungen« als Beispiel einer »kognitionswissenschaftlich kontrollierten Gedächtniskritik« und im Dienste einer »Psychohistorie«, nach der man »die individuelle Disposition des Zeugen« sowie die

der Hirnforschung wie die von Kraus und Kohtz angeregte Nutzung autobiografischer Zeugnisse als »Sonde« historischer Umstände und als Quelle »subjektiver Realität«¹²⁵ ebenfalls kaum als Neuausrichtung der Geschichtswissenschaft verstehen. Offenbar bleiben Erinnerungen, geschichtswissenschaftlich gesehen, trotz aller *iconic, spatial* oder *neural turns* nach wie vor Quellen und damit kommunikativ bzw. schriftlich fixierte Erzählungen: Historiker erforschen keine Gedächtnisse, auch keine historischen, sondern »Substrate menschlicher Erfahrungen«¹²⁶ bzw. »Substrate vergangener Kommunikation«¹²⁷, wie Volker Depkat zur Diskussion um das Verhältnis von Geschichts- und Neurowissenschaften resümiert hat.

Diese narratologische Sicht auf Erinnerungen ist im Übrigen nicht unbedingt von Nachteil. Letztlich müssen auch Neurowissenschaftler ihre Ergebnisse versprachlichen, sind Gehirnaktivitäten an sich wenig aussagekräftig und selbst die Zuordnung von Hirnregionen mit Gedächtnisfunktionen nach wie vor umstritten.¹²⁸ Insofern sind aktuelle Meldungen wie die Titelstory des *Spiegels*, dass »der Memory-Code« von Neurobiologen und Informatikern vor kurzem geknackt worden sei¹²⁹, bei genauerem Hinsehen weniger aufregend als erwartet. Denn sobald man unter Erinnerungen mehr als neuronale Reize, Reaktionen und Konditionierungen versteht, man also komplexere Zusammenhänge, gar Emotionen oder autoethisches Bewusstsein erforschen möchte, müssen Eindrücke und Wahrnehmungen des Gehirns kommuniziert werden, wird also jeder Forscher wieder auf die Sprache zurückgeworfen. Genau hier, in dem untrennbaren Zusammenhang von Sprache und Erinnerung¹³⁰, könnte insofern ein weiteres jener »Konvergenzfelder« zwischen Geistes- und Neurowissenschaften liegen, von denen Markowitsch und Welzer gesprochen haben.

Vor interdisziplinären Großunternehmungen wie dem einer »neurokulturellen Geschichtswissenschaft« sollte indes die innerdisziplinäre Verständigung intensiviert werden, denn zum einen sind Nutzen und Reichweite geschichtswissenschaftlicher Gedächtnisforschung unter Historikern nicht unumstritten. Und zum anderen muss Interdisziplinarität ja keineswegs bedeuten, dass alle alles machen können, geschweige denn sollen. Bevor also Historiker neuronale Netzwerke mit bildgebenden Verfahren beobachten oder ihre Zeitzeugen auf die Couch legen, sollen aus den hier skizzierten Forschungsergebnis-

»Rückkopplungseffekte zu seinem gesellschaftlichen Umfeld« bei der Untersuchung von Erinnerungszeugnissen berücksichtigen müsse. *Johannes Fried*, Erinnerung im Kreuzverhör. Kollektives Gedächtnis, Albert Speer und die Erkenntnis erinnerter Vergangenheit, in: *Dieter Hein/Klaus Hildebrand/Andreas Schulz* (Hrsg.), *Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse*, München 2006, S. 327–357, hier: S. 356–357.

125 Kraus, S. 855–856. Vgl. dazu auch Volker Depkat, Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: GG 29, 2003, S. 441–476.

126 So die geschichtsphilosophische Definition des Gedächtnisses bei Gabriel Motzkin, Zeit, Gedächtnis und Theorie, in: Oesterle, S. 53–68, hier: S. 67.

127 Volker Depkat, Rezension zu: Fried, Johannes: Der Schleier der Erinnerung, in: H-Soz-u-Kult, 11.02.2005, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2005-1-113>> [1.11.2006], S. 3.

128 Vgl. den Forschungsüberblick bei Luiz Pessoa, On the Relationship between Emotion and Cognition, in: *Nature Reviews Neuroscience* 9, 2008, S. 148–158. Pessoa plädiert auf Grundlage neuerer Studien dafür, dass künftige Forschungen von einem Zusammenspiel, von einer »orchestration of many brain areas« (S. 156) ausgehen müsse, da die vorherrschende Differenzierung von Hirnregionen nach kognitiver oder affektiver bzw. emotionaler Funktion fraglich sei.

129 So der Titel »Der Memory-Code. Forscher entziffern die Sprache des Gehirns«, in: *Der Spiegel*, 31.03.2008, S. 132–146.

130 Vgl. dazu den Überblick über die Forschungsdiskussion bei Tschugnall, Sprachspiele, S. 23–56.

sen drei Perspektiven entworfen werden, in denen die Geschichtswissenschaft zu einer Theoriebildung der Erinnerung sowie zur empirischen Fundierung der Gedächtnisforschung beitragen könnte.

Ogleich sämtliche Forschungen unisono eine Einbettung von Erinnerungsprozessen in ihren Kontext fordern, bleibt die Analyse dieser *cadres sociaux* bislang blass. Zumindest reicht der sporadische Bezug auf Filme oder der allgemeine Hinweis auf die Bedeutung von Sprache für Erinnerungsprozesse kaum aus. Überlegungen zum Umfeld des autobiografischen Gedächtnisses bei Welzer und Markowitsch oder vergangenheitspolitische Einbettungen des Familiengedächtnisses von Reiter eröffnen diesbezüglich neue Wege, an denen sich die erste Perspektive abzeichnet: Erinnerungen müssen stärker soziokulturell kontextualisiert werden. Sozialgeschichtliche Untersuchungen zu Erinnerungsmilieus, zu Erinnerungsgruppen und -akteuren wie Verbänden oder Parteien, zu Erinnerungsträgern wie Schule und Universität könnten dem autobiografischen und Familiengedächtnis neue Räume erschließen. Wenn das autobiografische Gedächtnis ein »biokulturelles Relais zwischen Individuum und Umwelt«¹³¹ ist, sollten die Schnittstellen zwischen Gedächtnis, Gesellschaft und Kultur präzise verortet werden: Wo dockt dieses »Relais« tatsächlich an, welche gesellschaftlichen und kulturellen Bezüge bieten sich dem Gedächtnis zum Zeitpunkt des Erinnerns?¹³²

Für solche Fragen kann an die Erinnerungskulturen-Forschung und hier wiederum an oben genannte Beiträge zur Differenzierung von Erinnerungssubkulturen und verschiedenen Ebenen kollektiver Gedächtnisse angeschlossen werden. Darüber hinaus müssten von geschichtswissenschaftlicher Seite auch medien- und migrationsgeschichtliche Studien hinzugezogen werden. Dass bisherige Studien kaum *das* Familiengedächtnis, weder in Deutschland noch in anderen europäischen Ländern, repräsentieren, haben bereits Claudia Lenz und Harald Welzer reflektiert, als sie angesichts ihrer europaweit vergleichenden Studie von der sukzessiven Ausbildung »transnationaler Erinnerungsräume«¹³³ gesprochen haben. Denn welche Tradierungsprozesse spielen sich in Familien mit Migrationshintergrund ab, in denen der nationale und kulturelle Referenzrahmen brüchig ist?¹³⁴ Und welche Bedeutung hat das Familiengedächtnis überhaupt in Zeiten zunehmender Globalisierung und Individualisierung? Ist die »Generation als Erinnerungsgemeinschaft«¹³⁵ für das autobiografische Gedächtnis nicht ebenso bedeutsam wie der familiäre Rahmen, so dass die Geschichtswissenschaft eine generationelle Einbettung von Erinnerungsprozessen untersuchen müsste?

Mit der soziokulturellen Kontextualisierung der Gedächtnisse geht eine zweite Perspektive einher, die ein Kerngeschäft der Geschichtswissenschaft betrifft: die Historizität von Erinnerungsprozessen. Bislang wird die Genese von Erinnerungen paradoxerweise meist von Nicht-Historikern betrieben, gehen psychoanalytische Konzepte zur Resilienz, zu Trauma oder zur Nachträglichkeit ja von einer »Geschichte« an Erfahrungen und Erinnerungen aus, die lebensgeschichtlich zurückverfolgt werden kann. Dieses Vorgehen hat viel für sich, wenn man die Ergebnisse neurowissenschaftlicher Studien ernst nimmt. Deren »erfahrungsabhängige« Beschreibung des Gedächtnisses sieht in Erinnerungsprozessen ja eine kontinuierliche Überschreibung durch neue Eindrücke, die an bestehende

131 Markowitsch, Das autobiographische Gedächtnis, S. 259.

132 Alexander Kraus und Birte Kohtz gehen sogar noch einen Schritt weiter und ziehen aus der engen Beziehung zwischen Umwelt und Erinnerung den Schluss, dass autobiografische Selbstzeugnisse als »Abdruck oder Spiegelbild« der jeweiligen Umgebung untersucht werden könnten; Kraus, S. 856.

133 Welzer, Opa in Europa, S. 12.

134 Vgl. Viola B. Georgi, Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg 2003.

135 Ulrike Jureit, Generationenforschung, Göttingen 2006, S. 114.

Erfahrungen anschlussfähig sein müssen. Im Status quo des Gedächtnisses sind folglich immer auch Spuren älterer Erfahrungen integriert, in die sich neue Eindrücke eingepasst haben – Erinnerung ist also nie voraussetzungslos.

Insofern ließe sich das Erzählen einer Lebensgeschichte ebenso wie das Schreiben einer Biografie nicht allein mit gegenwärtigen Motiven und Wahrnehmungen erklären und das autobiografische oder Familiengedächtnis nicht nur mit der zeitgemäßen Passung an Milieus, Gruppen, Generationen oder Gesellschaften, oder kurz: Selbst die noch so zeitgemäße Erinnerung ist immer erfahrungsabhängig. Mit dem Plädoyer für eine Historisierung von Erinnerungen ist also deren zeitgeschichtliche Einbettung gemeint, die Einbeziehung gesellschaftsgeschichtlicher Einflüsse in die *Genese* von Gedächtnissen. Für die Erforschung des Familiengedächtnisses ließen sich in diesem Sinne beispielsweise unterschiedliche »Momentaufnahmen« familiärer Erzählungen vergleichen. Mit der zeitgeschichtlichen Einordnung unterschiedlicher Untersuchungszeitpunkte wären wohl tatsächlich interessante Wandlungen der Erinnerung zu bemerken, wie Norbert Frei spekuliert hat: »So spricht alles dafür, dass jene inzwischen uralten Opas und Omas, die gegen Ende der Neunzigerjahre ehrfürchtigen Enkelkindern mit großer Erklärungsfreude über ihr Leben im Nationalsozialismus berichtet haben und weiter berichten, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren gegenüber ihren eigenen Kindern wesentlich weniger auskunftswillig gewesen sind.«¹³⁶ Mit gewisser Vorsicht könnte man die Frage nach der Historizität sogar auf die Sprache übertragen. Denn wenn Erinnerung und Sprache untrennbar miteinander verbunden sind, kann eine »Geschichte des Sagbaren«¹³⁷ Aufschluss über zeitgenössische symbolische Begriffe und Bezüge des *memory talk* bieten, mit dem zeitgemäße Lebensgeschichten entworfen werden. Auch das Reden über die Vergangenheit hat eben auch eine Geschichte. Das Gedächtnis ist demnach *Erinnerung*, zeitgemäße Anpassung an soziale und situative Bedürfnisse, und *Erfahrung* zugleich, also grundiert von vergangenen Eindrücken und Erlebnissen, die Historiker als sozialgeschichtlichen Rahmen berücksichtigen können. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive müsste man bei der Analyse von Erinnerungen folglich nicht nur nach der stets zeitgemäßen und situationsbedingten Modularisierung des Gedächtnisses, sondern ebenso »nach den Grenzen seiner Modulationskraft«¹³⁸ fragen.

In diesen beiden Perspektiven wären autobiografische, familiäre und kollektive Gedächtnisse in einer synchronen und einer diachronen Dimension zu erforschen. Und sowohl für die »zeitgemäße« Einbettung des Erinnerungsprozesses, die Erforschung des sozialen Umfelds zum Zeitpunkt des Erinnerns als auch für eine zeitgeschichtliche Genese von Gedächtnissen kann die Geschichtswissenschaft auf zahlreiche Forschungen zurückgreifen – ohne dass sich eine »gedächtniskritische Geschichtswissenschaft« neu erfinden müsste. Und nicht zuletzt ließe sich mit dem Zwillingsspaar Erinnerung und Erfahrung auch die Debatte um Sinn und Unsinn geschichtswissenschaftlicher Erinnerungsforschung versachlichen, womit die dritte und letzte Perspektive angesprochen wäre: die Binnenperspektive der Geschichtswissenschaft.

Bislang scheint sich die erregte Debatte über das Verhältnis von Geschichts- und Neurowissenschaften in erster Linie aus einer Quelle zu speisen: aus einem der Geschichtswissenschaft unterstellten Quellenpositivismus. Die Frage »wie hältst Du es mit der Erinnerung?« weist damit unmittelbar auf das Selbstverständnis des Historikers, was kaum zur Entspannung der Diskussion beiträgt. Als Wolf Singer in seinem vielzitierten Einfüh-

136 Norbert Frei, Parallele Universen? Warum wir nach den Schnittpunkten zwischen Historiographie und Familienerinnerung fragen sollten, in: WerkstattGeschichte 30, 2001, S. 69–72, beide Zitate S. 70.

137 Achim Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse, Tübingen 2001.

138 Depkat, Rezension, S. 2.

rungsvortrag zum 43. Historikertag in Aachen davon ausging, dass Historiker auf eine »objektive Rekonstruktion zurückliegender Vorgänge«¹³⁹ abzielten, erschien die Folgerung aus neuen Hirnforschungen nur konsequent: Die Geschichtswissenschaft müsse auf neurowissenschaftliche Füße gestellt und eine »neurobiologisch fundierte Quellenkritik«¹⁴⁰ betrieben werden, wie die *Zeit* die Debatte zusammengefasst hat. Nun wird man Neurowissenschaftlern wie Singer ein solches Verständnis von der Geschichtswissenschaft schwerlich zum Vorwurf machen wollen. Für Historiker hingegen könnte eine Binnenperspektive auf geschichtstheoretische Studien zur Konstruktivität von Geschichte oder zum Wechselverhältnis von Geschichtswissenschaft und Gegenwart den Blick für bereits bestehende Berührungspunkte zwischen neuro- und geschichtswissenschaftlichen Theorien schärfen.¹⁴¹ Oder hat man diese angesichts neuer Erinnerungs-Konzepte einfach vergessen?

139 Wolf Singer, Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft: Eröffnungsvortrag des 43. Deutschen Historikertags am 26.09. 2000 in Aachen, S. 2. Das Manuskript des Vortrags findet sich auf der Homepage des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung, Frankfurt/Main: <<http://www.mpih-frankfurt.mpg.de/global/Np/Pubs/Historikertag.pdf>> [02. Januar 2008].

140 Das betrogene Ich, in: *Die Zeit Wissen*, Nr. 5, 1.11.2005.

141 Vgl. hierzu die kritische Auseinandersetzung mit Johannes Fried und geschichtstheoretischen Überlegungen zum Umgang mit Erinnerungen bei Niels Bierbaumer/Dieter Langewiesche, Neuropsychologie und Historie – Versuch einer empirischen Annäherung. Posttraumatische Belastungsstörungen (PTSD) und Soziopathie in Österreich nach 1945, in: *GG* 32, 2006, S. 153–175, insb. S. 155–159.

Jan Philipp Altenburg

Perspektiven der Stadtforschung

Neue Studien zur Stadt um 1900

Die stadthistorische Forschung ist mit der zunehmenden Verschränkung von Disziplinen und Methoden und der Ausweitung ihrer Perspektiven in den letzten Jahren immer unübersichtlicher geworden. Diese Unübersichtlichkeit spricht allerdings nicht gegen, sondern gerade für stadtorientierte Forschungsarbeiten, da sie ihre vielfältigen Möglichkeiten und Potenziale bestätigt. Wenn man die Tendenzen der Forschung zusammenfasst, scheinen mir nunmehr vier Aspekte besonders ausgeprägt zu sein. Grundlegend ist eine zeitliche Verlagerung festzustellen: von der Phase der (europäischen) Hochurbanisierung zwischen 1850 bis 1914 auf die in weltgeschichtlicher Perspektive eigentliche Phase der Urbanisierung im 20. Jahrhundert.¹ Diese zeitliche Verlagerung wird begleitet von einer territorialen Ausweitung, die nicht länger die westeuropäische und nordamerikanische Stadtgeschichte als vorrangig betrachtet, sondern sich der (vergleichenden) Analyse von und mit Städten außerhalb der westlichen Welt widmet.² Des Weiteren haben die klassischen sozial-, wirtschafts-, politik- und planungshistorischen Ansätze eine umfassende Erweiterung um qualitative Fragestellungen zur »inneren Urbanisierung« (Gottfried Korff) erfahren, indem vor allem Theorien und Methoden aus dem Bereich der *cultural turns* in städtische Analysen integriert wurden.³ Und schließlich, sowohl unter Einfluss der fachwissenschaftlichen Perspektivenerweiterungen wie auch der aktuellen Stadtentwicklung, lässt sich eine zunehmende Entgrenzung des Untersuchungsfeldes »Stadt« konstatieren. Der Blick auf die Stadt konzentriert sich nicht länger auf die gebaute Kernstadt, sondern bezieht Prozesse der Suburbanisierung, Medialisierung und Virtualisierung ein und analysiert das Beziehungsgeflecht von Stadt und Umland sowie die imaginierte und erzählte Stadt und deren Bedeutung für das städtische Leben.⁴

Im Folgenden möchte ich eine Reihe neuerer Publikationen zur Geschichte der Stadt um 1900 insbesondere daraufhin befragen, mit welcher Perspektive sie sich der Stadt nähern. Die Auswahl der Publikationen erhebt bei der extremen Breite der stadthistorischen Zugriffe nicht den Anspruch, repräsentativ zu sein, gleichwohl deuten sich in einer solchen Stichprobe Entwicklungslinien der Forschung an. Grundlegend scheint die Stadtforschung darin auseinander zu gehen, mit welcher Weite der Blick auf die Stadt gerichtet wird, ob

1 Vgl. dazu einführend Friedrich Lenger, Einleitung, in: ders./Klaus Tenfelde (Hrsg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung, Entwicklung, Erosion, Köln/Weimar etc. 2006, S. 1–21. Vgl. auch Dirk Bronger, Metropolen, Megastädte, Global cities. Die Metropolisierung der Erde, Darmstadt 2004.

2 Vgl. beispielsweise Wolfgang Schwentker (Hrsg.), Megastädte im 20. Jahrhundert, Göttingen 2006; Manfred Hildermeier, Die russische Stadt – Subtyp europäischer Entwicklung?, in: Lenger/Tenfelde, S. 45–60; Rainer Lindner, Unternehmer und Stadt in der Ukraine, 1860–1914. Industrialisierung und soziale Kommunikation im südlichen Zarenreich, Konstanz 2006.

3 Vgl. dazu das Kapitel »Urbane Topographien der Kommunikation« in Alexander C. T. Geppert/Uffa Jensen/Jörn Weinhold (Hrsg.), Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2005. Zu den *cultural turns* vgl. insbesondere für die Geschichtswissenschaft Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt/Main 2004. Fachübergreifend ist Doris Bachmann-Medick, Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek 2006.

4 Neben einer Reihe an hier besprochenen Büchern vgl. vor allem Edward W. Soja, Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real-and-imagined places, Malden 2005.

Städte auf ihre strukturelle Typologie oder ob Teile beziehungsweise Aspekte der Stadt auf ihr inneres Funktionieren hin befragt werden (I). Gerade um 1900 ist dieses »Funktionieren der Stadt« weitreichenden Veränderungen unterworfen gewesen. Forschungsarbeiten zur Stadt um 1900 konzentrieren sich infolgedessen einerseits auf Aspekte, die sich unter dem Begriff der Modernisierung subsumieren lassen, andererseits setzen sie sich mit den Entwicklungen der Suburbanisierung und Medialisierung auseinander, die in dieser Zeit ihre Stadtraum verändernden Wirkungen entfalten (II). Der sich wandelnde Stadtraum wird in der Forschung meist in öffentlichen und privaten Raum unterteilt. Dessen Formen und Veränderungen werden hierbei nicht nur aus sozial- und kulturhistorischer, sondern vor allem aus planungs- und architekturgeschichtlicher Perspektive intensiv diskutiert (III). In Anknüpfung an aktuelle sozial- und kulturwissenschaftliche Theorien wird zudem besonders die Rolle der handelnden Akteure, die sich den Stadtraum aneignen, hervorgehoben.⁵ In dieser Frage finden vor allem die Aspekte Raum, Narrativ und Netzwerk Eingang in die Analysen städtischer Formen des Zusammenlebens (IV).

I. (TEIL-)ANALYSE DER STADT

Eröffnen möchte ich die Reihe der Besprechungen mit der achten Ausgabe des Historischen Forums des Internetportals Clio-Online. Unter dem Oberthema »Das Ende der Urbanisierung? Wandelnde Perspektiven auf die Stadt, ihre Geschichte und Erforschung« vereinen sich zehn Beiträge, die neue Ansätze zur Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts vorstellen. Die Themen, die von einer »interdisziplinären Suburbanisierungsforschung« (Meik Woyke) über theoretische Überlegungen zu einer »Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume« (Moritz Föllmer/Habbo Knoch) bis zur »Virtualität postmoderner Städte« (Stefan Haas) reichen, werden vergleichsweise knapp abgehandelt. Dies ist dem Format allerdings nicht als Nachteil anzurechnen, da der Leser auf diese Weise einen konzisen Einblick in verschiedene Bereiche der Stadtforschung zum 20. Jahrhundert erhält. Dem Thema des Forums verpflichtet, greifen die Beiträge die zurzeit gängigen Krisendiagnosen der (europäischen) Stadt im 20. Jahrhundert auf und argumentieren relativ geschlossen gegen diese Diagnosen. Friedrich Lenger warnt vor einer vereinfachenden Pauschalisierung, wenn der europäischen Stadt mit den Schlagworten *Amerikanisierung* und *Globalisierung* düstere Entwicklungen prognostiziert werden, die »weitestgehend einer historischen Tiefendimension oder [...] empirisch gehaltvollen Bestandsaufnahmen« (S. 9) entbehren.⁶ *Suburban sprawl, gated communities* oder soziale Polarisierung der städtischen Bevölkerung, wie sie sich in einigen amerikanischen Städten abzeichnen, ließen sich nicht ohne Weiteres auf die unterschiedlichen Entwicklungen in Europa übertragen. Der vereinfachenden »Gegenüberstellung (vermeintlicher) europäischer und nord-amerikanischer Charakteristika der Stadtentwicklung« müsse daher »eine differenzierte historische Analyse des demographischen und ökonomischen, des stadträumlichen und sozialen, baulichen und kulturellen Wandels« (S. 17) entgegengestellt werden. An erster Stelle stehe hierbei eine differenzierte Analyse europäischer Städte, da der propagierte Idealtypus der europäischen Stadt süd- und osteuropäische Entwicklungen und Strukturen geffissentlich ausblendet.

5 Zur Problematisierung des Begriffes der Aneignung: *Marian Füssel*, Die Kunst der Schwachen. Zum Begriff der Aneignung in der Geschichtswissenschaft, in: *Sozial.Geschichte* 21, 2006, S. 7–28.

6 *Friedrich Lenger*, Die Zukunft der europäischen Stadt, in: *Karsten Borgmann/Matthias Bruhn/Sven Kuhrau* u. a. (Hrsg.), *Das Ende der Urbanisierung? Wandelnde Perspektiven auf die Stadt, ihre Geschichte und Erforschung* (Historisches Forum, Bd. 8), Berlin 2006, 162 S., e-book, kostenlos, S. 7–18.

Während Lengers Perspektive sich auf die Stadt als solche richtet und mit einem weiten Spektrum Strukturen von Stadttypen in den Blick nehmen möchte⁷, konzentriert Meik Woyke sich auf die Analyse eines bestimmten Aspektes der Stadt, den suburbanen Raum⁸, der häufig in Feuilletondebatten kritisiert worden ist. Er sei, so fasst Woyke diese Kritik zusammen, eine Grauzone der Stadtentwicklung, ein konturloser und Landschaft vernichtender Siedlungsbrei. In den letzten Jahren hat die Entgrenzung des Städtischen vonseiten der historischen Forschung verstärkt Aufmerksamkeit erfahren. Wurde die Suburbanisierung in der stadthistorischen Forschung unlängst als »Transformation des städtischen Raumgefüges«⁹ anerkannt, konstatiert Woyke hingegen, dass die »subjektiven Dimensionen der Suburbanisierung« (S. 26) hierbei unterbelichtet geblieben seien. Die Forschung konzentrierte sich meist auf »städtebauliche, architektonische und planungsgeschichtliche Aspekte« (S. 20). Der subjektiven Dimension der Suburbanisierung nähert sich Woyke über eine »Erfahrungsanalyse«, »differenziert nach den verschiedenen Bevölkerungsgruppen im suburbanen Raum«, von Berufspendlern und ihren Ehefrauen über Kinder und Jugendliche bis hin zu Senioren (S. 26). Das Quellenkorpus, das von Lokal- und Regionalzeitungen, über Ortschroniken, Erinnerungsberichten, Schülerzeitungen und Imagebroschüren bis zu Zeitzeugeninterviews reicht, ist vielversprechend, wobei eine vergleichende Ausweitung über das nördliche Umland Hamburgs hinaus wünschenswert wäre, um Besonderheiten lokaler Entwicklungen besser konturieren zu können. Deutlich wird in jedem Fall die von Lenger abweichende Betrachtungsperspektive, der es nicht um Strukturen verschiedener Stadttypen geht, sondern vielmehr um die Analyse eines spezifischen Aspektes von Stadt, der für die Untersuchung der »ganzen« Stadt Hamburg und für Vergleiche fruchtbar gemacht werden kann.

Die Hinwendung von der Analyse der Stadt zur Teilanalyse der Stadt (nicht Stadtteilanalyse!), wie sie sich an den Beiträgen Lengers und Woykes exemplarisch zuspitzen lassen, ist durch einen Wandel auf methodisch-theoretischer Ebene bedingt, der sich vor allem durch die Hinwendung zur Untersuchung handelnder Akteure auszeichnet. Auch Anne Brandl knüpft in ihrem Beitrag an diesen Wandel an, indem sie die Krisendiagnosen der Stadtentwicklung (aus stadtplanerischer Perspektive) auf einen veralteten Stadtbegriff zurückführt.¹⁰ Sie schlägt vor, diesen Stadtbegriff auszuweiten und sich von überkommenen Idealen einer wachsenden Stadt als fortschrittlicher Stadt abzuwenden. Es gelte, »sich von den tradierten Denkmustern zu verabschieden und nach einer Neukonstitution des Städtischen zu suchen« (S. 39). Baulich-räumliche und quantitative Aspekte sollten durch soziokulturelle, qualitative und handlungsorientierte Aspekte ersetzt werden. »Nach diesem Verständnis entsteht Stadt durch Interaktion zwischen verschiedenen Akteuren im städtischen Raum oder durch das Wechselspiel von Bewohnern und gebauter Umwelt« (S. 45). Der Vorschlag Brandls zielt darauf ab, akteursorientierte Handlungspraktiken einem neuen Stadtbegriff zuzuführen. Der Verzicht auf das Verständnis von Stadt als gebautes Objekt, das sich durch Zentralität, Größe, Dichte und Mischung aus-

7 So auch Lenger, Einleitung.

8 Meik Woyke, Einfamilienhausidyllen, Shopping-Center, Golfplätze. Grundzüge der interdisziplinären Suburbanisierungsforschung und erfahrungsgeschichtliche Perspektiven, in: Borgmann/Bruhn/Kuhrau u. a., S. 19–31.

9 Gerd Kuhn, Suburbanisierung in historischer Perspektive, in: Clemens Zimmermann (Hrsg.), Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Bd. 4), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 174 S., geb., 34,00 €, S. 61–81, hier: S. 64.

10 Anne Brandl, Schrumpfung – Niedergang oder Neuschöpfung des Städtischen? Plädoyer für eine Erweiterung des Stadtbegriffs, in: Borgmann/Bruhn/Kuhrau u. a., S. 33–48. Einen knappen Überblick über verschiedene Stadtbegriffe gibt Klaus Tenfelde, Die Welt als Stadt? Zur Entwicklung des Stadt-Land-Gegensatzes im 20. Jahrhundert, in: Lenger/Tenfelde, S. 233–264, hier: S. 238–241.

zeichnet¹¹, passt in das Konzept der »Zwischenstadt« von Thomas Sieverts.¹² Brandl möchte die Stadt von der räumlichen Dichte genauso abkoppeln wie Sieverts in seinem Konzept den Begriff der Urbanität von der Dichte abgekoppelt hat.¹³ Er definiert Urbanität als eine kulturell-gesellschaftliche Lebensform, die sich durch eine tolerante, weltoffene Haltung und nicht eine besondere städtebaulich-räumliche Struktur auszeichnet.¹⁴ Der Vorschlag Brandls ist daher nicht gänzlich neu und wird in akteursorientierten Arbeiten zur Stadt und zum Stadtraum bereits umgesetzt, beispielsweise in Martina Löws raumsoziologischen Forschungen.¹⁵

In eine ähnliche Richtung weist auch der Beitrag von Moritz Föllmer und Habbo Knoch.¹⁶ Föllmer und Knoch knüpfen in ihrem Artikel an aktuelle raumtheoretische Debatten an und erweitern diese in einem Stadtforschungskonzept der *Grenze*. Sie plädieren für eine »Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume«, die mit dem Konzept der Grenze Schnittstellen in den Blick nehmen soll, »an denen sich die Spezifik der modernen Stadt konkretisieren lässt« (S. 87), und zwar auf der Mikro- und Mesoebene. Der Fokus auf die Grenze erlaube eine analytische Verbindung von Perspektiven auf unterschiedliche soziale und kulturelle Milieus einer Stadt. So unterschied sich zum Beispiel die räumliche Privatheit des Bürgertums im 19. Jahrhundert grundlegend von der der Arbeiterklasse, in der durch Schlafgänger und Gemeinschaftstoiletten »Zugehörigkeit und Respektabilität weniger räumlich fixiert« waren und »in Interaktionen auf engem Raum ausgehandelt« (S. 89 f.) werden mussten. In dem fluiden Charakter der Grenzen würde »die Wandelbarkeit urbaner Modernität deutlich« (S. 97). Knoch und Föllmer entscheiden sich damit ähnlich wie Woyke gegen eine Analyse der Stadt als Ganzes und sprechen sich für eine Teilanalyse der Stadt aus, in der die Makroebene »Stadt« eine nachrangige Rolle spielt.

Diese Abkehr von einer weiten Perspektive auf die Stadt sowie von dem Kriterium der Dichte als Merkmal der Stadt¹⁷ wird von Gerd Held in seiner Dissertation »Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne« intensiv diskutiert.¹⁸ Held versucht in seiner Arbeit eine theoretische Fassung der Großstadt und dies nicht durch eine variierte Zusammenführung des aktuellen stadtraumtheoretischen Kanons von Pierre Bourdieu über Henri Lefebvre bis Martina Löw, sondern durch einen neoklassischen Ansatz mit Rückgriffen auf Max Weber, Werner Sombart und vor allem Georg Simmel.

11 Walter Siebel, Einleitung: Die europäische Stadt, in: Walter Siebel (Hrsg.), Die europäische Stadt, Frankfurt/Main 2004, S. 11–50.

12 Thomas Sieverts, Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Braunschweig 1999.

13 Vgl. dazu Gerd Held, Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 409 S., brosch., 49,00 €, hier: S. 350–363.

14 Sieverts, S. 32–37.

15 Martina Löw, Raumsoziologie, Frankfurt/Main 2001. Besonders deutlich wird die akteursorientierte Teil-Analyse der Stadt in Löws jüngeren Studien zur Prostitution, die an die Methoden der *Chicago School of Sociology* erinnern. Vgl. Martina Löw, Prostitution – Power Relations between Space and Gender, in: Helmuth Berking/Sybille Frank/Lars Frers u. a. (Hrsg.), Negotiating Urban Conflicts. Interaction, Space and Control, Bielefeld 2006, S. 139–152. Vgl. hierzu auch die Besprechung von Ralf Thies, Ethnograph des dunklen Berlin. Hans Ostwald und die »Großstadt-Dokumente« (1904–1908), Böhlau Verlag, Köln/Weimar 2006, 344 S., geb., 39,90 €, in diesem Beitrag.

16 Moritz Föllmer/Habbo Knoch, Grenzen und urbane Modernität. Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume, in: Borgmann/Bruhn/Kuhr u. a., S. 85–100.

17 Einen konzisen Überblick zum Begriff der Dichte in der Stadtsoziologie gibt Erika Spiegel, Dichte, in: Hartmut Häußermann (Hrsg.), Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen 2000, S. 39–47.

18 Held.

Gerd Held strebt an, das »größtstädtische Allgemeine« (S. 331) beschreibbar zu machen, das er in der neueren Sozialtheorie verloren glaubt. Im Kontext der »Auflösung von Agglomeration« (S. 350) im 20. Jahrhundert habe eine Neudefinition von Urbanität stattgefunden, die, wie einige Beiträge des Historischen Forums bestätigen, das Merkmal der räumlichen Dichte aus der Definition entfernt. Nach Held wird Dichte im 20. Jahrhundert zunehmend als Notlage verstanden. Dabei sei die Dichte der Großstadt ein zu Unrecht gescholtenes Übel gegenüber dem oftmals positiv konnotierten suburbanen (»grünen«) Raum, obwohl gerade dieser das ökologische System belastet. »Daß in der Gestaltung von Dichtesituationen eine eigene Kunstfertigkeit und moralische Größe des Menschen bestehen könnte« (S. 351), wird nach Held in aktuellen Diskussionen um die Großstadt ausgeschlossen. Dies habe seiner Meinung nach insofern Auswirkungen auf die Forschung, als Raumstrukturen der Dichte in ihrer Bedeutung für städtisches Leben kaum noch Berücksichtigung fänden. In dieser Hinsicht lässt sich Helds Dissertation als Gegenkonzept zu Thomas Sieverts »Zwischenstadt« lesen.

Gerd Held entwickelt seine Thesen aufbauend auf einer nicht immer leicht zu erschließenden dreihundertseitigen Analyse der »räumlichen Differenzierung der Moderne«. Diese erfasst er im Wesentlichen durch den Gegensatz von Territorium und Großstadt. Während Held unter dem Territorium einen ausschließenden Raum versteht, der Tendenzen dazu hat, sein Inneres zu homogenisieren, sieht er unter Großstadt einen einschließenden Raum, der Heterogenität fördert. Großstädte seien sowohl Teil eines Territoriums, gingen aber zugleich durch globale Verflechtungen weit darüber hinaus. Frankfurt am Main sei beispielsweise regionale Hauptstadt und globale Weltstadt zugleich.

Interessant für stadthistorische Untersuchungen ist insbesondere Helds Verweis auf die technischen und institutionellen Rationalitäten des Stadtraums. Held betont die Bedeutung der Dichte einer Großstadt für das Stadtleben. Verdichtung ist bei Held »nicht nur eine bestimmte Wahrnehmung und die subjektive Verarbeitung von Eindrücken, sondern ein Ordnungsprinzip« (S. 250), das in Bereichen wie dem Arbeitsmarkt oder der politischen Exekutive zum Tragen komme. Menschen tauchen nicht einfach in das Gewühl der Großstadt ein, sondern machen dies in einer bestimmten Rolle oder Funktion, »als Arbeitssuchende oder Hoheitsträger« (ebd.). Held verdeutlicht dies mit einem klassischen Beispiel von Adam Smith, nämlich dem Lastenträger in London, der zwar nur einen kurzen Moment in der Wertschöpfungskette einnimmt, aber durch Aufstellung an spezifischen Orten »materiell und wissensmäßig im Markt« (ebd.) ist. Erst die Raumform der Dichte kreiere die Tätigkeit und Funktion dieses Lastenträgers im großstädtischen Flickenteppich des Warenaustausches. »Der [dichte] Raum [...] ist seine Betriebsstätte und sein Marktplatz« (ebd.).

Nun gibt es nicht nur eine Form der Dichte. Als Typologie schlägt Held *Agglomeration*, *Central Place* und *Gateway* vor. Während die Agglomeration die Konzentration von Betrieben und/oder Haushalten bezeichnen soll, zielt der *Central Place* auf temporäre Dichte ab, auf Orte, an denen sich das Publikum nur vorübergehend bildet, wie beispielsweise an Universitäten oder Theatern. Hier unterscheidet sich Konzentration von Zentralisation. Der *Gateway* dagegen verbindet zwei unterschiedliche Gebiete und so seien *Gateway Cities* stark von Transporttätigkeiten, Logistik, Lagerung und Großhandel bestimmt. »Die Gateways sind notwendig, soweit es größere und in der Welt ungleich verteilte Heterogenitäten gibt« (S. 337).

Held geht es in seinen Ausführungen weniger um Inhalte einzelner Stadtgeschichten, sondern vielmehr um »raumstrukturelle Logiken der Form« (S. 339). Dass er hierbei viele Aspekte der neueren Urbanisierungsforschung insbesondere mit Blick auf Medialisierung und Wahrnehmungsmuster nicht erfasst, liegt in der Art seines theoretischen Zugriffs begründet. Doch auch wenn einige Leerstellen festzustellen sind, sind Helds Anregungen zur Berücksichtigung großstädtischer Formen der Dichte durchaus nachvoll-

ziehbar. Das Potenzial dieser Perspektive auf die Stadt, wie Held festhält, scheint noch nicht ausgeschöpft und wurde in der neueren Stadtforschung zugunsten von Teilanalysen der Großstadt vernachlässigt.

II. WANDEL DES STADTRAUMES IN DER MODERNE

Die Beiträge des Sammelbandes von Clemens Zimmermann zu »Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert«¹⁹ knüpfen gleichermaßen an zentrale Debatten um den Stadtraum an und widmen sich einerseits dem Ausgreifen der Stadt auf das Umland im Prozess der Suburbanisierung und andererseits der Bedeutung städtischer Medien für das urbane Leben. Um die Beiträge des Bandes in die aktuellen Theoriedebatten des *spatial turn* einzubetten, greift Zimmermann in seiner Einleitung zentrale Begrifflichkeiten von Pierre Bourdieu und Anthony Giddens auf und legt dem Konzept des Sammelbandes einen »dynamischen Begriff des Raumes« (S. 7) zugrunde. Der städtische Raum sei »durch Handeln und – historisch wachsend medial vermittelte – Kommunikation immer wieder neu konstituiert, modifiziert, erweitert oder verkürzt« (S. 8) worden.²⁰

Im ersten Themenkomplex des Sammelbandes, der Suburbanisierung, wird von den Autoren dieser theoretische Ansatz des dynamischen Raumes nur bedingt aufgegriffen. Die Autoren legen vielmehr Wert auf die strukturellen Entwicklungen des Raumgefüges.²¹ Während Tilman Harlander und Gerd Kuhn überblicksartig die Entwicklung der westdeutschen Suburbanisierung nachzeichnen, widmet sich Christoph Bernhardt den »Varianten im Umgang mit explosivem Stadtwachstum« (S. 59) am Beispiel von Berlin und Paris. Tilman Harlander blickt vor allem auf städtebauliche Leitbilder, während Gerd Kuhn in einem weiteren Spektrum soziale, kulturelle und planerische Faktoren des Suburbanisierungsprozesses berücksichtigt. Fragen in Bezug auf die Konstitution von (suburbanem) Raum durch Handlungspraktiken werden in erster Linie nur angeregt, nicht analytisch erfasst, so beispielsweise von Kuhn, der auf die kulturellen Dimensionen der Suburbanisierung, wie die Entstehung neuer städtischer Kommunikationsformen und Lebensstile oder die Ausdifferenzierung neuer »Öffentlichkeitskulturen« (S. 64) hinweist. Dennoch zeigen die Autoren in dichter Anknüpfung an die von Tilman Harlander und anderen herausgegebene Geschichte des suburbanen Städtebaus eine deutsche Tradition der Suburbanisierung auf²², die mit einer zunehmenden Idealisierung des »grünen«, offenen Wohnens einherging. Ob dieser Suburbanisierungsprozess nun als typisch europäische Tradition bezeichnet werden kann, wie dies Heinz Reif in seiner Rezension zur besagten Geschichte des suburbanen Städtebaus getan hat²³, ist mit dem warnenden Hin-

19 Zimmermann, Zentralität.

20 Zur Kritik an dieser sehr allgemeinen Fassung des städtischen Raumes vgl. Hagen Schulz-Forberg, Rezension zu: Clemens Zimmermann (Hrsg.), Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, in: H-Soz-u-Kult, 2. November 2007, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-4-096>> [15. Mai 2008].

21 Tilman Harlander, Zentralität und Dezentralität – Großstadtentwicklung und städtebauliche Leitbilder im 20. Jahrhundert, in: Zimmermann, Zentralität, S. 23–40; Christoph Bernhardt, Zwei Wege der Suburbanisierung im frühen 20. Jahrhundert, in: ebd., S. 41–59; Gerd Kuhn, Suburbanisierung in historischer Perspektive, in: ebd., S. 61–81. Der Artikel von Bernhardt wird im Inhaltsverzeichnis des Bandes unter dem Titel »Stadtwachstum zwischen Dispersion und Integration: Die Beispiele Groß-Berlin und Paris 1900–1930« aufgeführt.

22 Tilman Harlander/Harald Bodenschatz/Gerhard Fehl u. a. (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, Stuttgart/München 2001.

23 Heinz Reif, Rezension zu: Tilman Harlander/Harald Bodenschatz/Gerhard Fehl u. a. (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, München 2001, in: H-Soz-u-Kult, 4. Februar 2002, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/GA-2002-006>> [15. Mai 2008].

weis Friedrich Lengers vor vereinfachenden Pauschalisierungen der Stadtentwicklung zu hinterfragen.

Die vier Beiträge des Sammelbandes, die sich mit der Medialisierung der Städte auseinandersetzen, umfassen die Medien Radio, Zeitung und Kino. Der aus medienhistorischer Perspektive äußerst interessante Beitrag Andreas Fickers zur Entwicklung des Radios schafft es leider nicht deutlich zu machen, inwiefern dieses Medium Einfluss auf das urbane Leben ausgeübt hat.²⁴ Seine Deutung des Einsatzes von Stadtnamen als Hilfsmittel bei der Radiosendereinstellung als »symbolische Aneignung der Welt« (S. 99) kommt über diese Feststellung selbst nicht hinaus.

Karl Christian Führer dagegen kann überzeugend die Bedeutung von Medienstandorten für das urbane Leben in Hamburg darlegen und behandelt einsichtig deren Selbstrepräsentationen und -inszenierungen im Stadtraum.²⁵ Er widmet sich in seinen Ausführungen dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in der sich die Verlagshäuser einerseits durch ihre Gebäude präsentierten, andererseits auch das Leben in der Innenstadt durch die Aussendung ihrer Lastkraftwagen, Motorradboten und Straßenverkäufer jeden Tag aufs Neue prägten. Für die Inszenierung einer Zeitung war dies von grundlegender Bedeutung, auch wenn der Absatz über den Straßenverkauf eine eher geringe Rolle spielte. Es ging, so Führer, »um eine größtmögliche Sichtbarkeit der Zeitung. Die Präsenz des Blattes auf den Straßen sollte eindringlich seine Bedeutung für deren Bewohner und die enge Verbindung zwischen Zeitung und Stadt demonstrieren« (S. 109). Der Standort von Verlagshäusern wie auch deren Inszenierung waren hierbei von essentieller Bedeutung. So machte das nationalsozialistische *Hamburger Tageblatt* seinen Zeitungsbetrieb durch Fenster von der Straße aus sichtbar und öffnete sich damit »gegenüber der Stadt und den Passanten.« Der Zeitungsbetrieb sollte im Produktionsprozess wahrgenommen werden und »definierte damit einen wichtigen Ort städtischen Lebens« (S. 114). Dieser Ort wurde insbesondere an Wahlabenden in der Weimarer Republik zu einem zentralen Ort politischer Öffentlichkeit. Der *Hamburger Anzeiger*, um ein weiteres Beispiel zu nennen, präsentierte regelmäßig Wahlergebnisse an der Fassade seines Verlagshauses, und so wurden die Versammlungen der politischen Bürger zu einem Massenspektakel mit volksfestartiger Atmosphäre, an dem »der Ruf nach Würstelbuden« (S. 115) laut wurde.

Die Perspektive Karl Christian Führers vereint überzeugend zentrale raumtheoretische Ansätze mit Überlegungen aus der neuen Politikgeschichte unter Bezugnahme auf gesellschaftliche und medienhistorische Entwicklungen. Führer kann damit die Bedeutung der Medialisierung für verschiedene Bereiche urbaner Lebenskultur aufzeigen und, was nicht immer gelingt²⁶, Medienentwicklung, Politik und öffentliches Leben direkt an die Stadt und den spezifischen Lokalcharakter Hamburgs rückbinden. Führers Beitrag ist einer der wenigen, in dem Raumstrukturen und Handlungspraktiken im Raum analytisch verbunden werden.

Auch Daniel Siemens behandelt in seiner Dissertation die Bedeutung der Medialisierung für das großstädtische Leben, konzentriert sich jedoch stärker auf mediale Inhalte.²⁷

24 Andreas Fickers, Sichtbar hörbar! Rundfunkapparat und Stadt – Knoten im vernetzten Kommunikationsraum, in: Zimmermann, Zentralität, S. 83–103.

25 Karl Christian Führer, Stadtraum und Massenmedien. Medienstandorte als urbane zentrale Orte in Hamburg in der Zwischenkriegszeit, in: ebd., S. 105–134.

26 So beispielsweise in den Ausführungen von Daniel Siemens zu Paris in seiner hier besprochenen Dissertation »Metropole und Verbrechen«. Vgl. Daniel Siemens, Metropole und Verbrechen. Die Gerichtsreportage in Berlin, Paris und Chicago 1919–1933 (Transatlantische Historische Studien, Bd. 32), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 444 S., geb., 54,00 €.

27 Mit einer ähnlichen Perspektive auf Medien und Stadt untersuchte auch Philipp Müller Berichtserstattungen über Kriminalität. Vgl. Philipp Müller, Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs, Frankfurt/Main 2005.

Er untersucht Gerichtsreportagen in Berlin, Paris und Chicago zwischen 1919 und 1933.²⁸ Diese erfasst er als »Interdiskurse«²⁹, die zwischen rechtswissenschaftlichen Fachdiskursen (»Spezialdiskurse«) und »Alltagsdiskursen« (S. 24 f.) vermitteln. »Die Gerichtsreportagen«, so Siemens, »bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Fakten und Fiktion, wollen einerseits objektiv Zeugnis ablegen von den Vorgängen im Gerichtssaal, andererseits aber auch eine spannende [...] Geschichte erzählen« (S. 38). In der Untersuchung von Kriminaljustiz und deren medialer Aufarbeitung in drei verschiedenen städtischen Kontexten dienen die Städte als Lokalisierungspunkte, um die Gerichtsreportagen und ihr Publikum an deren Entstehungs- und Rezeptionsumfeld rückzubinden. Hierbei bedient sich Siemens Ansätzen der Mediengeschichte und politischen Kulturgeschichte, und so finden Überlegungen zu symbolischen und performativen Handlungen Eingang in seine Interpretationen.³⁰ Naheliegender erscheint es, Gerichtsverhandlungen als »konkrete, performative Praktiken (von Herrschaft und Konfliktlösung)« zu verstehen. Nach Siemens wurden durch die Berichterstattung auch Medien zu einem Teil dieser »Aufführung der Justiz« und der »symbolischen Auseinandersetzung um Normen und Werte« (S. 48).

Um die Rolle der Medien genauer zu bestimmen, widmet sich Siemens einerseits den Wechselwirkungen von Fach- und Interdiskursen in den Bereichen Recht und Justiz, Kriminologie, Psychiatrie und Eugenik. Andererseits untersucht er mit der »Inszenierung sensationeller Mordprozesse« und der Rolle von Gewalt und Geschlecht in der Berichterstattung popularisierende und sensationsheischende Aspekte der Medienberichterstattung.

Die Gerichtsreportage etablierte sich in der Zwischenkriegszeit in allen drei Städten als ein fester Bestandteil der Berichterstattung. Als Grund für diese Entwicklung schließt Siemens Transferprozesse zwischen den Städten aus. Vielmehr sieht er sie »als Folge einer parallel verlaufenen historischen Entwicklung, von ähnlichen Erfahrungen, Interessen und Problemen« (S. 113). Dieser Interpretation liegt jedoch ein etwas zu einfaches Verständnis von intermedialen Transferwegen zugrunde. So ist es zwar eher unwahrscheinlich, dass die Medien der Städte sich in direkten Beziehungen gegenseitig beeinflusst haben, doch konnten gerade literaturwissenschaftliche Studien im Bereich von Großstadtberichten ausgeprägte intertextuelle Beziehungen nachweisen, deren komplexe Austauschwege im Detail kaum nachgezeichnet werden können.³¹

Den Aufstieg der Gerichtsreportage sieht Siemens im Prozess der »Mediatisierung des Rechts« verortet, mit der »die Justiz ihre Deutungsmacht über Leben und Tod, Recht und Moral [...] neu und aufwändiger als zuvor begründen musste« (S. 192). Während in der Weimarer Republik das Verhältnis von Justiz und Presse von großen Spannungen geprägt war (»Vertrauenskrise der Justiz«), die Siemens mit dem Aufeinandertreffen einer hohen Erwartungshaltung an die Justiz mit »schweren gesellschaftlichen Krisen« (S. 191) begründet, war das Vertrauen in die Justiz in Chicago bereits seit der Jahrhundertwende stetig gesunken. Die Gründe für diesen Wandel belegt Siemens überzeugend sowohl anhand der gesellschaftlichen Entwicklung in Nordamerika (Problematik der hete-

²⁸ Siemens.

²⁹ Vgl. Jürgen Link, Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse. Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse, am Beispiel des Normalismus, in: Hannelore Bublitz (Hrsg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt/Main 1999, S. 148–161.

³⁰ Zur politischen Kulturgeschichte vgl. Achim Landwehr, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte des Politischen, in: AKG 85, 2003, S. 71–117; Thomas Mergel, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: GG 28, 2002, S. 574–606.

³¹ Vgl. Wolfgang Asholt, Stadt Wahrnehmung und Fiktionalisierung, in: Walter Fähnders/Niels Plath/Hendrik Weber u. a. (Hrsg.), Berlin, Paris, Moskau. Reiseliteratur und die Metropolen, Bielefeld 2005, S. 31–45.

rogenen Gesellschaft) wie auch anhand der speziellen Chicagoer Situation (Zunahme der organisierten Kriminalität). Die lokale Verortung der »Interdiskurse« gelingt demgegenüber am wenigsten in den Ausführungen zur Pariser Presse, in denen die Stadt merklich unspezifisch bleibt. Hier ist eine der wenigen Schwächen der Arbeit von Siemens festzustellen. Der vergleichende Ansatz von drei Städten ist gut umgesetzt, schränkt jedoch deutlich die Möglichkeit der lokalen Kontextualisierungen ein, die sowohl für die Medialisierung urbanen Lebens als auch für die »Mediatisierung des Rechts« von grundlegender Bedeutung sind, wie nicht zuletzt Benjamin Carter Hett in seiner Studie »Death in the Tiergarten« gezeigt hat.³²

Für den Zusammenhang von Medialisierung und Urbanisierung sind insbesondere die »sensationalen Mordprozesse« anzusprechen. Medien erzeugten durch ihre Berichterstattung in solchen Fällen, deren Bedingungen Siemens jeweils exemplarisch erörtert, eine große und anhaltende öffentliche Resonanz. Diese beeinflusste nicht nur unmittelbar die Gerichtsprozesse, sondern auch gesellschafts- und lokalpolitische Diskussionen und Handlungen. So gab der Prozess um die angebliche Ermordung eines Mannes durch den Gymnasiasten Krantz 1928 in Berlin Anlass, das Generationenverhältnis intensiv zu diskutieren (S. 274 ff.), und führte zu »juristischen Neuordnungen wie dem weiteren Ausbau der Jugendgerichtsbarkeit und einer veränderten Personalpolitik in Moabit« (S. 289). Gerade diese großen Medienereignisse, die auch nicht-städtische Fälle durch ihre Berichterstattung erst zu einem städtischen Ereignis machten³³, zeigen deutlich die Verbindung von Handlungspraktiken, Mediendiskursen und gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen auf, die städtisches Leben in der Moderne grundlegend bestimmen. Für den Stadthistoriker ist es bedauerlich, dass Siemens diese städtischen Faktoren nicht ins Zentrum seiner Analyse gestellt hat, was der Arbeit aber kaum negativ angerechnet werden kann.

Dieser sich grundlegend wandelnde Stadtraum weckte bei den Zeitgenossen reges Interesse und wurde einerseits mit Faszination, andererseits mit Schrecken wahrgenommen. Faszination und Schrecken waren hierbei keine Gegensätze, sondern eng miteinander verknüpft. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelten sich vor allem aus den Erfahrungen der Großstädte Paris und London neue Formen der Stadtwahrnehmung und -darstellung, die Autoren und Leser die neuartigen Riesenstädte nach ihren Licht- und Schattenseiten durchstöbern ließ. Es handelt sich um eine Form der Aneignung des Stadtraumes, in der persönliche Erfahrung, mediale Inszenierung und soziokultureller Wandel der Stadt auf das Engste miteinander verwoben sind.³⁴ Anfang des 20. Jahrhunderts war diese Begeisterung für das Leben in der Großstadt nicht abgeklungen, sondern professionalisierte sich auf Autorennseite zunehmend. Mit einer der wichtigsten Figuren der deutschen Professionalisierung von Stadterkundungen beschäftigt sich die Arbeit von Ralf Thies zu

32 Benjamin Carter Hett, *Death in the Tiergarten. Murder and criminal justice in the Kaiser's Berlin*, Cambridge 2004.

33 Dies zeigt deutlich der Prozess gegen die Schwestern Christine und Léa Papin, die 1933 in Le Mans, 150 Kilometer südwestlich von Paris, einen Doppelmord begangen.

34 Klaus Müller-Richter, »Kulturhistorische Beute«. Das Primitive im Feuilleton (1800–1900), in: Kristin Kopp/Klaus Müller-Richter (Hrsg.), *Die »Großstadt« und das »Primitive«*. Text – Politik – Repräsentation, Stuttgart 2004, S. 115–134; Uwe Böker, Von Wordsworths schlummerndem London bis zum Abgrund der Jahrhundertwende. Die Stadt in der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: ders./Cord Meckseper (Hrsg.), *Die Stadt in der Literatur*, Göttingen 1983, S. 28–56; Tilman Fischer, Reiseziel England. Ein Beitrag zur Poetik der Reisebeschreibung und zur Topik der Moderne (1830–1870), Berlin 2004, S. 326; Asholt, S. 31–45; Karlheinz Stierle, *Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt*, München 1998; Jan Philipp Altenburg, Bürgerliche Beschreibungsschablonen der Großstadt. Großstadtwahrnehmung in der Gartenlaube und der Illustrierten Zeitung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: AfS 46, 2005, S. 153–182.

Hans Ostwald (1873–1940), dem »Ethnographen des dunkeln Berlin« und Herausgeber der Berliner Großstadtdokumente.³⁵ Bei diesen Dokumenten (1904–1908) handelt es sich um eine Serie von Sozialstudien beziehungsweise Stadtreportagen in 51 Bänden zum Leben in Großstädten (vorwiegend Berlin), die, so Thies, »ohne Vorbild war und dessen Texte heute gleichermaßen als Quellenwerk zur Sozialgeschichte der Urbanisierung, als Sammlung von Reportagen aus der Berliner (und Wiener) Moderne sowie als Frühwerk der deutschen Stadthethnographie gelesen werden können« (S. 1). Tatsächlich stellen die Berliner Großstadtdokumente eine bislang weitgehend unerschlossene Quelle der Sozial- und Kulturgeschichte Berlins dar, in denen unter anderem auch der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld seine Feldstudien zur Berliner Homosexuellen-Szene publizierte. Die Wiederentdeckung dieser Dokumente ist insbesondere Peter Fritzsche zu verdanken, der in seinem Essay »Vagabond in the Fugitive City«³⁶ 1994 auf die Publikationen Ostwalds hinwies und sie neben die frühen Arbeiten der *Chicago School of Sociology* stellte. Dies machte Fritzsche nicht zu Unrecht, da sowohl die Arbeiten Ostwalds wie auch die der *Chicago School* aus dem Großstadtjournalismus hervorgegangen sind. Die Stadtforscher um Robert Ezra Park, dem Gründervater der *Chicago School*, wie auch die Autoren der Großstadtdokumente begaben sich in die zu studierenden Milieus. »Go into the district«, »get the feeling«, war der Lehrsatz Parks³⁷, »auf Streife gehen«³⁸ bezeichnete Magnus Hirschfeld seine Methode, allerdings einige Jahre zuvor. Ralf Thies und Dietmar Jazbinsek, die sich intensiv am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) mit den Großstadtdokumenten auseinandergesetzt haben, war unter anderem die Ähnlichkeit in der Methode Grund zur Annahme, dass die »Berliner Schule« die Chicagoer Schule grundlegend beeinflusst habe.³⁹ Ist es bisher nicht gelungen, diese direkte Wirkung anhand von Quellen überzeugend zu belegen, scheint es auch naheliegender, dass beide Gruppen ihre Inspiration im Wesentlichen voneinander unabhängig aus der bereits erwähnten Tradition der Großstadtdarstellung entwickelt haben. Die Berliner Großstadtdokumente umfassen ein weites Themenspektrum, von den dunklen Seiten Berlins, wie dem Zuhältertum, den Sekten und Verbrechern, über Freizeitmöglichkeiten, wie Sport und Kaffeehäuser, bis zu verschiedenen Personengruppen, wie »Mädel«, Lehrer und Bankiers.

Hans Ostwald selbst, wie Thies im ersten Teil des Buches darstellt, stammte aus proletarischen Verhältnissen und war als Goldschmiedegeselle ein bis zwei Jahre auf Wanderschaft gewesen, bevor er sich in Berlin als Journalist etablieren und mit Sozialreportagen vor allem über »Dunkle Winkel in Berlin« einen Namen machen konnte. In seiner Darstellung idealisiert Thies den Autodidakten Ostwald und seine eigenwillige »Ein-Mann-Sozialforschung« (S. 109), die »Berichte aus erster Hand« (S. 103) liefere. »Es dürfte«, so Thies, »in diesen Jahren keinen zweiten Autor gegeben haben, in dessen Tex-

35 Dietmar Jazbinsek/Ralf Thies, »Großstadt-Dokumente«. Metropolenforschung in Berlin, Berlin 1996.

36 Peter Fritzsche, Vagabond in the Fugitive City. Hans Ostwald, Imperial Berlin and the Grossstadt-Dokumente, in: JCH 29, 1994, S. 385–402.

37 Rolf Lindner, Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung, Frankfurt/Main 2004, S. 117. Ausführlicher zu den journalistischen Wurzeln der Chicago School Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt/Main 1990.

38 Magnus Hirschfeld zitiert nach Jazbinsek/Thies, »Großstadt-Dokumente«.

39 Ebd., S. 54. Vgl. auch Dietmar Jazbinsek/Ralf Thies, Berlin – Chicago 1914. Die Berliner Großstadt-Dokumente und ihre Rezeption durch die Gründergeneration der Chicago School of Sociology. Bericht von den Recherchen in der Joseph Regenstein Library der University of Chicago, Berlin 1998; Dietmar Jazbinsek/Bernward Joerges/Ralf Thies, The Berlin »Großstadt-Dokumente«. A forgotten precursor of the Chicago School of Sociology, Berlin 2001. Jazbinsek und Thies schließen ohne Inhaltsanalyse aus wenigen Quellen auf ein »intensives Rezipieren«, das mit den angeführten Belegen jedoch nicht überzeugend nachgewiesen werden kann.

ten sich eine solche Galerie an Großstadtfiguren in vergleichbarer Anschaulichkeit und Lebendigkeit abgebildet findet« (S. 102).

Das zweite Kapitel widmet sich den Großstadtdokumenten selbst und behandelt neben der Editionsgeschichte auch deren Autoren und die Konzeption der Reihe. Thies sieht in der Reihe eine »Art Forschungslabor [...], in dem verschiedene Modelle der Beobachtung und Beschreibung des urbanen Lebens« (S. 154) von den Autoren gewählt wurden. Diese bezeichnen ihre Texte als »Studien«, »Skizzen« und »Augenblicksbilder« (ebd.) und behandeln die unterschiedlichsten städtischen Lebensbereiche. Erwähnenswert sind die Ausführungen zu dem vierzigköpfigen Autorenkollektiv, von Thies als »[i]ntellektuelle Vagabunden« (S. 133) bezeichnet. Ostwald bevorzugte wohl »junge Journalisten und Praktiker«, nicht selten »fragwürdiger Herkunft«, die zumeist »ihren Aufstieg in intellektuelle Berufe eigenen Bildungsanstrengungen« (S. 137) verdankten. Die Autoren waren »herausragende Netzwerker, die sich nach Kräften gegenseitig unterstützten« (S. 146).

Diese interessanten Befunde zum Berliner Autorenkollektiv werden durch die häufig deutlich werdende persönliche Begeisterung von Ralf Thies für die Großstadtdokumente, ihre Autoren und insbesondere Hans Ostwald getrübt, wobei die Darstellung im abschließenden Kapitel konterkariert wird. Darin behandelt Thies die Umorientierung Ostwalds vom »Stadtforscher zum Kulturgeschichtsschreiber« (S. 215), die begleitet wurde von einer intensiven Anbiederung an den Nationalsozialismus. Dieser Wandel bleibt für Thies unerklärlich und wird sogar als »nicht untypisch« (S. 283) entschuldigt. Für analytische Einblicke in die Großstadtdokumente bleibt deshalb immer noch Fritzsches oben erwähnter Aufsatz maßgebend.

Die Erforschung des Wandels städtischen Lebens durch Suburbanisierung und Medialisierung hat durch neue, kulturwissenschaftlich geprägte Ansätze erheblich an Dynamik gewonnen. Die Medialisierung veränderte nicht nur grundlegend die Wahrnehmung der Stadt und des städtischen Lebens, sondern gleichermaßen alltägliche Handlungspraktiken und damit den Stadtraum selbst. Dass die Suburbanisierung den Stadtraum veränderte, ist geradezu als trivial festzuhalten. Dennoch ist der suburbane Raum sowohl in seinen handlungspraktischen Dimensionen, wie auch in der Entstehung neuer Formen von Öffentlichkeit und Privatheit und in der Auswirkung dieser Entwicklungen auf das Leben in der Stadt, bisher kaum untersucht worden.

III. ÖFFENTLICHER UND PRIVATER RAUM

Durch die Medialisierung entstand, wie Karl Christian Führer und Daniel Siemens in ganz unterschiedlicher Weise gezeigt haben, eine neue Form städtischer Öffentlichkeit. Dieser Wandel ging mit einer grundlegenden Veränderung von öffentlichem und privatem Raum einher. Das Stichwort der Modernisierung fasst hierbei zahlreiche Veränderungen zusammen, die sich sowohl auf die Technisierung (insbesondere in den Bereichen Hygiene, Verkehr und Kommunikation) beziehen als auch die damit zusammenhängende Veränderung von Handlungspraktiken im Stadtraum betreffen. Im Kontext der Suburbanisierung wird nicht selten ein Rückzug in die Privatheit und somit ein Rückzug aus dem öffentlichen Raum unterstellt, obwohl Öffentlichkeitsstrukturen von suburbanen Lebenswelten bisher nur unzureichend untersucht worden sind.⁴⁰ Die scharfe Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum kann ohnehin nur eine zugespitzte sein, deren Umsetzung im Stadtraum immer wieder neu zu hinterfragen ist. Gerade hier setzen kulturhistorische Überlegungen an und versuchen, tatsächliche Aneignungs- und Nutzungs-

40 Vgl. dazu *Gisela Mettele*, *Gemeinsinn in Suburbia? Die Gartenstadt als Utopie und zivilgesellschaftliches Experiment*, in: *Informationen zur Modernen Stadtgeschichte (IMS)* 2007, H. 1, S. 37–47, hier: S. 39 f.

weisen des öffentlichen und privaten Raumes jenseits rechtlicher Vorgaben, politischer Statements und planerischer Ideale zu beleuchten. Während die historische Forschung vom *spatial turn* ergriffen wurde, wurden die klassischen Raumwissenschaften von einem *cultural turn* erfasst⁴¹, der sich auch in dem von Christoph Bernhardt und anderen herausgegebenen Sammelband zur »Geschichte der Planung des öffentlichen Raums« deutlich niedergeschlagen hat.⁴² Zentral für die Analysen des öffentlichen Raumes ist hierbei eine Berücksichtigung sowohl des räumlich-sozialen Beziehungsgefüges als auch des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, technischen und hygienisch-medizinischen Wandels.⁴³ Diesem Anspruch nähert sich der Band in drei Themengruppen: »Die planmäßige Hervorbringung des bürgerlichen öffentlichen Raums« im 19. und frühen 20. Jahrhundert, der »Form und Funktion von öffentlichem Raum zu staatlicher Repräsentation in totalitären Systemen« der Zwanziger- bis Siebzigerjahre und der »planmäßigen Auflösung des »urbanen« öffentlichen Raums« zwischen den Fünfziger- und Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts. »Der gemeinsame Blickwinkel der [...] versammelten Beiträge ist [...] darauf ausgerichtet, etablierte historische Planentwürfe und Nutzungsmuster des öffentlichen Raums mit aktuellen Fragen nach der politisch-kulturellen Kodierung von Plätzen und Straßen in Verbindung zu bringen«⁴⁴.

Diesem Anspruch kommt der Sammelband weitgehend nach. Hervorzuheben sind neben dem einsichtigen Überblick zum Wandel des öffentlichen Raumes »zwischen Absolutismus und Liberalismus« von Gerhard Fehl die Ausführungen Christoph Bernhardts zur Hygienisierung öffentlicher Räume im 19. Jahrhundert sowie der Beitrag von Renate Kastorff-Viehmann zur Bedeutung städtischer Grünanlagen im Ruhrgebiet um 1900.⁴⁵ Alle drei Aufsätze überzeugen durch eine breite Perspektive, die machtpolitische, planungshistorische, technische und soziokulturelle Entwicklungen umfasst. Dreh- und Angelpunkt der Betrachtungen ist stets die in der Einleitung benannte kulturelle Kodierung des öffentlichen Raumes, die sich sowohl in der »habituellen Internalisierung«⁴⁶ neuer hygienischer Standards im ausgehenden 19. Jahrhundert⁴⁷ als auch durch den Bau öffentlicher Straßen und Grünanlagen domestizieren, kultivieren und erziehen wollte.⁴⁸ Der Ausbau solcher Anlagen war auch »eine Kompensation für ein [...] als defizitär erkanntes kulturelles Angebot«⁴⁹ und damit in einem stadtübergreifenden Diskurs im Ideal einer bürgerlichen Stadt verwurzelt.

41 Benno Werlen, *Cultural Turn in Humanwissenschaften und Geographie*, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 77, 2003, H. 1, S. 35–52.

42 Christoph Bernhardt/Gerhard Fehl/Gerd Kuhn u. a. (Hrsg.), *Geschichte der Planung des öffentlichen Raums* (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Bd. 122), Informationskreis für Raumplanung, Dortmund 2005, 244 S., brosch., 18,69 €. Vgl. dazu auch Geppert/Jensen/Weinhold; Angela Schwarz (Hrsg.), *Der Park in der Metropole. Urbanes Wachstum und städtische Parks im 19. Jahrhundert*, Bielefeld 2005.

43 Christoph Bernhardt/Gerhard Fehl/Ursula von Petz, *Öffentlicher Raum und städtische Öffentlichkeit. Eine Einführung in ihre planungsgeschichtliche Betrachtung*, in: Bernhardt/Fehl/Kuhn, S. 9–27, hier: S. 10.

44 Ebd., S. 20.

45 Gerhard Fehl, *Öffentlicher Raum, Öffentlichkeit, Städtebau. Eine Skizze ihrer Transformation zwischen Absolutismus und Liberalismus (ca. 1760–1890)*, in: Bernhardt/Fehl/Kuhn, S. 29–69; Christoph Bernhardt, *Die Vertreibung des Wassers aus der Stadt und der Planung. Zur Hygienisierung der öffentlichen Räume im 19. Jahrhundert am Beispiel Berlins*, in: ders./Fehl/Kuhn, S. 71–84; Renate Kastorff-Viehmann, *Von Straßen, Volksparks und Grüngürteln. Grün und öffentlicher Raum im Ruhrgebiet 1890–1930*, in: ebd., S. 85–103.

46 Bernhardt, S. 71.

47 Vgl. dazu auch Sally Sheard, *Body and city. Histories of urban public health*, Aldershot 2000; Marjaana Niemi, *Public health and municipal policy making. Britain and Sweden, 1900–1940*, Aldershot 2007.

48 Kastorff-Viehmann, S. 88, 91.

49 Ebd., S. 102.

Im Abschnitt zum öffentlichen Raum in totalitären Systemen widmet sich nur ein Beitrag von Christiane Wolf dem nationalsozialistischen Städtebau, während gleich drei die sozialistische Stadt diskutieren. Besonders anregend liest sich unter diesen der Aufsatz Carsten Benkes, dessen Lokalstudie zur kleinen Industriestadt Ludwigsfelde gut durch die allgemeineren Ausführungen Frank Betkers zum »Städtebau in der DDR zwischen Utopie und Alltag« ergänzt wird. Grundlegendes Problem des sozialistischen Städtebaus der DDR war – dies geht auch aus dem dritten Beitrag dieses Abschnitts von Ruth May hervor – die Diskrepanz zwischen den Planungsidealen, den wirtschaftlichen Mitteln zur Umsetzung dieser Planungen und den Wünschen der Stadtbevölkerung. Planungsideal war ein großzügig angelegtes Stadtzentrum »als politischer und kultureller Mittelpunkt«⁵⁰, der mit seinen Plätzen als Ort für regimerebejahende politische Demonstrationen, Aufmärsche und Volksfeiern dienen sollte.⁵¹ Sowohl in Ludwigsfelde wie auch in der von Ruth May planungshistorisch untersuchten StalinStadt kam der Ausbau dieser zentralen Plätze bereits frühzeitig zum Erliegen.⁵² Im ersten Fall wurde der zurückbleibende Ausbau als ein Mangel an Urbanität empfunden, der durch die Nähe zu Berlin und Potsdam noch weiter verstärkt wurde. Dabei war Ludwigsfelde, wenn man das Waren-, Kultur- und Freizeitangebot betrachtet, im Vergleich zu Städten ähnlicher Größe überdurchschnittlich ausgestattet.⁵³ Die herrschende Unzufriedenheit wurde durch Aktivitäten in Jugendclubs, Vereinen und im Kleingartenwesen ausgeglichen. Im Zuge der sich seit dem Zweiten Weltkrieg durchsetzenden Fußgängerzonen⁵⁴ wurde auch in Ludwigsfelde der Ruf nach einer Ladenstraße laut, der sich in den Achtzigerjahren schließlich durchsetzen konnte. In dem Entwurf der Ladenstraße »präsentierte sich [...] das Programm einer kleinstädtischen Hauptstraße einer erträumten ›Altstadt‹ Ludwigsfelde.«⁵⁵ Wer den öffentlichen Raum materiell gestalten durfte, war eine Frage der Macht. Wie dieser Raum dann jedoch angeeignet wurde, lag nicht ausschließlich in der Hand der Machthaber. Folglich konstatieren Tilman Harlander und Gerd Kuhn abschließend zu Recht, dass »öffentlicher Raum [...] immer auch umkämpfter Raum« (S. 240) war.

Wie umkämpft dieser Raum war, wird auch in dem Sammelband von Axel Schildt und Detlef Siegfried zu dem Thema »European Cities, Youth and the Public Sphere in the Twentieth Century« deutlich.⁵⁶ Mit der Großstadtjugend greifen die Herausgeber einen in der Stadtforschung vernachlässigten Themenbereich auf.⁵⁷ Interessant an den qualitativ sehr unterschiedlichen Beiträgen des Sammelbandes ist, dass Jugendliche überwiegend im Kontext von Konflikten behandelt werden. Bettina Hitzer untersucht die Jugendfürsorge der Inneren Mission in Berlin⁵⁸, David M. Pomfret politisch motivierte Gewalt in

50 Ruth May, Der öffentliche Raum. Eine sozialistische Interpretation in StalinStadt, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 183–197, hier: S. 190.

51 Ebd., S. 190.

52 Carsten Benke, Das Stadtzentrum als unerfüllter Wunsch. Defizite und lokale Spielräume bei der Gestaltung öffentlicher Räume in kleinen Industriestädten der DDR, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 165–181, hier: S. 171 f.; May, S. 195.

53 Benke, S. 174.

54 In der Bundesrepublik Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg, in der DDR zunehmend in den Siebzigerjahren. Vgl. Dirk Schubert, Fußgängerzonen – Aufstieg, Umbau und Anpassung. Vorform der Privatisierung öffentlicher Räume oder Beitrag zur Renaissance europäischer Stadtkultur?, in: *Bernhardt/Fehl/Kuhn*, S. 199–224.

55 Benke, S. 178.

56 Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hrsg.), *European Cities, Youth and the Public Sphere in the Twentieth Century* (Historical Urban Studies), Ashgate, Aldershot 2005, 162 S., geb., £ 55,00.

57 Zur Großstadtjugend um 1900 vgl. insbesondere David M. Pomfret, *Young people and the European city. Age relations in Nottingham and Saint-Etienne 1890–1940*, Aldershot 2004.

58 Bettina Hitzer, *Amid the Wave of Youth. The Innere Mission and Young German Migrants in Berlin around 1900*, in: *Schildt/Siegfried*, S. 8–26. Auf Bettina Hitzers Ansatz gehe ich ausführlich weiter unten in der Besprechung ihrer Dissertation in diesem Bericht ein.

den Zwanziger- und Dreißigerjahren in England und Frankreich⁵⁹, Alfons Kenkmann und Alexander Mejstrik jeweils rebellierende Jugendbanden, einmal im Rheinland⁶⁰, einmal in Wien während der Herrschaft des Nationalsozialismus und Sándor Horváth jugendliche »Hooligans« im sozialistischen Ungarn.⁶¹ Die Beiträge des Sammelbandes machen deutlich, dass Jugendliche in der Stadt nicht nur selbst Akteure waren und damit das Stadtbild geprägt haben, sondern vor allem auch Handlungsmotivatoren für zahlreiche Institutionen, Gruppierungen und politische Parteien. Die Bedeutung von Jugendlichen in der Stadt geht also weit über ihre bloße Anwesenheit hinaus.

Besonders hervorzuheben ist der Aufsatz von Alexander Mejstrik, der mit seinem Untersuchungskonzept die wechselseitige Wirkung der Faktoren *city*, *youth* und *public sphere* konsequent in eine Analyse umsetzt. Mejstrik untersucht die Wiener »Schlurfen«, Jugendliche (meist aus der Arbeiterklasse) im Wien der Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts, die als Typus durch zwei gegenläufige Diskurse in der Wiener Öffentlichkeit konstruiert worden sind: einerseits durch die nationalsozialistische Administration, die »Schlurfe« aufgrund ihres freimütigen Lebens – das sich im Wesentlichen durch Tanzen, Jazz-Musik-Hören und Politikverdrossenheit auszeichnete –, als Gefahr für die Volksgemeinschaft ansah (»the bad Schlurfe«), und andererseits durch einen Gegendiskurs Wiener Stadtbewohner, die in den »Schlurfen« keine Gefahr sahen: »They just had fun« (»the good Schlurfe«). Die Untersuchung stützt sich auf die zeitgenössische Presse, nationalsozialistische Akten und Zeitzeugeninterviews. Durch die Verbindung der Perspektiven auf zeitgenössische Diskurse und jugendliche Handlungspraktiken, vereint in Wien unter nationalsozialistischer Kontrolle, kann Mejstrik die Entstehung einer spezifischen Jugendkultur aus der Konfrontation von Idealen der Hitlerjugend mit Idealen eines freimütigen Lebens nachzeichnen.

So interessant die vielseitigen Ansätze zur Stadtjugend auch sind, so wäre für weitere Untersuchungen eine ausgeweitete Perspektive wünschenswert, die auch systematisch private Lebensbereiche mit einbezieht. Denn weder die Jugendlichen selbst noch die Jugendfürsorge der modernen Großstadt haben die Grenzen so stringent gezogen, wie es manche Forschungsansätze vermitteln. Gerade bei der Betrachtung jugendlicher Cliquen sind die Grenzen zwischen den verschiedenen Raumtypen fließend und könnten in ihrer gezielten Analyse Einsichten über die innere Urbanisierung der Stadtjugend ermöglichen, die allerdings schwierig in den historischen Quellen zu fassen ist.

Dem privaten Raum in der Stadt wird seit einigen Jahren insbesondere in der historischen Wohnraumforschung verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet⁶², so auch mit dem Sam-

59 Pomfret.

60 Alfons Kenkmann, The Subculture of Young Urban Workers in Germany. Blasen, Meuten und Edelweißpiraten in Rhineland and Westphalia, 1930–50, in: *Schildt/Siegfried*, S. 43–56.

61 Alexander Mejstrik, Urban Youth, National-Socialist Education and Specialized Fun. The Making of the Vienna Schlurfs, 1941–1944, in: ebd., S. 57–79; Sándor Horváth, Pubs and »Hooligans« in a Socialist City in Hungary. The Public Sphere and Youth in Stalintown, in: ebd., S. 80–89.

62 Adelheid von Saldern, Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1997; Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hrsg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/Main 1988; Dieter Schott, Wohnen im Netz. Zur Modernisierung großstädtischen Wohnens durch technische Netzwerke 1900–1939, in: Alena Janatková/Hanna Kozinska-Witt (Hrsg.), Wohnen in der Großstadt 1900–1939. Wohnsituation und Modernisierung im europäischen Vergleich (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 26), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 474 S., geb., 62,00 €, S. 251–270; Hans-Jürgen Teuteberg, Wohnalltag in Deutschland. 1850–1914. Bilder – Daten – Dokumente, Münster 1985; Tilman Harlander (Hrsg.), Stadtwohnen. Geschichte – Städtebau – Perspektiven, Ludwigsburg 2007.

melband »Wohnen in der Großstadt 1900–1939«.⁶³ In vier Abschnitten behandeln die 21 Beiträge Wohnmilieus, Wohnpolitik, Modernisierung des Wohnens und schichtenspezifisches Wohnen, vorwiegend in ostmitteleuropäischen Städten.⁶⁴ Die noch recht junge Stadtgeschichtsforschung dieser Region ringt zurzeit noch mit verschiedenen Problemen. Einerseits existieren gewaltige Unterschiede zwischen den Städten der Großregion Ostmitteleuropa, die bisher eine strukturelle Typisierung verhindert haben. Andererseits sind deutliche Parallelen zwischen west- und ostmitteleuropäischen sozialreformerischen Debatten über die moderne Großstadt zu finden, die es erforderlich machen, das Verhältnis ostmitteleuropäischer Städte im Kontext der Diskussionen um »die« europäische Stadt zu verorten.⁶⁵ Folgerichtig heben die Autoren ausdrücklich hervor, dass es sich bei dem etablierten Bild von der osteuropäischen Stadt als rückständige Stadt um ein Trugbild handelt, und Andreas R. Hofmann konstatiert, dass der Entwicklungsrückstand erst eine »Konsequenz der gewaltsamen soziopolitischen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts«⁶⁶ war.

Im Folgenden möchte ich nicht versuchen, eine Leerstelle des Sammelbandes zu füllen und die teilweise sehr speziellen Einzeluntersuchungen auf Strukturen ostmitteleuropäischer Städte zurückzuführen. Stattdessen sollen drei Beiträge exemplarisch ausführlicher vorgestellt werden, an denen sich verschiedene Problemfelder und Charakteristika der stadthistorischen Entwicklung Ostmitteleuropas aufzeigen lassen.

Andreas R. Hofmann untersucht vergleichend »Formen des Arbeiterwohnungsbaus im polnischen Lodz und der mährischen Landeshauptstadt Brunn vor und nach dem Ersten Weltkrieg«.⁶⁷ Trotz höchst unterschiedlicher Entwicklungen von Stadt und Industrie gab es in Lodz und Brunn sehr ähnliche soziale Missstände. Während sich die Stadt Brunn um ihren Altstadtkern relativ langsam ausweitete und erst um 1900 eine Einwohnerzahl von 100.000 Menschen umfasste, wuchs Lodz explosionsartig von einem 800-Seelendorf im Jahre 1820 zu einer industriellen Großstadt mit einer halben Millionen Einwohnern kurz vor dem Ersten Weltkrieg. In Brunn wurden durch steigende Mietpreise die in der Altstadt ansässigen Arbeiter recht schnell in Vororte abgedrängt, die damit zunehmend proletarisiert und industrialisiert wurden, während die Altstadt einen zunehmend bürgerlichen Charakter erhielt. In Lodz dagegen blieb die sozialräumliche Differenzierung geringer ausgeprägt, und ein Nebeneinander von Fabriken, Villen, Werksiedlungen und öffentlichen Gebäuden dominierte das Stadtbild. Der stetig wachsende Bedarf an Wohnungen wurde in Lodz vor allem durch einen ausgeprägten Werkswohnungsbau gestillt, während in Brunn »der Mietwohnungsbau Sache der Haus- und Grundbesitzer« (S. 238) war. Hofmann stellt die These auf, dass Lodzer Unternehmer sich »exterritoriale Kleinreiche« mit eigenen Feuerwehren, Ladengeschäften und Kraftwerken schufen, um so fehlende politische Partizipationsmöglichkeiten zu kompensieren. Diese These steht noch auf einer recht dünnen Quellenbasis, jedoch ist der vergleichende Ansatz mit Blick auf die unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten lokaler Akteure für die Analyse städtischer Strukturen sehr vielversprechend.

63 Janatková/Kozinska-Witt.

64 Die Besprechung konzentriert sich vorwiegend auf die Beiträge zu ostmitteleuropäischen Städten, was nichts über die Qualität der anderen Beiträge aussagen soll.

65 Andreas R. Hofmann, Von der Spekulation zur Intervention. Formen des Arbeiterwohnungsbaus in Lodz und Brunn vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Janatková/Kozinska-Witt, S. 225–248, hier: S. 226.

66 Ebd., S. 226. Dazu auch Anna Veronika Wendland, »Europa« zivilisiert den »Osten«. Stadthygienische Interventionen, Wohnen und Konsum in Wilna und Lemberg 1900–1930, in: Janatková/Kozinska-Witt, S. 271–295, hier: S. 273.

67 Hofmann. Zur Geschichte Lodzs in der Neuzeit vgl. auch Jürgen Hensel (Hrsg.), Polen, Deutsche und Juden in Lodz 1820–1939. Eine schwierige Nachbarschaft, Osnabrück 1999.

Anna Veronika Wendland widmet sich ebenfalls in vergleichender Perspektive zwei Städten, dem polnisch-jüdisch-ukrainischen und österreichischen Lemberg und dem polnisch-jüdisch-weißrussisch-litauischen Wilna.⁶⁸ Auf der Grundlage des Befundes, dass die städtischen Reformdiskurse des 19. Jahrhunderts europaweit geführt wurden, beschreibt Wendland sehr umsichtig die Professionalisierung der stadthygienischen Disziplinierungsmaßnahmen in unterschiedlichen Bereichen des städtischen Lebens. Während in Wilna bis 1914 philanthropisch-sozialreformerische Diskurse bei den unterschiedlichen Akteuren zivilgesellschaftlicher Organisationen und städtischer Institutionen dominierten, wurden im vor 1914 österreichischen Lemberg nationalistische Töne laut, die sich vor allem durch antisemitische Ressentiments ausdrückten. »Der Jude« wurde in Lemberg schnell zum Sündenbock für Überbevölkerung, für Krankheiten und für Unordnung.

Anna Żarnowska untersucht in ihrem Beitrag, wie Landarbeiter, die um 1900 in die Großstädte Warschau und Lodz zogen, sich an das Stadtleben angepasst, man könnte auch sagen, sich die Stadt angeeignet haben.⁶⁹ Die meisten Zuwanderer waren aus sozialer Not gezwungen, ihr Leben auf dem Land aufzugeben, und kamen daher bereits mit einem Gefühl der Entwurzelung in die Stadt. Der Aufbau und Erhalt nachbarschaftlicher Verhältnisse in den Arbeitersiedlungen sowie die Gestaltung der Wohnstube nach »den Regeln der bäuerlichen Kultur« (S. 46) sollten nach Żarnowska das Fremdheitsgefühl in der Stadt kompensieren. Die Normen und Gewohnheiten vom Lande tradierten sich im Arbeitermilieu bis in die nächste Generation, unter anderem gefördert durch die Abschottung der entstandenen Siedlungen, deren Bewohner häufig aus der gleichen ländlichen Gegend kamen. Im Gegensatz dazu waren die Zuwanderer um eine rasche Anpassung ihrer Kleidung an städtische Gepflogenheiten bemüht. Im Zuge von Wohnungsbauprogrammen orientierte sich die Warschauer Wohnungsbaugenossenschaft (WSM) sogar an den Wohntraditionen der ehemaligen Landbewohner, um deren Interesse für Wohnungen der WSM zu steigern. Erst um 1930 setzte sich in den Arbeiterwohnungen in Lodz, durch Abtrennung der Küche vom Wohnraum, ein von Żarnowska als »städtisch« bezeichneter Lebensstil durch. Die Gestaltung des Wohnraums war, so die Autorin, »Ausdruck der Identität in der fremden Umgebung« (S. 54), ebenso wie die Kleidung, Sprache und religiösen Praktiken. Die Wohnung spielte daher im Arbeitermilieu wie auch im Bürgertum eine wichtige Rolle in der sozialen Kommunikation.⁷⁰

Die Studien zum privaten und öffentlichen Raum in der Stadt machen deutlich, dass die Ausbildung von Strukturen und Nutzungsmustern des Stadtraumes einerseits in stadtübergreifende Entwicklungen und Diskurse eingebettet, andererseits aber auch in einem hohen Maße von lokalen Faktoren des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens abhängig sind. Hierbei fällt auf, dass insbesondere der öffentliche Raum in der Stadt meist mit Bezug auf Machtverhältnisse, Konflikte und Auseinandersetzungen um Vorherrschaft und Kontrolle untersucht wird. So überzeugend die Feststellung vom öffentlichen Raum als umkämpftem Raum auch ist, wäre eine Perspektive auf diesen als Möglichkeitsraum, der Potenziale für Interaktionen und Handeln im städtischen Umfeld eröffnet, wünschenswert.

68 Wendland.

69 Anna Żarnowska, Veränderungen der Wohnkultur im Prozeß der Adaption von Zuwanderern an das großstädtische Leben an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert am Beispiel von Warschau und Lodz, in: Janatková/Kozinska-Witt, S. 41–54.

70 Adelheid von Saldern, Im Hause, zu Hause. Wohnen im Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignungen, in: Jürgen Reulecke (Hrsg.), Geschichte des Wohnens. Band 3: 1800–1918. Das bürgerliche Zeitalter, Stuttgart 1997, S. 145–332.

IV. RAUM – NARRATIV – NETZWERK

Der »Ausdruck der Identität in der fremden Umgebung«, wie ihn Anna Żarnowska untersucht, ist grundlegender Bestandteil von Aneignungs- und Vergesellschaftungsformen in der Großstadt. Kulturelle Praktiken, repräsentativer Raum, soziale Absicherung und Netzwerke in der städtischen Gesellschaft waren auf das Engste miteinander verbunden, wie insbesondere Rebekka Habermas in ihrer Arbeit über Frauen und Männer des Bürgertums im 19. Jahrhundert zeigen konnte.⁷¹ In diesem Themenkomplex treffen drei Aspekte aufeinander, die in stadthistorischen Forschungen zunehmend thematisiert werden: Raum, Narrativ und Netzwerk. Arbeiten, die diese Aspekte analysieren, widmen sich, meist durch eine Verbindung sozial- und kulturwissenschaftlicher Methoden, einzelnen Stadtteilen oder spezifischen Gruppen in der Stadt, selten wird analog zu den Forschungen von Friedrich Lenger versucht, die Stadt in ihrer Gesamtstruktur zu erfassen.

Wahrnehmungsmuster und Narrative sind vor allem für jene stadthistorischen Untersuchungen von Bedeutung, die sich mit Minoritäten in der städtischen Gesellschaft auseinandersetzen. Dies wird insbesondere in den amerikanischen Studien von Kali N. Gross zu schwarzen Frauen in Philadelphia und Mark Wild zu multiethnischen Vierteln in Los Angeles deutlich.

Kali N. Gross untersucht in ihrer Studie »Colored Amazons« die Verschränkung von Diskriminierung und Kriminalisierung afroamerikanischer Frauen in Philadelphia um 1900.⁷² Ähnlich wie Daniel Siemens stützt Gross sich auf Gerichtsprotokolle, Polizeiberichte und vor allem Tageszeitungen, wobei der Schwerpunkt ihrer Textauswahl auf Zeitungsberichten zu kriminellen Handlungen schwarzer Frauen liegt. »Race«, »gender«, »sexuality« und »justice« sind die zentralen Aspekte der Untersuchung, denen sich Gross in fünf Kapiteln widmet. Nach einem Überblick über die Geschichte der Diskriminierung schwarzer Frauen in Philadelphia seit 1700 stehen alltägliche Erfahrungen der Diskriminierung, sowohl im Arbeitsleben als auch in der Freizeit, im Zentrum der Betrachtung. Zentral für Gross' Perspektive ist ihre Untersuchung spezifischer Narrative von schwarzen Frauen und deren Auswirkungen auf das Leben in der Stadt. Um 1900 waren insbesondere zugewanderte afroamerikanische Frauen aus den Südstaaten etablierten Vorurteilen ausgesetzt. Während schwarzen Arbeitern einigermaßen Vertrauen in ihre Arbeitskraft entgegengebracht wurde, galten schwarze Arbeiterinnen als unordentlich und unehrlich, weshalb häufig europäische Konkurrenz bei der Arbeitsvergabe bevorzugt wurde. Wenn eine Anstellung fanden, dann vorwiegend (zu 90 Prozent) als schlechtbezahlte Hausdienerinnen, eine Situation, die die Frauen nicht selten als Fortsetzung der Sklaverei empfanden. Die afroamerikanische Elite Philadelphias reagierte auf die daraus resultierende soziale Not schwarzer Migrantinnen mit dem Anspruch, das Leben der Frauen moralisch kontrollieren zu dürfen. Sie agierte dabei in bemerkenswerter Ähnlichkeit zu christlichen Netzwerken in Berlin, die gleichermaßen einwandernde Frauen vor der Unmoral großstädtischen Lebens bewahren wollten.⁷³ Die Konsequenz dieses Handelns fasst Gross in einem Satz zusammen: »Black reformers often affirmed long-standing stereotypes of black female immorality in addition to infantilizing migrant women« (S. 65).

71 *Rebekka Habermas*, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen 2000.

72 *Kali N. Gross*, *Colored amazons. Crime, violence, and Black women in the City of Brotherly Love, 1880–1910 (Politics, History and Culture)*, Duke University Press, Durham/London 2006, 260 S., brosch., \$ 21,95.

73 Dazu die Besprechung von *Bettina Hitzer*, *Im Netz der Liebe. Die protestantische Kirche und ihre Zuwanderer in der Metropole Berlin (1849–1914) (Industrielle Welt, Bd. 70)*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2006, 446 S., geb., 54,90 €, in diesem Beitrag.

Besonders anregend lesen sich die Ausführungen von Gross zu den Reaktionen der so behandelten Frauen auf diese Diskriminierungen. Sie schildert die Entwicklung von Strategien, die es ermöglichen sollten, diese Belastungen abzufangen und sich ihrer Autonomie zu vergewissern. Ausdruck dieser Selbstvergewisserung waren einerseits Kleidungsstile, andererseits die Teilhabe am urbanen Nachtleben. »In wearing outfits of their own choosing, blacks not only signified their autonomy, but also employed style to help them recognize and be recognized by those from similar backgrounds« (S. 59). Zugleich drückte die selbst gewählte Kleidung Unabhängigkeit vom Arbeitgeber aus. Sozialreformer störten sich nicht nur an den Kleidungsstilen, sondern auch an der Freizeitgestaltung der afroamerikanischen Frauen, insbesondere dem Besuch von Tanzlokalen. Während auch weiße Frauen solche Lokale besuchten, wurden schwarze Frauen als leicht verführbar und sündhaft angesehen.

Ein weiteres Kapitel der Untersuchung widmet sich der Darstellung schwarzer Frauen als »Colored Amazons«. Gross interpretiert überzeugend die Bedeutung populärer Narrative für die Stellung von sozialen Gruppen in der Stadt. Sie reichen von der Romantisierung des Plantagenlebens in den Südstaaten bis zu einer Dämonisierung afroamerikanischer Frauen in Philadelphia. »Popular images, in fact, ridiculed and demonized African-American women's desire for better employment and better wages. Depicting them as unstable and dangerous, press linkages criminalized these aims and justified white refusals to work with blacks« (S. 114). Die Beschreibungen der »Colored Amazons« stellten schwarze Frauen, die in Verbrechen verwickelt waren, als gewissenlose Täterinnen dar, deren Schuld sich fast automatisch aus ihrer Hautfarbe ableite. Diese Wahrnehmung wurde durch die schwierige soziale Situation vieler schwarzer Frauen, die ausgeprägte Segregation in Philadelphia⁷⁴, sowie den starken Zuwanderungsstrom afroamerikanischer Frauen aus den Südstaaten verfestigt. Das Narrativ verhinderte zugleich die Möglichkeit, schwarze Frauen als Opfer zu sehen. »Black women did not register as people or as individuals connected to families or communities that would suffer loss, but rather they were likened to dark, strange things to be secretly lusted after, mocked, or feared« (S. 125). Diese Darstellungsmuster von den schwarzen Frauen – getragen und verbreitet durch Massenmedien – beeinflussten fundamental das soziale Zusammenleben in der Stadt, Bereiche der Justiz sowie Möglichkeiten der Arbeitsfindung und der Freizeitgestaltung.

Mark Wild untersucht in seiner Arbeit »Street Meeting« mit überzeugendem Konzept multiethnische Viertel in Los Angeles am Anfang des 20. Jahrhunderts.⁷⁵ Sein breiter Ansatz berücksichtigt ökonomische, soziale, politische und kulturelle Faktoren des städtischen Lebens. Wild konzentriert sich auf einige zentrale Distrikte von Los Angeles, dessen lange multiethnische Geschichte er im ersten Kapitel konzise darstellt. Diese Geschichte von Los Angeles war in mehrfacher Hinsicht für weiße »middle-class and elite Anglos« problematisch. Einerseits passte sie nicht zu dem Image von Los Angeles als »white spot of America« (S. 38), andererseits fürchtete sich die herrschende Elite vor Kriminalität, Armut und anderen »urban plagues«, deren Ursprung sie in Gruppen nicht-weißer Ethnien sahen, die das Ideal einer »city of homes« bedrohen könnten. »The city of homes was simultaneously beautiful, ethical, prosperous, and, by implication, white« (S. 42). Das Image des »white spot of America«, unter anderem von dem Herausgeber der *Los Angeles Times*, Harry Chandler, propagiert, der sich damit in erster Linie auf die politische und moralische Reinheit einer Stadt ohne Korruption bezog, wurde in rassistischen Kampagnen aufgegriffen, um zum Beispiel die Zuwanderung von Japanern in eine »weiße« Nachbarschaft zu verhindern.

74 Sam Bass Warner, *The private City. Philadelphia in three periods of its growth*, Philadelphia 1987.

75 Mark Wild, *Street meeting. Multiethnic neighborhoods in early twentieth-century Los Angeles*, University of California Press, Berkeley 2005, 298 S., geb., \$ 39,95.

Mit der Umsetzung der »city of homes« war seit 1913 unter anderem die *California Commission of Immigration and Housing* (CCIH) beauftragt, die gleichermaßen für eine »Amerikanisierung« der Stadtbewohner zuständig war. Die CCIH hierarchisierte ihren Umgang mit unterschiedlichen Ethnien deutlich. So galten europäische Zuwanderer nicht nur als sauberer und ordentlicher, sondern auch als offener für die Amerikanisierung. Eine solche Hierarchisierung fand auch bei der Vergabe von Arbeitsplätzen und Wohnungen statt, wodurch die Möglichkeiten der Niederlassung im Stadtraum erheblich eingeschränkt wurden. Rassistische Ressentiments und damit zusammenhängende soziale und wirtschaftliche Probleme der nicht-weißen Stadtbevölkerung führten sowohl bei den »non-whites« wie auch bei städtischen Institutionen zu Frust und Resignation – auf der einen Seite über mangelnde Bereitschaft zur »Amerikanisierung«, auf der anderen wegen steter Diskriminierung. So kommentierte ein chinesischer Immigrant: »Americans do not want us to live close to them even though they want us to become Americans« (S. 52).

In seinen weiteren Ausführungen behandelt Wild das multiethnische Zusammenleben in den von ihm untersuchten Distrikten und schlägt dabei einen Bogen von den Erfahrungen der »Central City Children« über »Mixed Couples« bis hin zu Bemühungen politischer und religiöser Interessengruppen, die multiethnischen Viertel für sich zu gewinnen. Besonders interessant ist der Versuch Wilds, sich den Erfahrungen von Kindern anzunähern, wie sich diese den Stadtraum aneigneten. Er greift hierbei weitgehend auf Erinnerungen und Autobiografien der Zeitgenossen zurück. Die Berichte reichen von romantisierenden Perspektiven, nach denen es keine interethnischen Konflikte unter den Kindern gab, bis hin zur Schilderung von Auseinandersetzungen zwischen Jugendbänden, die mal nach Straßenzugehörigkeit, mal nach Ethnizität gebildet wurden. Die Stadtverwaltung war unterdessen bemüht, die Aneignungsformen von Kindern und Jugendlichen zu lenken. Zu diesen Versuchen zählt die sogenannte »Playground movement«, die kontrollierbare Orte für die Jugend schaffen sollte. »The playgrounds that began to appear in the central districts by the early twentieth century offered controlled environments and supervised clubs in place of gang society and street life« (S. 101). Auch wenn der sozialerzieherische Ansatz hinter diesen öffentlichen Spielplätzen nicht immer Erfolge davontrug, stellten die Plätze eine Möglichkeit zum Zusammenkommen verschiedener Ethnien aus einer Nachbarschaft dar. Diese integrierenden Einrichtungen standen in deutlichem Widerspruch zu ethnischen Restriktionen in anderen Freizeiteinrichtungen, etwa zum Nutzungsverbot von einigen Schwimmbädern und Stränden für Nicht-Weiße.

Rassistische Ressentiments gab es jedoch nicht nur zwischen *whites* und *non-whites*, wie Wilds Ausführungen zu den romantischen und sexuellen Beziehungen zwischen Männern und Frauen verschiedener Ethnien deutlich machen. Während Prostituierte äußerten, dass für sie der Kontakt mit Männern anderer Hautfarbe ertragreicher sei, stellten sich Liebesbeziehungen als zentraler Konfliktherd zwischen verschiedenen Ethnien dar. Dies galt vor allem für die Beziehungen zwischen Jugendlichen, gegen die sich die Eltern der Betroffenen stellten, sowie besonders junge Männer, die Männer anderer Ethnien von »ihren Mädchen« fernhalten wollten (S. 139).

Sowohl religiöse wie auch politische Bewegungen haben versucht, die heterogenen Viertel für sich zu gewinnen, allerdings weitgehend erfolglos. Dabei schien das Vorgehen des Methodistenpredigers und späteren Bischofs G. Bromley Oxnam mit seiner Gründung der »Church of All Nations« vielversprechend anzulaufen, dies vor allem aber unter sozialen und weniger unter missionarischen Gesichtspunkten. Oxnam zielte nicht darauf, wie Wild plausibel darlegt, die Nachbarschaften zu christianisieren – jegliche Versuche stießen auf vehemente Ablehnung –, sondern ihnen soziale Unterstützung und Möglichkeiten der Freizeitgestaltung zu bieten. Die von dem Bischof gegründeten Jugendclubs brachten erfolgreich die verschiedensten Ethnien zusammen, meistens aber nur so lange,

bis die Jugendlichen das Erwachsenenalter erreicht hatten. Diese begrenzte Reichweite seiner Arbeit bewegten Oxnam schließlich zum Aufgeben.

Auch in Berlin versuchten christliche Netzwerke, junge Menschen vor den von ihnen beschworenen Gefahren der Großstadt zu bewahren, wie Bettina Hitzer in ihrer Dissertationsschrift »Im Netz der Liebe« feststellt.⁷⁶ Hitzer untersucht die Strategien und Aktivitäten der protestantischen Inneren Mission in Berlin von 1849 bis 1914, die über die Stadt ein Netz von Missionsstationen, Vereinen und Herbergen errichtete, um vor allem jungen Zuwanderern im »Moloch Großstadt«⁷⁷ beizustehen. Für ihre Analyse zieht Hitzer vor allem zeitgenössische Schriften der Inneren Mission in Berlin heran, die von Vereinsprotokollen über Zeitschriften bis zu Flugblättern reichen, und bündelt das Bestreben nach Hilfestellung einerseits in sozialhistorische Prozesse, andererseits in Ansprüche und Wahrnehmungsperspektiven der vorwiegend aus dem Bürgertum stammenden Missionarinnen und Missionare ein. Hitzer möchte mit ihrer Studie das »Zusammenspiel von Wahrnehmung und sozialer Praxis« (S. 25) analysieren, was ihr überzeugend gelingt.

Die unterschiedlichen Einrichtungen der Inneren Mission erhoben in ihrer Tätigkeit stets den Anspruch, belehren und erziehen zu dürfen. Diesen leiteten die Missionarinnen und Missionare maßgeblich aus der zeitgenössischen Großstadtkritik ab, wie sie vor allem in der populären bürgerlichen Literatur verbreitet wurde. Die düsteren Darstellungen der Großstadt als »Moloch« standen jedoch häufig in deutlichem Kontrast zu Berichten der Zuwanderer selbst. Denn während die Bahnhofsmissonarinnen, die seit den Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts tätig wurden, um jungen Frauen den »richtigen« Weg in die Stadt zu weisen, diese jungen Mädchen als »vollständig ziellos, jeglicher bestimmten und zugleich berechtigten Vorstellung von der Großstadt bar« (S. 74) beschrieben, spielt dieser Aspekt in Autobiografien zuwandernder Frauen keine oder nur eine geringe Rolle. Hitzer erklärt diese Diskrepanz damit, dass die Missionarinnen und Missionare gezielt nach hoffnungslos aussehenden Frauen Ausschau hielten, um überhaupt erst tätig werden zu können. Sie stießen dabei meistens auf Skepsis und Ablehnung, da sie die Freiheit einzuschränken drohten, die junge Frauen mit der Migration in die Stadt gewonnen zu haben glaubten. Die Handlungsmöglichkeiten der Missionarinnen wurden erheblich durch die öffentliche Wahrnehmung eingeschränkt, die sich auch in zeitgenössischen Satiren niederschlug. So stellte ein Text sie als »Rudel alter Damen« dar, in der Erwartung »mancherlei Pikantes im Namen der christlichen Liebe zu erleben« (S. 61).

Älter als die vergleichsweise spät entstandene Bahnhofsmision in Berlin war das christliche Herbergswesen. Es richtete sich anfangs vor allem an wandernde Handwerksgehilfen und Dienstmädchen, die in den Herbergen nicht nur eine gesicherte Unterkunft erhalten, sondern sogleich an bürgerliche Ordnungsvorstellungen herangeführt werden sollten, um nicht den Lasten der Großstadt zu erliegen, die als allgegenwärtige Bedrohung eines moralischen Lebens gesehen wurden. Während in den Herbergen für Handwerker vorwiegend mit moralischem Druck oder materiellen Anreizen (wie Essensgutscheine für »anständige« Wanderer) versucht wurde, Einfluss zu nehmen, waren Dienstmädchenherbergen geradezu klösterlich reglementiert. Das Misstrauen junger Frauen bei ihrer Einreise in die Stadt gegenüber den Bahnhofsmissonarinnen und dem Herbergswesen scheint daher nicht gänzlich ungerechtfertigt gewesen zu sein.

Waren die Zuwanderer erst einmal in der Stadt angekommen, versuchte die Innere Mission, sie für christliche Vereine zu gewinnen, um so der »Gefährdung der Zuwanderer in ihrer Freizeit« (S. 219) entgegenzuwirken. Diese Vereine unterlagen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einem grundlegenden Wandel. Handelte es sich bei den Jünglings-

⁷⁶ Hitzer.

⁷⁷ Zu zeitgenössischen Topoi für die Gefahren der Großstadt vgl. Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die Großstadt als Moloch – das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900*, Basel 1999.

vereinen um 1850 noch um ein elitäres Netzwerk für Handwerkergelesen, wurden sie zunehmend zum Mittel, Jünglinge »vor den Unbilden der ›neuen Zeit‹ zu schützen« (S. 280). Beflügelt durch den Evangelisationsgedanken nordamerikanischer Vorbilder, bemühten sich die Vereine zunehmend um eine aktive Missionierung. Allerdings zeitigte dieser neue Elan kaum Erfolg, meistens stießen die Missionare auf Ablehnung oder Desinteresse. Grund dafür war die unter den jungen Leuten weit verbreitete Einschätzung, »bei ihnen sei ja ›nisch los‹« (S. 292). Dieses Schicksal teilten auch andere Interessengruppen mit ihren Vereinsinitiativen, »denn die große Mehrzahl von den Jugendlichen blieb sämtlichen Jugendorganisationen fern« (S. 306). Gerade diese Mehrzahl in den Quellen zu erfassen, bedeutet eine große Schwierigkeit für die historische Forschung. Gleichwohl kann Bettina Hitzer mit ihrer Analyse die enge Verschränkung von Wahrnehmungsformen und sozialen Praktiken insbesondere im Bereich der christlichen Jugendfürsorge darstellen und analysieren.

Mit einem besonderen Schwerpunkt auf die Faktoren Segregation und Integration widmen sich die Untersuchungen von Armin Owzar und Nicola Wenge den Aspekten Raum, Narrativ und Netzwerk.⁷⁸ Owzars Arbeit »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«. Konfliktmanagement im Alltag des wilhelminischen Obrigkeitsstaates« gehört fraglos zu den innovativen stadtgeschichtlichen Forschungsarbeiten der letzten Zeit, auch wenn der Stadtbezug im Titel nicht zum Ausdruck kommt.⁷⁹ Owzar untersucht vielschichtig und umsichtig Kommunikationspraktiken im wilhelminischen Hamburg vor 1914 und fragt sowohl nach Abgrenzungen im Stadtraum als auch nach Beschränkungen von Kommunikationsinhalten und -formen an verschiedenen Orten der Stadt – kurz: Wer sprach mit wem, wie, über was? Dabei geht es ihm nicht um mediale, sondern um interpersonale *face to face*-Kommunikation, einem Forschungsfeld, dem jüngst wachsende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist.⁸⁰

Erstaunlich ist das ausgeprägte Segregationsverhalten in der Hamburger Stadtgesellschaft, das hier nur exemplarisch angesprochen werden kann. So riegelte sich die Hamburger Oberschicht konsequent von Mittel- und Unterschichten ab und zog auch innerhalb ihrer eigenen schmalen Schicht scharfe Grenzen. Juden, Zuwanderer, Offiziere und soziale Aufsteiger »galten in der guten Gesellschaft Hamburgs als unerwünscht« (S. 75). Damit erneuerte sie im ausgehenden 19. Jahrhundert eine Grenze, die mit der Salonkultur ein Jahrhundert zuvor erst aufgeweicht worden war. Öffentliches Leben in Hamburg, wie es zeitweise im 19. Jahrhundert existiert hatte, verschwand zunehmend zugunsten geschlossener Gesellschaften. Kleinbürgertum und Proletariat trafen sich zum geselligen Austausch zwar in Kaffeehäusern, Kneipen oder Lokalen, doch diese waren meist selbst auch »geschlossene Räume«, wie Owzar treffend feststellt. Während die Oberschicht diesen grundsätzlich fern blieb, zogen Mittel- und Unterschichten selbst in sozial heterogenen Stadtvierteln unsichtbare Grenzen. Eine Reihe nonverbaler Zeichen, von der Kellertreppe bis zur Getränkekarte, verdeutlichte hierbei die soziale Zugehörigkeit zu spezifischen Orten. Der Abstieg über eine Kellertreppe wies ebenso wie der Verkauf von Kartoffelschnaps auf eine proletarische Gaststätte hin, während Likör eindeutig bürgerlichen Kreisen zuzuordnen war.⁸¹ Doch »solche nahezu unüberschreitbaren Grenzen existierten

78 Zu diesem Themenkomplex vgl. insbesondere den 46. Band des Archivs für Sozialgeschichte (2006) zu dem Rahmenthema »Integration und Fragmentierung in der Europäischen Stadt«.

79 Armin Owzar, »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«. Konfliktmanagement im Alltag des wilhelminischen Obrigkeitsstaates (Historische Kulturwissenschaften, Bd. 8), UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2006, 482 S., brosch., 54,00 €.

80 Moritz Föllmer (Hrsg.), Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004.

81 Vgl. Owzar, S. 88 f.

nicht nur zwischen den verschiedenen Klassen, sondern auch innerhalb der Arbeiterklasse« (S. 90) und trennten zum Beispiel den Fabrikarbeiter vom Kutscher.

Die Gesellschaft Hamburgs scheint sich kurz nach der Jahrhundertwende weitgehend in private, geschlossene Räume zurückgezogen zu haben. Dies Absterben des öffentlichen Raumes, wie es Richard Sennett mit dem Niedergang des Ancien Régime diagnostiziert hat⁸², geht nach Owzar nicht auf eine architektonische Veränderung des öffentlichen Raumes zurück, sondern vielmehr auf »Faktoren wie das Wohnverhalten« (S. 403).

Scheinbar konträr zur Studie Owzars steht der Befund, dass sich in der »Sattelzeit der Modernisierung«⁸³ zwischen 1880 und 1930 Großstädte zu »gewaltigen Kommunikationsmaschinen« (Karl W. Deutsch) entwickelt haben, die sich »durch eine besondere Häufung, Verdichtung und Vernetzung von Einrichtungen und Möglichkeiten der Kommunikation auszeichneten.«⁸⁴ Wie Karl Christian Führer in seinem oben besprochenen Beitrag gezeigt hat, blieb auch Hamburg von diesem Trend nicht unberührt. Die gegenläufigen Entwicklungen von wachsender Öffentlichkeit durch Medialisierung und rückläufiger Öffentlichkeit im Stadtraum werden erstaunlicherweise von Owzar nicht näher thematisiert.

Das ausgeprägte Segregationsverhalten schildert Owzar anschaulich für verschiedene Bereiche des städtischen Lebens, für Straßen, Parks und Zoos, für das politische Leben, für Religionsgemeinschaften, für unterschiedliche Ethnien sowie für die verschiedenen Geschlechter. Angesichts des hohen Maßes an Segregation stellt sich die Frage, wer überhaupt mit wem kommuniziert hat. Nach Owzar schlugen die verschiedenen Segregationskriterien mit unterschiedlichem Gewicht zu Buche. Innerhalb einer Schicht konnten Sozialdemokraten und Antisemiten, Christen und Juden durchaus ins Gespräch kommen, doch »mehrheitlich gingen sich Bürger und Arbeiter, Sozialdemokraten, Liberale und Antisemiten, Christen und Juden, milieugebundene Katholiken und Protestanten aus dem Weg« (S. 405). Dieses Kommunikationsverhalten bezeichnet Owzar als »präventives Schweigen«, als eine »auf Konfliktvermeidung ausgerichtete Taktik, die auch dort praktiziert wurde, wo Kontaktmöglichkeiten prinzipiell bestanden« (ebd.).

Direkt an Owzars Studie lässt sich Nicola Wenges Dissertation zu »Integration und Ausgrenzung in der städtischen Gesellschaft« anknüpfen.⁸⁵ Wenge widmet sich in ihrer Arbeit vor allem der jüdischen Bevölkerung Kölns zwischen 1918 und 1933 und nähert sich der Thematik in einer »akteurs- und handlungsorientierte[n] Studie des städtischen Raums, die die Auswirkungen antisemitischen Denkens und Handelns auf das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Köln sozial differenzierend untersucht« (S. 20). Wenge betrachtet dieses Verhältnis auf der Ebene nachbarschaftlicher, familiärer und freundschaftlicher Beziehungen, aber auch in institutionalisierten Bereichen von Kunst und Kultur, sowie Wissenschaft und Politik. Ihren Zugriff über Medien, Selbstzeugnisse und Dokumente verschiedener städtischer Institutionen (Behörden, Vereine, Kirchen, Parteien, Schulen) bezeichnet Wenge als mittlere Analyseebene der Stadt. Sie möchte eine Brücke zwischen einer quantitativen sozialhistorischen Analyse und der qualitativen Analyse von Vorstellungsbildern, Handlungsweisen und Gruppenbeziehungen schlagen. Wenge ge-

82 Richard Sennett, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt/Main 2004.

83 *Adelheid von Saldern*, *Wohnen in der europäischen Großstadt 1900–1939. Eine Einführung*, S. 11–38, hier: S. 11.

84 Vgl. *Habbo Knoch*, *Schwellenräume und Übergangsmenschen. Öffentliche Kommunikation in der modernen Großstadt, 1880–1930*, in: *Geppert/Jensen/Weinhold*, S. 257–286, hier: S. 262.

85 *Nicola Wenge*, *Integration und Ausgrenzung in der städtischen Gesellschaft. Eine jüdisch-nicht-jüdische Beziehungsgeschichte Kölns 1918–1933* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 206), Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2005, 479 S., geb., 51,00 €.

lingt es durch ihren Zugriff, komplexe Verschränkungsprozesse des jüdisch-nichtjüdischen Zusammenlebens in Köln in den Blick zu bekommen. Wichtig sind ihr hierbei die wechselseitigen Verhältnisse von antisemitischen Narrativen, sozialen Praktiken und institutionellen Diskriminierungen der jüdischen Bevölkerung. Mit Blick auf die Formen der Vergesellschaftung und des Kommunikationsverhaltens, wie es Owzar untersucht, sind insbesondere Wenges Ausführungen zu nachbarschaftlichen Beziehungen interessant, während die Kapitel zu Wissenschaft und Politik für den städtischen Kontext an analytischer Schärfe verlieren.

Für jüdische und nichtjüdische Kinder war das gemeinsame Spiel in der Altstadt Kölns, in der sich vor allem im Thieboldsgassenviertel ärmere jüdische Immigranten aus Osteuropa niederließen, Teil einer nicht hinterfragten Normalität, auch wenn antijüdische Ressentiments zu ihrem »kollektiven Erfahrungskanon« (S. 79) gehörten. Auch gegenseitige Hilfeleistungen, wie der Beistand im Krankheitsfall, gehörten zu den alltäglichen Praktiken des nachbarschaftlichen Lebens. Allerdings scheinen »lockere Kommunikationsformen, wie etwa der Schwatz vor der Haustür oder im Laden« (S. 75), zwischen Erwachsenen kaum eine Rolle gespielt zu haben, zumindest werden sie von Zeitgenossen nicht erinnert. Die Ursachen für diese Diskrepanz lässt sich mit Armin Owzars These von einem »präventivem Schweigen« erklären. Wenges Schilderungen sozialer Praktiken ergänzen das von Owzar konstatierte Segregationsverhalten und erfassen einen von ihm ausgeblendeten Faktor. Ansonsten bestätigt Wenge Owzars Ergebnis, dass die einzelnen Faktoren der Segregation unterschiedlich ins Gewicht fielen und in erster Linie schichtenspezifisch waren. Besonders Ostjuden setzen sich im besonderen Maße von anderen Teilen der städtischen Gesellschaft ab, wurden aber auch gleichermaßen von jüdischer wie nichtjüdischer Seite, insbesondere dem Bürgertum, isoliert und diskriminiert.

Im Bereich von bürgerlich-städtischen Kulturinstitutionen hielt sich dagegen eine Diskriminierung der jüdischen (bürgerlichen) Bevölkerung in Grenzen. Bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten waren jüdische Kulturförderer eng in kulturelle Institutionen eingebunden, vom damaligen Westdeutschen Rundfunk bis zum Karnevalsverein. Insbesondere die Rundfunkbelegschaft wehrte sich erfolgreich gegen nationalsozialistische Einflussnahmen, so dass »jüdische« Inhalte bis 1933 einen festen Bestandteil des Radioprogramms darstellten. Auch wenn gerade von kulturkonservativer Seite im katholischen Milieu »antijüdische Vorstöße im lokalen Raum« (S. 206) initiiert wurden, waren antijüdische Dispositionen »in den Köpfen der einfachen Bevölkerung [...] noch zu schwach, die Interessen der Milieu- und Stadtspitzen zu inklusionsfreudig und die Traditionen des Miteinanders im Bürgertum zu eng geknüpft« (ebd.), als dass sich antijüdisches Verhalten hätte durchsetzen können.

Wenges Analyse der städtischen Gesellschaft kann die von Owzar thematisierten Dimensionen städtischer Kommunikation durch ihre fokussierte Studie der jüdischen Bevölkerung in den verschiedenen Bereichen der Stadt um einige Aspekte, vor allem aber um soziale Handlungspraktiken erweitern. Die zahlreichen Ergebnisse auf den unterschiedlichen Ebenen können hier kaum erschöpfend zusammengefasst werden. Deutlich wird, dass »Integration und Ausgrenzung eng miteinander verwoben [waren] und [...] bisweilen von denselben Personen situativ und in Abhängigkeit von ihrem Gegenüber praktiziert« (S. 422) wurden. Der Antisemitismus in Köln war also nicht strukturell determiniert, sondern wurde »situativ von einzelnen Personen und Institutionen verbreitet« (S. 436). So kam es auch zu phasenverschobenen Entwicklungen in den in unterschiedliche Traditionen eingebetteten Bereichen der städtischen Gesellschaft. Im Wirtschaftsleben setzten sich »die judenfeindlichen Vorstöße am klarsten durch« (S. 431), da der Antisemitismus hier auf eine lange Tradition von Narrativen vom »verderblichen jüdischen Einfluss« im Wirtschaftsleben zurückgreifen konnte.

Der äußerst komplexe Themenbereich von Judentum und Stadt wurde unlängst von Joachim Schlör in seiner Arbeit »Das Ich der Stadt« thematisiert.⁸⁶ Er analysiert »Debatten über Judentum und Urbanität, 1822 bis 1939«, wobei er seine Betrachtungen bis in die Gegenwart auf neuere Forschungsliteratur zur jüdischen Geschichte und zur Stadtgeschichte ausweitet. Forschungsliteratur dient ihm hierbei zum einen als Grundlage seiner Ausführungen, zum anderen als Objekt seiner Analyse. Dass Schlör den Wechsel zwischen diesen beiden Betrachtungsperspektiven nicht immer scharf trennt, schränkt den wissenschaftlichen Wert seiner essayistischen Arbeit erheblich ein, und so ist die Lektüre dieses Buches nur bedingt lohnenswert.

Für seinen Quellenkorpus hat Schlör versucht, »möglichst umfassend alles zu lesen, was zwischen 1829 und 1938 im deutschen Sprachraum und mit Bezug vor allem auf Berlin, aber auch – nicht *in extenso* [...] – auf Städte wie Budapest, Lodz, Odessa, New York und selbst Tel Aviv zum Verhältnis von Judentum und Urbanisierung geschrieben wurde« (S. 33). Angelpunkt der Analyse dieses nicht klar eingegrenzten Quellenkorpus ist ein Text des jüdischen Journalisten und Schriftstellers Moritz Goldstein aus dem Jahr 1938, der in seiner Schrift »Die Sache der Juden« die Utopie einer Stadt Israel entwirft, einer Millionenstadt zur Rettung der Juden vor der Verfolgung und Vernichtung durch die Nationalsozialisten. Schlör lässt seine Quellen ausgiebig zu Wort kommen, referiert und kommentiert antisemitische und zionistische Narrative sowie Geografen und Volkskundler des 19. und 20. Jahrhunderts. In seinen Ausführungen geht es Schlör nicht um eine chronologische Darstellung der Entwicklung der unterschiedlichen Diskurse, sondern vielmehr um Motive und Narrative in den Debatten. Schlör bezeichnet seine Art des Schreibens selbst als »großes Rauschen« (S. 303), ein Rauschen der Diskurse aus zahlreichen, unsystematisch zusammengetragenen Texten. In diesem Rauschen der Diskurse verliert man bei Schlör als Leser recht schnell die Argumentation aus den Augen, für die Wissenschaft sind seine Ausführungen daher kaum zu gebrauchen. In dem Rauschen findet sich ein Argument immer wieder: »Der Jude ist der Stadtbewohner par excellence« (Kartusky) (S. 193). Schlör spürt das Stereotyp und tradierte Elemente desselben umfassend bis in aktuelle Forschungsarbeiten auf und kommentiert diese zeitweise recht polemisch.

Besonders zu erwähnen sind Schlörs Ausführungen zum Eruw, der sogenannten Sabbatschnur. Das Legen des Eruw schuf einen eingegrenzten Raum, der private und öffentliche Bereiche des jüdischen Lebens verband. Diese Verbindung erlaubte religionsgesetzlich das Gehen und Tragen von Gegenständen am Sabbat in einem so erweiterten Privatbereich. Die alten Stadtmauern waren nicht selten Teil des Eruw. Somit standen jüdische Gemeinden bei der Schleifung der Mauern vor dem Problem, die Grenze symbolisch neu errichten zu müssen. Die Errichtung dieser Grenze mittels der Sabbatschnur, die meist an hohen Stangen auf beiden Seiten der Straße befestigt wurde, ist bis heute Bestandteil hitziger Debatten über Getto-Ängste und als fremd empfundene Symbole im Stadtraum. Die Debatten um den Eruw und die damit zusammenhängende Vermischung von öffentlichem und privatem Raum eröffnen den Blick auf zentrale Themenfelder der Urbanisierungs- und Modernisierungsgeschichte, wie es auch in dem oben dargestellten Stadtforschungskonzept der *Grenze* von Moritz Föllmer und Habbo Knoch deutlich wird.

Die Arbeiten von Kali N. Gross, Mark Wild, Bettina Hitze, Armin Owzar, Nicola Wenge und Joachim Schlör zeichnen sich durch eine Gemeinsamkeit aus: Sie untersuchen Auswirkungen von Wahrnehmungsformen und Narrativen von spezifischen sozialen Gruppen auf deren Vergesellschaftungsformen und -möglichkeiten in der Stadt. Die

86 Joachim Schlör, *Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität (1822–1938)* (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, Bd. 1), Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2005, 512 S., geb., 69,90 €. Vgl. dazu auch Heft 2/2005 der Informationen zur modernen Stadtgeschichte mit dem Themenschwerpunkt »Stadt und jüdisches Leben«.

Ausbildung von Netzwerken zwischen verschiedenen Gruppierungen, ob auf sozialer, politischer oder kultureller Basis, stützt sich hierbei vor allem auch auf nonverbale Identifikationsmerkmale, die von Kleidungsstilen bis hin zu Einrichtungsgegenständen reichen. Diese Form der Netzwerkbildung findet sich sowohl bei afroamerikanischen Migrantinnen in Philadelphia als auch bei Hafenarbeitern in Hamburg der Kaiserzeit. Von den Netzwerken, die vor allem der Selbstbestimmung dienen, lassen sich (meist bürgerliche) Netzwerke unterscheiden, die den Anspruch erheben, kontrollierend auf andere zu wirken, vor allem auf jene, die jeweils als sozial und moralisch untergeordnet betrachtet werden. Auch wenn – wie die besprochenen Arbeiten zeigen – sich die Untersuchung der Aspekte Raum, Narrativ und Netzwerk bereits in der Forschung etabliert hat, sind Arbeiten, die das Zusammenspiel verschiedener Netzwerke in der Stadt fokussiert in den Blick nehmen, dringend erforderlich.

V. FAZIT

In den besprochenen Untersuchungen spiegelt sich deutlich die von Gerd Held konstatierte Hinwendung zu Teilanalysen der Stadt wider, die nicht zuletzt durch Ansätze aus dem Kontext der kulturellen Wenden, insbesondere dem *spatial turn*, bedingt ist. In der stadthistorischen Forschung kommen vor allem jene Ansätze zum Tragen, die handelnde Akteure in das Zentrum ihrer Betrachtung stellen. Dieser akteursorientierte Zugriff auf der Mikro- und Mesoebene hat in den letzten Jahren eine Fülle an neuen Erkenntnissen hervorgebracht. Gleichwohl bleibt bei dieser begrenzten Perspektive eine gewisse Leerstelle zurück, die den Wunsch nach Überblicksdarstellungen laut werden lässt, die die zahlreichen Einzelbefunde auf übergeordnete Strukturen von Städten zurückführt und Typologien präsentiert.⁸⁷ Als eine tragfähige Methode, die Teilanalysen direkt mit übergeordneten Strukturen in Verbindung zu setzen, erweist sich der vergleichende Blick auf mehrere Städte. Gerade im Bereich der aktuell intensiv diskutierten Themenfelder des sich wandelnden Stadtraumes durch Suburbanisierung und Medialisierung, wie auch der Ziehung, Verschiebung und Überschreitung von Grenzen im öffentlichen und privaten Raum, ist die Rückbindung lokaler Charakteristika an übergeordnete Strukturen unabdingbar. Der Brückenschlag zwischen den verschiedenen Ebenen gelingt insbesondere den um kulturtheoretische Ansätze erweiterten klassischen Raum- und Planungswissenschaften. Doch während bei diesen mancherorts handlungspraktische Faktoren der Raumkonstitution zu inhaltsleeren Referenzen verkommen, laufen Ansätze aus rein kulturhistorischer Perspektive Gefahr, die Stadt als Ganzes aus dem Blick zu verlieren.

Fest in der Forschung etabliert hat sich ein Ansatz, der die Vergesellschaftungsformen spezifischer Personengruppen in der Stadt untersucht. Die Lokalisierung dieser Personengruppen im Stadtraum, ihre Vernetzung untereinander, ihre Beteiligung am städtischen Leben, sowie ihre Eigen- und Fremdwahrnehmung stellen in unterschiedlicher Gewichtung die Hauptperspektiven der in diesem Zusammenhang vorgestellten Studien dar. Bedauerlicherweise handelt es sich meist um Arbeiten zu einzelnen Städten, so dass eine im überregionalen Maßstab vergleichende Perspektive dringend wünschenswert ist. Studien wie die von Andreas R. Hofmann oder Anna Veronika Wendland⁸⁸, die durch die Gegenüberstellung sehr verschiedener Städte wichtige Ergebnisse zu Tage fördern, ermuntern dazu, sowohl den Status ›Hauptstadt‹ als auch die krampfhaft konstruierte Konstruktion von Ähnlichkeiten als Vergleichsgrundlage für Städte hinter sich zu lassen.⁸⁹

⁸⁷ So auch Hofmann, S. 225.

⁸⁸ Besprochen in diesem Beitrag.

⁸⁹ Vergleiche von Hauptstädten stellen die Mehrheit der Stadtvergleiche dar, nicht selten mit dem schalen Beigeschmack, sich dadurch nicht weiter um Gründe für die Auswahl der Städte be-

Die stadthistorische Forschung hat durch die Theorien und Methoden der Kulturwissenschaft zweifellos zu neuer Blüte gefunden, und ihre Möglichkeiten scheinen noch lange nicht ausgeschöpft zu sein. Es bleibt jedoch zu hoffen, dass sie sich bei der Ausschöpfung dieser Möglichkeiten nicht selbst in einer Fülle von zusammenhanglosen Einzelheiten verliert.

mühen zu müssen. Jüngere Hauptstadtvergleiche: *Florian Altenhöner*, Kommunikation und Kontrolle. Gerüchte und städtische Öffentlichkeiten in Berlin und London 1914–1918, München 2008; *Hans Manfred Bock*, Berlin – Paris (1900–1933). Begegnungsorte, Wahrnehmungsmuster, Infrastrukturprobleme im Vergleich, Bern/Berlin etc. 2005; *Daniel Kiecol*, Selbstbild und Image zweier europäischer Metropolen. Paris und Berlin zwischen 1900 und 1930, Frankfurt/Main 2001; *Hagen Schulz-Forberg*, London – Berlin. Authenticity modernity and the metropolis in urban travel writing from 1851 to 1939, Brüssel 2006.

Jochen Guckes

Ordnungsvorstellungen im Raum

Überlegungen zur deutschen Stadtplanungs- und Architekturgeschichte zwischen 1918 und 1945 aus kulturhistorischer Sicht

Bau- und Städtebau- sowie Kulturgeschichte haben sich bisher nur relativ wenig gegenseitig befruchtet. Dies gilt insbesondere für die Zeit zwischen 1918 und 1945, die für beide Richtungen von besonderer Bedeutung ist: Während Allgemeinhistoriker sie als die »Krisenjahre der klassischen Moderne« (Detlev Peukert) interpretieren, beschreiben Bauhistoriker den Durchbruch der Moderne in Architektur und Stadtplanung. Ob als Epoche oder als Stil, »die Moderne« ist für beide ein zentrales Konzept, das zunehmend auf seine Ambivalenzen und alternativen Spielarten hin untersucht wird. Die beiden Wortbedeutungen stehen dabei allerdings in der Regel eher nebeneinander, als dass sie zur analytischen Schärfung miteinander verbunden würden. Die Gründe hierfür liegen vor allem in der institutionellen Entwicklung der Disziplinen. Planungshistoriker kommen meist aus einer architektonischen, technisch orientierten Tradition und sind – wie auch viele Kunsthistoriker – nicht in die Theoriediskussionen an den geschichtswissenschaftlichen Instituten eingebunden.¹ Allgemein- und Kulturhistoriker meiden hingegen oft die städtebaulichen und architektonisch-stilistischen Details, da ihnen die fundierten inhaltlichen und methodischen Grundkenntnisse für deren Analyse fehlen. Dabei birgt gerade die Verknüpfung beider Sichtweisen, die Verortung der Planungskonzepte oder des Stils in der Epoche, großes Potenzial.

Die Entwürfe und Projekte der Städtebauer und Architekten sind für eine politisch interessierte Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit von hoher Aussagekraft. Deren Vertreter stellen nicht mehr allein die Untersuchung von Sozialstrukturen oder von Hochkultur und hoher Politik in den Mittelpunkt, sondern nutzen etwa die Analyse affektiver Haltungen, sinnproduzierender gedanklicher Konstrukte und symbolischer Formen, um Erkenntnisse über die typischen Phänomene einer historischen Epoche zu gewinnen.² Diese Phänomene wiederum sind stets politisch, da in ihnen immer auch dominante »Ordnungsvorstellungen« oder deren konkurrierende Gegenentwürfe repräsentiert sind. Unter diesen Begriff werden hier alle Gedanken und Leitbilder zur Organisation von Staat, Wirtschaft und Kultur im weitesten Sinne gefasst, ebenso wie ganz konkrete Ideen von der angemessenen Lebensform für die Gegenwart. In den jeweils vorherrschenden Varianten solcher Ordnungsvorstellungen spiegeln sich gesellschaftliche Machtverhältnisse wider, zugleich wird ihre soziale Konstruktion sowie Konflikthaftigkeit fassbar.³ Gerade Vorstellungen

1 Dies verdeutlicht auch die immer häufigere Verwendung des Begriffs »Kulturgeschichte« für rein architekturhistorische Werke. Vgl. etwa Ulrich Pfammatter, *In die Zukunft gebaut. Bautechnik- und Kulturgeschichte von der Industriellen Revolution bis heute*, München 2005. Zur aktuellen institutionellen Situation der Planungsgeschichte vgl. die Vorstellung des Arbeitskreises Planungsgeschichte in der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU) in: Christoph Bernhardt u. a. (Hrsg.), *Geschichte der Planung des öffentlichen Raums*, Dortmund 2005, S. 7 und 8.

2 Vgl. vor allem Wolfgang Hardtwig, *Einleitung: Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit*, in: ders. (Hrsg.), *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939*, Göttingen 2005, S. 7–22, hier: insb. S. 9–12.

3 Vgl. Roger Chartier, *Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken*, in: ders., *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*, Berlin 1989, S. 7–20.

über die Nutzungen und Deutungen des Raumes sind für Analysen in diesem Sinne von zentraler Bedeutung – und damit Städtebau und Architektur.

Dem erweiterten kulturgeschichtlichen Zugriff entspricht eine Baugeschichte, die sich anders als die traditionelle kunsthistorisch orientierte Architekturgeschichte nicht nur auf die Meisterwerke eines Stils konzentriert, sondern alle Planungen und Bauten untersucht, auch wenn sie nicht höchsten Qualitätsansprüchen entsprechen. Gerade an diesen lässt sich besonders viel kulturgeschichtlich Interessantes über die typischen Charakterzüge einer Epoche ablesen. In den Zeichnungen der Architekten und Städtebauer werden zeit-spezifische Problemstellungen und Obsessionen deutlich sichtbar. Gleiches gilt für die jeweiligen Ordnungsvorstellungen über die Stadt und Gesellschaft der Gegenwart, die wiederum Rückschlüsse auf die Gesamtgesellschaft erlauben. Oft drücken die Planungen zudem ganz offen die Interessen oder Machtansprüche ihrer Urheber und Auftraggeber aus, sind also eine wichtige Informationsquelle über die Akteure selbst, über ihre Selbstbilder und Werthaltungen. Eine kulturgeschichtliche Einordnung stadtplanerischer sowie architektonischer Leitbilder trägt umgekehrt zugleich erheblich zu deren baugeschichtlicher Analyse bei. Die präzise stilgeschichtliche Verortung etwa wird durch eine Untersuchung der kulturellen Leitbilder und ihre Einbettung in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext leichter, Grautöne und Ambivalenzen gerade bezüglich der Moderne in Städtebau und Architektur lassen sich besser herausarbeiten und erklären.

Solche Möglichkeiten der erkenntnisfördernden Verbindung von Kultur-, Bau- und Städtebaugeschichte stehen im Mittelpunkt dieses Beitrags, der anhand einiger positiver Beispiele und möglicher Anknüpfungspunkte an bestehende Studien das Potenzial dieser interdisziplinären Zusammenarbeit aufzeigen soll. Zugleich wird deutlich gemacht werden, wo entsprechende Ansätze vertieft und weitergetrieben oder überhaupt erst aufgegriffen werden müssten. Das Zentrum der einzelnen Abschnitte bilden nach einem knappen Abriss bisher dominanter Zugänge zum Thema sowie der einschlägigen Forschungskonjunkturen (I.) ausgewählte neuere und auch schon ältere Beiträge zu Utopien und Leitbildern in Planung und Architektur (II.), zu Stadtneu- und Stadtumbau (III.), zu Planen und Bauen im Nationalsozialismus (IV.), zur Analyse von Formen und ihrer Bedeutung (V.) sowie zu den Akteuren und ihren Kontinuitäten über alle politischen Brüche hinweg (VI.).

I. FORSCHUNGSTRADITIONEN UND –KONJUNKTUREN

Der Großteil der Literatur zu Architektur und Städtebau beschäftigt sich in erster Linie mit einzelnen Bauten und deren Urhebern. Entweder stehen kunsthistorische Einzelwerkbetrachtungen und Stilanalysen im Vordergrund oder Lebenswerk und Biografie einzelner »großer Gestalten« werden ohne weitere übergreifende historische Fragestellung untersucht. Dies gilt nicht nur für Monografien, sondern auch für die Beiträge zu zahlreichen wichtigen Sammelbänden.⁴ Dort finden sich zuweilen zwar auch innovative Ansätze, diese werden jedoch selten vertieft.⁵

⁴ Dies ist meist den disziplinären Prägungen der Autoren geschuldet. Vgl. als Beispiele nur zwei Werke renommierter Fachleute: die klassisch geistesgeschichtlich orientierte Stilanalyse bei *Werner Oechslin*, *Stilhölse und Kern*. Otto Wagner, Adolf Loos und der evolutionäre Weg zur modernen Architektur, Zürich 1994, sowie die klassisch architekturgeschichtlich geprägte Werkdokumentation von *Julius Posener*, *Hans Poelzig*. Sein Leben, sein Werk, Braunschweig/Wiesbaden 1994. Für Beiträge in Sammelbänden vgl. etwa *Christine Mengin*, Modelle für eine moderne Großstadt: Ludwig Mies van der Rohe und Ludwig Hilberseimer, in: *Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider* (Hrsg.), *Moderne Architektur in Deutschland 1900–1950*. Bd. 2: Expressionismus und Neue Sachlichkeit, Stuttgart 1994, S. 185–204, die ihre Frage nach der

Immer wieder wird in all diesen Texten der enge Zusammenhang von Architektur und Städtebau beziehungsweise Stadtplanung deutlich. Architekten und Städtebauer hatten in aller Regel zusammen studiert und sich erst im Verlauf ihrer Ausbildung auf einen der beiden Zweige spezialisiert. Grundlegende berufliche Problemlagen betrafen beide gleichermaßen. So stellte etwa die Spannung zwischen Kunst und Handwerk einerseits sowie Technik, Wissenschaft und Industrie andererseits eines der zentralen Themen im Bauwesen des 20. Jahrhunderts dar, in Werkbund, Bauhaus, NS- sowie Nachkriegsarchitektur. Normierung, Typisierung und Industrialisierung waren Grundtendenzen der Zeit. Sie liefen zwar dem künstlerischen Anspruch vieler Architekten und Städtebauer zuwider, machten aber gleichwohl den fordistischen Kern der Moderne in Städtebau und Architektur des 20. Jahrhunderts aus.⁶ Architekten und Städtebauer mussten sich folglich positionieren; ihr persönliches Berufsverständnis entschied darüber, ob sie Kunstwerke oder Gebrauchsarchitektur schufen, ob sie eher künstlerischen Städtebau oder ingenieurtechnisch orientierte Stadtplanung betrieben.⁷ Diese Wahl schlug sich sowohl im Stil einzelner Bauten als auch in Planungen für größere Räume nieder. Architektonische und städtebauliche Überzeugungen beziehungsweise Konzepte bedingten einander und waren aufeinander bezogen. Sie lassen sich daher auch aus kulturhistorischer Perspektive nicht sinnvoll analytisch trennen.⁸

Eines der zentralen Themen, das über Werke und Personen hinaus das Interesse vieler Forscher gefunden hat – und auch in allen Abschnitten dieses Literaturberichtes eine zentrale Rolle spielen wird – ist die Auseinandersetzung mit der Moderne in Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts. Die Rezeption der diesbezüglichen Debatten wird dadurch erschwert, dass das jeweilige Verständnis dieses Begriffs meist nicht explizit definiert wird. So kann »die Moderne« zum ersten als Stil verstanden werden, mit dem nicht notwendig eine inhaltliche Aussage verbunden ist, zum zweiten aber auch als architek-

Großstadtfeindschaft nur am Anfang und am Schluss in die Analyse einbindet, sowie *Rainer Wilkens*, Gebaute Utopie der Macht. Das Beispiel Prora, in: *Romana Schneider/Wilfried Wang* (Hrsg.), *Moderne Architektur in Deutschland 1900–2000*. Bd. 3: Macht und Monument, Stuttgart 1998, S. 117–130.

5 Etwa *Dietrich Neumann*, Die Ungebaute Stadt der Moderne, in: *Stadt der Architektur – Architektur der Stadt*. Berlin 1900–2000, hrsg. von *Thorsten Scheer/Josef Paul Kleinhues/Paul Kahlfeld*, Berlin 2000, S. 161–173, oder *Alan Colquhoun*, Kritik und Selbstkritik in der deutschen Moderne, in: *Schneider/Wang*, Macht und Monument, S. 251–272.

6 Diese Ambivalenz im Selbstverständnis der Zunft wird beispielsweise an der relativ schwachen Rezeption des in seiner Bedeutung weithin unterschätzten Architekten Ernst Neufert in der traditionellen Architekturgeschichtsschreibung deutlich. Vgl. den anregenden, auch kulturgeschichtlich ausgerichteten Sammelband von *Walter Prigge* (Hrsg.), *Ernst Neufert. Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 1999. Den Aspekt des Provisorischen in der Gebrauchsarchitektur als Grundzug der Moderne – gerade auch als Folge der Normung – thematisieren jetzt aus dezidiert gesellschaftskritischer Perspektive *Axel Doßmann/Jan Wenzel/Kai Wenzel*, *Architektur auf Zeit. Baracken, Pavillons, Container*, Berlin 2006.

7 Der Begriff Stadtplanung ist jedoch nicht zeitgenössisch und wird erst Jahrzehnte später geläufig. Vgl. *Jörn Düwel/Niels Gutschow*, *Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ideen – Projekte – Akteure*, Stuttgart 2001, S. 21–24.

8 Zur Unterscheidung der beiden Traditionen vgl. *Gerhard Fehl*, »Stadtbaukunst« contra »Stadtplanung« – »Volkserziehung« contra »Funktionalität«, in: *ders.*, *Kleinstadt, Steildach, Volksgemeinschaft. Zum »reaktionären Modernismus« in Bau- und Stadtbaukunst*, Braunschweig/Wiesbaden 1995, S. 26–56. Eine frühe gute Analyse mit Blick auf kulturelle Ordnungsvorstellungen liefert *Hans-Christoph Rublack*, Von der Stadtbaukunst zur Stadt der neuen Gesellschaft. Städtebau in Deutschland in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, in: *Franz Quarthal/Wilfried Setzler* (Hrsg.), *Stadtverfassung, Verfassungsstaat, Pressepolitik. Festschrift für Eberhard Naujoks zum 65. Geburtstag*, Sigmaringen 1980, S. 169–187.

turtheoretische Haltung oder Baugesinnung⁹, deren adäquate Form wiederum nicht eindeutig festgelegt ist, sowie zum dritten als Epoche der fordistischen Industrialisierung im Bauwesen. Oft werden alle drei Aspekte in der Analyse vermischt und zudem um eine politisch normative Komponente der ›Modernität‹ oder ›Fortschrittlichkeit‹ ergänzt, die auch in der traditionellen allgemeinhistorischen Forschung allgegenwärtig ist.¹⁰ Viele inhaltliche Kontroversen lassen sich auf ein unausgesprochenes unterschiedliches Grundverständnis in dieser Frage und eine Vermischung der allgemeinhistorischen mit der baugeschichtlichen Epochenbezeichnung zurückführen.¹¹ Das bringt Unklarheiten mit sich, denn was architektonisch nicht modern ist, kann trotzdem typisch für die Epoche der Moderne sein; oder anders gesagt: Nicht alles, was zur baulichen Moderne gehört, muss zwangsläufig die Kriterien eines normativ-philosophischen Moderne-Begriffs erfüllen.

Gleichwohl wurde in der Literatur, und wird teils immer noch, eine solchermaßen nicht genau definierte Moderne implizit oder auch explizit als positive Norm der Entwicklung verstanden, an der sich alle vermeintlichen Abweichungen messen lassen müssen.¹² So dominieren Dichotomien von modern und antimodern die Interpretationen. Für alternative oder widersprüchliche Tendenzen inhaltlicher oder formaler Art, für die Ambivalenzen und Grautöne, die für eine kulturgeschichtliche Betrachtung von besonderem Interesse sind, bleibt da kein Raum mehr.¹³ Dies ist einerseits der einflussreichen Selbstdarstel-

9 Eine umfangreiche nuancierende Auseinandersetzung mit der Moderne in der Architektur in beiderlei Hinsicht hat vorgelegt: *Werner Oechslin*, Kulturgeschichte der Modernen Architektur. Eine Einleitung, in: *ders.*, *Moderne entwerfen. Architektur und Kulturgeschichte*, Köln 1999, S. 10–43. Auch er bleibt trotz des Titels und ungeachtet der differenzierenden und kontextualisierenden Analyse letztlich stilgeschichtlich orientiert. Genuin kulturhistorische Fragen in obigem Sinne werden nur ganz am Rande gestellt.

10 Gegen dieses normative Verständnis eines unvollendeten, ungebrochen emanzipatorischen »Projekts der Moderne« (Jürgen Habermas) vgl. nicht nur Horkheimers und Adornos »Dialektik der Aufklärung«, sondern auch die neuere soziologische Theorie, die zunehmend in der Geschichtswissenschaft rezipiert wird. Genannt seien hier nur die Ansätze zur Möglichkeit »anderer« Modernen: *Dilip Parameshwar Gaonkar*, On Alternative Modernities, in: *ders.* (Hrsg.), *Alternative Modernities*, Durham/N. C. 2001, S. 1–23, sowie aus Weberianischer Perspektive *Shmuel N. Eisenstadt*, Modernity in Socio-historical perspective, in: *Eliezer Ben-Rafael/Yitzhak Sternberg* (Hrsg.), *Comparing Modernities. Pluralism Versus Homogeneity* [= Homogeneity, J. G.]. *Essays in Homage to Shmuel N. Eisenstadt*, Leiden 2005, S. 31–56, insb. S. 52–56; zu den negativen, nicht »fortschrittlichen« Seiten der Moderne vor allem *Zygmunt Baumann*, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 1992; und mit Blick auf die Zwischenkriegszeit zum Zusammenhang widerstreitender Ansätze in der Epoche selbst *Michael Makropoulos*, *Tendenzen der Zwanzigerjahre. Zum Diskurs der Klassischen Moderne in Deutschland*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 39, 1991, S. 675–687.

11 Hinzu kommt die fehlende eindeutige Abgrenzung der Begriffe Moderne, Modernität, Modernisierung und Modernismus. Vereinfacht gesagt stehen sie für die Epoche, für ihre Eigenschaft, für den Weg dorthin sowie für eine spezifische Kunstauffassung. Im Englischen definiert Janet Ward pointiert: »modernism: aesthetic output« gegenüber »modernity: material condition«. *Janet Ward*, *Weimar Surfaces. Urban Visual Culture in 1920s Germany*, Berkeley 2001, S. 2. Vgl. auch *Gaonkar*, *Alternative Modernities*. Ob die Epoche der fordistischen, klassischen Moderne inzwischen von einer »zweiten« oder »reflexiven Moderne« (Ulrich Beck/Anthony Giddens) oder sogar einer Postmoderne abgelöst wurde, bleibt davon unberührt und ist hier nicht von Belang.

12 So etwa *Wolfgang Pehnt*, *Deutsche Architektur seit 1900*, München 2005. NS-Architektur einzig als antimodernen Rückschritt sieht beispielsweise *Jürgen Pahl*, *Architekturtheorie des 20. Jahrhunderts. Zeit-Räume*, München 1999.

13 Gegenüber der Feststellung von Heinrich Klotz aus dem Jahr 1986, der konstruktivistische Teil der Moderne werde im Vergleich zum funktionalistischen in der Literatur meist eher ausgeblendet, hat sich die Situation heute sicher gebessert. *Heinrich Klotz* (Hrsg.), *Vision der Moderne. Das Prinzip der Konstruktion*, München 1986. Vgl. etwa *Sima Ingherman*, *ABC. Internationale*

lung der Verfechter der baulichen Moderne schon seit den 1920er-Jahren zuzuschreiben.¹⁴ Andererseits führte bereits die zeitgenössische Frontstellung von Gegnern und Anhängern moderner Architektur seit etwa 1927 zu einer starken Ideologisierung der Debatten unter den Protagonisten. Dies zwang auch andere Architekten und Beobachter zu einer klaren Positionierung, die oftmals eigene Zweifel oder Mehrdeutigkeiten überdeckte.¹⁵ Spätere Wissenschaftler haben diese klaren Zuordnungen fortgeschrieben, sich selbst meist eindeutig einer Seite zugerechnet und in der Folge einen normativen Moderne-Begriff anstelle eines analytisch-deskriptiven verwandt.¹⁶

Die Gleichsetzung von baulich modern mit politisch fortschrittlich und antinationalsozialistisch sowie von baulich antimodern mit politisch reaktionär, die dieser Haltung sowohl bei den Protagonisten als auch bei ihren Interpreten zugrunde lag, war trotz der propagandistischen Verteufelung des Bauhauses durch die Nationalsozialisten in der Realität nie so eindeutig, wie es lange Jahre den Anschein haben konnte.¹⁷ An diesem Beispiel wird besonders deutlich, wie notwendig die Trennung der historisch charakterisierenden, der baulich zuordnenden und der politisch wertenden Begriffsebene ist.¹⁸ Damit ist weder eine inhaltliche Ablehnung der positiven Werte der Protagonisten modernen Bauens und Planens noch eine Verteufelung der aus heutiger Sicht problematischen Aspekte ihrer Arbeit verbunden, sondern es geht allein um die differenzierte Analyse und Erklärung der tatsächlichen historischen Ambivalenzen bei Anhängern und Gegnern der baulichen Moderne. Je länger die beschriebene Epoche zurückliegt, desto weniger kann auf deren ge-

konstruktivistische Architektur 1922–1939, Braunschweig 1997. Gleichwohl werden Strömungen der Epoche wie Heimatstil und konservative Moderne, die nicht einfach zum normativ positiven Modernebegriff passen, nach wie vor – wenn überhaupt – meist nur am Rande behandelt. Vgl. etwa *Pehnt*, Deutsche Architektur. Diese »Standardisierung« und »Kollektivierung« der Moderne in der Architektur kritisiert auch *Gerd de Bruyn*, Fisch und Frosch oder Die Selbstkritik der Moderne, Basel 2001, S. 9.

- 14 Vgl. *Vittorio Magnago Lampugnani*, Die Geschichte der Geschichte der »Modernen Bewegung« in der Architektur 1925–1941: eine kritische Übersicht, in: *ders./Schneider*, Expressionismus und Neue Sachlichkeit, S. 273–296. Zuletzt hierzu auch *Wolfgang Sonne*, Kultur der Urbanität. Die dichte Stadt im 20. Jahrhundert, in: *Karsten Borgmann* u. a. (Hrsg.), Das Ende der Urbanisierung? Wandelnde Perspektiven auf die Stadt, ihre Geschichte und Erforschung (Historisches Forum 8), Berlin 2006, URL: <http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/8/> [25. Juni 2008], S. 49–68, hier: S. 49. Auf die Bedeutung der Bilder in diesem Prozess verweist *Werner Oechslin*, Kulturgeschichte, S. 31–43.
- 15 Zu solchen architektonischen Ambivalenzen vgl. *Neumann*, Ungebaute Stadt; zur Politisierung *Werner Durth*, Utopie der Gemeinschaft. Überlegungen zur Neugestaltung deutscher Städte 1900–1950, in: *Schneider/Wang*, Macht und Monument, S. 134–161, hier: S. 146 f., sowie *Winfried Nerdinger*, »Ein deutlicher Strich durch die Achse der Herrscher«. Diskussionen um Symmetrie, Achse und Monumentalität zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, in: ebd., S. 87–99, hier: S. 90.
- 16 Das gilt zum Beispiel auch für das ansonsten bahnbrechende Buch von *Barbara Miller Lane*, Architektur und Politik in Deutschland 1918–1945, Braunschweig/Wiesbaden 1986 (engl. Original 1968). Selbst 1998 gestalteten sich Diskussionen zwischen beiden Lagern noch schwierig. Vgl. *Romana Schneiders* Vorwort in *dies./Wang*, Macht und Monument, S. 8–11.
- 17 Vgl. nur *Werner Durth*, Zwischen Moderne und Modernismus. Wege zur Architektur der Nachkriegszeit, in: *Lampugnani/Schneider*, Expressionismus und Neue Sachlichkeit, S. 297–321, sowie ausführlich *Winfried Nerdinger* (Hrsg.), Bauhaus-Moderne im Nationalsozialismus. Zwischen Anbiederung und Verfolgung, München 1993. Dass das Bauhaus nicht nur fortschrittlich war, zeigt auch dessen Analyse unter dem *gender*-Aspekt. Vgl. *Anja Baumhoff*, The Gendered World of the Bauhaus. The Politics of Power at the Weimar Republic's Premier Art Institute, 1919–1932, Frankfurt/Main 2001.
- 18 Trotz aller Vorsicht in der Begriffsverwendung aus analytisch-deskriptiver Perspektive lassen sich allerdings auch in diesem Bericht Mischungen und Doppelbezüge nicht immer gänzlich vermeiden.

naue Beschreibung verzichtet werden. Hierzu bedarf es präziser Quellenarbeit zu den politischen und beruflichen Einstellungen und Überzeugungen der Architekten und Städtebauer sowie vor allem zum Entstehungskontext einzelner Bauten und Projekte, zu Intentionen und Ordnungsvorstellungen von Architekten und Auftraggebern im konkreten Fall.¹⁹ Nur so können über allgemeine stilistische Rückschlüsse hinaus ihre Ideen und Haltungen mit allgemeinen Tendenzen der Zeit in Beziehung gesetzt werden.

In methodischer Hinsicht ist die Städtebaugeschichte wenig innovativ gewesen. Anregend für kulturhistorische Fragen waren eher Anstöße aus anderen Disziplinen. So wurde etwa in den letzten Jahren über eine Architekturanthropologie nachgedacht, über die Bedeutung der architektonischen Form für bestimmte Lebensweisen – ein Aspekt, der gerade im Hinblick auf die Siedlungen des »Neuen Bauens« von Belang ist.²⁰ Aus stadtsoziologischer Perspektive wurde dieses Thema jüngst mit der sozialen Konstruktion und Verfasstheit des (Stadtquartier-)Raumes verbunden und mit Blick auf die diesen zugrunde liegenden städtebaulichen Konzepte untersucht.²¹ Dieser Ansatz sollte ebenfalls an historischen Beispielen weiter verfolgt werden. Kunsthistoriker und Politologen beschäftigten sich zudem verstärkt mit einer politischen Ikonografie der Architektur, wiederum einem zentralen Aspekt zur Analyse verschiedener Baustile der Zwischenkriegszeit.²² Die Frage nach der Rezeption, nach dem Umgang mit den Bauten und nach der Aneignung durch die Bevölkerung, wurde dabei allerdings noch nicht hinreichend berücksichtigt.²³ Die intendierte Wirkung von Architektur auf die Betrachter und ihre Nutzung für ideologische Inszenierungen ist von Kulturwissenschaftlern vor allem mit Blick auf den Nationalsozialismus thematisiert worden.²⁴ Anhand des Umgangs mit dessen baulichen Hinterlassen-

19 Auf die Bedeutung dieser und anderer Akteure etwa aus der Bauverwaltung weist hin *Dietrich Neumann*, »Die Wolkenkratzer kommen!« Deutsche Hochhäuser der Zwanziger Jahre. Debatten. Projekte. Bauten, Braunschweig 1995, S. 7. Die Berücksichtigung unterschiedlicher Intentionen der Beteiligten mahnt in seiner Einleitung an *Wolfgang Sonne*, *Representing the state. Capital city planning in the early twentieth century*, München 2003. Vgl. unten die Abschnitte VI. und V.

20 Mit dem zeitgenössischen Begriff des »Neuen Bauens« wird nicht allein der – politisch zunächst neutrale – Stil moderner Architektur im Sinne des Bauhauses bezeichnet, sondern vor allem der sozialemanzipatorische Anspruch der Architekten, bessere Gebäude für die »Neue Zeit« und den »Neuen Menschen« zu bauen. Vgl. *Norbert Huse*, »Neues Bauen« 1918–1933. Moderne Architektur in der Weimarer Republik, 2., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 1985. Die damit einhergehenden Rationalisierungsutopien beschreibt *Adelheid von Saldern*, »Statt Kathedralen die Wohnmaschine«. Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne, in: *Frank Bajohr* u. a. (Hrsg.), *Zivilisation und Barbarei: Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne*. Detlev Peukert zum Gedenken, Hamburg 1991, S. 168–192. Zur Architekturanthropologie vgl. *Mari-José Amerlinck* (Hrsg.), *Architectural Anthropology*, Westport 2001, wobei der zeitliche und räumliche Fokus eher breit angelegt ist.

21 *Katharina Manderscheid*, *Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume*, Wiesbaden 2004.

22 Im Anschluss an Günter Bandmann und Martin Warnke zuletzt *Klaus von Beyme*, *Politische Ikonologie der modernen Architektur*, in: *ders.*, *Die Kunst der Macht und die Gegenmacht der Kunst. Studien zum Spannungsverhältnis von Kunst und Politik*, Frankfurt/Main 1998, S. 307–350.

23 Zu deren Bedeutung für die Analyse vgl. die Einleitung in *Sonne*, *Representing the state*. Mit der Aneignung der gebauten Umwelt durch Erzählungen über die Stadt beschäftigt sich *Ruth Finnegan*, *Tales of the City. A study of Narrative and Urban Life*, Cambridge 1998.

24 Mit Blick auf die NS-»Stimmungsarchitektur« etwa *Dietmar Bartzeko*, *Zwischen Zucht und Ekstase. Zur Theatralik von NS-Architektur*, Berlin 1985. Zur Inszenierung der Olympischen Spiele 1936, auch auf architektonischem Gebiet, *Thomas Alkemeyer*, *Körper, Kult und Politik. Von der »Muskelreligion« Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936*, Frankfurt/Main 1996.

schaften wurde etwa für die Nachkriegszeit gezeigt, wie die Geschichten von Städtebau und Erinnerungskultur äußerst produktiv miteinander verknüpft werden können, indem herausgearbeitet wurde, wie sehr sich Strategien der Vergangenheitsbewältigung in der Gestaltung des Raums niederschlugen.²⁵

Die klassische Städtebaugeschichtsschreibung hat sich des Themas der NS-Bauprojekte erst recht spät angenommen. In den ersten Nachkriegsjahren stand das Thema kaum auf der Tagesordnung. Wenn zurückgeblickt wurde, dann auf die Geschichte der Moderne in der Architektur. Erst in den 1970er-Jahren begann die intensivere Auseinandersetzung mit Städtebau und Architektur des »Dritten Reiches«.²⁶ Sie stand ganz im Zeichen der damaligen stark theoretisch aufgeladenen und teilweise alarmistischen Faschismusdiskussion und war an den konkreten Umständen und Spezifika der NS-Architektur nur am Rande interessiert.²⁷ Dies änderte sich in den 1980er-Jahren radikal. Nach dem »Historikerstreit« fand zudem eine spürbare Hinwendung zur Empirie statt. Neben Architekten und Städtebauern wurden nun auch die Raumplaner des Dritten Reiches Thema der Forschung. Durch die Öffnung osteuropäischer Archive vor und nach 1989 rückten der Generalplan Ost sowie die verantwortlichen Personen und Institutionen in den Mittelpunkt des Interesses.²⁸ Parallel dazu verstärkte sich Mitte der 1980er-Jahre die Diskussion über die Existenz und Spezifika eines genuine NS-Stils. Diese Debatte wurde von einer Historisierung des Phänomens Architektur und Städtebau im Dritten Reich insgesamt begleitet.²⁹ Die NS-Zeit wurde nun stärker im Kontext ihrer Vor- und Nachgeschichte gesehen, biografische Kontinuitäten bei den einzelnen Architekten und Städtebauern waren folglich nicht mehr zu übersehen. Wurde diese Diskussion in erster Linie noch von den Schülerinnen und Schülern der Protagonisten der 1930er- und 1940er-Jahre geführt, so treten inzwischen mit zunehmendem generationellen Abstand emotional und inhaltlich unabhängige Forscher in den Vordergrund, die sich leichter aus den alten Frontbildungen lösen und den notwendigen Differenzierungen zuwenden können.³⁰

25 Gavriel D. Rosenfeld, *Munich and Memory. Architecture, Monuments, and the Legacy of the Third Reich*, Berkeley 2000.

26 Viele Begriffe aus der Zeit der NS-Diktatur sollten ausdrücklich die Ideologie des Regimes transportieren und sind für einen deskriptiven Gebrauch im Rahmen einer kulturgeschichtlichen Analyse von Ordnungsvorstellungen daher zumindest vorbelastet, so auch die Bezeichnung »Drittes Reich«. Wegen der Häufigkeit entsprechender Begriffe wird aus Gründen der Lesbarkeit im Folgenden auf die Anführungszeichen verzichtet, sofern nicht ausdrücklich auf die ideologische Komponente hingewiesen werden soll.

27 Repräsentativ für diese Richtung sind drei Ausstellungsbegleitbände: *Georg Bussmann*/Frankfurter Kunstverein (Hrsg.), *Kunst im 3. Reich. Dokumente der Unterwerfung*, Frankfurt/Main 1974; *Berthold Hinz* u. a. (Hrsg.), *Die Dekoration der Gewalt. Kunst und Medien im Faschismus*, Gießen 1979; *Klaus Behnken*/Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.), *Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus*, Berlin 1987. Zeitgleich erschienen aber auch schon das Standardwerk von *Joachim Petsch*, *Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich. Herleitung, Bestandsaufnahme, Entwicklung, Nachfolge*, München 1976, und die Dokumentation von *Jost Dülffer/Jochen Thies/Josef Henke*, *Hitlers Städte. Baupolitik im Dritten Reich*, Köln 1978. In die entgegengesetzte Richtung zielten ab Ende der 1970er-Jahre Versuche, die NS-Architektur als deutsche Ausformung eines allgemeinen europäischen Trends zu deuten. Den Anfang machte *Lars Olof Larsson*, *Die Neugestaltung der Reichshauptstadt. Albert Speers Generalbebauungsplan für Berlin*, Stockholm 1978.

28 Für einen Überblick vgl. den Sammelband von *Mechtild Rössler/Sabine Schleiermacher* (Hrsg.), *Der »Generalplan Ost«. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik*, Berlin 1993. Vgl. unten Abschnitt IV.

29 Den Startschuss gab der Sammelband von *Hartmut Frank* (Hrsg.), *Faschistische Architekturen. Planen und Bauen in Europa 1930–1945*, Hamburg 1985. Vgl. unten Abschnitt IV.

30 Ein aktuelles Beispiel ist *Christian Welzbacher*, *Die Staatsarchitektur der Weimarer Republik*, Berlin 2006. Vgl. unten Abschnitt V.

II. UTOPIEN UND LEITBILDER IN STADTPLANUNG UND ARCHITEKTUR

Zu den Beispielen für diese neueren Zugänge gehören Untersuchungen, die die gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen der Architekten und Stadtplaner sowie deren Niederschlag in den jeweiligen Leitbildern der Disziplinen analysieren.³¹ Die unmittelbare Relevanz solcher Arbeiten für aktuelle allgemeinhistorische Fragen wird an den Überlegungen Lutz Raphaels zur Rolle von Sozialexperten im Dritten Reich deutlich.³² Er zeigt, wie Stadtplaner und andere in der Praxis tätige Wissenschaftler – ohne selbst notwendig überzeugte NS-Anhänger zu sein – die Ideologie des Regimes bereitwillig umsetzten und durch diese Demonstration ihrer Anwendbarkeit zugleich halfen, sie radikalisiert weiterzutreiben. Für den Erfolg des Regimes wurden diese »Sozialingenieure« dadurch unabdingbar. Ihre Konzepte changierten zwischen der konsequenten Umsetzung sozialkonservativen Ordnungsdenkens mit seiner Orientierung am vergangenheitsbezogenen Ideal einer »heilen Moderne« – einer Versöhnung der Tradition mit der Gegenwart – und der Realisierung utopisch-radikaler Entwürfe für die »Volksgemeinschaft« im Zuge des Zweiten Weltkrieges.

Den utopischen Gehalt der damals diskutierten Konzepte, und damit indirekt auch Teile der ihnen zugrunde liegenden wahrnehmungs- und handlungsleitenden Ordnungsvorstellungen, hat Gerd de Bruyn herausgearbeitet.³³ Er weist auf das Utopische als Kern städtebauerischen Handelns hin: Alle Idealstadtmodelle und neuartigen Siedlungsvorstellungen sollten stets neuen idealen Menschen das bessere Leben in einer neuen Gesellschaft ermöglichen. Zugleich zeigt de Bruyn das diktatorische Potenzial dieser Entwürfe auf: Der utopische Städtebauer allein bestimme aus eigener Erkenntnisvollkommenheit heraus die richtige Form für alle Bewohner. Dieser Größenwahn habe ihn nach größtmöglicher Planungsfreiheit und in aller Regel auch nach der praktischen Umsetzung seiner Ideen streben lassen. Der Verlust der Bausubstanz und der kulturellen Traditionen der bestehenden alten Städte sei dabei bewusst in Kauf genommen worden. Das Ideal der Planer war eine überschaubare Gemeinschaft, ihr Ziel soziale Harmonie durch Versöhnung und Konfliktbeseitigung. Erst mit den Beiträgen Le Corbusiers in den 1920er-Jahren sei der moderne Städtebau aus seiner fortschrittsheimmenden Großstadtfeindschaft befreit worden.³⁴ De Bruyn zeigt die enge Verknüpfung von Städtebau und Philosophie, indem er die großen Idealstadtentwürfe der Baugeschichte mit letzterer verbindet. Der spezifische kulturhistorische Kontext, der sowohl philosophische als auch städtebauliche Konzepte erst ermöglicht und hervorbringt, bleibt dabei jedoch leider außen vor. Dies gilt auch für einen weiteren Essay de Bruyns zu Kritik und Selbstkritik der Moderne in der Architektur, der

31 Ein sehr frühes Beispiel ist die Diplomarbeit der Soziologin *Heide Berndt*, *Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern*, Stuttgart 1968. Für eine Geistesgeschichte der Stadtplanung vgl. auch den Klassiker von *Peter Hall*, *Cities of Tomorrow. An Intellectual History of Urban Planning and Design in the Twentieth Century*, Oxford 1988.

32 *Lutz Raphael*, *Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungsdenken und rassistischer Utopie (1918–1945)*, in: *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.), *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*, München 2003, S. 327–346. Vgl. auch *ders.*, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: *GG* 27, 2001, S. 5–40.

33 *Gerd de Bruyn*, *Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken*, Braunschweig/Wiesbaden 1996.

34 *Ebd.*, S. 235 ff. De Bruyn zeigt hier ferner die Entpolitisierung der Charta von Athen in der Textfassung Le Corbusiers von 1943. Zu Le Corbusier vgl. auch die ältere Arbeit von *Thilo Hilpert*, *Die funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision – Bedingungen, Motive, Hintergründe*, Braunschweig 1978.

ebenfalls weitgehend disziplinimmanent argumentiert. Das volle Erkenntnispotenzial seiner anregenden Gedanken wird damit nicht ausgeschöpft.³⁵

Die konkrete politische Bedeutung städtebaulicher Leitbilder und der ihnen zugrunde liegenden gesellschaftspolitischen Utopien und Ordnungsvorstellungen wird anhand einzelner lokaler Studien deutlich. Sandra Schürmann hat am Beispiel Recklinghausens gezeigt, wie modernisierungsbereite kommunale Stadtplaner mit ihrem modernen Handwerkszeug eine Vorstellung von der Identität ihrer Stadt schützen wollten, die auf einem agrarromantischen kleinstädtisch-ländlichen Leitbild beruhte. Die Ordnung der gebauten Stadt sollte dafür sorgen, dass diese sich einerseits von einer möglichst unversehrten Landschaft und andererseits vom Industriegebiet des Reviers eindeutig abgrenzen ließ.³⁶ Im selben Industriegebiet gab es jedoch auch ganz andere Leitbilder bei lokalen Eliten. Die Dortmunder Stadtplanung der späten 1920er-Jahre beispielsweise orientierte sich an einem positiven Bild von der Großstadt, deren Urbanität es zu stärken galt. Für Agrarromantik blieb dort kein Platz.³⁷

Städtebauliche Traditionslinien und Haltungen zur Großstadt

Die beiden Fälle Recklinghausen und Dortmund stehen beispielhaft für die ersten beiden der drei großen Traditionslinien der Städtebaugeschichte im 20. Jahrhundert, die unmittelbar mit gesellschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen im kulturhistorischen Sinne verbunden sind. Die eine sah in der Großstadt den angemessenen Ort der modernen Industriegesellschaft und verfolgte daher eine konsequente Fortschreibung der Urbanisierung durch Stadtumbau und Citybildung. Die andere lehnte große Städte als Grundursache aller Übel der Gegenwart ab und versuchte Konzepte für eine Desurbanisierung zu entwickeln, sei es durch neue kleinstädtische Siedlungen oder durch die Auflockerung bestehender Städte.³⁸ Dazwischen stand die dritte Traditionslinie, die die Großstadt der Gegenwart zwar kritisierte, sie aber nicht auflösen, sondern verbessern wollte. Ihre Vertreter hatten wie die Großstadtenthusiasten die Wahl zwischen Verdichtungs- und Auflockerungskonzepten. Diese beiden Vorstellungszusammenhänge können daher nicht einfach mit den Etiketten »verdichtende weitere Urbanisierung = modern« und »auflockernde

35 *De Bruyn*, Fisch und Frosch. Zur Selbstkritik vgl. auch *Colquhoun*, Kritik und Selbstkritik, sowie *Kristiana Hartmann*, Neugier auf die Moderne, in: *dies.*, trotzdem modern. Die wichtigsten Texte zur Architektur in Deutschland 1919–1933, Braunschweig/Wiesbaden 1994, S. 7–49.

36 *Sandra Schürmann*, Dornröschen und König Bergbau. Kulturelle Urbanisierung und bürgerliche Repräsentationen am Beispiel der Stadt Recklinghausen (1930–1960), Paderborn 2005, hier: S. 147f. Zur Bedeutung von Grenzen für eine kulturhistorisch ausgerichtete Stadtgeschichtsschreibung vgl. *Moritz Föllmer/Habbo Knoch*, Grenzen und urbane Modernität. Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume, in: *Borgmann* u. a., Ende der Urbanisierung?, S. 85–99. Die Bedeutung gerade städtebaulicher Leitbilder und ihrer Umsetzung für die Konstruktion und Durchsetzung von Grenzen in der Stadt – und damit das Potenzial einer kulturgeschichtlich orientierten Städtebaugeschichte für dieses Thema – wird hier leider ausgeblendet, vgl. ebd. S. 85. Zum Thema Ausgrenzung in der Stadt vgl. jetzt auch den Themenband: Integration und Fragmentierung in der europäischen Stadt, AfS 46, 2006.

37 *Jochen Guckes*, »Stätte des Willens und der Tat«. Städtische Selbstbilder und Städtebaudebatten in Dortmund in der Weimarer Republik, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 92/93, 2002, S. 175–220, hier: S. 197–200 und S. 205–207 sowie S. 211–214. Zu dieser Einschätzung vgl. auch *Christian Kopetzki*, Einige Voraussetzungen für Stadterneuerung und Stadtumbau im Nationalsozialismus – Anmerkungen zu einem Forschungsprojekt, in: *Folkert Lüken-Isberner* (Hrsg.), Stadt und Raum 1933–1949, Kassel 1991, S. 9–22.

38 Hierzu insbesondere der frühe Aufsatz von *Dirk Schubert*, Großstadtfeindschaft und Stadtplanung. Neue Anmerkungen zu einer alten Diskussion, in: Die alte Stadt 13, 1986, H. 1, S. 22–41.

Desurbanisierung = antimodern« versehen werden. Sowohl im politischen als auch im stilistischen Sinne gab es konservative Vertreter der dichten Stadt und vor allem zahlreiche fortschrittsorientierte Vertreter einer Auflockerung der Großstädte.³⁹ Dies hängt mit den historischen Wurzeln der jeweils zugrunde liegenden Ideen zusammen.

Städtebau als Disziplin entwickelte sich überhaupt erst aus der Erkenntnis heraus, dass das ungeplante Wachstum der Städte in der Phase der Industrialisierung zu unhaltbaren Zuständen geführt hatte. Viele derjenigen, die sich selber als Baukünstler verstanden, stimmten in eine der romantischen Tradition entstammende generelle Kulturkritik und Großstadtfeindschaft ein.⁴⁰ Das anzustrebende Ideal war für sie die vorindustrielle agrarisch geprägte Kleinstadt oder gar das Dorf, in denen eine heile Welt wieder möglich werden sollte. Solches Gedankengut prägte große Teile der Reformbewegungen um 1900 und war oft mit nationalistischen und völkischen Ideen verbunden.⁴¹ Vor allem die Gartenstadt-, die Heimatschutz- und die Siedlungsbewegung wollten auf städtebaulichem Gebiet praktische Konsequenzen aus der Großstadtfeindschaft ziehen. Aber nicht alle Unterstützer dieser Reformkonzepte waren konservativ oder reaktionär eingestellt und suchten ihr Heil in der Vergangenheit. Nicht wenige Gartenstadtverfechter etwa, die wie beim berühmten Beispiel Hellerau bei Dresden der künstlerischen Avantgarde oder der bürgerlichen Sozialreformbewegung zugehörig waren, wollten – im Gegenteil – durchaus die Zukunft gestalten und dazu die Städte verbessern, nicht jedoch diese grundsätzlich auflösen.⁴² Die eindeutige Zuordnung konkreter utopischer Entwürfe zu einer konservativen oder einer progressiven Spielart der Gartenstadt- bzw. Siedlungsidee ist daher nicht einfach. Das zeigt beispielsweise das Werk Bruno Tauts. Seine Nachkriegsmanifeste zielten fraglos auf ein vormodernes Gemeinschaftsideal, während seine Siedlungen der mittleren und späteren 1920er-Jahre als Beiträge zur Erweiterung und Verbesserung der bestehenden Großstädte zu verstehen sind.⁴³

Diese Ambivalenz gilt ebenso für das Paradigma der aufgelockerten Großstadt, das in der Zwischenkriegszeit auch international als das vorherrschende Konzept galt.⁴⁴ Die Trennung des Stadtgebiets nach gesellschaftlichen Funktionen in Räume für Arbeit, Wohnen und Freizeit, die sogenannte Zonung, wurde sowohl von großstadtkritischen als auch von metropolenbegeisterten Planern angestrebt. Zu Ikonen dieser ambivalenten Moderne in der Planung sind die *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne* (CIAM) und die 1933 verfasste Charta von Athen geworden. In ihrer Rezeption stehen beide allerdings meist nur noch für die eine, fortschrittsbegeisterte Seite dieses Bildes. Ein allgemeines Unterscheidungsmerkmal für die grundlegenden Überzeugungen der Anwender von Zonungskonzepten kann das Ziel sein, auf das sie ihren Schwerpunkt gelegt haben: War die

39 Auch die Begriffe »fortschrittsorientiert« oder »progressiv« enthalten – wie »modern« – eine stark normative Komponente, die ihre analytische Verwendung erschwert. Daher ist stets zu fragen, wer denn über die »Progressivität« einer Person, Handlung oder Idee entscheidet. Zur dichten Stadt vgl. jetzt *Sonne*, Kultur der Urbanität.

40 Vgl. *Fehl*, »Stadtbaukunst«.

41 Dies wird besonders deutlich bei *Dirk Schubert* (Hrsg.), *Die Gartenstadtidee zwischen reaktionärer Ideologie und pragmatischer Umsetzung*: Theodor Fritschs völkische Version der Gartenstadt, Dortmund 2004.

42 Zur Bandbreite solcher Diskussionen am Beispiel der Stadtrandsiedlungen vgl. *Tilman Harlander/Katrin Hater/Franz Meiers*, *Siedeln in der Not. Umbruch von Wohnungspolitik und Siedlungsbau am Ende der Weimarer Republik*, Overath 1988, S. 46–67, insb. S. 48.

43 Zur Rezeption und Einordnung seines Werkes vgl. beispielsweise die Einleitung in *Winfried Nerdinger u. a.* (Hrsg.), *Bruno Taut 1880–1938. Architekt zwischen Tradition und Avantgarde*, Stuttgart 2001. Den antimodernen Charakter der frühen Taut'schen Visionen benennt auch *de Bruyn*, Diktatur, S. 235 f.

44 Vgl. *Stephen S. Ward*, *Planning the Twentieth Century City. The advanced capitalist world*, Chichester 2002.

Motivation der Architekten und Städtebauer in erster Linie der Ausgleich gesellschaftlicher Spannungen und die Schaffung von Harmonie durch die Wiederbelebung einer angeblich konfliktärmeren Gemeinschaft, so sind ihre Ordnungsvorstellungen eher dem anti-urbanen und großstadtfeindlichen Lager zuzurechnen. Ging es ihnen jedoch um die Verbesserung der konkreten Lebensbedingungen der Bewohner in der Großstadt, stand eher der progressive Ansatz im Vordergrund. Dies galt um so mehr, wenn von den Städtebauern sozialdemokratisches oder sozialistisches Gedankengut vertreten wurde, wie es etwa den Urhebern der Siedlungen des Neuen Bauens nachgesagt wurde.⁴⁵ Mit all diesen Konzepten waren zudem nicht nur politische Zielorientierungen, sondern zugleich auch bewusste und unbewusste Grundüberzeugungen hinsichtlich der wünschenswerten Geschlechterverhältnisse und der angemessenen Verteilung der unterschiedlichen sozialen Schichten im Stadtraum verbunden.⁴⁶ Die möglichst präzise Erforschung solcher Leitvorstellungen und Motivationen im Zusammenhang mit konkreten Projekten fehlt leider noch weitgehend. Genau dort liegt das Potenzial kulturgeschichtlicher Ansätze, etwa wenn es um praktische Wirkungen kulturkritischer Ordnungsvorstellungen geht.

Ebenso kritisch gegenüber der real existierenden Großstadt des Kaiserreichs, aber deutlich weniger allgemein stadtfeindlich und vergangenheitsorientiert als die Gartenstadtvertreter, waren die Verfechter der Bandstadt. Mit dieser sollte das vorherrschende Modell einer radio-zentrisch angelegten Stadt durch eine lineare Ordnung ersetzt werden. Damit wurde auch das alte bürgerliche Konzept eines Zentrums, um das herum sich die Teile der Stadt gruppieren, hinfällig. Statt der Vorrangstellung alter Eliten versprach die geplante Anordnung von Siedlungs- und Verkehrsbändern die Möglichkeit einer Egalisierung auch der sozialen Unterschiede, wie Gerhard Fehl gezeigt hat.⁴⁷

In diesem Bandstadtmodell verband sich die reformorientierte Großstadtkritik besonders augenfällig mit einem anderen Zug der modernen Stadtplanung, dem Glauben an die Planbarkeit und die Ordenbarkeit des Raumes. Die Euphorie für den Umbau der Stadt teilten die Bandstadt-Vertreter mit den Großstadtbefürwortern. Geradezu fortschrittsextremistische Metropolenbegeisterung prägte viele Verfechter einer Umgestaltung der Innenstädte zu Cities. Urbanisierung bedeutete für sie das glatte Gegenteil von Auflockerung und Dezentralisierung. Wolfgang Sonne hat jüngst darauf hingewiesen, dass dieses Leitbild der dichten Stadt während des gesamten 20. Jahrhunderts nie vollständig von dem der aufgelockerten und dezentralisierten Stadt verdrängt wurde, auch wenn die gängigen Darstellungen dies suggerieren.⁴⁸ »Großstadtwerdung« und »Turmhäuser« hießen die Zie-

45 Vgl. die Analyse des berühmtesten Beispiels: *Christoph Mohr/Michael Müller*, Funktionalität und Moderne. Das neue Frankfurt und seine Bauten 1925–1933, Köln 1984. Gerade hier zeigt sich aber wiederum auch, dass etwa in der Person Ernst Mays beide Tendenzen gleichzeitig angelegt waren, S. 165 f.

46 Zu ersteren vgl. *Susanne Frank*, Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts, Opladen 2003, *Ulla Terlinden/Susanna von Oertzen*, Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870–1933, Berlin 2006, und *Ingeborg Beer*, Architektur für den Alltag. Vom sozialen und frauenorientierten Anspruch der Siedlungsarchitektur in den zwanziger Jahren, Berlin 1994, zu letzteren *Heinz Reif*, Die verspätete Stadt. Industrialisierung, städtischer Raum und Politik in Oberhausen 1846–1929, Köln 1992/93.

47 *Gerhard Fehl*, Gartenstadt und Bandstadt. Konkurrierende Leitbilder im deutschen Städtebau, in: Die alte Stadt 27, 2000, H. 1, S. 48–67, hier: S. 65 f. Vgl. auch ausführlicher *ders./Juan Rodriguez-Lores* (Hrsg.), Die Stadt wird in der Landschaft sein und die Landschaft in der Stadt. Bandstadt und Bandstruktur als Leitbilder des modernen Städtebaus, Basel 1997. Zur Gartenstadt vgl. auch *Franziska Bollerey/Gerhard Fehl/Kristiana Hartmann* (Hrsg.), Im Grünen wohnen – im Blauen planen. Ein Lesebuch zur Gartenstadt mit Beiträgen und Zeitdokumenten, Hamburg 1990.

48 *Sonne*, Kultur der Urbanität.

le dieses Verlangens nach Urbanität, das vor allem von Liberalen und Sozialdemokraten vertreten und von der neuen Schicht der Angestellten begeistert aufgenommen wurde.⁴⁹ Die Pläne und Wettbewerbe der 1920er-Jahre sprechen hier eine klare Sprache, wie Dietrich Neumann unter anderem an den Vorstellungen Martin Wagners für Berlin gezeigt hat.⁵⁰

Dessen Umgestaltungspläne für die Innenstadt verweisen ebenso wie die Siedlungsvorhaben am Stadtrand auf einen weiteren zentralen Aspekt des Städtebaus im 20. Jahrhundert: das Streben nach Rationalisierung, das eine der Grundtendenzen der Epoche der Moderne war – und letztlich eine der Ursachen für die Gegenbewegung der Kulturkritik. Dabei war nicht nur die Rationalisierung der Organisation der Stadt durch Funktionstrennung und Verkehrsoptimierung das Ziel, sondern auch die Rationalisierung der Lebensvollzüge. Die berühmte Frankfurter Küche ist ein Beispiel hierfür. Letztlich ging mit diesen Anstrengungen auch die Vorstellung einer Rationalisierung des Sozialen und der Menschen selbst einher. Sozialingenieure wollten mit dem Neuen Bauen zugleich Gesundheits- und Hygienepolitik betreiben, wie Adelheid von Saldern herausgearbeitet hat.⁵¹ In welche Dimensionen der Machbarkeitswahn von Architekten und Planern reichen konnte, zeigt das Atlantropa-Projekt Herman Sörgels, der eine teilweise Trockenlegung des Mittelmeeres plante und dafür in seiner Zunft zahlreiche Unterstützer fand.⁵²

Die Suche nach Ausdruck in der Architektur

In »Atlantropa« vermischen sich Stadtplanung, sozialpolitische Projekte und Architektur. Die Spannweite möglicher Positionen zwischen Großstadtfeindschaft und Metropolenbegeisterung beschränkt sich nicht auf Städtebau und Sozialpolitik, sondern charakterisiert ebenso die Arbeit der Architekten. Auch ihre Werke sind für die kulturgeschichtliche Analyse eine wertvolle Quelle. Baustile reflektieren Weltansichten. Wer Heimatstilarchitektur errichtete, war sicher weniger fortschrittsgläubig als die Protagonisten des Neuen Bauens.⁵³ Zwischen Reform und Tradition oder zwischen Expressionismus und Neuer Sachlichkeit gab es zudem noch viele weitere mögliche Nuancen.⁵⁴ Folglich sind auch hier die Zuschreibungen weniger einfach als zumeist angenommen. Wie die Städtebauer changier-

49 Vgl. Guckes, »Stätte des Willens«, S. 197 f. und 218 f.

50 Neumann, Ungebaute Stadt, und ders., »Die Wolkenkratzer kommen«.

51 Saldern, »Statt Kathedralen«. Vgl. auch Kristiana Hartmann, Alltagskultur, Alltagsleben, Wohnkultur, in: Gert Kähler (Hrsg.), Geschichte des Wohnens. Bd. 4: 1918–1945. Reform, Reaktion, Zerstörung, Stuttgart 1996, S. 185–302, hier: S. 269–294, den Ausstellungskatalog: Martin Wagner 1885–1957. Wohnungsbau und Weltstadtplanung. Die Rationalisierung des Glücks, Berlin 1985, sowie Prigge, Ernst Neufert. In die gleiche Richtung zielen aus der gender-Perspektive auch Martina Heßler, »Mrs. Modern Woman«. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung, Frankfurt/Main 2001, insb. Kap. 7: Die Vertreibung ins Paradies. Von der technisierten »Wohnmaschine« zur »Primitivsiedlung«, S. 263–333, sowie mit Betonung der Rolle der Frauen in der als männlich dargestellten Planungsgeschichte jetzt Terlinden/von Oertzen, Wohnungsfrage.

52 Wolfgang Voigt, Atlantropa: Weltbauen am Mittelmeer. Ein Architektentraum der Moderne, Hamburg 1998.

53 Gleichwohl entstammten die Vertreter beider Richtungen trotz aller stilistischen, bauteoretischen und politischen Unterschiede dem gemeinsamen Aufbruch gegen den Historismus mit der Gründung des Deutschen Werkbundes am Anfang des 20. Jahrhunderts. Diese »alte« Sachlichkeit stand am Anfang der Entwicklung zu den »verschiedenen Modernen« in der Architektur, die erst 1927 mit der Spaltung der Werkbundarchitekten in den progressiven »Ring« und den konservativen »Block« auch institutionell sichtbar wurde. Vgl. Welzbacher, Staatsarchitektur, S. 10 f., der für das Ende der Weimarer Republik zudem eine Wiederannäherung sieht, S. 277.

54 Die zahlreichen Aufsätze der gleichnamigen Ausstellungsbände des Deutschen Architektur Museums in Frankfurt thematisieren diese Spannungen, meist jedoch leider nur auf einer stilgeschichtlichen Ebene.

ten auch viele Architekten zwischen den verschiedenen Positionen, oftmals mischten sich fortschrittliche und rückwärts gewandte Ansätze bei einer Person. Nicht wenige avantgardistische Künstler vertraten zugleich Standpunkte, die heute eher den Vertretern der Konservativen Revolution zugerechnet werden. Kristiana Hartmann hat in ihrer Einleitung einer Quellensammlung zur Moderne in der Architektur der Weimarer Republik diese »intellektuellen Gemengelage« (Manfred Gangl) eindrücklich beschrieben und – gegen die postmoderne Modernekritik gerichtet – die Selbstreflexivität der damaligen Architekten hervorgehoben.⁵⁵

Die Entwicklung moderner Architektur entsprang einem beständigen Prozess des Suchens, der auch im Dialog mit den Verfechtern konservativer Ideale ablief, sei es mit deren Versuch, eine »heile Moderne« im Heimatstil zu schaffen, also traditionelle Werte mit den Erfordernissen der Gegenwart zu versöhnen, sei es mit ihrem Bestreben, nationale Größe in Monumentalbauten auszudrücken.⁵⁶ Diese Unsicherheit hinsichtlich des angemessenen Stils für die Gegenwart zeigt sich auch an den Gegnern des Bauhauses, die sich an einem heroischen Stil versuchten oder im Kirchenbau der Romanik ein Vorbild für die Gegenwart sahen.⁵⁷ Vor allem abseits der kulturellen Metropolen und der sozialdemokratisch geförderten Hochburgen des Neuen Bauens war den vielen weniger berühmten Architekten meist nicht klar, wie angemessen zu bauen sei. Im Ruhrgebiet etwa schien die Leichtigkeit der Bauhausarchitektur nicht zur schwerindustriellen Umgebung zu passen. Gleichwohl wollten private und städtische Architekten modern bauen, und es entstanden Gebäude, die einer stilistisch gemäßigten, konservativeren Moderne zuzurechnen sind.⁵⁸ Wiederum wird deutlich, dass ideologische Überzeugungen und Ordnungsvorstellungen sich nicht notwendig in voraussehbaren architektonischen Formen oder planerischen Leitbildern ausdrücken. Es bedarf vielmehr in jedem Fall einer genauen Analyse der jeweiligen Kontexte und Stellungnahmen, da die gleiche Form auf unterschiedliche zugrunde liegende Ordnungsvorstellungen verweisen kann.⁵⁹

Hinzu kommt, dass sowohl die Verfechter der stilistischen oder auf die Baugesinnung bezogenen Moderne in Architektur und Stadtplanung als auch die konservativeren Vertreter eines traditionsgebundenen oder monumentalisierten Städtebaus zum historischen Epochenphänomen »Moderne« gehören. Beide Richtungen setzten sich bei ihrem Versuch, für die Gegenwart den angemessenen Ausdruck zu finden, mit der Realität der urbanisierten und industrialisierten Massengesellschaft auseinander. Auch wenn viele Anhänger der architektonischen Moderne den zeitgenössischen sowie den späteren postmodernen Gegnern

55 Hartmann, Neugier, S. 28. Vgl. hierzu auch *de Bruyn*, Fisch und Frosch, und *Colquhoun*, Kritik und Selbstkritik. Allgemein hierzu *Makropoulos*, Tendenzen.

56 Vgl. auch *Walter Zschokke*, Technische Bauten und der gelungene Versuch ihrer Aussöhnung mit der Landschaft, in: *Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider* (Hrsg.), *Moderne Architektur in Deutschland 1900–1950*. Bd. 1: Reform und Tradition, Stuttgart 1992, S. 221–244.

57 *Frank-Bertold Raith*, Der heroische Stil. Studien zur Architektur am Ende der Weimarer Republik, Berlin 1997; *Holger Brülls*, Neue Dome. Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderne Kulturkritik im Kirchenbau der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Berlin 1994.

58 Zum Beispiel Dortmund *Guckes*, »Stätte des Willens«, S. 208–214, vgl. allgemein hierzu auch *Pehnt*, Deutsche Architektur, S. 171 f., sowie rein stilgeschichtlich *Wilhelm Busch*, Bauten der 20er Jahre an Rhein und Ruhr. Architektur als Ausdrucksmittel, Köln 1993, S. 105–107. Ähnliche Versuche schildert *Welzbacher*, Staatsarchitektur, S. 277. Auch hier ist wieder auf die Unterscheidung zwischen der Moderne als Stil und als Haltung hinzuweisen.

59 Auch die Gegensätze »organische Funktionalisten« vs. »funktionale Rationalisten« (so die Terminologie *de Bruyns* zu den 1920er-Jahren) oder »organisch« vs. »gerastert« (wie es in den 1950er-Jahren hieß) lassen sich ebenso wenig mit politischen Präferenzen oder gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen verbinden wie eindeutig »der Moderne« oder »den Antimodernen« zuordnen. Vgl. *de Bruyn*, Fisch und Frosch.

des Neuen Bauens eine angemessene Beschäftigung mit den Problemen ihrer jeweiligen Gegenwart absprechen, so fanden doch auch diese Gegner des Neuen Bauens Antworten auf die Herausforderungen ihrer Zeit, als sie nach ihrer Variante einer ›heilen Moderne‹ suchten.⁶⁰ Dies zeigt einmal mehr, dass ein normativer, positiv aufgeladener Moderne-Begriff für eine Analyse der Zwischenkriegszeit nicht geeignet ist und durch einen deskriptiven Zugang ersetzt werden muss. Zur janusköpfigen Moderne gehören eben nicht nur Rationalisierung und Modernisierung, sondern auch der Rückbezug auf die Tradition und die Flucht in vermeintlich sichere Werte wie Heimat, Volk und Nation.⁶¹ Sowohl Harmonievorstellungen und die Orientierung am Organischen als auch Typisierung und Rationalisierung lassen sich normativ nicht eindeutig verorten und unterstreichen die Notwendigkeit von differenzierten und differenzierenden Untersuchungen.

Keine neuen Konzepte im Dritten Reich?

Diese Ambivalenzen gelten insbesondere für den zweiten Teil der Zwischenkriegszeit, die Jahre des Dritten Reichs.⁶² Winfried Nerdinger hat jüngst festgestellt, neue Leitbilder oder Utopien, rein technisch-organisatorische oder auch gesellschaftsbezogene, seien in der NS-Zeit nicht entwickelt worden, lediglich »relativ belanglose« Rückgriffe auf alte Konzepte wie die Gartenstadt seien zu beobachten gewesen.⁶³ Die schöpferische Produktivität und Originalität der Weimarer Jahre wurde nach 1933 sicherlich nicht mehr erreicht. Gleichwohl sind durchaus Neuentwicklungen festzustellen. Die Planungen für den eroberten ›Lebensraum im Osten‹ bedienten sich neuer Methoden und erreichten eine Dimension, die vorher noch nicht da gewesen war.⁶⁴ Aber auch die Ideale der Hitler'schen Neugestaltung von Führer- und Gauhauptstädten sind als Weiterentwicklung der Ideen der frühen 1920er-Jahre zu sehen. Werner Durth zufolge schließen sie direkt an die utopischen Gedanken Bruno Tauts von 1919 an, der eine Versöhnung von Natur und Menschenwerk anstrebte und dazu das Gartenstadtideal mit einem Zentrum voller Gemeinschaftsbauten kombinierte, der »Stadtkrone«. Hitler habe diesen Gedanken aufgegriffen und ihn zum Mittelpunkt seiner Gauforen gemacht, die von »Wahrzeichen der Volksgemeinschaft« dominiert werden sollten.⁶⁵ Durth setzt die verschiedenen Strömungen der Zwischenkriegsvorstellungen in all ihrer Ambivalenz zu diesen Vorstellungen der Nationalsozialisten in Beziehung und verbindet so die Leitbildentwicklung mit politischen Ordnungswünschen. Er sieht im NS-Leitbild der »Stadtlandschaft«, das ab 1940 als solches propagiert wurde, die Synthese aus einer ›Blut-und-Boden‹-ideologisch überhöhten Fassung der Gartenstadtidee und dem Streben nach monumentaler Neugestaltung deutscher Großstädte. Sie hätten dem allseits verspürten »Gemeinschaftsdrang« einer »zerrissenen Industriegesellschaft« Rechnung getragen und die zwei zentralen Strömungen in der Planer-

60 So auch *Saldern*, »Statt Kathedralen«, S. 177. Zur aktuellen Diskussion vgl. nur die Positionen von *Gerhard Fehl*, Der aktuelle Blick zurück: Von der »Neomoderne« zum »reaktionären Modernismus«. Anstelle einer Einleitung, in: *ders.*, Kleinstadt, S. 7–25, oder *Hartmann*, Neugier.

61 Das unterstreicht auch die Literatur zur Moderne, vgl. *Baumann*, Moderne, *Shmuel N. Eisenstadt*, Collective identity and the constructive and destructive forces of modernity, in: *Ben-Rafael/Sternberg*, Comparing Modernities, S. 635–653, und *Makropoulos*, Tendenzen.

62 Bezüglich der tatsächlichen Planungen und Bauten vgl. weiter unten Abschnitt IV.

63 *Winfried Nerdinger*, Architekturutopie und Realität des Bauens zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich, in: *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.), Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit, München 2003, S. 269–286, hier: S. 284. Dort findet sich auch die Unterscheidung von »rein technisch-organisatorischen Visionen und gesellschaftsbezogenen Utopien«, S. 275.

64 Vor allem im Hinblick auf den Ansatz Lutz Raphaels gewinnen diese Planungen eine enorme Bedeutung.

65 *Durth*, Utopie der Gemeinschaft, S. 144, dort auch das Hitler-Zitat aus »Mein Kampf«.

und Architektenzunft der Zwischenkriegszeit miteinander verbunden. Die Neugründungen von Industriestädten im Dritten Reich, die »Stadt des KdF-Wagens« (Wolfsburg) und die »Stadt der Hermann-Göring-Werke« (Salzgitter), interpretiert er als Idealstädte genau aus diesem Geiste.⁶⁶

Damit hat Nerdinger zwar bezüglich der planerischen Substanz mit seiner Feststellung Recht, es seien keine wesentlichen Neuerungen im Dritten Reich entwickelt worden.⁶⁷ Im Lichte der politischen und ideologischen (Selbst-)Einordnung sind jedoch deutliche Verschiebungen und vor allem eine Tendenz vom rein Utopischen zur Umsetzung im großen Stile feststellbar.⁶⁸ Das wird auch anhand der Architektur selbst deutlich.⁶⁹ Die maßstabslose Monumentalisierung der Bauten und ihre propagandistische Indienstnahme für das Regime bedeuten auch hier eine neue Qualität.

III. STADTNEUBAU UND STADTUMBAU

Utopien und Leitbilder wurden in der Zwischenkriegszeit vor allem in zwei Formen umgesetzt. Zum einen wurden neue Städte oder Stadtteile entworfen und gebaut, meist in der Form von Siedlungen auf noch nicht städtischem, agrarischen Boden, zum anderen wurden die vorhandenen Städte im Sinne der Idealvorstellungen umgestaltet. Für beide Entwicklungen war die Disziplin Städtebau in ihrer relativ neuen Ausprägung als Stadtplanung zentral. Deren Professionalisierung hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg begonnen. Nach 1918 war sie aus den kommunalen Stadtbauämtern nicht mehr wegzudenken. Jörn Düwel und Niels Gutschow haben die Geschichte von Städtebau und Stadtplanung in einem gut geschriebenen Lehr- und Lesebuch mit reichhaltigen Quellentexten und Abbildungen hervorragend beschrieben und analysiert.⁷⁰ Auch der historische Kontext der Planungen und Projekte wird eingebunden, spezifisch kulturhistorische Fragen an die Städtebaugeschichte stehen allerdings verständlicherweise nicht im Zentrum dieses Buches.

Siedlungsbau und Suburbanisierung

Der planerische Umgang mit der Stadt als Ganzem ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine Reaktion auf die rasante Urbanisierung. Am Anfang stand die Erweiterung der Städte, die meist privaten Investoren und Spekulanten überlassen wurde. Das Ergebnis waren die berüchtigten Mietskasernen mit ihren katastrophalen Lebensbedingungen, die ganz wesentlich für das Bild vom »Moloch Stadt« verantwortlich waren. Um sich von diesem als Bedrohung empfundenen Phänomen abzusetzen, flüchtete das wohlhabende Bürgertum noch vor der Jahrhundertwende in neue Villensiedlungen knapp hinter der Stadtgrenze: Die Suburbanisierung begann. Bald holten die Städte ihre ehemaligen Bürger jedoch wieder ein. Die Kommunen begegneten ihrem steigenden Platzbedarf durch die Eingemeindung bis dahin eigenständiger Vororte, die zusehends mit den Zentren zusammenwuchsen. In der Zwischenkriegszeit wurde die Ausdehnung der Städte mit dem

⁶⁶ Ebd., S. 148 f.

⁶⁷ Diese Ansicht vertritt auch *Gerhard Fehl*, Gartenstadt und Raumordnung in Deutschland. Konzepte für eine wohlgeordnete Suburbanisierung (1900–1945), in: *Die alte Stadt* 17, 1990, H. 2, S. 161–180, hier: S. 161.

⁶⁸ Ebd., S. 167 f.

⁶⁹ Vgl. *Joachim Petsch*, Architektur als Weltanschauung – Die Staats- und Parteiarchitektur im Nationalsozialismus, in: *Bernd Ogan/Wolfgang Weiß* (Hrsg.), *Faszination und Gewalt. Zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus*, Nürnberg 1992, S. 197–204.

⁷⁰ *Düwel/Gutschow*, Städtebau in Deutschland.

nächsten Schritt fortgesetzt: der planvollen Anlage großer Siedlungen am Stadtrand, meist hauptsächlich für die neue Schicht der Angestellten.

Diese Suburbanisierung ist einer der Schwerpunkte der neueren interdisziplinären Stadt- und Städtebauforschung.⁷¹ Das belegen nicht nur zwei Großprojekte⁷², sondern auch die Auseinandersetzungen mit der Vorgeschichte des Siedlungsbaus in der Weimarer Republik und mit dem Siegeszug der Suburbanisierung in der Bundesrepublik nach 1945.⁷³ Die Erforschung der bürgerlichen Villensiedlungen etwa bestätigt erneut das Potenzial des kulturgeschichtlichen Blicks auf den Städtebau. Anhand der verschiedenen Siedlungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Berlin mit ihren unterschiedlichen Hausformen konnte die enge Verknüpfung der baulichen Gestaltung mit bürgerlichen Ordnungsvorstellungen und Lebensweisen gezeigt werden, die hier direkt in der architektonischen Form repräsentiert werden.⁷⁴

Das Gesellschaftsideal des Siedlungsbaus der 1920er-Jahre unterscheidet sich deutlich von dem der alten bürgerlichen Stadt. Gemeinschaftsbauten waren zwar in den meisten Projekten geplant, sie sollten im Gegensatz zu entsprechenden Orten in den alten Innenstädten aber meist nicht der bürgerlichen Selbstverwaltung dienen. Auch die Konzentration von Kultureinrichtungen, die die Urbanität der Städte ausmacht, war hier nicht vor-

71 Vgl. das Themenheft Suburbanisierung der Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS) 2002, H. 2, sowie jetzt *Gerd Kuhn*, Suburbanisierung in historischer Perspektive, in: *Clemens Zimmermann* (Hrsg.), Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, S. 61–81.

72 Aspekte des Weimarer Siedlungsbaus werden in zwei großen Sammelwerken dargestellt. In Band 4 der Geschichte des Wohnens vgl. vor allem den gewichtigen und facettenreichen Beitrag von Gert Kähler, der Diskussionen um Kleinstwohnungen, Grundriss- oder Stilfragen und Rationalisierungsversuche berücksichtigt. *Gert Kähler*, Nicht nur Neues Bauen! Stadtbau, Wohnung, Architektur, in: *ders.*, Geschichte des Wohnens, S. 303–452. Vgl. ferner weitere Beiträge mit kulturgeschichtlichen Ansätzen zur Wohnkultur der Zwischenkriegszeit, etwa *Marianne Rodenstein* und *Stefan Böhm-Ott* zum »Einfluß der Hygiene auf Wohnungs- und Städtebau« sowie *Kristiana Hartmann* zur Rationalisierung des Lebens auch in der Küche. Den Schwerpunkten Suburbanisierung, Wohnungspolitik und Städtebau widmen sich die beiden einschlägigen Beiträge von Gerd Kuhn und Tilman Harlander im Sammelband von *Tilman Harlander* u. a. (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, München 2001. Letzterer konstatiert für die Zeit nach 1933 eine erste Phase deutlicher Großstadtfeindschaft mit Ablehnung von Mietskasernen und Villenvororten, die aber mit dem Vierjahresplan 1936 einer erneuten Wertschätzung der Groß- und Industriestadt weichen musste.

73 Mit Blick auf die Nachkriegszeit vgl. etwa *Meik Woyke*, Einfamilienhausidyllen, Shopping-Center, Golfplätze. Grundzüge der interdisziplinären Suburbanisierungsforschung und erfahrungsgeschichtliche Perspektiven, in: *Borgmann* u. a., Ende der Urbanisierung?, S. 19–31. Das dort vorgestellte Forschungsprojekt stellt die subjektive Dimension von Suburbia und die zugehörigen Erfahrungsräume in den Mittelpunkt der Analyse. Die Chancen einer kulturgeschichtlichen Herangehensweise an Bau- und Planungsgeschichte scheinen dort leider keine wichtige Rolle zu spielen, obwohl Fragen zum Wohnideal der Nachkriegs-Suburbanisierung sowie zu den entsprechenden Planungsleitbildern und ihrer Kontinuität durchaus weiterführende Erkenntnisse liefern könnten, ebenso wie die Untersuchung der medialen Präsentationen der Leitbilder sowie ihrer tatsächlichen Wirkmächtigkeit und Aneignung im Alltag.

74 Zur einschlägigen Tagung vgl. den Bericht von *Jochen Guckes*, Villa in Suburbia. Wohn- und Lebensformen des Bürgertums im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Berlin im Metropolenvergleich. Konferenz zu Ehren von Julius Posener, in: *H-Soz-u-Kult*, 03.12.2003, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=343>> [25. Juni 2008], gedruckt in: IMS 2003, H. 2, S. 64–69. Ein Aufsatzband von Heinz Reif und Christoph Bernhardt unter dem gleichen Titel ist angekündigt für 2008. Zur diesbezüglichen Bedeutung der Wohnungsgestaltung vgl. jetzt auch *Adelheid von Salder*, Bürgerliche Repräsentationskultur. Konstanz und Wandel der Wohnformen im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik (1900–1980), in: *HZ* 284, 2007, S. 345–383.

gesehen. Eher ging es darum, die Vorteile einer Stadt in unmittelbarer Nähe mit dem Wohnen im Grünen zu kombinieren. Die Suburbanisierung im Deutschland des 20. Jahrhunderts kann also durchaus als ein Weg zur Versöhnung der stadtkritischen bürgerlichen Mittelschichten mit dem urbanen Leben verstanden werden.⁷⁵ In diese Richtung zielten auch die stadtplanerischen Modelle, die im Gefolge der Gartenstadtbewegung entworfen wurden, um den Zuzug in die Ballungsräume zu steuern, sei es das radio-zentrische Leitbild, ein System von Trabantenstädten oder die aufgelockerte Stadtlandschaft. Sie alle sahen das geordnete Entstehen neuer Siedlungen vor, diskutiert wurde lediglich deren Ort sowie deren Verbindung untereinander und mit den bestehenden Zentren. Das galt selbst für die Alternative zu dieser Dezentralisierung der Städte, für die völlige Neuplanung dörflicher Siedlungen im Rahmen der sogenannten inneren Kolonisation, die auch in den Jahren der Weimarer Republik bereits angestrebt wurde.⁷⁶ Zu untersuchen bleibt das Paradoxon, dass ausgerechnet der Inbegriff moderner Planung in der fordistischen Epoche des Städtebaus, die Förderung dezentraler suburbaner Siedlungen, einen Habitus bei ihren Einwohnern befördert haben dürfte, der den Vorstellungen von moderner Urbanität im Sinne großstädtischer Flaneure wie Walter Benjamin diametral entgegenstand.⁷⁷

Bei der realen Umsetzung der Stadtplanung kam den kommunalen Stadtbauämtern eine zentrale Position zu. Am Beispiel der Industriestadt Dortmund haben Manfred Walz, Renate Kastorff-Viehmänn und Ursula von Petz konkret die Entwicklung in den 1920er- und 1930er-Jahren nachgezeichnet. Diese Fallstudie zeigt exemplarisch die praktischen Auswirkungen von Leitbildern und Ordnungsvorstellungen. Das Erkenntnisinteresse bleibt allerdings eher auf die klassische Planungs- als auf die Kulturgeschichte gerichtet.⁷⁸ Untersuchungen zu einzelnen Siedlungen des Neuen Bauens sind vorwiegend stilgeschichtlich orientiert.⁷⁹ Eine Ausnahme stellt die Analyse des Neuen Frankfurts dar. Christoph Mohr und Michael Müller haben schon 1984 ausführlich den historischen Kontext und die kulturgeschichtlichen Aspekte dieser realisierten Vision herausgearbeitet, beispielsweise die Bedeutung der Auffassung von Großstadtkultur, die für die Gestaltung des Neuen Frankfurts ausschlaggebend war. Den Planern und Architekten um Ernst May ging es nämlich dezidiert nicht um eine Auflösung der Großstädte, sondern gerade um den Ausbau des Neuen Frankfurts zur vorbildlichen Metropole. Diesem Ziel dienten sowohl der Siedlungsbau als auch die Umgestaltung der Innenstadt durch moderne Einzelprojekte.⁸⁰

75 Die europäische und insbesondere die deutsche Entwicklung weicht hier erheblich vom amerikanischen Verlauf ab, der beim Begriff Suburbia immer mitschwingt, analytisch jedoch strikt getrennt werden muss.

76 Vgl. *Fehl*, Gartenstadt, S. 162–167, sowie *Heinz Wilhelm Hoffacker*, Entstehung der Raumplanung, konservative Gesellschaftsreform und das Ruhrgebiet 1918–1933, Essen 1989, S. 46 ff. Dort auch der Hinweis auf Vorschläge zu vorstädtischen Kleinsiedlungen als Selbstversorger-siedlungen für Arbeitslose in Stadtnähe. Zu zeitgenössischen Diskussionen um Stadtrandsiedlungen im Kontext der Großstadtkritik vgl. ferner *Harlander* u. a., Siedeln in der Not.

77 Größere Studien zu Befindlichkeiten und Lebensstilen der Bewohnerinnen und Bewohner suburbaner Siedlungen in Deutschland fehlen noch weitgehend. Zur Urbanität der Moderne der Zwischenkriegszeit vgl. auch mit Blick auf Architekturfragen *Ward*, Weimar Surfaces, insb. Kap. 1.

78 *Renate Kastorff-Viehmänn/Ursula von Petz/Manfred Walz*, Stadtentwicklung Dortmund: Die moderne Industriestadt 1918 bis 1946: Standortsicherung der Industrie, Wohnungsbau, Stadtplanung, Dortmund 1995. Dort werden neben den strukturellen Voraussetzungen die Themen Wohnungsbau und Siedlungswesen, der Umbau der Innenstadt, die eigentliche Stadt- und Raumplanung sowie die Biografien der beteiligten Architekten und Planer vorgestellt.

79 Vgl. etwa *Norbert Huse* (Hrsg.), Vier Berliner Siedlungen der Weimarer Republik. Britz, Onkel Toms Hütte, Siemensstadt, Weiße Stadt, Berlin 1987.

80 *Mohr/Müller*, Funktionalität und Moderne. Vgl. auch den Ausstellungskatalog *Heinrich Klotz* (Hrsg.), Ernst May und das Neue Frankfurt. 1925–1930, Frankfurt 1986, in dem Walter Prigge

Raumplanung

Die Siedlungen der Zwischenkriegszeit sind nicht nur im Zusammenhang mit der kommunalen Stadtplanung zu sehen. Sie stehen auch im Kontext einer neuen Disziplin, die nicht nur die Stadt ordnen wollte, sondern auch den Raum über die Grenzen der Kommunen hinaus. In Ballungsräumen wie Berlin oder dem Ruhrgebiet war spätestens nach der Jahrhundertwende klar geworden, dass einzelne Städte und Gemeinden allein oder gar in Konkurrenz die anstehenden Probleme nicht lösen konnten. Verkehrsfragen und Grünflächenplanungen bedurften einer übergeordneten Instanz, um sinnvoll bearbeitet werden zu können.⁸¹ Diese Erkenntnis führte jedoch erst nach Ende des Ersten Weltkrieges zur Gründung einer neuen Institution, des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (SVR) in Essen.⁸² Dessen Mitarbeiter waren die Vorreiter einer neuen Herangehensweise an die Probleme der interkommunalen Interessenabstimmung. Die Raumplanung, die sie fortan betrieben, schrieb die Ordnungsvorstellungen ihrer Urheber in viel stärkerem Maße in der Landschaft fest, als einzelne Stadtplaner das vorher vermocht hatten. Durch die Aufstellung diverser Pläne zu den verschiedenen Nutzungskategorien Verkehr, Bauten und Grünflächen versuchten sie eine langfristige Ordnung des Ruhrgebiets durchzusetzen, das sie als zusammenhängenden Organismus ansahen. Der SVR stand Großstadt und »Industrialismus« kritisch gegenüber und verfolgte eine Vision gesellschaftlicher Harmonie, wie Heinz Wilhelm Hoffacker anhand der Ordnungsvorstellungen der Protagonisten herausgearbeitet hat, ohne jedoch auch deren reale Planungen zu analysieren. Das Ziel der Essener Planer war angesichts der empfundenen Krise der kapitalistischen Industriegesellschaft eine möglichst weitgehende Reagrarisierung des Reviers, die sie als objektive Notwendigkeit darstellten – eine Vorgehensweise, die charakteristisch ist für Versuche, spezifische gesellschaftspolitische Ziele durchzusetzen.⁸³

Ein Mittel dazu sollte anstelle weiterer Eingemeindungen die Einführung von Großkreisen sein, die ein Gegengewicht zu den Industriegroßstädten hätten bilden können. Die Idee einer Ruhrstadt, die von Großstadtbefürwortern in Essen in die Debatte eingebracht wurde, lehnte der SVR daher ab. An den großstadtfreundlichen Gegenpositionen zu den Vorstellungen der SVR-Planer selbst am Ort des Verbandssitzes in Essen, die Hoffacker mit seiner Fixierung auf die angeblich rein großstadtkritischen Ideale der Konservativen Revolution durchgängig unterbewertet, wird der umstrittene politische Charakter raumplanerischer Konzepte deutlich.⁸⁴

auf die Bedeutung der sozialdemokratischen Kommunalpolitik in Frankfurt für die Realisierung der Siedlungen eingeht. Zu Mays Arbeiten in der Sowjetunion vgl. dagegen *Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gutschow*, Architektur und Städtebau in der DDR, Bd. I: Ostkreuz: Personen, Pläne, Perspektiven, Frankfurt/Main 1998, S. 32–52.

81 Grünflächen- und Verkehrsplanung wird allgemein als der Beginn der Raumplanung gesehen. Vgl. *Ursula von Petz*, Robert Schmidt und die Grünflächenpolitik im Ruhrgebiet, in: *Renate Kastorff-Viehmann* (Hrsg.), Die grüne Stadt. Siedlungen, Parks, Wälder, Grünflächen 1860–1960 im Ruhrgebiet, Essen 1998, S. 25–47.

82 Zur Geschichte des SVR: *Ursula von Petz*, Vom Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk zum Kommunalverband Ruhrgebiet: 75 Jahre Landesplanung und Regionalpolitik im Revier, in: *dies.* u. a. (Hrsg.), Kommunalverband Ruhrgebiet. Wege, Spuren. Festschrift zum 75jährigen Bestehen des Kommunalverbandes Ruhrgebiet, Essen 1995, S. 7–67.

83 *Hoffacker*, Entstehung, S. 16 und S. 11. Für den Begriff Industrialismus vgl. S. 8 f.

84 Mit Blick auf die Ambivalenzen der Raumplanung in der NS-Zeit vgl. hierzu auch *Ursula von Petz*, Raumplanung und »Moderne« – Nicht nur retrospektive Ansichten zur Genese einer Disziplin, in: *Klaus M. Schmals* (Hrsg.), Was ist Raumplanung?, Dortmund 1999, S. 75–90. Zur NS-Zeit vgl. unten Abschnitt IV.

Stadterneuerung und Citybildung

Ambivalenzen charakterisieren auch den neben Stadtneubau durch Siedlungsbau zweiten Schwerpunkt städtebaulicher Arbeit nach 1918, den Stadtumbau. Stadterneuerung oder -sanierung waren seit dem Kaiserreich unumgänglich geworden. Die Bausubstanz der alten Innenstädte wurde immer schlechter, die hygienischen Bedingungen erwiesen sich als unhaltbar.⁸⁵ Die Forderung nach Licht, Luft und Sonne dominierte die Wohnungsreformdebatten. In der Praxis entwickelten sich im Kaiserreich drei Typen des Stadtumbaus. Zum einen wurden in fast allen Städten Straßendurchbrüche vorgenommen, um den neuen Verkehrsverhältnissen gerecht zu werden; die Altbausubstanz galt vielen Städtebauern dabei nur noch als Verkehrshindernis. Zum zweiten wurden im Rahmen der Citybildung die Innenstädte planmäßig verdichtet und durch Nutzungswandel zu Geschäftszentren umgestaltet, oft gegen den Widerstand der Einwohner.⁸⁶ Zum dritten erst sollten schließlich die Wohnverhältnisse deutlich verbessert werden.⁸⁷

Nach Ende des Ersten Weltkriegs schob sich die Wohnungsfrage allerdings zunächst in den Vordergrund. Dirk Schubert hat den modernen Charakter des Stadtumbaus dieser Jahre hervorgehoben. Der bauliche Bestand aus dem Kaiserreich galt als kulturell entwertet, radikale modellhafte Lösungen sollten ihn ersetzen. Anstelle gradueller Verbesserungen waren Abriss und Neubau die Devisen, die Bevölkerung wurde von den selbstbewussten Planern nicht gefragt oder gar eingebunden. Ihre Vorstellungen liefen auf eine Normierung von Wohnen und Leben hinaus, die bald auch eine ordnungspolitische Komponente enthielt: »Lichtscheues Gesindel« sollte durch die Sanierungsmaßnahmen aus den Innenstädten entfernt oder umerzogen werden.⁸⁸ Diese Entwicklung wurde im Dritten Reich biologisiert und radikalisiert sowie mit wirtschaftspolitischen und luftschutstechnischen Zielen verknüpft. Die städtebaulichen Akteure waren dabei nicht selten noch dieselben wie in den 1920er-Jahren. Lediglich ihr Vokabular passten sie den jeweiligen Umständen an, die Inhalte blieben die gleichen, auch nach 1945.

Eine weitere Aufgabe des Stadtumbaus war die Schaffung von ausreichend Grün in den Städten. Sie interessierte die Städtebauer und Stadtplaner aus mehreren Gründen, wie Renate Kastorff-Viehmänn nachgezeichnet hat.⁸⁹ Zum einen waren Grünflächen für eine

85 Dies gilt auch für kulturell wertvolle Innenstädte wie Dresden. Vgl. *Matthias Meinhardt*, Der Mythos vom »Alten Dresden« als Bauplan. Entwicklung, Ursachen und Folgen einer retrospektiv-eklektizistischen Stadtvorstellung, in: *Andreas Ranft/Stephan Selzer* (Hrsg.), Städte aus Trümmern. Katastrophenbewältigung im epochenübergreifenden Vergleich, Göttingen 2004, S. 172–201. Der sozialen Dimension des Städtebaus und ihrem gesellschaftlichen Kontext widmete sich aus soziologischer Sicht bereits *Marianne Rodenstein*, »Mehr Licht, mehr Luft!« – Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750, Frankfurt 1988.

86 Hierauf weist hin *Christian Kopetzki*, Grundlinien des Stadt-Umbaus im Deutschen Reich zwischen 1918 und 1933, in: *Gerhard Fehl/Juan Rodriguez-Lores* (Hrsg.), Stadt-Umbau: die planmäßige Erneuerung europäischer Großstädte zwischen Wiener Kongreß und Weimarer Republik, Basel/Berlin 1995, S. 273–288.

87 Zum Umgang mit den gründerzeitlichen Bausubstanz, leider weitgehend ohne kulturgeschichtliche Perspektiven, vgl. *Harald Bodenschatz*, Platz für das Neue Berlin! Geschichte der Stadterneuerung in der »größten Mietskasernenstadt der Welt« seit 1871, Berlin 1987.

88 *Dirk Schubert*, Stadterneuerung als janusköpfige Form nachholender Modernisierung – Leitbilder und Erfahrungen, Brüche und Kontinuitäten im Städtebau in England und Deutschland, in: *Matthias Frese/Michael Prinz* (Hrsg.), Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven, Paderborn 1996, S. 59–80, hier: S. 61 und S. 70 f. Ausführlicher *ders.*, Stadterneuerung in London und Hamburg. Eine Stadtbau-geschichte zwischen Modernisierung und Disziplinierung, Braunschweig 1997.

89 *Renate Kastorff-Viehmänn*, Von Straßen, Volkspark und Grüngürteln. Grün und öffentlicher Raum im Ruhrgebiet 1890–1930, in: *Bernhardt* u. a., Geschichte der Planung, S. 85–103. Ausführlicher hierzu auch *dies.*, Grüne Stadt.

Verbesserung der hygienischen Bedingungen und die Erholung der Arbeiterschaft unverzichtbar.⁹⁰ Zum anderen besaßen sie auch einen hohen erzieherischen Wert, der gleich mehrfach politisiert war. Schon im Kaiserreich sollten sogenannte Kaiserparks die nationalen Gefühle der Bevölkerung stärken, ausreichend Grün in den Wohnvierteln stand für Heimatgefühl inmitten der Großstadt, und in Stadtwäldern sollte sich nach dem Historiker und Journalisten Wilhelm Heinrich Riehl die »Seele des Volkes« aufspüren lassen. Dieser konservativen bürgerlichen Identitätspolitik stand mit demokratischer Absicht die Idee der Volksparks zur Seite: Auch der Arbeiterschaft sollte die Möglichkeit gegeben werden, in der Öffentlichkeit vom Grün zu profitieren, selbst wenn sie diese neuen Räume nicht als politische Öffentlichkeit wahrnahm und nutzte. Die Realisierung all dieser Konzepte, wie auch die Anlage anderer neuer Grünanlagen wie Friedhöfe, oblag den Städtebauern, die wiederum bei der Durchführung der gleichen Aufgaben verschiedene Leitbilder realisiert sehen konnten. Grünzüge konnten zur Trennung von Funktionen eingesetzt werden, konnten diese aber auch gerade in der dichten Stadt mischen. Die Durchgrünung konnte die Auflösung der verhassten Stadt und ihre Versöhnung mit der Natur vorantreiben, sie konnte aber auch als Verbesserung des Zukunftsmodells Großstadt gesehen werden. Dem dienten ebenso die zahlreichen anderen Infrastrukturprojekte der Zwischenkriegszeit. Ihre Untersuchung im Hinblick auf gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen der verantwortlichen Planer und kommunalen Auftraggeber steht weitgehend noch aus.⁹¹

Für das Zukunftsmodell Großstadt arbeiteten auch die Städtebauer, die die Citybildung mit der Errichtung städtebaulicher Dominanten in Form von Hochhäusern und mit großen Verkehrsplätzen vorantrieben. Wolkenkratzer waren seit ihrer Entstehung in den USA am Ende des 19. Jahrhunderts in Europa stets ein Thema gewesen, das emotional diskutiert wurde und stark polarisierte. Die Soziologin Marianne Rodenstein hat bei ihrer Forderung nach einer historisch informierten Soziologie des Hochhauses auf die gesellschaftliche Konstruktion der jeweiligen Projekte hingewiesen. In Deutschland überwog die Kritik am nordamerikanischen Vorbild, die hiesigen Architekten traten für eine dezidiert deutsche Variante des Wolkenkratzers ein. Ganze Cluster von Hochhäusern wie in den USA wurden abgelehnt, stattdessen sollten einzelne monumentale Bauten als städtebauliche Dominanten das gesamte Stadtbild aufwerten. Ein moderner Stil sollte an die Stelle der Beaux-Arts-Architektur treten. Auch der Zweck sollte ein anderer werden, indem Einrichtungen für die Gemeinschaft die in den USA vorherrschende rein wirtschaftliche Nutzung ergänzten.⁹²

Dietrich Neumann hat die einzelnen Wolkenkratzer-Projekte der Weimarer Zeit ausführlich analysiert und auf die Kontinuitäten in den Debatten vor dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg hingewiesen.⁹³ Neumann demonstriert, dass sich auch beim Thema Hochhaus verschiedene politische und stilistische Zuordnungen vermischten. Insbesondere in den ersten Jahren nach 1918 traten vor allem gemäßigte und konservative Architekten für monumentale Hochhäuser ein, um die ungebrochene Vitalität und Stärke

90 Diese Auffassung von der wirtschaftlichen Notwendigkeit des Grüns findet sich auch beim späteren Berliner Stadtbaurat Martin Wagner. Vgl. *Ludovica Scarpa*, Martin Wagner und Berlin. Architektur und Städtebau in der Weimarer Republik, Braunschweig 1986, S. 11 f.

91 Anzuschließen wäre an *Dieter Schott*, Die Vernetzung der Stadt. Kommunale Energiepolitik, öffentlicher Nahverkehr und die »Produktion« der modernen Stadt. Darmstadt – Mannheim – Mainz 1880–1918, Darmstadt 1999. Vgl. auch den programmatischen Aufsatz von *Dirk van Laak*, Infra-Strukturgeschichte, in: GG 27, 2001, S. 367–393.

92 *Marianne Rodenstein*, Die vertikale Entwicklung der europäischen Stadt, in: Die alte Stadt 29, 2002, H. 4, S. 261–274. Interdisziplinäre historisch orientierte Untersuchungen der Hochhausprojekte nach 1945 finden sich in *dies.* (Hrsg.), Hochhäuser in Deutschland. Zukunft oder Ruin der Städte?, Stuttgart/Köln etc. 2000.

93 *Neumann*, »Die Wolkenkratzer kommen«. Vgl. auch *Rainer Stommer/Dieter Mayer-Gürr*, Hochhaus. Der Beginn in Deutschland, Marburg 1990.

Deutschlands nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg zu beweisen. Kritiker, auch aus dem Lager der Avantgarde, wiesen auf die Probleme hin, etwa die Verschattung der umliegenden Straßen und Gebäude. Diese Debatten geben interessante Aufschlüsse über die Gesellschaftsbilder und politischen Ideale der beteiligten Architekten. Die meisten ihrer Projekte blieben allerdings auf dem Papier, in der Realität wurden eher Aufstockungen bestehender Gebäude vorgenommen, und das meist von Vertretern eines neusachlichen Stils. Dies sollte auch 1924 beim berühmten Fall der Pläne Erich Mendelsohns für das Pelzhaus Herpich in der Berliner Wilhelmstraße geschehen, traf jedoch auf scharfe Kritik. Um den Architekten zu unterstützen, unterzeichneten fast alle Kollegen von Rang ein Gutachten, dass so zu einem Manifest für die Stadt der architektonischen Moderne wurde.⁹⁴

Pragmatischere Varianten des Stadtumbaus – im Vergleich zu den radikalen Entwürfen Le Corbusiers und Ludwig Hilberseimers – wurden auch anlässlich der zahlreichen Wettbewerbe zur Neugestaltung einzelner Plätze vorgeschlagen.⁹⁵ Unter der Ägide des Berliner Stadtbaurats Martin Wagner entstanden hier ebenfalls Visionen für eine neue Stadt, etwa am Beispiel des Alexanderplatzes oder des Leipziger Platzes.⁹⁶ Bei Wagner wird die Ablehnung der alten Stadt überdeutlich, deren Bauten in seinen Augen im Zweifelsfall ohne Sentimentalitäten einer Rationalisierung zu weichen gehabt hätten. Er interpretierte die Stadt als Betrieb, dessen Straßen und Gebäude abzuschreiben seien und anschließend auch wieder abgerissen werden könnten.⁹⁷ Dynamik, Schnellebigkeit und Verkehr waren seine Stichworte, Berlin sollte zur Welt- und Ausstellungsstadt umgebaut werden, in den neuen Siedlungen am Rande wie im Zentrum, und Wagner sah sich als Regisseur dieses Wandels. Hier werden erneut die Ambivalenzen und die Hybris auch republikanischer Städtebauer deutlich, die möglichst ohne viele Diskussionen Projekte realisieren wollten, sich eine starke führende Hand wünschten und am Ende an der Demokratie verzweifelten – ohne deswegen vom neuen Regime nach 1933 belohnt zu werden.⁹⁸

Denkmalschutz

Zahlreiche Einzelprojekte, die alle einen Eingriff in die Struktur und Substanz der alten Städte darstellten, riefen nicht nur Begeisterung hervor. Eine Vielzahl konservativer Architekten engagierte sich auf Seiten der Denkmalschutzbewegung, die den Abbruch historischer Bausubstanz für eine Modernisierung der Städte mehr oder weniger strikt ablehnte. Auch hier gab es einerseits jene großstadtfeindlichen Vertreter, die in allen Attributen der modernen Stadt nur Zeichen des sittlichen Verfalls und der Gefährdung der Kultur sahen, und andererseits diejenigen bürgerlichen Nostalgiker wie den Dresdner Architekten und Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt, die weder Stadt noch Moderne grundsätzlich ablehnten und sogar mit der Zeit gehen wollten, das identitätsstiftende traditionelle Alte aber dennoch zu erhalten suchten. Die Denkmalschützer beider Richtungen setzten sich nicht nur für die Bewahrung bedrohter Kulturdenkmäler ein, sondern engagierten sich auch gegen zu viel Reklame im Stadtbild, gegen Tankstellen in der Innenstadt oder gegen gedankenlose Umbauten von alten Bürgerhäusern zu modernen Geschäftshäusern.⁹⁹

⁹⁴ Neumann, *Ungebaute Stadt*, S. 161.

⁹⁵ Zu ersteren vgl. Mengin, Modelle, die allerdings wenig überzeugend Hilberseimer als Großstadtfeind und van der Rohe als einfühlsamen Stadtfreund kontrastiert.

⁹⁶ Vgl. Neumann, *Ungebaute Stadt*.

⁹⁷ Martin Wagner, S. 6. Vgl. auch Scarpa, Wagner.

⁹⁸ Kopetzki, Grundlinien, S. 284 f.

⁹⁹ Zum historisch-denkmalpflegerischen Städtebau, insbesondere der Rolle Gurlitts, vgl. Winfried Speitkamp, *Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933*, Göttingen 1996, S. 76–82.

Die Denkmalschutzvereine, in denen sie sich zusammenschlossen, bestanden aus Vertretern diverser meist typisch bildungsbürgerlicher Berufsgruppen. Rudy Koshar hat in einer Studie über Denkmalschutz und nationale Erinnerung die Bedeutung dieser Personen für die Konstruktion und den Wandel nationaler Identitäten in Deutschland herausgearbeitet.¹⁰⁰ Professionelle Denkmalpfleger und traditionelle Architekten, die der modernen Avantgarde kritisch gegenüber standen, spielten dabei eine wichtige Rolle. Die Freiburger Oberbaudirektoren Karl Gruber und Josef Schlippe etwa setzten die Ziele des Denkmal- und Heimatschutzes im Städtebau ihrer Stadt um. An die Stelle historistischer Umbauten versuchten sie mittels »Purifizierungs«-Maßnahmen angeblich authentischere Originale zu setzen, und für Neubauten zogen sie die Heimatstilarchitektur dem Neuen Bauen vor. Diese Ideale teilten sie mit einigen Chefideologen des Nationalsozialismus.

Die Anfälligkeit vieler Denkmalschützer für die NS-Ideologie ist zwar erst in den letzten Jahren untersucht worden, dafür aber intensiv. Thomas Scheck hat am Beispiel Schleswig-Holsteins die Einstellungen sowie die praktische Arbeit der staatlichen Denkmalpfleger analysiert und ihre nationalkonservativen Überzeugungen herausgearbeitet. Die generationelle Prägung – und damit das Weltbild der Beamten – war seiner Ansicht nach entscheidend für ihre Haltung zur Moderne und für eventuelle Affinitäten zum Nationalsozialismus. Eine inhaltliche Vereinnahmung der Denkmalpflege durch das Regime habe jedoch nicht stattgefunden, weil aus der Praxis heraus immer wieder Interessengegensätze aufgetaucht seien.¹⁰¹

Susanne Fleischner hingegen stellt mit Blick auf das Selbstverständnis des Faches große Übereinstimmungen mit der NS-Ideologie fest. Am Beispiel des noch nach 1945 einflussreichen und auf den bayerischen Architekten und staatlichen Baureferenten Rudolf Esterer zurückgehenden Konzepts der »schöpferischen Denkmalpflege« zeichnet sie nach, wie stark ideologische Grundüberzeugungen und architektonische Leitbilder übereinstimmten.¹⁰² Gerade für eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise sind Entwicklungen wie die Ausweitung des Denkmalbegriffs auf technische Baudenkmäler und der Ensemble-schutz ganzer Stadtbilder von großem Interesse. Gleiches gilt für die Auseinandersetzungen über die Berufsauffassungen der Architekten in den Denkmalpflegeämtern, die sich zunehmend als Baukünstler sahen, deren Aufgabe die Gestaltung sei, und nicht der Schutz oder die Erforschung der Baudenkmäler. Damit gewann der Symbolwert eines Denkmals Vorrang vor dem Geschichtswert seiner Originalsubstanz. Diese Tendenz ließ sich zugleich besser mit einer modernen Stadtplanung verbinden, die sich angesichts einer grassierenden Erneuerungswut der Modernisierer allenfalls noch auf selektive Erhaltung von Einzelobjekten einließ. Das Welt- und Geschichtsbild der denkmalschutzbewussten Architekten und Städtebauer schließlich ist aufschlussreich für ihre stilistischen und politischen Orientierungen. Fleischner zufolge vertraten sie den völkischen Grundgedanken von der Bedeutung des Volks als Träger der Geschichte. Der Denkmalpflege kam in ihren Augen die Aufgabe zu, durch die Erhaltung alter deutscher Architektur erzieherisch tätig zu werden und das Heimatgefühl der Bevölkerung zu stärken. Dadurch sollten Ideale wie

100 Rudy Koshar, *Germany's Transient Pasts. Preservation and National Memory in the Twentieth Century*, Chapel Hill 1998.

101 Thomas Scheck, *Denkmalpflege und Diktatur. Die Erhaltung von Bau- und Kunstdenkmälern in Schleswig-Holstein und im Deutschen Reich zur Zeit des Nationalsozialismus*, Berlin 1995.

102 Susanne Fleischner, »Schöpferische Denkmalpflege«. *Kulturideologie des Nationalsozialismus und Positionen der Denkmalpflege*, Münster 1999. Dort auch eine Auseinandersetzung mit weiterer Literatur zum Thema. Fleischners wie Schecks Analyse leidet darunter, dass die Verallgemeinerbarkeit ihrer regionalen Ergebnisse nicht ausreichend reflektiert wird. Vgl. zudem das Kapitel zum Denkmalschutz in Werner Durth/Niels Gutschow, *Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940–1950*, München 1993, S. 313–393.

eine organische Einheit oder eine völkische Ganzheit befördert und das Unbehagen an der Moderne verringert werden.¹⁰³

Die Denkmalpflege insgesamt war also ein genuin modernes Phänomen, eine Antwort auf die Zumutungen von Industrialisierung und Urbanisierung. Sie sah ihr Ideal in der angeblich besseren Welt der Vergangenheit, der ›guten alten Zeit‹. Zugleich versuchten ihre Protagonisten aber immer auch die Anpassung an die Erfordernisse der ›Neuen Zeit‹, die gerade von technisch gebildeten Architekten und Städtebauern nicht ignoriert werden konnten. Eben diese Versuche, eine andere, traditionsgebundene ›heile Moderne‹ auch auf architektonisch-städtebaulichem Gebiet zu entwerfen, sowie ihr Schicksal nach 1933 zwischen Blut-und-Boden-Ideologie und nationalsozialistischer Technikbegeisterung sind aus kulturgeschichtlicher Perspektive von größtem Interesse.¹⁰⁴ Ihre eingehende Untersuchung steht jedoch noch aus.

IV. PLANEN UND BAUEN IM NATIONALSOZIALISMUS

Die Jahre der NS-Herrschaft waren grundsätzlich von den gleichen Leitbilddiskussionen und praktischen Problemen von Stadtumbau und Stadtneubau geprägt wie die der Weimarer Republik. Die Bedingungen der Diktatur und des Krieges hatten allerdings eine solche Verschiebung der Perspektiven der Akteure – und später auch der Forschungsfragen – zur Folge, dass die Entwicklungen der 1930er-Jahre hier trotz aller Kontinuitäten in einem eigenen Abschnitt dargestellt werden.¹⁰⁵ Auch bei der Analyse der offiziellen baulichen und planerischen Hinterlassenschaften des Nationalsozialismus ist dabei die Frage nach den Ordnungsvorstellungen der Akteure zentral. Nur vor deren Hintergrund kann geklärt werden, ob die Architekten und Städtebauer im Dritten Reich sich den Zielen des Regimes tatsächlich aus Überzeugung verschrieben oder ob sie sich der offiziellen fachlichen Linie hauptsächlich anschlossen, um weiter planen und Karriere machen zu können. Damit einher geht die Frage, ob die Planungen und Bauten zwischen 1933 und 1945 spezifisch nationalsozialistisch waren, das heißt mit der Ideologie untrennbar verbunden. Direkt zum inneren Machtgefüge des Staates führt eine weitere Überlegung: Beruhte das Bauschaffen im Dritten Reich wirklich auf einer großstadtfeindlichen Haltung, wie die Texte der führenden Theoretiker des Regimes und die praktischen Planungen für die besetzten Ostgebiete vermuten lassen, oder stand der Nationalsozialismus der modernen urbanen Metropole nicht doch eher positiv gegenüber, wie die Planungen für die Führerstädte und die nationalsozialistischen Stadtneugründungen nahelegen? Besaßen letztendlich die Rüstungs- und Baufachleute im Umkreis Albert Speers mehr Einfluss als die Siedlungsideologen der SS? Oder bestand hier am Ende vielleicht gar kein Widerspruch? Schließlich: Wenn zudem ein einheitlicher Stil im Nationalsozialismus nicht auszumachen ist, welche Funktion und welches Gewicht hatten dann die verschiedenen Leitbilder?

103 *Fleischner*, »Schöpferische Denkmalpflege«. Die sehr interessante Analyse leidet leider unter einer manchmal etwas unklaren Sprache und zahlreichen Redundanzen. Vgl. auch hier *Baumann*, *Moderne*.

104 Vgl. hierzu die Überlegungen von *Jeffrey Herf*, *Reactionary modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich*, Cambridge 1984, insb. Kap. 7, der von einem normativen Moderne-Verständnis ausgehend die spezifischen Verbindungen von Technikbegeisterung und romantisch-konservativen Idealen im Deutschland der Zwischenkriegszeit untersucht hat, insbesondere bei den Ingenieuren.

105 Zu den Spezifika und Zielen diktatorischen Städtebaus jetzt *Harald Bodenschatz*, *Rom-Moskau-Berlin: Städtebau und Diktatur*, in: *Hans-Jörg Czech/Nikola Doll* (Hrsg.), *Kunst und Propaganda im Streit der Nationen 1930–1945*, Dresden 2007, S. 48–61.

Baufaufgaben im Nationalsozialismus

Der Zielsetzung nationalsozialistischen Planens ist der Stadtsoziologe Dieter Münk nachgegangen. Er stellt nicht die verschiedenen Stile in den Mittelpunkt seiner umfassenden und anregenden Analyse, sondern die Funktion der sozialräumlichen Ordnungsvorstellungen im Nationalsozialismus.¹⁰⁶ Ziel des Regimes sei eine Semiotisierung der Raumstrukturen und dadurch die Manipulation und Kontrolle sozialer Verhaltensweisen im Raum gewesen. Architektur und Städtebau wurden so zu Instrumenten gesellschaftlicher Neuordnung. Der ideologische Kern dieser Bemühungen war laut Münk die Lebensraum-Ideologie. Alle stadt- und raumplanerischen Konzepte ließen sich letztendlich darauf zurückführen. Nach einer frühen Reagrarisierungsphase habe ab 1936 die moderne Raumplanung die Oberhand gewonnen.¹⁰⁷ Im Krieg seien schließlich mit dem raumplanerischen Konzept der »Zentralen Orte« (Walter Christaller) und dem neuen stadtplanerischen Leitbild der »Ortsgruppe als Siedlungszelle« (Konstanty Gutschow) die beiden hochmodernen Ordnungsvorstellungen eines Netzes und verschiedener Zellen zusammengeführt worden.¹⁰⁸

Die von Münk herausgearbeiteten Versuche der Ordnung des Raumes haben sich auf verschiedenen Ebenen bemerkbar gemacht.¹⁰⁹ Spektakulär war die Planung ganzer neuer Industriestädte, die in latenter Spannung zur anfangs vorherrschenden großstadtfeindlichen Propaganda stand. Wolfsburg und Salzgitter sind daher ausführlich erforscht worden¹¹⁰, wobei kulturhistorische Zugänge zunächst nicht das Zentrum des Interesses bildeten oder auf die Frage nach der Einstellung der Akteure zur Großstadt beschränkt blieben. Die Stadtneugründungen sind letztlich als ein weiteres Zeichen für die kontinuierliche Verschiebung von der propagandistischen Blut-und-Boden-Rhetorik hin zur aktiven Förderung und Umsetzung moderner Großstadtplanungen im Dritten Reich zu werten.¹¹¹

Ebenso gut erforscht ist die Rolle, die die bereits erwähnten Stadtsanierungsarbeiten im Nationalsozialismus gespielt haben.¹¹² Auf diesem Gebiet konnten wirtschaftspolitische

106 Dieter Münk, *Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches*, Bonn 1993. Wegen der großen Materialfülle kommt es im Laufe des Buches leider zu einigen Redundanzen.

107 Zu den Phasen vgl. Bernard Marchand, *Nationalsozialismus und Großstadtfeindlichkeit*, in: *Die alte Stadt* 26, 1999, H. 1, S. 39–50, hier: S. 39 ff.

108 Münk hat zudem die unterschiedlichen Wissenschaftsauffassungen zentraler Planer im Dritten Reich herausgearbeitet und ein ideologisch ausgerichtetes »völkisch-organisches« Verständnis von einem eher empirisch-analytisch orientierten technokratischen Verständnis unterschieden. Vertreter beider Gruppen waren in ihrem Zusammenspiel für die Radikalisierung des Regimes und seines Terrors unverzichtbar. Münk, *Organisation*, S. 425. Vgl. hierzu oben die Überlegungen zu Raphael, *Sozialexperten*.

109 Die Vielzahl von Bauaufgaben in der Diktatur dokumentieren Winfried Nerdinger (Hrsg.), *Bauen im Nationalsozialismus: Bayern 1933–1945*, München 1993, und Helmut Weihsmann, *Bauen unterm Hakenkreuz: Architektur des Untergangs*, Wien 1998. Die Bandbreite der Aufgaben wird auch am Berliner Beispiel deutlich bei Matthias Donath, *Architektur in Berlin 1933–1945. Ein Stadtführer*, Berlin 2004.

110 Zuletzt Christian Schneider, *Wolfsburg unter anderen. Städtebaupolitik im Dritten Reich*, in: Rosmarie Beier (Hrsg.), *Aufbau West – Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit*, Ostfildern-Ruit 1997, S. 65–73. Dort auch Verweise auf die ältere Literatur.

111 So etwa auch Münk, *Organisation*, S. 337–379, und Tilman Harlander, *Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine. Wohnungsbau und Wohnungspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus*, Basel 1995, S. 171–179.

112 Vgl. oben Abschnitt III. Für die NS-Zeit vgl. zuletzt die Beiträge von Folckert Lüken-Isberner, Ursula von Petz und Harald Bodenschatz in: Klaus M. Schmals (Hrsg.), *Vor 50 Jahren ... auch*

Impulse für den Arbeitsmarkt mit der Umsetzung von Ideologie propagandawirksam verknüpft werden. Den realisierten Wohnungsneubau des Dritten Reiches hat Tilman Harlander im Rahmen der Debatte zur Modernisierungswirkung des Nationalsozialismus untersucht.¹¹³ Er weist auf die auch für dieses Feld charakteristische Vielgestaltigkeit von Akteuren und Konzeptionen hin und unterstreicht die Tatsache, dass sich interne Machtverschiebungen nicht immer sofort in der propagandistischen Außenwirkung niederschlagen haben. Einen »typisch nationalsozialistischen« Ansatz festzustellen, fällt unter diesen Bedingungen schwer. Harlander zeigt zudem, wie quantitativ beschränkt der realisierte staatliche Wohnungsbau in der NS-Zeit tatsächlich gewesen ist, wenn man ihn mit der Bedeutung des Themas in der Propaganda vergleicht. Dies gilt ebenfalls für den Neubau von Siedlungen, der zwar auf theoretisch-ideologischer Ebene wichtig war¹¹⁴, nicht aber in der Praxis, wo das Regime sich auf die Kriegsvorbereitungen konzentrierte.

Ein Schwerpunkt der Forschung lag und liegt auf den monumentalen Planungen zur Umgestaltung zahlreicher deutscher Städte. Betroffen waren davon nicht nur die »Führerstädte« Hamburg, Berlin, Nürnberg, München, Linz und Wien, sondern ebenfalls fast alle Gauhauptstädte sowie weitere Großstädte, die hinter ihren Konkurrenten nicht zurückstehen wollten.¹¹⁵ Christiane Wolf hat in einer materialreichen, traditionell planungsgeschichtlichen Arbeit die Realisierungsschritte sowie die Bestandteile der geplanten Gauforen unter anderem in Weimar und Dresden untersucht.¹¹⁶ Dabei hat sie herausgearbeitet, dass in all diesen Städten letztlich ein totaler Umbau der Stadtstrukturen angestrebt wurde, bei dem mehr die Kulissenwirkung der neuen Architektur als die tatsächliche Verwendung der Gebäude im Mittelpunkt stand.¹¹⁷ Insgesamt zeigt sich, dass sich die großstadtfreundlichen Städtebauer mit ihren Vorstellungen gegenüber der Blut-und-Boden-Fraktion auf breiter Front durchsetzten, jedenfalls auf dem Gebiet des »Altreichs«.

Raumplanung für das nationalsozialistische Europa

Die Planungen für die von Deutschland im Angriffskrieg eroberten Gebiete im Osten zählen zweifelsohne zu den dunkelsten Momenten der Städtebaugeschichte, zugleich aber auch zu ihren innovativsten Perioden. Sie wurden seit dem Ende der 1980er-Jahre intensiv

die Raumplanung hat eine Geschichte!, Dortmund 1997. Zu Hamburg Dirk Schubert, *Gesundung der Städte – Stadtsanierung in Hamburg 1933–1945*, in: Michael Bose u. a., »... ein neues Hamburg entsteht ...« Planen und Bauen von 1933–1945, Hamburg 1986, S. 62–85, sowie ders., *Stadterneuerung*.

113 Harlander, *Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine*. Die gesellschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen der einzelnen Personen stehen bei der Analyse ihrer Leitbilder leider auch hier nicht im Mittelpunkt. Vgl. ebenfalls Ulrike Haerendel, *Kommunale Wohnungsbaupolitik im Dritten Reich*, München 1999.

114 Joachim Petsch identifizierte die Ideen Arthur Rosenbergs und Gottfried Feders Konzept der »Neuen Stadt« für 20.000 Einwohner als zentrale Ansätze. Petsch, *Baukunst*. Vgl. hierzu auch Münk, *Organisation*, S. 97–111 und S. 265–285.

115 Für ein frühes Beispiel vgl. Jochen Thies, *Nationalsozialistische Städteplanung: »Die Führerstädte«*, in: *Die alte Stadt* 5, 1978, H. 1, S. 23–38.

116 Christiane Wolf, *Gauforen – Zentren der Macht*. Zur nationalsozialistischen Architektur und Stadtplanung, Berlin 1999. Leider ist der Aufbau der Arbeit wenig durchdacht und von zahlreichen Redundanzen geprägt.

117 Zu den konkreten NS-Planungen für einzelne Städte vgl. etwa die Pionierstudie von Wolfgang Schäche, *Architektur und Städtebau in Berlin zwischen 1933 und 1945*. Planen und Bauen unter der Ägide der Stadtbauverwaltung, Berlin 1992, sowie den dezidiert kritischen Forschungsabriss von Wolfgang Schäche in: ders./Hans J. Reichardt, *Von Berlin nach Germania. Über die Zerstörung der »Reichshauptstadt« durch Albert Speers Neugestaltungsplanungen*, völlig überarb. und erw. Neuaufl. Berlin 2005, S. 9–22, der immer noch einen Mangel an quellengestützten Einzelforschungen konstatiert.

aufgearbeitet. In Raumplanung und Städtebau im ›einzudeutschenden‹ Osten wurde radikales Ordnungsdenken in die Tat umgesetzt, das eindeutigen ideologischen Vorgaben folgte.¹¹⁸ Zuletzt hat Horst Matzerath eine konzise Zusammenfassung der verschiedenen Institutionen, die daran beteiligt waren, geliefert und hervorgehoben, dass die Grundprinzipien der NS-Raumplanung sich aus der Ideologie des Regimes ergaben: Großstadtfeindschaft, Rasseprinzip und Lebensraum.¹¹⁹ In der städtebaulichen Praxis im ›Altreich‹ konnten sich die Kommunen und die lokalen Parteikader allerdings mit ihrem Interesse am Ausbau ihrer jeweiligen Städte gegen diese Maßgaben durchsetzen. Auf dem neuen Gebiet der Raum- und Landesplanung sah das anders aus. Dort entstand ein kompliziertes Geflecht verschiedener neuer Institutionen, und die personell sowie finanziell günstigen Rahmenbedingungen wurden genutzt, um auch inhaltlich einen deutlichen Schritt nach vorn zu machen.¹²⁰ Das Ziel der Raumplaner war es, ihre junge Disziplin nach den Anfängen im Ruhrgebiet weiterzuentwickeln.¹²¹ Ausgehend vom großstadtfeindlichen Leitbild vieler Planer und von luftschutzbedingten Forderungen nach Auflockerung der Städte wurde die Verlagerung nicht standortgebundener Industrien aus den Ballungsräumen in die weniger dicht besiedelten Gebiete Mitteldeutschlands angestrebt. Hinzu kamen bald Planungen zur ›Eindeutschung‹ des Ostraumes, die sich auf die methodisch innovativen Vorarbeiten der revisionistischen deutschen Ostforschung stützen konnten.¹²²

Schon vor 1939 waren die entsprechenden Planungen eng mit den machtpolitischen Interessen einzelner Akteure und Institutionen im polykratischen NS-System verknüpft. Dies verstärkte sich mit Beginn des Krieges dramatisch. Die SS-Behörde des »Reichskommissars zur Festigung des deutschen Volkstums« zog immer mehr Kompetenzen an sich. Dort wurde unter der Führung des Agrarwissenschaftlers Konrad Meyer auch der »Generalplan Ost« (GPO) erarbeitet, der eine neue Phase in der Planungsgeschichte einleitete. Der militärische Sieg eröffnete ungeahnte Möglichkeiten, und der Gedanke, riesige Flächen komplett neu planen zu können, beflügelte die Phantasie vieler Wissenschaftler.¹²³ Mit dem GPO sollte im Osten das agrarische Leitbild umgesetzt werden, das sich im hochindustrialisierten ›Altreich‹ als nicht anwendbar herausgestellt hatte. Das Ideal von Wehrbauern in einer mittelständisch-agrarischen Gesellschaftsordnung inspirierte so-

118 Vgl. die Anmerkungen zu Lutz Raphael und Dieter Münk weiter oben.

119 Horst Matzerath, Siedlungs- und Raumplanung für das »Großdeutsche Reich«, in: *Schmals*, Vor 50 Jahren, S. 55–72.

120 Zum Geflecht der Institutionen vgl. auch Mechtild Rössler, Raumforschung und Städtebau. Anmerkungen zum Verhältnis von zwei Institutionen im Nationalsozialismus: die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung und die Deutsche Akademie für Städtebau, Reichs- und Landesplanung, in: *Lüken-Isberner*, Stadt und Raum, S. 93–98, sowie Elke Pahl-Weber, Die Reichsstelle für Raumordnung und die Ostplanung, in: *Rössler/Schleiermacher*, »Generalplan Ost«, S. 148–174.

121 Vgl. oben Abschnitt III.

122 Vgl. Michael Burley, *Germany Turns Eastwards: A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988, und Mechtild Rössler, *Wissenschaft und Lebensraum. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie*, Berlin 1990.

123 Vgl. die verschiedenen Beiträge in *Rössler/Schleiermacher*, »Generalplan Ost«, insbesondere den detaillierten Bericht von Karl Heinz Roth. Vgl. auch Michael G. Esch, »Ohne Rücksicht auf historisch Gewordenes«. Raumplanung und Raumordnung im besetzten Polen 1939–1944, in: Horst Kahrs (Hrsg.), *Modelle für ein deutsches Europa. Ökonomie und Herrschaft im Großwirtschaftsraum*, Berlin 1992, S. 77–123, Bruno Wasser, *Himmels Raumplanung im Osten. Der Generalplan Ost in Polen 1940–1944*, Basel 1993, sowie jetzt auch Isabel Heinemann/Patrick Wagner (Hrsg.), *Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006, die den Anschluss an die neueren Forschungen zur aktivistischen ›Selbstmobilisierung‹ der wissenschaftlichen Experten herstellen.

wohl die verantwortlichen SS-Leute als auch die Wissenschaftler.¹²⁴ Niels Gutschow hat als ihr Ziel die Vision einer Gesellschaft ausgemacht, »in der die Gegensätze von Stadt und Land überwunden und ein von Ambivalenzen und Widersprüchen befreites Menschsein möglich erschienen.«¹²⁵ Die daraus folgenden Ostplanungen können nicht losgelöst vom NS-Terror betrachtet werden. »Vernichtung und Tod erwiesen sich als Vorbedingungen« dieser Utopie, wie Gutschow hervorhebt. Die Flächen, die für ihre Realisierung zur Disposition standen, waren im Geiste der Planer bereits leer. Eine solche *Tabula rasa* war geradezu die Voraussetzung für ihre Tätigkeit. Bei deren praktischer Umsetzung hatten diese Praktiker einer »totalen Planung« nahezu keine Hemmungen und beteiligten sich durch ihre Arbeiten aktiv am Holocaust sowie an anderen Bevölkerungsverschiebungen, bei deren Durchführung der Tod von Millionen von Menschen bewusst einkalkuliert war.¹²⁶

Stadtlandschaft

Auf der anderen Seite wurden im Rahmen der Ostplanungen Konzepte entwickelt, die den Wiederaufbau der Nachkriegszeit für über 20 Jahre geprägt haben. Der Bremer Oberbau- rat Wilhelm Wortmann formulierte 1940 auf einer Tagung in Zoppot das Stichwort von der »Stadtlandschaft«. In ihr sah er die »totale städtebauliche Lösung der Großstadtfrage«. Die Volksgemeinschaft sollte in überschaubaren Siedlungszellen auch eine Heimat in den Städten finden.¹²⁷ Solche Ideen für die Städte des »ungestalteten Ostens« wirkten zugleich auf das »Altreich« zurück, wo sie vor und nach 1945 etwa von Hans Bernhard

124 Zu den konkreten Ausformungen dieser Vorstellungen vgl. auch die geografische Arbeit von Michael A. Hartenstein, *Neue Dorflandschaften. Nationalsozialistische Siedlungsplanung in den »eingegliederten Ostgebieten« 1939 bis 1944*, Berlin 1998, die allerdings stark deskriptiv vorgeht und die Ordnungsvorstellungen der Akteure nur am Rande behandelt. Zum agrarischen Leitbild der Planungen vgl. auch Fehrl, *Gartenstadt. Allgemeiner zu den agrarischen Siedlungsplanungen Uwe Mai, Rasse und Raum. Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat*, Paderborn 2002, Wolfram Pyta, »Menschenökonomie«. Das Ineinandergreifen von ländlicher Sozialraumgestaltung und rassenbiologischer Bevölkerungspolitik im NS-Staat, in: *HZ* 273, 2001, S. 3–94, der darauf hinweist, dass *Agrarromantik* bei den genuin modernen Planungen der NS-Experten keine Rolle gespielt hat, sowie das Themenheft »Agrarforschung im Nationalsozialismus«, *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 63, 2005, H. 2.

125 Niels Gutschow, *Eindeutschung, Verdeutschung, Rückdeutschung. Deutsche Architekten 1939–1945 im Dienste von Ethnokraten in Polen*, in: *Schmals*, Vor 50 Jahren, S. 33–42, hier: S. 38. Dort auch das folgende Zitat. Vgl. ebenso ders./Barbara Klain, *Vernichtung und Utopie. Stadtplanung Warschau 1939–1945*, Hamburg 1994, sowie ders., *Ordnungswahn: Architekten planen im »eingedeutschten Osten« 1939–1945*, Gütersloh 2001.

126 Hiermit beschäftigt sich inzwischen eine reichhaltige Literatur zur NS-Rasse- und Siedlungspolitik, deren Schwerpunkt allerdings meist auf dem modernen Charakter von Planung allgemein liegt, und nicht auf den stadtplanerischen Elementen. Vgl. zuletzt etwa Isabel Heinemann, »Rasse, Siedlung, deutsches Blut«. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen 2003; Mai, *Rasse und Raum*, sowie Heinemann/Wagner, *Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Der verbrecherische Charakter ihrer Arbeiten* wurde von den Protagonisten auch Jahrzehnte nach dem Krieg nicht wahrgenommen oder eingestanden, wie ein historischer Rückblick Konrad Meyers von 1971 zeigt, der nicht einmal Ansätze von Schuldbewusstsein, wohl aber ein ausgeprägtes Kontinuitätsbewusstsein zeigt. Konrad Meyer, *Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 1935–1945*, in: *Raumordnung und Landesplanung im 20. Jahrhundert*, Hannover 1971, S. 103–116. Vgl. hierzu auch Peter Heil, *Zum Selbstbild von Raumplanern zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik*, in: Burkhard Dietz/Helmut Gabel/Ulrich Tiedan (Hrsg.), *Griff nach dem Westen. Die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960)*, Münster 2003, S. 91–105.

127 Gutschow, *Eindeutschung*, S. 35.

Reichow in Stettin oder vom späteren Hannoveraner Baustadtrat Rudolf Hillebrecht weitergeführt wurden. In Hamburg prägte der »Architekt des Elbufers« Konstanty Gutschow Ende 1940 für die Verbindung der Zellenstruktur der Stadtlandschaft mit dem Organisationsprinzip der NSDAP den neuen Begriff der »Ortsgruppe als Siedlungszelle«.¹²⁸ Auf diese Weise sollte eine planmäßige Stadterweiterung möglich sein, die zugleich der Großstadtfeindschaft entgegenwirkte und durch soziale Mischung der neuen Bewohner die Volksgemeinschaft verwirklichte. Gutschow griff dabei verschiedene innovative Ideen wie das angelsächsische Konzept der *neighborhoods* auf, die in diesen Jahren nicht nur in Deutschland in der Luft lagen.

Das Leitbild der Stadtlandschaft spielte in ganz Europa eine wichtige Rolle bei der Vorbereitung des Wiederaufbaus, wie Werner Durth und Niels Gutschow gezeigt haben.¹²⁹ In Deutschland prägte es ganz wesentlich die Arbeit von Albert Speers »Arbeitsstab zum Wiederaufbau bombenzerstörter Städte«, der bereits im Herbst 1943 die planerischen Grundlagen für die Nachkriegszeit legte. Die Wurzeln und Wirkungen dieser Konzepte werden in der bahnbrechenden Studie von Durth und Gutschow ausführlich dargestellt, beginnend mit dem vierfachen Schub, den Städtebau und Architektur um 1940 erhielten. Die gleichzeitige forcierte Entwicklung erstens der Planungen für die Gauhauptstädte, zweitens der raumordnungspolitischen Konzepte im Osten, drittens der Idee der Stadtlandschaft sowie viertens des Wohnungsbaus nach dem Zweiten Weltkrieg führte zu den beschriebenen Aufbruchsgedanken in der Trümmerlandschaft des Kriegsendes.¹³⁰ Durth und Gutschow beschränken sich in ihrer Untersuchung nicht auf eine reine Darstellung des Geschehens, sondern fragen auch nach den handlungsleitenden Leitbildern der Akteure sowie den Ursachen für die Selbstgewissheit der Planerzunft, die sie im protestantischen Norddeutschland stärker ausgeprägt sehen als im katholischen Süden. Neben den Auswirkungen einer protestantischen Ethik im Sinne Max Webers und den positiven Erfahrungen mit der sozialdemokratisch geprägten Baupolitik in den Jahren der Weimarer Republik betonen sie zur Erklärung dieses Phänomens den Drang der Städtebauer, die Ordnungsansprüche ihrer Lehrergeneration endlich in die Tat umzusetzen und aus den Trümmern bessere Städte aufzubauen.¹³¹

Die Tatsache, dass die Stadtplaner der NS-Zeit überwiegend nicht stadtfeindlich eingestellt waren, viele Raumplaner hingegen sehr wohl, stellt keinen unüberbrückbaren Widerspruch dar. Die Vorstellung von einer Stadtlandschaft war mit beiden Ordnungsvorstellungen kompatibel. Sie konnte bei den Stadtneugründungen des Regimes angewandt werden, erleichterte die Erweiterung der industriellen Zentren im Westen des Reiches und ermöglichte dadurch die angestrebte Umsetzung eines agrarischen Leitbildes für die eroberten Ostgebiete, die so ohne eigene Industrialisierung auskommen konnten. Damit waren der Ausbau der Industriegesellschaft mit ihrer modernen Technik und der Aufbau eines neuen Bauerntums zugleich möglich. Ersteres war für den Sieg und die Bewahrung des NS-Regimes unabdingbar, das Zweite stellte das Ideal für die Zukunft des Großdeutschen Reiches dar. Die Bemühungen der beteiligten Planer ergänzten sich eher, als dass sie in Konkurrenz standen. Dennoch gilt auch hier, dass weitere Untersuchungen zur Verknüpfung der Gesellschaftsbilder moderner Stadt- und Raumplaner mit ihren fachlichen Leitbildern notwendig sind, um spezifische Veränderungen zu Beginn und am Ende des Drit-

128 Pahl-Weber, »Die Ortsgruppe als Siedlungszelle«, in: Bose u. a., »... ein neues Hamburg entsteht ...«, S. 46–55, der Nachweis findet sich auf S. 205.

129 Durth/Gutschow, Träume in Trümmern. Die Autoren setzen sich intensiv mit der Rolle ihrer eigenen akademischen Lehrer in der Kriegs- und Nachkriegszeit auseinander, Niels Gutschow dabei auch mit dem Wirken seines Vaters Konstanty Gutschow, S. 9–12.

130 Zu den Grundlagen des Wiederaufbaus in der Bundesrepublik im NS-Wohnungsbau vgl. ausführlich Harlander, Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine.

131 Durth/Gutschow, Träume in Trümmern, S. 16 f.

ten Reichs sowohl in den Ordnungsvorstellungen als auch in den Plänen genauer nachzeichnen zu können.

Auf der Suche nach dem NS-Stil

Nach vielen auf die monumentalen Staatsbauten konzentrierten Versuchen, das NS-Regime auch durch seine Architektur zu analysieren, ist sich die Forschung inzwischen einig, dass es im Dritten Reich keinen einheitlichen Stil gegeben hat.¹³² Standen anfangs fast nur die Repräsentationsbauten des Regimes und die Hypothese der völligen Verfehlung und Verdrängung der Bauhaus-Architekten im Vordergrund, so ist seit inzwischen gut zwei Jahrzehnten klar, dass das Neue Bauen nicht vollständig durch einen monumentalen Neoklassizismus ersetzt worden ist. Joachim Petsch und andere haben schon früh darauf hingewiesen, dass es im Dritten Reich drei breite aus der Weimarer Republik fortgeführte Architekturströmungen gegeben hat, die nebeneinander existierten. Anders als beim Neuen Bauen, bei dem ein einziger Stil für alle Bauaufgaben angewandt wurde, seien im Dritten Reich für unterschiedliche Anlässe verschiedene Richtungen verwendet worden: ein »heroisch-faschistischer« Stil für die Staats- und Repräsentationsbauten, der Heimatschutzstil für Wohnarchitektur und soziales Leben sowie ein moderner sachlicher Stil für Technik und Industrie.¹³³

Gleichwohl fand bei Petsch der monumentale Neoklassizismus der Staatsarchitektur ungleich viel mehr Aufmerksamkeit als die beiden anderen Richtungen. Auch Gerhard Fehl hat eine klare »Hierarchie der Baustile«, in der der Klassizismus oben und die Moderne unten angesiedelt waren, ausgemacht, die in ein System eines »programmatischen Eklektizismus« eingebunden gewesen sei.¹³⁴ Nur durch die Nutzung bekannter und symbolisch aufgeladener Stile sei es überhaupt möglich gewesen, über die Architektur »die Massen« anzusprechen und auch zu erreichen. Fehl konstatiert dabei eine Lösung der baulichen Moderne von inhaltlich progressiven Ansätzen und ihre Umwertung zum reinen Symbol des technischen Fortschritts, der für das NS-Regime trotz weitverbreiteter Ängste und Abneigungen im (Klein-)Bürgertum zentral war. Zudem war der Funktionalismus des Neuen Bauens mit seinem Rationalisierungspotenzial für die Kriegsvorbereitungen unentbehrlich und wurde sogar hinter den symbolgeladenen klassizistischen und Heimatstil-Verkleidungen auch im Staats- und Wohnungsbau angewandt. Nach der ersten radikalen Hetze gegen das Bauhaus 1933 und nachdem die Moderne nicht mehr offensichtlich für die höherstehenden Bauaufgaben verwendet wurde, hatte sie ihren Platz und ihre symbolische Aufgabe bald zugewiesen bekommen und wurde durchaus gefördert. Winfried Nerdinger hat diese Verbindung von Architektur und Design der Moderne mit dem Nationalsozialismus anhand der Entwicklung des Bauhauses im Dritten Reich nuanciert illustriert.¹³⁵ Gerade die jüngeren Bauhaus-Mitglieder konnten oftmals erstaunliche Karrieren machen, sofern sie keine Juden oder Kommunisten waren, und selbst viele der

132 Zu ersteren beispielsweise *Angela Schönberger*, Die neue Reichskanzlei von Albert Speer. Zum Zusammenhang von nationalsozialistischer Ideologie und Architektur, Berlin 1981, zu letzterer zuletzt etwa *Donath*, Architektur.

133 Zusammenfassend *Petsch*, Architektur als Weltanschauung. Eine weitere Differenzierung in sechs Grundtypen findet sich bei *Gerhard Fehl*, Die Moderne unterm Hakenkreuz. Ein Versuch, die Rolle funktionalistischer Architektur im Dritten Reich zu erklären, in: *Frank*, Faschistische Architekturen, S. 88–122. Wieder in und im Folgenden zitiert nach *Fehl*, Kleinstadt, S. 176–206.

134 *Fehl*, Kleinstadt, S. 181–187.

135 *Nerdinger*, Bauhaus-Moderne. Noch stark der Tradition einer Gleichsetzung von Bauhaus und demokratischem Bewusstsein verhaftet bleibt *Barbara Miller Lane*, Die Moderne und die Politik in Deutschland zwischen 1919 und 1945, in: *Lampugnani/Schneider*, Expressionismus und Neue Sachlichkeit, S. 224–250.

alten Protagonisten waren einer Zusammenarbeit mit dem Regime nicht grundsätzlich abgeneigt.¹³⁶ Ob dies nur persönlichem Ehrgeiz geschuldet war oder ob nicht auch hier oft genug genuine nationalsozialistische Überzeugung mitschwang, ist noch nicht hinreichend untersucht worden.

Deutlich weniger Aufmerksamkeit als die Geschichte des modernen Stils im Dritten Reich hat die Entwicklung der Heimatschutzarchitektur erhalten. Entsprechende Ansätze der Würdigung dieser Richtung wurden als revisionistische Rehabilitierung des Nationalsozialismus denunziert.¹³⁷ Einer der Streiter für die Bewahrung eines positiven normativen Kerns im Begriff der architektonischen Moderne und für die klare Benennung des angeblich reaktionären Charakters der Heimatschutzarchitektur, Gerhard Fehl, hat allerdings selber eine wichtige, auch kulturgeschichtlich informierte Analyse dieser Richtung vorgelegt.¹³⁸ Er zeichnet ihre Vorgeschichte in den Reformbewegungen seit der vorletzten Jahrhundertwende sowie ihre prinzipielle Offenheit für den technischen Fortschritt nach und erklärt ihr Scheitern im Nationalsozialismus mit den Anforderungen des Regimes an die Rationalisierung im Bauwesen. Ein regional verwurzeltes »typologisches Entwerfen« stand letztlich im Widerspruch zur Normung und zur seriellen industriellen Fertigung, die sich unter dem Imperativ der Kriegswirtschaft schließlich durchsetzten.¹³⁹

Zu klären bleibt aus kulturhistorischer Sicht die Frage, ob es nun zumindest bezüglich der Repräsentationsarchitektur einen genuine NS-Architekturstil gab und welche Spezifika und Funktionen er gegebenenfalls hatte. Dies wurde im sogenannten Neoklassizismus-Streit seit Ende der 1970er-Jahre diskutiert. Umstritten war dabei, ob die Bauten des Dritten Reiches Ausformungen eines gesamteuropäischen zeittypischen neoklassizistischen Stils oder eben Beispiele einer eindeutig nationalsozialistischen Architektur waren. Darüber hinaus ging es darum, ob »Steine eine Sprache sprechen«, ob Gebäude an sich und ohne ihren Kontext eindeutige Botschaften vermitteln. Bis heute bestehen die unterschiedlichen Positionen fort. Ausgangspunkt der intensiven Debatte war ein Sammelband zu »Faschistischen Architekturen«, in dessen Einleitung Hartmut Frank die Historisierung der NS-Architektur einforderte. Die Geschichte dieser zwölf Jahre werde einerseits von den Verfechtern der Moderne bei ihrer Selbstdarstellung gern ganz ausgelassen und andererseits von den Kritikern der NS-Architektur ohne Vor- und Nachgeschichte dargestellt.¹⁴⁰ Einen deutlichen Bruch, wie ihn auch die Nationalsozialisten in ihrer eigenen Propaganda nach 1933 behaupteten, hat es für Frank nie gegeben. Er betont stattdessen die gemeinsamen Wurzeln des traditionellen und des modernen Stils, die diese vom Neoklassizismus der Staatsarchitektur unterschieden. Moderne und Traditionalisten entstammten beide den Reformbewegungen und dem Deutschen Werkbund, dessen Prinzipien Klarheit, Reinheit, Zweckmäßigkeit und Materialgerechtigkeit sie teilten und die sie in gemeinsame Gegnerschaft zum historistisch geprägten Neoklassizismus brachten. Frank

136 Zu den personellen Kontinuitäten vgl. die zahlreichen Arbeiten *Werner Durths*, zusammenfassend: *Zwischen Moderne und Modernismus*.

137 So etwa *Hartmann*, Neugier, *Winfried Nerdinger*, *Baustile im Nationalsozialismus. Zwischen Klassizismus und Regionalismus*, in: *Dawn Ades* u. a. (Hrsg.), *Kunst und Macht im Europa der Diktaturen 1930–1945*, Köln 1996, S. 322–325, oder *Fehl*, *Blick zurück*, jeweils in Auseinandersetzung mit postmodernen Moderne-Kritikern oder Architekturhistorikern wie Hartmut Frank.

138 *Gerhard Fehl*, »Führer-Wohnungsbau« und »Landschaftsnorm«. Zum Scheitern des Heimatschutzes im National-Sozialismus, in: *ders.*, *Kleinstadt*, S. 132–175. Vgl. auch *Wolfgang Voigt*, *Die Stuttgarter Schule und die Alltagsarchitektur des Dritten Reiches*, in: *Frank*, *Faschistische Architekturen*, S. 234–250, sowie die Einleitung von *Hartmut Frank*, *Welche Sprache sprechen Steine?*, in: ebd., S. 7–21.

139 Vgl. auch *Prigge*, Ernst Neufert.

140 *Frank*, *Welche Sprache*, S. 7–21. So auch *Werner Durth*, *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970*, München 1992, S. 14.

unterstreicht den modernen Charakter der Stuttgarter Schule um Paul Schmitthenner und prägt den Begriff einer »traditionalistischen Moderne«.¹⁴¹

Die Einordnung des Heimatstils als typisches Phänomen der Epoche Moderne ist fraglos richtig. Ebenso wichtig war Franks Hinweis auf die Kontinuitäten in der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, die in den folgenden Jahren immer breiter diskutiert wurden. Die eigentliche Frage nach der »Sprache der Steine« beantwortete Frank jedoch nicht. Joachim Petsch hat diesen Aspekt in den Mittelpunkt seiner Analyse gestellt.¹⁴² Er fasst anders als Frank nicht traditionalistische und moderne Architektur zusammen, sondern bezeichnet Heimatschutzstil und Neoklassizismus als die beiden Hauptrichtungen konservativer Architektur, die in Ausbildung, Bürokratie, Politik und Bauwirtschaft der Weimarer Republik trotz der Öffentlichkeitswirksamkeit des Neuen Bauens bei weitem dominiert hätten. Vertreter beider Richtungen hätten sich im »Kampfbund für Deutsche Kultur« gegenüber den Modernen für die Beibehaltung einer Hierarchie der Bauaufgaben eingesetzt. Im Weiteren wendet Petsch sich gegen eine Neoklassizismusthese, die Voraussetzungen, Funktionszusammenhänge und Folgen dieser Architektur außer Acht lasse. Er betont als eigentliches Ziel der Massenbauwerke des Nationalsozialismus ihre symbolische Wirkung mit der Repräsentation von Dauer und Macht. Architektur ist für Petsch somit zwar immer kontextspezifisch, werde aber erst durch ihre Sinn- und Funktionszusammenhänge genuin »faschistisch«.¹⁴³

Winfried Nerdinger hat sich in dieser Diskussion nach einer ausführlichen Auseinandersetzung mit neoklassizistischen Bauten außerhalb Deutschlands ebenfalls gegen die Existenz einer angeblich zeittypischen neoklassizistischen Norm ausgesprochen und in einem präzisen Abriss der Debatte die Entpolitisierungsabsichten der gegenwärtigen Bewunderer des NS-Stils herausgearbeitet.¹⁴⁴ Er betont die fundamentalen Unterschiede zwischen neoklassizistischen Bauten des demokratischen Auslands in vitruvianischer Tradition sowie Beaux-Arts-Dekor und der deutschen Variante eines »preußischen Stils« (Arthur Moeller van den Bruck) oder einer »germanischen Tektonik« (Friedrich Tamms). Eine solche NS-Architektur ist für Nerdinger durch Traditionsbrüche, Formenreduktion und architektonische Unfähigkeit charakterisiert. Auf die Frage, was denn nun genau die Bauten eines Friedrich Tamms oder Wilhelm Kreis vor und nach 1945 unterscheidet, geht Nerdinger allerdings leider nicht ein.

Hans-Ernst Mittag hat sich mit zwei weiteren Punkten gegen Frank zu Wort gemeldet.¹⁴⁵ Zum einen wendet er sich gegen die These einer Ununterscheidbarkeit von NS-Architektur, die bereits dann ad absurdum geführt werde, wenn man zugleich Bauten aus dem Dritten Reich von denen des Stalinismus abgrenzen wolle. Zum anderen zeigt Mittag in einer nuancierten kunstgeschichtlichen Analyse, dass Funktion und Kontext durchaus *nicht* rein äußerlich sind. Die »altmodische« Methode der Stilbestimmung erlaube gerade, Architektur als Machtmittel herauszuarbeiten.¹⁴⁶ Einen NS-Stil erkennt Mittag in einem Merkmalsbündel von Eigentümlichkeiten wie klassizistischem Motivbestand, sym-

141 Die Kritik richtete sich vor allem gegen Franks Moderne-Verständnis. Vgl. *Fehl*, »Führer-Wohnungsbau«. Zu den gemeinsamen Wurzeln beider Richtungen im Deutschen Werkbund vgl. auch *Durth*, *Deutsche Architekten*, Teil I.

142 *Petsch*, *Architektur als Weltanschauung*.

143 Ebd., S. 203. Ähnlich auch *Wolf*, *Gauforen*.

144 *Winfried Nerdinger*, *Bauen im Nationalsozialismus. Zwischen Klassizismus und Regionalismus*, in: *Werner Durth/ders.* (Hrsg.), *Architektur und Städtebau der 30er, 40er Jahre*, Bonn 1993, S. 8–19.

145 *Hans-Ernst Mittag*, *NS-Stil als Machtmittel*, in: *Schneider/Wang*, *Macht und Monument*, S. 100–115.

146 Der Soziologe Münk verfolgt dasselbe Ziel wie der Kunsthistoriker Mittag, wenn er die Untersuchung der Bedeutung, nicht allein des Stils fordert. *Münk*, *Organisation*, S. 144.

metrischer Ausrichtung, monotoner Reihung, hartkantigen Formen und Trennen von Details. Damit seien eindeutige architekturpsychologische Funktionen verbunden, die auf eine Militarisierung der Gesellschaft, auf die Einstimmung auf den Tod durch sepulkrale Formen sowie, durch die Megalomanie der Bauten, auf ein Gefühl der Unterordnung zielten. Diesen architektonischen Militarismus weist Mittig auf allen Feldern nach, einschließlich der Industrie- und Lagerarchitektur. Die Wirkungsabsicht ist für ihn dabei zentral, wahrnehmbare Formunterschiede seien gerade dadurch bedingt.¹⁴⁷ An anderer Stelle konzentriert Mittig sich auf die Industriearchitektur des Dritten Reiches und widerspricht der These Gerhard Fehls von einer Hierarchie der Bauaufgaben, bei der der Moderne nur offensichtliche »Aschenputtelaufgaben« geblieben seien.¹⁴⁸ Mittig verweist auf die öffentlichkeitswirksame Feier der »deutschen Technik« und der Industriebauten als »Dome der Arbeit«, die nicht nur geduldet, sondern bewusst für die Propaganda eingesetzt wurden. Industriebauten im Dritten Reich müssten stets in ihrem Zusammenhang analysiert werden. In den Gesamtanlagen fänden sich auch Repräsentationsbauten im neoklassizistischen und Werkwohnungen im Heimatstil. Die Gleichzeitigkeit in einem Gesamtkonzept deute auf ihre Zusammengehörigkeit und mache letztendlich erst die NS-Architekturauffassung aus.

In der Rückschau unterstreicht die Neoklassizismusdebatte die Notwendigkeit der Historisierung und Kontextualisierung der Planungen und Bauten des Nationalsozialismus sowie die Unabdingbarkeit des diachronen und synchronen Vergleichs. Daraus folgt allerdings keine Relativierung oder Entsorgung der Geschichte, sondern es wird gerade erst die Spezifik deutlich, die es erlaubt, sinnvoll von »NS-Architektur« zu sprechen. Auch die janusköpfige Modernität aller drei oben diskutierten Stilrichtungen tritt so nicht nur bezüglich ihrer Mittel, sondern auch hinsichtlich ihrer Ziele erst richtig hervor. Eine solche Analyse von Bauen und Planen im Nationalsozialismus kann dadurch auch erheblich zur Deutung des Dritten Reiches insgesamt sowie zur besseren Einordnung seiner Vor- und Nachgeschichte beitragen.

V. FORM UND BEDEUTUNG

Ob Architekturstile überhaupt inhaltlich interpretierbar sind und intentional zu politischen Zwecken benutzt werden können, ist auch über die Frage nach der Existenz eines NS-Stils hinaus relevant und für kulturgeschichtliche Zugriffe zentral. Diesem Problem hat sich Wolfgang Sonne anhand der Repräsentation des Staates in städtebaulichen Entwürfen vom Anfang des 20. Jahrhunderts gewidmet.¹⁴⁹ Dabei stellt er fest, dass unterschiedliche, geradezu gegensätzliche politische Systeme die gleichen stadtplanerischen Formen zu ihrer Repräsentation benutzt haben und dass es offensichtlich keine verbindlichen urbanistischen Ausdrucksformen für bestimmte Werte gibt. Daraus schließt er, dass alle planerischen und architektonischen Mittel wie Stadtgrundriss, Verwendung und Anordnung bestimmter Raumfiguren und Gebäudetypen oder bewusste Stilformulierungen erst mit Worten gedeutet werden müssen, bevor sich ihre Aussage eindeutig erschließt. Auch die

147 Damit widerspricht Mittig der These Nerdingers von der fachlichen Unfähigkeit der NS-Architekten. Vgl. *Nerdinger*, Bauen im Nationalsozialismus.

148 *Hans-Ernst Mittig*, Industriearchitektur des NS-Regimes: das Volkswagenwerk, in: *Gabi Dölff-Bonekämper/Hiltrud Kier* (Hrsg.), Städtebau und Staatsbau im 20. Jahrhundert, München 1996, S. 77–112.

149 *Wolfgang Sonne*, Hauptstadtplanungen. Die Repräsentation des Staates in der Stadt, Dissertation ETH Zürich, 2001, einsehbar unter URL: <<http://e-collection.ethbib.ethz.ch/show?type=diss&nr=14098>> [25. Juni 2008]. Eine englische Fassung wurde publiziert als: *Sonne*, Representing the State.

Platzierung eines Gebäudes im Raum sage nur etwas über seine relative Wertigkeit aus, nicht aber über seine inhaltliche Bedeutung. Ob eine städtebauliche Anlage nun Symptom einer gesellschaftlichen Ordnung oder ihr intentionales Symbol sei, müsse ebenfalls stets erst ihrem konkreten Bedeutungsfeld entnommen werden. Deshalb fordert Sonne die Analyse der Produzenten- wie auch der Rezipientenperspektive ein, um Intention und Wirkung eines Projektes im jeweiligen historischen Kontext erfassen zu können.

Auch Christian Welzbacher widmete sich jüngst der Analyse von Form und Bedeutung, indem er die Staatsarchitektur der Weimarer Republik auf ihre politischen Botschaften hin untersucht hat.¹⁵⁰ Auch er stellt fest, dass architektonische Formen im 20. Jahrhundert nicht mehr für sich sprechen. Verfügte noch der Historismus über eine einheitliche Formensprache mit bestimmten Typologien für spezifische Bauaufgaben, so sah die Moderne eben dies nicht mehr vor, Stile wurden unspezifisch und relativ. Zudem entwertete die Moderne ihr architektonisches Vokabular durch das Postulat der ständigen Erneuerung. Zugleich fehlte ein allgemein akzeptierter theoretischer Überbau zur Deutung der Architektur. Die Tatsache, dass ein einheitlicher Stil der Epoche nicht mehr existierte, machte die ständige Interpretation der einzelnen Bauten notwendig, so Welzbacher.

Die Repräsentation von Herrschaft und politischer Macht in Städtebau und Architektur hat auch Winfried Nerdinger untersucht.¹⁵¹ Er macht Achsen, Symmetrien und Monumentalität als zentrale Merkmale von Machtdemonstrationen aus, die ein Gefühl von Unterordnung erzeugen sollen. Ausgehend von Georg Simmels Zuordnung von Demokratie und Asymmetrie beziehungsweise Symmetrie und Despotie zeigt er zunächst auf, dass genau diese Paarbildung im Kaiserreich und auch noch in der Weimarer Republik nicht unumstritten war. Schon vor dem Ersten Weltkrieg traten konservative Städtebauer wie Camillo Sitte für ihre in Nerdingers Augen reaktionären Ziele gegen Achsen und Symmetrien an, während diese für progressive Architekten wie Otto Wagner gerade die Egalität der Massen symbolisierten. Der Streit um die Bebauung des Ulmer Münsterplatzes 1925 zeigte Jahre später noch dieselben Frontlinien: Die Konservativen lehnten die Achse ab, während die Modernen genau diese forderten. Anders sah es bei der Monumentalität aus. Diese war vor und nach 1918 unangefochtener Ausdruck von Macht. Auch republikanische Architekten planten monumental und wollten den alten Formen neue Inhalte geben.

Nerdinger konstatiert zudem, dass genuin politische Architekturdiskurse in der Weimarer Republik nahezu fehlten. Selbst in den sozialdemokratischen Hochburgen des Neuen Bauens und den dort erschienenen Publikationen fänden sie sich nur sehr selten. Stattdessen sei biologisch für oder gegen starre Achsen argumentiert worden. Erst ab 1927 mit der Spaltung der Werkbundarchitekten in den konservativen »Block« und den progressiven »Ring« sei die Debatte politisiert worden. Dieser zunächst überraschende Befund erklärt sich aus Nerdingers äußerst engem Verständnis von Politik als Tages- oder Parteipolitik. Gerade die den verschiedenen Entwürfen zugrunde liegenden Ordnungsvorstellungen, die sich etwa in organisistischen Metaphern ausdrücken, waren jedoch schon immer zutiefst politisch, auch wenn dies von den Akteuren nicht unbedingt so wahrgenommen und thematisiert wurde.¹⁵² Schließlich zeigt sich bei Nerdinger erneut die Problematik des Moderne-Begriffs, den er nicht an der äußeren Form festmacht, sondern an der Funktion als Konstruktionsprinzip sowie an der fehlenden Hierarchisierung von Bauteilen und -aufgaben. Ein Bau wie das Dresdner Hygiene-Museum von Wilhelm Kreis kann für ihn daher nur scheinbar modern sein. Den Begriff einer »monumentalen Moderne«, den er Frank-Berthold Raith zuschreibt und der später von Christian Welzbacher

150 Welzbacher, Staatsarchitektur. Für die Jahre vor 1918 vgl. jetzt auch die theoretisch anregende und gewichtige Studie von Markus Dauss, Identitätsarchitekturen. Öffentliche Bauten des Historismus in Paris und Berlin (1871–1918), Dresden 2007.

151 Nerdinger, »Ein deutlicher Strich«.

152 Vgl. hierzu auch Durth, Deutsche Architekten, S. 66–82.

abgewandelt übernommen worden ist, lehnt er folgerichtig ab.¹⁵³ Stattdessen spricht er von einer Transformation der Prinzipien des Neuen Bauens, die sich nach 1945 fortgesetzt habe. Nicht alles, was modern aussieht, ist für Nerdinger auch modern, es zählt vielmehr die zugrunde liegende Haltung.¹⁵⁴ Unklar bleibt bei dieser Argumentation allerdings, weshalb die Nachkriegsarchitektur dann noch als modern bezeichnet werden kann.

Die Schwierigkeiten dabei, gerade die Bauten der Moderne auf ihre politische Botschaft hin zu analysieren, hat schon Klaus von Beyme in seiner Untersuchung der politischen Ikonologie der modernen Architektur thematisiert.¹⁵⁵ Er schließt aus der schwindenden Macht und Einheitlichkeit von Politik in der modernen Demokratie auf die abnehmende Macht einer Politik der Symbole. Letztlich bleibe an ihrer Stelle nur noch symbolische Politik. Während Hans-Ernst Mittig anhand der NS-Architektur gerade eine solche Macht der Symbole in der Diktatur aufgezeigt hat, hat sich Christian Welzbacher den konkreten, mit Schwierigkeiten behafteten Versuchen der Weimarer Demokratie, mit Architektur politisch zu repräsentieren, zugewendet.¹⁵⁶ Auf der einen Seite konstatiert er staatlicherseits eine deutliche Abneigung gegenüber der Repräsentation und der großen Symbolik sowie die Hinwendung zu einem »Pathos der Zweckdienlichkeit«, auf der anderen Seite stellt er bei den Architekten eine Konvergenz der rivalisierenden Gruppen aus »Block« und »Ring« in Richtung auf eine »monumentalisierte Moderne« fest, die Anfang der 1930er-Jahre an Boden gewann und eine »neue stabile Verbindung von Form und Inhalt zu etablieren begann.«¹⁵⁷ Obwohl deren Verfechter mit ihren volksgemeinschaftlichen Gesellschaftsvorstellungen sich wenig später auch dem Nationalsozialismus andienten, zog dieser als neuen Staatsstil eine eigene Form des Historismus vor. Anhand zweier Kontrastfälle zur letztlich ziellosen und gescheiterten Reichsbaupolitik in Berlin zeigt Welzbacher auf, dass Architektur als Medium der Identitätsstiftung dennoch Potenzial hatte. Während Denkmäler wie das Reichsheldenmal durch Zurschaustellung eines Opferkults Gemeinschaft fördern sollten, verscrieb sich der preußische Reformstaat in der Weimarer Republik einer genuin modernen Staatsarchitektur, die zu einer Art Markenzeichen und damit einem politischen Statement avancierte.

VI. AKTEURE

Diese Beispiele zeigen, dass die Analyse von Formen und Stilen für kulturgeschichtliche Fragestellungen relevant ist, sofern deren Bedeutung im konkreten historischen Kontext untersucht wird. Genauso wichtig ist daneben die Interpretation des fachlichen und politischen Denkens der Architekten. Dabei geht es nicht in erster Linie um Antworten auf die Frage, was denn nun die Moderne in der Architektur genau ausmache: Varianten eines Stils oder Haltung eines Architekten, sondern um die Analyse einer Baugesinnung als Ausdruck allgemeiner zeittypischer Phänomene. In diesem Zusammenhang sind nicht nur die Pläne und Bauten wichtig, sondern auch die spezifischen Umstände ihrer Entstehung.

153 *Raith*, Der Heroische Stil, und *Welzbacher*, Staatsarchitektur.

154 Hier zeigen sich die Unterschiede zwischen einer eher funktionsbezogenen architekturgeschichtlichen und einer mehr stilorientierten kunsthistorischen Herangehensweise, die oben auch schon bei der NS-Architektur-Interpretation Nerdingers gegenüber der Mittigs deutlich geworden ist.

155 *Von Beyme*, Politische Ikonologie.

156 *Mittig*, NS-Stil, und *Welzbacher*, Staatsarchitektur. Dietrich Neumann hat in diesem Zusammenhang auf die Reserviertheit der modernen Architekten gegenüber repräsentativen Aufgaben hingewiesen. *Neumann*, Ungebaute Stadt, S. 172.

157 *Welzbacher*, Staatsarchitektur, S. 277. Er greift hier Franks Argumentation auf, die in der Werkbundzugehörigkeit beider Richtungen und ihrer Frontstellung gegen den Historismus das eigentlich moderne Element sieht. Vgl. *Frank*, Welche Sprache.

Dietrich Neumann hat angesichts der Hochhauspläne der Weimarer Zeit darauf hingewiesen, dass der Einfluss von gesetzlichen Grundlagen, Bauunternehmern und Spekulanten sowie Behördenvorgaben und Auftraggeberwünschen bei der architekturhistorischen Analyse meist viel zu wenig berücksichtigt wird, obwohl diese Rahmenbedingungen für das Ergebnis oft wichtiger sind als die ursprünglichen Vorstellungen der Architekten.¹⁵⁸ Dies ist aus kulturgeschichtlicher Perspektive in besonderem Maße bedauerlich, zeigen sich doch gerade in öffentlichen Wettbewerben und den damit einhergehenden Debatten die zeittypischen wie die avantgardistischen Fragestellungen und Trends besonders deutlich. Nicht nur die Argumentation der Architekten in den Erläuterungen zu ihren Beiträgen gibt hierüber Auskunft, sondern auch der Text der Ausschreibung. Die politischen Begleitumstände von Bauvorhaben, seien es staatliche Repräsentationsbauten, ideologisch gesteuerte Raumplanungen oder sozial motivierte Siedlungsvorhaben, sind dafür von entscheidender Bedeutung.¹⁵⁹

Neben zeittypischen Entwicklungen spiegelt sich auch der soziale Hintergrund der Planer und Architekten in ihren Entwürfen. Der überwiegende Teil dieser Profession stammte aus dem Bürgertum. Dessen kulturelle und gesellschaftspolitische Ordnungsvorstellungen waren stark vom Ideal einer ›Bürgerlichkeit‹ geprägt. Die damit einhergehenden Werte schlugen sich direkt in den Grundrissen von großbürgerlichen Villen, Siedlungshäusern oder Sozialwohnungen nieder. Das Ideal einer bürgerlichen Privatsphäre gegenüber der Öffentlichkeit sollte auch für unterbürgerliche Schichten realisiert werden, um das als unberechenbar empfundene Proletariat langsam zu domestizieren.¹⁶⁰

Die Spezifika des bürgerlichen Charakters von Bauten und Plänen zu untersuchen, erlaubt deren genauere Verortung in den verschiedenen geistigen Strömungen der Zeit. Die Ideen der Stadtplaner etwa verkörpern gegenüber denen der Stadtbaukünstler unterschiedliche Aspekte und Prioritäten innerhalb des bürgerlichen Wertekosmos, wie das Beispiel dreier Dortmunder Stadtbauräte der 1920er-Jahre zeigt.¹⁶¹ Deren Werke und Schriften können als Quellen für eben diese Spielarten von Bürgerlichkeit gelesen werden. Die Kenntnis ihres diesbezüglichen Hintergrundes ermöglicht zugleich eine bessere Einordnung ihres Schaffens in bauhistorischer Hinsicht.

Caroline Flick hat einen ähnlichen Zugang gewählt und die Biografie des Architekturkritikers Werner Hegemann im Hinblick auf seine Bürgerlichkeit untersucht, aus den entsprechenden Ergebnissen jedoch leider zu wenig weitergehende kulturhistorische Schlüsse gezogen.¹⁶² Einen direkten Niederschlag unterschiedlicher bürgerlicher Wert- und Ord-

158 Neumann, »Die Wolkenkratzer kommen!«, S. 7.

159 Vgl. Welzbacher, Staatsarchitektur, Sonne, Representing the State; Klotz, Ernst May; Schmals, Vor 50 Jahren. Zur Bedeutung der Diktatur für den Städtebau sowie zu den Parallelen der deutschen Hauptstadtplanungen der 1930er-Jahre zu den sowjetischen Projekten dieser Zeit vgl. Bodenschatz, Rom-Moskau-Berlin, S. 60.

160 Vgl. hierzu Barbara Koller, »Gesundes Wohnen«. Ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940, Zürich 1995. Zum Topos der Hygiene allgemein Rodenstein, »Mehr Licht«, sowie dies./Böhm-Ott, Einfluß der Hygiene. Zur Vorgeschichte sowie zum weiteren Kontext vgl. auch Clemens Zimmermann, Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik. Die Reformbewegung in Deutschland 1845–1914, Göttingen 1991, und Rüdiger vom Bruch (Hrsg.), »Weder Kommunismus noch Kapitalismus«. Bürgerliche Sozialreform in Deutschland vom Vormärz bis zur Ära Adenauer, München 1985.

161 Vgl. Guckes, »Stätte des Willens«, S. 186–194 und 208–214.

162 Caroline Flick, Werner Hegemann (1881–1936). Stadtplanung, Architektur, Politik. Ein Arbeitsleben in Europa und den USA, München 2005. Die Studie leidet leider unter ihrer enormen Länge und Detailliertheit sowie einem etwas ausufernden Stil. Zu Hegemann vgl. auch Christiane Crasemann Collins, Werner Hegemann and the Search for Universal Urbanism, New York 2005.

nungsvorstellungen in Planungsbeiträgen hat dagegen Wolfgang Sonne anhand des Groß-Berlin-Wettbewerbs von 1910 angedeutet. Er verweist auf deren verschiedene Ausprägungen im nationalistisch-imperialistischen Programm von inszenatorisch zu nutzenden Repräsentationsplätzen, in der großbürgerlich-demokratischen Architekturauffassung eines einheitlichen Wohnungsbaus oder in der bürgerlich-städtischen Ausrichtung auf Kommunal- statt auf Staatsbauten.¹⁶³

Bürgerliche Prägungen und gesellschaftspolitische Ordnungsvorstellungen mussten allerdings zunächst in fachliche Grundüberzeugungen überführt werden, bevor sie baulich umgesetzt werden konnten. Bei deren Prägung und Entfaltung spielten unterschiedliche akademische Traditionen und Schulen eine entscheidende Rolle. Werner Durth hat dies anhand der Generation der zwischen 1900 und 1910 geborenen Architekten, die in der späten NS-Zeit Karriere machten und nach 1945 den Wiederaufbau in der Bundesrepublik bestimmten, mustergültig herausgearbeitet.¹⁶⁴ Diese »Deutschen Architekten« teilten die Jugenderfahrung des Ersten Weltkriegs. Oftmals bürgerlich-konservativen Elternhäusern entstammend, begeisterten sie sich nach 1918 für die deutsche Jugendbewegung und die in dieser vermittelten gemeinschaftlichen Naturerlebnisse. Bei der Wahl ihrer Studienorte entschieden sie sich nicht für die Hochburgen des Neuen Bauens und einer sozial engagierten Architektur, wie viele Vertreter der Generation vor ihnen, sondern bevorzugten Professoren, die einen »aufgeklärten«, gemäßigten Traditionalismus lehrten. Ihre beruflichen wie politischen Denkmuster wurden in dieser Zeit des Studiums stark geprägt, in der zudem die persönlichen Beziehungen entstanden, die sowohl im Dritten Reich als auch in der Nachkriegszeit das berufliche Fortkommen effektiv beförderten. In der Atmosphäre der entsprechenden Hochschulinstitute wurden bürgerlich-nationale Ordnungsvorstellungen fortgeschrieben und in Architektur umgesetzt. Naturmetaphern etwa sprachen diese Architekten gleichermaßen in der Architektur wie in der Ideologie des Nationalsozialismus an. Durths Studie zeigt eindrücklich die Bedeutung der historischen Prägungen für die baulichen Ergebnisse und zugleich den Quellenwert planerischer Konzepte für die Analyse zeittypischer Denkmuster.

Internationalität der Debatten

Die Bedeutung akademischer Schulen gilt natürlich nicht nur für das traditionalistische Lager, sondern auch für die Vertreter der Moderne. Diese suchten zudem schon früh verstärkt die Öffentlichkeit, um für ihre Ideen und Bauten zu werben.¹⁶⁵ Vor allem die Fachöffentlichkeit war bereits vor dem Ersten Weltkrieg stark internationalisiert, nach 1918 verstärkte sich dieser Trend noch.¹⁶⁶ Nicht mehr nur die Fachleute der alten europäischen Nationen und Nordamerikas tauschten sich aus, sondern vor allem die Planer und Architekten aus den neuen Staaten Ostmitteleuropas und der Türkei engagierten sich in Zeitschriften, Vereinigungen sowie auf Ausstellungen und Kongressen.¹⁶⁷ Deutsche Vorbilder genossen dort einen hohen Stellenwert und wurden vielfach rezipiert. Gerade für die

163 Wolfgang Sonne, Ideen für die Großstadt: Der Wettbewerb Groß-Berlin 1910, in: Stadt der Architektur, S. 67–77.

164 Durth, Deutsche Architekten.

165 Vgl. Lampugnani, Geschichte der Geschichte, sowie Oechslin, Kulturgeschichte.

166 Vgl. Ward, Planning, sowie Hoffacker, Entstehung, S. 42.

167 Vgl. zu diesem aufstrebenden Forschungsfeld vor allem den Ausstellungskatalog von Eve Blau/Monika Platzer (Hrsg.), Mythos Großstadt: Architektur und Stadtbaukunst in Zentraleuropa 1890–1937, München 1999; mit einigen architekturbezogenen Beiträgen: Konstruktivistische Internationale Schöpferische Arbeitsgemeinschaft, 1922–1927, Utopien für eine Europäische Kultur, Stuttgart 1992, sowie schließlich übergreifend Arnold Bartetzky/Marina Dmitrieva/Stefan Troebst (Hrsg.), Neue Staaten – neue Bilder? Visuelle Kultur im Dienst staatlicher Selbstdarstellung in Zentral- und Osteuropa seit 1918, Köln 2005.

jungen Modernen aus diesen Staaten dienten internationale Organisationen wie die CIAM als »Wissensbörse und Anerkennungsgenerator«, wie Martin Kohlrausch in seinem laufenden Forschungsprojekt zur Avantgarde-Architektur in Polen herausarbeitet. Er weist auf die Bedeutung der öffentlichen Kommunikation gerade für diese Gruppe hin, deren Angehörige die internationale Anerkennung als Argument in den heimischen Diskussionen verwenden konnten.¹⁶⁸

Solcher Ideentransfer über Grenzen hinweg und eine große Internationalität der Debatten beschreiben ein grundlegendes Phänomen der Moderne als Epoche insgesamt. Werner Oechslin hat sich diesem Aspekt mit Blick auf die Geschichte der modernen Architektur gewidmet.¹⁶⁹ Er unterstreicht die Bedeutung der Bilder und damit auch der Formen in diesem Prozess.¹⁷⁰ Auf der visuellen Ebene habe die Internationalisierung des Neuen Bauens problemlos funktioniert.¹⁷¹ Die inhaltlichen Fragen, die Debatten um die richtige Baugesinnung und die Begründungen der neuen Formen seien ungleich schwieriger in andere kulturelle Kontexte zu transferieren gewesen.¹⁷² Die gedanklichen Wurzeln des *International Style* in der deutschen Bautradition seien im Zusammenspiel mit der Isolierung durch die Jahre des Dritten Reichs immer weiter aus dem Blickfeld geraten. Eine Untersuchung, die hier ansetzt und die jeweilige gesellschaftliche Bedingtheit unterschiedlicher architektonischer Haltungen in verschiedenen Staaten sowie deren politische Voraussetzungen und Konsequenzen herausarbeitet, fehlt leider noch.

Im Mittelpunkt des Interesses am kulturellen Austausch stehen meist die transatlantischen Beziehungen.¹⁷³ Ein wichtiges Beispiel hierfür ist die Rezeption des Bauhauses in Nordamerika.¹⁷⁴ Nach dessen forcierter Auflösung änderten sich die Bedingungen dafür, und durch die erzwungene Emigration vieler Protagonisten der Moderne aus dem Dritten Reich wurde der Kulturtransfer auf eine ganz andere Art befördert.¹⁷⁵ Gabriele D. Grawe hat dieses Wirken prominenter Bauhäusler in den USA nachgezeichnet und dabei deren Werke und persönliche Entwicklungen sowie die Rezeption ihres Schaffens analysiert.¹⁷⁶

168 Vgl. die Projektskizze von *Martin Kohlrausch*, Doppelte Avantgarde. Urbanistische Innovation und internationale Vernetzung. Polen im europäischen Kontext (ca. 1916–1948), in: *Kulturgeschichtliches Jahrbuch Moderne* 2, 2006, S. 225–229.

169 *Oechslin*, *Kulturgeschichte*, S. 31–43.

170 Die Rolle des Visuellen untersucht auch *Ward*, *Weimar Surfaces*, vor allem in Kap. 2. Auf die Bedeutung des Kinos bei der Popularisierung von bestimmten modernen Großstadtbildern verweist *Nicole Huber*, From Berlin to Germania: Cinema and the Implementation of National Politics in Regional Planning, in: *Zimmermann*, *Zentralität und Raumgefüge*, S. 153–174.

171 Zur Bedeutung von Architektenmonografien bei der Verbreitung fachspezifischer Positionen vgl. *Roland Jaeger*, *Neue Werkkunst. Architektenmonographien der zwanziger Jahre*. Mit einer Basis-Bibliographie deutschsprachiger Architekturpublikationen 1918–1933, Berlin 1998.

172 Manifeste in Architekturzeitschriften spielten hier eine große Rolle, wobei allerdings die Sprache oftmals eine Rezeptionsbarriere bildete. Eine Auswahl wird vorgestellt in *Annette Ciré/Haila Ochs* (Hrsg.), *Die Zeitschrift als Manifest. Aufsätze zu architektonischen Strömungen im 20. Jahrhundert*, Basel 1991.

173 Mit Blick auf den Städtebau stand dies Thema auch im Mittelpunkt der Sektion »Die europäische Stadt und die amerikanische Stadt seit dem späten 19. Jahrhundert: Geschichtsbilder – Leitbilder – Trugbilder« auf dem Historikertag 2006 in Konstanz. Vgl. den Tagungsbericht von *Jan Philipp Altenburg* auf H-Soz-u-Kult, 20.10.2006, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1196>> [25. Juni 2008].

174 *Margret Kentgens-Craig*, *Bauhaus-Architektur. Die Rezeption in Amerika, 1919–1936*, Frankfurt 1993.

175 Zum Schicksal der jüdischen Architekten in Deutschland sowie ihrer Stellung zur Moderne in der Architektur vgl. *Myra Warhaftig*, *Deutsche jüdische Architekten vor und nach 1933 – Das Lexikon. 500 Biographien*, Berlin 2005, insb. S. 14–36.

176 *Gabriele Diana Grawe*, *Call for Action. Mitglieder des Bauhauses in Nordamerika*, Weimar 2002.

Ebenfalls um einen Ideen-Export aus Deutschland handelte es sich bei der Tätigkeit deutschsprachiger Architekten in der Sowjetunion Anfang der 1930er-Jahre. Die Schwierigkeiten, auf die Ernst May und seine Kollegen dort stießen, verweisen auf Grundprobleme der Übertragung fertiger Konzepte in völlig andere Kontexte. Nicht nur die qualitative Ausführung der Projekte konnte in der UdSSR nicht in der gewünschten Güte erfolgen, auch die Planungen selber genügten der Aufgabe nicht. In Deutschland waren in den Jahren zuvor lediglich einzelne Siedlungen entstanden, Erfahrungen mit dem Bau ganz neuer Städte fehlten den deutschen Architekten in der Sowjetunion daher noch. Sie lösten diese Probleme durch die radikale Erweiterung ihrer alten Siedlungsplanungskonzepte aus Deutschland, ohne diese um zusätzliche innerstädtische Zentren zu ergänzen. Die Konsequenz daraus war eine zunehmende Ablehnung der deutschen Vorschläge in der sowjetischen Bevölkerung. Als hierzu 1932 noch die allgemeine kulturpolitische Wende Stalins kam, bedeutete das das abrupte Ende dieses Versuchs, die Ideen der Moderne international zu verbreiten.¹⁷⁷

Kontinuitäten in der Nachkriegszeit

Angesichts all dieser internationalen Kontakte, Vernetzungen und gemeinsamen inhaltlichen Arbeit stellt sich die Frage nach der nationalen Spezifik der deutschen Entwicklung in der Zwischenkriegszeit. Einzigartig waren keineswegs die Konzepte und die Formen, die in Deutschland in dieser Zeit entstanden, wohl aber war es die Ideologisierung von Planung und Architektur sowie die Radikalität ihrer Durchsetzung, die eben nicht nur Abrisse alter Bausubstanz, sondern auch den Mord an deren Bewohnern umfasste.¹⁷⁸ Angesichts dieser Tatsache haben die Biografie und weitere berufliche Laufbahn der diesbezüglich tätig gewesen Planer und Architekten nach 1945 eine besondere Brisanz. Auch in Raumplanung und Städtebau sind die Verantwortlichen nicht oder nur marginal belangt worden. Selbst die Entnazifizierung hat keine tieferen Karriereknicken verursacht. Der Beitrag sich selbst als unpolitisch stilisierender Experten zur NS-Diktatur, der in den letzten Jahren verstärkt thematisiert worden ist, wurde in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch nicht wahrgenommen, auch nicht seitens der Alliierten. Zudem waren die Fachleute und ihre hochmodernen Konzepte für den Wiederaufbau unverzichtbar. Die Netzwerke aus Studientagen und den letzten Kriegsjahren funktionierten weiterhin, so dass die »Deutschen Architekten« einander mit Aufträgen und Anstellungen unterstützten und mit ihren Planungen aus den letzten Kriegstagen den Wiederaufbau des zerstörten Landes ins Werk setzten konnten, wie Werner Durth gezeigt hat.¹⁷⁹

In den Jahren des Dritten Reichs hatten sich diesen Städtebauern ungeahnte Möglichkeiten eröffnet, die sie ohne Hemmungen ergriffen. Dabei gewann laut Durth auch bei denjenigen Architekten, die aus einer gemäßigt traditionalistischen Schule stammten, die Moderne mehr und mehr an Gewicht. Sie fühlten sich, im Gegensatz zu ihren Lehrern, bald als die wahren Modernen, die ihre Erfolge in die Nachkriegszeit retten wollten – und

177 Durth/Düwel/Gutschow, *Architektur und Städtebau in der DDR*, Bd. I, S. 32–52. Die Schwierigkeit der Vermittlung moderner Planungen aus Deutschland an die einheimische Bevölkerung bei gleichzeitiger politischer Instrumentalisierung durch die lokale Regierung zeigte sich auch einige Jahre zuvor in der neuen türkischen Hauptstadt Ankara. Vgl. Zeynep Kezer, *A Splintered Icon: The Tensions of Politics, Ideology and Representation in Early Republican Ankara*, in: *IMS 2005*, H. 1, S. 38–46, hier: S. 42–44.

178 Zu den Auswirkungen dieser Haltung nicht nur im besetzten Osten, sondern auch im »Altreich«, vgl. Susanne Willems, *Der entsiedelte Jude. Albert Speers Wohnungsmarktpolitik für den Berliner Hauptstadtbaubau*, Berlin 2002.

179 Durth, *Deutsche Architekten*. Vgl. auch zusammenfassend ders., *Zwischen Moderne und Modernismus*.

dies auch taten.¹⁸⁰ Durth deutet den doppelten deutschen Nachkriegsstädtebau als ungebrochen weltanschaulich ausgerichtete und bloß sprachlich entnazifizierte Form der späten Kriegsplanungen.¹⁸¹ In Westdeutschland wurde das Konzept der Stadtlandschaft mit seiner Betonung weiter offener Räume realisiert, während in der DDR der Schwerpunkt auf den Gemeinschaftsbauten in der kompakten Stadt alter Prägung lag, zunächst noch im stalinistisch-historistischen Gewand.¹⁸² Paradoxe Weise bauten und planten nun ehemals nationalkonservativ-traditionalistische Architekten im Westen modern, während ehemals Moderne im Osten nach einer kurzen genuin modernen Phase bis 1950 historistische Gebäude in der verhassten dichten Stadt errichten mussten. In der Bundesrepublik wurde damit der aus damaliger Sicht zweifellos modernere, international anschlussfähige und zukunftsweisendere Teil des städtebaulichen Erbes der Zwischenkriegszeit fortgeführt. Gleichwohl gab es bereits von Zeitgenossen, auch aus dem Lager der Modernen, Kritik an der »Rasteritis«, an einer seelenlosen Fortführung bloß der äußeren Form des Neuen Bauens.¹⁸³ Eine vom Architekten Rudolf Schwarz Anfang der 1950er-Jahre angestoßene Debatte hierüber führte jedoch nicht zu einer »historisch kenntnisreichen Neubestimmung moderner Architektur in Deutschland«, und eine tragfähige Alternative zum schematischen Baualltag des Wiederaufbaus konnte ebenso wenig formuliert werden.¹⁸⁴

Winfried Nerdinger hat Durths Betonung der Kontinuitäten heftig widersprochen.¹⁸⁵ Er hebt die Umbrüche und Aufbrüche in der Nachkriegsarchitektur hervor und sieht neben einigen wenigen gescheiterten Versuchen einer postfaschistischen Monumentalarchitektur in erster Linie den »Aufbruch der Konservativen zu den Siegern«. Im Bezug auf die politische Landschaft diagnostiziert er einen Rollentausch zwischen Rechten und Linken, den er auf die konservativen und die progressiven Architekten überträgt: In der Adenauer-Zeit seien erstere mit konservativer Politik, Geld und Wirtschaft auf die Seite der Moderne gewechselt, deren Formenapparat nun unangefochten die Architektur dominierte, während letztere erfolglos Teile der Tradition hätten retten wollen. Die Gegensätze der Jahre des Dritten Reiches seien dabei in einer Art Burgfrieden verdrängt worden. Neben diesem Überlaufen der Konservativen zur Moderne sieht Nerdinger als weitere Positionen die bewusste programmatische Verwendung moderner Architektur im und für den neuen Staat, also den Verzicht auf Monumentalität, Axialität und Symmetrie zugunsten von Transparenz, sowie die gescheiterten Versuche, eine traditionsgebundene Moderne für die neue Zeit zu retten, die sich mit der Schwarz-Debatte verbinden.¹⁸⁶ An anderer Stelle

180 Diese Haltung bezeichnet Durth ohne Bezug auf Jeffrey Herf als »reaktionären Modernismus«. *Durth, Zwischen Moderne und Modernismus*, S. 302 und 307.

181 *Werner Durth, Städtebau und Weltanschauung*, in: *Beier, Aufbau West*, S. 35–49.

182 *Durth, Utopie der Gemeinschaft*.

183 Die Debatten der Nachkriegszeit drehten sich nicht mehr um Tradition oder Moderne, nun stand eher die Frage nach der organischen Form oder dem Raster als Grundprinzip der Planung im Mittelpunkt.

184 *Durth, Zwischen Moderne und Modernismus*, S. 298 und 314–319. Zur Schwarz-Debatte vgl. *Ulrich Conrads* (Hrsg.), *Die Bauhaus-Debatte 1953. Dokumente einer verdrängten Kontroverse*, Braunschweig 1994.

185 *Winfried Nerdinger, Aufbrüche – Positionen der Nachkriegsarchitektur in der Bundesrepublik*, in: *Irene Kistella/Detlef Kurth/Maria T. Wagener* (Hrsg.), *Städtebau ...: dem Ort, der Zeit, den Menschen verpflichtet*, Dortmund 2000, S. 38–44.

186 Sechs größere Richtungen macht hingegen Joachim Petsch aus und stellt darüber hinaus fest, dass die scharfen Polarisierungen der Zwischenkriegszeit nach 1945 nicht mehr sichtbar gewesen seien. Von einer »Stunde Null« in Nachkriegsdeutschland kann jedoch auch ihm zufolge wegen zahlloser Kontinuitäten nicht die Rede sein. *Joachim Petsch, Die gebremste Modernität der Nachkriegsarchitektur. Zum Städtebau und zur Architektur der 50er-Jahre*, in: *Georg Bollenbeck* (Hrsg.), *Kulturelle Moderne und bildungsbürgerliche Semantik*, Bd. 3: *Die janusköpfigen 50er Jahre*, Opladen 2000, S. 143–169.

betont Nerdinger allerdings die fließenden Übergänge zwischen den Architekturen der 1930er- und denen der 1950er-Jahre, die im Werk einzelner Architekten oftmals direkt nebeneinander stünden.¹⁸⁷ Nerdinger beschäftigt sich in beiden Texten jedoch nicht mit den Brüchen oder Kontinuitäten in den Denkmustern und Ordnungsvorstellungen dieser Architekten, die nach 1945 trotz ihrer NS-Vergangenheit weiterbauten. Die Frage, ob es bei ihnen genuine Lernprozesse gab oder ob sie sich lediglich an den Stil der neuen Zeit anpassten, um weiterbauen zu können, ist aus kulturhistorischer Sicht jedoch die eigentlich interessante Frage, die zur Beschreibung des geistigen Klimas der frühen Bundesrepublik einen Beitrag leisten kann.

Die Entwicklung in der DDR war demgegenüber sehr viel stärker durch politische Vorgaben geprägt. Hier entschied der Staat über die zu bauenden Formen, wie Werner Durth, Jörn Düwel und Niels Gutschow minutiös herausgearbeitet haben.¹⁸⁸ Die führenden Architekten in Ostdeutschland hatten einen fundamental anderen Lebensweg hinter sich als ihre westdeutschen Kollegen, zu denen das Gros derjenigen Planer und Architekten gehörte, die im Dritten Reich beruflich erfolgreich geplant und gebaut hatten. Die Baufachleute der DDR, die in der Weimarer Republik meist bei akademischen Lehrern aus dem Lager der Moderne studiert hatten, waren während der NS-Zeit häufig in Haft oder auf der Flucht im Ausland gewesen. Die Erfahrungen in Moskau, vor 1933 in der Gruppe um Ernst May oder danach im Exil, waren hier das prägende und verbindende Element einer ganzen Generation einflussreicher Architekten. Dort hatten sie den politisch motivierten Paradigmenwechsel von einer konstruktivistisch-avantgardistischen Moderne zu einer traditionalistisch-historisierenden Architektur erlebt, der für viele persönlich zugleich Angst und Verfolgung bedeutete.

Knapp 20 Jahre später sollte Ähnliches auch in der DDR durchgesetzt werden. Dabei waren die ersten Nachkriegsjahre in der Architektur der Sowjetischen Besatzungszone von modernen Aufbrüchen geprägt, sei es bei der Wiedereröffnung der Weimarer Hochschule durch Hermann Henselmann oder bei der Bandstadt-Planung für Berlin unter der Leitung Hans Scharouns.¹⁸⁹ Mit der Staatsgründung der DDR und der damit einhergehenden endgültigen Etablierung der Diktatur folgte jedoch sofort die Umsetzung anderslautender Vorgaben aus Moskau. Das herrschende Leitbild war seit den im Juli 1950 dekretierten »16 Grundsätzen des sozialistischen Städtebaus« nicht mehr die aufgelockerte Stadtlandschaft, sondern wieder die alte kompakte Stadt mit einer »nationalen Form« klassizistisch inspirierter Bauten. Neben dem inhaltlichen Wechsel war für die Architekten vor allem die Überlagerung aller fachlichen Fragen von politischen Überlegungen relevant. Stadtplanung und Architektur insgesamt standen im Dienste einer neuen staatlichen Ideologie, die sich auf alle Ebenen des Bauens auswirkte und deren Umsetzung in konkrete Planungen auf höchster Ebene im Politbüro entschieden wurde. Ebenso wie im Westen sind Planungen und Bauten in der DDR folglich losgelöst von der Vorgeschichte ihrer Akteure und den politischen Rahmenbedingungen nicht zu verstehen; ebenso wie

187 Winfried Nerdinger, Materialästhetik und Rasterbauweise. Zum Charakter der Architektur der 50er Jahre, in: Werner Durth/Niels Gutschow (Hrsg.), Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover, Bonn 1990, S. 38–49, hier: S. 41 f.

188 Durth/Düwel/Gutschow, Architektur und Städtebau in der DDR, Bd. I, sowie Bd. II: Aufbau: Städte, Themen, Dokumente, Frankfurt/Main 1998.

189 Zur »Ostmoderne« in der kurzen Phase der unmittelbaren Nachkriegszeit jetzt umfassend Andreas Butter, Neues Leben, neues Bauen. Die Moderne in der Architektur der SBZ/DDR 1945–1951, Berlin 2006. Er stellt anders als Durth/Düwel/Gutschow den Aufbruch gegenüber den Kontinuitäten in den Vordergrund und fordert eine differenzierte Analyse des Bauschaffens dieser Jahre. Allerdings ist Butters normativer Moderne-Begriff für kulturgeschichtliche Zugriffe nur sehr eingeschränkt brauchbar, und sein enger zeitlicher Rahmen von sechs Jahren führt zu einer Überbetonung der Tendenzen dieser Zeit gegenüber späteren Entwicklungen.

im Westen sind sie damit zugleich auch eine aufschlussreiche Quelle über die herrschenden Ordnungsvorstellungen der Protagonisten im Bauwesen. Im Fall der DDR waren diese mit der Staatsideologie identisch.¹⁹⁰

In beiden deutschen Staaten sind inhaltliche und personelle Kontinuitäten und Prägungen aus der Zeit der Weimarer Republik über das Dritte Reich bis in die Nachkriegszeit hinein deutlich erkennbar. Auch wenn man die Aufbrüche und Neuerungen angemessen berücksichtigt, dominieren die Fortentwicklungen. Nur in der DDR hat es einen – politisch verordneten – deutlichen allgemeinen Bruch in den Leitbildern sowie den realisierten Plänen und Bauten gegeben, vom Verzicht auf den obsolet gewordenen NS-Staatsstil in beiden Teilen des Landes abgesehen. Bei den »Deutschen Architekten« fällt zudem auf, wie wenig der fachliche Inhalt der Konzepte durch die politischen Wechsel verändert wurde. Die disziplinären Eigenlogiken der Technokraten waren stärker als der Einfluss sowohl des jeweiligen Systems als auch des politisch-ästhetischen Zeitgeists. Oftmals konnten sie das Bauen sogar gegen die offiziell vorherrschende Ideologie und Propaganda prägen, wie der faktische Siegeszug moderner Planungen im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit zeigt. Dies gilt für die DDR allerdings nicht, wo alle Grundlinien der Planung und des Bauens in einem Maße von der Politik bestimmt wurden, wie dies im Dritten Reich nur bei den Staats- und Repräsentationsprojekten der Fall gewesen war. Gleichwohl arbeiteten auch Architekten in der DDR, etwa Gerhard Kosel, schon früh an der weiteren Normierung im Bauwesen, die bereits für Ernst Neufert im Nationalsozialismus ein wichtiges Anliegen gewesen war.¹⁹¹ Auch die totalitäre Diktatur konnte sich nicht völlig gegen die Grundtendenzen der Epoche stellen, die den Fachleuten stets klar vor Augen standen. Viele Planer und Architekten bedienten zudem lediglich mit Worthülsen und stilistischen Attrappen die ideologischen Wünsche der Machthaber und verfolgten dabei doch ihre eigenen fachlichen Überzeugungen und Interessen weiter. Ihre Selbststilisierung als im Grunde unpolitische Fachleute verdeckte dabei oftmals dezidiert politische Vorbedingungen, Inhalte und Konsequenzen ihrer Arbeit. Andere Städtebauer akzeptierten hingegen ganz offen und bereitwillig auch inhaltlich die Vorgaben der jeweiligen Staatsführung. Weitere Detailstudien müssen hier tiefere Einsichten in die einzelnen Motivlagen bringen.

VII. AUSBLICK

Solche Gemengelagen verweisen besonders eindringlich auf das Erkenntnispotenzial kulturgeschichtlicher Herangehensweisen an die Städtebaugeschichte der Weimarer Republik sowie der NS-Zeit. Über die hier zusammengetragenen Erkenntnisse hinaus sind Bauten und Pläne wertvolle Quellen, die neue Einsichten zu allgemeinen historischen Fragen ermöglichen. In diesem Sinne sind weitere Studien nötig, die sich explizit mit den grundsätzlichen Ordnungsvorstellungen hinter Architektur und Raumordnung auseinandersetzen und sich den in ihnen enthaltenen Gesellschaftsidealen widmen. Gerade die präzise

190 Zu Städtebau und Architektur in der DDR vgl. auch Jörn Düwel, *Baukunst voran! Architektur und Städtebau in der SBZ/DDR*, Berlin 1995, Joachim Palutzki, *Architektur in der DDR*, Berlin 2000, sowie Frank Betker, »Einsicht in die Notwendigkeit«. Kommunale Stadtplanung in der DDR und nach der Wende (1945–1994), Stuttgart 2005. Zur Rückbindung an die Gesellschaft vgl. jetzt auch die Arbeiten des Projekts »Industriestädte in der SBZ/DDR: Stadtentwicklung, Kommunalpolitik und urbanes Leben von 1945–1989/90« (TU Berlin und Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Erkner), etwa Philipp Springer, *Verbaute Träume. Herrschaft, Stadtentwicklung und Alltag in der sozialistischen Industriestadt Schwedt*, Berlin 2006.

191 Vgl. Prigge, Ernst Neufert.

Zuordnung einzelner Entwürfe zu fachlichen Leitbildern und gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen wäre aufschlussreich. Weiter untersuchenswert sind daneben noch immer die Tendenzen zur Sozialrationalisierung in der modernen Planung sowie die Familienbilder und Geschlechterstereotypen, die sich hinter einzelnen städtebaulichen Leitbildern und konkreten kommunalen Projekten verbergen.¹⁹² Das gilt ebenso für die sozialräumliche Prägung der Kommunen durch den Städtebau – und damit für seine Rolle bei der Formung und Erhaltung von sozialen Schichten. Auch die Analyse von Versuchen städtischer Identitätsbildung durch spezifische Architekturen und Infrastrukturmaßnahmen kann tiefergehende Erkenntnisse über allgemeine gesellschaftliche Trends und die ihnen zugrunde liegenden Ideen liefern: Harmonie- und Ganzheitsvorstellungen oder Fortschrittsbegeisterung und Machbarkeitswahn könnten so präziser herausgearbeitet werden, genauso wie die Handlungsrelevanz von Geschichts- und Traditionsauffassungen.

Neben solchen Repräsentationen dominanter Ordnungsvorstellungen verdient die Analyse von Funktion und Bedeutung bestimmter Architekturen und Planungen insgesamt stärkere Aufmerksamkeit, desgleichen die spezifischen Interessen einzelner Akteure, seien es die Architekten selbst oder ihre privaten bzw. staatlichen Auftraggeber. Schließlich versprechen detaillierte Studien über einzelne Architekten und Planer als Personen wichtige Erkenntnisse, wenn deren Werk nicht einfach nachgezeichnet, sondern auch auf Ambivalenzen und Brüche hinsichtlich der fachlichen und politischen Überzeugungen untersucht wird. Ihre Denkmuster, Berufsauffassungen und politischen Standpunkte sind aus geschichtswissenschaftlicher Sicht mehr von Belang als die Beschreibung einzelner Bauten – wobei auch deren politische Symbolik weiteres Interesse verdient.

Über diese allgemeinen Punkte hinaus sind noch weitere Themen anzuregen. Zum einen fehlen noch Studien zur internen und externen Kommunikation der Disziplinen Architektur und Städtebau. Ihre nationalen und internationalen Netzwerke aus Vereinigungen, Tagungen und Medien sind noch fast gar nicht erforscht, ebenso wenig wie die Strategien zur Popularisierung bestimmter fachlicher Konzepte in der und über die Zunft hinaus. Zum zweiten könnten darauf aufbauend die Durchsetzungszusammenhänge einzelner städtebaulicher Projekte und Leitvorstellungen in Stadtöffentlichkeit und -politik näher untersucht werden. Zu fragen wäre dabei auch, welche Rolle strukturelle Voraussetzungen der Kommunen wie Größe und Funktion bei solchen Entscheidungen gespielt haben. Hinsichtlich des Nationalsozialismus schließlich bleibt zu fragen, wie das Kräfteverhältnis zwischen Großstadtfeinden und Großstadtverfechtern auf verschiedenen Ebenen und zu verschiedenen Zeitpunkten tatsächlich war, welchen Einfluss sie jenseits der offiziellen Propaganda jeweils hatten, und was das über die Charakterisierung des Regimes letztlich aussagt.

Genug Gründe also für Kulturhistoriker, sich dem Thema Bau- und Planungsgeschichte zwischen 1918 und 1945 als Quelle für allgemeine Fragen künftig ausführlicher zuzuwenden.

192 Vgl. *Sandra Schürmann*, Stadtraum und Geschlecht in der deutschsprachigen Urbanisierungsforschung, IMS 2004, H. 1, S. 53–60.

Beate Fieseler

Arbeiter und Bauern – Terror und Feste im Stalinismus

Ein Forschungsbericht über die neuere wissenschaftliche Literatur, Teil II

Nachdem im ersten Teil des Forschungsberichtes die neuere Forschungsliteratur über Stalin, seine Gefolgsleute und den Terror in der Sowjetunion behandelt wurde¹, wendet sich der zweite Teil nun neben einigen Überblickswerken vor allem den Neuerscheinungen aus dem Bereich der Sozial- und Kulturgeschichte, einigen kürzlich erschienenen Autobiografien und der Frage nach der Bedeutung von Subjektivität im Stalinismus zu. Aufgrund ihrer zentralen Bedeutung für das Verständnis des Systems werden außerdem die neuesten Studien zum Terror sowie zum System der »Arbeitsbesserungslager« in der Sowjetunion ausführlich behandelt. Gerade letztere sind Themenfelder, die weiterhin Schwerpunkte der Forschung bilden.

Auch rund 20 Jahre nach Öffnung der sowjetischen Archive kommt der faktografischen Aufarbeitung des immensen Quellenfundus eine große Bedeutung zu. Es erscheinen immer neue Lokal- und Spezialstudien, die unser Bild der stalinistischen Gesellschaft Stück für Stück vervollständigen, etwa zum Lagersystem oder zu einzelnen Opfergruppen, innovative Studien zu »klassischen« Untersuchungsobjekten wie der Arbeiterschaft oder der Landbevölkerung, Studien zur Selbstdarstellung des Regimes, etwa in der Festkultur, sowie zunehmend auch Untersuchungen zu Themen, welche nicht »typisch sowjetisch« sind, wie z. B. Jugend und Kindheit.

Sucht man in der thematischen Vielfalt und Heterogenität der Neuerscheinungen zur Kultur- und Sozialgeschichte nach einem »roten Faden«, so wäre zweierlei zu nennen: Zum einen die Frage nach der »agency« der einfachen Sowjetbürger, ihren Handlungsmöglichkeiten und Spielräumen. Das Verhältnis zwischen Herrschern und Beherrschten wird nicht mehr als starr, hierarchisch und ausschließlich von oben gesetzt betrachtet, sondern gleichsam dialogisch, als Ergebnis von Diskursen, Interaktionen und Aushandlungsprozessen, ohne dass es sich dabei notwendigerweise um eine symmetrische Beziehung handeln müsste. Zum zweiten gerät mit der Untersuchung von Spielräumen auch die »Mitmachgesellschaft« ins Visier der Forschung, die Frage, warum und wie ein erheblicher Teil der Bevölkerung dem Druck und den materiellen Anreizen von oben nachgab, gebotene Aufstiegschancen wahrnahm und sich dem kollektivistischen Identitäts- und Gesellschaftsentwurf anverwandelte, um schließlich die Repressionen des Regimes zu befürworten und sich sogar aktiv daran zu beteiligen.

Zu den eigentlichen Exekutoren des Großen Terrors liegen dabei kaum Quellen und Darstellungen vor. Lediglich die Hauptakteure sind bislang Gegenstand biografischer Untersuchungen geworden, während Studien zum »Fußvolk«, den Verhöroffizieren des NKWD (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten), den Mitgliedern der »Trojkas« (Ermittlungskommissionen) oder dem Wachpersonal im Gulag ein Desiderat der Forschung bleiben.² Dagegen versuchen mehrere neue Ansätze mit unterschiedlichen Methoden, den Opfern des Terrors eine Stimme zu verleihen und sie dem historischen Vergessen und der Anonymität zu entreißen.

1 Beate Fieseler, Stalin, seine Gefolgsleute und der Terror in der Sowjetunion. Ein Forschungsbericht über die neuere wissenschaftliche Literatur, in: AfS 46, 2006, S. 695–711.

2 Vgl. dazu den ersten Teil dieses Forschungsberichts sowie die gerade erschienene Studie von J. Arch Getty/Vladimir Naumov, Yezhov. The Rise of Stalin's »Iron Fist«, New Haven 2008.

I. ÜBERBLICKSDARSTELLUNGEN

In dem mit rund 300 Seiten umfangreichsten »siebenten Zeitbild« des dritten Bandes seiner reich bebilderten Synthese »Russischer Alltag« behandelt Carsten Goehrke, emeritierter Professor für Osteuropäische Geschichte der Universität Zürich, die Stalinzeit von 1929 bis 1941 unter der Überschrift »Zwischen Aufbruchstimmung und Angst: Russischer Alltag im Schraubstock der frühen Stalinzeit«.³ In den Blick genommen werden der Umbruch auf dem Lande sowie der »Moloch Sowjetstadt«.⁴ Abgerundet wird die vor allem auf veröffentlichten Quellen und einer beeindruckenden Basis an Sekundärliteratur beruhende Darstellung durch das Fazit »Rückblick auf das Werden einer Fassadengesellschaft« und einen umfangreichen Quellenanhang, der die behandelten Themen noch einmal aus der Perspektive von Ego-Dokumenten beleuchtet. Der Krieg und die späte Stalinzeit bleiben ausgespart, das achte und neunte Zeitbild (ebenfalls im dritten Band) behandeln die Jahre 1964 bis 1985 und 1992 bis 2000. Der Autor präsentiert damit zwar keinen lückenlosen, aber einen überaus materialreichen Überblick über grundlegende Aspekte sowjetischen Lebens in Stadt und Land. Das Buch richtet sich nicht ausdrücklich an ein Fachpublikum, sondern möchte durchaus breitere Leserschichten erreichen. Der gut lesbare Stil, die vielen Abbildungen, die Quellenauszüge und der umfangreiche Apparat (Glossar, Anmerkungen, Bibliografie und Register) lassen dieses im wahrsten Sinne des Wortes »gewichtige Werk« vor allem als unverzichtbar für die Lehre erscheinen. Seine Stärke liegt in der Synthese, die durchaus Freude am Detail zeigt, weniger in der Innovationskraft der Darstellung.⁵ Manche Urteile fallen recht pauschal und apodiktisch aus. So beschreibt Goehrke die im Titel postulierte »Sowjetische Moderne« als eine scheinhafte, hinter der sich vor allem Rückständigkeit verbarg. Zudem wird die sowjetische Gesellschaft ausschließlich als Opfer eines vermeintlich allmächtigen Staates präsentiert.

Der Band »Stalin. A New History«, herausgegeben von Sarah Davies und James Harris⁶, versammelt 14 forschungs- und archivgestützte Essays und damit einen wesentlichen Teil der Beiträge, die auf der 29. Jahrestagung der »Study Group on the Russian Revolution« im Januar 2003 an der Universität Durham vorgestellt wurden. Sie stammen überwiegend von Historikern aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum und werden ergänzt durch einen Aufsatz des niederländischen Forschers Erik van Ree über Stalins Verständnis des Marxismus sowie durch einen Essay des russischen Archivspezialisten Oleg Khlevniuk, der Stalins Herrschaftstechniken und die Personalisierung der Macht analysiert. Auch die anderen Beiträge befassen sich mit wesentlichen Aspekten von Stalins Biografie und mit dem Stalinismus als System.⁷ Behandelt werden beispielsweise Stalins frühe Prägung in Georgien (Alfred Rieber)⁸, seine Tätigkeit als Volkskommissar für Nationalitätenfragen

3 Carsten Goehrke, *Russischer Alltag. Eine Geschichte in neun Zeitbildern vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 3: Sowjetische Moderne und Umbruch, Chronos Verlag, Zürich 2005, 554 S., geb., 39,80 €.

4 Mit welchen Belastungen der unzulängliche staatliche Wohnungsbau und die Wohnraumverteilung der Bolschewiki in den rasch expandierenden Städten deren Bewohner auf Jahrzehnte konfrontierte, lässt sich am Beispiel von Leningrad für die Jahre 1917 bis 1937 nachlesen bei Julia Obertreis, *Tränen des Sozialismus. Wohnen in Leningrad zwischen Alltag und Utopie 1917–1937*, Köln etc. 2004.

5 Eine Einführung in einige Grundprobleme der Stalin-Zeit für Nichtspezialisten bieten Eva Maeder/Christina Lohm (Hrsg.), *Utopie und Terror, Josef Stalin und seine Zeit*, Zürich 2003.

6 Sarah Davies/James Harris (Hrsg.), *Stalin. A New History*, Cambridge University Press, Cambridge etc. 2005, 310 S., kart., £ 19,99.

7 Vgl. auch die Biografie von Kevin McDermott, *Stalin. Revolutionary in an Era of War*, Basingstoke 2006.

8 Vgl. die umfangreiche Darstellung von Simon Sebag Montefiore, *Der junge Stalin. Biografie*, Frankfurt/Main 2007.

(Jeremy Smith), die Möglichkeiten und Grenzen seiner Personalpolitik als Generalsekretär der Kommunistischen Partei (James Harris), Stalins Rolle im Politbüro (J. Arch Getty), Stalin als Ökonom und Agrarpolitiker (R. W. Davies) sowie die Stalin'sche Außenpolitik (Alfred J. Rieber). Weitere Essays behandeln einige in klassischen Biografien häufig nicht oder allenfalls am Rande erwähnte Themenbereiche: etwa Stalins von romantischen Zügen geprägte Ideologie (David Priestland), seine Rolle als Förderer der sowjetischen Filmkunst (Sarah Davies), seinen persönlichen Anteil an der Inszenierung der großen Moskauer Schauprozesse (William Chase), den Stalinkult (David Brandenberger)⁹ sowie schließlich Stalins wissenschaftliche Schriften aus seinen letzten Lebensjahren (Ethan Pollock).

Insgesamt lösen diese mitunter kontrovers zueinander stehenden Beiträge (das gilt insbesondere für die Essays, die sich mit der Frage nach den Wurzeln von Stalins Macht befassen) den Anspruch der Herausgeber »to reinvigorate scholarly interest in Stalin, his ideas, and the nature of his power« (S. 1) auf jeden Fall ein und bieten einen überzeugenden Überblick über die neuere Stalin- und Stalinismusforschung.

II. DIE KOLLEKTIVIERUNG DER LANDWIRTSCHAFT UND IHRE FOLGEN

Kollektivierung und Hungersnot

Ein Themenfeld, das trotz seiner gewaltigen und tödlichen Dimensionen lange im Schatten des Großen Terrors gestanden hat, beschäftigt die Forschung neuerdings wieder stark: die Kollektivierung der sowjetischen Landwirtschaft und ihre Folgen. Besonders hervorzuheben ist die auf vier Bände angelegte englischsprachige Dokumentenedition »The Tragedy of the Soviet Countryside« als editorisches Großprojekt. Sie wurde im Vergleich zur chronologisch angelegten russischen Originalausgabe komprimiert, folgt thematischen Schwerpunkten und enthält Einleitungen zu jedem Kapitel samt Quellen- und Literaturhinweisen, bietet aber genau wie jene Dokumente aus einer Vielzahl russischer Archive, die die Kontroversen über die Landwirtschaftspolitik der späten Zwanziger- und frühen Dreißigerjahre widerspiegeln.¹⁰ Der erste Band »The War Against the Peasantry, 1927–1930« ist bereits erschienen und behandelt die Getreiderequisitionen, die nachfolgende gewaltsame Kollektivierung der Landwirtschaft sowie die sogenannte Entkulakisierung, also die Verbannung der sich widersetzenden ländlichen Bevölkerung. Der zweite Band wird die Agrarwirtschaft und Agrarpolitik während der Hungersnot sowie den Hunger und seine Folgen thematisieren, der dritte Band die Tätigkeit des Polizeiapparats auf dem Land, während der vierte Band einen summarischen Überblick über die gesamte Periode 1927–1939 liefern und dabei Synthese und Dokumente abwechselnd präsentieren wird.

Es ist bereits ausführlich beschrieben worden, dass die Hungersnot von 1932/33 auf dem Land die meisten Opfer forderte. Selbst vorsichtige Schätzungen gehen inzwischen von sechs bis sieben Millionen Hungersnotopfern aus, davon drei bis dreieinhalb Millionen in der Ukraine.¹¹ Über die Auswirkungen des Hungers auf den urbanen Alltag und

9 Vgl. auch Balázs Apor/Jan C. Behrends/Polly Jones u. a. (Hrsg.), *The Leader Cult in Communist Dictatorships. Stalin and the Eastern Bloc*, New York 2004; Klaus Heller/Jan Plamper (Hrsg.), *Personality Cults in Stalinism – Personenkulte im Stalinismus*, Göttingen 2004; Jan Plamper, *The Stalin Cult. A Study in the Alchemy of Power* (in Vorbereitung, voraussichtlich Ithaca 2008).

10 Lynne Viola/V. P. Danilov/N. A. Ivnitskii u. a. (Hrsg.), *The War Against the Peasantry, 1927–1930. The Tragedy of the Soviet Countryside*, Bd. 1, New Haven etc. 2005; Titel der russischen Originalausgabe: *Tragedija Sovetskoi derevni: Kollektivizacija i raskulačivanie. Dokumenty i materialy v 5 tomach, 1927–1939*, Moskau 1999–2003.

11 Robert W. Davies/Stephen G. Wheatcroft, *The Years of Hunger. Soviet Agriculture, 1931–1933. The Industrialization of Soviet Russia*, Bd. 5, Houndmills 2004; Themenheft »Vernichtung durch Hunger. Der Holodomor in der Ukraine und der UdSSR«, Osteuropa 54, 2004, H. 12.

die städtische Bevölkerung war bisher nur wenig bekannt. Mit diesen Kollektivierungsfolgen beschäftigt sich das akribisch recherchierte Buch von Barbara Falk, »Sowjetische Städte in der Hungersnot 1932/33«, das aus einer Bochumer Dissertation hervorgegangen ist.¹² Die Untersuchung beruht auf einer Vielzahl von Archivalien, darunter solche aus dem Zentralarchiv des Föderalen Sicherheitsdienstes der Russischen Föderation, also dem ehem. KGB-Archiv, sowie aus dem Staatsarchiv des Charkover Gebiets, denn die Lebensmittelversorgung der damaligen Hauptstadt der Ukraine und des umliegenden Gebiets (einer bedeutenden Industrieregion) dient der Autorin als Fallbeispiel für die Versorgung der ukrainischen Städte, also der urbanen Zentren der Hungersnotregion in der ersten Hälfte der Dreißigerjahre. Die Autorin vermittelt ein klares Bild davon, welche Auswirkungen die Agrarkrise auf die verschiedenen städtischen Gruppen hatte. Im Gegensatz zu den Bauern waren die Städter in ihrer Mehrheit zwar dem zentralen staatlichen Rationierungssystem angeschlossen, doch verwaltete dieses den Mangel nicht nach egalitären Prinzipien, sondern nach hierarchischen Gesichtspunkten: Umfang und Vielfalt der Ration bemaßen sich nach Klassenzugehörigkeit, Arbeitsplatz und Wohnort, wie Barbara Falk im ersten Kapitel ihrer Studie darlegt. Im zweiten Kapitel analysiert sie dann die Dysfunktionalität dieses Systems auf dem Höhepunkt der Agrarkrise. Der zweite Teil des Buches (Kapitel 3 und 4) konzentriert sich auf das Charkover Gebiet, dessen Getreideversorgung, Beschaffungsmaßnahmen, öffentliche Speisungen sowie die (Preis-)Entwicklung des Basarhandels exemplarisch vorgestellt und mit einer Vielzahl von eigens erstellten Statistiken und Abbildungen (im umfangreichen Anhang S. 321–422) detailliert belegt werden. Das besondere Augenmerk Falks gilt dabei der enorm unterschiedlichen Versorgung der lokalen Eliten einerseits, die selbst auf dem Höhepunkt der Ernährungskrise noch üppig leben konnten, und gewisser randständiger Gruppen andererseits, darunter sogar Arbeiter, die vom Rationierungssystem ausgeschlossen und damit qua Verwaltungsakt dem sicheren Tod durch Hunger überantwortet wurden. Aufgrund ihrer anschaulichen Sprache und der zahlreichen Zitate aus den verzweifelten Eingaben der vom Hunger Betroffenen an die politische Führung gelingt es der Verfasserin, den Lesern ein ebenso eindringliches wie nachhaltiges Bild vom Hunger in den sowjetischen Städten zu vermitteln. Die Bilanz über die staatliche Versorgung in den Hungerjahren lässt an Klarheit nichts zu wünschen übrig: »Dass die Bauern Hauptopfer dieser Politik waren, steht außer Frage. Doch auch die Städter zahlten einen bitteren Preis.« (S. 312).

Entkulakisierung und Säuberung der Städte

Mit der im Rahmen der Kollektivierungspolitik beschlossenen »Liquidierung der Kulaken als Klasse« und deren Folgen beschäftigt sich das neue Buch von Lynne Viola, »The Unknown Gulag. The Lost World of Stalin's Special Settlements«.¹³ Dabei handelt es sich um die erste archivgestützte Arbeit aus westlicher Feder über die früheste Massenrepression des Stalin-Regimes: die Enteignung, Entwurzelung, Vertreibung und Stigmatisierung von rund zwei Millionen sowjetischer Bauern als sogenannte Kulaken, d. h. ländliche Kapitalisten. Tatsächlich handelte es sich vor allem um Bauern, die sich der Kollektivierung widersetzt hatten. Die Verfolgten wurden, mit ihren Familien, als sogenannte Sondersiedler – damit als Bevölkerungsgruppe minderen Rechts – »auf ewig« in unwirtliche und entlegene Gebiete im Hohen Norden, in den Ural, nach Sibirien oder nach Kasachstan

12 Barbara Falk, *Sowjetische Städte in der Hungersnot 1932/33. Staatliche Ernährungspolitik und städtisches Alltagsleben* (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, Bd. 38), Böhlau Verlag, Köln etc. 2005, 445 S., geb., 49,90 €.

13 Lynne Viola, *The Unknown Gulag. The Lost World of Stalin's Special Settlements*, Oxford University Press, New York etc. 2007, 278 S., geb., \$ 30,00.

exiliert.¹⁴ Dort mussten die ehemaligen »Ausbeuter« Zwangsarbeit leisten, die sie zu »gesellschaftlich nützlichen Menschen umschmieden« sollte. Unter ökonomischen Gesichtspunkten erwies sich diese bolschewistische Utopie als völlig irrational, denn sie kostete den sowjetischen Staat weit mehr, als sie ihm einbrachte. Im Laufe weniger Jahre fiel rund ein Viertel der gewaltsam Vertriebenen (vor allem Alte, Schwache und Kinder) Krankheiten, Hunger oder Erschöpfung zum Opfer, denn für ihre Unterbringung waren in der Regel keinerlei Vorkehrungen getroffen worden. Die Geschichte der Enteignungen, der wochenlangen Deportation in ungeheizten Viehwaggons sowie der Lebensbedingungen im unwirtlichen Nirgendwo wurde rund 60 Jahre lang als Staatsgeheimnis gehütet, gleichzeitig führte man jedoch Akten, die über diesen »unbekannten Gulag« detailliert Auskunft geben. Erst als die »Sonderansiedler« Anfang der Neunzigerjahre durch einen Erlass von Präsident Boris Jelzin rehabilitiert wurden und sich die Archive öffneten, wurden diese Dokumente zugänglich.

Lynne Violas Untersuchung fußt auf Archivalien aus verschiedenen ehemaligen Archiven der Kommunistischen Partei, dem Staatsarchiv der Russischen Föderation, dem Staatlichen Wirtschaftsarchiv und dem Zentralarchiv des Föderalen Sicherheitsdienstes. Sie beruht aber auch auf den Selbstzeugnissen der Entkulakisierten und einer breiten Basis an publizierten Quellen und Sekundärliteratur, die in einem ausführlichen Literaturverzeichnis gut dokumentiert ist. Überhaupt ist dieses Buch in geradezu vorbildlicher Weise leserfreundlich gestaltet, mit Zeittafel, Glossar, einem tabellarischen Anhang und einem Index. Verschiedene Abbildungen (vor allem zeitgenössische Fotos) runden den beeindruckenden Band ab. Viola geht ihren Gegenstand chronologisch an und schildert im ersten Teil ihrer Untersuchung die Entkulakisierung von der Verfolgung über die Vertreibung bis hin zur Errichtung der Sondersiedlungen im entlegenen, völlig unerschlossenen Niemandsland. Der zweite Teil behandelt dann Leben und Arbeit der Entkulakisierten in diesen Gebieten, darunter die Utopie der »Umschmiedung durch Arbeit«, die Rolle der Geheimpolizei, die Folgen der Hungersnot von 1932/33, die zweite Entkulakisierungswelle und die erneuten Repressionen gegen Kulaken im Großen Terror von 1937/38 sowie das Schicksal der Verbannten im Krieg bis hin zur Auflösung der Sondersiedlungen im Jahr 1954 nach Stalins Tod. Bis heute erinnert kein Denkmal an die Opfer der »Liquidierung des Kulakentums als Klasse«. Lediglich verstreute anonyme Gräber künden in den einstigen Sonderansiedlungsgebieten von dieser ersten Etappe des Krieges des stalinistischen Staates gegen die Bauernschaft, die für Stalins revolutionäre Utopien einen schrecklichen Preis entrichten musste.¹⁵

Der Verfolgungs- und Säuberungswahn des Regimes suchte nicht nur das Land heim, sondern dehnte sich bald auch auf die Städte aus, wo Anfang der Dreißigerjahre sogenannte sozial schädliche Elemente (darunter viele aus den Hungergebieten geflohene Bauern und aus den Sondersiedlungen entwichene Kulaken) ins Visier der Geheimpolizei gerieten, aus den Metropolen deportiert und in entlegene Gegenden Sibiriens verbracht wurden. Unter dem Titel »Insel der Kannibalen« hat der renommierte französische Historiker Nicolas Werth nun diese haarsträubende und bislang totgeschwiegene Episode aus der Vorgeschichte des Großen Terrors zu einer dichten Erzählung verarbeitet.¹⁶ Anfang 1933 wurden mehr als 6.000 Angehörige marginalisierter Gruppen aus Moskau und

14 Als Sammelrezension zu neueren russischsprachigen Veröffentlichungen über die Sonderansiedlungen vgl. *Oxana Klimkova*, Special Settlements in Soviet Russia in the 1930s–50s, in: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 8, 2007, H. 1, S. 105–139.

15 Zur Kollektivierung im Baltikum in den Nachkriegsjahren und der Deportation von Kulaken aus Estland vgl. *David Feest*, Zwangskollektivierung im Baltikum. Die Sowjetisierung des estnischen Dorfes, 1944–1953, Köln etc. 2007.

16 *Nicolas Werth*, Die Insel der Kannibalen. Stalins vergessener Gulag, Siedler-Verlag, München 2006, 222 S., geb., 19,95 €.

Leningrad deportiert und auf dem nackten Boden der kleinen Insel Nasino im Fluss Ob ausgesetzt. Etliche waren aus purem Zufall in die Fänge der Geheimpolizei geraten, etwa weil sie sich ohne ihren Pass auf der Straße aufgehalten hatten. Rund zwei Drittel der Exilierten starben bereits in den ersten Wochen an Erschöpfung, Krankheit oder Hunger, der in einigen Fällen in Kannibalismus gipfelte – eine Folge der kompletten Desorganisation und mangelnden Vorbereitung der Aktion seitens der Zentralbehörden und der völligen Überforderung der örtlichen Verwaltung. Für Geheimpolizeichef Genrich Jagoda markierte die Nasino-Aktion erst den Beginn eines grandiosen utopischen Projekts zum Aufbau einer homogenen Sowjetgesellschaft neuer Menschen. Er plante, mit dem gesamten »menschlichen Abschaum«, der die Städte »verunreinigte« (veranschlagt wurden rund zwei Millionen Menschen) zukünftig die endlosen Weiten Sibiriens zu besiedeln und zu erschließen.

Doch nachdem der Parteifunktionär und Journalist Wassili Welitschko in einem langen Brief Stalin auf die schrecklichen Vorgänge auf der »Todesinsel« aufmerksam gemacht hatte, wurde eine Kommission mit der Untersuchung der Nasino-Tragödie beauftragt. Alarmiert durch deren Berichte wurde die Art von *social engineering*, wie sie Jagoda vorgeschwebt hatte, aufgegeben. Vielmehr ging die politische Führung jetzt dazu über, anstelle von unkoordinierten Bevölkerungstransfers in Sonderansiedlungen das System der Zwangsarbeit systematisch in die Arbeitsbesserungslager der großen Lagerkomplexe zu verlegen. Man bemühte sich, Unterbringung und Versorgung der Häftlinge allgemein zu verbessern, doch für die Exilierten war der faktische Häftlingsstatus meist noch viel schlechter als vorher der eines Sondersiedlers. Als es im Zuge der Massenoperationen der Jahre 1937/38 zu einer tödlichen Radikalisierung des politischen Terrors kam – allein in diesen beiden Jahren wurden mehr als 700.000 Menschen zum Tode verurteilt und unmittelbar danach erschossen –, bildeten die Kulaken, die aus dem »unbekannten Gulag« in die Städte hatten fliehen können, die größte Zielgruppe der Verfolgung (und nicht etwa dezidierte Stalingegner in den Funktionseliten). Die politische Führung erblickte in den Kulaken und anderen »Ehemaligen«, aber auch in Angehörigen nationaler Minderheiten, das Potenzial einer »fünften Kolonne«, die dem Regime in Krisenzeiten, insbesondere im Kriegsfall, gefährlich werden konnte und die deshalb prophylaktisch unschädlich gemacht werden musste. Die einzigartige Leistung des Autors besteht darin, diese Verbindung zwischen Kollektivierung und Großem Terror – zweier Ereignisse, die bislang eher unverbunden und unverstanden nebeneinander standen – erkannt und pointiert herausgearbeitet zu haben. Dank Nicolas Werth gibt es auch eine mit einer sachkundigen Einleitung versehene französischsprachige Edition der mehr als 100 wichtigsten Dokumente zu den Massenoperationen des Großen Terrors, die eben nicht die Funktionselite trafen, sondern vor allem diejenigen, die bereits seit Beginn der »Revolution von oben« ins Visier von Geheimpolizei und politischer Führung geraten waren, neben den Kulaken vor allem Angehörige nationaler Minderheiten.¹⁷

Sozialer Aufstieg und Mobilisierung auf dem Land

Die Transformation der sowjetischen Landwirtschaft forderte viele Opfer, eröffnete aber auch Aufstiegsmöglichkeiten. Insbesondere junge Frauen nutzten die Chance, als »Stoß- oder Bestarbeiter« zu lokalen Helden aufzusteigen und innerhalb ihrer Kolchose eine Vorbildfunktion einzunehmen. Mit der politischen Implementierung der Stachanow-Bewegung auf dem Land sowie mit der Funktion, Akzeptanz und Wirkung dieses Angebots von oben befasst sich die spannende Untersuchung »Mobilizing Soviet Peasants« der

17 Ders. (Hrsg.), *Les »Opérations de masse« de la »Grande Terreur« en URSS (1937–1938)* (Bulletin de l'Institut d'histoire du temps présent 86), Paris 2006, URL: <<http://www.ihtp.cnrs.fr/spip.php?article614>> [16.6.2008].

Sozialwissenschaftlerin Mary Buckley.¹⁸ Sie basiert neben umfangreichem Quellenmaterial auf Materialien verschiedener Moskauer Archive (Archiv für sozio-politische Geschichte, Archiv für die Aufbewahrung von Dokumenten der Jugendorganisationen, Staatsarchiv der Russischen Föderation, Russisches Staatliches Wirtschaftsarchiv, Russisches Staatsarchiv für Tondokumente), auf der Auswertung zahlreicher zeitgenössischer Spielfilme und der Publizistik für die Agrarregionen.

Mit den Kulaken hatte das Stalinregime vermeintliche Feinde eliminiert, darunter aber auch die tüchtigsten, produktivsten und erfolgreichsten Bauern. Ohne solche Führungsfiguren konnte die sowjetische Landwirtschaft jedoch nicht auskommen. Um die alten Eigenschaften in ideologisch korrektem Gewand zu fördern, versuchte das Regime, die in Fabriken entstandene Stoßarbeiter- und Stachanow-Bewegung auf die Kolchosen zu übertragen. Wer sich dem Ziel der Verbesserung der Landwirtschaft verschrieb und den von der Propaganda konstruierten Idealbildern eines Stachanowisten entsprach, konnte mit Privilegien und Belohnungen rechnen. Eine nicht geringe Zahl von Kolchosbauern, Frauen vor allem, ging auf dieses Angebot ein, allerdings nicht ohne eigene Vorstellungen und Ziele zu entwickeln: Viele Frauen sahen in der Stachanow-Bewegung vor allem ein Emanzipationsinstrument, um sich aus den noch immer verbreiteten traditionell-patriarchalischen Verhältnissen zu befreien. Deshalb konstatiert Buckley ein großes Spektrum von Motivationen und Reaktionsweisen, aber auch eine Vielzahl unterschiedlicher lokaler Bedingungen, die letztlich über die konkrete Erscheinungsform des Stachanowismus mitentschieden. Indem sie die Dynamik der Entfaltung der ländlichen Stachanow-Bewegung herausstellt, erscheinen die Bauern, die sich aktiv daran beteiligten, weniger als Opfer einer zynischen staatlichen Politik denn als Profiteure und Akteure in eigener Sache: »Through shock work and Stakhanovism they could strive for upward mobility, recognition, and perks and be participants in a huge ›spectacular‹ show, involved collectively with others, even join a labor elite, in a grand purpose of huge proportions regularly given ideological reinforcement« (S. 324).

Buckley übersieht dabei nicht, dass die ländliche Stachanow-Bewegung im Vergleich zu ihrem industriellen Vorläufer eher klein, unter ökonomischen Gesichtspunkten erfolglos war und vor allem viele Gegner innerhalb der bäuerlichen Bevölkerung hatte. Entsprechend differenziert fallen ihre Beschreibungen lokaler Gegebenheiten und Entwicklungen, aber auch ihre Urteile und Interpretationen aus. Diese Unvoreingenommenheit gegenüber einer staatlichen Politik im Kontext des Stalinismus mag nicht allen Lesern gefallen, aber man muss der Verfasserin Respekt für ihre akribische Analyse zollen. Auch die Aufmachung des Buches überzeugt insgesamt: Es enthält Tabellen, Abbildungen, einen informativen Anhang, ein Glossar, eine Auswahlbibliografie sowie einen Index, die die Lektüre erheblich erleichtern.

III. ARBEITER ZWISCHEN WIDERSTAND UND MITMACHEN

Nachdem die Achtziger- (und zum Teil auch noch die Neunziger-) Jahre einen regelrechten Boom von Forschungsarbeiten zur Geschichte der sowjetischen Arbeiterklasse und zur forcierten Industrialisierung im Zuge von Stalins »Revolution von oben« erlebten, ist es im letzten Jahrzehnt eher still um solche Themen geworden. Dies scheint sich nun wieder zu ändern: Mit den archivgestützten Untersuchungen von Jeffrey J. Rossman zum Arbeiterwiderstand unter Stalin sowie von Wendy Z. Goldman zum Terror auf Betriebs-ebene liegen jedenfalls wieder zwei wesentliche Forschungsbeiträge vor, die die sowjeti-

18 Mary Buckley, *Mobilizing Soviet Peasants. Heroines and Heroes of Stalin's Fields*, Rowman & Littlefield Publishers, New York etc. 2007, 367 S., kart., \$ 39,95.

sche Arbeiterschaft und die Vorgänge in und um die Betriebe in den späten Zwanziger- und Dreißigerjahren in den Mittelpunkt rücken.¹⁹

»Worker Resistance under Stalin« beschreibt und analysiert die Reaktionen der russischen Textilarbeiterschaft in der alten Industrieregion Ivanovo, die im Gegensatz zu Moskau, Leningrad und Großbaustellen wie Dnjeprostroj und Magnitogorsk bisher kaum das Interesse der Forschung auf sich gezogen hat, auf die Zumutungen des Ersten Fünfjahresplans, wie z. B. erhebliche Reallohnsenkungen, erhöhte Arbeitsanforderungen und spürbare Lebensmittelknappheit bis hin zu Hungerrationen. Zahlreiche Unruhen und widerständiges Verhalten waren die Folge. Es äußerte sich sowohl in individuellen wie auch in kollektiven Protestaktionen und reichte von Bummelstreiks, kritischen Reden auf Betriebsversammlungen, der Verbreitung subversiver Literatur, Eingaben an die politische Führung, Sabotageakten, Brotunruhen und Demonstrationen bis hin zu Massenstreiks. Die Unmutsäußerungen begannen bereits 1928, erreichten aber erst im April 1932 ihren Höhepunkt, als rund 20.000 Textilarbeiter eine Woche lange streikten, um ihrer Wut über die drastische Kürzung der Lebensmittelrationen Ausdruck zu verleihen. Um zu erklären, warum es ausgerechnet in einer Industrieregion mit einem Frauenanteil von über 50 Prozent (darunter viele Analphabetinnen) und in einer Branche, die aufgrund ihrer eher marginalen Bedeutung im Rahmen des Ersten Fünfjahresplans als rückständig galt, zu kollektiven Massenaktionen kam, die gewaltsam niedergeschlagen werden mussten, führt Rossman sowohl äußere als auch innere Ursachen an. Zum einen leistete die Textilindustrie von allen Branchen wohl den größten Beitrag zur Kapitalakkumulation für die Finanzierung des schwerindustriellen Aufbaus. Die ganze Wucht drastisch erhöhter Arbeitsanforderungen bei gleichzeitig rapide verschlechterter Versorgung traf insbesondere weibliche Arbeitskräfte, zumal viele von ihnen alleinerziehend waren. Sie fühlten sich jetzt existenziell bedroht. Angesichts der immer noch hohen Analphabetenquote waren Textilarbeiterinnen nur sehr schwach innerhalb der bolschewistischen Partei vertreten und daher beschwichtigenden Propagandaformeln und regelmäßiger ideologischer Gängelung und Kontrolle viel seltener ausgesetzt als ihre männlichen Kollegen. Diese hingegen verfügten über langjährige politische Erfahrung, die zum Teil bis in die vorrevolutionäre Zeit zurück reichte. Daher standen solche »Erbproletarier« und nicht etwa Gewerkschaftsvertreter an der Spitze der Protestbewegung und leisteten einen Widerstand, die, so Rossman, in ihren Augen die Versprechen der Oktoberrevolution verriet, anstatt sie endlich zu erfüllen. So protestierte die Textilarbeiterschaft von Ivanovo gegen die Diktatur einer Partei, die sie für die Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen verantwortlich machte. Deshalb interpretiert der Autor die diversen Aktionen als prosowjetisch, aber antibolschewistisch.

Die von Rossmann ebenfalls konstatierte Tatsache, dass sich die Streiks und Demonstrationen in erster Linie gegen die örtlichen Machthaber, nicht aber gegen die Zentrale (von der man sich sogar Unterstützung erwartete) richteten, steht allerdings in einem gewissen Widerspruch zu dieser Sichtweise. Auch sein Widerstandsbegriff, unter den er auch Phänomene wie Blaumacherei, die Zerstörung von Maschinen, Unmutsäußerungen auf Versammlungen und spontane Brotunruhen fasst, sowie der von ihm benutzte Klassenbegriff werden noch kontroverse Diskussionen hervorrufen. Diese Formen der Arbeiterrenitenz waren in den frühen Dreißigerjahren ubiquitär und sind bereits von Donald Filtzer ausführlich beschrieben und überzeugend interpretiert worden²⁰ – als individualisierte Reaktionsformen innerhalb einer heterogenen und »atomisierten«, zu autonomer Organisation

19 Jeffrey J. Rossman, *Worker Resistance under Stalin. Class and Revolution on the Shop Floor*, Harvard University Press, Cambridge etc. 2005, 314 S., geb., \$ 49,95; Wendy Z. Goldman, *Terror and Democracy in the Age of Stalin. The Social Dynamics of Repression*, Cambridge University Press, Cambridge etc. 2007, 274 S., kart., \$ 21,99.

20 Donald Filtzer, *Soviet Workers and Stalinist Industrialization: The Formation of Modern Soviet Production Relations, 1928–1941*, London 1986.

und zielgerichteter kollektiver Aktion gar nicht mehr fähigen, mithin als »Klasse« nicht mehr existenten Arbeiterschaft.

In ihrer Dimension waren die Massenaktionen von Ivanovo 1932 einzigartig, in der Form jedoch durchaus typisch. Indem Rossman in dichter Form die sozioökonomischen Faktoren und Konstellationen beschreibt, die ihnen zugrunde lagen, liefert er eine wichtige Fallstudie zum Arbeiteralltag in der Formierungsphase des stalinistischen Systems und zur Interaktion zwischen Arbeiterschaft und Führung – denn auch die Reaktion der letzteren war typisch. Sie beendete die Streiks mit Entlassungen, Verhaftungen, Vergeltungsmaßnahmen und brutaler Gewalt und gewährte andererseits, begleitet von großem propagandistischem Aufwand, den Belegschaften der Textilbetriebe kurzfristig einige Erleichterungen und materielle Vergünstigungen. Tatsächlich änderte sich an der stiefmütterlichen Behandlung der Leichtindustrie und der Konsumbedürfnisse der Bevölkerung jedoch nichts. Hervorzuheben ist die klare Argumentation und die gute Lesbarkeit von Rossmanns Buch, enttäuschend ist das Fehlen einer Bibliografie. Lediglich die wesentlichen Bestände aus den acht benutzten Regional- und Zentralarchiven werden explizit aufgeführt.

Wendy Goldmans Untersuchung »*Terror and Democracy in the Age of Stalin*« knüpft chronologisch etwa dort an, wie Rossmans Studie endet: in der Phase nach dem Mord am Leningrader Parteisekretär Sergej Kirov im Dezember 1934 und der nachfolgenden Entfesselung des Großen Terrors. Ihr Ansatz ist jedoch ein gänzlich anderer: Die Autorin fragt nicht nach »Widerstand«, sondern untersucht den »Stalinismus von unten«. Sie analysiert anhand von Gewerkschaftsakten minutiös seine Dynamik und das Verhalten verschiedener Akteure auf Betriebsebene und legt damit die erste umfassende Studie über die Partizipation der Bevölkerung an den Massenrepressionen vor. Dabei spielten in den Unternehmen die zahlreichen innerbetrieblichen und Versorgungs-Missstände, die auch Rossman schon betont hat, wiederum eine entscheidende Rolle. Nachdem die politische Führung 1934 ihre bis dahin schwerste soziale und wirtschaftliche Krise, die in der Hungersnot kulminierte, überlebt hatte, schien die Zeit reif für eine gewisse Konsolidierung und eine Verlangsamung des wahnwitzigen Tempos, mit dem die Industrialisierung des Landes vorangetrieben wurde. Als äußeres Zeichen dafür, dass das Leben, wie Stalin auf dem »Parteitag der Sieger« 1934 verkündet hatte, tatsächlich »besser und fröhlicher« geworden sei, begann man mit der Produktion von Luxusgütern wie Kaviar und Champagner.²¹ Doch innerhalb der Arbeiterschaft gäbe es weiter, die Anzeichen für massenhaft verbreitete Unzufriedenheit waren kaum zu übersehen. Goldman spricht sogar von einer »Glaubenskrise« (S. 49), die viele Industriearbeiter zu jener Zeit durchmachten und die sie dem Regime entfremdete, denn der empfindliche Mangel an Lebensmitteln und Gütern des täglichen Gebrauchs dauerte an, und die zahllosen betrieblichen Unfälle nahmen nicht ab. Gleichwohl gingen öffentliche Unmutsäußerungen aus Furcht vor politischer Verfolgung jetzt spürbar zurück, da die Passkampagnen und die Säuberung der Städte auch viele Arbeiter mit »dubioser« Herkunft einschüchterte. Bis 1937 hatte sich jedoch eine neue Sprachregelung durchgesetzt, mit der die vielfältigen Probleme zwar nicht bei ihrem konkreten Namen genannt, aber immerhin öffentlich abgehandelt werden konnten: als »Sabotage«.

Zwischen Ende 1934 und 1936 hatte die politische Führung den Kirov-Mord von der Tat eines frustrierten Einzeltäters in eine gigantische internationale Verschwörung umgedeutet, die die Sowjetunion existenziell bedrohte.²² Die Akteure und Hintermänner die-

21 *Jukka Gronow*, *Caviar with Champagne. Common Luxury and the Ideals of the Good Life in Stalin's Russia*, Oxford etc. 2003; *Julie Hessler*, *A Social History of Soviet Trade. Trade Policy, Retail Practices, and Consumption, 1917–1953*, Princeton etc. 2004, hier insb. Kapitel 6.

22 *Amy Knight*, *Who Killed Kirov? The Kremlin's Greatest Mystery*, New York 1999. Auch die ausländischen Arbeitskräfte in der Sowjetunion gerieten jetzt ins Visier der Geheimpolizei:

ses Komplotts vermutete die Parteiführung vor allem in früheren Oppositionellen und brachte bald auch die Parteikomitees in den Betrieben dazu, sich an der nun beginnenden Hexenjagd zu beteiligen. Mit welchen Mechanismen in den folgenden Jahren auf Betriebsebene Unterstützung für den Großen Terror mobilisiert werden konnte, ist zentraler Gegenstand der Studie von Goldman. Am Anfang stand eine von der Führung initiierte Kampagne für mehr Demokratie in den Betrieben und Gewerkschaften. Die Belegschaften sollten Kritik an korrupten oder unfähigen Managern und Funktionären üben, die dann als verkappte Oppositionelle entlarvt und samt ihrer »Cliqueswirtschaft« entfernt werden sollten. Dieses Partizipationsangebot von oben, das eine direkte Verbindung zwischen den Bolschewiki und der Bevölkerung suggerierte, wurde angenommen und die lange bekannten Missstände fortan in den Unheil verkündenden Slogans des Terrors zur Sprache gebracht. Probleme gab es en masse: fehlender Arbeitsschutz, unzulängliche Lebensmittelversorgung, katastrophale Wohnbedingungen, Lohnrückstände, niedrige Produktivität usw. – aber solange diese Dinge nicht als strukturelle Probleme der forcierten Industrialisierung, also pragmatisch angegangen, sondern lediglich als Folge von »Sabotage«, »Mangel an Wachsamkeit«, »Tätigkeit von Volksfeinden« oder »Speichelleckerei« benannt werden durften, kam es zwar zur »Erkennung und Identifizierung von Feinden«, zu einem Kader- und Funktionärsaustausch sowie zu Massenverhaftungen unter Funktionsträgern in den Betrieben, die als Sündenböcke ihre Plätze räumen mussten, an den Missständen änderte sich dadurch jedoch nicht ein Jota.²³

Nur wenige Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre erkannten, wohin diese Verteufelung Einzelner führen würde und setzten stattdessen auf Netzwerke zum gegenseitigen Schutz, doch genau jene Beziehungsnetze wurden im Zuge der Demokratie-Kampagne zur Disposition gestellt und zerstört. So konnten sich Angst, Misstrauen und die Bereitschaft zur Denunziation in den Betrieben ausbreiten und zu einer Massenerscheinung werden. Groll gegen Vorgesetzte, Rivalitäten zwischen Partei- und Gewerkschaftsfunktionären und persönlicher Ehrgeiz speisten die Bereitschaft zur Beteiligung an der Kampagne, die bald keine Abgrenzung zwischen Opfern und Tätern, Gesäuberten und Säuberern, Unschuldigen und Schuldigen mehr kannte, sondern in einen allgemeinen Rausch des gegenseitigen Beschuldigens eskalierte: »Meetings turned into a ›war of each against all.« (S. 246). Insofern kann Wendy Goldman mit Fug und Recht eine massenhafte Beteiligung »von unten«, also durch die Belegschaften, am Großen Terror konstatieren. Die Kampagne als solche und die Art ihrer Implementierung hingegen waren von der politischen Führung vorgegeben worden. Mochten die Machtlosen darin anfangs das lang ersehnte Instrument gesehen haben, es den Mächtigen endlich heimzuzahlen, sollte sich bald zeigen, dass sie das mitnichten davor schützte, selbst in den Tod bringenden Mahlstrom zu geraten. Auch wenn nicht viele konkrete Zahlen vorliegen, die einen Eindruck von der Opferzahl vermitteln könnten, die der Terror auf Betriebsebene gefordert hat, scheint nach Schätzungen von Wendy Goldman eine Quote im unteren zweistelligen Bereich nicht übertrieben zu sein (S. 245). Die Gewerkschaftsorganisationen verloren mindestens ein Drittel ihrer Funktionäre (S. 255) – eine gigantische Zerstörung, für die sie selbst eine Mitverantwortung trugen. Gut geschrieben und bebildert, verfügt das Buch zwar über

Wilhelm Mensing, Von der Ruhr in den GULag. Opfer des Stalinschen Massenterrors aus dem Ruhrgebiet, Essen 2001; *Victor Reuther*, Verraten in Gorki. Die Tragödie der ausländischen Arbeiter in den sowjetischen Autowerken in Gorki, Bonn 2002; *Sergej Shurawlow*, Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion. Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre, Berlin 2003. Die Politemigranten und Sympathisanten blieben ebenfalls nicht von Verfolgung verschont: *Ludmila Stern*, Western Intellectuals and the Soviet Union, 1920–40: From Red Square to the Left Bank, London 2007.

23 Zu Rolle und Schicksal der Ingenieure siehe: *Susanne Schattenberg*, Stalins Ingenieure. Lebenswelten zwischen Technik und Terror in den 1930er Jahren, München 2002.

einen Index, doch fehlt ihm leider wiederum die Bibliografie. Sich alle verwendeten und weiterführenden Titel aus den Fußnoten erschließen zu müssen, ist außerordentlich benutzerunfreundlich, wird aber anscheinend immer mehr zur Mode, selbst bei renommierten Verlagen.²⁴

IV. ALLTAGSKULTUR: KINDHEIT, FREIZEIT UND FESTE

In der jüngsten Zeit hat sich die Forschung unter verschiedenen Aspekten mit der Rolle und dem Verständnis von Kindheit und Jugend im revolutionären Russland sowie im Stalinismus zugewandt.²⁵ Als aktuellste, umfassendste und reich bebilderte Darstellung zu diesem Thema ist das 2007 erschienene Buch von Catriona Kelly, »Children's World«, zu nennen, das gleich ein ganzes Jahrhundert in den Blick nimmt und die Zeit von 1890 bis 1991 abdeckt.²⁶ Was die Verfasserin in ihrer stark auf *oral history*-Interviews mit rund 150 Zeitzeugen aus Moskau, St. Petersburg, Perm, Taganrog, aus ländlichen Regionen sowie mit russischen Emigranten gestützten Untersuchung anstrebt, ist keine Institutionengeschichte, auch keine Untersuchung über die Wahrnehmung der Kataklysmen des 20. Jahrhunderts durch russische Kinder, sondern eine Geschichte des russischen Alltagslebens aus der Perspektive von Kindern. Aufgrund ihrer besonderen Bedeutung für Kinder und Jugendliche, wie sie etwa in dem gebetsmühlenartig wiederholten Propaganda-Slogan »Wir danken Dir, lieber Genosse Stalin, für unsere glückliche Kindheit« (1935) zum Ausdruck kam, spielt die Stalinzeit in dem materialreichen Werk eine zentrale Rolle. Für die Zeit nach 1960 wird das Quellenmaterial dünner, überhaupt, so die Verfasserin, habe es sich – abgesehen von dem riesigen zeitlichen und thematischen Rahmen, den sie sich gesetzt hat – auch deshalb um kein leicht zu erforschendes Thema gehandelt, weil es so viele verschiedene Zuständigkeiten gab, die jeweils eigene umfassende papierene Hinterlassenschaften produziert haben. Folglich konnte es Kelly nicht darum gehen, ein enzyklopädisches Handbuch über Kindheit in Russland zu verfassen, sondern anhand exemplarischer Beispiele und typischer Lokalstudien die wesentlichen Entwicklungslinien zu erfassen. Dass das Thema damit nicht erschöpfend behandelt sein kann, die Verfasserin viele Aspekte in sehr kurzen Kapiteln höchstens schlaglichtartig zu beleuchten vermag, liegt auf der Hand. Im Mittelpunkt steht das europäische Russland, wobei neben der russischen Bevölkerungsmehrheit nur die Juden und die Tataren als ethnische Minderheiten eingehender behandelt werden. Abgesehen von diesen Einschränkungen entfaltet das Buch dann aber einen beeindruckenden Rundgang durch ein Jahrhundert Alltagsgeschichte der Kindheit im Russischen Reich und der Sowjetunion.

Im Rahmen der »glücklichen Kindheit«, wie sie in der Stalinzeit imaginiert wurde, betrachtete man die junge Generation als leistungsbereite »Miniatur-Stachanowisten« und

24 Informationen zum Anteil weiblicher Arbeitskräfte am industriellen Aufbau der Sowjetunion bzw. überhaupt zu Frauen in der Stalinzeit liefern Wendy Z. Goldman, *Women at the Gates. Gender and Industry in Stalin's Russia*, Cambridge etc. 2002; Melanie Ilič (Hrsg.), *Women in the Stalin Era*, Houndmills/Basingstoke 2001.

25 Vgl. u. a. Anne Gorsuch, *Youth in Revolutionary Russia: Enthusiasts, Bohemians, Delinquents*, Bloomington 2000; Corinna Kuhr-Korolev/Stefan Plaggenborg/Monica Wellmann (Hrsg.), *Sowjetjugend 1917–1941. Generation zwischen Revolution und Resignation*, Essen 2001; Corinna Kuhr-Korolev, »Gezähmte Helden«. Die Formierung der Sowjetjugend 1917–1932, Essen 2005; Dorena Caroli, *L'enfance abandonnée et délinquante dans la Russie soviétique 1917–1937*, Paris 2004; Lisa A. Kirschenbaum, *Small Comrades. Revolutionizing Childhood in Soviet Russia, 1917–1932*, London 2001; Ann Livschiz, *Growing Up Soviet: Childhood in the Soviet Union, 1918–1958*, Ph. D. Dissertation, Stanford University 2005.

26 Catriona Kelly, *Children's World: Growing Up in Russia 1890–1991*, Yale University Press, London etc. 2007, 714 S., geb., £ 29,99.

feierte begabte Schüler und Schülerinnen und junge Talente im musischen und sportlichen Bereich. Die Kindheit wurde mit einer eigens geschaffenen Kinderliteratur bejubelt und Geschäfte mit Spielzeug und Geschenken schienen den Beweis zu liefern, dass die Sowjetunion ein wahres Märchenland für Kinder sei. Doch hinter der Verwöhnung und dem Glück lauerte die Aufforderung zur Wachsamkeit, zum Patriotismus und zum Denunziantentum, mussten die Kinder sich stets diszipliniert verhalten und durften den geradlinigen Weg zum sowjetischen Modellbürger nie verlassen. Allerdings gab es immer auch private Freiräume, wie etwa Familienfeste oder das individuelle Spiel, die relativ unberührt von politischer Indoktrination blieben.

Mit dem Beginn der Stalinzeit erlebte die sowjetische Pädagogik eine Wende weg von den pädagogischen Experimenten der Zwanzigerjahre hin zur Disziplinierung der Kinder. Das Strafrecht wurde drastisch verschärft und sah für bestimmte Vergehen bereits volle Straffähigkeit ab zwölf Jahren vor, auch wenn viele Juristen alles daran setzten, Schlupflöcher zu finden, um Kinder vor Verurteilung zu schützen. Viele »Kinder von Volksfeinden«, die Opfer des Großen Terrors der Jahre 1937/38 geworden waren, wuchsen, ähnlich wie zahllose Kriegswaisen nach ihnen, in sowjetischen Kinderheimen auf, wenn sie nicht wegen krimineller Delikte in eine der Strafkolonien des NKWD eingewiesen wurden. Doch Kindheit in sowjetischer Zeit war nicht allein von solchen dramatischen Erfahrungen geprägt. Der Staat tat viel zur Senkung der Kindersterblichkeit und für die Volksbildung, schuf ein System von Kinderkrippen und Kindergärten (die allerdings jeweils nur von einer Minderheit aller Kinder besucht wurden) und im Unterhaltungsbereich ein breites Angebot an Literatur, Theaterstücken, Radioprogrammen und Filmen speziell für Kinder. Neben der Familie übte zweifellos die Schule den größten Einfluss auf die Erziehung von Kindern in der Sowjetunion aus. Die Impulse, die von beiden ausgingen, konnten dabei höchst unterschiedlich sein. Aber in den Erinnerungen verbindet sich das Positive nicht immer mit der Familie und der Schrecken nicht immer mit den staatlichen Institutionen. Darüber entschied, in der Sowjetunion wie überall, neben sozialer Herkunft vor allem die je individuelle Konstellation in der Kindheit.

Die Studie gliedert sich in drei Teile, die in jeweils vier Kapitel aufgeteilt sind. Der erste Teil untersucht vier unterschiedliche Repräsentationen von Kindheit, die sich an wichtigen »Schaltjahren« für russische Kindheitsgeschichte orientieren: Der Zeitraum 1890–1917, also das vorrevolutionäre Russland, dann das revolutionäre Russland 1917–1935, die Stalin-Zeit 1935–1953 sowie die post-stalinistische Phase 1953–1991. Im zweiten Teil stehen die Millionen von Kindern im Mittelpunkt, die als »Unbeaufsichtigte« (beznadzornye), »Verwahrloste« (besprizornye) oder Waisen in Folge von Revolution, Bürgerkrieg, Hungersnot, Terror und Krieg auf sich allein gestellt waren, bevor sie von Wohltätigkeitsorganisationen oder staatlichen Einrichtungen aufgenommen und versorgt wurden. Die chronologische Einteilung folgt hier wieder mit gutem Grund der bereits im ersten Teil verwendeten. Der dritte Teil der Studie schließlich ist thematisch gegliedert und untersucht unter dem Titel »Family Children« die verschiedenen Abschnitte der Kindheit vom Säuglingsalter bis zur Adoleszenz und durchmisst dabei die gesamte Untersuchungsperiode. Leider fehlt dem Band wiederum eine umfangreiche Bibliografie, das Abkürzungsverzeichnis ist unvollständig und die vielen Druckfehler beeinträchtigen diese ansonsten so gut lesbare Darstellung erheblich.

Auch die Freizeit- und Festkultur der Stalinzeit zieht zunehmend das Interesse der Forschung auf sich.²⁷ Die Monografie »Life has Become More Joyous, Comrades« von Karen

27 Aktuelle Neuerscheinungen sind *Katharina Kucher*, *Der Gorki-Park. Freizeitkultur im Stalinismus 1928–1941*, Köln etc. 2007; *Anne E. Gorsuch/Diane P. Koenker* (Hrsg.), *Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism*, Ithaca etc. 2006. Zum Thema Öffentlichkeit/öffentlicher Raum vgl. auch *Gábor T. Rittersporn/Malte Rolf/Jan C. Behrends* (Hrsg.), *Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs: Zwischen*

Petrone befasst sich mit populären Massenspektakeln und inszenierten Festlichkeiten der Stalinzeit und konzentriert sich auf die Hauptstadt Moskau in den Jahren 1936 bis 1938, wo vor dem Hintergrund des Großen Terrors eine Vielzahl großer Paraden und pompöser Feierlichkeiten aufwendig inszeniert wurden.²⁸ Die Untersuchung gliedert sich in zwei Teile: »Soviet Popular Culture and Mass Mobilization« und »The Intelligentsia and Soviet Enlightenment«. Der erste Abschnitt behandelt Paraden und Massendemonstrationen zu den neu geschaffenen sowjetischen Feiertagen, ferner die öffentliche Ehrung der Flieger- und Polarhelden sowie schließlich die Feierlichkeiten zum sowjetischen Neujahrsfest, das 1935/36 mit der »Rehabilitierung« der vormals als religiöses Symbol aus der Festkultur verbannten Neujahrstanne wieder einen besonders feierlichen Anstrich erhielt. Der zweite Abschnitt untersucht die Großinszenierung von Puschkins 100. Todestag im Jahr 1937, die Feiern zum 20. Jubiläum der Oktoberrevolution im selben Jahr sowie die Festlichkeiten anlässlich der Stalinverfassung und der Wahlen zum Obersten Sowjet, die der öffentlichen Inszenierung von sozialistischer Demokratie verpflichtet waren. Ein zusammenfassendes Kapitel erörtert den Zusammenhang zwischen Festkultur und Macht. Das Material für diese Untersuchung stammt aus acht Moskauer Archiven, daneben hat die Verfasserin auch auf publizierte Quellen (Zeitungen, Zeitschriften, Memoiren, zeitgenössische Filme etc.) sowie eine breite Basis an Sekundärliteratur zurückgreifen können.

Wer oder was auch immer im Zentrum einer Festlichkeit stand, stets versuchte die politische Führung – unter Einsatz der zur Verfügung stehenden Massenmedien – einen öffentlichen Diskurs um die Themenfelder »Fortschritt und Freude« (exemplifiziert an Themen wie etwa Frauenemanzipation, Heldentum, Kultur, Geschichte oder Nationalität) zu konstruieren. Karen Petrone zeigt die Mechanismen auf, mit denen man (nicht immer erfolgreich) versuchte, diesen Anspruch ins Werk zu setzen, analysiert aber auch, ob und wie die Botschaft von den FestteilnehmerInnen rezipiert, auf mitunter recht eigensinnige Weise umgeformt oder sogar für eigene Zwecke instrumentalisiert wurde. Verbreitet waren schwere, zumeist aber aus unpolitischen Motiven entstandene Alkohorräusche, aber auch Verhaltensweisen, die Petrone als Ausdruck latenter Nichtübereinstimmung, wenn nicht offener Ablehnung des Regimes interpretiert. Dies galt insbesondere für die Peripherie, die von den Medien nicht in der gewünschten Weise propagandistisch erreicht werden konnte. Es fehlte in der Provinz schlicht an der technischen Ausrüstung und den finanziellen Mitteln, um mit der Hauptstadt gleichzuziehen. Während die offizielle Zielsetzung der stalinistischen Festkultur auf Mobilisierung und Kultivierung der Bevölkerung ausgerichtet war, erwartete sich diese von den Festen vor allem Entspannung und Unterhaltung und beteiligte sich aus diesem Grund an den Paraden und Aufmärschen. In der Interpretation von Petrone waren die stalinistischen Massenfeste also das Ergebnis einer vielschichtigen Interaktion zwischen Volk und Führung und nicht nur von oben aufgezwungenen Mitmachspektakel.

Auch Malte Rolfs umfangreiche Studie »Das sowjetische Massenfest«, hervorgegangen aus seiner zweifach preisgekrönten Tübinger Dissertation, behandelt dasselbe Thema, hat allerdings die gesamte Sowjetzeit (aber nur Sowjetrussland) im Blick, wenngleich nicht alle Perioden gleich umfassend in die Betrachtung einbezogen werden, sondern die Zwanziger- und Dreißigerjahre deutlich im Mittelpunkt stehen. Auch wird der Vielfalt und Unterschiedlichkeit der russischen Provinz (Voronež, Novosibirsk, Kemerovo und Novokuzneck), wo der Autor ebenfalls gründliche Archivrecherchen betrieben hat, wesentlich

partei-staatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten, Frankfurt/Main 2003; mit den Feiern zum Internationalen Frauentag befasst sich *Choi Chatterjee*, *Celebrating Women: Gender, Festival Culture, and Bolshevik Ideology, 1910–1939*, Pittsburgh 2002.

28 Karen Petrone, *Life Has Become More Joyous, Comrades. Celebrations in the Time of Stalin*, Indiana University Press, Bloomington etc. 2000, 266 S., geb., \$ 39,95.

mehr Aufmerksamkeit geschenkt als bei Petrone.²⁹ Auch Rolf nähert sich seinem Gegenstand mit den Fragestellungen, Methoden und der Begrifflichkeit der neuen Kulturge-schichte. Im Sinne dieser Konzeptualisierung betrachtet er das sowjetische Massenfest als Teil der symbolischen, rituellen und inszenierten Sphäre der Politik der Bolschewiki, die auf diese Weise ihre politischen Zielsetzungen vermitteln und zugleich die neue Ordnung von Zeit (»Roter Kalender«), Raum (»Sozialistische Stadt«) und Hierarchie (»Disziplinierte Körper der Masse«) sichtbar und für die Bevölkerung erfahrbar machen wollten. Die Aufgabe der Teilnehmer/innen bestand dann in der aktiven kulturellen Aneignung des Dargebotenen, wodurch die Feste ihre integrierende Wirkung entfalten und eine neue Gemeinschaft der Sowjetmenschen konstruieren sollten. Dass dies in den Städten weitaus besser gelang als auf dem Land, liegt auf der Hand.

Die Untersuchung gliedert sich in fünf Kapitel und gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Festtradition im Zarenreich, beschreibt dann die Entwicklung hin zur Professionalisierung des sowjetischen Festbetriebs und die Rolle von Experten beim »Export« der Moskauer Modelle verschiedener Massenfeste in die provinzielle Peripherie. Im dritten Kapitel geht es um das sowjetische Fest als Gesamtkunstwerk, das die neue Zeitrechnung, die neue Topografie und die neue sowjetische Herrschaft und gesellschaftliche Hierarchien allein durch die Choreografie des Festaktes für die aktiv Teilnehmenden wie für die Zuschauer erfahrbar machte. Das vierte Kapitel »Das Fest zwischen Herrschaft und Gesellschaft« fragt nach Festplanung und Festpraktiken in der russischen Provinz und der Anpassung der Massenspektakel an lokale Besonderheiten und Möglichkeiten.

Der Anspruch der Machthaber auf die durchgängige Sowjetisierung von Raum und Zeit konnte dabei mitnichten überall realisiert werden. Vielmehr entwickelte die Bevölkerung »hybride Festkulturen«, d. h. mancherorts beging man religiöse und sowjetische Feste gleichzeitig, jedoch förderte die regelmäßige Teilnahme an den neuen Massenveranstaltungen nach Rolf die »innere Sowjetisierung«. Das letzte, komparativ angelegte Kapitel zieht kursorische Vergleiche zur Festtradition im faschistischen Italien, im nationalsozialistischen Deutschland sowie zur demokratischen Festkultur der USA. Schließlich betrachtet der Autor das sowjetische Fest im Längsschnitt bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion und darüber hinaus. Im Sinne der Bolschewiki hatte das Massenfest seine Funktion erfüllt, blieb zwar der Struktur nach erhalten, verlor aber an Bedeutung gegenüber der zunehmend wichtiger werdenden privaten Festkultur, die sich jedoch weiterhin am offiziellen Festkalender orientierte. Dies belegt, wie gut die Bevölkerung die Spielregeln beherrschte. Ob sie auch die damit verbundenen Werte verinnerlicht hatte, interessiert den Verfasser im Rahmen seines Konzeptes nicht.

V. SELBSTZEUGNISSE

Bevor die sowjetischen Archive für die historische Forschung zugänglich wurden, zählten autobiografische Texte, vornehmlich westlicher Provenienz, zu den wichtigsten Quellen für westliche Historiker. Nur hier, nicht in den offiziellen Verlautbarungen des Regimes, nicht in der zensierten Presse und nicht in der sowjetischen Fachliteratur, ließen sich die Fakten und Einschätzungen der gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse finden, die dem von der Propaganda zementierten Selbstbild des Sowjetregimes widersprachen. Auch die vielen seit der Perestrojka zugänglich gewordenen »Ego-Dokumente« einfacher Sowjetbürger sind von unschätzbarem Wert für die Forschung. Ihre Tagebücher, Erinnerungen und Briefe zeigen, dass Stalinismus keineswegs nur »von oben« kam. Es gab nicht

²⁹ *Malte Rolf*, Das sowjetische Massenfest, Hamburger Edition, Hamburg 2006, 454 S., geb., 35,00 €.

nur Opfer, Zweifler und Dissidenten, sondern auch Mitläufer, Mitmacher und Enthusiasten.

Erstaunlicherweise tauchen immer noch neue autobiografische Texte aus westlicher Feder auf, die bislang wenig beachtete Aspekte der Stalinzeit beleuchten oder aus ganz besonderen Perspektiven über diese berichten.³⁰ Der Schweizer Ernst Derendinger (1883–1972) zum Beispiel, der angesichts fehlender Arbeitsmöglichkeiten in seiner Heimat von 1910 bis 1938 als Grafiker in Moskau lebte, hat sehr ausführliche Erinnerungen an seine Erlebnisse in Russland hinterlassen. Niedergeschrieben wurden sie bereits kurz nachdem er, wie die meisten Ausländer, die Sowjetunion im Jahr 1938 hatte verlassen müssen. Seitdem schlummerten sie im Archiv der Russlandschweizer in Zürich, wo sie 1991 zufällig wiederentdeckt wurden. Dank der Initiative von Carsten Goehrke und seinen Mitarbeitern/innen sind Derendingers Aufzeichnungen nun in einer ansprechenden Ausgabe, versehen mit einigen Abbildungen, einführenden Texten, einer Nachbetrachtung, Anmerkungen, Kartenmaterial, Glossar, Bibliografie und Register erschienen.³¹ Etwa die Hälfte der mehr als 500 Seiten starken »Erzählungen aus dem Leben« behandelt die Stalinzeit von 1929 bis 1938. Als Ausländer, der sich bereits seit vorrevolutionärer Zeit in Moskau aufhielt und gut in die russische Gesellschaft integriert war, besaß Derendinger eine klare Wahrnehmung der wachsenden Alltagsprobleme, die er aber nicht aus der Perspektive eines verwöhnten Ausländers schildert, sondern auf der Basis seiner rund 20-jährigen Russlanderfahrung, mit der er die Entwicklungen der Stalinzeit vergleicht. Derendinger war ein passionierter Beobachter, mit scharfem Blick für Details und zudem ein politisch gut informierter Mensch, dabei kein Partei-, sondern lediglich Gewerkschaftsmitglied. Der Autor konstatiert die dramatischen Reallohnverluste, die zunehmend schlechter werdende Versorgung, den Hunger, die elenden Wohnverhältnisse, das tägliche Gezänk in der kommunalka, kurzum, den ganzen tristen und anstrengenden Alltag der Mangeljahre, die zunehmend mieser werdende Laune der »neuen Menschen«, aber auch politische Veränderungen wie die konservative Wende in der Familienpolitik, den Kult um Stalin, die hohlen Rituale der sowjetischen Feiertage, den bis zum Terror gesteigerten politischen Druck, insbesondere auch die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen und des Klimas in seiner Branche, dem Druckereigewerbe. Seine eigene berufliche Existenz war davon allerdings nicht betroffen, er war wendig genug, um ein erfolgreiches Leben zu führen.

Seine detaillierten Eindrücke und Beobachtungen notiert Derendinger mit großer Offenheit, sehr anschaulich und lebendig, zunächst auch noch ganz unvoreingenommen. Darunter sind auch Berichte über Erholungsreisen ans Schwarze Meer und in den Kaukasus. Der Autor, ursprünglich sozialistischen Gesinnungen nicht abgeneigt, kehrte als scharfer Gegner des Sowjetkommunismus in die Schweiz zurück. Sein Lebensbericht ist ein Zeugnis seiner Desillusionierung, also auch eine ernüchterte, ja bisweilen sarkastische Abrechnung. Unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten entstanden und frei von allzu vielen nachträgliche Umwertungen und Reflexionen, bietet der Band spannende Einblicke in den sowjetischen Alltag – eine sehr lohnende Lektüre.

Dies gilt auch für die Erinnerungen des amerikanischen Priesters Léopold L. S. Braun (1903–1964), der nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen den USA und der Sowjetunion auf der Basis einer besonderen Vereinbarung über religiöse Ange-

30 Zu den wichtigeren Publikationen der letzten Jahre gehören *Mary M. Leder, My Life in Stalinist Russia. An American Woman Looks Back*, hrsg. v. Laurie Bernstein, Bloomington etc. 2001; *Viktor Jerofejew, Der gute Stalin. Roman*, Berlin 2004; *Nina Lugovskaja, Ich will leben. Ein russisches Tagebuch 1932–1937*, München etc. 2005.

31 *Ernst Derendinger, Erzählungen aus dem Leben. Als Graphiker in Moskau von 1910 bis 1948*, hrsg. v. Christine Gehrig-Straube und Carsten Goehrke unter Mitwirkung von Claude Hämmery (Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer, Bd. 9), Chronos Verlag, Zürich 2006, 648 S., geb., 44,80 €.

legenheiten zwischen Franklin D. Roosevelt und Maxim Litwinow die Jahre 1934 bis 1945 als Kaplan für die Amerikanische Botschaft (selbst jedoch ohne Diplomaten-Status) und als Pastor an der einzigen katholischen Kirche Moskaus »im Schatten der Lubjanka« verbrachte.³² Diese Kirche im Herzen Moskaus, die rund 20.000 Katholiken aus dem ganzen Land betreute, war buchstäblich von allen Seiten von Gebäuden der Geheimpolizei umgeben. Im Zuge der harschen antireligiösen Kampagnen, die erst im Zweiten Weltkrieg eingestellt wurden, wurde sie überwacht, die Gläubigen eingeschüchtert, verfolgt und verhaftet, Pastor Braun sollte aus dem Land getrieben werden. Doch er widerstand dem wachsenden Druck mit großem persönlichen Mut und allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, entwickelte aber im Laufe der Jahre eine regelrechte Paranoia, die sich auch den Lesern seiner Erinnerungen gelegentlich vermittelt und sich in manch apodiktischem Urteil widerspiegelt.

Braun, zunächst »sprachlos« und deshalb vor allem in Ausländerkreisen aktiv, erwarb schnell und systematisch fundierte Russischkenntnisse, unterhielt dann enge Beziehungen zu russischen Gläubigen und konnte aufgrund seiner einzigartigen Stellung viele Einblicke in den russischen Alltag mit all seinen Problemen gewinnen. Das macht seine Memoiren zu einer wirklich spannenden Lektüre. Ebenso aufschlussreich ist die Geschichte ihrer zunächst verhinderten Publikation aufgrund einer entsprechenden Entscheidung durch Brauns Assumptionisten-Orden, die der Herausgeber Gary M. Hamburg in einem ausführlichen Vorwort nachzeichnet. Die Entscheidung, über seine Moskauer Erfahrungen zu berichten, traf Pastor Braun kurz nach seiner Rückkehr in die USA. Es existieren drei verschiedene Fassungen seiner Memoiren (1948, 1953, 1961). Im Gegensatz zu den beiden vorausgegangenen Fassungen war die letzte weniger polemisch, wenngleich immer noch offen antikommunistisch. Der Assumptionisten-Orden stimmte ihrer Veröffentlichung nach langem Hin und Her im Frühjahr 1961 endlich zu, doch kam es damals wegen Brauns angegriffener Gesundheit nicht mehr dazu. So verschwand das Manuskript für Jahrzehnte im Archiv des Ordens, wo es 2003 von Gary M. Hamburg entdeckt und 2006 in dieser Ausgabe mit Einleitung, Abbildungen und einem sehr brauchbaren Dokumentenanhang herausgegeben wurde.

Doch längst nicht alle Selbstzeugnisse aus der Stalinzeit übten Kritik am System und der politischen Führung. Auch »Gläubige« und solche, die intensiv darum rangen, sozusagen als »Ingenieure der eigenen Seele« »neue Menschen« aus sich zu schmieden und sich ins bolschewistische Kollektiv einzuschreiben, legten Zeugnis über ihre Anstrengungen ab und verfassten Tagebücher. Damit waren diese also keine geheimen Zufluchtsorte für Menschen, die nach außen Anpassung simulierten, tatsächlich jedoch unter dem Regime und seinen Anforderungen litten, sondern Instrumente der Selbstverbesserung und der Anverwandlung an das stalinistische Kollektiv. Mit dieser bislang kaum beachteten Quellengattung hat sich Jochen Hellbeck in seiner viel beachteten und von einigen Rezensenten geradezu hymnisch gefeierten Untersuchung »Revolution On My Mind. Writing a Diary Under Stalin« auseinander gesetzt.³³ Neben einer ungenannten Zahl autobiografischer, darunter vieler literarischer Texte, die in den ersten Kapiteln des Buches behandelt werden, bilden vier umfangreiche Tagebücher den Gegenstand systematischer Analyse im zweiten Teil des Buches. Sie stammen von einer Angehörigen der Intelligenz (Zinaida Denisevskaya), dem Sohn eines ukrainischen Entkulakisierten (Stepan Podlubnyj)³⁴, einem

32 Léopold L. S. Braun, In Lubianka's Shadow. The Memoirs of an American Priest in Stalin's Moscow, 1934–1945, hrsg. v. Gary M. Hamburg, University of Notre Dame Press, Notre Dame 2006, 352 S., geb., \$ 35,00.

33 Jochen Hellbeck, Revolution on My Mind. Writing a Diary Under Stalin, Harvard University Press, Cambridge etc. 2006, 436 S., geb., \$ 29,95.

34 Bereits im Jahr 1996 erschien das Tagebuch von Stepan Podlubnyj in einer von Jochen Hellbeck eingeleiteten und ins Deutsche übersetzten Ausgabe: Jochen Hellbeck (Hrsg.), Tagebuch aus

Aufsteiger (Leonid Potemkin)³⁵ sowie einem populären Dramatiker (Alexander Afinoginov). Die inneren Kämpfe, die diese Schreiber auf den Seiten ihrer Tagebücher mit sich selbst ausfochten, hatten ganz verschiedene Ursachen: Einsamkeit, Mangel an Enthusiasmus und Elan, Identitätsprobleme aufgrund falscher Klassenherkunft, Ängste, den Anforderungen der hehren Zeit des sozialistischen Aufbaus nicht genügen zu können, oder das Ringen um Verbleib in der Gemeinschaft der Dazugehörigen vor dem Hintergrund drohender Verhaftung und Privilegienentzugs.

Unklar bleibt vor allem, wie repräsentativ die von Hellbeck benutzten Schriften sind.³⁶ Ob sich Tagebücher dieses Zuschnitts überhaupt in großer Zahl in Archiven finden lassen, wie der Autor suggeriert, ist bloße Spekulation. Trotzdem bleibt unbestreitbar, dass das stalinistische System nicht nur Gegner hatte, die seiner Suggestivkraft gegenüber immun blieben. Nein, es produzierte auch überzeugte Anhänger voller Hoffnung und Vertrauen, die sich selbst noch im Augenblick der Verfolgung an einem kollektivistischen Identitätsentwurf festklammerten und für sich eine neue »sowjetische Subjektivität« konstruierten.³⁷ Die autobiografische Hinterlassenschaft solcher Sowjetbürger erschlossen und für die Stalinismus-Forschung mit durchaus zum Widerspruch herausfordernden Thesen fruchtbar gemacht zu haben, ist die Leistung von Jochen Hellbeck.

VI. TERROR UND LAGERSYSTEM

Die Frage nach den Ursprüngen, Motiven und Folgen des Großen Terrors in der Sowjetunion inspiriert die Forschung weiterhin, so dass dieses Thema auch im zweiten Teil des Forschungsberichts nicht unter den Tisch fallen kann.

Die von Melanie Ilić herausgegebene sowie mit einer Einleitung und einer Bibliografie versehene Essay-Sammlung »Stalin's Terror Revisited« versammelt acht archivgestützte Beiträge von Stalinismus-Experten aus Großbritannien, Russland und der Ukraine und ist aus einem Forschungsprojekt am *Centre for Russian and East European Studies* (CREES) an der Universität Birmingham hervorgegangen.³⁸ Anhand dreier Themenblöcke – Terror auf regionaler Ebene und in einzelnen gesellschaftlichen Sektoren, Opfergruppen, Folgen des Terrors für die sowjetische Wirtschaft – fragen die Autoren nach den Ursachen und der Ausdehnung des Großen Terrors der Jahre 1936 bis 1938 in der Sowjetunion. Wie

Moskau 1931–1939, München 1996. Zum vorrevolutionären autobiografischen Schreiben siehe *Julia Herzberg/Christoph Schmidt* (Hrsg.), *Vom Wir zum Ich. Individuum und Autobiographie im Zarenreich*, Köln etc. 2007.

35 Auszüge für die Jahre 1934 bis 1936 aus dem Tagebuch des späteren russischen stellvertretenden Ministers für Geologie (1965–1975) wurden bereits veröffentlicht: *Véronique Garros/Natalija Korenewskaja/Thomas Lahusen* (Hrsg.), *Das wahre Leben. Tagebücher aus der Stalinzeit*, Berlin 1998, S. 259–312.

36 Die zahlreichen Witze, die über Stalin und seine Politik kursierten, sprechen eine andere Sprache: *Bruce Adams*, *Tiny Revolutions in Russia. Twentieth-Century Soviet and Russian History in Anecdotes*, London etc. 2005, Kapitel 3.

37 Zu dieser Thematik vgl. auch *Brigitte Studer/Berthold Unfried*, *Der stalinistische Parteikader. Identitätsstiftende Praktiken und Diskurse in der Sowjetunion der dreißiger Jahre*, Köln etc. 2001; *Brigitte Studer/Berthold Unfried/Irène Herrmann* (Hrsg.), *Parler de soi sous Staline: La construction identitaire dans le communisme des années trente*, Paris 2002; *Brigitte Studer/Heiko Haumann* (Hrsg.), *Stalinistische Subjekte. Individuum und System in der Sowjetunion und der Komintern 1929–1953*, Zürich 2006; *Berthold Unfried*, »Ich bekenne«. Katholische Beichte und sowjetische Selbstkritik, Frankfurt/Main 2006; *Lorenz Erren*, *Selbstkritik und Schuldbekennnis. Kommunikation und Herrschaft unter Stalin (1917–1953)*, München 2008 (im Erscheinen).

38 *Melanie Ilić* (Hrsg.), *Stalin's Terror Revisited* (*Studies in Russian & East European History & Society*), Palgrave Macmillan, London etc. 2006, 256 S., geb., £ 47,00.

Robert W. Davies überzeugend nachweist, waren die Repressionen nicht ökonomisch motiviert, führten aber zu einer erheblichen Wirtschaftskrise. Dies lag unter anderem daran, dass so viele leitende Wirtschaftsfunktionäre und Betriebsleiter zu den Opfern der Säuberungen gehörten, wie Oleg Khlevniuk in seinem Beitrag zeigt. Wie sehr auch die Gewerkschaften betroffen waren, lässt sich bei Junbae Jo nachlesen. Die Überforderung der Gefängnisse und Arbeitslager durch den Massenzustrom neuer Häftlinge in den Terrorjahren ist Gegenstand des Aufsatzes von Christopher Joyce, während Melanie Ilić das Schicksal derjenigen Frauen in den Blick nimmt, die als »Ehefrauen von Volksfeinden« nach Befehl 00486 verfolgt wurden. Die überwältigende Mehrheit der Verhafteten und Exekutierten waren allerdings Männer, Frauen machten maximal fünf Prozent aller Repressierten aus. Weitere drei Beiträge von Valerii Vasiliev, Melanie Ilić und Christopher Joyce beleuchten den Verlauf des Terrors in der Ukraine, Mordwinien und der Autonomen Komi-Republik.³⁹ Insgesamt rückt der Band einerseits manch weniger bekannte Aspekte des Großen Terrors in den Mittelpunkt und spitzt andererseits bekannte Interpretationen und Sichtweisen zu.

Es gehört zu den verbreiteten Grundannahmen über den Gulag, das System der Zwangsarbeit sei in ökonomischer Hinsicht nicht effizient gewesen. Mit solchen Pauschalurteilen räumt die zwar knappe, aber gründlich recherchierte (und ihre Thesen in einem umfangreichen Anhang akribisch belegende) Studie von Simon Ertz über das Lagersystem von Norilsk zumindest für dieses eine Beispiel aus Ostsibirien (Gebiet Krasnojarsk) auf.⁴⁰ Der Lagerkomplex bzw. das Metallkombinat Norilsk wurde 1935 errichtet, weil es in dieser unwirtschaftlichen und bis dahin menschenleeren Gegend wichtige Nickelvorkommen gab, deren Gewinnung und Verarbeitung im höchsten ökonomisch-strategischen Interesse des Regimes lag. Es handelte sich also um ein »äußerst ehrgeiziges industrielles Investitionsvorhaben« (S. 212). Da freie Arbeitskräfte für dieses schwierige Projekt kaum zu gewinnen waren, sollten Zwangsarbeiter die Produktionspläne erfüllen. Dies konnten sie jedoch nur, wenn sie einigermaßen gesund und bei Kräften blieben. Bei Hungerrationen wäre das staatliche Kalkül nicht aufgegangen. Also handelte man in Ansätzen pragmatisch und rational und sorgte für eine ausreichende Verpflegung (auf sehr niedrigem Niveau) der arbeitenden Häftlinge, deren Produktivität man auch mit anderen positiven Anreizen, wie etwa Stoßarbeitskampagnen, Belobigungen oder Lockerung der Haftbedingungen, Prämien usw. zu steigern versuchte. Simon Ertz gesteht den lokalen und den zentralen verantwortlichen Institutionen und Akteuren »Spuren eines [...] Effizienzdenkens« im Umgang mit der Ressource Arbeitskraft zu, um Einbußen in Grenzen zu halten. Doch er stellt ebenso fest: »Auch in Norilsk waren Unterernährung und Überanstrengung, Erschöpfung und Auszehrung, Mangelkrankheiten und eine inadäquate medizinisch-sanitäre Fürsorge alltägliche Erfahrungen für die Gefangenen und forderten unter ihnen viele Opfer« (S. 216). Mit Humanität hatten die Norilsker Strategien also nichts zu tun, sondern erklären sich aus rein utilitaristischen Motiven vor dem Hintergrund der herausragenden Bedeutung des dort verfolgten Wirtschaftsprojekts. Einen substantiell anderen Umgang mit Zwangsarbeit als in den anderen Lagerkomplexen des Gulag-Systems kann Simon Ertz also auch in Norilsk nicht beobachten. Zu Recht weist er darauf hin, dass das Lagersystem deshalb auch nicht als ausschließlich wirtschaftliche Institution verstanden wer-

39 Eine weitere Regionalstudie stammt von *Nick Baron*, *Soviet Karelia. Politics, Planning and Terror in Stalin's Russia 1920–1939*, London etc. 2007. Mit dem Fokus auf ethnischen Säuberungen als angeblich zentralem Bereich des stalinistischen Terrors: *Jörg Baberowski/Anselm Doering-Manteuffel*, *Ordnung durch Terror. Gewaltexzesse und Vernichtung im nationalsozialistischen und im stalinistischen Imperium*, Bonn 2006.

40 *Simon Ertz*, *Zwangsarbeit im stalinistischen Lagersystem. Eine Untersuchung der Methoden, Strategien und Ziele ihrer Ausnutzung am Beispiel Norilsk, 1935–1953* (Zeitgeschichtliche Forschungen Bd. 31), Verlag Duncker & Humblot, Berlin 2006, 273 S., kart., 48,00 €.

den dürfe. Zwar wurde in Norilsk aus den Häftlingen tatsächlich ein substantieller ökonomischer Nutzen gezogen, doch um welchen Preis? Freiheitsberaubung, Isolation vom Rest der Gesellschaft, das alltägliche Leiden und Sterben in den Lagern waren das Los der Insassen, und die russische Gesellschaft trägt bis heute schwer an den immensen sozialen, kulturellen und demografischen Folgekosten, die das stalinistische System ihr aufgebürdet hat.

Eine systematische Untersuchung des »Besserungsarbeitslagers« KARLAG in der kasachischen Steppe um Karaganda – mit 800.000 Häftlingen zwischen 1930 und 1959 eines der größten Lager und mit seinen verschiedenen Lagertypen innerhalb eines Komplexes auch als Modell für das sowjetische Zwangsarbeitssystem insgesamt zu betrachten – haben Wladislaw Hedeler und Meinhard Stark vorgenommen. Sie legen damit nach eigenen Aussagen »die erste und bisher weltweit einzige, umfassend aus den Quellen recherchierte Geschichte eines Lagerkomplexes« des »Archipel Gulag« vor.⁴¹ Die Autoren konnten vor allem das Lagerarchiv, in dem noch 60.000 Häftlingsakten sowie zahlreiche Fotos erhalten geblieben sind, auswerten, haben dieses reiche Material durch Akten der Lagerhauptverwaltung in Moskau ergänzt und außerdem die Erinnerungen (überwiegend in lebensgeschichtlichen Interviews gewonnen) von insgesamt 63 Männern und Frauen unterschiedlicher Nationalität, die im KARLAG inhaftiert waren, ausgewertet. Seit den Dreißigerjahren stieg das Gebiet um die Stadt Karaganda zu einem der wichtigsten sowjetischen Gewinnungsgebiete für Steinkohle, Mangan und Kupfer auf. Die Voraussetzungen für diese Entwicklung mussten die zu Zwangsarbeit verpflichteten Häftlinge schaffen, indem sie vor allem weit reichende Steppengebiete für die Viehwirtschaft und Viehzucht erschlossen, große Flächen für die Feldwirtschaft und den Gemüseabbau urbar machten und mit Bewässerungssystemen versorgten.

Obwohl der Lagerkomplex die Geschichte der Region um Karaganda Jahrzehnte lang entscheidend geprägt hat, sind heute nur noch wenige Spuren davon erhalten. »Die meisten Baracken und Verwaltungsbauten ließ man abreißen und noch intaktes Baumaterial für Neubauten verwenden. Das Lagergelände verwahrloste [...], oder aber wurde [...] überbaut. [...] Die Todesorte der Verstorbenen und Ermordeten blieben ohne jede Kennzeichnung und gerieten mit den Jahren in Vergessenheit« (S. 436/437). Für die Fertigstellung des Lagermuseums, für das am 31. Mai 2002 immerhin der Grundstein gelegt wurde, fehlt bis heute das Geld.

Die Monografie behandelt die unterschiedlichen Etappen der Geschichte des KARLAG, die Haftordnung, die Herkunft und das Verhalten des Lagerpersonals, den Lageralltag und die Zwangsarbeit der Häftlinge und geht im Detail auf so typische Lagererfahrungen wie Hunger, Krankheit, Häftlingssterben, Durchhalte- und Überlebensstrategien ein. Zahlreiche Fotos (zum großen Teil von den Autoren aufgenommen) sowie eine Auswahlbibliografie runden diesen materialreichen und erschütternden Band ab.

Ein Titel, der sich mit den italienischen Opfern des Gulag befasst, hat zu Unrecht vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit in Fachkreisen gefunden. Bei »Reflections on the Gulag«, herausgegeben von Elena Dundovich, Francesca Gori und Emanuela Guercetti,

41 Wladislaw Hedeler/Meinhard Stark, *Das Grab in der Steppe: Leben im GULAG. Die Geschichte eines sowjetischen »Besserungsarbeitslagers« 1939–1959*, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2008, 465 S., geb., 38,00 €. Zu der Monografie ist auch ein Band mit 119 übersetzten und kommentierten Dokumenten erschienen, der die Geschichte des Lagers von dessen Gründung bis zur Auflösung aus der Perspektive der Lageradministration aufzeigen: Wladislaw Hedeler unter Mitarbeit von Meinhard Stark (Hrsg.), *KARLAG. Das Karagandinsker »Besserungsarbeitslager« 1930–1959: Dokumente zur Geschichte des Lagers, seiner Häftlinge und Bewacher*, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2008, 365 S., geb., 39,90 €. Vgl. auch Wladislaw Hedeler/Horst Hennig (Hrsg.), *Schwarze Pyramiden, rote Sklaven: Der Streik in Workuta im Sommer 1953. Eine dokumentierte Chronik*, Leipzig 2007.

handelt es sich um eine Sammlung von sieben Beiträgen italienischer, russischer und französischer Autoren, mit einem bibliografischen Essay, einer sehr brauchbaren internationalen Bibliografie sowie einem ausführlichen dokumentarischen Anhang über die italienischen Opfer des Stalinismus.⁴² Das Werk ist aus der Kooperation zwischen der *Fondazione Giangiacomo Feltrinelli* und der Organisation MEMORIAL hervor gegangen und hat sich vor allem das Ziel gesetzt, nach der Öffnung der sowjetischen Archive Licht in ein bisher unbekanntes Kapitel italienischer Geschichte zu bringen und die Lebensgeschichten Hunderter in der Sowjetunion verfolgt und längst vergessener italienischer Emigranten zu rekonstruieren. Aus diesem Grund haben die Herausgeberinnen entschieden, den dokumentarischen Teil des Buches in italienischer Sprache zu veröffentlichen.

Die soliden, auf dem mittlerweile zugänglichen Archivmaterial basierenden Artikel sind dagegen in Englisch gehalten. Sie behandeln überblicksartig die Entwicklung des sowjetischen Zwangsarbeitslagersystem von den Anfängen 1918 bis vor dem Zweiten Weltkrieg (Nikita Petrow), die Geschichte des Gulag in der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Häftlingsrevolten zu Beginn der Fünfzigerjahre und die Auflösung des Systems nach 1956 (Martha Craveri)⁴³, die Repressionen gegen Ausländer in der UdSSR (Pavel Polian), die Rolle der Komintern im Großen Terror (Fridrick Firsov) und das Schicksal der Krim- und Ukraine-Italiener, die seit dem 19. Jahrhundert nach Russland ausgewandert waren (Dundovich, Gori, Guercetti). Die drei letzten Beiträge behandeln den Gulag als Erinnerungsort in Memoiren und mündlichen Zeugnissen ehemaliger Häftlinge (Irina Shcherbakova), den Quellenwert von (zumeist illegal aus den Lagern geschmuggelten) Briefen politischer Gefangener (Ania Morozova) sowie – als Einleitung zur nachfolgenden umfassenden Bibliografie – die Entwicklung der Historiografie zum sowjetischen Lagersystem (Hélène Kaplan). Der dokumentarische Anhang macht etwa 200 der 700 Seiten dieses gewichtigen Bandes aus: eine ebenso beeindruckende und akribische wie bedrückende Dokumentation unzähliger Emigrantenschicksale, die sich vor allem an ein italienisches Publikum richtet, darüber hinaus jedoch an alle, die nach einem Zugang zu den Schrecken des stalinistischen Terrors jenseits nackter Zahlen und Fakten suchen.

VII. FAZIT

In den Arbeiten zur Kulturgeschichte, etwa zur Festkultur und Kindheitsgeschichte, sind neue Ansätze sichtbar, die nicht mehr auf Propaganda und ihre Wirkung, sondern auf Diskurse und Aushandlungen fokussieren. Insgesamt entsteht dadurch ein ›vollständigeres‹ Bild von der sowjetischen Gesellschaft, als dies bislang durch die Konzentration auf politische und eng damit verbundene wirtschafts- und sozialhistorische Perspektiven der Fall war. Doch auch bei der Bearbeitung klassischer Felder der Sozialgeschichte verlagert sich der Schwerpunkt. In Untersuchungen zur Arbeiterschaft, ob sie nun vom Widerstandsbegriff ausgehen oder nach Partizipation und Mitschuld fragen, rückt die Interaktion zwischen Herrschern und Beherrschten stärker ins Blickfeld. Die Arbeiten zur Kollektivierung beschränken sich nicht auf die Landbevölkerung, sondern untersuchen ver-

42 Elena Dundovich/Francesca Gori/Emanuela Guercetti (Hrsg.), *Reflections on the Gulag. With a Documentary Appendix on the Italian Victims of Repression in the USSR*, Feltrinelli, Mailand 2003, 705 S., geb., 80,00 €. Zu den irischen Opfern des Großen Terrors vgl. Barry McLoughlin, *Left to the Wolves: Irish Victims of Stalinist Terror*, Dublin 2007.

43 Über das Schicksal der Gulag-Heimkehrer informieren Nanci Adler, *The Gulag Survivor. Beyond the Soviet System*, New Brunswick 2002, sowie die noch unveröffentlichte Dissertation von Marc Elie, *Les anciens détenus de Goulag. Libérations massives, réinsertion et réhabilitation dans l'URSS poststalinienne*, Paris 2007.

stärkt die Interdependenzen mit anderen zentralen Themen wie dem Großen Terror und dem Gulag. Sie zeigen, wie Entkulakisierung, Säuberungen und Hunger auch die Städte trafen, und dass es, ganz wie in den Fabriken, auch auf dem Land eine Aufstiegsmobilität gab.

So entsteht ein zunehmend differenziertes Bild der stalinistischen Gesellschaft, die nicht einfach in die Kategorien »Täter« und »Opfer« eingeteilt werden kann: eine Gesellschaft, in der Menschen an den Aufstiegsangeboten des Regimes partizipierten, ihre durch die Dysfunktionalität der Staatsmacht entstandenen oder aber auch »erkämpften« Spielräume und Handlungsmöglichkeiten, im Betrieb wie in allen anderen Lebensbereichen, nutzten und umdeuteten; eine Gesellschaft, in der einfache Menschen, aus eigenem Antrieb oder durch Manipulation und Druck von oben, zu Mittätern wurden; und auch eine Gesellschaft, in der man sich arrangieren und sein privates Glück finden konnte.

Doch so sehr solche Arbeiten unser Bild vom Stalinismus auch bereichern: Die Opferperspektive darf dabei nicht vernachlässigt werden, denn unzählige Menschen, auch das machen die neuen Studien zu Gulag, Kollektivierung und Terror deutlich, waren Opfer. Sie hatten keine Freiräume, Alternativen oder Handlungsoptionen, konnten nichts mit den Machthabern »aushandeln«, als sie in die Maschinerie des Terrors gerieten. Der Wunsch, diesen durch den stalinistischen Terror vorzeitig aus dem Leben Gerissenen endlich eine Stimme zu geben, hat die neueste Studie von Hiroaki Kuromiya inspiriert: »The dead cannot speak. Can one retrieve their voices? [...] The present book is an attempt to recover the voices of those executed under Stalin [...]« »Without them, history is incomplete. Such incompleteness gives the reader a distorted picture of history.« (S. 1, S. 6).⁴⁴ Das macht die Opfer zwar nicht wieder lebendig, entreißt sie aber dem Vergessen und verschafft ihnen einen Platz in der historischen Erinnerung an die Verbrechen des 20. Jahrhunderts.⁴⁵ Kuromiya verhilft immerhin einigen Dutzend durchschnittlichen Kiever BürgerInnen, die in die völlig willkürlich ausgeworfenen Netze des Terrors geraten waren, imaginärer Verbrechen angeklagt, erschossen und in anonyme Massengräber am Stadtrand geworfen wurden, zu einer Stimme, indem er deren Lebens- und Leidenswege anhand von Archivalien rekonstruiert. Nach dem Zufallsprinzip ausgewählt, umfasst sein Sample so unterschiedliche Personen wie die 23-jährige Ballerina Vera Goroshko und den 74-jährigen Bettler Nikita Kravchenko. Beider Leben war Stalin und seiner Entourage keinen Pfifferling wert.

Die Quellen stammen – Ironie der Geschichte – vor allem von der Täterseite. Zumeist handelt es sich um Verhörprotokolle aus dem Kiever NKWD-Archiv. Diese makabren Dokumente wurden von den Mitarbeitern des Volkskommissariats, um den Anschein eines legalen *Procedere* zu wahren, sehr sorgfältig erstellt. Ihr Inhalt war jedoch zum großen Teil »fabriziert«, um die anschließenden Repressionen der vorgeblichen »Volksfeinde« legitimieren zu können. Aller Akribie der Verfolger zum Trotz treten uns aus den NKWD-Protokollen jedoch keine auch nur halbwegs überzeugenden »Fälle« entgegen, und schon gar keine »Volksfeinde«, »Spione« oder »Diversanten«, sondern Individuen mit ihrer persönlichen Geschichte, ihrer Angst, Verzweiflung und ihrem Durchhaltewillen in einer Extremsituation. Alle waren völlig unschuldig (jedenfalls hat Kuromiya keinen einzigen Hinweis auf das Vorliegen eines politischen Verbrechens entdecken können). Doch der

44 Hiroaki Kuromiya, *The Voices of the Dead. Stalin's Great Terror in the 1930s*, Yale University Press, London etc. 2007, 296 S., geb., £ 19,99.

45 In einer ganz ähnlich ausgerichteten Studie – allerdings mit Blick auf die Überlebenden – hat Orlando Figes anhand diverser Materialien aus Familienarchiven sowie auf der Basis von Interviews die Auswirkungen des staatlichen Terrors auf das persönliche Leben zahlreicher Sowjetbürger und die Überlebensstrategien gewöhnlicher Leute in außergewöhnlichen Zeiten vom Revolutionsjahr 1917 bis nach Stalins Tod im Jahr 1953 dokumentiert: *Orlando Figes, The Whisperers. Private Life in Stalin's Russia*, New York 2007.

NKWD erpresste unter Folter von den meisten völlig absurde Geständnisse. Nur wenige vermochten den Torturen zu widerstehen, doch selbst das schützte die Tapferen nicht vor dem Todesurteil.

Man darf die Akten also nicht zum Nennwert nehmen, sondern muss Fakten und Fiktion sorgsam trennen – und genau das gelingt Kuromiya in seinem Buch. Er hat den »gewöhnlichen« Menschen, darunter ein Koch, einige Priester, mehrere ukrainische Bauern sowie Angehörige verschiedener nationaler Minderheiten, stellvertretend für die Hunderttausende von Opfern des Großen Terrors ein beeindruckendes Denkmal errichtet. Sie sind zwar gewaltsam zum Schweigen gebracht worden, aber nicht verstummt – jedenfalls solange wir Nachgeborenen uns dafür interessieren, was sie zu sagen haben.

Fred S. Oldenburg

Der Kalte Krieg – Meistererzählungen

Die hier vorzustellenden historischen Darstellungen des Kalten Krieges haben eine Vorgeschichte: Sie sind als Ergebnisse eines dialektischen Prozesses zu begreifen, da die Historiografie wie auch die Politische Wissenschaft immer auch entlang der jeweiligen politischen Konfliktlinien und zeitgenössischen Erklärungsmuster verliefen. Dieser Prozess brachte verschiedene Denkschulen und immer wieder Wendungen seiner vorherrschenden Deutung (man würde heute wahrscheinlich von *turns* sprechen) hervor.¹

Es ist also kein Wunder, dass der daraus folgende Diskurs die Analytiker in ihren Bann schlug, die freilich oftmals »Partei« ergriffen, persönlich an der systemischen Auseinandersetzung teilnahmen und somit durch ihre Studien – gewollt oder unbeabsichtigt – Akteure auf der Bühne des Weltkonflikts wurden. Dessen Beilegung ist durch eine gehaltvolle Diskussion über die Ursachen des Versagens westlicher Forschung, insbesondere in der Politischen Wissenschaft und hier sowohl der Sowjetologie² wie auch der Internationalen Beziehungstheorie³, begleitet worden. Bedauerlicherweise aber haben nahezu

1 Vgl. für die Aufarbeitung der Deutungsmuster des Kalten Krieges David Holloway, *The State of the Field: Foreign Policy*, in: Daniel Orlowsky (Hrsg.), *Beyond the Soviet Studies*, Washington D. C. 1995, S. 269–286; vgl. auch Michael Cox, *The End of the USSR and the Collapse of the Soviet Studies*, in: *Coexistence* 31, 1994, H. 2, S. 89–109; ders., *Rethinking the Soviet Collaps: Sovietology, the Death of Communism and the New Russia*, London 1998; Alexander Dallin, *Causes of the Collaps of the USSR*, in: ders./Gail W. Lapidus (Hrsg.), *The Soviet System. From Crisis to Collaps*, Boulder 1995, hier nach URL: <<http://faculty.goucher.edu/history231/Dallin.htm>> [7.7.2008]; vgl. auch Fred S. Oldenburg, *War der Kalte Krieg nur ein Missverständnis?*, in: Helmut Wagner (Hrsg.), *Europa und Deutschland – Deutschland in Europa*, Münster 2005, S. 445–464.

2 Für die gegenüber dem Mainstream der Politischen Wissenschaft überaus kritische und für die theoretische Diskussion innerhalb der Kommunismusforschung bedeutsame Darstellung vgl. Martin Malia, *Vollstreckter Wahn. Russland 1917–1991*, Stuttgart 1994, S. 503–570; ders., *From Under the Rubble What?*, in: *Problems of Communism* 41, 1982, S. 89–106; Richard Pipes, *Misinterpreting the Cold War: The Hardliners Had it Right*, in: *Foreign Affairs* 1995, H. 1, S. 154–160; vgl. auch Adam Przeworski, *Democracy and the Market: Political and Economic Reforms in Eastern Europe and Latin America*, Cambridge 1991.

3 Vgl. u. a. John Lewis Gaddis, *International Relations Theory and the End of the Cold War*, in: *International Security* 17, 1992/93, S. 5–58; Richard K. Herrmann/Richard Ned Lebow (Hrsg.), *Ending the Cold War. Interpretations, Causation, and the Study of International Relations*, New York 1995. In Verteidigung des Realismus vgl. Kenneth N. Waltz, *The Emerging Structure of International Politics*, in: *International Security* 18, 1993, S. 5–43; Kenneth Oye, *Explaining the End of the Cold War: Morphological and Behavioral Adaption to the Nuclear Peace?*, in: Richard Ned Lebow/Thomas Risse-Kappen (Hrsg.), *International Relations Theory and the End of Cold War*, New York 1995, S. 57–84; William Wohlforth, *New Evidence on Moscow's Cold War: Ambiguity in Search of Theory*, in: *History* 21, 1997, S. 229–241; zur Kritik der Verteidigung des Neo-Realismus vgl. Richard Ned Lebow/John Mueller, *Realism and the End of the Cold War*, in: *International Security* 20, 1995, S. 185–186. Besonders wichtige Beiträge aus der liberalen Schule waren Michael W. Doyle, *Ways of War and Peace. Realism, Liberalism, and Socialism*, New York 1997, und Thomas Risse-Kappen, *Ideas Do not Float Freely: Transnational Coalitions, Domestic Structures, and the End of the Cold war*, in: Lebow/Risse-Kappen, *International Relations Theory*, S. 85–108, 187–222; vgl. auch: Matthew Evangelista, *Unarmed Forces: The Transnational Movement to End the Cold War*, Ithaca 1999. Mit einem Literaturverzeichnis, das auch den konstruktivistischen Ansatz von A. Wendt u. a. einbegreift: ders., *Internal and Ex-*

alle wissenschaftliche Schulen zwischen Berkeley und Berlin bei der Prognose der Beendigung des Kalten Krieges völlig versagt, deren Voraussetzung der Zusammenbruch kommunistischer Einparteienherrschaft, die Akzeptanz der »freien Wahl« in den früheren Satellitenstaaten Moskaus und die Auflösung des Warschauer Vertragssystems war. Dies konnte, das musste die Stunde einer weitreichenden Theorierevision sein, wenn man zu akzeptieren bereit ist, dass die Propagierung harmonischer Weltordnungen nach Bollywood, nicht aber in die Hörsäle und Denkfabriken gehört und politische Wissenschaft weiterhin befragt werden soll, wobei nach 1990 auch die Historiografie sich zögerlich des Gegenstandes annahm. Der Darstellung der einzelnen Veröffentlichungen seien daher einige Bemerkungen zur Periodisierung des Kalten Krieges und zu den verschiedenen Denkschulen seiner Deutung nach dem II. Weltkrieg und dem Auseinanderbrechen der Anti-Hitler-Koalition in Europa vorangestellt.

I. ZÄSURBILDUNG UND ERKLÄRUNGSANSÄTZE DES KALTEN KRIEGES

Der Kalte Krieg umschreibt eine Epoche internationaler Konflikte und gescheiterter Kooperationsversuche, die von 1947 bis Ende der Achtzigerjahre währte. Phasen der Entspannung werden überwiegend als Anpassungsleistungen unter den Konditionen des bipolaren Konflikts zu werten sein. Für die kommunistischen Führungen Osteuropas waren sie gar Zeiten des verschärften ideologischen Krieges.

Einer speziellen Diskussion bleibt die Frage vorbehalten, wann und warum der Kalte Krieg überhaupt ausbrach. Der Begriff wurde erst im Jahre 1947 von dem amerikanischen Journalisten H. B. Swope geprägt und durch den bekannten Publizisten Walter Lippmann popularisiert. Allerdings sprechen einige Aspekte auch dafür, von der Zeit ab 1917 als eine Art Vorlauf zu sprechen. Wenn man so will, könnte man die Auseinandersetzungen zwischen 1917 und 1941/45 sogar als eine spezielle Form des Ost-West-Konflikts bezeichnen, welcher möglicherweise auf eine larvierte Form eines Jahrhunderts währenden Kampfes zwischen autoritären eurasischen und demokratischen westlichen Zivilisationen hinweist.⁴

Tatsächlich hatten die USA die Machtergreifung der Bolschewiki von Anbeginn an verurteilt und deren Sturz durch die Entsendung eines amerikanischen Kontingents betrieben. US-Präsident Wilson war der ideologische Antipode Lenins, seine liberale Konzeption der internationalen Beziehungen widersprach dem bolschewistischen Konzept der Weltrevolution, wie es die Komintern anfangs verfolgte. Beide Randmächte besaßen 1917 durchaus antagonistische Theorien hinsichtlich der Organisation des Internationalen Systems. Dennoch wurde der immanent eliminatorische Gegensatz, der Gewaltanwendung und ideologische Feindschaft einschloss, erst zum epochalen Grundmerkmal nach Verkündung der Truman-Doktrin im März und der Zwei-Lager-Theorie im September 1947.

ternal Constraints on Grand Strategy: The Soviet Case, in: *Richard Rosecrance/Arthur Stein* (Hrsg.), *The Domestic Bases of Grand Strategy*, Ithaca 1993, S. 154–178; *Richard Ned Lebow*, *The Rise and Fall of the Cold War in Comparative Perspective*, in: *Review of International Studies* 25, 1999, S. 21–39; *Fred S. Oldenburg*, *Internationale Theorie und das Ende des Kalten Krieges*, in: *Heiner Timmermann* (Hrsg.), *Erinnerung im Wandel. Neue Forschungen zur internationalen Zeitgeschichte*, Münster 2006, S. 510–564.

4 *Samuel Huntington*, *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York 1996. Das Werk fußt auf bereits 1993 in der Zeitschrift *Foreign Affairs* von Huntington vertretenen Thesen, zu denen er sich durch Francis Fukuyama's »End of History« herausgefordert sah; vgl. aus einem anderen Blickwinkel auch *Orlando Figes*, *Nataschas Tanz. Eine Kulturgeschichte Russlands*, Berlin 2003, S. 380 ff.; *Geoffrey Hosking*, *Russia and the Russians. A History from Rus to the Russian Federation*, London 2001.

Anfang der Zwanzigerjahre wurde der Ost-West-Konflikt noch durch die damalige Multipolarität mehrfach gebrochen, und wenig später zogen sich beide Randmächte vom künftigen Schlachtfeld Europa zurück – die USA in einen gefährlichen Isolationismus, die UdSSR in ein gigantisches und ebenso mörderisches Modernisierungsprogramm.⁵

In der hier rezensierten Literatur wird der Begriff des Kalten Krieges durchgängig für die Zeit ab 1947 verwandt. Er war erst jetzt als eine weitere Form des übergreifenden Konflikts an die Bipolarität der beiden Supermächte, an die Tiefe und Dichte der neuen Bedrohung durch die atomare Aufrüstung und den Allianzen organisierenden weltanschaulichen Gegensatz (zivilisatorischer Alleinvertretungsanspruch) gebunden. Der Kalte Krieg war somit eine Form des Ost-West-Antagonismus, der auf eine intensivere Periode des Nicht-Friedens hinweist. Manche bezeichneten ihn sogar als eine Form des Dritten Weltkrieges, der mit allen verfügbaren Mitteln außer denen der direkten ›heißen‹ militärischen Konfrontation der beiden Allianzen geführt wurde. Dies schloss jedoch, wie der Koreakrieg zeigte, die verdeckte militärische Konfrontation der Supermächte nicht aus.⁶

Die frühesten Erklärungen machten den sowjetischen Anspruch auf Weltrevolution für die Entstehung des Kalten Krieges verantwortlich.⁷ Für diese lieferte in der Regel die Ansprache Stalins vom 9. Februar 1946, spätestens jedoch das Referat Andrej Shdanows anlässlich der Gründung der Kominform im September 1947 den Startschuss.⁸ Die Sowjetunion wurde seitens der in den USA dominierenden Denkschulen einerseits als »totalitär«

5 In der Literatur ist die Begriffszuschreibung noch komplizierter, da einige Historiker tatsächlich den Beginn des Kalten Krieges auf das Jahr 1917 datieren, während andere auch für die Zeit nach 1945 die Bezeichnung »Ost-West-Konflikt« vorziehen. Vgl. hierzu *Yvan Vanden Berge*, *Der Kalte Krieg 1917–1945*, Leipzig 2002; dagegen *Jost Dülffer*, *Europa im Ost-West-Konflikt 1945–1991*, München 2004. Anregend sind die Studien von *Geir Lundestad*, *How (Not) to Study the Origins of the Cold War*, in: *Odd Arne Westad* (Hrsg.), *Reviewing the Cold War. Approaches, Interpretations, Theory*, London 2000, S. 64–80, sowie *Antonio Varsory*, *Reflections on the Origins of the Cold War*, in: ebd., S. 281–302. Stalins Rede war möglicherweise in erster Linie für den innenpolitischen Gebrauch bestimmt, zeigte aber alle Merkmale der bekannten antagonistischen Vorkriegsargumentation einer Übertragung des innergesellschaftlichen Klassenkampfes auf die Außenbeziehungen. Diese Position wurde zugunsten der Priorität allgemein-menschlicher Werte erst von Michail Gorbatschow Ende der Achtzigerjahre aufgegeben. Zum Problem der Modernisierung siehe *Stefan Plaggenborg*, *Experiment Moderne. Der sowjetische Weg*, Frankfurt/Main/New York 2006.

6 Vgl. Bruce E. Bechtol, Jr., *Paradigmenwandel des Kalten Krieges. Der Koreakrieg 1950–1953*, in: *Bernd Greiner/Christian Th. Müller/Dierk Walter* (Hrsg.), *Heiße Kriege im Kalten Krieg*, Hamburg 2006, S. 141–166; *Bernd Greiner*, *Die Blutpumpe. Zur Strategie und Praxis des Abnutzungskrieges in Vietnam 1965–1973*, in: ebd., S. 167–238.

7 Nachträgliche Rechtfertigungen für diese These aus russischer Perspektive bei *Wjatscheslaw Dschitschew*, *Moskaus Griff nach der Weltmacht. Die bitteren Früchte hegemonialer Politik*, Hamburg 2002; *Alexander Jakowlew*, *Die Abgründe meines Jahrhunderts. Eine Autobiographie*, Leipzig 2003.

8 J. W. Stalin, *Werke*, Bd. 15, Dortmund 1979, S. 33–41. Zum Beginn des Kalten Krieges u. a. *John Lewis Gaddis*, *The United States and the Origins of the Cold War, 1941–1947*, New York 1971; *George F. Kennan*, *Memoirs, 1925–1950*, Boston 1967; *Melvyn P. Leffler/David S. Painter* (Hrsg.), *Origins of the Cold War. An International History*, New York 1994; *Vladimir Zubok/Constantine Pleshakov* (Hrsg.), *Inside the Kremlin's Cold War. From Stalin to Khrushchev*, Cambridge 1996; *Marc Trachtenberg*, *A Constructed Peace. The Making of the European Settlement, 1945–1963*, Princeton 1999; *Gerhard Wettig*, *Stalin and the Cold War in Europe. The Emergence and Development, 1939–1953*, Boulder etc. 2007; *Vojtech Mastny*, *Russia's Road to the Cold War. Diplomacy, Warfare, and the Politics of Communism, 1941–1945*, New York 1979; *ders./Gustav Schmidt*, *Konfrontationsmuster des Kalten Krieges 1946–1956*, München 2003. Eine Überblicksdarstellung der Positionen Europas im Kalten Krieg mit Literaturangaben bei *Jost Dülffer*, *Europa im Ost-West-Konflikt. Zur Geschichte der Sowjetunion mit ausführlichen Literaturangaben* vgl. *Manfred Hildermeier*, *Die Sowjetunion, 1917–1991*, München 2001.

organisierte Herrschafts- und Gesellschaftsform⁹ analysiert und damit in die Nähe des zuvor gemeinsam bekämpften nationalsozialistischen Deutschland gerückt. Andererseits dominierte auf dem Feld des Außenverhältnisses und der Internationalen Beziehungstheorie die »realistische Schule«, die den Machtansatz bei der Vertretung einzelstaatlicher Interessen in den Vordergrund stellte.¹⁰ Dieser *approach* dominierte die Forschung in den USA bis zum Jahre 1991 und war implizit stets ebenso die Grundlage sowjetischer Gegenmachtbildung nach 1945. Aus sowjetischer Sicht waren die USA hingegen eine imperialistische, kriegslüsterne, monopolkapitalistische, faschistische Großmacht. Objektiv aber blieben die Sowjets auf nahezu allen relevanten Sektoren staatlicher und transnationaler Machtprojektion den USA weit unterlegen, konnten dies aber niemals akzeptieren. In vielen wichtigen außenpolitischen Stellungnahmen der Partei- und Staatsführung der UdSSR war die Analyse der »Korrelation der Kräfte«, das heißt der für den strukturellen Realismus eines Kenneth N. Waltz¹¹ typischen Kategorie der relativen Distribution der Macht unter anarchischen Systembedingungen, Angelpunkt der sowjetischen Rüstungsanstrengungen. So wurde die bundesdeutsche Ostpolitik in den Siebzigerjahren als Anpassung an die sich zugunsten des sozialistischen Lagers »gesetzmäßig« verändernden Kräfteverhältnisse eingeschätzt.¹² Ihnen hatten in der westlichen Führungsmacht Nixon und Kissinger, ebenso Ford und Kissinger, in Erklärungen von Moskau und Wladiwostok Tribut gezollt.

Der Kalte Krieg hatte bei seinem Beginn beide Denkschulen, die die innere Organisation der UdSSR analysierende Totalitarismustheorie (besser Totalitarismus-Modell) und den außenpolitischen Realismus der Schule Hans Morgenthau zusammengeführt. In der brillanten Analyse des Moskauer Botschaftsrates und späteren Leiters des Planungsstabes des *US-State Department*, George Kennan, kombinierte dieser in seinem »Long Telegram« von Ende Februar 1946 (nach der Stalin-Ansprache von Anfang Februar 1946) modellhaft beide Denkansätze und forderte zur durchgreifenden politischen und ökonomischen

9 Grundlegende Studien jener Zeit sind u. a. *Hannah Arendt*, *The Origins of Totalitarianism*, New York 1951; *Carl J. Friedrich/Zbigniew K. Brzezinski*, *Totalitarian Dictatorship and Autocracy*, New York 1956; *Merle Fainsod*, *How Russia is Ruled*, Cambridge, Mass. 1953; *Leonard Shapiro*, *Totalitarianism*, London 1972.

10 Diese Denkschule eroberte die Universitäten und ebenso die politische Praxis in den USA. Ihr Erfolg war die Konsequenz des Scheiterns liberaler Entwürfe Woodrow Wilsons und der Folgen der Appeasement-Politik Chamberlains. Zu ihren wichtigsten Protagonisten zählen *Edward Hallett Carr*, *The Twenty Years' Crisis, 1919–1939*, London 1940, und *Hans J. Morgenthau*, *Politics among Nations*, New York 1948; *ders.*, *Dilemmas of Politics*, Chicago 1958; *Reinhold Niebuhr*, *Moral Man and Immoral Society. Study in Ethics and Politics*, London/New York 1932; *Gottfried-Karl Kindermann*, *Internationale Politik und Theorie, Analyse und Praxis*, in: *ders.* (Hrsg.), *Grundelemente der Weltpolitik – Eine Einführung*, 3. erw. Auflage, München 1986, S. 59–105.

11 Vgl. *Kenneth N. Waltz*, *Theory of International Politics*, New York 1979; vgl. auch *Paul Kennedy*, *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und Militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*, Frankfurt/Main 1991. Für eine Darstellung der Internationalen Beziehungstheorien siehe: *Siegfried Schieder/Manuela Spindler* (Hrsg.), *Theorien der Internationalen Beziehungen*, Opladen 2003.

12 *Peter Bender*, *Die »Neue Ostpolitik« und ihre Folgen: Vom Mauerbau bis zur Vereinigung*, München 1995; *Julia von Dannenberg*, *The Foundations of Ostpolitik. The Making of the Moscow Treaty between West Germany and the USSR*, Oxford 2008; *Thomas Enders*, *Die SPD und die äußere Sicherheit: Zum Wandel der sicherheitspolitischen Konzeption der Partei in der Zeit der Regierungsverantwortung, 1966–1982*, St. Augustin 1987; *Wilfried Loth*, *Overcoming the Cold War: History of Détente, 1950–1991*, Basingstoke 2002; *Heinrich Potthoff*, *Im Schatten der Mauer: Deutschlandpolitik 1961–1990*, Berlin 1999; *William R. Smyser*, *From Jalta to Bonn: The Cold War Struggle over Germany*, Basingstoke 1999.

Eindämmung der Sowjetunion auf.¹³ Kennans Anliegen war es schon unter Roosevelt gewesen, das offizielle Washington vor Illusionen über die politische Strategie J. W. Stalins zu bewahren. Seine Argumentation stützte und verstärkte die Position des seit dem Tode Roosevelts am 12. April 1945 amtierenden Präsidenten Harry S. Truman. Dessen Amtsführung hatte bereits Ende April 1945 zum ersten Zusammenstoß mit Sowjetaußenminister Molotow im Weißen Haus geführt. Seit jener Zeit orientierte sich, erst zögerlich und tastend, die US-Außenpolitik an der späten Erkenntnis, dass wegen der von Stalin geschaffenen Tatsachen in Osteuropa, insbesondere in Polen, eine einvernehmliche Politik mit dem Kreml kaum möglich sein würde. Dabei übersah man freilich, dass Stalin davon ausgegangen war, seine Handlungsweise sei durch die Zugeständnisse Roosevelts in Teheran und Jalta sowie die Absprachen mit Churchill vom Oktober 1944 durchaus legitimiert. Anfangs glaubte der außenpolitisch unerfahrene Truman, die Meinungsverschiedenheiten auf Missverständnisse und divergierende historische Erfahrungen zurückführen zu können. Ende 1946 jedoch kam er zu der Einsicht, die Mixtur aus staatlichem Sicherheitsinteresse und leninistischer Ideologie müsse direkt zur andauernden Repression der Völker Ost- und Südeuropas durch die Sowjetunion führen, für deren Freiheitsrechte die Alliierten in einem jahrelangen, verlustreichen Krieg gegen Hitler und Mussolini gekämpft hatten. Sich verschärfende Konflikte über den Truppenabzug im Iran sowie vor allem über Deutschlands und damit West-Europas wirtschaftliche und politische Konsolidierung brachten 1948/49 den Marshallplan und den Brüsseler Vertrag. Den Schwenk des Nachfolgers führte man im Kreml auf den alleinigen (bis Oktober 1949) US-amerikanischen Atomwaffenbesitz zurück und beschloss seinerseits ebenfalls, sich schnellstens in den Besitz von A-Waffen zu bringen. Bis 1949 galt es daher, mit Stärke zu bluffen und die westlichen Gegner über die eigenen Schwächen hinwegzutäuschen.

An die traditionelle westliche Forschung schloss sich als Antithese eine revisionistische Deutung an, die ein Spiegelbild bisheriger Interpretation des Kalten Krieges beinhalte.¹⁴ Sie sprach nahezu ausschließlich die USA und deren Wirtschaftssystem für das Entstehen des Kalten Krieges schuldig. Gleichzeitig entlastete ein behavioristischer Paradigmenwechsel in der Politischen Wissenschaft, der auch die bisherigen Sowjetstudien infrage stellte, d. h. die außenpolitische Strategie der Sowjetunion weitgehend vom bishe-

13 Der hier erwähnte Drahtbericht vom 22. Februar 1946 ist in Auszügen abgedruckt in: *George F. Kennan*, *Memoiren eines Diplomaten, 1925–1950*, Stuttgart 1968, S. 553–570; vgl. auch *X (George Kennan)*, *The Sources of the Soviet Conduct*, in: *Foreign Affairs* 25, 1947, S. 566–582; vgl. hierzu u. a. *John Lewis Gaddis*, *Strategies of Containment*, New York 1982. Die Blockade Westberlins als Antwort auf die Einführung der D-Mark schien die These von der sowjetischen Aggressivität zu bestätigen. Schon Ende der Fünfzigerjahre wandte sich Kennan allerdings gegen die Militarisierung seiner Eindämmungspolitik, wie sie unter dem Einfluss des Sonderberaters von Truman, Clifford und von Staatssekretär Dean Acheson und Paul Nitze mit der Direktive NSC-68 angestrebt und durchgesetzt wurde. Dabei kam diesen amerikanischen »Falken« der Überfall Nord-Koreas auf den Süden im Juni 1950 zu Hilfe. Vgl. *Stefan Bierling*, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik. Von 1917 bis zur Gegenwart*. München 2003, S. 102 ff.

14 Vgl. *William Appelman Williams*, *The Tragedy for American Diplomacy*, New York/London 1959; *ders.*, *Empire as a Way of Life*, New York/Oxford 1980; *Gabriel Kolko*, *Roots of American Foreign Policy. An Analysis of Power and Purpose*, Boston 1959; *ders.*, *The Limits of Power*, New York 1962. Doch wäre es unzureichend, diese Denkrichtung als dominant zu bezeichnen. Immerhin erschienen in diesen Jahren ausgezeichnete Studien zur Außenpolitik der UdSSR und zum Kalten Krieg, u. a. von *Zbigniew K. Brzezinski*, *The Soviet Bloc. Unity and Conflict*, Cambridge 1960; *Marshall Shulman*, *Stalin's Foreign Policy Revisited*, Cambridge 1963; *Robert Tucker*, *The Soviet Political Mind*, New York 1963; *William Zimmerman*, *Soviet Perspectives on International Relations*, Princeton 1969. Eine Distanzierung von der bisher eindeutigen sowjetkritischen Position erfolgte eher bei der Untersuchung gesellschaftspolitischer Phänomene.

rigen Vorwurf der Expansion freisprach. Ungefähr zur gleichen Zeit wurde im Zeichen des Positivismus das bisher omnipotente Totalitarismusmodell von einflussreichen Sowjetunion- und selbst von DDR-Forschern in vielen führenden westlichen Universitäten aufgegeben¹⁵, oftmals das auf Terror gegründete sowjetische Herrschaftssystem geschönt. Theorien der mittleren Reichweite und ein falsch verstandener Szientismus, der dennoch wider alle Empirie auf Konvergenz der Systeme zielte, ersetzten nunmehr bewusst »wertfrei« die bisher eher negativ besetzten holistischen Deutungsmuster. In den Studien äußerte sich dies in einer zunehmenden Äquidistanz zu beiden Systemen.

Die divergierenden Positionen näherten sich jedoch in den 1970er- und 1980er-Jahren einer vermittelnden Interpretation des Kalten Krieges an. Diese dritte Schule sah in erster Linie in verfehlter Kommunikation und Perzeption der Gegenseite die Ursache für den Ausbruch und die lange Dauer des Kalten Krieges.¹⁶ Heute bezeichnet man diese Periode als postrevisionistisch, da sie den auch als Folge des Vietnamkrieges durchaus verbreiteten Revisionismus sowohl aufhob, verarbeitete und zusammen mit dem Traditionalismus der ersten Phase überwand.¹⁷

Mit der Ablösung des klassischen Realismus Morgenthau und seine Ersetzung durch den strukturellen Neo-Realismus des Kenneth N. Waltz, der von einem anarchischen internationalen System ausging und lediglich die relative Machtverteilung ernst nahm, Ideologie und innenpolitische Praxis als *black box* ansah, nahm auch von dieser Seite die Verteidigung traditioneller Herrschaftsanalysen ab, militär-ökonomische und auf äußere Performanz zielende materielle Größen traten in den Vordergrund. Die Untersuchung und Darstellung inneren Wandels, schon bei den konservativen Analytikern der Internationalen Beziehungstheorie zu kurz gekommen, wurde immer mehr vernachlässigt.

Mit dem Zusammenbruch eines der beiden Pole dieses Konflikts und der Öffnung der Archive in ehemals kommunistischen Staaten wurde eine von Dokumenten und Fakten gedeckte Interpretation des Kalten Krieges möglich. Gleichzeitig wurde aber manifest, dass keiner der Forschungsansätze, weder die konservative Sowjetologie noch die modernistische *Area*-Forschung oder die Internationale Beziehungstheorie Instrumente bereitgestellt hatte, um den Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums vorauszusagen.¹⁸ In

15 Vgl. zum Beispiel für eine Distanzierung vom Totalitarismusmodell *Gordon Skilling/Franklyn Griffiths*, *Interest Groups in Soviet Society*, Princeton 1971. Den abgetrennten Detailphänomen wurde die darunter liegende Dynamik genommen, so dass die holistische Betrachtungsweise verloren ging. Vgl. *Carl J. Friedrich/Michael Curtis/Benjamin Barber*, *Totalitarianism in Perspective: Three Views*, New York 1969. Modernisierung und Stabilität wurden voraussetzungslos angenommen. Teilweise wurden unterschiedlich konstruierte, der »Revolution von oben« (Tucker) dienende sowjetische Institutionen westlichen gleichgesetzt, wobei man von der Konvergenz der »Industriegesellschaften« ausging. Vgl. auch *Merle Fainsod/Jerry Hough*, *How Russia Is Governed*, Cambridge 1979; *Sheila Fitzpatrick*, *The Russian Revolution, 1917–1932*, New York 1982.

16 *Robert Jervis*, *Perception and Misperception in International Politics*, Boston 1976. Andererseits nahmen Historiker Fragestellungen der Internationalen Beziehungstheorie kaum zur Kenntnis, vgl. exemplarisch *Adam Ulam*, *Expansion and Coexistence*, New York 1974.

17 Als repräsentative Vertreter des Postrevisionismus sind u. a. zu nennen *Daniel Yergin*, *Shattered Peace*, Boston 1977; *John Lewis Gaddis*, *The Long Peace*, New York 1987. Gaddis hat sich inzwischen dem traditionalistischen Denken zugesellt.

18 Vgl. die Sammelrezension von *Lynn Eden*, *The End of U.S. Cold War History?*, in: *International Security* 18, 1993, S. 174–207; vgl. auch *Alexander Dallin*, *Causes of the Collapse of the USSR*, in: *Post-Soviet Affairs* 8, 1992, S. 279–302; *Thomas Risse-Kappen*, *Ideas Do not Float Freely*; *Rey Koslowski/Friedrich V. Kratchowil*, *Understanding Change in International Politics: The Soviet Empire's Demise and the International System*, in: ebd., S. 215–248; *Richard N. Lebow*, *The Long Peace, the End of the Cold War, and the Failure of Realism*, in: *ders./Risse-Kappen*, *International Relations Theory*, S. 249–278; *William Wohlforth*, *The Elusive Balance: Power and Perception during the Cold war*, Ithaca 1993.

der Politischen Wissenschaft hatte man sich ganz überwiegend mit der gebändigten Form des Ost-West-Konflikts, wie er seit 1963 in Europa stattfand, eingerichtet. In Zeiten der Détente entstandene Frageverbote wurden wie selbstverständlich akzeptiert. Kaum jemand aus der wissenschaftlichen Kommunität mochte den Diskurs über einen möglichen Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftssystems eröffnen. Vielmehr schien die Akzeptanz des Staus quo eine Voraussetzung der »friedlichen Koexistenz« für eine unendliche Realität. Die Konsequenzen ethnischer Konflikte, gar einer Implosion des Zentrums der »sozialistischen Staatengemeinschaft« für die Stabilität in Europa erschienen angesichts der historischen Erfahrung mit früher kollabierten Imperien wenig verlockend.¹⁹ Daher erhoffte man sich im Westen eine langsame Evolution der posttotalitären Systeme durch vorsichtige Gewährung von Bürgerrechten und ökonomischen Reformen nach dem Vorbild des »Neuen Ökonomischen Systems der Leitung und Planung« (NÖSPL) der DDR der Sechzigerjahre. Westeuropäische Regierungen zeigten gegenüber Bürgerbewegungen wenig (oder gar kein) Interesse. Völlig illusionäre Zahlen über den Zustand der kommunistisch regierten Volkswirtschaften, die auf deren offiziellen Statistiken beruhten, wurden der westlichen Analyse zugrunde gelegt. Lange Zeit war lediglich eine autoritär-partizipative Herrschaftsform, die Reformen von oben verabreichte, auf dem Radarschirm von Wissenschaft und Politik. Doch es kam ganz anders. Wirtschaftliche Schwäche, Implosion von oben und Revolution von unten, ethnische Konflikte und erschöpfte, desillusionierte Eliten trafen aufeinander, die Spaltung der Parteiführung in Moskau in unterschiedliche, sich blockierende Fraktionen beschleunigten die Auflösung des sowjetischen Empire, diesmal vom Zentrum her.²⁰ Damit jedoch waren politische Theorie ebenso wie

19 Vgl. *Alexander Demandt*, Das Ende der Weltreiche. Von den Persern bis zur Sowjetunion, München 1997; *Herfried Münkler*, Imperien. Die Logik der Weltherrschaft vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Berlin 2005.

20 Für das Ende des Kalten Krieges vgl. u. a. *Z (Martin Malia)*, To the Stalin Mausoleum, in: *Daedalus* 119, 1990, S. 295–344; *Charles Gati*, That Bloc That Failed: Soviet-East European Relations in Transition, Bloomington 1990, insb. Teil III; *Włodzimirz Brus/Kazmierz Laski*, From Marx to the Market. Socialism in Search of an Economic System, Oxford 1989; *Timothy Garton-Ash*, The Magic Lantern, New York 1990; *John B. Dunlop*, The Rise of Russia and the Fall of the Soviet Empire, Princeton 1993; *David Remnik*, Lenin's Tomb, New York 1993; *Helene Carrere d'Encausse*, The End of the Soviet Empire: The Triumph of the Nations, New York 1993; *Martin Walker*, The Cold War, London 1993; *Robert L. Hutchings*, Als der Kalte Krieg zu Ende war, Berlin 1999; *John Lewis Gaddis*, We Know Now. Rethinking Cold War History, New York 1997; *Fred Halliday*, The Making of the Second Cold War, New York 1983; *Strobe Talbott*, The Russians and Reagan, New York 1984; *Michael J. Hogan* (Hrsg.), The End of the Cold War, New York 1992; *Raymond Garthoff*, The Great Transition: American-Soviet Relations and the End of the Cold War, New York 1995; *Michael Mandelbaum*, Reagan and Gorbatschow, New York 1987; *Daniel Deudney/G. John Ikenberry*, The International Sources of Soviet Change, in: *International Security* 13, 1991/92, S. 74–118; *dies.*, Who won the Cold War?, in: *Foreign Policy* 82, 1992, S. 123–138; Vgl. auch u. a. *Jaques Levesque*, The Enigma of 1989. The USSR and the Liberation of Eastern Europe, Berkeley 1997; *Robert D. English*, Russia and the Idea of the West, New York 2000; *Coit D. Blacker*, Hostage to Revolution. Gorbachev and Soviet Security Policy, 1985–1991, New York 1993; *Michael R. Beschloss/Strobe Talbott*, At the Highest Levels. The Inside Story of the End of the Cold War, Boston 1993; *Beth A. Fisher*, The Reagan Reversal: Foreign Policy and the End of the Cold War, Columbia 1997; *Jack F. Matlock Jr.*, Autopsy of an Empire, Baltimore 1995; *Don Oberdorfer*, The Turn: From the Cold War to A New Era, New York 1991; *Richard Ned Lebow/Janice Gross Stein*, We All Lost the Cold War, Princeton 1994; *Jerry F. Hough*, Democratization and Revolution in the USSR, 1985–1991, Washington D. C. 1994; *William C. Wohlforth*, Witnesses to the End of the Cold War, Baltimore 1996; *ders.* (Hrsg.), Cold War Endgame. Oral History, Analysis, Debates, University Park 2003; *Philip Zelikov/Condoleezza Rice*, Germany Unified and Europe Transformed: A Study in Statecraft, Cambridge, Mass. 1995; *Angela E. Stent*, Russia and Germany Reborn. Unification, the Soviet Collapse, and the New Europe, Princeton 1999;

großflächige Meistererzählungen, die das »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawn) auf den Begriff zu bringen versuchten, gefragt.²¹

Die vorliegenden Studien haben die wesentlichen Fragen des Ost-West-Konflikts ab 1947 quellengesättigt zu beantworten versucht: Wann begann der Kalte Krieg und war er vermeidbar, gar ein Missverständnis? Wer trägt für den Kalten Krieg die Hauptverantwortung? Gab es die Möglichkeit, ihn zu einem früheren Zeitpunkt zu beenden, und warum wurde dies versäumt? Welche Faktoren bestimmten seine Intensität und Reichweite? Gibt es Theorien, die seinen Beginn, seine Dauer, aber auch sein Ende erklären? Welche Umstände führten zum Kollaps des Sowjetkommunismus? Wie ist der Anteil des *human factor*²² einzuschätzen und wie die der Strukturen, Ideologie und Ökonomie? Anhand dieser Fragen wird geprüft, inwiefern sich diese Studien als auch längerfristig tragbare Gesamtdeutungen/-darstellungen des Kalten Krieges erweisen könnten.

II. DER KALTE KRIEG IN KURZDARSTELLUNGEN

Eingeleitet wurden die kleinteiligen Überblicksgeschichten des Kalten Krieges im deutschsprachigen Raum durch zwei Kurzdarstellungen. Die eine stammt von dem deutschen Historiker Rolf Steininger²³, der schon zuvor durch eine vierbändige Taschenbuchausgabe über die deutsche Teilung²⁴ und durch seine einstmals mit großer Verve vorgetragene Auseinandersetzung mit der westlichen Ablehnung der Stalin-Note von 1952 ausgewiesen war. Steininger profilierte sich vormals als Kritiker der Außen- und Deutschlandpolitik von Kanzler Konrad Adenauer, dem er – wie zum Beispiel auch Wilfried Loth – vorwarf, eine frühe Chance für die Vereinigung beider deutscher Staaten absichtsvoll vertan zu haben. Rolf Steininger lehrt heute an der Universität Innsbruck, wo er das dortige Institut für Zeitgeschichte leitet. Das zweite Einführungsbuch zum gleichen Thema stammt von dem Potsdamer Zeithistoriker Bernd Stöver²⁵, der als Privatdozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung in der Hauptstadt des Landes Brandenburg arbeitet. Stöver war zum Zeitpunkt der Publikation des Buches durch seine Habilitationsschrift über die US-amerikanische *liberation policy* und eine »Geschichte der Bundesrepublik« ausgewiesen.

vgl. auch Jahrbuch Sowjetunion 1990/91, hrsg. v. Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien, München/Wien 1991.

21 Die Diskussionen, Konferenzen und schriftlichen Zeugnisse mit Anklagen über Fehler und Versäumnisse der jeweils anderen Denkschule sind kaum zu übersehen. Vgl. *Lebow/Risse-Kappen*, *International Relations Theory*; *Richard K. Herrmann/Richard Ned Lebow* (Hrsg.), *Ending the Cold War. Interpretations, Causation, and the Study of International Relations*, New York 2004. Der Angriff gegen die revisionistische und szientistische Sowjetologie wurde 1982 durch Martin Malia begonnen und Ende der Achtzigerjahre fortgesetzt. Vgl. auch *ders.*, *The Hunt for the true October*, in: *Commentary* 92, 1991, S. 21–28. Für eine Antwort vgl. *George Breslauer* u. a., *In Defense of Sovietology*, in: *Post-Soviet Affairs* 3, 1992, S. 197–238. Eine zusammenfassende Darstellung des Meinungsstreits über essentielle oder operative Fehler der sowjetischen Politik bei *Cox*, *The End of the USSR*.

22 Zur Person und Politik des letzten Generalsekretärs und Präsidenten der UdSSR ist immer noch bahnbrechend die Studie von *Archie Brown*, *The Gorbachev Factor*, Oxford 1996; vgl. aber auch: *Michail S. Gorbatschow*, *Erinnerungen*, Berlin 1995; *ders.*, *Das gemeinsame Haus Europa und die Zukunft der Deutschen* (mit Beiträgen sowjetischer Wissenschaftler und Politiker), Düsseldorf 1990; *ders.*, *Gipfelgespräche*, Berlin 1993; *A.S. Tschernjajew*, *Schest let's Gorbatschowym. Po dnewnykwym sapisjam*, Moskau 1993; *Anatoly Dobrynin*, *In Confidence. Moscow's Ambassador to America's Six Cold War Presidents, 1962–1986*, New York 1995.

23 *Rolf Steininger*, *Der Kalte Krieg*, Frankfurt/Main 2003.

24 *Ders.*, *Deutsche Geschichte. Darstellung und Dokumente in vier Bänden*, Frankfurt/Main 2002.

25 *Bernd Stöver*, *Der Kalte Krieg*, München 2003.

Beide schmalen Bände beendeten die Phase ausführlicher Einzeldarstellungen bestimmter Perioden des Kalten Krieges beziehungsweise spezifischer Ereignisse des Ost-West-Konflikts. Sie stellen einen ersten kursorischen Einstieg in die Gesamtgeschichte der Auseinandersetzung auf der Grundlage der nunmehr bekannten Fakten für historisch interessierte Laien und Schüler an Gymnasien dar. Sicher werden auch Erstsemester an Universitäten mit Gewinn einen Blick in beide Taschenbücher werfen. Zugleich unterscheiden sich diese nach Konzeption und Urteil deutlich voneinander. Steininger behandelt anfangs auf 50 Seiten chronologisch den zeitlichen Ablauf des Konflikts. Er fügt eine Reihe von Stichworten sowie Angaben zu den handelnden Akteuren und ein Register bei. Die Gestaltung des Fischer-Kompakt-Taschenbuches vermag so zu überzeugen. Steiningers Buch hat den Vorteil eines ausgewogenen Urteils und einer eleganteren Sprache. Sein Kapitel »Von der Kooperation zur Konfrontation« weist auf die beiden gegensätzlichen Konzeptionen hin, die sich bereits vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges abzeichneten: die Roosevelt'sche Konzeption des *grand design*, die wie so oft in der Geschichte der USAußenpolitik von der »einen Welt« träumte. Und der entgegengesetzten, die der sogenannten Rigaer Sektion, deren Analyse auf den harten Fakten sowjetischer Osteuropapolitik seit dem Jahre 1939 beruhte.²⁶

Stövers Band ist dagegen in neun chronologisch aufgebaute Kapitel gegliedert. In der Mitte, als Kapitel V, findet sich unvermittelt ein Abschnitt, der die Mentalität im Kalten Krieg zwischen 1947 und 1991 beschreibt, ohne dass das Bändchen schon das Ende des Konflikts erreicht hat. Hier behandelt Stöver gekonnt »Sicherheit durch nukleare Abschreckung«, »Kalter Bürgerkrieg« und »Kalter Krieg in den Medien«, um dann mit der Verlagerung des Konflikts in die Dritte Welt nach 1961 fortzusetzen. Eine Zeittafel, ein Abkürzungsverzeichnis und ausgezeichnete Literaturhinweise sowie ein Personenverzeichnis schließen den kleinen Band ab. Beide Bücher weisen keine Quellenangaben im Text nach. Unterschiede zeigen sich in der Bewertung und im Zugriff auf den Kalten Krieg. Steininger sieht überraschend in dessen Beendigung einen »Sieg des Westens«, was aus seiner Betrachtungsweise des Kalten Krieges als Auseinandersetzung zweier hochgerüsteter gegensätzlicher Regierungsformen herrührt. Stöver gibt einer Vielzahl von Sowjetunion-internen und externen Faktoren bei der Erklärung des sowjetischen Absturzes den Vorzug. Hierbei arbeitet er die Strategie des »offensiven *Containment*« Kennedys und Bahrs ebenso listig ein wie das von ihm durchaus zu den Verstärkern der östlichen Krise gezählte SDI (*Strategic Defence Initiative*). Schließlich wertet Stöver das Ende des Kalten Krieges in Anlehnung an Myron Rush als einen »historischen Zufall«. Auch für Stöver war – wie für die Mehrzahl der Historiker – der Kalte Krieg ein »Weltanschauungskrieg, ein Krieg der Ideen, dessen Fronten durch die gegensätzliche Ideologie, insbesondere aber durch die gegenseitige Wahrnehmung gebildet wurden« (S. 129). Umso klarer schimmert bei Stöver gleichzeitig die negative Ergebnisbeschreibung einer Janice Gross Stein und eines Richard Ned Lebow durch: »We all Lost the Cold War.«²⁷ Wen diese Erklärungen unbefriedigt lassen, mag zu dem ausführlichen Werk des gleichen Autors greifen.²⁸

26 Die Rigaer Sektion setzte sich aus jenen *State Department*-Mitarbeitern zusammen, die vor Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Moskau und Washington 1933 in der lettischen Hauptstadt ihren Beobachtungsposten eingenommen hatten und mit Entsetzen von dort aus die Stalin'sche »Modernisierungsstrategie« seit 1928 analysierten. Ihr intellektueller Kopf war der spätere Leiter des Planungsstabs des *State Department*, George Kennan.

27 Lebow/Stein, *Cold War*.

28 Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters. 1947–1991*, München 2007. Mehr dazu in Abschnitt V.

III. FRISCHER WIND AUS ROM

Ungewohnte und deshalb interessante Forschungsansätze und Analyseergebnisse lieferten zwei Konferenzen der italienischen Linken zuzurechnenden, renommierten Gramsci-Stiftung (*Fondazione Istituto Gramsci*), die beide in der italienischen Hauptstadt in den Jahren 2000 und 2002 veranstaltet wurden.²⁹ Einer der Herausgeber, Silvio Pons, lehrt osteuropäische Geschichte an der Universität von Rom und ist zugleich Direktor der Stiftung. Sein neuestes Buch beschäftigt sich mit »Stalin and the Inevitable War 1936–1941«.³⁰ Er ist außerdem der Herausgeber der italienischen Fassung der Tagebücher des früheren Komintern-Präsidenten Georgi Dimitrov. Der Mitherausgeber, Federico Romero, lehrt US-amerikanische Geschichte an der Universität von Florenz und publizierte vor allem über die Beziehungen der USA zu Europa.

Beide Workshops suchten eine, nach Meinung der Herausgeber immer noch vorhandene *terra incognita* aufzuhellen. Sie sehen diese in dem Fehlen eines breiteren historischen Kontextes, in welchem der Kalte Krieg seit den Sechzigerjahren transformiert wurde, in dem die Dynamik der Bipolarität sich dramatisch veränderte und in welchem die Konfrontation schließlich zu ihrem Ende kam. Dabei wurde vom ersten Workshop summiert: 1. Der Kalte Krieg sei zwar das alles überlagernde »System« zwischen 1947 und 1989 gewesen, habe aber substanzielle Transformationen während dieser Zeitspanne durchlebt. Mehrfach tauchte zudem die Frage auf, ob das Konzept für die vier Jahrzehnte überhaupt brauchbar sei. 2. Der Diskurs habe ergeben, ein ganzer Komplex von Faktoren sei für die Beendigung des Kalten Krieges zurechenbar. Eine zweite Zusammenkunft widmete sich dem »Ende des sowjetischen Kommunismus: Auf dem Weg zu einem historischen Ansatz«. Sie konzentrierte sich auf den Zusammenbruch der UdSSR und ihres Imperiums, wobei man sich dem Vergleich grundlegender Ansätze und ihrer Erklärungskraft zuwandte.

Im ersten Beitrag erklärt Charles Maier, Harvard Universität, Autor u. a. eines Standardwerkes über den Zusammenbruch der DDR³¹, den Kollaps des sowjetischen Imperiums aus der Konkurrenz zweier »fordistischer Systeme«, die trotz aller unterschiedlicher Ideologien, politischer Ökonomien und verschiedener Techniken der Koalitionsbildung eine gemeinsame Grammatik bezüglich des industriellen Wachstums besaßen. Seit den Siebzigerjahren aber habe das sowjetische System stagniert und sei schließlich kollabiert, während das US-amerikanische einen zweiten Aufwind erlebte.³²

Mark Kramer, Direktor des Harvard Zentrums für *Cold War Studies* und Verfasser glänzender Analysen im Rahmen des *Cold War International History Project*, sieht im Kalten Krieg vorwiegend einen bipolaren Konflikt auf der Grundlage ideologischer Rivalitäten. Seiner Meinung nach habe dieser Konflikt manche Amplituden erlebt, aber seine bipolar-ideologische Konsistenz nicht grundsätzlich geändert. Die Herausforderung ging von der Sowjetunion aus und erreichte ihren Höhepunkt, als die sowjetische Vorherrschaft über Osteuropa mit der sino-sowjetischen Allianz gekoppelt wurde bis in die Siebzigerjahre, als trotz des Bruchs zwischen Moskau und Peking der Kreml glaubte, die »Korrelation der Kräfte« entwickle sich gesetzmäßig zugunsten des sozialistischen Weltsystems. Weder die Verträge mit der BRD noch die Akzeptanz der Existenz des »anderen« hätten bereits das Ende des Kalten Krieges signalisiert. Zwar hätten verschiedene diplomatische Manöver, systemübergreifende Verträge und Kooperationsbemühungen, Ent-

29 Silvio Pons/Federico Romero (Hrsg.), *Reinterpreting the End of the Cold War. Issues, Interpretations, Periodizations*, Frank Cass, London/New York 2005, 237 S., kart., £ 23,99.

30 Silvio Pons, *Stalin and the Inevitable War 1936–1941*, London 2002.

31 Charles S. Maier, *Dissolution: The Crisis of Communism and the End of East Germany*, Princeton 1997; vgl. auch *ders.*, *Geschichtswissenschaft und »Ansteckungsstaat«*, in: GG 20, 1994, S. 616–624.

32 Charles S. Maier, *The Cold War as an era of Imperial rivalry*, in: Pons/Romero, S. 13–20.

spannung und Eurokommunismus den sowjetischen Einfluss partiell verringert und das Spiel komplizierter erscheinen lassen, aber seine Grundregeln nicht wirklich verändert.³³

Leopoldo Nutti, Historiker an der Hochschule für Politische Wissenschaften in Rom, akzeptiert diese Position, erinnert aber an die spezielle Haltung der europäischen Staaten und Parteien während der Sechziger- und Siebzigerjahre.³⁴ Dabei verdeutlicht er, dass bereits Nixon und Breshnew die Détente als eine Wiederkehr des von Kissinger so einfühlsam beschriebenen Metternich'schen diplomatischen Systems verstanden und praktiziert hätten.³⁵ Die italienische KP habe später auf eigene Kosten lernen müssen, dass auch ihre Bemühungen um einen dritten Weg von beiden Seiten, von Breshnew einerseits und von Ford und Carter andererseits, abgeblockt wurden. Der Kalte Krieg sei im Sinne Raymond Arons ein »internationaler Bürgerkrieg« gewesen. Der unvergessene französische Politologe habe die Détente aus westlicher Sicht definiert als Strategie, die »Kommunisten zu unterstützen, wo sie verächtlich seien und sie zu bekämpfen, wo sie sich einer gewissen Popularität erfreuten.«³⁶ Allerdings war die Entspannung gleichfalls eine *contrary demonstration* zur ideologischen Dimension des Kalten Krieges, um ein beständiges Gleichgewicht, beruhend auf der nuklearen *balance of power* zu fixieren – umso mehr bestätigte ihr Abbruch, so Nutti, die zentrale Rolle der Ideologie im internationalen System jener Jahre (S. 47).

Eine von den bisherigen Essays völlig abweichende Analyse liefert der an der Columbia Universität lehrende Historiker Anders Stephanson ab.³⁷ Für ihn ist der Kalte Krieg ein US-amerikanisches Projekt. Für Stephanson scheiterte dieses Projekt, durch welches die Vereinigten Staaten die Legitimität der UdSSR zuschanden machen wollten und zu diesem Zeitpunkt Übereinkünfte schließen mussten, bereits im Jahre 1963, freilich ohne dass die USA ihre *Containment*-Strategie völlig aufgaben. Stephansons Analyse knüpft an die revisionistischen Positionen von William Appleman Williams³⁸ und Gabriel Kolko³⁹ an. Seiner Meinung nach könne man Stalin für die Verursachung des Kalten Krieges nur deswegen verantwortlich machen, weil er die Natur der US-Außenpolitik nicht völlig verstanden habe und das Spiel auf eine zynische Weise mitspielte. »Doch dieses Argument lässt die wirkliche Ursache des Kalten Krieges vermissen, dessen fundamentale Bedingung die USA selbst waren« (S. 67).

Odd Arne Westad, Co-Direktor (zusammen mit Michael Cox) des neuen *Cold War Studies Centre* der *London School of Economics*, ist in den letzten Jahren als einer der einflussreichsten europäischen Historiker der Epoche des Kalten Krieges bekannt geworden.⁴⁰ Sein Buch »The Global Cold War«⁴¹ wurde noch im gleichen Jahr mit dem *Ban-*

33 Mark Kramer, Power, politics, and the long duration of the Cold war, in: Pons/Romero, S. 21–38.

34 Leopoldo Nutti, On recule pour mieux sauter, or »What needs to be done« (to understand the 1970s), in: Pons/Romero, S. 39–51.

35 Henry A. Kissinger, Das Gleichgewicht der Großmächte. Metternich, Castlereagh und die Neuordnung Europas 1812–1822, Zürich 1986.

36 Raymond Aron, Mémoires. 50 ans de réflexion politique, Paris 1983; Nutti, S. 41, eigene Übersetzung. Dies gilt auch für die folgenden Zitate, die aus englischsprachigen Büchern stammen.

37 Anders Stephanson, The Cold War considered as a US project, in: Pons/Romero, S. 52–67.

38 William Appleman Williams, Die Tragödie der amerikanischen Diplomatie, Frankfurt/Main 1973 (zuerst engl. 1959); ders., Empire as a Way of Life. An Essay on the Courses and Character of America's Present Predicament along with a few Thoughts about an Alternative, New York/Oxford 1980.

39 Gabriel Kolko, The Roots of American Foreign Policy. An Analysis of Power und Purpose, Boston 1969; ders., The Limits of Power, New York 1973.

40 Odd Arne Westad, Beginnings of the end: how the Cold war crumbles, in: Pons/Romero, S. 68–81.

41 Odd Arne Westad, The Global Cold War – Third World war Intervention and the Making of Our Times, Cambridge 2006.

croft Award ausgezeichnet. In Deutschland ist das zusammen mit Jussi Hanhimäki verfasste Werk über den Kalten Krieg vermutlich eher bekannt.⁴² Eine gemeinsam mit Melvyn Leffler editierte dreibändige »History of the Cold War« ist in Vorbereitung. Westad ist nicht zuletzt Gründungsherausgeber der Zeitschrift *Journal of the Cold War*. Seiner Auffassung nach habe der Kalte Krieg nicht eine, sondern rund um den Erdball viele Endzeiten aufzuweisen. Alle seien Teil eines prozessualen Wandels und eng verbunden gewesen. Westad behandelt fünf verschiedene wirkungsmächtige Prozesse von weltpolitischem Rang, und zwar Brandts Ostpolitik, Berlinguers Eurokommunismus, Chomenis iranische Revolution, den Verzicht der Sowjets auf den Einmarsch in Polen und Reagans Abkehr von der eigenen Konfrontationspolitik Mitte der Achtzigerjahre. Alle hätten in unterschiedlichem Maße das Wie und Wann des Kalten Krieges beeinflusst. Daher sei ein multidimensionaler Ansatz für die Erklärung des Endes des Ost-West-Konflikts unverzichtbar.

Der letzte Beitrag des ersten Abschnitts stammt aus der Feder von Agostino Giovagnoli, Professor für Geschichte an der Katholischen Universität zum Heiligen Herzen in Mailand.⁴³ Er stellte kürzlich in einem weiteren Buch die Annäherung zeitgenössischer Historiker an das allgegenwärtige Phänomen der Globalisierung dar. In dem hier besprochenen Aufsatz schließt er, der Einfluss Johannes Paul II. und der Katholischen Kirche sei auf solche Gesellschaften besonders relevant geworden, die nach Auswegen aus der zwanghaften kommunistischen Gesellschaftsordnung suchten. Dabei widerspricht er der oftmals geäußerten Vermutung, der Vatikan sei nur ein Mitspieler im ideologischen Kampf Ronald Reagans in der Phase des zweiten Kalten Krieges gewesen. Stattdessen unterstreicht er die Kontinuität und Besonderheit der Ostpolitik des Vatikans. Seiner Meinung nach wäre der »Kalte Krieg des Heiligen Stuhls« bereits Anfang der frühen 1960er-Jahre beendet gewesen und durch eine subtilere Strategie ersetzt worden, die den Wandel in Osteuropa befördern wollte. Zugleich wäre Karol Kardinal Wojtyła in der Tat ein wichtiger Faktor beim friedlichen Kollaps der Kommunismus gewesen. Letzterer Feststellung wird man unumwunden zustimmen können.

Im zweiten Teil des Sammelbandes wird der Zusammenhang zwischen dem Ende des Kalten Krieges und dem Prozess des Niedergangs der Sowjetunion analysiert, insbesondere Gorbatschows Perestroika und ihre Konsequenzen für das Schicksal des Weltkommunismus Ende der 1980er-Jahre. Mark Harrison analysiert den Wert bzw. Unwert von Informationen in einer Planwirtschaft sowjetischen Typs.⁴⁴ Harrison lehrt Volkswirtschaft an der Universität von Warwick. Er erweitert die von Maier im ersten Abschnitt entwickelte These durch die des »*irreparable lag*«, den die Sowjetunion bei der Adaption ihrer Wirtschaft an die postindustriellen Systeme und Kulturen erlitt. Insbesondere arbeitet er heraus, wie sehr das UdSSR-Kommandosystem wirtschaftliches Wachstum auf der Basis ungenügender Information über die eigene Leistungsfähigkeit durchzusetzen versuchte. Das Ergebnis sei der Zusammenbruch des sowjetischen Wirtschaftssystems, welcher jedoch nicht direkt durch den Kalten Krieg ausgelöst wurde.

Robert English, der internationale Beziehungen an der Universität von Südkalifornien lehrt und Autor des in Westeuropa viel zu wenig bekannten Werkes über die Rolle sowjetischer Intellektueller⁴⁵ ist, wendet sich endlich der Rolle von Ideen in den letzten Jahren

42 Odd Arne Westad/Jussi Hanhimäki, *The Cold War. A History in Documents and Eyewitness Accounts*, Oxford 2003.

43 Agostino Giovagnoli, Karol Wojtyła and the end of the Cold War, in: *Pons/Romero*, S. 82–90, ders., *Storia e globalizzazione*, Rom 2003.

44 Mark Harrison, Economic information in the life and death of the Soviet command system, in: *Pons/Romero*, S. 93–115; ders., *The Sowjet Defence Industry Complex from Stalin to Khrushchev*, New York 2000.

45 Robert English, *Russia and the Idea of the West: Gorbachev, Intellectuals, and the End of the Cold War*, New York 2000.

kommunistischer Herrschaft zu.⁴⁶ Wenn er auch die Bedeutung des Generalsekretärs bei der Popularisierung des neuen Denkens als überragend kennzeichnet, so weist er dennoch darauf hin, wie sehr diese Ideen in der UdSSR auf den Gedanken des Prager Frühlings und der Schestidesjatki, d. h. der Generation der 1960er-Jahre, fußten und somit älteren Datums seien. English präsentiert Gorbatschows Wahl zum Generalsekretär als den notwendigen Aufstieg des neuen Denkens von der intellektuellen zur politischen Realität. Der Autor wendet sich gegen den vereinfachenden Standpunkt eines überraschenden und abrupten sowjetischen Wandels und weist auf einen komplexeren und langwelligeren Charakter der Implosion des Kommunismus hin.

Vladimir Zubok, ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter des USA- und Kanada-Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften, hier noch im Folgenden besprochener Autor⁴⁷ und mit Constantine Pleshakov Verfasser des in den Neunzigerjahren sensationellen Werkes »Inside the Kremlin's Cold War«⁴⁸, zeichnet ebenfalls eine Langzeitperspektive aus, mit der er die Verhaltensänderungen der sowjetischen Nomenklatura beschreibt. Bemerkenswert ist auch in diesem Beitrag Zuboks überwiegend negative Analyse von Gorbatschows politischem Handeln. Sie dürfte inzwischen allerdings in der russischen wissenschaftlichen Kommunität keine Seltenheit darstellen.⁴⁹

Jonathan Haslam lehrt Geschichte der Internationalen Beziehungen an der britischen Cambridge Universität. Sein letztes Buch über »realistisches Denken in den Internationalen Beziehungen« kann allen Studenten der Politischen Wissenschaft nur dringend empfohlen werden.⁵⁰ Bei der Einschätzung der Ereignisse von 1989, die sich deutlich von der Zuboks und Englishs unterscheidet, vertritt er die Meinung, der KPdSU-Generalsekretär habe keinerlei geschlossene Strategie für die Probleme der Sowjetunion und ihres Imperiums besessen. Der einzige Grundsatz, den er niemals geopfert habe, sei der, keine Gewalt in Osteuropa anzuwenden. Bezüglich der deutschen Frage, so Haslam, habe er die westlichen Kapazitäten, die Ereignisse in Deutschland zu kontrollieren, überbewertet.⁵¹ Dagegen hätte Gorbatschow das Tempo der von ihm selbst angestoßenen Entwicklung unterschätzt. Das, was damals wie ein globaler Neuansatz für eine neue Weltordnung aussah, sei in Wirklichkeit die Konsequenz von Improvisation und Adaption gewesen.

Auch in diesem Abschnitt ist Mark Kramer mit einem Beitrag vertreten, und zwar analysiert er den Einfluss der osteuropäischen Revolutionen des Jahres 1989 auf die Sowjetunion.⁵² Seiner Meinung nach war Gorbatschows Rolle im Imperium keineswegs völlig passiv. Er habe den schnellen Wandel in Osteuropa eindeutig ermutigt, um das Ende des Kalten Krieges zu beschleunigen und dadurch Reformen in der Sowjetunion zu erleichtern. Was er jedoch nicht vorausgesehen habe, seien die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Sowjetunion selbst gewesen.

Im Schlusskapitel liefern Silvio Pons und Francesco Benvenuti, Professor für Geschichte an der Universität von Bologna und Autor eines Buches zur Geschichte des gegenwärtigen Russland (1893 bis 1996), einen umfassenden Überblick über die aktuelle Literatur

46 *Ders.*, Ideas and the end of the Cold War: rethinking intellectual and political challenge, in: *Pons/Romero*, S. 116–136.

47 Vgl. Abschnitt VII.

48 *Zubok/Pleshakov*, Inside the Kremlin's Cold War (dt.: Der Kreml im Kalten Krieg. Von 1945 bis zur Kubakrise, Hildesheim 1997).

49 *Vladimir Zubok*, Unwrapping an enigma: Soviet elites, Gorbachev and the end of Cold War, in: *Pons/Romero*, S. 137–164.

50 *Jonathan Haslam*, No Virtue Like Necessity: Realist Thought in International Relations since Machiavelli, Yale 2002.

51 *Ders.*, History rewritten, in: *Pons/Romero*, S. 165–200.

52 *Mark Kramer*, Gorbachev and the demise of east European communism, in: *Pons/Romero*, S. 179–200.

bezüglich des Ende des Sowjetkommunismus, einschließlich der Innenpolitik und der internationalen Beziehungen der UdSSR.⁵³ Sie halten daran fest, dass die Standardeinschätzung, Gorbatschows Reformen hätten die Auflösung der Sowjetunion unvermeidlich gemacht, nicht zutreffend sei. Jede Darstellung, die Gorbatschow als einen nicht erfolgreichen Retter des Sowjetkommunismus betrachte, unterschätze dessen Rolle als Staatsmann und minimiere seine Bedeutung als politischer Führer. Beide Autoren unterstreichen, die tatsächliche Großtat Gorbatschows sei die Zurückweisung der chinesischen Variante eines marktorientierten nationalistischen Autoritarismus gewesen. Pons und Benvenuti gehen davon aus, die sowjetischen Reformer hätten, indem sie den Kalten Krieg beenden wollten, eine neue Grundlage für die Legitimität und den weitgehenden Wandel des Sowjetsystems und des Kommunismus zu legen beabsichtigt. Gorbatschow habe jedoch die Risiken seiner radikalen Reformen falsch bewertet. Doch »sein neues Denken« bleibe ein Manifest für eine neue Weltordnung und eine politische Hinterlassenschaft, die Historiker endlich ernst nehmen sollten.

IV. GADDIS HAT DAS WORT

Das Buch des amerikanischen Vormannes der Kalten Kriegsgeschichte, des Yale-Professors und zuvor langjährig am *Mershon Center* der Ohio State Universität lehrenden John Lewis Gaddis, erschien – wie das Buch von Bernd Stöver – rechtzeitig zur Buchmesse in Leipzig im Jahre 2007.⁵⁴ Schon zuvor hatte der Historiker mehr als ein halbes Dutzend Bücher und unzählige Aufsätze zu diesem Thema vorgelegt.⁵⁵ Die Aufnahme des hier besprochenen Werkes in der deutschen Kritik war geteilt, überwiegend distanziert. Zum Teil waren die Vorwürfe unfair, denn der Autor hatte von vornherein klargestellt, dass dieses Buch nicht für Fachhistoriker oder Experten gedacht war, sondern seine Vorlesungen für Studenten der ersten Semester wiedergab. Ob der Nestor der Kalten Kriegsforschung gut beraten war, diese zugespitzten Ausführungen ins Deutsche übersetzen zu lassen, mag dahingestellt bleiben. Hierzulande ist man gegenüber allzu selbstbewussten amerikanischen Darstellungen überaus kritisch, besonders wenn sie so leichtfüßig und lesbar daherkommen wie in diesem Falle. Zugegeben, Gaddis konzentriert sich auf den bipolaren Konflikt und lässt alle wesentlichen Formen des Gegensatzes auf dem Gebiet der Literatur, Musik und des Städtebaus beiseite. Für ihn ist diese bipolare Form der Auseinandersetzung unvermeidlich gewesen und seine Schuldzuweisung zumindest für deren Beginn ist nach einigem Abwägen eindeutig: Stalin und die kommunistische Ideologie. Und ebenso ist für ihn das Zentrum dieses Ringens Deutschland in Europa. Umso mehr macht folgende Einschätzung nachdenklich:

»Durch die Entspannung wollte man die Gefahr eines Atomkrieges verringern, die Beziehungen zwischen den Gegnern im Kalten Krieg berechenbar gestalten und ihnen helfen, den innenpolitischen Aufruhr der sechziger Jahre zu überwinden. Für Gerechtigkeit zu sorgen war nicht beabsichtigt, jedenfalls nicht als unmittelbares Ziel. [...] Das alles bedeutete, daß die Regierung Nixon in ihrem Streben nach geopolitischer Stabilität begonnen hatte, die innere Stabilität der UdSSR zu schützen.« (S. 225).

53 *Francesco Benenuti/Silvio Pons*, The end of Soviet communism: a review, in: *Pons/Romero*, S. 201–228.

54 *John Lewis Gaddis*, Der Kalte Krieg. Eine neue Geschichte. Siedler Verlag, München 2007, 384 S., geb., 24,95 €. Das Buch ist auch auf englischsprachigen CDs zu erhalten und natürlich im amerikanischen Original: *John Lewis Gaddis*, The Cold War. A New History, New York 2007.

55 Vgl. die in den Fußnoten genannten Texte sowie *The United States and the End of the Cold War: Implications, Reconsiderations and Provocations*, Oxford 1992; *The Tragedy of Cold War History: Reflections on Revisionism*, in: *Foreign Affairs*, 73, 1994, S. 142–154.

Tatsächlich erwies sich, so ist Gaddis bereit zuzugeben, die Schlussakte von Helsinki jedoch als ideologische Falle für die Sowjets, und dies obwohl Helmut Sonnenfeldt, der wichtigste Mitarbeiter Kissingers, bekundet hatte, die USA wollten das unorganische, unnatürliche Verhältnis zwischen der UdSSR und den osteuropäischen Staaten beenden helfen. Die Kritiker warfen Nixons Nachfolger Ford vor, die historischen Ungerechtigkeiten in Europa perpetuieren zu wollen, »indem man die sowjetische Vormachtstellung in Osteuropa anerkenne« (S. 234). Gaddis ist jedoch fair genug zu attestieren, der Helsinki-Prozess habe zur »grundlegenden Legitimation der Opposition gegen die sowjetische Herrschaft« geführt (S. 236).

Gaddis schätzt große Männer: »Als Johannes Paul II am 2. Juni 1979 auf dem Warschauer Flugplatz den Erdboden küsste, setzte er eine Entwicklung in Gang, die dem Kommunismus in Polen – und letztlich in ganz Europa – ein Ende bereiten sollte.« Es hätte aber der ganzen Schauspielkunst des Papstes bedurft, um die polnischen Landsleute zu motivieren. Gaddis Urteil über die Großen dieser Welt ist spitz und oft treffend. Aber er weiß auch, das sie zwar Geschichte machen, aber nur im Rahmen der vorgefundenen Umstände. So hatte er in früheren Vorlesungen im *Mershon Center* die veränderte Tektonik der internationalen Beziehungen für den Kollaps der Sowjetunion verantwortlich gemacht und äußerte in einem Interview mit CNN, die Argumente der realistischen Schule aufnehmend: »Well, in some ways you could argue that economic disparities were the single most important factor, because in the end it was largely economic capabilities that determined the outcome.« Auf die Frage, wer den größten Anteil am Kalten Krieg hatte, nennt er den Namen des direkten Lenin-Nachfolgers, gibt aber auch zu, dass man Stalin mit dem Marshallplan eine »Falle gestellt« habe, »um ihn dahin zu bringen, die Mauer zu errichten, die Europa teilen sollte«. Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Als Architekten dieser Falle nennt er George Kennan, dessen strategische Annahmen sich 1989/90 verifizieren ließen. Doch habe es einige Zeit gebraucht, bis »Johannes Paul II und die anderen Schauspiel-Führer der achtziger Jahre« ihren Kurs setzten. »Dass die Sowjetunion als inspirative Alternativen nur Breshnew, Andropow und Tschernenko anbieten konnte, zeigte unverkennbar, wie hohl die Diktaturen geworden waren.« (S. 328)

Gaddis nennt in Anlehnung an Karl Marx drei Abweichungen von dessen vorgegebenem Geschichtsdeterminismus:

1. Während des Kalten Krieges fanden unübersehbar heiße Auseinandersetzungen – in Korea, in Vietnam – zwischen den Protagonisten statt. Dass sie nicht zu einem III. Weltkrieg führten, verdanken wir der Atombombe, die einen »langen Frieden« garantierte hätte.
2. Die zweite Abweichung hängt mit der Diskreditierung der Diktatur zusammen. Der Kommunismus habe sein Versprechen, ein besseres Leben zu schaffen, nicht erfüllt. Die Planwirtschaft war nicht in der Lage, die gestellten Ziele zu erreichen. Das parteimonopolistische System war aus wirtschaftlichen Gründen unglaubwürdig und nicht in der Lage, für politische und soziale Gerechtigkeit zu sorgen. »Ebenso, wie kein neuer Weltkrieg ausbrach, trat auch die angekündigte Weltrevolution nicht ein. Der Kalte Krieg hatte mit dem Staatskommunismus einen weiteren historischen Anachronismus hervor gebracht«, konstatiert der Historiker (S. 329).
3. Als dritte Innovation nennt er die »Globalisierung der Demokratisierung«. Seiner Meinung nach kam die Welt während des Kalten Krieges zu dem Konsens, »nur die Demokratie verleiht Legitimität«.

Gaddis schließt, der Kalte Krieg hätte »noch schlimmer sein und enden können – viel schlimmer. Er begann mit einer Wiederkehr der Angst und endete mit einem Triumph der Hoffnung, ein ungewöhnlicher Verlauf für eine große historische Umwälzung.« (S. 331).

V. STÖVERS GANZHEITLICHER ERKLÄRUNGSANSATZ

Der Potsdamer Privatdozent Bernd Stöver habilitierte sich 2001 mit dem Buch »Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische Liberation Policy im Kalten Krieg 1947–1991«. Neben der US-Außenpolitik galt sein besonderes Interesse dem Dritten Reich, den deutsch-deutschen Beziehungen, ausgewählten Problemen der westdeutschen Gesellschaft (so z. B. dem Fall Otto John) sowie denen der DDR (z. B. über das Jahr 1953). Bernd Stöver weiß um den Satz der Dialektik, wonach alles in einem Gesamtzusammenhang zu sehen ist, wenn es Teil eines größeren Ganzen, d. h. eines Systems ist. So ist seine Darstellung des Kalten Krieges von einem von Luhmann entlehnten systemischen Ansatz geprägt: »Die Epoche des Kalten Krieges kann daher eigentlich nur als eine globale, multilineare und auf vielfache Weise politisch, kulturell, wirtschaftlich-sozial verflochtene Geschichte erzählt werden, in der sich gleichzeitig die unterschiedlichen historischen Erfahrungen und politischen Sichtweisen wiederfinden.«⁵⁶

Damit ist Stöver gezwungen, alle Facetten des Ringens der Titanen auszuleuchten. Selbst ein Bühnenauftritt von Louis Armstrong wird als Waffe der US-Außenpolitik zur Unterwanderung der herrschenden sowjetischen Zivilisation bzw. politischen Kultur angeführt. Dieser bedenkenswerte Rundumschlag lässt jedoch den Leser allein, anders als Gaddis, weil durch die spröde Distanziertheit die Frage, was die eigentlich dominierenden Variablen des Kalten Krieges gewesen waren, hinter den detaillierten Ausführungen zurücktreten muss. Stöver wertet nicht, was gute wissenschaftliche Methode ist, aber angesichts des Charakters des Ost-West-Konflikts und seiner Akteure etwas blass bleibt. Wenn er Vieles analysiert, so das Ausgreifen in die Dritte Welt, den Krieg der Geheimdienste, auch die Kommunistenhatz hier und die Jagd auf alle bourgeoisen Elemente dort nicht vergisst, die Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Systemkonkurrenz nicht ausspart, so ist das zweifellos verdienstvoll, wobei man zu seinen Gunsten anführen muss, dass Stöver 144 Seiten mehr verbraucht als der amerikanische Wissenschaftler. Das Ende des Kalten Krieges wird bei ihm dann jedoch auf erstaunlich knappe 25 Seiten eingedampft. Stöver erinnert daran, dass die »Sowjetunion Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre ein desaströses Bild« geboten habe. Breshnew sei seit seinem schweren Schlaganfall 1976 politisch kaum mehr handlungsfähig gewesen. Bereits die Entscheidung zum Einmarsch in Afghanistan traf 1979 KGB-Chef Juri Andropow. Ganz so ist es wohl doch nicht gewesen, vielmehr waren es jeweils fünf Persönlichkeiten, die delikateste Beschlüsse fassten, also eher eine Art reduzierter kollektiver Führung in Zeiten der Wirren. Doch der Generalsekretär, und das war bis zum 10. November 1982 immer noch Breshnew, musste sie in letzter Instanz billigen und unterschreiben. Nach seinem Tod folgte der ehemalige KGB-Chef Andropow, der seinerseits gesundheitlich schwer angeschlagen war. Ebenso erging es dessen Nachfolger Konstantin Tschernenko, der am 10. März 1984 gewählt wurde und an einem schweren Lungenemphysem litt. Stöver bezeichnet diese Zeit als »Periode der Lähmung«. Niemand sei bereit gewesen, »sowjetische Positionen in der Welt aufzugeben, obwohl diese die finanziellen Möglichkeiten seit langem überschritten« (S. 438).

Gorbatschow, der unter Konstantin Tschernenko bereits die Parteigeschäfte leitete, sei jedoch unbefangener an die Reformen herangegangen, auch an die der Außenpolitik. Als Gründe dafür führt der Autor an: a) Gorbatschow habe den Zweiten Weltkrieg nicht als Soldat oder Partisan miterlebt, und b) er sei durch die Abrechnung Chruschtschows mit dem Stalinismus geprägt worden. Der penible Leser fragt, wann es bei Chruschtschow eine Infragestellung des Stalinismus gegeben hätte. Hat er da etwas versäumt? Allenfalls hatte eine Entzauberung der Person Stalins unter dem Stichwort *kult litschnostij* (Personenkult) stattgefunden. Im Urteil über Gorbatschow sagt Stöver: »Innenpolitisch führte er

⁵⁶ Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991*, Verlag C. H. Beck, München 1997, 528 S., geb., 24,90 €.

jenen Weg fort, den seine beiden Vorgänger begonnen hatten. Dies machte Gorbatschows Antrittsrede 1985, insbesondere aber seine berühmte Ansprache auf dem XXVII. Parteitag 1986 deutlich« (S. 439).

Stövers folgende Analyse zeigt, dass diese Feststellung keineswegs vollständig ist. Beide Auftritte kündigten bereits tatsächlich eine völlig neue Herangehensweise an die Herausforderungen des Jahres 2000 an, das die Sowjetunion »in Würde erreichen« sollte, so die Maßgabe des neuen Mannes aus Stavropol. Richtig ist daneben auch, dass es dem Westen schwer fiel, die neuen Moskauer Offerten zum Nennwert zu nehmen, ebenso wie Enttäuschung über frühere Spannungs-(Miss)Töne, antisowjetische Vorurteile und altes Denken die von Moskau angebotenen Übereinkünfte infrage stellten. Als überwiegendes Motiv für außenpolitische Rückzüge der Sowjetdiplomatie nennt der Autor »finanzielle Entlastungsmaßnahmen«. Vor allem habe aber das »neue Denken« die sogenannte Breshnew-Doktrin durch die »Sinatra-Doktrin« ersetzt, die den einzelnen Ländern des sozialistischen Blocks einräumte, den eigenen Weg zu beschreiten: »Dies galt als der eigentliche Anfang vom Ende des Ostblocks«. Diesem Auflösungsprozess und der Wiedervereinigung gelten die folgenden abschließenden Kapitel.

Mit seiner über insgesamt 500 Seiten umgreifenden »Geschichte eines radikalen Zeitalters« versucht Stöver, die Teile des Konflikts als Ganzes zu analysieren. Auf diese Weise könne der Kalte Krieg als ein System beschrieben werden, meint Stöver, ein System, das von der Konstellation des älteren Ost-West-Konflikts zunächst zwei Zentren unterhielt – einen West- und einen Ostblock (S. 463). Das wirkt auf den ersten Blick überzeugend, erinnert der Autor uns zum einen daran, dass der Kalte Krieg eine Vorgeschichte hat, die bis zum Jahre 1917 reicht und schließlich als Kalter Krieg einen eigenen bedrohlichen Aggregatzustand annahm. Die wichtige Frage, ob der dahinterliegende Ost-West-Konflikt möglicherweise über das Jahr 1917 nach hinten und über 1991 nach vorne reiche, wird immerhin angedeutet, doch bleibt sie bei Stöver wie bei den meisten Historikern unbeantwortet. Diese Fragestellung würde sicher fruchtbar sein, denn sie könnte die Diskussion über Bedeutung und Bedrohung einer eurasischen Zivilisation in den nächsten Jahrzehnten aufwerfen. Stöver sieht im Kalten Krieg den Grundkonflikt zweier Ordnungsvorstellungen: der liberal-kapitalistisch parlamentarischen Demokratie auf der einen und der staatssozialistisch-diktatorischen »Volksdemokratie« auf der anderen Seite. Dieser Gegensatz mag damit ausreichend gekennzeichnet sein, fragt aber nicht zufriedenstellend nach den dahinterliegenden historischen und geopolitischen Entwürfen und Verortungen, die den Konflikt weiter in Gang hielten: Geopolitik und »Kampf der Kulturen«, um einen von Huntington⁵⁷ erkannten Zusammenhang zu benutzen, dem Stöver immerhin ein Kapitel widmet, könnten Anregungen für einen weiterführenden Diskurs bieten.

VI. WARUM NICHT FRÜHER?

Im vergangenen Jahr ist der wissenschaftliche Diskurs auf eine neue Ebene gehoben worden. Für Melvyn Leffler ist der Kalte Krieg keine papierene Auseinandersetzung gegensätzlicher Paradigmen oder Schulen. Er hält ihn vorwiegend für einen Kampf zweier antagonistischer Systeme um die Seelen der Menschen, um Herz und Hirn des *common man*.⁵⁸ Diesen Wettstreit, so legte er kürzlich in einem Vortrag vor dem *Mershon Center* der Ohio State Universität dar⁵⁹, schien die Sowjetunion nach Ende des Zweiten Weltkrieges auf

57 Huntington, *Clash of Civilizations*.

58 Vgl. Melvyn P. Leffler, *For the Soul of Mankind*, Hill and Wang, New York 2007, 586 S., kart., \$ 35,00.

59 Vgl. Vortrag von Melvyn P. Leffler am Mershon Center, Columbus, Ohio am 8. Februar 2008 in der Reihe Diplomatic History Lecture Series »For the Soul of Mankind«, URL: <<http://www>

dem Hauptkampfplatz Europa nach Weltwirtschaftskrise, Faschismus und den sozialen Folgen des Weltkrieges in einigen Ländern wie Italien, Frankreich und sogar Deutschland gewinnen zu können. Niemand habe 1945 voraussagen wollen, so der Redner, dass Deutschland sich derart positiv entwickeln würde. Erst in den Sechziger- und Siebzigerjahren hätten sich die Chancen der westlichen Allianz dramatisch verbessert. Da die Möglichkeit bestehe, einige Archive in der Sowjetunion, Osteuropa und – wie er selbst darlegt – in China einzusehen, möchte der Inhaber des Edward-Stettinius-Lehrstuhls für amerikanische Geschichte⁶⁰ an der Universität von Virginia beiden Imperien eine faire Analyse ihrer Potenziale zumuten.

Leffler hat dafür die besten Voraussetzungen. Er ist seit dem 3. Januar 2005 der vierte *chairholder* des Henry-Alfred-Kissinger Lehrstuhls für Außenpolitik der *Library of Congress*, nach Jean Monnet, Klaus Larres und Lanxin Xiang, und hat damit direkten Zugang zu den grundlegenden Dokumenten. Überdies ist er als Kenner der amerikanischen Außenpolitik ausgewiesen. Seinen wissenschaftlichen Einstieg schuf sich Leffler als einer der glänzendsten Kritiker der US-Außenpolitik der Ära Truman. Seine Distanz zum Weißen Haus schlug sich vor allem in der preisgekrönten, 689-seitigen Studie »The Preponderance of Power. National Security, the Truman Administration, and the Cold War« (Stanford 1992) nieder. Leffler legte daneben weitere Bücher wie das für den deutschen Leser wichtige Werk »Struggle for Germany and the Origins of the Cold War« (Washington 1996) vor.⁶¹ Während der Präsidentschaft von James Carter beschäftigte er sich als Fellow des *Council of Foreign Policy* im Pentagon mit Rüstungskontrollfragen und der US-amerikanischen Notstandsplanung. Er nahm an verschiedenen hochrangig besetzten amerikanisch-sowjetischen Symposien über den Kalten Krieg teil, so jenes der *Fondazione Istituto Gramsci* im Jahre 2002, und lehrte zwischen 1993 und 1998 am Osloer Nobel-Friedensinstitut. Leffler war anschließend ein Jahr lang Präsident der Gesellschaft von Historikern amerikanischer Außenpolitik.

Melvyn P. Leffler hat mit seinem neuesten Buch einen eigenwilligen, aber durchaus fruchtbaren Forschungsansatz gewählt. Ihn treibt die Frage um, warum der Kalte Krieg mehr als vier Jahrzehnte dauerte und erst Ende der Achtzigerjahre beendet wurde, obwohl seiner Meinung nach die unterschiedlichen Führer beider Supermächte das Ende des volkswirtschaftliche und humane Kosten verursachenden, nahezu unerträglichen Konflikts mehrfach angestrebt hätten. Seine Hypothese ist, und er lässt uns in vier Abschnitten an deren Entfaltung teilnehmen, dass bestimmte Faktoren eine Auflösung dieses Großkonflikts unmöglich gemacht hätten. Warum geschah dies dennoch im fünften Abschnitt des Kalten Krieges? Seine Antwort: »Weil mächtige Männer, Ronald Reagan und Michail Gorbatschow, den Kurs der Geschichte veränderten« (S. 4). Doch wenn diese beiden solches bewerkstelligen konnten, warum gelang dies niemandem zuvor? Das ist die Kardinalfrage, die Leffler zu beantworten sucht.

In Lefflers Fokus sind, auch wenn er dies sicherlich bestreiten würde, die Führer der Nationen. Er zeigt sich an den menschlichen Akteuren (*human agents*) der Geschichte ebenso freimütig interessiert wie an den historischen Eventualitäten und inhärenten Mög-

wilsoncenter.org/index.cfm?event_id=261488&fuseaction=topics.event_summary&topic_id=1409#> [7.7.2008].

60 Stettinius war US-Außenminister unter Franklin Delano Roosevelt und diente dessen Nachfolger, der ihn durch James Byrnes ablösen ließ. Roosevelt hatte Stettinius als Nachfolger Cordell Hulls aus der Industrie in die Politik geholt. Er war der erste Botschafter bei den UN. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst 1946 lehrte er an der Universität von Virginia und verstarb am 31. Oktober 1949.

61 Außerdem: *Melvyn P. Leffler*, *Specter of Communism: The United States and the Origins of Cold War, 1917–1953*, New York 1994; *ders.*, *The Elusive Quest: America's Pursuit of European Stability and French Security, 1919–1933*, Chapel Hill 1979.

lichkeiten. Die Staatsmänner beider Blöcke seien von verschiedenen Kräften unter Druck gesetzt wurden: von ihren überkommenen Ideen und ihrem persönlichen Gedächtnis gesteuert, von Pressionen ihrer Allianzmitglieder wie auch von deren Klienten, von Forderungen ihrer Umgebung, aber auch von Impulsen militärischer und ziviler Bürokratien und nicht zuletzt durch Kalkulationen hinsichtlich eines historischen nationalen Interesses geleitet. Leffler appelliert an das Mitgefühl seiner Leser aus der Kenntnis der Hoffnungen und Ängste seiner Zeit, der Brutalität und Dummheit der Akteure. Aber vor allem fordert er dazu auf, das Verhalten der historisch wirkungsmächtigen Kräfte zu analysieren. Schließlich sei die würdige Beilegung des Kalten Krieges nicht vorherbestimmt gewesen, denn Menschen, »Staatenlenker treffen ihre Wahl« (S. 451).

Doch alle seien nach 1945 aus tiefstem Herzen überzeugt gewesen, jeweils die humanere Gesellschaft zu repräsentieren. Während die USA im Namen der Freiheit auftraten, ließ Moskau die Flagge sozialer Gerechtigkeit mächtig flattern. Ihre Protagonisten hätten an diese Positionen ernsthaft geglaubt. Erst Mitte der Achtzigerjahre lösten sie sich aus der Ideologiefalle, die sie auf- und gegeneinander geworfen hatte. Das Hauptverdienst dafür gebühre Michail Gorbatschow (S. 450). Aber ebenso sei ein exzeptioneller Mann auf der westlichen Seite notwendig gewesen: Ronald Reagan, der seine tiefe moralische Überzeugung, seinen ganz individuellen Charme und seine innenpolitische Stärke einbrachte, um die Konzessionen seines Mitspielers in ein neues System der internationalen Ordnung zu gießen, die die amerikanische Hegemonie sicherte und institutionalisierte.

Getrost darf man Melvyn P. Leffler nunmehr neben John Lewis Gaddis als ein Schwergewicht der US-amerikanischen Kalten-Kriegs-Forschung ansehen. In seinem letzten Werk vermeidet er frühere Einseitigkeiten der revisionistischen Forschung wie auch den Triumphalismus, der in den kürzlich erschienenen Arbeiten Gaddis' aufgefallen ist. Lefflers Ansatz ist ein völlig anderer als der der meisten neueren Autoren, die sich überwiegend mit der Gesamtgeschichte des *Cold War* beschäftigen oder sich nur der weiterhin ungeklärten Problematik des Endes dieser Phase des andauernden Ost-West-Konflikts zuwenden. Bekanntlich hatte der Historiker Mark Trachtenberg ihn als real abgeschlossen erklärt, zumindest mit Blick auf das Hauptkonfliktfeld Europa.⁶²

Leffler analysiert nicht den gesamten Zeitraum, sondern spezifische Zeitabschnitte: den Beginn des Kalten Krieges 1945–1948, 1953–1954 mit Malenkov und Eisenhower, die Zeit 1962–1965 mit Chruschtschow, Kennedy und Johnson, die »Erosion der Détente« 1975–1980 und schließlich die Ära Gorbatschow 1985–1991. Dabei macht er deutlich, dass »Gelegenheiten« (*opportunities*) zur Einflussverweiterung, noch mehr aber die übergroße Furcht vor dem Kontrahenten und dessen vitaler Machtprojektion positive Ansätze frühzeitig verschüttet hätten. Erst mit Reagan, den Leffler überraschend zu schätzen weiß, noch mehr aber vor dem Hintergrund der Krise des Kommunismus sei durch die Wahl Gorbatschows eine einzigartige Möglichkeit der Konfliktbeilegung eröffnet worden. Für Leffler war Gorbatschow ein sowjetischer Politiker der jungen Generation, der das Erbe des Hauptverursachers des Kalten Krieges, Josef Stalin, innen- und außenpolitisch abwerfen wollte, um die Potenzen des Kommunismus voll zur Entfaltung kommen zu lassen. Gorbatschow habe erkannt, dass die USA mit all ihren Waffen keine Bedrohung für die UdSSR sein wollten und nicht waren, sondern dass die wirklichen Gefahren für eine endlich wieder positive Entwicklung der Sowjetunion und ihrer Allianzstaaten aus den Fehlentwicklungen des eigenen Systems rührten. Durch das neue Team des Generalsekretärs seit 1985 sei somit eine völlig neue Konstellation entstanden, die Ballast abzuwerfen, Territorien und Waffen zur Disposition zu stellen suchte, die der Sowjetunion nur Kosten aufbürdeten und das positive Bild des Sozialismus verdunkelten.

62 Vgl. Mark Trachtenberg, *A Constructed Peace. Making of the European Settlement, 1948–1962*, Princeton 1999.

Leffler zeigt andererseits durchaus Verständnis für den geglückten Versuch von Reagan und Bush, Amerikas militärische und moralische Stärke zurückzugewinnen. Doch kennzeichnet er ebenso die immanenten Störfaktoren dieser Politik für das von Reagan angestrebte Ziel eines Übereinkommens mit der sowjetischen Seite. Er erinnerte in seinem Vortrag im *Mershon Center* daran, dass man in der *Reagan Library* Briefe des damaligen Präsidenten an die Vorgänger Gorbatschows finden könne, in denen er vor dem Hintergrund der *evil empire*-Anklagen immer wieder die Aufnahme von Gesprächen und Abkommen anbot. Leffler moniert jedoch ebenso die Fehlleistungen der Reagan-Administration. So habe die Unterstützung beispielsweise der afghanischen Mudschaheddin Gorbatschows Intention, aus dem Ende 1979 überfallenen Nachbarstaat die Sowjetarmee abzuziehen, zeitlich nur verzögert. Ebenso sei Reagans SDI ein Projekt gewesen, dass Zweifel an der Seriosität und Berechenbarkeit des US-Präsidenten befördert und den Gegnern Gorbatschows und seines Außenministers, Eduard Schewardnadse, in die Hände gespielt habe.

Lefflers Analyse will jedoch nicht auf einen Faktor allein setzen und diesen verabsolutieren, sondern er versucht, Strukturen, Ideologien, das internationale System und *human agency* zu einem Forschungsteppich so zu verknüpfen, dass Geschichte von über 40 Jahren verstanden und sogar erklärt werden kann. Auch Leffler ging wie die meisten Analytiker davon aus, der Kalte Krieg würde »ewig andauern oder in einer Katastrophe enden« (S. 4). Doch die Auseinandersetzung wurde bekanntlich zwischen 1985 und 1991 beendet, »weil die Machtverhältnisse im internationalen System neu figuriert [»reconfigured«, F. O.] wurden und der ideologische Kampf, der den Globus für nahezu ein halbes Jahrhundert an den Abgrund führte, beendet wurde.« Also war es doch die Weltanschauung, der *way of life*, auf den sich der Gegensatz gründete? Doch dieser Gegensatz hat nur seine Erscheinungsform verändert. Der Kalte Krieg gehört bereits der Geschichte an, der Ost-West-Konflikt aber bleibt als Kampf um die Seelen der Menschheit aktuell.

VII. EIN RUSSISCHER EINSPRUCH: ZUBOK ERKLÄRT ANFANG UND ENDE

Der Zugriff von Vladislav Martinovich Zubok ist ein völlig anderer als der Melvyn Lefflers. In dem hier zu besprechenden Werk des an der Temple Universität lehrenden ehemaligen Mitarbeiters der Russischen Akademie der Wissenschaften soll eine betont eigene Stimme, eine russische, zum Klingen gebracht werden.⁶³ Doch in mancher Hinsicht begleitet das Werk die von Leffler gestellte Frage, warum der Kalte Krieg erst nach mehr als vier Jahrzehnten zu einem friedlichen Ende gebracht werden konnte. Zubok hilft uns durch sein glänzend geschriebenes Buch, einen Ariadne-Faden durch das vorgefundene Labyrinth zu legen.

Wie bei den meisten Historikern des Kalten Krieges liegt deren Beziehungsanalyse der multifaktorellen Untersuchung keinerlei Theorie der Internationalen Beziehungen zugrunde. Umso mehr dominiert das Wissen um die frühere systemstiftende Rolle von Ideologie und der überragenden Bedeutung der Persönlichkeit in einer totalitären Gesellschaft. Doch antwortet Zubok auf Vorwürfe politikwissenschaftlicher Puristen mit dem Hinweis auf ein von ihm und Pleshakow schon zuvor entworfenes Paradigma der UdSSR als eines revolutionär-imperialen Staates, einer Konstruktion, die den weltrevolutionären Prozess ebenso einschließt wie Expansion, Intervention und schließlich verhängnisvolle Überdehnung.⁶⁴

Im Vordergrund steht jedoch die Analyse des menschlichen Faktors. »Neue Evidenz enthüllt, dass eine große Mehrheit sowjetischer Funktionäre und normaler Menschen glei-

63 *Vladimir Zubok, A Failed Empire. The Soviet Union in the Cold War from Stalin to Gorbachev, University of North Carolina Press, Chapel Hill 2007, 488 S., geb., \$ 39,95.*

64 Vgl. *Zubok/Pleshakow, Inside the Kremlin's Cold War.*

chermaßen keinen Konflikt mit dem Westen wollten und eine friedliche Aussöhnung mit dem Westen vorzogen« (S. 2). Dennoch, so fährt Zubok fort, sei die sowjetische Vorherrschaft in Osteuropa brutal und kompromisslos gewesen. Im Nahen und Fernen Osten setzte die UdSSR auf die Überlassung von Stützpunkten, Ölkonzessionen und Einfluss-sphären. »Alles dieses, zusammen mit der ideologischen Rhetorik, brachte Moskau in eine Konfrontation mit den USA und Großbritannien.« Und Zubok fragt: Wie konnte solch ein erschöpftes, vom Krieg ruiniertes Land sich mit dem Westen unmittelbar nach dem »Pyrrhus-Sieg über Nazi-Deutschland« anlegen? Was waren Stalins Ziele, was seine Strategien?

Zubok erinnert daran, dass Stalins Fehler zu Beginn des Zweiten Weltkrieges die Autorität von Staat und Partei wie die vieler Funktionäre untergraben hätten. Die Allianz mit den Westmächten aber habe die Hoffnung auf zivile und politische Freiheiten genährt. Anastas Mikojan, einer der Funktionäre in der engsten Umgebung des sowjetischen Diktators, hätte 1960 darauf verwiesen, die Sowjetsoldaten seien aus dem Krieg zurückgekehrt als Menschen mit einem »breiteren Horizont und mit neuen Anforderungen« an das Regime. In diesem Lichte, so fügt der Rezensent an, erhält Stalins Rede vom Februar 1946 eine vorwiegend innenpolitische Bedeutung und sollte nicht unbedingt bereits als Kalte Kriegserklärung gewertet werden. Doch war schon zuvor der imperiale großrussische Klang in Stalins ersten Erklärungen kaum zu überhören. Und einige nationale Funktionäre konnten daher kaum als Lobbyisten ihrer Nationen auftreten, aber auch sie hofften, dass eine nunmehr stärkere imperiale großrussische Politik ihnen türkische oder iranische Landgewinne ermöglichen würde. Dokumente in den Archiven bewiesen die »Synergie zwischen Stalins strategischen Zielen und den nationalistischen Hoffnungen kommunistischer Apparatschiks im Südkaukasus« (Kapitel 2). Jedenfalls absorbierte das imperiale Projekt bestimmte Kräfte, die sich ansonsten gegen die neuerliche Festigung des stalinistischen Systems gerichtet hätten. Deutlich wird hier, dass Stalin seine Position in der obersten Nomenklatura zu festigen suchte, anfangs noch ohne erneute Säuberungen und innerparteilichen Terror, indem er kritische Eliten⁶⁵ auf außenpolitische Ziele konditionierte, nicht ohne Konsequenzen für das Ost-West-Verhältnis und uns aus der jüngsten Vergangenheit keineswegs unbekannt.

Mindestens seit Teheran hatte Roosevelt Stalin als gleichberechtigten Partner akzeptiert, als Mitarchitekten einer neuen Weltordnung, mit den Vereinten Nationen als Wiederauflage des gescheiterten Völkerbundes, den vier Weltpolitikern als Grundidee und dem Eintritt der UdSSR bei der Eroberung Japans, um amerikanisches Leben zu sparen, als Prämie. Truman, der von all diesen Jalta-Phantasmagorien seines Präsidentenvorgängers ebenso wenig wusste wie von der Existenz der Atombombe, nutzte Letztere, um die sowjetischen Landgewinne in Asien relativ gering zu halten. Und löste damit nahezu ebensolches Misstrauen bei Stalin aus wie in den Jahren zuvor das westliche Verweigern einer Zweiten Front.⁶⁶

65 Zubok denkt in diesem Zusammenhang vermutlich an höhere Offiziere der Sowjetarmee, die den Bruch mit den USA bedauerten, ebenso wie an sozialistische Industrielle, die auf westliche Hilfe für den Wiederaufbau gesetzt hatten, und an Intellektuelle, besonders jüdischer Herkunft, die Stalin als fünfte Kolonne der USA betrachtet hatte, vgl. *Zubok, A Failed Empire*, S. 50–61; vgl. auch *Roman Kolkowicz, The Soviet Military and the Communist Party*, Boulder/London 1985; *Jonathan Brent/Vladimir O. Naumov, Stalins's Last Crime*, New York 2003. Der Diktator musste nach 1946 immer längere »Auszeiten« nehmen, was zu Rankämpfen zwischen den Politbüromitgliedern Molotow, Malenkow und Berija einerseits und Shdanow und den »Leningrädern« andererseits führte. Vgl. *Leonard Shapiro, Die Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion*, Frankfurt/Main 1962, S. 565.

66 Vgl. hierzu *Valentin Falin, Zweite Front. Die Interessenkonflikte in der Anti-Hitler-Koalition*, München 1995.

Als weithin bemerktes Alarmzeichen, dass die schönen Tage von Jalta dahin waren, galt im April 1945, als der neue Mann aus Missouri ohne Vorankündigung das Pacht- und Leih-Abkommen kündigte und Moskaus Außenhändler 381 Mio. US-Dollar abschreiben mussten. Auch der NKGB-Resident berichtete aus Washington, Kreise, die unter Roosevelt keinen Einfluss gehabt hätten, versuchten in einer »organisierten Anstrengung einen Wechsel der bisherigen Politik der USA gegenüber Moskau durchzusetzen« (S. 15).

Dies betraf den Kreis um die Botschafter Averell Harriman und George Kennan und die Rigaer Sektion, die bei einzelnen Mitgliedern des Senats und im Kongress Unterstützung fand. Grund für die zunehmende kritische Haltung bei den USA war, dass auf amerikanischer Seite die Einsicht wuchs, dass, nachdem die beiden für die USA-Interessen gefährlichsten Gegner ausgeschaltet waren, alte Gegensätze, die seit Wilsons Positionsbeschreibung von 1917 still gelegen hatten, wieder aufbrachen. Und dies geschah umso mehr, als Stalins Osteuropa-Politik sogar bei dem todkranken Roosevelt erste Befürchtungen über den neu gewonnenen Freund ausgelöst hatten.

Stalin aber konnte nunmehr bei der kommunistischen Elite Moskaus die auf Russland zentrierte Idee einer Supermacht mit weltweitem Rollenanspruch verstärkt propagieren und dem Land neue Opfer abverlangen. Die Machtkoalition, die sich als Konsequenz des Zweiten Weltkrieges herausgebildet hatte und zu der insbesondere die Leningrader Shdanow, Kusnetzow und Wosnessenski gehörten, war von größerem Selbstbewusstsein als jene durch die *Jeshowtschina*, »die Großen Säuberungen nach 1936« verunsicherte, verschreckte, in Resten noch revolutionäre nachleninsche Garde.⁶⁷ Zu der neuen Spitzenelite zählt Zubok die Kremlführer des XVIII. Parteitages 1939, die oberen Ränge der Partei, des Militärs, der Sicherheitsorgane und des militärisch-industriellen Komplexes, die ihre Positionen von der Niederwerfung des nationalsozialistischen Regimes ableiteten, keinesfalls aber das Charisma der engen Mitarbeiter des Revolutionsführers geltend machen konnten. Michael Voslenskij hätte sie als Nomenklatura, Boris Meissner als Hochbürokratie identifiziert.⁶⁸ In diese, von Großrussen definierte kollektive Identität ordneten sich die nationalen Führungsschichten – insbesondere die Georgier, Armenier und Aserbaidschaner – nolens volens ein. Und auch bei ihnen griffen jahrzehntelang die gleichen tief eingeschliffenen Strukturen, die trotz der Sehnsucht nach einem besseren Leben und dauernden Frieden, mit einer anwachsenden Positionsbestimmung zugunsten des global agierenden Imperiums befriedigt werden konnten. Die aufgefundenen Dokumente des Politbüros wie die Handlungsanweisungen der diplomatischen und Sicherheitsinstitutionen zeigen, dass die höchsten Entscheidungsträger der UdSSR die globale Machtverteilung, wie sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg ausgebildet hatte, ihrerseits anerkannten und diese vor

67 Nach dem nicht völlig geklärten Tod Andrej Shdanows am 30. August 1948 wurden am 1. Oktober 1950 der mögliche Nachfolger Stalins, ZK-Sekretär Alexej Kusnetzow, der Erste Sekretär der Parteiorganisation Leningrads, Pjotr Popkow, der Leiter der Staatlichen Plankommission, Nikolaj Wosnessenskij, und der Ministerpräsident der RSFSR Rodionow (insgesamt 23 Persönlichkeiten), liquidiert. Malenkow konnte seine zentrale Funktion wieder einnehmen und sein Bündnis mit Berija erneut konsolidieren. Er war als Vorsitzender des Ministerrates für die erste Entspannungsinitiative nach Stalins Tod verantwortlich. Unterstützt wurde er wiederum von Lawrentij Berija, der sich zum Innenminister aufgeschwungen hatte. Am 23. Dezember 1953 wurde Berija u. a. wegen angeblichen Verratsversuchs an der DDR erschossen. Vgl. Leonard Shapiro, *Geschichte der KPdSU*, Frankfurt/Main 1962, S. 535; Simon Sebag Montefiore, *Stalin. Am Hof des roten Zaren*, Frankfurt/Main 2005, S. 675 ff. Montefiore nennt die Zahl von 214 in Haft genommenen Leningrader Funktionären, S. 681.

68 Vgl. hierzu *Michael Voslenskij*, Nomenklatura. Die herrschende Klasse der Sowjetunion, Wien 1980; *Boris Meissner*, Triebkräfte und Faktoren der sowjetischen Außenpolitik, in: *ders./Gotthold Rohde* (Hrsg.), *Grundfragen sowjetischer Außenpolitik*, Stuttgart 1970; *ders.*, *Sowjetische Kurskorrekturen. Breshnew und sein Erbe*, Zürich 1984.

allem durch Bereitstellung und Mehrung sowjetrussischer militärischer Stärke abzusichern suchten.

Aus diesem Streben erwuchs die Konstruktion des sowjet-sozialistischen Imperiums, welches mit Klauen und Zähnen verteidigt wurde im Namen einer eigenen, revolutionären und anti-westlichen Ideologie. Hierzu passten legitimatorisch die Versprechungen des Leninismus wie der globale Kampf gegen Ungleichheit, Ausbeutung und Unterdrückung ebenso wie die positiven Werte der internationalen Solidarität mit den Opfern des Rassismus und Kolonialismus und die schnelle Verbesserung der Lebenslage der unterprivilegierten Massen. Die Mischung aus geopolitischen Ambitionen und kommunistischen Heilsversprechen sei in dem revolutionär-imperialen Paradigma zusammengefloßen. Dieses habe das internationale Verhalten der Sowjetführung letztlich seit Beginn des Kalten Krieges über weite Strecken geleitet. Man solle sich nicht täuschen, die sowjetischen Führer von Stalin bis Andropow genauso wie die sowjetische Parteielite, die Bürokraten des Auswärtigen Dienstes und auch die Sicherheitspolizisten, selbst die pragmatischsten oder zynischsten unter ihnen, wären stets verpflichtet gewesen, ihre Handlungen in allgemeinen ideologischen Formeln darzubieten und dabei den Jargon des Marxismus-Leninismus zu benutzen.

Bereits in »Inside the Kremlin's Cold War« aus dem Jahre 1996, welches die sowjetische Außenpolitik zwischen 1945 und 1962 umspannt, also mit der Kuba-Krise endet, versuchten die beiden Autoren Pleshakow und Zubok Licht in das Dunkel sowjetischer Motive für deren Außenbeziehungen zu bringen.⁶⁹ Im Westen hatte man sich jahrzehntelang über die Frage, ob die UdSSR vorwiegend ideologisch konditioniert oder ob sie durch Stalins Führung in erster Linie geopolitisch zu verorten sei, gestritten. Dies ging bei manchen westlichen Kombattanten so weit, zu leugnen, Stalin sei überhaupt ein Kommunist gewesen. Besonders die sogenannte realistische Schule, die einseitig die machtpolitisch-materiellen Faktoren allgemeinen außenpolitischen Handels herausstreicht, stand in der Gefahr, die Außenbeziehungen Moskaus als reine Einfluss-sphärenpolitik ohne ideologische Vorgaben darzustellen. Umso mehr ist Zubok zuzustimmen, wenn er die sowjetisch-amerikanische Konfrontation seit ihrem Beginn als einen Zusammenstoß von zwei Formen der Moderne und von zwei Imperien begreift. Nur ist hinzuzufügen, auf der einen Seite eines freiwilligen Imperiums, eines auf *invitation* und auf der anderen Seite eines Zwangsimperiums, aus dem Millionen stets ausbrechen wollten. Amerikas Eindämmungs- und *Roll Back*-Strategie aber stellte die Sowjetunion vor die Alternative, entweder ihr Imperium aufzulösen oder mit allen verfügbaren Mitteln zu verteidigen.

Das liest sich, als hätten die USA den Kalten Krieg gewünscht oder gar den Sowjets aufgezwungen. Dieser Meinung kann man durchaus sein, doch Zubok erinnert daran, Stalin habe noch vor Ausbruch der Konfrontation erfolgreich versucht, die absolute Kontrolle über die sowjetischen Eliten durchzusetzen und dass er diese Maßnahmen auch auf die Länder Osteuropas ausdehnte, »even before the Cold War began.« Diese Strategie wurde ihm zumindest in der Sowjetunion dadurch erleichtert, dass die meisten Kader der höheren Führungsgremien, der Hochbürokratie, davon ausgingen, die USA bereiteten einen neuen Krieg vor. Baumeister des Kalten Krieges war auf östlicher Seite offenkundig der sowjetische Führer, der Zuboks Studie zufolge der mörderischste, aber auch der pragmatischste und zugleich zynischste sowjetische Politiker war. Sein Ziel war es, die sowjetischen Kriegsgewinne und – man muss wohl oder übel hinzufügen – die mit Hitler vereinbarten Vorkriegsgewinne zu konsolidieren, ohne dabei die USA herauszufordern. Doch diese hatten sich zur Garantiemacht gegen die sowjetische Expansion aufgeschwungen. So war die Konfrontation unvermeidlich. Stalins Nachfolger (Malenkow, Berija, Chruschtschow und Molotow) kamen allerdings zu der Erkenntnis, dass der nächste Krieg keines-

69 Vgl. Zubok/Pleshakov, Inside the Kremlin's Cold War.

wegs unvermeidlich war. Sie umrissen eine Strategie, deren neues Design die Langzeitaußenpolitik darstellte, die der friedlichen Koexistenz zwischen der UdSSR und den westlichen Staaten. Doch sei, wie oft behauptet, die Rolle der Ideologie keineswegs zugunsten staatlicher Interessenpolitik reduziert worden. Die bisherige kollektive Identität hätte die Aufrechterhaltung des Imperiums erfordert. Zusätzlich zu den Weltkriegserinnerungen wirkten somit ideologische und Sicherheitsüberlegungen, die einen Rückzug aus Mitteleuropa gleichermaßen verhinderten.

Die DDR spielte nach Stalins Tod eine zentrale Rolle, und zwar als »Juwel«, als wertvoller geopolitischer und ideologischer Gewinn, den die Sowjetunion um jeden Preis zu behalten gedachte. Der ostdeutsche Faktor zwang die UdSSR, »für alle Zeiten« eine riesige Militärmacht in Mitteleuropa aufrecht zu erhalten. Zubok gehört außerdem ganz offensichtlich zu jenen, die frühe Vereinigungschancen für Deutschland als Ganzes unter demokratischen Vorzeichen nicht ernst zu nehmen bereit sind. Andererseits habe Moskau aber auch China generös unterstützt. Der »Chinafaktor« habe den Kreml gezwungen, die revolutionären und ideologischen Grundüberzeugungen ständig lautstark zu demonstrieren. Die Strategie des Kreml sei somit eine Kombination aus Flexibilität und Härte, Pragmatismus und ideologischer Korrektheit gewesen, die auch nach dem Versuch, bessere Beziehungen mit den USA herzustellen, die ideologische Allianz mit Peking zu restaurieren anstrebte. Obwohl sich Moskau für die Détente entschied, hielt es gleichzeitig im Vietnamkrieg an der Unterstützung der chinesischen und vietnamesischen Kommunisten fest. Ebenso bedeutete die Anti-Stalin-Kampagne Chruschtschows mitnichten eine Absage weltweiten Engagements, die kommunistische Alternative zum amerikanischen Kapitalismus nach Kräften zu fördern. Im Gegenteil: Die sowjetischen Erfolge in der Raumfahrt erhöhten die Attraktion des sowjetischen Modells in der Dritten Welt und zwangen die westlichen Staaten, sich mehr und mehr sowjetischen Interpretationen von Entspannung anzupassen. Diese sowjetische Sicht der Dinge entsprach einmal mehr der dominierenden realistischen Betrachtungsweise.

Chruschtschow ging davon aus, dass das militärische Gleichgewicht die westlichen Mächte zum globalen Rückzug zwingen würde – und dies umso mehr, als er erfüllt war von dem Glauben, dem Kommunismus gehöre die Zukunft. Ausdruck dessen war das 1961 auf dem XXII. Parteitag der KPdSU beschlossene neue Programm der Staatspartei. Besessen von ideologischem Messianismus und einer angeblichen atomaren Risikobereitschaft setzte sie die »neue Außenpolitik«, die 1953 von Malenkow verkündet worden war, aufs Spiel. Moskau ging von einer Politik der Spannungsminderung zu risikoreichen Strategien des sowjetischen Modellexports in die Länder der Dritten Welt über.⁷⁰ Seit dem Jahr 1958 beschritt Chruschtschow einen immer riskanteren Weg, um die durch die Lancierung des Sputnik anfallende Prämie zu kassieren, eine Strategie, die in der Verteidigung Kubas durch die Stationierung sowjetischer Raketen kulminierte, seine Politik aber letztlich diskreditierte. Sein Sturz am 16. Oktober 1964 war nur die logische Folge.

Die kollektive Führung sah in Verhandlungen mit dem Westen schließlich seit Mitte der 1960er-Jahre einen erfolgversprechenderen Weg, die sowjetischen Interessen noch besser zu sichern. Von einer Position der gewonnenen Stärke strebte Breshnew, unterstützt in erster Linie von Gromyko und Andropow, eine Détente mit Westdeutschland und ein Übereinkommen mit den USA an. Zubok sieht in Leonid Breshnew den ersten sowjetischen Parteiführer, der seine Legitimität an der Spitze der sowjetischen Partei nicht nur durch die Betonung ideologischer und militärischer Omnipotenz, sondern durch seine Fähigkeiten als Friedensbringer nachzuweisen und abzustützen suchte. Ohne Breshnews Engagement hätte es vermutlich nie die hohe Zeit amerikanisch-sowjetischer Entspannung der Jahre 1972 bis 1974 gegeben. Allerdings sei Breshnew vor allem ein Konsensus-

70 Vgl. dazu den Beitrag von *Andreas Hilger* in diesem Band.

Sucher gewesen. Er wie auch seine Kollegen im Politbüro und die Mehrheit der politischen Klasse waren jedoch nicht bereit, sich aus der Zwangsjacke des revolutionär-imperialen Paradigmas zu befreien. Wie ihr amerikanisches Gegenüber gingen sie davon aus, von der Gegenseite erpresst zu werden. Daher hielten sie umso stärker daran fest, Menge und Qualität der Machtmittel weiter zu erhöhen. Trotz aller Vereinbarungen wurde ohne Unterlass eine massive sowjetische Aufrüstung betrieben. Die notwendige Debatte über eine inhaltlich abgewogene Sicherheits- und Verteidigungsstrategie scheiterte an ideologischen und bürokratischen Hindernissen ebenso wie an sich organisierenden Teilinteressen. Mit Blick auf die Dritte Welt wurde gar wie in der Chruschtschow-Ära die abschüssige Strecke des ideologisch-geopolitischen Expansionismus weiter beschritten, die Auseinandersetzung mit den USA nach den Regeln des Nullsummenspiels geführt.

Zubok bestreitet dennoch entschieden, dass unter dem Deckmantel der Détente die Sowjetunion nach Fixierung militärischer Überlegenheit oder gar einem abschließenden Sieg im Kalten Krieg strebte. Als Beweis führt er an, dass sich die sowjetische Gesellschaft, auch die sowjetischen Eliten bis hin zu einigen aufgeklärten Parteiapparatschiks, das brutale und paranoide Unsicherheitserbe der Stalinzeit abgestreift gehabt hätten. Die sowjetische Gesellschaft sei gespalten gewesen: auf der einen Seite das Militär, der KGB und der militärisch-industrielle Komplex, der an der harten Linie festgehalten hätte. Aber auf der anderen Seite hätten die Repräsentanten der Wirtschaft, die Leiter großer Betriebe und die Manager sich für die Verbreiterung der Beziehungen mit dem Westen eingesetzt. Auch unter den Absolventen der Universitäten und Hochschulen sei die Bereitschaft zu echtem Vergleich und zu freiem Gedankenaustausch mit ihren westlichen Gegenspielern gewachsen. Kürzlich entstandene Studien zeigen, dass es seit den Sechzigerjahren einen ständigen Niedergang der Fähigkeit der Ideologie, die Massen zu mobilisieren, eine »konsequente Erosion der ideologischen Basis der Regimestabilität« gegeben habe. Dieser Trend setzte sich in den Jahren der Détente, d. h. in den Siebziger- und Achtzigerjahren fort.

Auf bizarre Weise bestimmte und organisierte jedoch, von westlichen Analytikern unterbewertet, die marxistisch-leninistische Ideologie alle Bereiche gesellschaftlichen Seins. Sie blieb Teil des sowjetischen Lebens, wurde aber nunmehr überraschend zu einer Quelle des Widerspruchs zu den herrschenden Verhältnissen. Im Vergleich zwischen ideologischem Anspruch und den offiziellen Versprechungen einerseits sowie der bitter enttäuschenden Realität andererseits wuchs die Gegnerschaft zum etablierten System selbst in Teilen der parteinahen Intellektuellen. Das Ergebnis konnte nur in Zynismus, Korruption und der Suche nach einer neuen Gesellschaft enden. Die höheren Ränge in den offiziellen Institutionen sahen in der Ideologie nur noch den letzten Nenner des gesellschaftlichen Konsensus, der als Ritual gepflegt werden musste, aber eben ritualisiert, nicht mehr als kognitives oder dynamisches Werkzeug zum Verständnis und der Veränderung der Welt. Die Ideologie existierte fort als wichtiger Teil der offiziellen kollektiven Identität, welcher sich um die Rechtfertigung des Großmachtchauvinismus zentrierte. Diese negative Entwicklung habe mit der Niederschlagung des Prager Frühlings im Jahre 1968 begonnen. Danach hätten auch noch so idealistische Intellektuelle in der UdSSR ihr Interesse an der kommunistischen Botschaft verloren.

Zubok will mit seinem Buch aber auch die überragende Rolle der Persönlichkeit herausarbeiten, um das internationale Geschäft, wie es Moskau betrieb, verständlich zu machen. Stalin ist völlig zu Recht für Zubok jener »Übermensch«, der die wichtigsten Bürokratien des Systems zu einfachen Apparaten seines Willens degradierte; dessen Monopol auf die wichtigsten Systementscheidungen nach innen und außen sich auch in seinen Fehlkalulationen und Fehlentscheidungen niederschlug, die nach Zuboks Meinung zum Ausbruch des Kalten Krieges beitrugen. Um eine klare Schuldzuweisung freilich drückt sich der Autor herum. Stalins Nachfolger seien weit weniger dominante Erscheinungen gewesen, doch ihre geschichtliche Bedeutung, Chruschtschows nuklearen Tanz am Rande des

Abgrunds und Breshnews Beitrag zur Entspannung, versucht Zubok in Zeichnungen und Überzeichnungen darzulegen. Für den raschen Absturz der Détente macht der Autor die Desintegration der Persönlichkeit Breshnews als Folge seiner Krankheit seit 1976 verantwortlich. Die Invasion in Afghanistan war das letzte Glied einer Reihe von Fehlern und zugleich eine Demonstration der machtvollen Hindernisse, die das revolutionär-imperiale Paradigma aufgestellt hatte und das die Sowjetführer dazu brachte, auf militärische Gewalt zu setzen, um einen Wechsel an der Spitze der Staatsführung Afghanistans zu erzwingen. In Moskau, wo man den islamischen Fundamentalismus völlig unterschätzte, meinten die Führer, die Armee in wenigen Wochen nach Hause zu holen. Stattdessen löste die Invasion den Startschuss für eine erneute US-amerikanisch-sowjetische Konfrontation aus. Sie sei zur geschichtlichen Wasserscheide für das sowjetische Imperium geworden, denn in dem zehnjährigen Krieg habe sich die innenpolitische Unterstützung für diese Form sowjetischen Expansionismus verflüchtigt.

Glücklicher sei dagegen Ronald Reagan gewesen, dessen zweite Präsidentschaft mit dem Generationswechsel im Kreml und der Wahl Gorbatschows zum Generalsekretär der KPdSU zusammenfiel. Reagan hatte gehofft, das Scheitern in Afghanistan in eine allgemeine Niederlage der sowjetischen Politik in der Dritten Welt umzumünzen. Washington übte auch im Falle Polens Druck auf Moskau aus, um den Kreml von einem Einmarsch in Warschau 1980/81 abzuhalten. Hier versucht Zubok eine eigenwillige Lesart zu lancieren: Zwar hätte Moskaus Führung sich einer Neuanwendung der Breshnew-Doktrin der begrenzten Souveränität sozialistischer Länder enthalten. Doch dies sei nicht Amerikas Verdienst, nicht deren Rüstungsanstrengungen und keineswegs der strategischen Verteidigungsinitiative zuzurechnen. Im Gegenteil: der Zweite Kalte Krieg habe die anti-amerikanischen Vorurteile als Teil der alten kollektiven Identität nur gestärkt und so die Konfrontation unnötig verlängert.

Dennoch sei der ehemalige Apparatschik Gorbatschow der erste Staatsmann nach Stalin gewesen, der dessen Mixtur, so wie sie sich inzwischen verfestigt habe, auf den Prüfstand gestellt und sich dabei als Ideologe und Propagandist mit großen Fähigkeiten profiliert habe, wenn auch nunmehr auf Kosten des ursprünglichen revolutionär-imperialen Paradigmas, welches er beiseite geschoben und durch sein eigenes »neues Denken« ersetzt habe. Neues Denken sei nun wiederum eine vage messianische Formel für eine Öffnung in die reale Welt gewesen, die innenpolitisch an den »Dritten Weg«, an das Ideal eines demokratischen Kommunismus anknüpfen wollte und letztlich in der Nähe der Sozialdemokratie endete. Ziel der Reformen sei eine durchgreifende Transformation der Kommunistischen Partei und der sowjetischen Gesellschaft gewesen, die in einem »gemeinsamen Haus Europa« ihren Ankerplatz finden sollten.

Gorbatschows Intentionen gründeten sich, so Zubok, jedoch auf eine Anzahl folgenreicher Illusionen. Eine davon war, dass am Ende dieser dornenreichen Reformstrecke die Sowjetunion nicht schwächer, sondern stärker als zuvor sein würde, eine andere, dass ihr auf diesem Wege der Beistand der kapitalistischen Länder sicher sei. Wieder habe die Persönlichkeit eine entscheidende Rolle gespielt. Gorbatschow habe Ende 1988 die ideologische Vernunft hinter Stalins Außenpolitik geleugnet, sowie der Anwendung von Gewalt und dem Verschweigen früherer Verbrechen abgeschworen und so die Öffnung des sozialistischen Blocks zugelassen. Die Folgen seien bekannt: Innerhalb eines Jahres stand das Imperium vor dem Kollaps, zwei Jahre später implodierte die UdSSR und zerfiel dabei in 15 teilweise eigenständige ganz neue Staaten. Zubok zufolge wären Kapitalismus und Sozialismus feindliche Brüder, das heißt beide Mitglieder einer Familie. Beide hätten auf rationaler, industrieller Grundlage aufbauend, den historisch richtigen Weg gesucht, um die Welt zu modernisieren und zu globalisieren. Der Kalte Krieg sei daher keine Auseinandersetzung zwischen Freunden oder Feinden der Modernisierung und Globalisierung gewesen. Seiner Meinung nach sähen viele Analytiker in Russland, den Staat, der das Un-

glück hatte, das Testfeld für eine besonders rücksichtslose und gewalttätige Modernisierung zu sein, für einen Schnellschuss, um aus wirtschaftlicher und sozialer Rückständigkeit zu Modernität und Akkulturation, rationaler Planung und sozialer Gerechtigkeit springen zu können. Tatsächlich habe die sowjetische Version einer beschleunigten Modernisierung der UdSSR den Sieg im Zweiten Weltkrieg und ihr den Status einer Supermacht ermöglicht, darüber hinaus ihr gar Millionen Anhänger in der Dritten Welt zugeführt. Besonders in den 1970er-Jahren aber habe sich der amerikanische Weg in die zivilisatorische Moderne jedoch als innovativer erwiesen. Gestützt auf das US-Modell hätten sich Westeuropa, Japan und einige andere US-Alliierte als Gesellschaften von größerer Prosperität gezeigt, integrationsfähiger und insgesamt erfolgreicher als irgendein sozialistischer Staat des Sowjetblocks.

Zuboks Modernisierungskonzept beschränkt sich jedoch, wie das bei vielen Historikern zu beklagen ist, vorwiegend auf ökonomische Elemente, doch weist die wohl verstandene Moderne wesentlich umfassendere kulturell-zivilisatorische Elemente auf, die sich aus der Aufklärung, den angelsächsischen Revolutionen und einem modernen Individualitätsverständnis begründen lassen. Für deren Inhalte gab es in der großrussisch-sowjetischen Gesellschaft nur wenig, wenn auch zunehmenden Spielraum, während sie in westlichen Gesellschaften wie den USA, Großbritannien und Frankreich internalisiert waren und deren politische Kultur prägten. Mit solchem Verständnis von Modernisierung sahen sich beide Systeme keineswegs als distanzierte Verwandte, sondern jeweils als in Todfeindschaft aufeinander geworfene Gegner, die dennoch zur Einhaltung von Minimalregeln gezwungen waren, weil die atomare Bedrohung einen »langen Frieden« erzwang. Richtig ist, dass den Entscheidungsträgern in Moskau und Washington eine gewisse Rationalität, ein erstaunliches Verantwortungsbewusstsein zu eigen war, welches letztlich die Geschichte offen hielt.

Was aber war der entscheidende Faktor, der der Sowjetunion den Garaus bereitere? Die Antwort Zuboks: Für ihn ist letztlich der Verlust an ideologischer Grundierung, an marxistischem Erlösungsglauben und davon abgeleiteter, tief verwurzelter Loyalität der Dreh- und Angelpunkt, der über Sein oder Nichtsein der Sowjetunion entschied. Die kolossale militärische Macht, die Moskau angehäuft hatte, sei kein wirklicher Ausgleich für den Verlust an Weltanschauung gewesen, da der Wille bei Gorbatschow und seinem Team gefehlt habe, militärische Macht beim letzten Gefecht einzusetzen.

Wenden wir uns noch einmal der Fragestellung Lefflers zu: Warum konnte der Kalte Krieg 1990/91, nicht aber in den Jahrzehnten zuvor beendet werden? Auch hier ist Zuboks Antwort eindeutig: Die leninistische Ideologie habe die sowjetischen Eliten lange Jahrzehnte in ihren Bann geschlagen. Unter den Bedingungen der friedlichen Koexistenz sei jedoch deutlich geworden, dass die Sowjetunion nicht mit dem westlichen Modell konkurrieren könne: Sie fiel immer weiter zurück. Gorbatschow habe mit seinem »falschen neuen Denken« aber das sowjetische antikapitalistische Experiment in die westlichen Demokratien zu integrieren versucht. »Der rebellische Cousin klopfte an die Tür des entfernten Cousins und bat um Versöhnung.« Gorbatschow und seine Anhänger waren nicht mehr bereit, Blut für eine Sache zu vergießen, an die sie nicht glaubten, für ein Imperium, von dem sie nicht mehr profitierten. Anstatt zu kämpfen, beging das »sowjetsozialistische Imperium, vielleicht das merkwürdigste in der modernen Geschichte, Selbstmord« (S. 344). Treffender kann man es nicht ausdrücken.

VIII. FAZIT: ALTE FRAGEN – NEUE ANTWORTEN

Die hier besprochenen Werke sind möglicherweise nur das vorletzte Wort zur Geschichte des Kalten Krieges. Sie sind allesamt fair, informativ und flüssig geschrieben und gehö-

ren in den Bücherschrank jedes Zeitgeschichtlers oder Politikwissenschaftlers, können mithin als Meistererzählungen gelten. Zudem weisen sie ein gemeinsames, wenn auch nicht gänzlich neues *master narrative* auf. Dazu gehören: die einhellige wissenschaftlich begründete Verantwortungszuweisung für den Ausbruch des Kalten Krieges; ferner die deutliche Absage an irgendwelche Illusionen über »vertane Chancen« in den Fünfzigerjahren. Überdeutlich wird, dass eine Beilegung des Kalten Krieges kaum eher möglich war, da machtpolitische Verschiebungen, Veränderungen der *Balance of Power* angesichts der tiefen ideologischen Gegnerschaft nicht aufgelöst werden konnten. Überhaupt wird aus allen Erzählungen die konstitutive Rolle der Ideologie, die überragende Bedeutung von Personen sowie die starke Bodenhaftung von Strukturen, die freilich den Akteuren ihre Handlungsfähigkeit zu garantieren hatten, deutlich.

Die Verantwortung für den Ausbruch des Kalten Krieges wird unisono J. W. Stalin zugewiesen. Sein Nachfolger N. S. Chruschtschow tritt uns als Hasardeur, aber auch als Reformator entgegen. Ebenso konnte gezeigt werden, dass Leonid Breschnew die Détente mit dem Westen ernsthaft anstrebte. Auch war die militärische Intervention in die Tschechoslowakei 1968 nicht seine erste Priorität. Neueste Forschungen ergeben darüber hinaus, dass er die Mitwirkung der Nationalen Volksarmee an dieser Invasion ausdrücklich untersagte. Allerdings wird auch deutlich, dass die UdSSR Anfang der Achtzigerjahre zu einer weiteren Invasion in Polen nicht mehr in der Lage war. Die Überdehnung des Imperiums hatte sie nach dem Afghanistan-Abenteuer erschöpft, die UdSSR hatte ein weiteres Brest-Litowsk erlebt. Sie war nicht mehr fähig, die Lasten ihrer aggressiven Raketenrüstung wie auch ihres Imperiumserhalts gleichermaßen zu tragen. Die Breschnew-Doktrin der begrenzten Souveränität kleiner Länder in der sozialistischen Gemeinschaft war somit bereits im Dezember 1980 außer Kraft gesetzt worden. Wesentlich war dabei die Rolle der USA, die endlich ihre Stärke zurückgewonnen hatten, diese auch bravourös zu nutzen verstanden und im entscheidenden Moment, das heißt nach 1985, zur Détente-Strategie zurückkehrten – dieses Mal allerdings zu einer realistischen Entspannung, nicht einer aus Schwäche, wie sie sich zu Zeiten des Vietnam-Debakels unvermeidlich abgezeichnet hatte. Nunmehr waren die USA so aufgestellt, dass sie die allgemeine Krise des Kommunismus analytisch einordneten und die zyklische Krise des Herrschaftssystems zu nutzen verstanden. In diesem Zusammenhang finden sich in allen Meistererzählungen lobende, aber ebenso kritische Anmerkungen zu den Akteuren der späten Achtzigerjahre. Hierbei fällt auf, dass die Rolle der »Massen« stärker hätte gewürdigt werden müssen, denn auch sie stellten den subjektiven Faktor des historischen Niedergangs eines der beiden Pole des Kalten Krieges dar. Mit Blick auf die Ultima ratio Stalin'scher Europa- und Deutschland-Strategie, fürchte ich, wird man weiter im Nebel stochern müssen, da wichtige Quellen beseitigt oder bereinigt wurden.

Fast alle Autoren sahen aber als entscheidend an, dass die relative Machtverteilung im internationalen System seit Ende der Siebzigerjahre sich wieder zugunsten der demokratisch-kapitalistischen Allianz verändert hatte. Diese Tatsache, die seinerzeit keineswegs Allgemeingut Politischer Wissenschaft war, fand ihren Ausdruck in Personen wie Gorbatschow einerseits und Reagan und Bush andererseits. Das Bild, welches von ihnen nun gezeichnet wird, weicht allerdings deutlich von der seinerzeit anschwellenden »Gorbomanie« ab. Insbesondere der russische Erzähler Zubok arbeitet die schwerwiegenden Fehler des Gorbatschow-Teams heraus.

Andere unterstreichen zunächst, wie produktiv seinerzeit Ideen der »Interdependenz« wie auch der »gemeinsamen Sicherheit« wirkten, die vonseiten sozialdemokratisch orientierter Politiker und Friedensforscher entworfen wurden, und sich außerdem ein wohlwollendes Verhalten führender westlicher Regierungen abzeichnete, welches den Sturz des kommunistischen Systems aufzufangen bereit schien. Entscheidender waren laut den hier besprochenen Untersuchungen jedoch weniger das Ausmaß westlicher Härte oder

Kooperationsbereitschaft, sondern die negativen Entwicklungen im Sowjetkommunismus selbst. Der prozessuale Krisenverlauf entfremdete die mittleren Parteifunktionäre von der bisher vorherrschenden Hochbürokratie, spaltete wichtige Machtorgane des Staates, führte zu mehrfachen Brüchen im Selbstverständnis der Nomenklatura, brachte die Nationen und Nationalitäten des Imperiums in Gegensatz zum Zentrum und neue Eliten u. a. durch Generationswechsel an die Hebel der Macht.

Alle Autoren schildern überzeugend: 1. die technische Rückständigkeit und die zunehmende Innovationsschwäche der Volkswirtschaft, 2. die wachsende Unruhe der politischen Klasse über die Leistungsschwäche des Systems (Korruptiertheit der Führungsschicht, Alkoholismus, frühe Sterblichkeit der männlichen Bevölkerung, Zunahme nationaler Diskriminierungen), 3. die Konsequenzen der Überproduktion an militärischen Gütern bei ständigem Nachhinken der Konsumindustrie und letztlich 4. die Verschiebung der internationalen Tektonik zu Ungunsten der Länder des Sozialismus.

Differenzen in der Analyse zeigen sich jedoch bei der Gewichtung folgenreicher Prozessverläufe in beiden Allianzen, wobei sich in der Sowjetunion regimetheoretisch die Brisanz der nationalen Frage unerwartet verschärfte, während die Integrationskraft westlicher Institutionen eher zunahm. Das Ende des Kalten Krieges wird nach den Wirkungsfaktoren unterschiedlich beurteilt: Die Mehrheit der Autoren scheint weder der Entspannungspolitik noch der Politik der Stärke im zweiten Kalten Krieg einen Bonus zu verleihen. Alle jedoch halten den *human factor*, Michail Gorbatschow und seine gescheiterten Strategeme (»neues Denken«), für den Ausgang des Kalten Krieges als von nicht zu überschätzender Wertigkeit. In dieser Hinsicht ist beispielsweise auch die neuere Forschung einzuordnen, die darauf verweist, dass die Absage an die Gewinnbarkeit eines atomaren Krieges erst 1986 durch Gorbatschow erfolgte.⁷¹ Oftmals wird die Bedeutung der neuen Ideologie über- und die der materiellen Schwächezeichen unterschätzt. Die letzte Antwort allerdings vermag die Historiografie vermutlich erst zu geben, wenn die wieder restriktiver und selektiver gehandhabten Zugangspraktiken zu den Moskauer Archiven aufgehoben sind. Spätestens dann aber sollte die Forschung in der Lage sein, eine schlüssige Theorie der Implosion ideologiefixierter Imperien vorzulegen, die Internationale Beziehungstheorie und Modelle sozialen Wandels vernetzt. Insofern steht das letzte Wort über das Ende des Ost-West-Konflikts noch aus. Aber ist dieser Konflikt überhaupt zu Ende?

71 Bis dahin sah die Kriegsplanung des Warschauer Paktes einen Überraschungsangriff auf Westeuropa mit Hunderten Atomwaffen vor, einer Planung, die allerdings das KPdSU-Politbüro einerseits aufrecht erhalten, seine Anwendung andererseits trotz anhaltenden Drucks sowjetischer Militärs praktisch stets verworfen hatte. Vgl. Hans Rühle/Michael Rühle, FAZ, 13.8.2008, S. 7.

Ali Rattansi, *Racism. A Very Short Introduction*, Oxford University Press, Oxford etc. 2007, 194 S., brosch., £ 6.99/\$ 9.95.

Der Verlag empfiehlt den Einführungstext von Ali Rattansi zum Stichwort Rassismus für »[g]eneral readers interested in racial issues in society, and students studying sociology, literature, history, and postcolonialism«. Gemäß der Konzeption der Reihe der »Very Short Introductions«, in der Ali Rattansis Buch erschienen ist, darf man keine material-gesättigte und quellennahe Studie erwarten, wohl aber davon ausgehen, einen knappen und kundigen Überblick über die verschiedenen Dimensionen des Problems zu bekommen. Diese Erwartung wird von der Verlagsankündigung unterstützt: *Das Buch* »incorporates the latest research to demystify the subject of racism and explore its history, science, and culture. It [...] sheds light not only on how racism has evolved since its earliest beginnings, but will also explore the numerous embodiments of racism, highlighting the paradox of its survival, despite the scientific discrediting of the notion of ›race‹ with the latest advances in genetics«.

Ein solches Versprechen löst der Autor allerdings nur bedingt ein. Zwar argumentiert er durchweg gegen ein politisch verkürztes Rassismusverständnis, das auf »over-hasty definitions, lazy generalizations, and sloppy analysis« (S. 1) beruht. Auch verwendet er dazu eine Reihe aktueller Beispiele, mit deren Hilfe er versucht, die Möglichkeiten der Indizierung von Rassismus allgemein nachvollziehbar zu machen und die er auf konkrete Politiken (überwiegend in Großbritannien und den USA) bezieht. Ferner finden sich mit Robert Knox und Arthur de Gobineau nicht nur die üblichen Verdächtigen genannt (S. 31), sondern es wird am Beispiel von David Hume und Immanuel Kant auch darauf hingewiesen, dass die Aufklärung das ihrige zum modernen Rassismus beigetragen hat (S. 27). Außerdem behandelt Rattansi die Thematik durchaus in einer ihrer Komplexität angemessenen Weise, die auf Fragen nach »Racism without races« (S. 86) und »›Cultural racism‹« (S. 104), »›Internal‹ racisms« (S. 45) und »›Eugenics‹« (S. 54), »›Racist identities‹« (S. 114) und der »›Idea of ›institutional racism‹« (S. 132) eingeht. Dabei verweist er häufig auf die Ambivalenz der verschiedenen Muster rassistischer Diskriminierung und plädiert dafür, Rassismus vor allem mit Hilfe der »›idea of *racialization* as an uneven, variable, multidimensional, and ›incomplete‹ phenomenon« (S. 124) zu begreifen.

Doch trotz seiner eigenen kritischen Hinweise auf die »fluidity and instability« (S. 42) der Rassenidee, die immer »›biological and cultural elements‹« (S. 7) enthalten hätte, hält er an ihr als zentralem Indikator für Rassismus fest: »in some form or another the use of ›racism‹ necessarily implies that a group is being defined as a ›race‹ or an individual is being regarded as belonging to a ›race‹« (S. 93). Seine Überlegungen zur Geschichte des Rassismus verkürzen sich deswegen auf die Frage »how far back can one trace racial ideas?« (S. 13).

In die Beantwortung dieser Frage fließen jedenfalls weder die neuesten Forschungsergebnisse ein, noch werden mit ihr verbundene Unklarheiten problematisiert. Die knappen Bemerkungen über das afrikanische, asiatische und europäische Altertum kommen allesamt zu dem Schluss, dass es dort keine Rassenvorstellungen gegeben hätte und deswegen auch kein Rassismus existiert haben könnte. Neuere Beiträge zu dieser Diskussion werden weder rezipiert noch diskutiert. Deswegen finden sich auch keine Überlegungen zu den mit ihnen häufiger verbundenen analogen Ausdehnungen des Rassenbegriffs.²

1 Vgl. die Ankündigungsseite von Oxford University Press, URL: <<http://www.oup.com/uk/catalogue/?ci=9780192805904>> [28.7.2008].

2 Vgl. u. a. Benjamin Issac, *The Invention of Racism in Classical Antiquity*, Princeton etc. 2004, oder Yasuko Takezawa, *Transcending the Western Paradigm of the Idea of Race*, in: *The Japanese Journal of American Studies* 16, 2005, S. 5–30.

Mit den Ausführungen zum Thema »Christianity, anti-Semitism, and the European Middle Ages« (S. 15 ff.) verhält es sich nicht anders. Abgesehen von der traditionellen, aber problematischen Schreibweise von »anti-Semitism«³ wird auch hier einerseits aus dem Fehlen biologischer Determinanten auf die Nichtexistenz von Rassismus geschlossen. Andererseits taucht dabei eine in historischen Darstellungen häufiger angeführte Episode aus dem Spanien der reconquista auf, die Rattansi in einem undifferenzierten Satz zusammenfasst: »Jews who converted to Christianity to avoid expulsion from Spain, the so-called *conversos*, fell foul of the doctrine of *limpieza de sangre* (purity of blood), which is certainly a proto-racial notion« (S. 16).⁴

Diese Aussage macht nicht deutlich genug, dass sich die Politik der Blutsreinheit gegen diejenigen richtete, die oder deren Vorfahren vom Judentum zum Christentum konvertiert und die überwiegend gläubige Christen und also gerade keine Juden mehr waren.⁵ Um ihr Anderssein konstruieren zu können, wurde das herkömmliche Bekehrungsverständnis aufgegeben und der Glaube biologistisch an die Herkunft gebunden. Dadurch wurden also nicht Juden zur Protorasse gemacht, sondern Christen nach ihrer Abkunft beurteilt. Das diente zweifellos einer Politik rassistischer Ausgrenzung, deren Verdächtigungen sich nicht nur bis zum später so berüchtigten einen Tropfen verunreinigenden Blutes erstreckten, sondern selbst jene betrafen, die mit der Milch einer entsprechend disqualifizierten Amme aufgezogen worden waren. Aber ihr Bezugspunkt war nicht die Rasse, sondern die Reinheit der Abstammung der anderen. Statt den Rassenrassismus metaphorisch vor die Zeit seiner Geltung zu verlegen, wäre nach dem Begründungszusammenhang eines Rassismus der Kontamination zu fragen gewesen.

Das hätte anschließend auch erlaubt, sich dem Kastenrassismus differenzierter als mit der Behauptung zu nähern, »that the race-thinking that was often attributed to early India has little foundation in historical reality« (S. 19). Tatsächlich kannte das alte Indien keinen Rassenrassismus, wohl aber die rassistische Diskriminierung zu Unreinen erklärter anderer. Ohne solche Unterscheidung kann Rattansi zwar die spätere Vermischung von Kastenkategorien und Rassenkategorien kritisieren, die sowohl im brahmanischen wie im imperialen britischen Interesse lag (S. 48 ff.). Obwohl er ansonsten intensiv mit Beispielen aus der aktuellen politischen Auseinandersetzung arbeitet, sieht er aber keinen Anlass, auf die gegenwärtige Debatte über die rassistische Diskriminierung der Dalits einzugehen.⁶

Auch die vagen Ausführungen unter der Überschrift »Religious racism? The case of Islamophobia« (S. 108 ff.) machen deutlich, dass der kategoriale Rückzug auf den Rassensbegriff die Rassismusanalyse in erhebliche argumentative Untiefen führt. Die sich dabei auftuende analytische Lücke zwischen Rassensbegriff und auf ihn bezogener geschlechtsspezifischer, klassenmäßiger, kultureller, religiöser und anderer Formen rassistischer Diskriminierung überbrückt Rattansi mit Hilfe des Konzepts der »racialization« (S. 107).⁷

3 Vgl. dazu Colin Tatz, *With Intent to Destroy. Reflecting Genocide*, London etc. 2003, S. 18: »There was, and is, no ›Semitism‹ to be anti. Neither hyphen nor capital S is needed for anti-Semitism«.

4 Vgl. dazu ähnlich u. a. Immanuel Geiss, *Geschichte des Rassismus*, Frankfurt/Main 1988, S. 119; George L. Mosse, *Die Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt/Main 1990, S. 27; George M. Fredrickson, *Racism. A Short History*, Princeton etc. 2002, S. 33.

5 Vgl. Norman Roth, *Conversos, Inquisition, and the Expulsion of the Jews from Spain*, Madison etc. 1995, S. 115, der auf der Basis umfangreichen Quellenstudiums zu dem Ergebnis kommt, »that the overwhelming majority of the conversos were quite sincere Christians«.

6 Vgl. die Beiträge in Umakant Sukhadeo Thorat (Hrsg.), *Caste, Race and Discrimination. Discourses in International Context*, Jaipur etc. 2004.

7 Vgl. dazu die Beiträge in Karim Murji/John Solomos (Hrsg.), *Racialization. Studies in Theory and Practice*, Oxford etc. 2005.

Der Begriff hat mittlerweile lexikalischen Rang erreicht. Die kürzeste Definition liefert Khyati Joshi: »Racialization is the extension of racial meaning to a previously racially unclassified relationship, social practice, or group«.⁸ Da rassische Bedeutungszusammenhänge keine universelle Gültigkeit haben, sondern selbst hergestellt werden mussten, bezieht sich »racialization« auch auf diesen historischen Kontext. Darauf hat Robert Miles hingewiesen und betont, »that ›race‹ is not a biological fact but a social construction. The first notion of racialisation [...] was used to refer specifically to the development of the idea of ›race‹«.⁹ Dieser Zusammenhang, der die Erkenntnis einschließt, dass Rassen keine Voraussetzung, sondern ein »Produkt des Rassismus«¹⁰ sind, geht bei Rattansi verloren.

Bei der Behandlung der Islamophobie führt das letztlich zu einer Verkehrung der Verhältnisse. Zunächst wird unter konsequenter Zugrundelegung des Rassenparadigmas erklärt, »that Muslims globally have all shades of skin colour, ethnicity, and nationality«. Von daher könnte Islamophobie nicht einfach als Rassismus bezeichnet werden. Anschließend heißt es, dass die »notion of *racialization*« einen differenzierten Zugang zu ihrer Einordnung erlaube (S. 109). Religiöse Abneigung ließe sich dadurch von rassistischer Diskriminierung unterscheiden, dass nach der Rassisierung der anderen, also danach gefragt würde, ob sie etwa als homogene Gruppe barbarischer Araber gezeichnet werden, die nie etwas zur Entwicklung der Zivilisation beigetragen, sondern sich mit der Unterdrückung von Frauen und der Anwendung primitiver Rechtsvorschriften begnügt hätten.

Die enge Kopplung von Rassismus an den Rassenbegriff ließ schon für die Vergangenheit den im Abendland zwischen Christentum und Judentum wie Islam virulent gewesenen, aber auch zum Beispiel gegenüber Hexen in Anschlag gebrachten Gegensatz von Erwählten und Teufeln unberücksichtigt, mit dessen Hilfe die anderen rassistisch entmenslicht und als Geschöpfe Satans einer verderblichen Gegenwelt zugeschlagen wurden. Und auch in der gegenwärtigen Auseinandersetzung der Fundamentalismen geht es weniger um die Rassisierung der anderen, als darum, dass im angeblichen Kampf zwischen Gut und Böse alte Rassengrenzen, die nach der Diskreditierung des Rassenbegriffs ohnehin schwer zu verteidigen waren, durch dämonologische Gegensätze überlagert oder ersetzt werden.¹¹

Dass der Rassenbegriff als Bezugspunkt für die Diagnose von Rassismus nicht ausreicht, zeigt auch die Rassisierung der Iren, die Rattansi auf die Hungerkatastrophe der Jahre von 1845 bis 1848 zurückführt und mit der durch sie bewirkten Massenauswanderung von Iren in die Vereinigten Staaten begründet, wo sie mit Hilfe des Maßstabs einer

8 Khyati Joshi, Racialization, in: *Encyclopedia of Racism in the United States*, hrsg. v. Pyong Gap Min, Westport etc. 2005, Bd. 2, S. 509 f., hier: S. 509.

9 Robert Miles, Racialization, in: *Encyclopedia of Race and Ethnic Studies*, hrsg. v. Ellis Cashmore, London etc. 2004, S. 348 f., hier: S. 348.

10 John Solomos, Making sense of Racism: Aktuelle Debatten und politische Realitäten, in: *Alex Demirović/Manuela Bojadžijev* (Hrsg.), *Konjunktoren des Rassismus*, Münster 2002, S. 157–172, hier: S. 160.

11 Murat Kurnaz, der sowohl von seinem Heimatland Deutschland her, wo er geboren wurde und aufwuchs, als auch, nach der konzertierten Selbststrassisierung der modernen Türkei zum Herkunftsland der Urarier, von seiner Staatsbürgerschaft her zweifelsfrei als »weiß« gelten muss, wurde nicht rassisiert, sondern trotz seiner von weißen Suprematisten nach wie vor propagierten Rasseneigenschaften dämonisiert und einer rechtswidrigen und menschenverachtenden Behandlung unterworfen, die sich außerhalb der gesetzlichen Grundlagen gleich mehrerer Demokratien bewegte. Seine Inhaftierung als »feindlicher Kämpfer« erfolgte in einem eschatologisch aufgeladenen ideologischen Klima des Kampfes gegen das Böse, zu dem der Präsident der USA in einer Rede beitrug, in der er gleichzeitig die innere Einheit der Nation beschwor und zur gemeinsamen Abwehr der sie bedrohenden Kräfte des Bösen aufrief. Vgl. dazu die Regierungserklärung George Bushs vom 29. Januar 2002, URL: <<http://www.whitehouse.gov/news/releases/2002/01/20020129-11.html>> [28.7.2008].

»Anglo-Saxon whiteness« als minderwertig eingestuft und mit Schwarzen verglichen worden wären (S. 39). Tatsächlich begann die rassistische Diskriminierung der Iren wesentlich früher. Auch wenn Noel Ignatiev behauptet, »[e]ighteenth-century Ireland presents a classic case of racial oppression«, wird in diesem Zusammenhang doch deutlich, dass dabei nicht die Rassennomenklatur, die zu diesem Zeitpunkt ja gerade erst entwickelt wurde, sondern die Religionszugehörigkeit die entscheidende Rolle spielte.¹² Trotzdem spricht auch Theodore W. Allen, wo er die rassistische Diskriminierung der Iren zur Zeit des englischen Revolution und der Eroberung Irlands durch die Engländer im siebzehnten Jahrhundert behandelt, von der »Protestant Ascendancy« als einem »system of racial oppression«.¹³

Tatsächlich wurde schon im 17. Jahrhundert gelegentlich das Wort Rasse benutzt – etwa um festzulegen, was alles einem »Irishman, born of Irish race and brought up Irish« verboten sein sollte. Aber es wurde in der Regel noch nicht im Sinne des späteren Rassenbegriffs verwendet, sondern diente als Bezeichnung für soziale Abkunft und kulturelle Prägung. In diesem Sinne lässt sich »Rasse« bereits im 15. Jahrhundert nachweisen. Dort wurde sie zum Beispiel von Alfonso Martínez de Toledo als Klassenkategorie benutzt, als er, um die natürlichen Neigungen von Adel und Bauernschaft zu betonen, als Experiment vorschlug, zwei Söhne eines Ritters und eines Bauern aus ihrer sozialen Umgebung zu entfernen und isoliert aufzuziehen. Dabei würde sich zweifellos die edle Abkunft (»buena rraça«) des einen in der Freude am Kampf, die gemeine Abkunft (»vil rraça«) des anderen in der Neigung zur Landwirtschaft niederschlagen.¹⁴ Rasse diente ursprünglich der Benennung sozialer Differenz und war eine herrschaftlich geprägte soziale Kategorie.¹⁵ Eben deswegen konnte sie im Zeitalter des Kolonialismus und der transatlantischen Sklaverei schließlich jene Anthropologisierung erfahren, aus der sie am Ende als Begriff für angeblich elementare biologische Unterschiede zwischen den Menschen der verschiedenen Kontinente hervorging und dem sich entwickelnden Rassenrassismus als zentrale Bezugskategorie diente.

Deswegen bleibt es methodisch unbefriedigend, angesichts des Befundes früherer rassistischer Diskriminierungen, den Rassenbegriff analogisch zu überdehnen und auf Epochen anzuwenden, in denen sein späterer Gehalt noch nicht existierte. Auch wenn er schließlich wegen des weltweiten Erfolges des europäischen Imperialismus, dessen wissenschaftlicher Untermauerung durch die Rassentheorie und deren konzertierte Verwendung durch den Nationalsozialismus zur Namensgebung rassistischer Diskriminierung diente, bediente diese sich zuvor anderer Kategorien und Begründungen. Sie lassen sich in die Gegensatzpaare von Kultivierten und Barbaren, Reinen und Unreinen, Erwählten und Teufeln, Zivilisierten und Wilden, Weißen und Farbigen, Wertvollen und Minderwertigen fassen.¹⁶

Umgekehrt führt aber die ausschließliche Kopplung rassistischer Diskriminierung an einen eng gefassten Rassenbegriff dazu, dass sie nur historisch und systematisch verkürzt wahrgenommen wird. Im Falle Irlands übersieht Rattansi deswegen eine weit vor der Entwicklung der Rassennomenklatur beginnende rassistische Diskriminierung, die sich zunächst des Barbarenstereotyps, des Teufelsstereotyps und des Wildenstereotyps bediente.

12 Noel Ignatiev, *How the Irish Became White*, New York etc. 1995, S. 35.

13 Theodore W. Allen, *The Invention of the White Race*, Bd. 1: *Racial Oppression and Social Control*, London etc. 1994, S. 86; folgendes Zitat S. 59.

14 Vgl. Max Sebastián Hering Torres, *Rassismus in der Vormoderne. Die »Reinheit des Blutes« im Spanien der frühen Neuzeit*, Frankfurt/Main 2006, S. 219 f.

15 Vgl. u. a. Werner Conze/Antje Sommer, *Rasse*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 135–178, hier: S. 137–141.

16 Vgl. Wulf D. Hund, *Rassismus*, Bielefeld 2007, S. 34–81.

Wenn etwa Edmund Spenser unterstellte, dass die Iren von den Skythen abstammen würden, dann war das keine Vorform einer Rassentheorie, sondern eine Verbindung mit den von Plinius zusammengestellten fabelhaften und barbarischen Völkern an den Rändern der Welt.¹⁷ Das diente einerseits dazu, die Iren direkt einer primitiven nomadischen Lebensweise zu bezichtigen und ihnen indirekt Kannibalismus zu unterstellen¹⁸ (denn die antiken Anthropophagen lebten angeblich in Skythien und von den Iren wurde behauptet, sie wären früher ›Anthropophagi‹ genannt worden).¹⁹ Diese und andere Diskriminierungen gingen den Erfahrungen der Engländer mit Amerikanern und Afrikanern voraus oder entwickelten sich parallel zu ihnen und wurden dann im kolonialen Kontext verknüpft: »The idea was that Native Americans, the Irish and Africans were linked by their shared barbarity, or at least incivility«.²⁰ Erst anschließend wurden die Iren rassisiert und als »the niggers of Europe« oder »white chimpanzees« charakterisiert.²¹ Dass dieser komplexe Zusammenhang von Rattansi ausgeblendet wird, ist nicht Ausdruck der verkürzten Darstellung eines zur Illustration dienenden Beispiels, sondern einer unterdeterminierten Argumentationsweise.

Das gilt auch für eine Reihe anderer wichtiger Zusammenhänge. So wird zum Beispiel die Beziehung von Rassismus und Sklaverei in den zirkulären Satz gefasst: »African slavery was legitimized by already existing views of Africans as inferior, which were then developed once the institution of African slavery became firmly established« (S. 30). Diese Formulierung unterschlägt, dass Afrikaner dem europäischen Bewusstsein ursprünglich keineswegs als minderwertig gegolten haben und dass der europäisch-afrikanische Sklavenhandel, wie er zunächst von den Portugiesen betrieben wurde, auf einem Geschäftsverhältnis beruhte, in dem die Europäer mächtigen Handelspartnern gegenüberstanden.²² Sowenig die Antike Freie und Sklaven an der Hautfarbe unterscheiden konnte, sowenig konnten das die europäischen Sklavenhändler der frühen Neuzeit. Die ideologische Herabminderung der Sklaven bediente sich daher auch nicht des noch gar nicht entwickelten Rassenbegriffs, sondern überkommener Muster der Diskriminierung von Barbaren und Heiden. Im Zuge der Herausbildung der transatlantischen Sklaverei wurde diese zu dem für die Entwicklung des Rassenrassismus entscheidenden sozialen Verhältnis. Und auch hier zeigte sich, dass rassistische Diskriminierung der Herausbildung des Rassenbegriffs vorausging.

Indem die »Very Short Introduction« in das Thema »Racism« diesen ursächlich an den von ihm tatsächlich erst hervorgebrachten Rassenbegriff koppelt, greift sie analytisch entschieden zu kurz.

Wulf D. Hund, Hamburg

17 Vgl. *Edmund Spenser, A View of the State of Ireland*. From the first printed edition (1633), hrsg. v. *Andrew Hadfield/Willy Maley*, Oxford etc. 1997, S. 54–64.

18 Vgl. *Nicholas P. Canny, The Ideology of English Colonization: From Ireland to America*, in: *William and Mary Quarterly* 30, 1973, 3, S. 575–598, hier: S. 587.

19 Vgl. *John Block Friedman, The Monstrous Races in Medieval Thought*, Syracuse 2000, S. 10 und *Sean O'Callaghan, To Hell or Barbados. The Ethnic Cleansing of Ireland*, Dingle 2000, S. 14.

20 *Steve Garner, Racism in the Irish Experience*, London etc. 2004, S. 75.

21 Vgl. *Patrick Brantlinger, Dark Vanishings. Discourse on the Extinction of Primitive Races, 1800–1930*, Ithaca etc. 2003, S. 98 u. 110.

22 Vgl. *John Thornton, Africa and Africans in the Making of the Atlantic World, 1400–1800*, 2. Aufl., Cambridge etc. 1998, S. 25, 38 u. passim.

Susanne Michl, Im Dienste des »Volkskörpers«. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 177), Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2007, kart., 307 S., 39,90 €.

Die Tübinger Dissertation von Susanne Michl stößt in eine doppelte Forschungslücke vor. Jenseits seiner Ereignisgeschichte zählt der Erste Weltkrieg, obwohl in den letzten Jahren neu als Geburtsfehler des 20. Jahrhunderts entdeckt, noch immer zu den weniger untersuchten Kriegen der Neuzeit. Ebenso stellen die Rolle von Ärzten in militärischen Konflikten und die Auswirkungen von Kriegen auf die Entwicklung der medizinischen Disziplinen ein eher selten bearbeitetes Kapitel der Medizingeschichte dar. Die Verbindung beider Themen leuchtet unmittelbar ein. Im Weltkrieg erreichte einerseits die Militarisierung der Medizin einen Höhepunkt – sei es in der Verpflichtung ziviler wie militärischer Ärzte auf Kriegsziele oder in der hierarchischen und uniformierten Organisation von Hilfspersonal. Andererseits kann man von einer fortgeschrittenen »Medikalisierung« des Krieges sprechen – ärztliche Expertise war längst unverzichtbar geworden für die Auswahl, Versorgung und Disziplinierung von Soldaten oder für die Planung des Gaskriegs. Michl ist sicher nicht die erste, die sich dieses Zusammenhangs annimmt. Aber sie legt eine detaillierte Fallstudie zu medizinischen Ordnungsvorstellungen im Krieg vor, die konsequent vergleichend angelegt ist. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland verband sich im Weltkrieg nicht nur sprachlich der Kampf gegen Krankheiten untrennbar mit jenem gegen die feindlichen Armeen. Gleichwohl kann Michl erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Ländern herausarbeiten, die weniger aus dem Kriegsverlauf als aus den unterschiedlichen Wissenschaftskulturen und beruflichen Strukturen zu erklären sind.

Anders als der Titel vermuten lässt, ist dieses Buch keine umfassende Untersuchung jener Tätigkeitsfelder, auf denen Ärzte kriegsverpflichtet oder aus eigenem Interesse neu tätig wurden. Nach einem einleitenden Kapitel zur Sozialgeschichte der ärztlichen Profession in Frankreich und Deutschland stehen vielmehr zwei, hauptsächlich von Medizern geführte Diskurse im Zentrum der Darstellung. Zum einen geht es um den Komplex der Sexualhygiene, um Strategien zur Vermeidung und Eindämmung venerischer Krankheiten. Zum anderen ist die Diskussion um psychische Kriegsfolgen von Interesse. Beide Diskurse beziehen sich sowohl auf Einzelpersonen als auch auf den gesamten »Volkskörper« (womit metaphorisch etwas unscharf die Nationsvorstellungen der Mediziner gemeint sind); beide Themen sollten sowohl für die kämpfenden Männer an der Front als auch für die daheim ausharrenden Frauen und Kriegsuntauglichen Relevanz besitzen. War der Sieg im Schützengrabenkrieg ohne den Kampf gegen heimtückische Krankheiten nur ein halber Erfolg, schien die Verfasstheit der Frauenkörper an der Heimatfront keine geringere Bedeutung für die Zukunft der deutschen beziehungsweise französischen Nation zu besitzen als der strapazierbare Soldatenkörper. Faktisch allerdings kam es in beiden Ländern zu einer Verschlechterung der medizinischen Versorgung von Zivilisten. Den kämpfenden Truppen gebührte die Hauptaufmerksamkeit.

Insgesamt treten bei Michl Ärzte weniger als Akteure im eigentlichen Kriegsgeschehen oder als praktizierende Mediziner auf, sondern vor allem als Analysten mit Urteilen zum Zustand der Armeen und der Heimatfront. Doch ihre Autorität bezogen Ärzte nicht allein aus einer wissenschaftlichen Qualifikation, sondern zumindest teilweise auch durch die eigenen Kriegserfahrungen. Hieraus entstand aber nur in Frankreich eine gewisse Rivalität zwischen Zivil- und Militärärzten. Der Weltkrieg mit seinen blutigen Folgen und neuen, erschütternden Krankheitsbildern war nicht nur eine medizinische Herausforderung, der mit wachsender Ressourcenknappheit immer schwieriger zu begegnen war. Der Krieg erwies sich gleichermaßen als ein Experimentierfeld für den Umgang mit Krankheiten und Erkrankten sowie als Thema, mit dem Ärzte sich als Gesundheits- und Kör-

perexperten profilieren konnten. Im professionsgeschichtlichen Vergleich zeigt sich, dass deutsche Mediziner sich mit ihrem Wissen viel reibungsloser als ihre französischen Kollegen in die Kriegsmaschinerie einfügten, auch wenn sie bislang im zivilen Bereich praktiziert hatten. Als eine Folge der frühen Bismarck'schen Sozialpolitik waren deutsche Ärzte an die Einbindung in mächtige korporative Strukturen gewöhnt. Ebenso war die Bereitschaft, die Bevölkerung medizinalstatistisch zu erfassen und zu kontrollieren, bei französischen Medizinerinnen geringer ausgeprägt. Doch auch ihre deutschen Kollegen verstanden sich nicht einfach als Befehlsempfänger militärischer Instanzen und vergaßen keineswegs Patienteninteressen und ihre Fürsorgepflichten gegenüber kranken Zivilisten. Sie sorgten sich sogar »in weitaus größerem Maße« (S. 86) als ihre französischen Kollegen um die Gesunderhaltung der Zivilbevölkerung und versprachen sich von der Zusammenarbeit mit den militärischen Instanzen auch ein rationales Versorgungssystem an der Heimatfront. So erschreckend die Kriegsverletzungen im Einzelfall waren, in beiden Ländern mochten Ärzte zumindest in den ersten Kriegsjahren keine gravierende gesundheitliche Belastung des »Volkskörpers« erkennen. Eugenische Argumente, dass der Krieg einer negativen Selektion Vorschub leiste, weil vor allem die Helden der Nation im Trommelfeuer starben, fanden unter Medizinerinnen auf beiden Seiten des Rheins keine nennenswerte Zustimmung.

In den beiden inhaltlichen Fallstudien lässt Michl allein Ärzte als Experten zu Wort kommen. Deren persönliche (traumatische) Kriegserfahrungen sowie die Stimmen von Laien oder nicht-medizinischen Experten (Militärs, Juristen, Politikern, Geistlichen) blendet sie aus. Die Materialfülle der aus medizinischen Fachpublikationen rekonstruierten Diskurse ist gleichwohl beeindruckend; zumindest für Ärzte handelte es sich um vorrangige Kriegsprobleme. Das erste Beispielthema, der Kampf gegen venerische Krankheiten, erhielt in beiden Ländern mit den zu Kriegsbeginn dramatisch ansteigenden Infektionsraten eine neue Dringlichkeit. Medizinalerziehung und moralische Appelle genügten offenbar nicht. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland wurden nicht nur die Überwachungsmaßnahmen für Prostituierte verschärft, sondern auch Zwangsuntersuchungen und -einweisungen für männliche Militärangehörige eingeführt. Solche Vorkehrungen konnten in der Armee vergleichsweise leicht getroffen werden, sie scheiterten indes in beiden Ländern an der Heimatfront, obwohl gerade dort das Infektionsrisiko am weitaus höchsten war.

Die zweite Fallstudie fasst die Debatte über die durch den Krieg verursachten oder ausgelösten psychischen Krankheiten zusammen. Im Kern ging es um die – nicht zuletzt versorgungsrechtlich wichtige – Frage, welche psychischen Störungen überhaupt als Kriegsbeschädigung gelten konnten und welche lediglich »hysterische Überreaktionen« oder gar Simulationen darstellten. Beide Ärzteschaften stellten die Lehrbuchmeinung der Vorkriegszeit in Frage, der zufolge vor allem die persönliche, labile Veranlagung als Ursache einer Psychose zu gelten habe. Der Verlauf des Krieges hatte gezeigt, dass keineswegs nur willensschwache, labile Persönlichkeiten mit ihren Kriegserfahrungen überfordert waren. Vor allem Offizieren gestand man häufig eine ernste Traumatisierung zu, die dann mit einer mutmaßlichen organischen Ursache fast einer »normalen« Kriegsverletzung gleichgestellt sein konnte. In der Mehrheit der Fälle wurde aber ein mangelnder Gesundheitswille diagnostiziert, und durchweg galten psychische Kriegsfolgen nicht als ruhmreiche Verletzung.

Vor allem in dieser zweiten Fallstudie verliert die Arbeit sich streckenweise in den Feinheiten der medizinischen Fachdiskurse. Für den Vergleich viel aufschlussreicher sind die Passagen, in denen Michl die Wechselbeziehungen zwischen deutschen und französischen Diskursen untersucht. Ein Informationsaustausch fand durchaus statt, wenn auch der Krieg die wissenschaftlichen Netzwerke zerschnitten hatte. Immer wieder grenzten französische Ärzte sich als Freiberufler, die das Vertrauen ihrer Patienten genossen, von

ihren vermeintlich obrigkeitsblinden deutschen Kollegen ab, die allein dem Wilhelminischen Militarismus dienten. Michl relativiert solche Urteile; aber sie stellt sie nicht in den größeren Zusammenhang einer militarisierten Medizin oder »medikalisierten« Kriegsführung. Worin sich Krieg und Medizin zwischen 1914 und 1918 von der älteren Kriegsmedizin unterscheiden, worin genau die Modernität des Weltkriegs zu sehen ist, wie Ärzte dazu beitrugen, die Grenze zwischen dem Zivilen und dem Militärischen zu verwischen – solche Fragen bleiben offen oder doch nur angedeutet. Die medizinische Optimierung menschlicher Ressourcen und die Verpflichtung auf die Gesundheit der Gesamtbevölkerung stellte jedenfalls keine neue Zielvorstellung des Weltkriegs dar, sondern findet sich als Ideal bereits in der absolutistischen Medizinalpolitik beider Länder.

Andreas Renner, Köln/Sapporo

A. Dirk Moses, German Intellectuals and the Nazi Past, Cambridge University Press, Cambridge etc. 2007, IX + 293 S., geb., \$ 74,10.

Stephan Schlak, Wilhelm Hennis. Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik, Verlag C. H. Beck, München 2008, 279 S., geb., 19,90 €.

Zum 40. »Jubiläum« der Studentenrevolte wird die Geschichte der Bundesrepublik in der öffentlichen Debatte derzeit wieder einmal einseitig auf »1968« fokussiert. Wenn dabei dennoch differenziertere und kritischere Töne zu hören sind als noch im »Jubiläumsjahr« 1998, so nicht zuletzt deshalb, weil die Zeitgeschichtsforschung in den letzten zehn Jahren verstärkt die Bedeutung der »1968« vorausgehenden Fünfziger- und Sechzigerjahre für die »Fundamentalliberalisierung« der Bundesrepublik herausgearbeitet hat.²³ Statt der »68er« gewann dabei als die Bundesrepublik politisch und intellektuell eigentlich prägende Generation vor allem die Kohorte der ungefähr zwischen 1922 und 1932 Geborenen an Profil. Die Angehörigen dieser als »45er« titulierten Generation rückten bereits in den frühen Sechzigerjahren in gesellschaftliche Führungspositionen auf und verblieben dort bis weit in die Neunzigerjahre. Politiker wie Helmut Kohl und Horst Ehmke lassen sich ihr ebenso zurechnen wie die Journalisten Peter Merseburger und Joachim Fest, die Schriftsteller Günter Grass und Walter Kempowski oder die Wissenschaftler Reinhart Koselleck und Thomas Nipperdey. Die Implementierung des Konzepts der »45er-Generation« in die deutsche Zeitgeschichtsforschung verdankt sich wesentlich dem australischen Historiker A. Dirk Moses. Nun liegt seine, bereits 2000 in Berkeley eingereichte Dissertation in überarbeiteter Form endlich als Buch vor. Fast zeitgleich mit dieser Studie erschien im Frühjahr 2008 mit Stephan Schlaks Dissertation über den Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis die erste Biografie einer der prägnantesten Figuren der 45er.

Indem Dirk Moses die, früher oft irreführend (weil nur zwei Jahrgänge betreffend) als »Flakhelfer« titulierte Generation mit einem Terminus von Joachim Kaiser²⁴ als 45er bezeichnet, unterstreicht er die Bedeutung des Weltkriegsendes als generationsstiftende Erfahrung. Da die ab 1922 Geborenen kaum direkte Erinnerungen an die Weimarer Republik besaßen, ihre politisch-weltanschauliche Frühprägung in der NS-Gesellschaft aber durch den deutschen Zusammenbruch 1945 radikal entwertet worden war, mussten sich die 45er, als sie in den ersten Nachkriegsjahren an die Universitäten kamen (ältere Front-

23 Vgl. u. a. Ulrich Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002.

24 Joachim Kaiser, Phasenverschiebungen und Einschnitte in der kulturellen Entwicklung, in: Martin Broszat (Hrsg.), Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte, München 1990, S. 69–74.

soldaten und unwesentlich jüngere Luftwaffenhelfer fast gleichzeitig), intellektuell völlig neu orientieren. Im Gegensatz zu den späteren 68ern suchten die 45er-Intellektuellen zwar nicht die direkte politische Konfrontation mit den NS-Vätern, wohl aber unterzogen sie in ihren wissenschaftlichen Qualifikationsschriften – von Hermann Lübbe bis Jürgen Habermas – die deutschen ideologischen Traditionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts einer grundlegenden Kritik (Moses spricht von einer »intellectual revolution«). Neben Einflüssen der deutschen Emigration (Ernst Fraenkel, Horkheimer/Adorno, Wolfgang Abendroth) griffen sie dabei zwar teils auch konservative Theoretiker wie Arnold Bergstraesser und sogar Carl Schmitt auf, suchten diese jedoch im liberalen Sinne neu zu interpretieren.²⁵ Als erste deutsche Akademikergeneration gingen die 45er-Intellektuellen zudem schon während ihrer Ausbildung ins westliche Ausland. Politisch-kulturelle Westorientierung und eine grundsätzliche Skepsis gegenüber Großideologien kennzeichnen so den Generationenzusammenhang. Die Auseinandersetzung mit dem Erbe des Nationalsozialismus blieb dabei, wie Moses zeigt, bis zuletzt das bestimmende Lebensthema *aller* 45er-Intellektuellen.

An der Frage, wie diese Auseinandersetzung erfolgen sollte, differenzierte sich der Generationenzusammenhang der 45er freilich in verschiedene Generationseinheiten aus. Moses unterscheidet dabei im Wesentlichen zwei Wege, die er als verschiedene »languages of republicanism« beschreibt. Während »redemptive republicans« (gemeint sind vor allem Intellektuelle der »Neuen Linken«) die neue Demokratie auf einen kathartischen Bruch mit der befleckten deutschen politisch-philosophischen Tradition aufbauen wollten (so Moses vielleicht etwas überpointiert), suchten »integrative republicans« (überwiegend »liberalkonservative« Intellektuelle wie Hermann Lübbe) mittels einer kritischen Durchleuchtung der deutschen Ideengeschichte die zum Nationalsozialismus führenden Traditionsstränge zu isolieren, die deutschen Denktraditionen als solche aber zu bewahren. In Adaption von Isaac Deutschers Terminus vom »Non-Jewish Jew« nennt Moses erstere »Non-German Germans« und letztere »German Germans«. Indem er prototypisch die wissenschaftlichen Prägungsphasen von Jürgen Habermas (*Non-German*) und Wilhelm Hennis (*German*) vergleicht, wird deutlich, dass diese intellektuelle Trennung der 45er schon in den Fünfzigerjahren angelegt war, als sie noch durch die gemeinsame Frontstellung gegen die als illiberal wahrgenommenen Führungseliten der Adenauer-Ära verdeckt wurde. Bekanntlich wurde die Trennung dann in den Sechziger- und Siebzigerjahren manifest: vor allem in der Auseinandersetzung um die Reform des Hochschulwesens (das die »redemptive republicans« laut Moses zur Basis ihrer kathartischen Neugründung umbauen wollten) und im Umgang mit der Studentenrevolte (welche von den »integrative republicans« als ideologischer Rückfall in die frühen Dreißigerjahre betrachtet wurde). In den bitteren intellektuellen Hegemoniekämpfen der 45er-Generation in den Siebziger- und Achtzigerjahren war die gegenseitige Bezichtigung totalitärer Denkweisen nie weit. Die Pointe besteht für Moses darin, dass letztlich alle Lager in den Abwehrkämpfen gegen vermeintlich »reaktionäre« Gegner schrittweise die bestehende Ordnung der Bundesrepublik internalisierten. Der liberaldemokratische Konsens der Bundesrepublik stabilisierte sich so gerade in einem ständigen und meist heftig polarisierten öffentlichen Diskurs über die Lehren aus der deutschen NS-Vergangenheit.

Bleibt die Frage, warum einer zum »redemptive«, ein anderer zum »integrative republican« wurde. Diese Frage berührt die tiefer liegenden emotionalen Strukturen des politisch-intellektuellen Diskurses. Moses versucht ihrer mit sozialpsychologischen Ansätzen Herr zu werden, verwendet dabei aber auch zahlreiche theologische Metaphern. Den Schlüssel sieht er letztlich in der Frage, ob die persönliche Erinnerung der Einzelnen an den Nationalsozialismus jeweils durch die Kategorie »stigma« (Makel/Narbe) oder die

25 Vgl. exemplarisch Hermann Lübbe, Carl Schmitt liberal rezipiert, in: Helmut Quaritsch (Hrsg.), *Complexio Oppositorum. Über Carl Schmitt*, Berlin 1988, S. 427–440.

Kategorie »sacrifice« (Opfer) strukturiert wurde; etwas vereinfacht ausgedrückt: es geht hier auch um den Grad der subjektiven Betroffenheit und Scham. In einem zeitlichen Sprung in die späten Neunzigerjahre versucht er anhand der Debatten um das Berliner Holocaust-Mahnmal eine anamnesische von einer amnesischen Erinnerungskultur zu trennen. Da mit diesem Zeitsprung aber auch neue Akteure die Bühne betreten, droht Moses hier etwas der rote Faden verloren zu gehen. Als Prototyp einer amnesischen Erinnerung hat nun der Schriftsteller Martin Walser einen etwas unvermittelten Auftritt – ohne Zweifel ein *German German*, aber doch wohl schwerlich ein »integrative republican«. Auf Seiten der »anamnesischen« *Non-German Germans* bekommen die Intellektuellen um Habermas von der ziemlich obskuren Politsekte der »Antideutschen« Konkurrenz. Überhaupt mag man Moses theoretisch-methodische Herangehensweise zuweilen etwas überzogen finden. Andererseits ist es jedoch gerade die Stärke dieser Arbeit, dass der australische Verfasser als Außenstehender an den deutschen professoralen Diskursen nichts selbstverständlich findet, sondern (getreu dem ethnologischen Prinzip der neueren Kulturgeschichte) alles als »fremdartig« betrachtet und erklärt.

Stephan Schlaks Buch über Wilhelm Hennis offeriert dagegen eine Insiderperspektive auf die Ideengeschichte der Bundesrepublik. Schlak beschreibt den Freiburger Politikwissenschaftler als »Durchkreuzungsphänomen« (Gottfried Benn), in dem sich diverse politisch-intellektuelle Kontroversen der alten Bundesrepublik bündeln. Der politische Intellektuelle Hennis wird also keineswegs unterschlagen. Fraglos noch stärker aber fasziniert Schlak, mit welcher Unbeirrbarkeit sein viel älterer Kollege zeitlebens das scheinbar so fest etablierte Theoriegebäude der modernen Politikwissenschaft, ja die theorie- und methodengeleitete wissenschaftliche Moderne überhaupt, infrage stellte. Schlaks Hennis ist der große »Unzeitgemäße« (Friedrich Nietzsche), welcher sich dem Marsch der Sozialwissenschaften in die Theorie verweigerte und fast allein auf weiter Flur am »praktischen« Verständnis seines Faches als angewandter Wissenschaft festhielt. Indem Schlak so das Bild eines »einsamen Wolfes« zeichnet, folgt er freilich unverkennbar den autobiografischen Selbstdeutungen seiner Untersuchungsperson.²⁶ Diese Pfadabhängigkeit mag bei der Biografie eines Lebenden schwer zu umgehen sein, sie ist aber gleichwohl nicht unproblematisch. Ihr ist es wohl auch geschuldet, dass Hennis bei Schlak auf merkwürdige Weise früh vollendet erscheint. Bereits das Kind immunisierte demnach der Misserfolg der väterlichen Seidenraupenzucht gegen »Projektmacherei«. Bereits als Student wurde Hennis dann durch den alten systematischen Katalog der Göttinger Universitätsbibliothek auf die »Macht der Begriffe« des alteuropäischen Denkens vor der Aufklärung hingeleitet. Spätestens mit der Habilitationsschrift »Politik und Praktische Philosophie« von 1959 schien Hennis dann »fertig« und begegnete fortan den sozialwissenschaftlichen Theorieungetümen Frankfurter und Bielefelder Schulen mit aristotelischer Topik und absichtsvoll normativer politischer Reflexion über »Sorge«, »Gemeinwohl« und »gerechte Herrschaft«. Ob als Vorkämpfer für das Mehrheitswahlrecht in den Sechzigerjahren, als ideengeschichtlich argumentierender Kritiker der »Neuen Linken« in den Siebzigerjahren, oder als Max-Weber-Forscher, der den Abgott der theoretischen Sozialwissenschaft über den Begriff »Lebensführung« für die »praktische Wissenschaft« retten möchte – stets sah sich Hennis dabei selbst als liberalen Grenzschränker gegen deutschen »Wahrheitsfanatismus«. Dass sich Hennis, von einem zornigen Temperament angetrieben, dabei so manches Mal selbst in ideologische Grabenkämpfe verstrickte und dadurch seine Möglichkeiten zur politischen Einflussnahme unbeabsichtigt einengte, wird aus Schlaks Schilderung überdeutlich. Gleichzeitig teilt man als Leser mit dem Autor durchaus eine gewisse Sehnsucht nach vergleichbar unangepassten Figuren in der heutigen Wissenschaftslandschaft.

26 Vgl. insb. *Wilhelm Hennis*, Politikwissenschaft als Beruf, in: *Freiburger Universitätsblätter* 140, 1998, S. 25–48.

Jenseits dieser ausgeprägten Individualität kennzeichnen die Ideologieskepsis und das (von Schlak betonte) lebenslange »Weimar-Trauma« natürlich auch das Generationelle an Wilhelm Hennis. Im Gegensatz zu Dirk Moses operiert Stephan Schlak jedoch nicht mit der Kategorie der 45er-Generation. Vielmehr baut er einen Frontsoldaten-Geburtsjahrgang »1923« auf, den er scharf von den jüngeren Flakhelfer-Jahrgängen abgrenzt. Auch darin folgt er seiner Untersuchungsperson, die für sich in Anspruch nimmt, das Unwesen des »Nazismus« als Frontsoldat »schon vor dem 8. Mai 1945 erkannt und gehaßt« zu haben, während sich die HJ-Jugend »diese nachträgliche Distanz erst nach dem 8. Mai 1945 ausgebildet oder angelesen« habe; und zugleich nahelegt, dass hieraus grundunterschiedliche Haltungen zur bundesrepublikanischen Demokratie resultierten!²⁷ Das zielt voll und ganz auf Jürgen Habermas (Jahrgang 1929) und sein von Hennis misstrauisch beäugtes Changieren zwischen Heideggerianismus, Kritischer Theorie und Neomarxismus. Wie schon bei Moses ist auch bei Schlak Habermas der große Antipode zu Hennis. Wie aber will Schlak in sein Jahrgangs-Konzept Hennis' Göttinger Kommilitonen, den früheren Wehrmachtsoffizier Peter von Oertzen, einbauen, der später ebenfalls zum »linken« Gegner wurde? Und was ist andersherum mit Hermann Lübke (Jahrgang 1926) und Hans Maier (Jahrgang 1931), die in den Siebzigerjahren weitgehend auf einer Linie mit Hennis argumentierten? Hier scheint Moses' 45er-Konzept doch weiterzuführen. Es schützt vor Vereinfachungen, weil es die Sorgfalt einfordert, zwischen individuell unterschiedlichen »Erlebnissen« (erstens), generationell ähnlich gelagerten »Erfahrungen« (zweitens) und innergenerationell differenzierter »Verarbeitung« von Erfahrung (drittens) zu unterscheiden. Karl Mannheims bekannte Kategorienbildung (Generationslagerung, Generationszusammenhang, Generationseinheiten) erscheint damit im Anwendungsfall der Alterskohorten intellektueller Eliten keineswegs überholt.²⁸

Unabhängig davon ist Schlaks Buch aber einfach ein Lesevergnügen. Die Abneigung seiner Untersuchungsperson gegen sterile Methodendiskurse hat sich der Autor fröhlich zueigen gemacht und führt den Leser im essayistischen Plauderton und mit viel Sinn für Kuriositäten (Horkheimers Pillenkoffer) durch seine Geschichte. Alles Additive, was der Gattung Biografie oft mühlsteinschwer anhängt, fehlt hier. Zugleich widerlegt Schlak damit aufs Beste alle Vorurteile über die vermeintliche Unlesbarkeit wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten.

Nikolai Wehrs, Potsdam

Mario Kessler, Ossip K. Flechtheim. Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenkler (1909–1998) (Zeithistorische Studien, Bd. 41), Böhlau-Verlag, Köln/Weimar etc. 2007, 295 S., geb., 39,90 €.

Zehn Jahre nach seinem Tod 1998 ist Ossip K. Flechtheim bereits in Vergessenheit geraten – ein Mann, der nicht nur die Politologie in der jungen Bundesrepublik etablieren half, sondern auch eine neue Wissenschaft mit begründete, die »Futurologie«. Für heutige Ohren klingt ihr Name nach Trendforschung oder Esoterik, doch suchte die »Wissenschaft von der Zukunft« schon vor dreieinhalb Jahrzehnten nach Modellen, wie auf Veränderungen der natürlichen Umwelt reagiert werden könne, die von den Industriegesellschaften verursacht werden und die uns heute in Form des Klimawandels einzuholen drohen.

Mario Keßler, Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam, der in den letzten Jahren mit mehreren Arbeiten in der Sozialismus- und Antisemitismusfor-

²⁷ Ders., *Die deutsche Unruhe. Studien zur Hochschulpolitik*, Hamburg 1969, S. 123.

²⁸ *Karl Mannheim, Das Problem der Generationen*, in: *Kölner Vierteljahresshefte für Soziologie* 7, 1928, S. 309 ff.

schung hervorgetreten ist, legt nun die erste umfassende Monografie über Flechtheim vor. Keßler wertet hierfür nicht nur eine Fülle von Flechtheims Schriften aus, sondern ebenso dessen umfangreichen Nachlass in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt/Main und Archiv-Quellen in den USA. Hinzu konnte er Gespräche mit der Tochter Flechtheims und mit Weggefährten führen, etwa mit John (Hans) Herz, Ernst Engelberg oder Nathan Steinberger.

Ossip Flechtheim wurde 1909 als Sohn jüdischer Eltern, die aus Deutschland und Litauen stammten, in der Ukraine geboren und wuchs seit 1911 in Deutschland auf. Bereits in jungen Jahren las er Marx. Fortan war er von der Idee fasziniert, dass sich durch eine strikte Anwendung der vom Marxismus behaupteten ökonomischen Gesetze der weitere Verlauf der Geschichte vorhersagen lasse. Als Student der Rechtswissenschaften trat er 1927 der KPD bei, distanzierte sich aber gegen Ende der Weimarer Republik zunehmend von ihr. 1934 noch promoviert, betätigte sich Flechtheim in der Gruppe »Neu Beginnen« illegal. Nachdem er kurzzeitig inhaftiert worden war, gelang ihm 1935 die Flucht ins Exil, zunächst in die Schweiz, wo er am Genfer *Institut Universitaire de Hautes Études Internationales* weitere Studien betreiben konnte. Von dort gelangte er in die USA, wo er an mehreren Colleges unterrichtete. Im Exil widmete sich Flechtheim der wissenschaftlichen Erforschung des Kommunismus. 1952 kehrte er in die BRD zurück, genauer nach Berlin, wo er am Otto-Suhr-Institut Politologie lehrte. Aus der SPD, deren Mitglied er im gleichen Jahr geworden war, trat er aufgrund der programmatischen Neuakzentuierung von Godesberg 1962 aus. In den folgenden Jahren wurde Flechtheim zum Mitbegründer der »Futurologie«. In ihr mischte er moralisch fundierte Gesellschaftskritik und Sozialwissenschaften und versuchte, einen marxistisch geprägten Sozialismus in neue Krüge zu gießen. 1980 trat er der Alternativen Liste Berlin bei, die später Teil der »Grünen« wurde. Dieser dritten Partei in seinem Leben gehörte Flechtheim bis zu seinem Tod 1998 an und vertrat in ihr einen »Ökosozialismus«.

An Flechtheims Biografie lassen sich par excellence die Brüche sozialistischer Lebensläufe im 20. Jahrhundert nachvollziehen. Trotz oder gerade ihretwegen war Flechtheim von einer beeindruckenden wissenschaftlichen und publizistischen Produktivität. Auf den Feldern der Rechtssoziologie, der Politologie, der Parteien- und Kommunismusforschung, der Geschichtswissenschaft und Zukunftsforschung, auf denen er in über 60 Jahren auch interdisziplinär tätig war, hinterließ er 18 Bücher und fast 500 Artikel und Aufsätze.

Diesem bewegten Leben widmet Mario Keßler eine umfassende Beschreibung, die sich zu lesen lohnt. Auf solider Quellenbasis, chronologisch angeordnet, nehmen vier Abschnitte die Jugend Flechtheims, seine Exilzeit und seinen Weg zur Politologie, seine Rückkehr in die Bundesrepublik und seine Wende zur »Futurologie« in den Blick. Mit einem Umfang von etwas über 220 Seiten bleibt die Darstellung in einem gut überschaubaren Rahmen.

Orientiert an Arbeiten zur Exil- und Remigrationsforschung wie Rainer Nicolaysens Studie über Siegfried Landshut löst Keßler überzeugend den Anspruch ein, anhand der exemplarischen Biografie eines Wissenschaftlers darzustellen, wie es gelingen konnte, die in verschiedenen Ländern, Sprachen und Wissenschaftskulturen gesammelten Erfahrungen in interdisziplinärer Forschung zu verschmelzen.

Keßlers Anspruch, eine »intellektuelle Biographie« Flechtheims zu schreiben, die ihn »in seinen verschiedenen sozialen und kulturellen Milieus zeigt« (S. 11), die einerseits die geistigen Einflüsse auf ihn nachzeichnet und andererseits sein intellektuelles Schaffen, wird hingegen nur bedingt eingelöst. In der Schilderung von Lebensläufen meist jüdischer und sozialistischer Emigranten aus den Geistes- und Sozialwissenschaften, der frühen und lebenslangen Freundschaft Flechtheims mit John Herz, aber auch seiner Beziehungen zu Richard Löwenthal, Ernst Engelberg, Robert Jungk oder Hans Mayer, schlägt sich zwar Keßlers profunde Kenntnis der Materie nieder. Jedoch bleiben in den prosopografischen

Teilen des Buches manche der zahlreichen Biogramme ein wenig unverbunden neben der Biografie Flechtheims stehen. Nicht immer wird klar, warum Keßler ihnen so breiten Raum einräumt, und das Zusammenwirken der Weggefährten mit Flechtheim in institutionellen und politischen Zusammenhängen erschließt sich nicht immer. Dies hat sicher auch einen Grund darin, dass Keßler vornehmlich aus den Schriften Flechtheims schöpft, seltener jedoch aus den Archiv-Quellen.

Dass Keßler die »intellektuelle Biographie« mit einer Analyse der Werke Flechtheims kombiniert, führt dazu, dass deren inhaltliche Wiedergabe durchgehend breiten Raum einnimmt. So erfährt der Leser viel über deren Kerngedanken, teilweise ermüden jedoch die langen Zitate. Die »intellektuelle Biographie« droht hier zu einer Biografie der Werke zu werden. Nur wenig erfährt man dabei über deren Aufnahme und Wirkung.

Die Wendepunkte in Flechtheims Leben auszuleuchten, gelingt Keßler leider nicht immer. Warum und wie Flechtheim nach dem Zweiten Weltkrieg in den Dienst der amerikanischen Militärverwaltung kam, und warum er als Bürochef von Robert M. W. Kempner, des US-Hauptanklägers für Kriegsverbrechen, Carl Schmitt verhörte, bleibt vollständig im Dunkeln (S. 77). Über die universitären Prägungen Flechtheims kann Keßler nichts Substantielles berichten. Hier wird wenig ergiebig spekuliert und es fallen Namen, die für Flechtheim anscheinend ohne Bedeutung sind (S. 26–29). Auch schleichen sich hier anderweitige forschersische Interessen Keßlers in die Darstellung ein (S. 36–38), was die Stringenz der Darstellung mindert.

Ausgesprochen gelungen und interessant ist hingegen die Darstellung von Flechtheims Exilzeit in Genf – auch, wie Hans Kelsen sich für eine Vielzahl jüdischer und kommunistischer Exilanten aus Deutschland einsetzte –, zum anderen seiner Erfahrungen in den USA, etwa mit der Rassendiskriminierung (S. 49 ff.). Ausgewogen berichtet Keßler über die Gründe von Flechtheims Remigration (S. 92 ff.): Jener sah sich 1951/52, als ihm während der McCarthy-Ära eine Weiterbeschäftigung in den USA verweigert wurde, als Jude und Kommunist diskriminiert, möglicherweise hatte er aber auch schlicht die notwendige »Akkumulation sozialen Kapitals« unterschätzt (S. 95). Erfreulich sind auch die Einblicke, die man durch Keßlers Studie in die junge Berliner Politologie der 1950er- und 1960er-Jahre gewinnt.

Auf der einen Seite ist Keßlers Zurückhaltung zu loben, was Wertungen anbelangt, wenn die Darstellung so auch recht deskriptiv gerät. Andererseits schlägt stellenweise seine Grundsympathie mit Flechtheim durch, und der Leser weiß dann nicht, wo die inhaltliche Wiedergabe Flechtheims endet und Keßlers Interpretation beginnt, etwa bei den Urteilen über das Godesberger Programm (S. 122 f.) oder über die Wurzeln des Faschismus (S. 221). Wenn Keßler im Schlusskapitel den »Futurologen« zum Seher der deutschen Einheit und der Anschläge vom 11. September 2001 erhebt (S. 222), droht er ihn zu verklären.

Keßlers Biografie ist verständlich geschrieben. Wenn auch die Einbettung der Zitate und die gedanklichen Übergänge stellenweise den Eindruck erwecken, als sei die Arbeit unter großen Druck entstanden, so nimmt ihr das nichts von ihrem informativen Gehalt. Flechtheims Denken kreiste um zentrale Fragen des 20. Jahrhunderts, die uns auch heute noch beschäftigen. Das Schriftenverzeichnis, das Keßler bereitgestellt hat, das auch die zahllosen kleineren Artikel Flechtheims erfasst, wird für weitere Untersuchungen, etwa zur Wirkung Flechtheims, eine dankbare Hilfe sein, wie auch die Zeittafel, die das Werk ergänzt.

Henning Albrecht, Hamburg

Christian A. Braun/Michael Mayer/Sebastian Weitkamp (Hrsg.), *Deformation der Gesellschaft? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus*, Wissenschaftlicher Verlag Berlin, Berlin 2008, 191 S., kart., 24,80 €.

Der vorliegende Sammelband vereinigt die Forschungsarbeiten ehemaliger und gegenwärtiger Stipendiaten der Friedrich-Ebert-Stiftung, die sich in ihren Dissertationen intensiv mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzen. Ziel der Herausgeber war es dabei, nicht allein einen historischen Ansatz zu wählen, sondern Autoren verschiedener Fachdisziplinen zu Wort kommen zu lassen. Ein möglichst breitgefächertes Bild des nationalsozialistischen Deutschland entsteht dadurch, dass sowohl die Bereiche Wehrmacht und Polizei, Diplomatie, Propaganda – und hiervon kaum zu trennen – Politik und Kultur umfasst werden. Gemeinsames Erkenntnisinteresse der Beiträge dieser Vertreter der jüngeren Forschungsgeneration ist die Frage, inwieweit von einer Deformation der Gesellschaft im »Dritten Reich« gesprochen werden kann. Nach Auffassung der Autoren greifen Fragestellungen nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der deutschen Geschichte zu kurz, denn die Nationalsozialisten siedelten sich einerseits in einer deutschen Traditionslinie an, brachen aber zugleich mit dieser, so dass Hitlers Aufstieg weder als »Betriebsunfall« noch als unabwendbare Konsequenz der deutschen Entwicklung erklärt werden kann. Zudem verstellten antagonistische Sichtweisen, wie die der »Intentionalisten« und der »Funktionalisten« bei der »Endlösung der Judenfrage«, den Blick auf das komplexe Geschehen.

Zunächst analysiert Daniel Schmidt, 2007 mit einer Arbeit über die Schutzpolizei im Ruhrgebiet in der Zwischenkriegszeit promoviert, die Verortung der preußischen Polizeioffiziere zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Für deren Selbstverständnis und Ansehen bildeten stets die Offiziere der Reichswehr die maßgebliche Referenzgruppe. Der idealtypische Polizeioffizier galt als militärischer Führer. Dies führte zu einem übersteigerten Konkurrenzdenken zur Wehrmacht, in dem Schmidt eine Erklärung dafür sieht, »dass sich viele jüngere Polizeioffiziere im kommenden Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg als Kompanie- und Zugführer durch besondere Radikalität hervorgetan haben« (S. 21 f.).

Die Deformation der Militärelite erörtert Timm C. Richter. Er arbeitet heraus, dass der Erste Weltkrieg der Leitidee vom »totalen Krieg« endgültig zum Durchbruch verhalf, schon die Heeresreform der »Ära Seeckt« den Aufbau eines totalen Wehrstaates im Blick hatte und das spätere Scheitern der Generäle Groener und Schleicher keineswegs eine Zäsur für die Militärelite bedeutete. Nach Richter ließen »kaltes militärisches Kalkül und die Illusion über die eigenen Möglichkeiten das Militär zu einem integralen Bestandteil des NS-Staates werden«, die in eine »Selbstgleichschaltung« der Reichswehr mündete (S. 38 f.). Richter wendet sich gegen eine Bewertung des Chefs der Heeresleitung, General Fritsch als konservativen Gegenpol zu Blomberg und Reichenau zu betrachten. Tatsächlich habe sich Fritsch jede Kritik an der Person Hitlers verboten und schon in einem Schreiben an Joachim von Stülpnagel vom 16.11.1924 sein Feinbild klar umrissen: »Ebert, Pazifisten, Juden, Demokraten, Schwarzrotgold« (S. 40).

Sebastian Weitkamp, mit einer Studie über das Auswärtige Amt und die »Endlösung der Judenfrage« promoviert²⁹, untersucht in seinem Beitrag über Polizei-Attachés und SD-Beauftragte an den deutschen Auslandsmissionen das Verhältnis dieser »Vernichtungskrieger mit Diplomatenstatus« (S. 65) zum Auswärtigen Amt. Er kommt zu dem Schluss, dass die Konflikte zwischen Missionschefs und SS-Attachés nach 1945 übertrieben wurden und gerade bei der »Judenpolitik« eine weitgehend reibungslose Zusammenarbeit festzustellen sei. Besonders unter Ribbentrops Führung seit 1938 sei das Auswärtige Amt in allen Bereichen stark nationalsozialistisch geprägt worden und »deformierte

29 Sebastian Weitkamp, *Braune Diplomaten. Horst Wagner und Eberhard von Thadden als Funktionäre der Endlösung*, Bonn 2008.

vom klassischen Instrument der Außenpolitik zum willigen Erfüllungsgehilfen der ›Endlösung‹ (S. 74). In dem zweiten, die Diplomatie betreffenden Beitrag thematisiert Daniel Roth am Beispiel der Deutschen Gesandtschaft in Stockholm auf dem Höhepunkt ihres Ausbaus im Zweiten Weltkrieg den »Mikrokosmos der NS-Außenpolitik«. Roth, der 2007 seine Dissertation zu diesem Thema an der Uni Flensburg vorgelegt hat, sieht die Deformation dieser Institution in einem durch die polykratische Ämterkonkurrenz bedingten Konkurrenz- und Anpassungsdruck begründet. Trotz allem vordergründigen Neben- und Gegeneinander, Intriganten- und Dilettantentum sowie dem kriegsbedingten Wildwuchs der Dienststellen an der Stockholmer Botschaft hätten die nach Stockholm entsandten deutschen Diplomaten letztlich nicht als Sand, sondern Öl im Getriebe der Kriegsanstrengungen des ›Dritten Reiches‹ gewirkt. Die Deformation dieser Institution habe sich in der Anpassung an das nationalsozialistische Leitbild des vorbehaltlos loyalen Interessenvertreters einer zur Staatsideologie erhobenen Weltanschauung realisiert.

In seinem Aufsatz zur Bedeutung der NS-Propaganda für die Eroberung staatlicher Macht und die Sicherung politischer Loyalität vertritt Daniel Mühlenfeld, Doktorand an der Universität Jena, die These, dass die Goebbels-Propaganda »entgegen der bisherigen Forschungsmeinung keineswegs das zentrale Instrument zur Erringung staatlicher Macht vor und Sicherung politischer Loyalität nach 1933 gewesen ist« (S. 93). In der Tat enthalten die von Mühlenfeld herangezogenen Akten reichhaltiges Material, welches zum einen erhebliche organisatorische Defizite der Reichspropagandaleitung und zum anderen den dezentralen Charakter der NS-Propaganda vor 1933 zeigen. So handelt es sich bei der immer noch vorhandenen Sichtweise, Goebbels' effektive Meinungsmanipulation habe weite Teile der Bevölkerung zum Nationalsozialismus verführt, um eine Übernahme von Goebbels' Selbststilisierung, der schlechthin geniale Dirigent der öffentlichen Meinung gewesen zu sein. Zahlreiche Befunde sprechen dafür, »dass die Wirkungsmächtigkeit der NS-Propaganda auch im ›Dritten Reich‹ weniger auf Manipulationen, als vielmehr auf der Bereitstellung medialer Inhalte beruhte, von denen das Regime wusste oder zumindest hinreichend sicher vermutete, dass diese von der Bevölkerung nachgefragt waren [...] Die Bindekraft des Nationalsozialismus lag also vielmehr in der Befriedigung elementarer Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen der Bevölkerung« (S. 107 f.).

Der »normierte Tod« betitelt Christian A. Braun, der mit einer Dissertation zum nationalsozialistischen Sprachstil hervorgetreten ist³⁰ seinen Beitrag zur sprachlichen Gleichschaltung von Todesanzeigen für gefallene Soldaten im »Dritten Reich«, dargestellt am Beispiel des Gauorgans »Der Führer«. Dass die Presse im Nationalsozialismus rechtlich, wirtschaftlich und inhaltlich gelenkt wurde, ist bekannt, nicht jedoch die Übergriffsversuche in Form von Sprachregelungen auf private Texte wie Todesanzeigen. Der Autor beschreibt, wie das Regime die Trauerkultur um Millionen Menschen, die es in den Tod schickte, zu verändern suchte. Nachdem in den Augen des Regimes das subversive, Wehrkraft und Volksgemeinschaft unterminierende Verhalten der Angehörigen in den Anzeigen für ihre gefallenen Soldaten darin bestand, zu selten den Heldentod für Führer und Vaterland zu rühmen, wurden in einem langen Prozess bis September 1944 erfolgreich verbindliche Sprachregelungen geschaffen: »Für Führer, Volk und Reich gaben ihre Leben. Oder: Für Führer, Volk und Vaterland starben den Heldentod« (S. 119). Sämtliche Gestaltungsspielräume wurden nivelliert und den privaten Anzeigen »der Charakter eines Formulars« verliehen (S. 144).

Mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden bei der Behandlung ausländischer Juden in Deutschland und Frankreich befasst sich Michael Mayer im Anschluss an seine Dis-

30 Christian A. Braun, Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik, Heidelberg 2007.

sertation.³¹ In den Regierungen und Gesellschaften beider Staaten stellt der Autor einen Konsens in der angeblichen »Notwendigkeit« einer antijüdischen Politik fest, die auch dazu führte, dass sich die gesetzlichen Regelungen nicht nur auf ausländische und kurzzeitig eingebürgerte Juden beschränkten, sondern in beiden Staaten Gesetze erlassen wurden, um den öffentlichen Dienst sowie Medizin und Justiz auch von inländischen Juden zu »säubern«. Ein jähes Ende dieser Gemeinsamkeiten konstatiert Mayer beim »außerstaatlichen Vorgehen der radikalen Nationalsozialisten gegen die Juden« – das »keinerlei Entsprechung in Frankreich« fand (S. 162).

Erinnerung in der Exilliteratur an Berlin, insbesondere den Berliner Tiergarten, reflektiert Susanna Brogi, die zu diesem Themenkomplex auch ihre Dissertation verfasst hat.³² Anders als Privatgärten unterlag der Tiergarten schon bald restriktiven behördlichen Bestimmungen, die den als »jüdisch« diffamierten Teil der Bevölkerung systematisch erniedrigten. Brogi beschließt ihre Erörterung mit einer Tagebuchnotiz von Witold Grombowicz, der im argentinischen Exil den Holocaust überlebt hatte. Als er sich zur Zeit des Kalten Krieges vorübergehend in Berlin aufhielt, ließen ihn »die polnischen Düfte im Tiergarten den eigenen Tod wittern« (S. 188). So zeigt diese Tagebuchnotiz Berlin und den Tiergarten als Orte, an denen sich zusätzlich die außerhalb Deutschland begangenen deutschen Verbrechen angelagert haben. Die Bewertung Brogis, dass »die Gesellschaft und deren repräsentativen Orte ebenso wie der literarische Ort Tiergarten eine die Spuren der realen Zerstörung überdauernde irreversible Deformation erfahren« haben (ebd.), sollte als heuristisches Prinzip im Hinblick auf bleibende Deformationen gesellschaftlicher Gruppen und Institutionen Anwendung finden.

Die Autoren/innen des Sammelbandes haben von den Polizeioffizieren über die Militärelite, SS-Diplomaten, den Mikrokosmos einer Gesandtschaft, der Bedeutung der NS-Propaganda, sprachlichen Gleichschaltung, Ausgrenzung von Juden und Fallbeispielen literarischer Rezeption neue Forschungsansätze vorgelegt und materialreich belegt, die im wissenschaftlichen Diskurs vertieft werden sollten.

Wigbert Benz, Karlsruhe

Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, hrsg. von Hansjoachim Henning/Florian Tennstedt, I. Abteilung: Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867 bis 1881), Bd. 8: Grundfragen der Sozialpolitik in der öffentlichen Diskussion: Kirchen, Parteien, Vereine und Verbände, bearb. von Ralf Stremmel/Florian Tennstedt/Gisela Fleckenstein unter Mitarbeit von Margit Peterle und Gisela Rust-Schmöle, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2006, XL + 670 S., geb., 69,90 €.

Das vorliegende Werk schließt die erste Abteilung der von Peter Rassow und Karl Erich Born begründeten Quellenedition zur Geschichte der Sozialpolitik des deutschen Kaiserreichs ab. Den Dokumententeil des Bandes eröffnet ein Faksimile der Gründungsversammlung des Vereins für Socialpolitik im Oktober 1873. Der Wille zur Bildung dieser bis heute existenten Standesorganisation der deutschen Nationalökonomen ging von der ein Jahr zuvor stattgefundenen Eisenacher Versammlung aus, die leidenschaftlich über die Arbeiterfrage debattierte. Die auszugsweise nachgedruckte Dokumentation dieser Konferenz im Oktober 1872 bildet das Herzstück des hier behandelten Zeitabschnitts. 91 von

31 Michael Mayer, Antisemitismus in NS-Deutschland und Vichy-Frankreich. Die Ministerialbürokratie und die »Judenpolitik«, München 2008 (erscheint in den »Studien zur Zeitgeschichte«).

32 Susanna Brogi, Der Tiergarten in Berlin – ein Ort der Geschichte. Eine kultur- und literaturhistorische Untersuchung, Würzburg 2008.

161 zusammengestellten Einzelquellen stammen aus den beiden Kernjahren 1872/73. Im Wesentlichen handelt es sich um die Korrespondenz der sog. Kathedersozialisten Lujó Brentano, Georg Friedrich Knapp, Gustav Schmoller und Adolph Wagner, die als 28- bis 37-Jährige noch am Anfang ihrer Professorenkarrieren standen.

Die Quellen ermöglichen nicht nur eine Rekonstruktion der Gründungsgeschichte des Vereins, sondern gewähren auch einen Einblick in die soziale Brisanz der diskutierten Theorien zur Lösung der »Sozialen Frage«. Ergänzt werden die Briefwechsel durch grundlegende Denkschriften, z. B. das Plädoyer des 26-jährigen Schmoller (1864) für eine sozialpolitische Ausrichtung der deutschen Nationalökonomie oder einen Text Wagners zur Lösung der sozialen Frage (1871). Eine Reihe aufgenommener Presseartikel zeigt die in Teilen ablehnende Reaktion der öffentlichen Meinung, die sich missbilligend über die »professoralen Weltbeglückungstheoretiker« äußerte (S. 388).

An weiteren Quellengruppen präsentiert die Edition Denkschriften, Ansprachen und Aufrufe; Rundschreiben von Unternehmern an ihre Arbeiter (z. B. Krupp); Berichte verschiedener Institutionen; Programme und Programmentwürfe politischer Parteien (1869 Sozialdemokratische Arbeiterpartei, 1870 Katholische Volkspartei, 1872 Monarchistisch-nationale Partei, 1878 Christlich-soziale Arbeiterpartei) sowie von Vereinen und Verbänden (1870 Christlicher Arbeiterverein Essen, 1877 Statut des Zentralvereins für Sozialreform, 1880 Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde). Ein Schwerpunkt liegt auf der lokalen Dokumentation des rheinisch-westfälischen Industriegebietes, was die Herausgeber mit der gemischten Wirtschaftsstruktur zwischen altem Mittelstand und neuen Großindustrien begründen. Als besondere Quellengruppe sind die Handelskammerberichte hervorzuheben, die sich nicht nur mit den »Arbeiterverhältnissen« in Aachen-Burtscheid, Lüdenscheid und Dortmund auseinandersetzen, sondern auch konkrete Vorschläge zur Schlichtung der Interessenkonflikte auf dem Arbeitsmarkt unterbreiten. Insgesamt liefern die vorgelegten Quellen einen facettenreichen Überblick über den öffentlichen Teil der Diskussion, klammern aber das Regierungshandeln aus, dem bereits der 1994 erschienene Band zu Grundfragen der Sozialpolitik 1867–1914 gewidmet war.

Hinsichtlich der Editionsprinzipien sind die hilfreichen Kurzregeste als Kopf jeder präsentierten Quelle ebenso hervorzuheben wie ein umfangreicher Anmerkungsapparat, der nützliche Verweise zu weitergehender Literatur und manchmal auch zu anderen Quellenpublikationen bietet. Ein sorgfältig erarbeitetes Orts-, Personen- und Sachregister erleichtert die Orientierung im Band. Für die wesentlichen Akteure sind die ansonsten in den Fußnoten verteilten biografischen Informationen an dieser Stelle noch einmal zusammengefasst.

Inhaltlich stehen die verschiedenen Lösungsansätze der Sozialen Frage im Mittelpunkt, die von christlich-unternehmerischen bis zu sozialistischen Standpunkten reichen. Den Kernpunkt der Auseinandersetzung bildete die Grundfrage um Selbsthilfe oder Staatshilfe. Der Staat war jedoch noch fernab vom Interventionsstaat, den Autoren wie Werner Abelshauser mit der Bismarck'schen Sozialversicherungsgesetzgebung der 1880er-Jahre beginnen sehen. Folgerichtig richteten die Kathedersozialisten ihre Attacken gegen die »Tyrannei des Manchestertums«. Abgerundet wird der für didaktische Zwecke gut einsetzbare Band durch eine fachkundige Einleitung, die zugleich die wichtigsten Titel der Sekundärliteratur zu erschließen hilft.

Marcel Boldorf, Berlin/München

Ulf Brunnbauer/Andreas Helmedach/Stefan Troebst (Hrsg.), *Schnittstellen. Gesellschaft, Nation, Konflikt und Erinnerung in Südosteuropa. Festschrift für Holm Sundhaussen zum 65. Geburtstag* (Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 133), Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2007, 640 S., Ln., 69,80 €.

Bereits zu Beginn ihrer Einleitung zur vorliegenden Festschrift zitieren die Herausgeber eine programmatische Aussage von Holm Sundhaussen, die stellvertretend steht für das Anliegen und Erkenntnisinteresse dieses eminenten Südosteuropahistorikers: »Ich kritisiere, dass die Geschichte des Balkanraums in das Prokrustesbett der ›Allgemeinen‹, d. h. der ›westlichen‹ Geschichte gezwängt wird. Für mich ist die Geschichte des Balkanraums etwas anderes und weit mehr als eine verspätete, durch das ›osmanische Erbe‹ verfälschte und im 19./20. Jahrhundert zeitlich gestraffte Variante der ›Europäischen Geschichte‹.«

Damit betonte Holm Sundhaussen nicht nur ›sein‹ historisches Verständnis vom Balkan, auch bezog er mit diesem programmatischen Bekenntnis Stellung gegen die These seiner Kollegin Maria Todorova, die in ihrem Buch »Imagined Balkans« die Balkangeschichte in den allgemeinen europäischen Geschichtsfluss zu integrieren suchte und den Begriff des »Balkans« als negativ konnotierte Erfindung des Westens bezeichnete, der seinen Nutzen nur in der historischen Segregation dieser europäischen Region entfalte.³³ Nimmt man den euphemistisch als »Balkanisierung« bezeichneten Vorgang des Staatszerfalls und der Separation, der sein negatives und diskriminierendes Stelldichein besonders öffentlichkeitswirksam seit den schrecklichen Bruderkriegen auf dem Territorium des ehemaligen Jugoslawiens feiern durfte, dann erscheint der Versuch Todorovas, eine Integration südosteuropäischer Geschichte in den gesamteuropäischen Kontext zu vollführen, durchaus legitim. Doch, und an diesem Punkt hat Holm Sundhaussen sehr engagiert Stellung bezogen, darf die Geschichte des Balkans nicht von der westeuropäischen Geschichtsdeutung gleichsam inkorporiert werden, sozusagen als Negativfolie, vor der sich die eigene, westeuropäische Gesellschaftsgeschichte im strahlenden Licht einer geglückten Modernisierung, Demokratisierung und Pazifizierung sonnen könne.

Der in drei Großkapitel und einen Epilog unterteilte Sammelband macht genau diesen Umstand einer sowohl besonderen als auch allgemein in die europäische Entwicklung integrierbaren historischen Entwicklung dieser Region deutlich.

Den wissenschaftlichen Beiträgen vorangestellt ist zunächst eine Würdigung der Leistungen Holm Sundhaussens, insbesondere seines Wirkens in den politisch schwierigen Zeiten des kriegesischen Zerfalls Jugoslawiens. Die unter den Rahmenthemen »Sozialer und politischer Wandel«, »Studien zu Nationsbildung, Identitäten und Konflikten« und »Repräsentationen und Erinnerungskulturen« gefassten Großkapitel machen allerdings den Kern dieser Festschrift aus, und als Autoren konnten die Herausgeber nahezu alle nennenswerten Südosteuropakenner gewinnen. Einen kaum zu übersehenden geografischen Schwerpunkt bilden die Arbeiten zum ehemaligen Jugoslawien, aber auch andere Staaten der Balkanregion wie etwa Bulgarien werden thematisiert. Der zeitliche Schwerpunkt der Beiträge liegt überwiegend im 19. und 20. Jahrhundert, doch auch hier ist es den Herausgebern gelungen, Autoren für eine breitere zeitliche Dimension zu engagieren, so dass das Spektrum der abgedruckten Arbeiten vom 18. bis zum 21. Jahrhundert reicht.

Einzig die Zeit der sozialistischen Transformation und der Nachkriegszeit, sowohl der unmittelbaren als auch der mittelbaren, ist wenig bearbeitet worden. Dabei ist es gerade die ost- und südosteuropäische Nachkriegsgeschichte, die einer intensiveren wissenschaft-

33 Maria Todorova, *Imagining the Balkans*, New York 1997. Zur Todorova-Sundhaussen-Kontroverse vgl. exemplarisch *dies.*, Konstrukcija zapadnog diskursa o Balkanu, in: *Etnološka tribina* 19, 1996, S. 25–41; *dies.*, Der Balkan als Analysekategorie. Grenzen, Raum, Zeit, in: *GG* 28, 2002, S. 470–492; *Holm Sundhaussen*, Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas, in: *GG* 25, 1999, S. 626–653.

lichen Analyse bedarf. Hier wären insbesondere sozial-, kultur- und gesellschaftshistorische Unternehmungen gefragt, die vor allem auch das Potenzial besitzen, die sogenannte »Westernisierungsthese«³⁴ kritisch zu beleuchten und nicht zuletzt auch infrage zu stellen.³⁵

Es kann, aufgrund des begrenzt zur Verfügung stehenden Raumes im Rahmen einer Einzelrezension, natürlich nicht auf jeden einzelnen Artikel vertiefend eingegangen werden, weshalb an dieser Stelle auch eine Schwerpunktsetzung auf drei Aufsätze erfolgt, die nicht zuletzt den Forschungsinteressen des Rezensenten geschuldet ist. Die eingangs problematisierte Kontroverse darum, wie man denn nun eigentlich mit südosteuropäischer Geschichte verfahren solle, findet Eingang im Beitrag des Leipziger Historikers Wolfgang Höpken, der sich unter dem Titel »Archaische Gewalt oder Vorboten des ›totalen Krieges‹? Die Balkankriege 1912/13 in der europäischen Kriegsgeschichte des 20. Jahrhunderts« (S. 245–260) um eine theoretische und methodische Anknüpfung an die kultur- und alltagsgeschichtliche Erweiterung der Militärgeschichte bemüht, wie sie seit einigen Jahren insbesondere von der »Historischen Friedensforschung« betrieben wird (S. 245 f.).³⁶ Im Fokus dieser Neuorientierung steht das unmittelbare Gewalthandeln im Kriege – es geht demnach nicht mehr um eine Geschichte militärischer Operationen und Taktiken, sondern um eine Militärgeschichtsschreibung, »die vom Tode spricht«, wie es Höpken in Anlehnung an Michael Geyer formuliert.³⁷ Der Untersuchungsgegenstand der Balkankriege besitzt in dieser Hinsicht einen doppelten Gewinn: zum Einen fehlen bisher ohnehin Forschungen zu diesem grausamen Kapitel südosteuropäischer Geschichte, und zum Anderen lässt sich an diesem Beispiel auch die These von der Besonderheit bzw. Allgemeinheit südosteuropäischer Geschichte überprüfen. Dass es gerade an diesem Beispiel nicht an stereotypen Urteilen mangelt, macht Wolfgang Höpken durch ein Zitat des Historikers und Publizisten Dan Diner deutlich, wonach die »Intensität und Grausamkeit« der Kriegführung während der Balkankriege »den militärisch geordneten Staatenkriegen auf dem europäischen Kontinent fremd waren« (S. 247). Auch zeitgenössische Beobachter haben schon von der »Halb-Cultur der Balkanstämme« und ihrer »Neigung zur Grausamkeit« gesprochen (S. 257). Diese Urteile haben jedoch naturgemäß wenig mit einer kritischen Geschichtswissenschaft gemein, und schon gar nicht können sie eine hinreichende Erklärung für das Massensterben der Jahre 1912/13 bieten. Die strukturellen Voraussetzungen militärischer Konfliktaustragung haben sich auch in den Staaten der Balkanregion spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts grundlegend verändert, so etwa in Serbien mit der Militärreform von 1883, die sowohl eine Wehrpflicht der Männer als auch die erstmals aktive Einbindung von Frauen in den Kriegsdienst umfasste (S. 248 f.). Auch die technologische Aufrüstung der Armeen folgte europäischen Vorbildern, so dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch auf dem Balkan durchaus moderne und effiziente Armeen existierten. Eine Besonderheit der südosteuropäischen Situation hebt Wolfgang Höpken jedoch zu Recht hervor: Neben der Wehrpflichtigenarmee existierten auch weiterhin paramilitä-

34 Vgl. dazu etwa *Anselm Doering-Manteuffel*, Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre, in: *Axel Schildt/Detlef Stegfried/Karl Christian Lammers* (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg 2000, S. 311–341.

35 Dazu *Boris Kanzleiter/Krunoslav Stojaković* (Hrsg.), »1968« in Jugoslawien. Studentenproteste und kulturelle Avantgarde zwischen 1960 und 1975, Bonn 2008.

36 Vgl. einführend *Thomas Kühne/Benjamin Ziemann* (Hrsg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn etc. 2000; *Benjamin Ziemann*, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Essen 1997.

37 *Michael Geyer*, Eine Kriegsgeschichte, die vom Tode spricht, in: *Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke* (Hrsg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt/Main 1995, S. 136–161.

rische Einheiten, die sich durchaus als legitime Kämpfer für die nationale Sache empfanden und auf deren Konto ein Gutteil »entgrenzter Gewalthandlungen« während der Kriegshandlungen ging (S. 250). Für die immensen Opferzahlen während der Balkankriege mitverantwortlich war allerdings auch noch ein anderer Umstand, nämlich die logistische und medizinische Versorgung der Soldaten. Wie Höpken ausführt, fehlte es an einer adäquaten medizinischen Betreuung, weshalb viele Verwundete während des Transports sterben mussten (S. 252). Zusammenfassend kann man Wolfgang Höpken in seinem Urteil recht geben, dass die Balkankriege von modernen Armeen unter »vormodernen« infrastrukturellen Bedingungen geführt wurden, der Gewaltexzess der Jahre 1912/13 jedoch eher Vorbote des zwei Jahre später beginnenden Ersten Weltkriegs mit seinen *killing fields* war denn eine spezifisch »balkanische Grausamkeit« (S. 258 f.).

Der Münsteraner Theologe Thomas Bremer widmet sich in seinem Beitrag dem Versöhnungsanliegen zwischen den Religionsgemeinschaften im ehemaligen Jugoslawien, insbesondere zwischen den beiden christlichen Religionen, der katholischen Kirche Kroatiens und der orthodoxen Kirche Serbiens (S. 323–333). Nach einem einführenden theologischen Exkurs über den Begriff der »Versöhnung« (S. 324–326) widmet sich Bremer seiner Ausgangsfrage, nämlich ob die Religionsgemeinschaften Jugoslawiens verschärfend oder mildernd auf die kriegesischen Auseinandersetzungen eingewirkt haben.

Ein zentrales Problem bei dieser Aufarbeitung ist aber, dass kein Konsens darüber besteht, worüber man sich eigentlich zu versöhnen habe (S. 331). Und dieses Problem resultiert aus der gesellschaftspolitischen Rolle, die den Kirchen in Kroatien und Serbien zukommt, bzw. die sie auch für sich selbst in Anspruch nehmen. Beide Kirchen verstehen sich explizit als »national orientiert«, trotz aller transnationalen theologischen Rhetorik. Von daher ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass nahezu alle Bestrebungen, Vertreter der beiden Kirchen an einen Tisch zu bekommen, um über eine Verbesserung der Beziehungen zu diskutieren, von außen herangetragen wurden (S. 327). Zwar spricht Bremer davon, dass die Beziehungen zwischen den Kirchen inzwischen als sehr gut bezeichnet werden könnten (S. 324), aber in der religiösen und tagespolitischen Rhetorik führender Kleriker trifft man auf weit verbreitete Stereotype, die auf ein zumindest zwiespältiges Verhältnis schließen lassen. Problematisch in diesem Zusammenhang ist vor allem die politische Rolle, die den Kirchen in Kroatien und Serbien eingeräumt wird und die immer noch ein Überbleibsel aus der Kriegszeit darstellt. Beispielhaft kann das Verhältnis des kroatischen Klerus mit den Verbrechen des faschistischen Ustaša-Staats genannt werden. Immer noch macht die katholische Kirche Kroatiens keine Anstalten, den überwiegend serbischen Opfern des Konzentrationslagers Jasenovac zu gedenken, einem Konzentrationslager, in dem neueren Schätzungen zufolge bis zu 100.000 Menschen getötet wurden – Serben, Juden, Roma, Kommunisten. Demgegenüber aber hat etwa der Bischof von Gospić, Mile Bogović, in diesem Jahr eine Messe zu Ehren der Opfer des berühmten Strafgefangenenlagers im sozialistischen Jugoslawien, Goli otok, abgehalten, und dies am Tag des antifaschistischen Kampfes in Kroatien. Nicht zu Unrecht wurde dies in einigen kroatischen Medien vor allem mit »antikommunistischen« Motiven erklärt, wo doch gerade an diesem Tag das Gedenken an die Opfer des Faschismus begangen werden sollte, wozu sich die kroatische Kirche aber immer noch nicht durchgerungen hat.³⁸ Ähnlich verhält es sich auch mit der orthodoxen Kirche Serbiens, die ihre staatstragende Rolle vor allem in der Ausweitung des Einflusses auf das Bildungs- und Erziehungswesen erblickt.

In diese aktuellen Entwicklungen passt von daher auch der Befund von Thomas Bremer, dass Einzelpersonen der jeweiligen Kirchen sich zwar während des Krieges für einen Dialog und die friedliche Lösung der Konflikte engagiert haben, sie jedoch »[...] von

38 Vgl. etwa den Artikel von *Marinko Čulić*, *Aritmetika politike. Crkva protiv Jasenovca*, in: *Feral Tribune*, 21. lipanj 2006.

ihren Kirchenleitungen nicht akzeptiert, sondern marginalisiert und zuweilen sogar verurteilt« wurden (S. 330). So fällt die Antwort auf die Eingangsfrage keineswegs überraschend aus, wenn Thomas Bremer von einer ambivalenten Rolle des Klerus während der Kriegseignisse spricht. In Zukunft wird sich das »Anliegen der Versöhnung« vor allem daran messen lassen, inwieweit man bereit ist, historische Verantwortung für die Verbrechen im Namen des Glaubens zu übernehmen.

Einem ebenfalls aktuellen Thema widmet sich die Frankfurter Philosophin Dunja Melčić, die in ihrem Aufsatz »Der Diskurs über die Vergangenheit in Kroatien« ein politisch brisantes Kapitel der kroatischen Geschichtspolitik beleuchtet (S. 547–559). Nach einem einführenden Überblick über die politisch instrumentalisierte Vergangenheitspolitik im sozialistischen Jugoslawien, den sie mit dem sehr interessanten Urteil beschließt, dass gerade die politische Manipulation protegierte Konzepte wie den Jugoslawismus und Kommunismus samt ihrer intendierten humanistischen Absicht »geradezu verhöhnt« habe, widmet sie sich der aktuellen Debatte in Kroatien. Diese sei in einer ersten Phase gekennzeichnet durch einen dominierenden ethnonationalen Diskurs, der nach Ansicht der Autorin »aus der gemeinsamen Erfahrung der Bevölkerungsmehrheit in einer Krise, die als nationale Bedrohung wahrgenommen [wurde]«, resultierte, »aber nicht durch heimische nationalistische Propaganda induziert« worden sei (S. 556). Leider sagt die Autorin nicht, worauf sich dieser Befund stützt, bzw. was genau die »nationale Bedrohung« ausmachte, die eine solche ethnonationale »Wende« erforderlich werden ließ. Es besteht kein Zweifel darüber, dass die nationalistische Interpretation kroatischer Geschichte nicht erst mit Beginn der Kriegshandlungen 1991/92 einsetzte, sondern sich spätestens seit dem Kroatischen Frühling 1971/72 in intellektuellen Kreisen verbreitete.³⁹ Inzwischen, so Dunja Melčić, habe sich die kroatische Historiografie vom Nationalismus emanzipiert und bewege sich immer mehr zu einer kritischen Geschichtswissenschaft hin. Als Beispiele nennt sie die beiden Zagreber Historiker Ivo und Slavko Goldstein, die mit ihren Arbeiten »unangenehme« Themen kroatischer Geschichte behandeln. Hier ist der Autorin unbedingt beizupflichten, vor allem die Arbeit über den Holocaust in Zagreb ist eine sehr wichtige Publikation dieser beiden Autoren.⁴⁰ Allerdings macht die Autorin selbst eine Einschränkung, die ihre insgesamt sehr positive Beurteilung der kroatischen Vergangenheitspolitik in Frage stellt: »[...] die Sichtweise der beiden Autoren«, so Dunja Melčić, werde wahrscheinlich »keine übermäßige Zustimmung finden [...]« (S. 557). An dieser Stelle wird klar, dass es in Kroatien immer noch keinen Bereich in der Vergangenheitsdeutung gibt, der nicht höchst kontrovers ist und eine Art *common sense* darstellt. Und dies ist umso problematischer, als es sich bei der angegebenen Publikation nicht etwa um ein politisch motiviertes Buch über den kroatischen Faschismus handelt, sondern es die Autoren vielmehr mit präziser wissenschaftlicher Methode unternehmen, ein dunkles Kapitel der eigenen Geschichte aufzuarbeiten.

Deshalb kann der Rezensent der Autorin auch nicht in ihrem Urteil zustimmen, die offizielle kroatische Politik habe inzwischen eine klare Haltung gegenüber dem faschistischen Ustaša-Staat. Zwar hat der kroatische Premier Ivo Sanader anlässlich der Eröffnung der renovierten Gedenkstätte Jasenovac 2004 deutliche Worte gegen die Verbrechen der kroatischen Faschisten gewählt, doch gleichzeitig besucht sein Bildungs- und Sportminister Dragan Primorac in diesem Jahr ein Konzert des rechtsextremen Sängers Thompson, der bekannt dafür ist, sich mit der Ustaša-Symbolik zu schmücken und in zahlreichen In-

39 Einen parallelen Befund liefert übrigens auch *Nenad Stefanov* in seinem Aufsatz *Geschichte als Religion. Anmerkungen zur gesellschaftlichen Genese der historisierenden Opfermythologie im serbischen Ethno-Nationalismus*, S. 449–460.

40 *Ivo Goldstein/Slavko Goldstein*, *Holocaust u Zagrebu*, Zagreb 2001. Vgl. aber auch *Slavko Goldstein*, *Židovi u Zagrebu, 1918–1941*, Zagreb 2004.

terviews positive Bezugnahmen auf den Ustaša-Staat macht.⁴¹ Und auch der ehemalige Kandidat für den Premier-Posten in Kroatien, der Sozialdemokrat Ljubo Jurčić, macht keinen Hehl aus seinem »Stolz« auf die Ustaša-Vergangenheit eines Teils seiner Familie. Die Beurteilung des Vergangenheitsdiskurses in Kroatien fällt deshalb mitnichten so positiv aus, wie es die Autorin behauptet – ohne dabei aber die positiven Entwicklungsansätze negieren zu wollen.

Die vorliegende Festschrift bietet, so kann man resümieren, eine sehr gelungene thematische und zeitliche Mischung südosteuropäischer Geschichte, auch wenn an dieser Stelle nur ein ganz kurzer Überblick über ihren Inhalt erfolgen konnte. Und vor allem zeigt sie, dass südosteuropäische Geschichte sowohl »allgemeine« (west-)europäische, als auch »besondere« südosteuropäische Merkmale aufweist, die es in jeder zukünftigen Beschäftigung zu berücksichtigen gilt.

Krunoslav Stojaković, Bielefeld

41 Siehe dazu *Boris Kanzleiter*, Rock Da Vaterland, in: *Jungle World* 46, 15.11.2007.

Summaries

Andreas Eckert, Late Colonial Rule, Decolonization and International Order. Introductory Remarks

The end of European colonial empires in Africa and Asia is one of the most important developments of the twentieth century. This article discusses several essential aspects of the subject. In this, it reflects the growing sensitivity of more recent historiography for global linkage and the increasing interest in the role of international organisations, the significance of knowledge and science, and the impact of colonial violence. The rise of the paradigm of development is discussed above all by means of the example of Germany, a country that was long regarded as irrelevant to the process of decolonization. Closely bound up with the concept of ›development‹ was the theory of modernisation prevalent in the 1950s and 60s, which is here discussed above all mainly at the example of the rise of developmental economy. After reflections on the end of the British Empire and French decolonization, the article discusses in conclusion the question of the ›colonial legacy‹ in the former colonies by means of the example of Africa. Following the pioneering studies of Frederick Cooper, it argues that fragile states emerged in consequence of specific processes of decolonization in Africa, characterised on the one hand by a European idea of modernity and on the other by local forms of social organisation.

Daniel Maul, International Organisations as Historical Actors. The ILO and the Dissolution of the European Colonial Empires, 1940–1970

The importance of international organisations as historical actors is one of the aspects of twentieth century history that has been studied least. By means of the example of the ›world social organisation‹, the International Labour Organisation (ILO), and its coming to grips with decolonization, this article shows the manner in which international agencies took part in this epochal process to a not inconsiderable degree. Following a survey of the major questions and previous studies on the history of international organisations, the article investigates the ILO as a forum where central political debates about decolonization were argued out. In addition, the article assesses the quite independent role played by the International Labour Office, the secretariat of the Organisation, as an active participant in the discussions, particularly in the area of social and human rights and development policy.

Jérôme B. Elie/Jussi Hanhimäki, UNHCR and Decolonization in Africa. Expansion and Emancipation, 1950s to 1970s

In contrast to its current status, the United Nations High Commissioner for Refugees (UNHCR) began in the early 1950s as a non-operational organisation, with limited resources and a circumscribed mandate. This article deals with the process of *expansion* and cautious *emancipation* which allowed the UNHCR to overcome its original limitations, and investigates the role played by the African decolonization process in this regard. In particular, the article looks at the importance of United Nations General Assembly resolutions related to decolonization and how events, extending from the Algerian War in the 1950s to the struggle for independence in Angola in the 1970s, shaped the evolution of the UN Refugee Agency's mandate and activities. UNHCR officials generally believed in the universality of their mission and were eager to expand and strengthen their organisation, but this process also exposed the Refugee Agency to new challenges. In particular, the situation on the ground and the UN General Assembly directives sometimes con-

flicted with the UNHCR's original legal underpinnings and mission as understood by its officials. A difficult issue in this context concerned how the UNHCR should provide assistance to liberation movements. In sum, the UNHCR managed to deal with the consequences of decolonization, while maintaining its non-political role and avoiding being directly involved in local struggles.

Frieder Ludwig, Strivings for Independence and the Decolonization Process. On the Policy of Churches in Africa and Asia

This article examines the role played by the churches in the process of decolonization. It first sketches the development in India before and immediately following independence, so as then to show the effects of the lessons learned there on the positions adopted by the churches in other countries (particularly Nigeria and Tanzania). The article focuses mainly on the interactions between African and Asian Christians in the discussion of colonial rule and supervision by Western missionaries. Since Christianity was often felt to be an »import« and a »foreign body«, surmounting Western structures, coming to grips with native religious traditions, and finding a position with respect to nationalist movements have become major concerns. All this has received an essential impetus from the positions that were developed in India in the 1920s. The publications and conferences of the International Missionary Council formed the basis for the reciprocal perceptions within the intensifying South-South exchange.

Christoph Kalter, »Le monde va de l'avant. Et vous êtes en marge«. Decolonization, De-centring the West and the Discovery of the »Third World« by the French Radical Left in the 1960s'

Using the example of the French journal *Partisans*, this article analyses the reciprocal constitution of a new radical Left and a comprehensive concept of global explanation in the shape of the so-called Third World. In the 1960s, *Partisans* became the most important organ in France of radical left-wing ideas about the Third World. The programme for de-centring the West undertaken by the journal found its framework in the concept of the Third World and accompanied the genesis, differentiation and radicalisation of the French Left until the end of the decade. There emerged a forum for anti-colonial intellectuals and activists divided into periphery and metropolis. First, the analysis illustrates this using the example of one of the monumental political texts on decolonisation of the twentieth century, Frantz Fanon's manifesto *Les damnés de la terre*. Then it throws light on important topics, arguments, developments and functions of radical leftist discourse about the Third World by means of relevant texts from *Partisans*. Finally, the analysis is placed within a wide-ranging spatio-temporal genealogy of critical discourse about Western modernity, which makes evident the fundamental ambivalence of radical leftist discourse about the Third World.

Esther Helena Arens, »Mission interrupted«? The Discussion About Decolonization in the Netherlands

Once the Netherlands recognised the independence of the Republic of Indonesia, the main task of decolonization seemed to the majority of the Dutch population to have been accomplished – in spite of the fact that the Dutch colonies in the Caribbean and in South America continued to exist, and above all in spite of the fact that Dutch society was pervaded by questions and problems of decolonization no later than the first waves of immigration from (former) colonies. This article interprets the events of decolonization –

Indonesia in 1949, West Papua in 1962, Surinam in 1975 – under the categories of loss, conflict and action, and describes the social-political discussion on the necessary inner decolonization by means of the concepts of self-perception, the perception others have of oneself and image politics. The aim is to analyse the change in the Dutch image of the world that may lie behind these events and to inquire about new (trans) social understandings.

Sönke Kunkel, Systems of Knowledge, Visions of the Future. The United States, the Decade of Modernisation Theory and the Planning of Nigeria 1954–1965

Beginning with the concept of a knowledge society, this article uses the example of the Centre for International Studies at the Massachusetts Institute of Technology to examine how modernisation theory was delineated as a kind of knowledge by means of which decolonization could be interpreted and the scope of action for American foreign policy demonstrated. In this development the ›action intellectuals‹ Walt Rostow and Max Millikan in particular became influential mediators between scholarship and politics. By the narrative dovetailing of historical laws of development and visions of modernity, they aimed at establishing an American hegemony of knowledge which would ensure stable North-South relations even under the conditions of decolonization. The article traces this development in the case of Nigeria, which provides a typical example. The promise of realisable progress possessed an extraordinary attraction for the Nigerian elites, with the result that modern Nigeria could not only be oriented along the guidelines of American theories, but also decisively shaped by American experts.

Daniel Speich, The Development Automatism. Economic Expertise as a Promise of Salvation in East African Decolonization

This article investigates the role of macro-economic expertise in decolonization. The analysis is based on the observation that developmental economy has been able to acquire knowledge from the history of industrialised Western countries from which an automatism can be abstracted that appears to be applicable to new states. This technocratic approach was bound up with a promise of salvation whose effect I analyse in three steps. The first part of the article reconstructs the genesis of essential sources of knowledge about economies, whereby national accounts and estimates of gross national product are given priority. The second part looks at a series of debates on the application of these abstractions to the emerging post-colonial African reality that were held at international conferences in the Ethiopian capital of Addis Ababa in 1961. The third part turns to the case study of Kenya and shows that the availability of economic expertise essentially structured the domestic politics of East African countries in the 1960s.

Stephan Malinowski, Wars of Modernisation. Military Violence and Colonial Modernisation in the Algerian War (1954–1962)

Within the decolonization process begun after the Second World War, the Algerian War (1954–1962) is a symbol for an uncommonly high degree of physical violence, the systematic use of torture and offences against human rights. In few other cases of colonial war has a Western democracy so radically and so extensively broken with its basic principles as did France in this war. Less frequently noted is the ›modernisation programme‹ for the country and its population that was launched in the midst of the war. This article discusses individual aspects of the simultaneity or dialectic of late colonial ›developmental policy‹ and a brutal policy of repression. Using the concept of a ›war of

modernisation«, it debates whether the special features of the Algerian War lay in the brutality of its conduct or rather in the grotesque double structure of violence and ›modernisation mission«. The violently catalysed modernisation process that was to be imposed here resembled to a striking degree that postulated by the simultaneously emerging ›modernisation theory«. It may be interpreted as the last attempt to carry over late colonial rule into post-colonial hegemony.

Fabian Klose, On the Legitimation of Colonial Violence. Colonial State of Emergency, Anti-Subversive War and Humanitarian International Law in the Kenyan and Algerian Wars of Decolonization

This article investigates the common pattern of legitimation with which the two colonial powers of Great Britain and France sought to justify the removal of all constraints on violence in the wars of decolonization in Kenya (1952–1956) and Algeria (1954–1962). It focuses on the colonial state of emergency and its sweeping emergency laws, the new doctrine of anti-subversive war, and the role of humanitarian international law in the form of the Geneva Conventions of 1949 in both conflicts. It argues that the specific combination of emergency measures, anti-subversive military doctrine and the negation of the validity of humanitarian international law was decisive in radicalising the violence of the wars and led to the breach with all international humanitarian norms.

Frank Schubert, The Colonial Roots of Post-Colonial Violence. The Making of Martial Tribes and Political Ethnicity in Uganda

This article studies the long-term effects of colonial rule on political and military conflicts in post-colonial Africa, using the example of Uganda. An historically grown potential for conflict arose from the colonial administrative boundaries and hierarchical ordering of ethnic groups, particularly the privileges granted the Kingdom of Buganda in the protectorate of Uganda. Colonial administrators assigned particular ethnic groups certain functions in administration, in agriculture and in the employment market. This ›ethno-functionalism« also affected the colonial military, which ascribed special military abilities to the ethnic group of the Acholi and so created a *martial tribe*. A consequence of this colonial policy was to ethnicise the military and the political system beyond the colonial period. The article discusses in particular lines of continuity from early colonial times to the difficult negotiations over independence, the political conflicts of the 1960s, the military dictatorship of Idi Amin in the seventies and the civil wars that have been waged in various regions of Uganda since 1981.

Robert Heinze, »Decolonising the Mind«. Nationalism and Nation Building in Namibian and Zambian Radio

This article analyses the role of radio in the decolonization process. Using two examples, Namibia and Zambia, it investigates the communication of African nationalism, which was reflected in efforts at nation building following independence. The most important mass medium in African states, the radio assumed (and still assumes) a major part in this process because it is used to communicate the various ideologies. The article analyses not only the ideologies, but also the role and self-perception of journalists and the perception of the radio programmes themselves. The contradictions of the desired political policies, the existing infrastructure, the ideas of journalists and the wishes of listeners, made the communication of nationalist policies and the production of a virtual national space in radio into complex processes whose realisation was not always successful.

Larry Butler, Mining, Nationalism, and Decolonization in Zambia. Interpreting Business Responses to Political Change, 1945–1964

This article examines the responses of Zambia's copper mining industry to rapid political change, leading to the country's independence in 1964. It investigates a situation in which two strands of nationalism, white settler and Black African, competed for power and threatened to create problems for an industry vital to Zambia's future, but adapting to a volatile business environment. In analysing the collapse of settler aspirations and progress towards African majority rule, it compares the success of Zambia's two major mining companies in devising strategies to safeguard their interests while accommodating themselves to imminent independence, and suggests that their differing responses, one apparently ›progressive‹ and the other highly conservative, stemmed partly from the contrasting outlooks of their respective South African and US controlling interests.

Hubertus Büschel, Helping Africa. Actors in West German ›Development Aid‹ and East German ›Solidarity‹, 1955–1975

This article looks at the actors engaged in West German ›development aid‹ and East German ›solidarity‹ in sub-Saharan Africa from 1955 to 1975, and so takes up a perspective on decolonization and development policy that has hitherto been largely neglected. It concentrates on development work in Tanzania/Zanzibar, Togo and Cameroon, the former German colonies and most important destinations of ›development aid‹ of both German states. Adopting a cultural-historical perspective, it asks about the training and social background of development experts, development workers, members of the solidarity brigades and, not least, their African counterparts. It likewise analyses the information with which the German actors were supplied before their work ›overseas‹ and the portrayal of development aid. Looking at the self-interpretation of the actors, it becomes clear that they were far from satisfied with the guidelines and premises of development policy, harboured considerable doubts about their work and expressed feelings of guilt about it. In the 1960s and 70s, however, the vision of progress and changing Africa in accordance with the standards of American and European societies (a vision shared by their African counterparts) outweighed these misgivings.

Corinna R. Unger, Rourkela, a ›Steel Mill in the Jungle‹. Industrialisation, Modernisation, and Development Aid in the Context of Decolonization and the Cold War (1950–1970)

In the 1950s, industrialisation was regarded as the most promising way of modernising a »backward« country like newly independent India. In addition, by industrialising the country, Western Cold War strategists hoped to integrate India into the West and to limit the Eastern bloc's influence in Asia. A West German consortium's plan to build a steel mill in Rourkela thus met with enthusiasm in Bonn and New Delhi. Indian and Western experts hoped that the plant would simultaneously »develop« the »backward« region and modernise its inhabitants. However, the project suffered from tremendous problems, and the Federal Republic had to invest a lot of money and diplomatic effort to keep it from failing. Rourkela came to symbolise a flawed development aid approach that focused on showcase projects instead of promoting structural change »from below«. India's decision to intensify its efforts at increasing food production was, in part, an answer to industrialisation's challenges. Thanks to the Green Revolution, the country achieved independence from external food aid in the early 1970s and became anchored in the West economically. Yet India's original goal to improve the rural population's living standard by democratic, egalitarian means got lost along the way.

Andreas Hilger, Revolutionary Ideology. Competing Systems or Development Politics. Soviet-Indian Economic Relations during Khrushchev's Cold War

Only recently has historical research looked again at the relations between the ›second‹ and the ›third‹ world in the Cold War era. In doing so, it has not only taken advantage of the often clearly improved access to national sources, but also taken up the broader range of questions posed by the modern history of international relations. This article first discusses the foundations of Soviet foreign trade policy after 1945 and then analyses the formative phase of East-South relations under Khrushchev using three case studies from Soviet-Indian economic relations. Soviet political ideological and foreign trade ambitions in the East-West conflict encountered ambitious, independent strategies of modernisation in Nehru's government. In the long run, India's autonomous development agenda and the USSR's own overloading of foreign trade over-extended the would-be Soviet economic offensive in the Third World.

Patrik von zur Mühlen, Paradigm Change in Development Aid Policy. The Example of the Friedrich-Ebert-Stiftung from the End of the 1950s to the 1990s

One of the pioneers of development aid in Germany, the Friedrich-Ebert-Stiftung (F. Ebert Foundation) transferred political approaches drawn from the history of the workers' movement to the Third World. It regarded the building up of trade unions and fostering of adult political education and a co-operative society as the urgent tasks, to which was soon added media relations. Setbacks, criticisms from politicians, press and scientists, and the Foundation's own experience, has led to a gradual paradigm change in its development aid policy since the end of the 1970s. Farmers' associations, women's groups, citizens' groups and self-help groups, forums for a broad intra-social and international dialogues, small credit banks, Chambers of Commerce and of Crafts and other organisations that represent the interests of their members towards state administrations and can in turn support the work of grass roots enterprises, have come to the fore. The Friedrich Ebert Foundation has thus turned away from earlier models of developmental aid and towards more flexible concepts.

Véronique Dimier, Bringing the Neo-Patrimonial State back to Europe. French Decolonization and the Making of the European Development Aid Policy

This article deals with the role of French ex-colonial officials in the setting up of the Directorate General 8 (DG8, Development) of the European Commission during the early years of the European Economic Community. It addresses the question of the transfer of values, norms, practices and methods of public action, from colonial to development administrations. Within the framework of the building of a multi-national administration, it also deals with the issue of loyalty and autonomy of Commission officials vis-à-vis their member states.

Übersetzungen von Jonathan Uhlaner

Résumés

Andreas Eckert, La fin de l'ère coloniale, décolonisation et ordre international. Remarques introductives

La fin des empires coloniaux en Afrique et en Asie fait partie de l'une des évolutions les plus significatives du XXe siècle. L'article aborde quelques aspects essentiels de ce sujet. Il réfléchit ainsi à l'attention récente portée par l'historiographie aux processus globaux, l'intérêt grandissant pour le rôle des organisations internationales, à la signification du savoir et de la science, ainsi qu'à celle de la violence coloniale. Nous discutons surtout de la montée du paradigme du développement à partir du cas de l'Allemagne, qui a longtemps été considéré comme dénué de pertinence dans le processus de la décolonisation. La théorie de la modernisation, très présente dans les années 1950 et 60 du siècle précédent et que nous traitons ici avec l'exemple de la montée de l'économie du développement, était étroitement liée au concept de »développement«. Après avoir abordé la fin de l'Empire britannique et la mémoire de la décolonisation en France, nous nous attacherons enfin, à partir du cas de l'Afrique, à la question de l'»héritage colonial« dans les anciennes colonies. Nous ralliant aux études pionnières de Frederick Cooper, nous soutenons l'idée que, suite au processus de décolonisation spécifique à l'Afrique, des Etats fragiles sont nés, dans lesquels une modernité influencée par l'Europe a été associée à des formes locales d'organisation sociale.

Daniel Maul, Les organisations internationales en tant qu'acteurs historiques – L'Organisation Internationale du Travail (ILO) et la dissolution de l'Empire colonial européen (1940–1970)

L'importance des organisations internationales en tant qu'acteurs historiques est l'un des aspects de l'histoire du XXe siècle qui a été délaissé par la recherche. En partant de l'exemple de l'Organisation Internationale du Travail (ILO) et de sa confrontation avec la décolonisation, nous montrerons comment les agences internationales ont joué un rôle non négligeable dans ce processus. Après avoir présenté les interrogations centrales ainsi que l'état de la recherche concernant l'histoire des organisations internationales, nous verrons tout d'abord comment l'ILO a fonctionné comme un forum qui a fait naître des débats politiques centraux dans le cadre la décolonisation. Ensuite, nous évaluerons le rôle largement indépendant du Bureau International du Travail (BIT), le secrétariat de l'organisation, en tant que participant actif aux discussions, en particulier dans le domaine de la politique sociale, des droits de l'homme et du développement.

Jérôme B. Elie/Jussi Hanhimäki, UNHCR et la Décolonisation en Afrique. Expansion et Emancipation, 1950s à 1970s

Contrairement à son statut actuel, le Haut Commissariat des Nations Unies pour les réfugiés (HCR) était à son origine, au début des années 1950, une organisation à caractère non-opérationnelle dont les ressources et le mandat étaient limités. Cet article s'attarde sur le processus d'*expansion* et de prudente *émancipation* qui a permis au HCR de dépasser ses limites originelles et analyse le rôle joué par le mouvement de décolonisation en Afrique dans ce contexte. Cet article considère en particulier l'importance des résolutions relatives à la décolonisation adoptées par l'Assemblée Générale des Nations Unies et montre comment l'évolution du mandat et des activités du HCR a été influencée par les événements qui se sont déroulés dans le Tiers Monde, de la guerre en Algérie dans les années 1950 à la lutte pour l'indépendance de l'Angola dans les années 1970. Les offi-

ciels du HCR croyaient généralement en l'universalité de leur mission et étaient désireux de développer et de renforcer leur organisation, mais ce processus exposait également l'agence pour les réfugiés à de nouveaux défis. En particulier, la réalité du terrain et les directives de l'Assemblée Générale entraient parfois en conflit avec les fondements juridiques du HCR et la mission que se donnaient ses officiels. Une question difficile dans ce contexte portait sur la manière dont le HCR devait apporter son assistance aux mouvements de libération. En définitive, l'article montre que, en maintenant son rôle apolitique et en évitant d'être directement impliqué dans les conflits, le HCR a su aider dans la gestion des conséquences de la décolonisation.

Frieder Ludwig, Aspirations à l'indépendance et processus de décolonisation. Prises de position des Eglises en Afrique et en Asie

Cet article a pour objectif d'analyser le rôle de l'Eglise dans le processus de décolonisation. Dans cette optique, nous retraçons tout d'abord les évolutions en Inde avant et immédiatement après l'indépendance pour ensuite montrer les effets des expériences faites dans ce pays sur les prises de positions des Eglises dans les autres pays (en particulier au Nigeria et en Tanzanie). L'accent est particulièrement mis sur les interactions entre chrétiens africains et asiatiques lors de la confrontation avec la puissance coloniale et le contrôle des missionnaires occidentaux. Le christianisme ayant souvent été considéré comme un élément «importé», un «corps étranger», le dépassement des structures occidentales, la confrontation avec les traditions religieuses locales et la détermination des relations avec les mouvements nationalistes devinrent des thèmes centraux tandis que les prises de positions développées en Inde durant les années 1920 fournirent des impulsions essentielles. Les publications et conférences du Conseil Missionnaire international formèrent la base d'une perception réciproque et d'un accroissement des échanges Sud-Sud.

Christoph Kalter, «Le monde va de l'avant. Et vous êtes en marge». Décolonisation, décentrage de l'Occident et découverte du «Tiers Monde» dans l'extrême gauche française pendant les années 1960

À partir de la revue française *Partisans* l'article a pour objectif d'analyser la constitution réciproque d'une nouvelle extrême gauche et de ce que l'on appelle le «Tiers monde» en tant que projet global d'explication du monde en France. À la fin des années 1960, *Partisans* est devenu le principal vecteur des représentations de l'extrême gauche à propos du Tiers Monde. Le décentrage programmatique de l'Occident entrepris dans la revue a trouvé son cadre dans le concept du Tiers Monde et accompagne la genèse, la différenciation et la radicalisation de l'extrême gauche française jusqu'à la fin de la décennie.

Cela conduisit à l'émergence d'un espace de discussion partagé par les intellectuels et activistes anticoloniaux en périphérie et en métropole. Cet espace de discussion est illustré tout d'abord dans un double texte monumental du XXe siècle, le manifeste *Les damnés de la terre* de Frantz Fanon. À l'aide de textes de la revue traitant de thèmes similaires, nous mettrons au jour les structures argumentatives et topoi importants ainsi que les évolutions significatives du discours de l'extrême gauche à propos du Tiers Monde. L'analyse sera enfin replacée dans le contexte chronologique plus large d'une généalogie des discours critiques sur la modernité occidentale et nous dégagerons l'ambivalence fondamentale du discours de l'extrême gauche sur le Tiers Monde.

Esther Helena Arens, «Mission interrupted»? Débat sur la décolonisation aux Pays-Bas

Après que les Pays-Bas eurent reconnu l'indépendance de la République d'Indonésie, la majorité des contemporains pensèrent qu'une fois le retrait de Papouasie occidentale

effectué, la mission principale de la décolonisation était réglée, ignorant le fait que des colonies existaient toujours dans les Caraïbes et en Amérique latine, et surtout, ignorant le fait qu'au plus tard avec l'immigration des populations issues des (anciennes) colonies, la structure de la société néerlandaise allait elle-même être affectée par les questions et problèmes de la décolonisation.

L'exposé interprète les événements de la décolonisation (Indonésie en 1949, Papouasie Occidentale en 1962, Surinam en 1975) sur le plan de la politique étrangère en termes de perte, de confrontation et d'action, et il décrit les débats sociaux et politiques qui ont eu lieu pour ces trois événements et qui portaient sur la nécessaire décolonisation interne. Dans cet objectif, nous utilisons les concepts d'autoreprésentation, de représentation de l'autre et de politique de l'image. L'objectif est d'analyser la mutation éventuelle de la représentation néerlandaise du monde et de s'interroger sur les nouveaux accords (trans-) sociaux.

Sönke Kunkel, Systèmes de connaissances, visions du progrès. Les Etats-Unis, la décennie de la théorie de la modernisation et la planification du Nigeria 1954–1965

Partant du projet de la société de la connaissance, la contribution étudie à travers l'exemple du Centre des Etudes internationales (*Center for International Studies*) de l'Institut de Technologie du Massachusetts (*Massachusetts Institute of Technology*) comment la théorie de la modernisation a été conçue comme un savoir censé expliquer la décolonisation et montrer aux hommes politiques américains chargés de la politique étrangère quelles étaient les possibilités d'action. Ce sont surtout les *action intellectuals*, dont Walt Rostow et Max Millikan, qui sont devenus des intermédiaires influents entre domaines scientifique et politique. L'objectif était de construire une hégémonie américaine de la connaissance par l'intrication narrative des lois historiques du développement et des visions de la modernité. Celle-ci devait garantir des relations durables entre le Nord et Sud, y compris dans le contexte de la décolonisation. Cette évolution est retracée à partir du cas du Nigeria qui fournit un exemple typique. La promesse d'un progrès réalisable exerça une attraction extraordinaire sur l'élite nigériane, de sorte que la planification d'un Nigeria moderne n'a pas uniquement été orientée en tenant compte de l'état des connaissances scientifiques américaines, mais a été largement modelée par les experts américains.

Daniel Speich, L'automatisme du développement. Le savoir économique comme promesse de salut lors du processus de décolonisation de l'Afrique de l'Est

Dans cet article, nous analysons le rôle de l'expertise macro-économique dans le processus de décolonisation. Le fondement de l'étude repose sur le constat que l'expérience tirée du développement économique du passé des pays industrialisés occidentaux a permis d'acquérir un savoir théorique qu'on pensait pouvoir appliquer automatiquement aux nouveaux Etats. Cette façon technocratique de procéder était associée à une promesse de salut dont nous analysons les effets en trois étapes. La première partie reconstruit la genèse des connaissances économiques centrales au premier plan desquelles se trouvent la comptabilité nationale et la valorisation du PBI. La deuxième partie met l'accent sur la capitale éthiopienne Addis-Abeba, où s'est tenue en 1961 une série de conférences internationales ayant pour objectif de discuter de l'application de ces connaissances théoriques à la réalité de l'Afrique postcoloniale émergente. La troisième partie est consacrée à l'exemple du Kenya et montre que l'accessibilité de l'expertise économique a structuré de façon essentielle la politique intérieure de ce pays d'Afrique orientale dans les années 1960.

Stephan Malinowski, Guerres de modernisation, violence militaire et modernisation coloniale durant la guerre d'Algérie (1954–1962)

Dans le cadre du processus de décolonisation qui a eu lieu après la Deuxième Guerre mondiale, la Guerre d'Algérie est l'emblème d'une utilisation inhabituellement importante de la violence physique, de l'utilisation systématique de la torture et de la violation des droits de l'homme. Rarement une démocratie occidentale a, durant une guerre coloniale, rompu aussi radicalement et dans une telle ampleur avec ses principes fondamentaux comme la France dans cette guerre. On perd souvent de vue le fait qu'un vaste «programme de modernisation», qui visait le pays et ses habitants, a été lancé durant cette guerre. L'article analyse certains aspects de cette concomitance et/ou dialectique entre la «politique de développement» menée durant les dernières années de la période coloniale et la brutalité de la répression politique. Le concept de «guerre de modernisation» est la pierre angulaire d'une argumentation cherchant à savoir si la spécificité du conflit algérien se trouve plutôt dans la brutalité avec laquelle a été menée la guerre coloniale ou plutôt dans la double structure qui associait de façon absurde violence et «mission de modernisation». Le processus de modernisation déclenché par la force, ressemblait à s'y méprendre au programme de la «théorie de modernisation» née au même moment. On peut l'interpréter comme la dernière tentative d'assurer le passage de la fin de la domination coloniale à l'hégémonie postcoloniale.

Fabian Klose, À propos de la légitimation de la violence coloniale. Etat d'urgence colonial, guerre antisubversive et droit international humanitaire dans les guerres de décolonisation au Kenya et en Algérie

L'article analyse le modèle de légitimation que les deux puissances coloniales, la Grande-Bretagne et la France, ont toutes deux utilisé lors des guerres de décolonisation au Kenya (1952–1956) et en Algérie (1954–1962) pour tenter de justifier l'usage illimité de la violence coloniale. Nous analysons les deux conflits en mettant l'accent sur l'état d'urgence colonial et les lois d'exception qui l'accompagnent, les nouvelles doctrines sur la guerre antisubversive et le rôle du droit international humanitaire tel qu'il est défini dans les conventions de Genève de 1949. Nous défendons la thèse suivante: la combinaison spécifique des mesures de l'état d'urgence colonial, des doctrines militaires antisubversives et de la négation de la validité du droit international humanitaire ont joué un rôle décisif dans la radicalisation de la violence coloniale et ont conduit au non-respect de toutes les normes humanitaires définies par le régime international des droits de l'homme dans les guerres de décolonisation.

Frank Schubert, Les racines coloniales de la violence postcoloniale. L'émergence des tribus guerrières (*martial tribes*) et de l'ethnicité politique en Ouganda

Dans cet article sont étudiés, à partir de l'exemple de l'Ouganda, les effets long terme de la domination coloniale dans les conflits politiques et militaires de l'Afrique postcoloniale. Le potentiel conflictuel, qui s'est développé au cours du temps, est dû aux frontières de l'administration coloniale et à la hiérarchisation des différents groupes ethniques, en particulier aux privilèges accordés au royaume du Buganda dans le protectorat ougandais. La puissance coloniale a assigné à certains groupes ethniques des fonctions spécifiques dans l'administration, l'agriculture et sur le marché du travail. Cet «ethno fonctionnalisme» concerna aussi l'armée coloniale qui attribua des compétences militaires particulières au groupe ethnique des Acholi et créa ainsi une tribu guerrière (*martial tribe*). La conséquence de cette politique coloniale fut une ethnicisation de l'armée et du système politique qui perdura au-delà de l'époque coloniale. Nous mettrons en particulier au jour

les lignes de continuité entre les débuts de l'ère coloniale, les difficiles négociations pour l'indépendance, les conflits politiques durant les années 1960, la dictature militaire d'Idi Amin dans les années 1970 et les guerres civiles qui sévissent dans diverses régions de l'Ouganda depuis 1981.

Robert Heinze, »Decolonising the mind«. Rôle de la radio dans le mouvement nationaliste et le processus d'édification nationale (*nation building*) en Namibie et en Zambie

Cet exposé a pour objectif d'analyser le rôle de la radio dans le processus de décolonisation. À l'aide de deux exemples, la Namibie et la Zambie, nous étudions la façon dont a été transmis un nationalisme africain, qui s'est manifesté après l'Indépendance par des efforts pour »construire la nation«. La radio, mass média le plus important dans les Etats africains, jouait (et joue) un rôle central dans la mesure où les différentes idéologies nationalistes étaient transmises par ce canal à la population. Nous n'analysons pas uniquement les différentes politiques, mais également le rôle et l'autoperception des journalistes et des programmes eux-mêmes. Les conflits entre la politique souhaitée, les infrastructures existantes, les représentations des journalistes et les souhaits des auditeurs ont fait de la médiation d'une politique nationaliste ainsi que de l'émergence d'un espace virtuel national des processus complexes qui n'ont pas toujours pu aboutir.

Larry Butler, Industries minières, nationalisation et décolonisation en Zambie. Interprétation des réactions économiques aux changements politiques, 1945–1964

L'article examine les réactions de l'industrie minière du cuivre en Zambie face aux rapides changements politiques qui ont mené à l'indépendance du pays en 1964. Il analyse une situation dans laquelle deux formes de nationalisme, celle des colons blancs et celle des Noirs Africains, se sont affrontées pour parvenir au pouvoir et ont menacé de mettre en difficulté une industrie vitale pour l'avenir de la Zambie, mais qui s'adaptait à un environnement économique instable. En analysant l'écroulement des ambitions des colons et la progression vers un régime donnant la majorité aux Noirs Africains, il compare le succès des deux principales compagnies minières en Zambie dans leur tentative de développer des stratégies pour sauvegarder leurs intérêts tout en s'adaptant à l'indépendance imminente. L'article suggère que la divergence de leurs réactions, l'une agissant en apparence de manière »progressiste«, l'autre de façon fortement conservatrice, était partiellement due à la différence de perspectives de leurs principaux actionnaires, l'Afrique du Sud pour l'une, les Etats-Unis pour l'autre.

Hubertus Büschel, L'aide en Afrique. Les acteurs de l'»aide au développement« ouest-allemande et de la »solidarité« est-allemande (1955–1975)

Dans cette contribution, nous nous intéresserons aux acteurs de l'»aide au développement« ouest-allemande et de la »solidarité« est-allemande dans l'Afrique sub-saharienne de 1955 à 1975. Cet aspect n'a été que peu pris en compte dans les travaux de recherche sur la décolonisation et la politique de développement. L'accent est mis sur le travail de développement en Tanzanie/Zanzibar, au Togo et au Cameroun. Ces anciennes colonies allemandes furent des destinataires importants de l'»aide au développement« de la RFA et de la RDA. Adoptant une perspective relevant de l'histoire culturelle, nous nous interrogeons sur la formation et l'arrière-plan social des experts et assistants de l'aide au développement, des membres des brigades de solidarité, sans oublier leurs homologues africains. Nous analysons la façon dont ils étaient préparés intellectuellement avant de partir pour leur mission »outremer« et nous intéressons à la mise en scène de l'aide.

Si l'on se penche sur la manière dont les acteurs se perçoivent eux-mêmes, il apparaît clairement qu'ils n'étaient satisfaits ni des lignes directrices, ni des prémisses de la politique de développement, qu'ils émettaient de sérieux doutes par rapport à leur travail et ressentaient une certaine culpabilité. Cependant la vision dominante – également partagée par leurs homologues africains – pendant les années 1960 et 70 était qu'il était possible de changer l'Afrique par un progrès et un développement conçus selon des normes américaines et européennes.

Corinna R. Unger, Rourkela, une «aciérie dans la jungle». Industrialisation, modernisation et aide au développement dans le contexte de la décolonisation et de la Guerre Froide (1950–1970)

Dans les années 50, l'industrialisation de l'Inde était considérée comme le nec plus ultra pour moderniser le pays, indépendant depuis 1947. Les stratèges occidentaux voulaient ainsi intégrer l'Inde à l'Occident et minimiser l'influence du bloc de l'Est, qui jouait un rôle important sur le pays pendant la Guerre Froide. Dans cette optique, la construction de l'aciérie Rourkela par un consortium d'entreprises ouest-allemandes tomba fort à propos. Les experts indiens et occidentaux espéraient par ce biais «développer» une région jusque là «inexploitée» et transformer ses habitants en hommes modernes. Cependant, le projet a rencontré dès le départ de sérieux problèmes et la République Fédérale a dû intervenir à plusieurs reprises de façon financière et diplomatique. Rourkela devint le symbole d'une politique de développement mal gérée qui misait sur des projets industriels phares plutôt que sur une mutation structurelle «par en bas». Le retour de l'Inde à l'agriculture au début des années 1960 fut une réaction à cette expérience. La Révolution Verte a finalement permis au pays au début des années 1970 de n'être plus tributaire de l'aide étrangère et l'ancra économiquement à l'Ouest, mais cela se fit au détriment de l'objectif initial, qui était d'améliorer le niveau de vie de la population indienne d'une façon égalitaire et démocratique.

Andreas Hilger, Idéologie révolutionnaire, concurrence de systèmes ou politique de développement. Les relations économiques entre l'Union Soviétique et l'Inde durant la Guerre Froide de Khrouchtchev

Ce n'est que depuis peu que la recherche en histoire s'est à nouveau intéressée aux relations du «deuxième Monde» avec le «Tiers Monde» durant la Guerre Froide. Pour réaliser ses investigations, elle peut non seulement s'appuyer sur un accès largement amélioré aux sources nationales, mais elle a également recours aux problématiques plus larges de l'histoire moderne des relations internationales. Après avoir discuté des fondements de la politique extérieure économique de l'URSS après 1945, l'article analyse, à partir de trois cas tirés des relations économiques entre l'URSS et l'Inde, la phase de formation des relations Est/Sud sous Khrouchtchev. Les ambitions de l'URSS dans le conflit Est/Ouest, tant sur le plan politico-idéologique qu'en matière d'économie extérieure, se heurtèrent aux stratégies de modernisation ambitieuses et indépendantes du gouvernement Nehru: la planification autonome du développement indien, tout comme le poids excessif de l'économie étrangère soviétique, handicapèrent sur le long terme la prétendue offensive économique de l'URSS dans le «Tiers Monde».

Patrik von zur Mühlen, Changement de paradigme dans la politique de développement à partir du cas de la *Friedrich-Ebert-Stiftung* de la fin des années 1950 aux années 1990

La Fondation Friedrich Ebert (*Friedrich-Ebert-Stiftung*), l'un des pionniers en matière de travail de développement en Allemagne, a transposé les approches politiques tirées de

l'histoire du mouvement ouvrier au cas du Tiers Monde. L'édification des syndicats, la formation politique des adultes et l'aide au développement des coopératives étaient les tâches les plus urgentes auxquelles s'ajouta bientôt le travail de communication publique. Les revers subis, les objections formulées par la politique, la presse et les sciences, ainsi que les expériences de la Fondation conduisirent à un changement de paradigme dans son travail de développement. Cette mutation s'est faite par étapes à partir de la fin des années 70. D'autres organisations se retrouvèrent au premier plan: coopératives de paysans, groupes de femmes, initiatives citoyennes et groupes d'auto-assistance, forums promouvant un dialogue social sur le plan local et une communication internationale, banques accordant des prêts personnels, chambres de commerce et d'industrie, ainsi que d'autres organisations qui pouvaient représenter les intérêts de leurs membres face à l'autorité administrative, et ainsi soutenir à leur tour le travail de leurs entreprises-relais. Ainsi, la Fondation Friedrich Ebert s'est détournée des précédents modèles de coopération pour le développement et a adopté une conception beaucoup plus flexible.

Véronique Dimier, *Rapporter l'Etat néo-patrimonial en Europe. La décolonisation française et la naissance d'une politique de développement de la CEE*

L'article traite du rôle des ex-fonctionnaires français dans la mise en place du Directeur Général 8 (DG 8, Développement) de la Commission européenne durant les premières années de la Communauté européenne. Il pose la question du transfert des valeurs, des normes, des pratiques et des méthodes de l'action publique de l'administration coloniale à l'administration pour le développement. Dans le cadre de la mise en place d'une administration multinationale, il s'intéresse également au problème de la loyauté et de l'autonomie des fonctionnaires de la Commission vis-à-vis des Etats membres.

Übersetzungen von Delphine Choffat

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes

Jan Philipp Altenburg, geb. 1980, Studium der Geschichtswissenschaft, Germanistik und Vor- und Frühgeschichte in Gießen, Münster und Marburg. Seit 2006 wissenschaftlicher Mitarbeiter für Mittlere und Neuere Geschichte am Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen; seit 2007 Mitglied des Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) an der Justus-Liebig-Universität Gießen; 2008 Stipendiat am Deutschen Historischen Institut, Washington DC. Dissertationsprojekt: »Die Aneignung des Stadtraumes. Großstadtleben in Philadelphia und Frankfurt am Main in den 1920er Jahren«.

Esther Helena Arens, geb. 1973, Studium der Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Anglistik und Amerikanistik in Bonn und Warwick. 2000–2003 Promotionsstipendium der Konrad-Adenauer-Stiftung für das Projekt »Kapital- oder Kulturtransfer? Die westdeutsche und die niederländische Entwicklungshilfe für Indonesien in den 1960er-Jahren«. Veröffentlichung: Multilateral institution-building and national interest: Dutch development policy in the 1960s, in: *Contemporary European History* 12, 2003, S. 457–472.

Hubertus Büschel, geb. 1969, Studium Latein, Geschichte und Germanistik in München und Berlin. Dr. phil. 2004 in Göttingen; 2001–2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen; 2003 Fellow an der UCLA Los Angeles; 2005–2006 Postdoktorand am Graduiertenkolleg der DFG »Archiv, Macht, Wissen«, Bielefeld; seit 2006 assoziiert am Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam, und seit 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Potsdam. Habilitationsprojekt: »Westdeutsche ›Entwicklungshilfe‹ und ostdeutsche ›Solidarität‹ in Afrika südlich der Sahara. Akteure zwischen Kolonialschuld und Machtstreben«. Forschungsschwerpunkte: Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Kulturgeschichte, historische Anthropologie, Verflechtungsgeschichte, Afrikanische Geschichte. Veröffentlichungen u. a.: Untertanenliebe. Der Kult um deutsche Monarchen 1770–1830, Göttingen 2006; Im »Tropenkoller« – Hybride Männlichkeit(en) in ethnologischen Texten 1900–1960, in: Ulrike Brunotte/Rainer Herrn (Hrsg.), *Männlichkeiten der Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, Bielefeld 2008, S. 241–256.

Larry Butler, geb. 1957, Studium der Geschichte in London. Ph. D. (1991) in History, University of London; Lecturer in History, Queen Mary and Westfield College (University of London) and University of Luton; Research Fellow, University of Westminster and Institute of Contemporary British History, London. Seit 2001 Senior Lecturer in Contemporary British History, University of East Anglia, Norwich. Forschungsschwerpunkte: Britische Kolonialgeschichte und Dekolonisation im 20. Jahrhundert, Kolonialstaat und Staat-Wirtschafts-Beziehungen (v. a. in Zentralafrika). Veröffentlichungen u. a.: *Industrialisation and the British Colonial State: West Africa, 1939–1951*, London 1997; *Britain and Empire: Adjusting to a Post-Imperial World*, London 2001; *Copper Empire: Mining and the Colonial State in Northern Rhodesia, c. 1930–64*, Basingstoke 2007; *Crises of Empire: Decolonization and Europe's Imperial States, 1918–1975*, with Martin Thomas and Bob Moore, London 2008.

Stephanie Decker, geb. 1977, Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Völkerkunde und des Internationalen Rechts in Köln. M. A. und Ph. D. (2006) an der University of Liverpool, anschließend Forschungsstelle an der London School of Economics, seit 2007 Lecturer in International Business an der Management School der University of Liverpool, 2007–2008 Harvard-Newcomen Fellow an der Harvard Business School. Arbeitet zurzeit an einem Buchmanuskript basierend auf ihrer Dissertation »Building up Goodwill? British Business, Development and Economic Nationalism in Ghana and Nigeria, 1945–1977«. Veröffentlichungen u. a.: Corporate Legitimacy and Advertising: British Companies and the Rhetoric of Development in West Africa, 1950–1970, in: *Business His-*

tory Review 81, 2007, S. 59–86; Decolonising Barclays Bank DCO? Corporate Africanisation in Nigeria, 1945–69, in: Journal of Imperial and Commonwealth History 33, 2005, S. 419–440.

Véronique Dimier, geb. 1970, Ph.D in Political Science am Institut d'Etudes Politiques, Grenoble (1999). Forschungsaufenthalt als Deakin and Marie Curie fellow am St. Antony's College der Universität Oxford (2000–2002), Professorin für Politikwissenschaft an der Université Libre Brüssel. Veröffentlichungen u. a.: *Le Gouvernement des Colonies: regards croisés franco-britanniques*, Brüssel 2004; *Recycling Empire: the invention of a European aid bureaucracy, 1958–2008* (in Vorbereitung); Aufsätze zur zweiten Karriere französischer Kolonialbeamter, darunter: *For a Republic »diverse and indivisible«? Experience from the colonial past*, in: Journal of Contemporary European History 13, 2004, S. 45–66.

Andreas Eckert, geb. 1964, Studium der Geschichte, Journalistik und Französisch in Hamburg, Yaoundé und Aix-en-Provence. Dr. phil (1995) in Hamburg; Habilitation (2002) an der HU Berlin; 2002–2007 Professor für Neuere Geschichte, Schwerpunkt Geschichte Afrikas in Hamburg; seit 2007 Professor für die Geschichte Afrikas an der HU Berlin. Lehr- und Forschungsschwerpunkte u. a. zur Geschichte Afrikas und zur Geschichte der Arbeit, des Kolonialismus und der Globalisierung. Aktuelle Veröffentlichungen: *Kolonialismus*, Frankfurt/Main 2006; *Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, Staat und Politik in Tanzania, 1920–1970*, München 2007; gemeinsam mit Sebastian Conrad und Ulrike Freitag (Hrsg.), *Globalgeschichte. Theorien, Themen, Ansätze*, Frankfurt/Main 2007; gemeinsam mit Shalini Randeria (Hrsg.), *Vom Imperialismus zum Empire?*, Frankfurt/Main 2008.

Jérôme B. Elie, geb. 1976, Studium der Geschichte in Parix X – Nanterre, an der Universität von Reading (GB) und Abschluss (Master in International Relations) an der Universität Genf. Ph.D in Genf (2007); Forschungsaufenthalte an der School of Advanced International Studies (SAIS, Washington, D.C.) und der University of Dundee (Scotland). Zurzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Graduate Institute of International and Development Studies in Genf und Koordinator im Projekt »UNHCR and the Global Cold War, 1971–1984«. Forschungsschwerpunkte und Veröffentlichungen zur Geschichte der transatlantischen Beziehungen während des Kalten Krieges und zur Geschichte internationaler Organisationen im Bereich der Migrationsforschung, zuletzt: »Protection is the Art of Possible«: Relations between UNHCR and the United States in the early 1980s – The Case of Displaced Salvadorans, in: *Refugee Survey Quarterly* 27, 2008, S. 89–103.

Beate Fieseler, geb. 1955, Studium der Geschichte und Sozialwissenschaften. Dr. phil. 1993; Habilitation für Osteuropäische Geschichte 2004; 1986–2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum; Lise-Meitner-Habilitationsstipendiatin; Lehrstuhlvertretungen in Basel und Bochum 2003–2006; seit 2007 Professorin für Geschichte und Kulturen Osteuropas an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Sozial- und Geschlechtergeschichte Russlands und der Sowjetunion. Aktuelle Veröffentlichungen: *The Bitter Legacy of the »Great Patriotic War«: Red Army Disabled Soldiers under Late Stalinism*, in: Juliane Füst (Hrsg.), *Late Stalinist Russia. Society between Reconstruction and Reinvention*, Abingdon etc. 2006, S. 67–93; *Über Verbrechen schweigen? Die Erinnerung an den »Großen Vaterländischen Krieg« in Russland, 1945 bis in die Gegenwart*, in: *Zeitschrift für Genozidforschung* 7, 2006, 2, S. 8–27; *Arme Sieger. Die Invaliden des »Großen Vaterländischen Krieges« der Sowjetunion, 1941–1991*, Köln etc. 2008.

Jochen Guckes, geb. 1973, Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Freiburg i. Br., Ann Arbor, Michigan/USA und Berlin. 2002–2005 wiss. Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der HU Berlin. Arbeitet derzeit an der Dissertation »Bürgerlichkeit in der modernen Massengesellschaft. Städtische Selbstbilder lokaler Deutungseliten in Deutschland zwischen Tradition und Zukunftsorientierung, 1900–1960«; freiberufliche Tätigkeit für den Deutschen Bundestag und die Gedenkstätte Haus der Wannseekonferenz. Veröffentlichungen u. a.: *Der*

»Habitus der Stadt« in historischer Perspektive: Dresden, Freiburg i. Br. und Dortmund 1900–1960, in: *Volkskunde in Sachsen* 17, 2005, S. 9–29; gemeinsam mit Sandra Schürmann (Hrsg.), *Stadt-bilder und Städtepepräsentationen, Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 1/2005; *Städtische Selbstbilder im Widerstreit. Politische Bürgerlichkeit in Dresden in Selbstdarstellungstexten der 1920er Jahre und bei der 750-Jahrfeier der Stadt 1956*, in: Ulrich Rosseaux u. a. (Hrsg.), *Zeitrhythmen und performative Akte in der städtischen Erinnerungs- und Repräsentationskultur zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart*, Dresden 2005, S. 147–172.

Rüdiger Hachtmann, geb. 1953, Studium in Berlin. Dr. phil.; apl. Professor am Institut für Geschichte und Kunstgeschichte der TU Berlin und Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam; Forschungsschwerpunkte u. a. Geschichte des Nationalsozialismus, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Geschichte des Arbeitsrechts und der deutschen und europäischen Revolution von 1848/49 sowie weiterer Aspekte des 19. Jahrhunderts. Aktuelle Buchveröffentlichungen: *Wissenschaftsmanagement im »Dritten Reich«*. Geschichte der Generalverwaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, 2 Bde., Göttingen 2007; *Tourismus-Geschichte*, Göttingen 2007; *Koloß auf tönernen Füßen. Das Gutachten des Wirtschaftsprüfers Karl Eicke über die Deutsche Arbeitsfront vom 31. Juli 1936*, München, 2006.

Jussi Hanhimäki, geb. 1956, Studium der Geschichte und Politischen Wissenschaft in Tampere/ Finnland. M. A. und Ph. D. (1993) in International History an der Boston University; seit 2000 Professor für International History and Politics am Graduate Institute of International and Development Studies in Genf; »Finland Distinguished Professor« 2006 der Academy of Finland; Redaktionsmitglied des *Refugee Survey Quarterly*. Zahlreiche Veröffentlichungen zur amerikanischen Außenpolitik, den transatlantischen Beziehungen und zur Geschichte des Kalten Krieges, darunter: *The Cold War: A History in Documents and Eyewitness Accounts*, Oxford 2003; *The Flawed Architect: Henry Kissinger and American Foreign Policy*, Oxford 2004; *International History of the Twentieth Century and Beyond*, London 2008; *United Nations: A Very Short Introduction*, Oxford 2008.

Robert Heinze, geb. 1978, Studium der Geschichte und Deutschen Literatur in Konstanz. Seit April 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Nachwuchsgruppe »Dynamik transnationalen Handelns, 18.–20. Jh.« am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Konstanz. Arbeitet gegenwärtig an der Dissertation zur Geschichte des Radios im Dekolonisationsprozess Namibias und Sambias. Veröffentlichung: *Vom Theaterorchester zum internationalen Klangkörper: Zum 75-jährigen Jubiläum der Südwestdeutschen Philharmonie*, Konstanz 2007.

Andreas Hilger, geb. 1967, Studium der Geschichte und Slavistik in Köln und Wolgograd. Dr. phil.; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut Dresden und Osteuropäischen Seminar der Universität Köln; zurzeit Lehrbeauftragter der Universität Hamburg. Habilitationsprojekt: »Anti-Kolonialismus und Kalter Krieg. Die Beziehungen der UdSSR zu Indien und Pakistan 1941–1966«. Veröffentlichungen u. a.: *Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion 1941–1956*, Essen 2000; *Sowjetische Militärtribunale*, 2 Bde., Köln 2001–2003 (Mithrsg.); *Tod den Spionen. Todesurteile sowjetischer Gerichte in der UdSSR und in der SBZ/DDR 1917–1953*, Göttingen 2006 (Hrsg.); *Moskau und die Entwicklungsländer*, in: Stefan Karner/Natalja Tomilina/Alexander Tschubarjan u. a. (Hrsg.), *Prager Frühling. Das internationale Krisenjahr 1968*, Köln 2008, S. 299–318.

Jens Jäger, geb. 1965, Studium der Geschichte, Volkswirtschaft und Literaturwissenschaft in Hamburg. Dr. phil. (1995) in Hamburg, Habilitation (2005) in Köln. Forschungsaufenthalte in England, Frankreich und Österreich. Seit 2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg (SFB 427) »Medien und kulturelle Kommunikation« an der Universität zu Köln. Veröffentlichungen zur Fotografiegeschichte, historischen Bildforschung sowie der europäischen Kriminalitäts- und Polizeigeschichte. Veröffentlichungen u. a.: *Verfolgung durch Verwaltung. Internationales Verbrechen und internationale Polizeikooperation 1880–1933*, Konstanz 2006; *Photo-*

graphie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die Historische Bildforschung, Tübingen 2000 (Neuauf-
lage für 2009 geplant).

Christoph Kalter, geb. 1974, Studium der Geschichte und der Neueren Deutschen Literatur in Berlin und Bordeaux. Seit Januar 2006 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Zentrums für Zeithistorische Forschung (ZZF) Potsdam, zugleich Promotionsstudent an der FU Berlin. Thema der Dissertation: »Die Entdeckung des tiers monde. Die radikale Linke in Frankreich zwischen Dekolonisierung, Kaltem Krieg und Kapitalismus (1956–1975)«. Veröffentlichungen: Das Eigene im Fremden. Der Algerienkrieg und die Anfänge der Neuen Linken der Bundesrepublik, in: Jürgen Danyel/Patrice G. Poutrus (Hrsg.), Der Algerienkrieg in Europa (1954–1962). Beiträge zur Geschichte eines transnationalen Phänomens (Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 55, 2007, H. 2), S. 142–161; »Les damnés de Nanterre«. Extrême gauche, tiers monde et années 68 en France (im Erscheinen).

Fabian Klose, geb. 1976, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Politischen Wissenschaft und Alten Geschichte an der LMU München, der National University of Ireland, Maynooth und der University of Minnesota, Minneapolis/USA. Dr. phil. (2007) an der LMU München; Dissertation zum Thema »Menschenrechte und koloniale Gewalt. Eine komparative Studie der Dekolonisierungskriege in Kenia und Algerien«. Im Augenblick DAAD Postdoc-Fellow an der University of Minnesota, ab September 2008 DAAD Postdoc-Fellow an der University of Princeton. Arbeitet gegenwärtig zur Geschichte der humanitären Intervention und der Internationalisierung von humanitären Normen. Weitere Publikationen zur Geschichte des Notstandes, des internationalen Menschenrechtsschutzes, des humanitären Völkerrechts und der Dekolonisation.

Sönke Kunkel, geb. 1982, Studium der Geschichte, Philosophie und Politikwissenschaft in Köln und Columbus (Ohio State University). 2004–2008 Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes; 2005/06 Fulbright Stipendiat; 2007/08 Visiting Fellow an der Harvard University. Forschungsschwerpunkte: Globalgeschichte, Internationale Geschichte, Geschichte der amerikanischen Außenpolitik, visual history. Gegenwärtig Arbeit an einer Dissertation zur amerikanischen Bildpolitik 1961–1973 an der Jacobs University, Bremen. Darüber hinaus Vorbereitung verschiedener Publikationen zur Geschichte der Vereinten Nationen und der amerikanischen Erinnerungskultur.

Ulrike Lindner, geb. 1968, Studium der Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaft in München und Oxford. Dr. phil. 2001; Wissenschaftliche Assistentin an der Universität der Bundeswehr München, 2005/2006 Feodor-Lynen-Stipendiatin der Alexander v. Humboldt Stiftung in Cambridge. Arbeitet an einer Habilitationsschrift zum Thema »Koloniale Begegnungen europäischer Imperialmächte. Deutschland und Großbritannien in Afrika«. Veröffentlichungen u. a.: Gesundheitspolitik in der Nachkriegszeit. Großbritannien und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, München 2004; gemeinsam mit Merith Niehuss (Hrsg.), Ärztinnen – Patientinnen. Frauen im deutschen und britischen Gesundheitswesen des 20. Jahrhunderts, Köln 2002.

Frieder Ludwig, geb. 1961, Studium der Geschichte und der ev. Theologie in Heidelberg und Birmingham. Dr. phil. (1991) in Heidelberg; Dr. theol. (1995) in Heidelberg, Habilitation (1999) an der LMU München; wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Bayreuth (1992–93) und München (1994–1999); Gastprofessor an der Universität Jos/Nigeria (1999–2000); Lehrstuhlvertretung in München (2000–2002); Associate Professor am Luther Seminary in St. Paul, Minnesota/USA (2002–2008). Seit Februar 2008 Leiter des Missionsseminars in Hermannsburg. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Interkulturelle Theologie und Missionswissenschaft, Kirchengeschichte Afrikas und Asiens, Christentum, Islam und traditionale Religionen in Afrika, Religion und Migration.

Stephan Malinowski, geb. 1966, Studium der Geschichte und Politikwissenschaft in Berlin und Montpellier. Dr. phil. 1998 am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz; 1998–2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter, Assistent und Vertreter einer Juniorprofessur an TU, FU und HU Berlin

sowie an der Universität zu Köln, 2005–2006 Kennedy-Fellow am Center for European Studies, Harvard University; 2008 Junior Fellow am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS). Habilitationsprojekt zur Gleichzeitigkeit von militärischer Gewalt und Modernisierungspolitik in Algerien in den 1950er Jahren. Veröffentlichungen u. a.: Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003; »1968« als Katalysator der Konsumgesellschaft. Performative Regelverstöße, Kommerzielle Adaptionen und ihre gegenseitige Durchdringung, in: GG 32, 2006, S. 238–267 (mit Alexander Sedlmaier); L'antichambre de l'Holocauste? À propos du débat sur les violences coloniales et la guerre d'extermination nazie, in: Vingtième Siècle. Revue d'histoire 99, 2008 (mit Robert Gerwarth).

Daniel Maul, geb. 1971, Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaft und Geografie in Erlangen, Bremen, Bologna und München. Dr. phil. (2005) an der LMU München. 2006–2008 Tätigkeit als freier wissenschaftlicher Autor; seit 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Zeitgeschichte, Justus-Liebig-Universität Giessen. Dissertation zum Thema »Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation – die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970«. Gegenwärtig Arbeit an einer Biografie des amerikanischen Sozialpolitikers David A. Morse und an einer Überblicksdarstellung zur Geschichte der Menschenrechte seit der frühen Neuzeit. Weitere Publikationen zur Geschichte der Entwicklungspolitik, zur Südtirolproblematik und zum internationalen Menschenrechtsschutz.

Patrik von zur Mühlen, geb. 1942, Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaft, Philosophie und Romanistik an der FU Berlin und in Bonn. Dr. phil. 1971; nach dreijähriger Tätigkeit im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft Wechsel in die Friedrich-Ebert-Stiftung: 1975–2007 Mitarbeiter im Forschungsinstitut. Forschungen und Veröffentlichungen über Exil und Emigration 1933–1945 und DDR-Geschichte, überdies über den Zweiten Weltkrieg, Rassenideologien, Widerstand in der NS-Zeit sowie über den Spanischen Bürgerkrieg und baltische Geschichte, zuletzt: Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung. Von den Anfängen bis zum Ende des Ost-West-Konflikts, Bonn 2007.

Fred S. Oldenburg, geb. 1937, Studium der Industrieökonomie an der Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlshorst, 1962–1968 Studium der Volkswirtschaft und der Politischen Wissenschaften an der FU Berlin und der London School of Economics. 1968/1970 Dozent für Außen- und Deutschland-Politik an der HVS der Friedrich-Ebert-Stiftung; 1971–2001 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln (Sowjetische Deutschland-Politik, DDR); Lehrbeauftragter am Institut für Politische Wissenschaft und Europäische Studien der Albertus-Magnus-Universität zu Köln; über 80 Veröffentlichungen zur sowjetischen Außen- und Deutschland-Politik und zur SED-Herrschaft, darunter: Die Deutschland-Politik Gorbatschows, Köln 1992; Das Dreieck Moskau-Berlin-Bonn 1975–1989, Köln 1994; Sowjetische Außenpolitik 1985–1991, Köln 1998; Internationale Theorie und das Ende des Kalten Krieges, in: Heiner Timmermann (Hrsg.), Historische Erinnerungen im Wandel, Münster 2006, S. 510–534.

Frank Schubert, geb. 1962, Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaften und Germanistik in Hannover und am Chancellor College der University of Malawi. Dr. phil 2003; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsprojekt »Kriegsfolgen und Kriegsbewältigung in Afrika« an der Universität Hannover; seit 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Zürich. Veröffentlichungen u. a.: gemeinsam mit Freya Grünhagen, Kindersoldaten in Afrika. Uganda und Mosambik in den 1980er Jahren, in: Dittmar Dahlmann (Hrsg.), Kinder und Jugendliche in Revolution und Krieg, Paderborn 2000, S. 203–223; »Guerillas Don't Die Easily«: Everyday Life in Wartime and the Guerilla Myth in the National Resistance Army in Uganda, 1981–1986, in: International Review of Social History 51, 2006, S. 95–111; »Soldiers can get anything free«. Idi Amin und das Erbe des Kolonialmilitärs in Afrika, in: Historische Anthropologie 14, 2006, S. 93–104.

Daniel Speich, geb. 1969, Studium der Geschichte, Philosophie und Ethnologie an der Universität Zürich. Dr. phil. 2002. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der ETH Zürich. Seit 2006 Stipendiat des Schweizer Nationalfonds im Projekt »Entwicklungswissen – Technologie und Wissenschaft in der globalen Entwicklungskultur seit 1945«. 2007 Visiting Fellow am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin. 2009 Fellow am Institut d'Études Avancées de Nantes. Veröffentlichungen u. a.: Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert, Zürich 2002 (mit D. Gugerli); Helvetische Meliorationen. Die Neuordnung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse an der Linth 1783–1823, Zürich 2003; Die Zukunftsmaschine. Konjunkturen der ETH Zürich 1855–2005, Zürich 2005 (mit D. Gugerli und P. Kupper).

Malte Thießen, geb. 1974, Studium der Geschichte, Germanistik und Erziehungswissenschaft in Hamburg. Dr. phil. 2006; seit 2007 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Arbeitet zurzeit an dem interdisziplinären Projekt »Zeitzeugen des Hamburger ›Feuersturms‹ und ihre Familien« zur transgenerationalen Weitergabe von Kriegserfahrungen. Neueste Veröffentlichungen: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, München 2007; Gemeinsame Erinnerungen im geteilten Deutschland. Der Luftkrieg im ›kommunalen Gedächtnis‹ der Bundesrepublik und der DDR, in: Deutschland Archiv 41, 2008, S. 226–232.

Corinna R. Unger, geb. 1978, Studium der Geschichtswissenschaft, Politologie, Soziologie und Historischen Anthropologie in Freiburg, Berlin und Albany/NY. Dr. phil. 2005; 2001–2002 Stipendiatin am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen; 2002 bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für neuere und neueste Geschichte der Universität Freiburg. Zur Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin für Zeitgeschichte am Deutschen Historischen Institut Washington DC. Arbeiten zum Kalten Krieg, zur Wissenschaftsgeschichte, zur Exilforschung und zur Geschichte der Philanthropie. Gegenwärtiges Projekt: Westliche Modernisierungskonzepte für Indien seit 1945. Veröffentlichungen u. a.: Ostforschung in Westdeutschland. Die Erforschung des europäischen Ostens und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1945–1975, Stuttgart 2007; Arnold Brecht (1884–1977). Demokratischer Beamter und politischer Wissenschaftler in Berlin und New York, hrsg. zusammen mit Claus-Dieter Krohn, Stuttgart 2006.

Einzelrezensionen finden Benutzer des »Archivs für Sozialgeschichte« unter:
<<http://www.fes.de/afs>>

Rahmenthemen der nächsten Bände des »Archivs für Sozialgeschichte«:

2009: Europäische Zeitgeschichte. Gesellschaftsgeschichte Europas als Europäische Zeitgeschichte

2010: Verwissenschaftlichung von Politik im 20. Jahrhundert